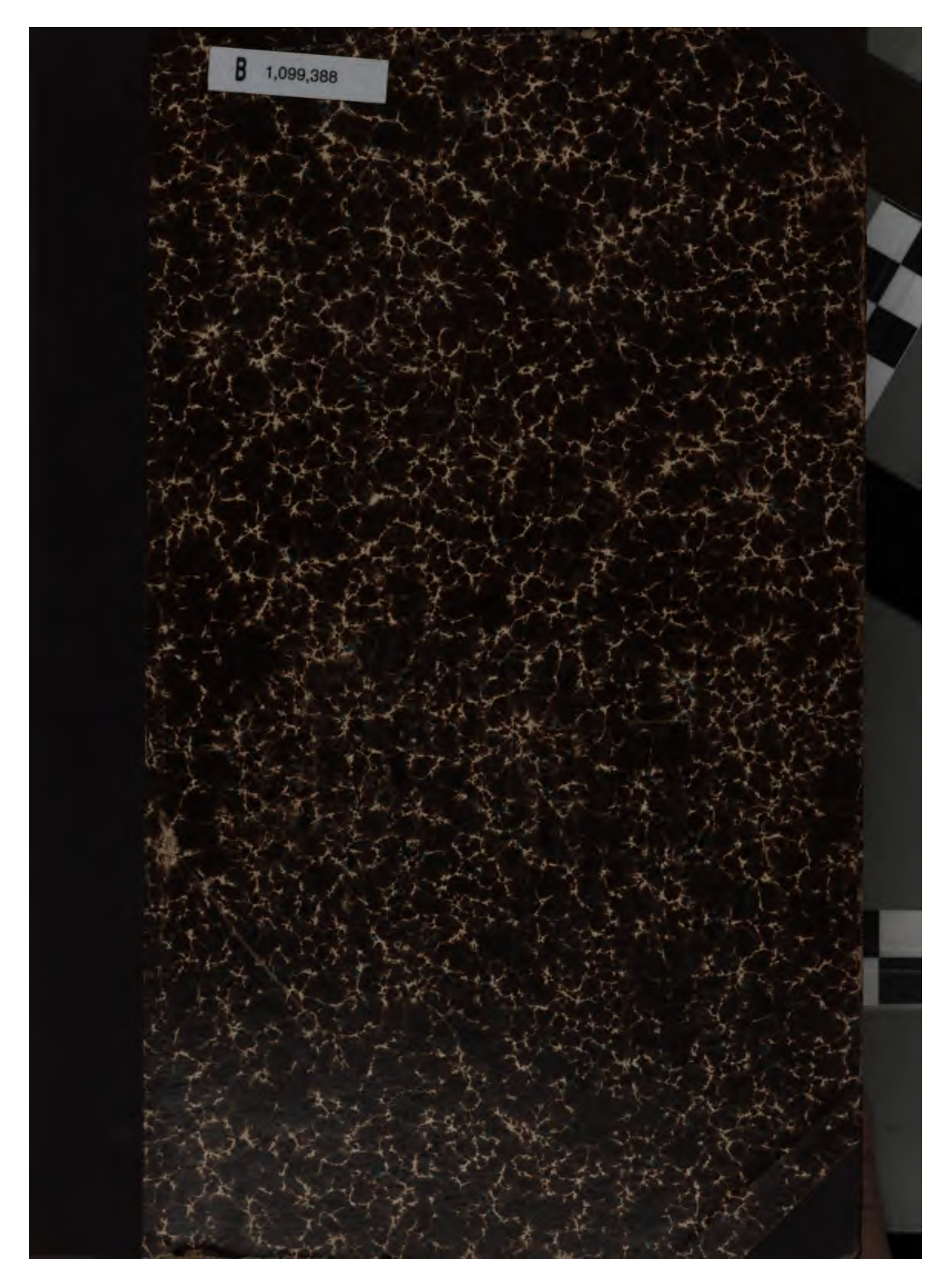
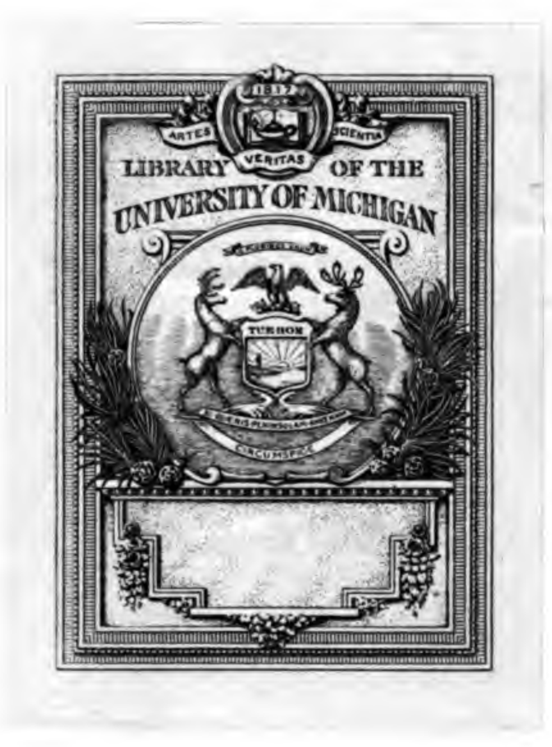
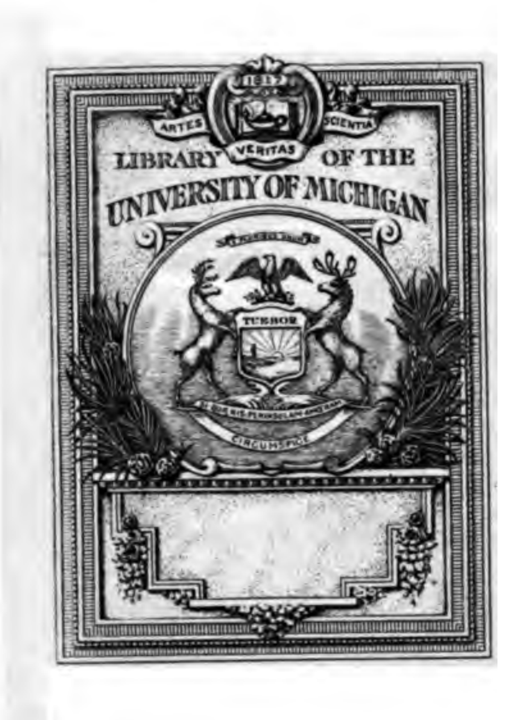

B 1,099,388

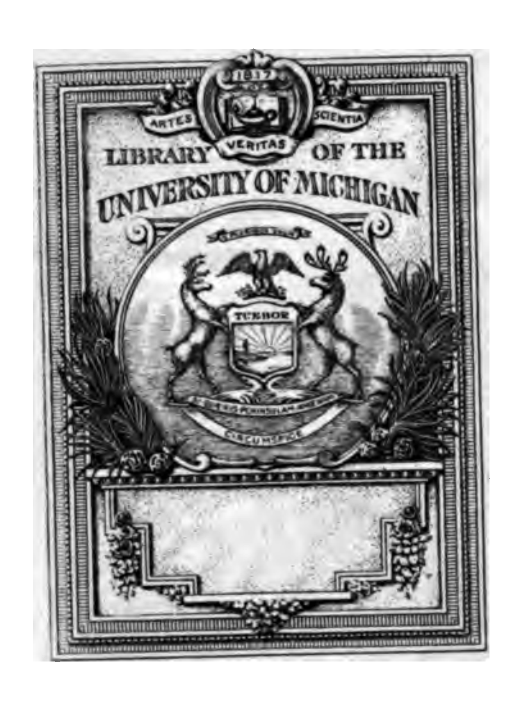

OBERT SIEGER


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


ROBERT SIEGER


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


ROBERT SIEGER


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

Österreichische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn von Berger und Dr. Karl Glossy



Band V

November 1905 — Jänner 1906

1906

Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel), Wien

Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V.

Inhalt.

Autorenverzeichnis.

Artikel.

Belletristik.

Chronik.

Besprechungen.

Kleine Mitteilungen.

Feuilleton.

Von der Woche.

Das Problem einer gerechten Wahlreform.

Berufsgenossenschaftliche Gliederung der Volksvertretung.

Von Theodor Eglauer.

Im gegenwärtigen Zeitpunkte, da in allen Vertretungskörpern die Einführung des allgemeinen und gleichen Stimmrechts auf der Tagesordnung steht und das Verlangen nach einer gründlichen Änderung unserer Reichsrats- und Landtags-Wahlordnungen immer weitere Kreise der Bevölkerung erfaßt, sei es mir gestattet, zu der aufgeworfenen Frage einmal ganz objektiv, fern von jedem Parteistandpunkte, also rein akademisch Stellung zu nehmen.

Ohne Zweifel ist die überwiegende Mehrheit der Staatsbürger einer Ausdehnung des Wahlrechts auf die im Reichsrate und in den Landtagen bisher gar nicht oder nicht angemessen vertretenen Volksschichten geneigt. Nur zweifeln viele daran, ob das allgemeine und gleiche Wahlrecht dem ersehnten Ideal einer gerechten und zweckmäßigen Verteilung der Mandate für die Volksvertretung auch wirklich entspreche oder ihm wenigstens nahekomme. Hiezu kommt beim deutschen Volksstamme noch die Besorgnis, daß infolge des allgemeinen und gleichen Stimmrechts etwa eine zu große Verschiebung des nationalen Besitzstandes zu seinen Ungunsten eintrete.

Und doch ist eine gründliche Besserung unserer desolaten parlamentarischen Verhältnisse auf keinem andern Wege erreichbar. Die bald in diesem, bald in jenem Vertretungskörper drohende Obstruktion ist nicht die Ursache, sondern die Wirkung oder vielmehr das äußere Symptom einer Konstitutionskrankheit, die am Marke unseres Staates zehrt. Auch Neuwahlen dürften an dieser traurigen Sachlage kaum etwas Wesentliches ändern. Das Übel, dem abgeholfen werden soll, sitzt tiefer, nämlich in der Organisation unserer Vertretungskörper. Soll das Volk den Glauben an das Vaterland wieder finden, soll es sich von dem Phantom der nationalen Unduldsamkeit abwenden, so müssen seinem Streben neue, begehrenswerte Ziele geboten werden. In dieser Erkenntnis erwarten wohl die meisten von uns einen solchen Umschwung von der Einführung des allgemeinen und gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts.

Trotzdem kann der gegenwärtigen Regierung niemand es verargen, daß sie sich ohne gründliche Überlegung und Vorbereitung zu dieser tief einschneidenden

Maßregel nicht entschließt und vorläufig offenbar eine abwartende Stellung einnimmt. Auch meiner Überzeugung nach würde das, wie man es sich gewöhnlich vorstellt, gemeinsam ausgeübte allgemeine und gleiche Stimmrecht zwar die derzeit davon ausgeschlossenen oder hiebei verkürzten Volksklassen, aber keineswegs alle Teile der Bevölkerung wirklich befriedigen. Damit dieses der Fall sei, bedarf das Stimmrecht einer besonderen Einrichtung, deren Darstellung den Gegenstand nachstehender Zeilen bildet.

Jeder Staatsbürger hat, ohne Unterschied des Standes, Berufes oder Geschlechts, einen natürlichen Anspruch darauf, daß seine Lebensbedürfnisse im Staate, sowie in andern Zwangsgemeinschaften, denen er angehört, entsprechend gewahrt und gefördert werden. Hat doch der Staat die Entwicklung aller geistigen und materiellen Kräfte des Volkes geradezu zum Zwecke, und kann auf die Dauer nur bei einer gleichmäßigen Befriedigung dieser Interessen gedeihen. Ohne Zweifel bringt unser Abgeordnetenhaus in der gegenwärtigen Zusammensetzung nicht die wahren Volksbedürfnisse zum Ausdruck, sondern ist großenteils die Domäne einer von der ehemaligen ständischen Verfassung überkommenen Klassenherrschaft. Leider hat der revolutionäre Geist die alte Ständegliederung aufgelöst, ohne etwas Besseres an deren Stelle zu setzen. Infolge dessen fehlt uns, von einigen bedeutsamen Ansätzen abgesehen, noch heute eine feste wirtschaftliche Organisation aller hier in Frage kommenden Volksklassen. Die Unternehmer und Arbeiter verschiedener volkswirtschaftlicher Zweige haben sich zwar in der Form von gewerblichen Genossenschaften, Gewerkschaften und Krankenkassen, dann von allerlei Standeskammern, Vereinen, Gesellschaften, Kartellen und andern Interessengemeinschaften vereinigt, um wesentliche Gebiete der heimischen Produktion und Arbeit, respektive des inländischen Handels und Konsums vor Vernachlässigung zu schützen; sie entbehren aber noch immer wirksamer Vertretung ihrer Interessen im Parlamente. Dem strebsamen Staatsbürger liegt natürlich seine eigene Wirtschaft zunächst am Herzen, sowie dem Staate die Volkswirtschaft; denn alle materiellen und idealen Güter sind ihnen nur bei einer prosperierenden Wirtschaft erreichbar. Doch haben die Einzelwirtschaften verschiedene Wünsche, deren Erfüllung im Staate nur bei einem billigen Ausgleich der einander widerstreitenden Interessen denkbar ist. Als zweckmäßigstes Mittel zur Beseitigung der größten Ungleichheiten im täglichen Kampfe ums Dasein, zur Hintanhaltung von Plutokratismus und Pauperismus erachte ich daher eine freie und vernünftige Selbstbestimmung der in ihren Interessen verschiedenen beruflichen und sozialen Volksschichten, die am besten selbst wissen werden, was ihnen not tut.

Bei einem wahrhaft parlamentarischen Regierungssystem stellt die Mehrheit der Volksvertreter im Namen der Volksmajorität die leitenden Grundsätze auf, nach welchen regiert werden soll. Ob diese Richtschnur aber auch tatsächlich den Wünschen der Volksmajorität entspricht, hängt von der Wahlordnung ab, aus welcher die Volksvertreter hervorgehen. Die Wahlen für die politischen Vertretungskörper sind in den konstitutionellen Staaten sehr verschieden geregelt. Das früher allgemein

herrschende geburtsständische Wahlsystem, bei dem einige bevorzugte Stände die Volksvertreter wählten, die selbstverständlich mehr ihre speziellen Standesinteressen als die der Gesamtheit vertraten, ist in neuerer Zeit immer mehr durch das auf der Idee des allgemeinen Staatsbürgertums beruhende Repräsentativ-System verdrängt worden, wonach jeder Vertreter die Gesamtheit des Volkes repräsentieren soll. Aber auch dieses System geht von einer unrichtigen Prämisse aus. Die Staatsbürger haben bei unserer kapitalistischen Volkswirtschaft oft die widerstreitendsten Interessen, welche bei der Vereinigung aller Bewohner eines Bezirkes in einem Wahlkörper einzeln nicht zur Geltung gelangen. Den von solchen Wahlkörpern erwählten Abgeordneten ist es beim besten Willen nicht möglich, die Interessen aller ihrer Wähler zu vertreten; sie werden daher, wenn sie nicht etwa ihre eigenen oder Standesinteressen in den Vordergrund stellen, hauptsächlich die Wünsche der einflußreichsten Personen unter ihren Wählern (Ortsgrößen, politischen Kampfhähne und Krakeeler) besonders im Auge behalten.

Das Parlament soll nach Considerant (Phalange) eine richtige Vertretung aller Meinungsgruppen sein oder wie Girardin (Presse) meint, ein verkleinertes Bild der Nation mit allen ihren Gedanken und Bestrebungen, Bedürfnissen und Forderungen geben. Girardin bezeichnet es als einen Übelstand, wenn die Wähler an einen Bezirk gefesselt sind, und erblickt darin die Abhilfe, daß der ganze Staat einen einzigen Wahlkreis bilde. Wir wollen nicht so weit gehen; denn es ist ganz undenkbar, daß ein derart gewählter Repräsentant des Volkes die Interessen der Gesamtheit besonders wahrnehme. Diese Aufgabe obliegt vielmehr der ganzen Volksvertretung sowie der Regierung. In den geltenden Wahlordnungen werden einerseits divergierende Interessen miteinander verquickt, anderseits vielen Interessenten, denen eine besondere Vertretung gebührt, diese vorenthalten oder geschmälert. Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Landwirte und Gewerbetreibende, Produzenten und Konsumenten, die gegenwärtig häufig miteinander einen Abgeordneten wählen, haben selbstverständlich nicht dieselben Interessen, mögen sie auch nebeneinander wohnen und daher lokale Wünsche gemeinsam haben. Die besonderen Interessen eines Landes oder Bezirkes finden ohnehin durch die Dezentralisation der Wahlen ihre Berücksichtigung. Dagegen mangelt vielen Volksklassen noch eine spezielle Vertretung ihrer beruflichen Interessen.

Unsere Reichsratswahlordnung beruhte bis zum Gesetze vom 14. Juni 1896, womit den früher bestehenden vier Kurien *a*) des großen Grundbesitzes, *b*) der Städte und Märkte, *c*) der Handels- und Gewerbekammern und *d*) der Landgemeinden, noch eine fünfte, die allgemeine Wählerklasse angegliedert wurde, zwar angeblich gleich den Landtagswahlordnungen, auf dem Prinzip der Interessenvertretung, hat diesen Grundsatz jedoch in einer sehr mangelhaften Weise durchgeführt. Mit der Einführung des unabgesonderten allgemeinen Wahlrechts würde jener Grundsatz gänzlich verlassen, was gerade bei den besonderen Verhältnissen der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder sehr zu bedauern wäre. Die gemeinsamen

allgemeinen Wahlen mögen vielleicht für ein national einheitliches und auf einer ungefähr gleichen Kulturstufe stehendes Volk mit einem kräftig ausgebildeten Staatsgefühle passen; doch sind selbst im Deutschen Reiche, das unter der zugkräftigen Parole des allgemeinen Stimmrechts vom eisernen Kanzler zusammengeschmiedet wurde, schon wiederholt Stimmen laut geworden, welche dieses in der bisherigen Form verwerfen. In Österreich aber weisen die einzelnen Kronländer so große nationale, wirtschaftliche und kulturelle Unterschiede auf, daß es unmöglich erscheint, durch gemeinschaftliche Repräsentativwahlen eine homogene Volksvertretung zu schaffen.

Gewiß haben wir eine Erweiterung des gegenwärtigen Wahlrechtes nötig, und zwar durch Einbeziehung der bisher gar nicht oder nicht gehörig berücksichtigten Volksschichten in die Zahl der Wähler, aber nicht, wie für einige Landtage nach dem Vorbilde des Reichsrates geplant ist, durch Anfügung einer allgemeinen Wählerklasse; denn in dieser Wählerklasse, die doch hauptsächlich zur Vertretung der Arbeiterschaft errichtet wurde, wählen nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Angehörigen der übrigen Volkskreise mit, denen ohnehin die vier anderen Kurien offen stehen und die nur zu häufig darin den Ausschlag geben, so daß die Arbeiter im Parlamente wieder nicht entsprechend vertreten sind. Es geht aber auch nicht an, daß nach Einführung des gemeinsamen allgemeinen Wahlrechts die an vielen Orten an Zahl überwiegenden Arbeiter alle anderen Volksklassen überstimmen. Friede und Eintracht können im Staate nur dann einziehen, wenn die wichtigsten Bedürfnisse aller Staatsbürger gleichmäßig, d. h. nach Maßgabe ihrer Notwendigkeit und Bedeutsamkeit befriedigt werden. Derzeit müssen, um die Wähler eines Bezirkes mit den verschiedensten materiellen Interessen unter einen Parteihut zu bringen, oft die gefährlichsten Umtriebe gemacht oder die niedrigsten Leidenschaften aufgestachelt werden. Mögen nun auch die Wünsche der in einem Bezirke zusammenwohnenden Volksgenossen einander widersprechen, so laufen doch gewisse Interessen parallel, wie die agrarischen Bedürfnisse der Land- und Forstwirte und stehen jenen der Konsumenten entgegen, während die Industrie- und Handelsinteressen sich wieder vielfach berühren. Anderseits sind die Wünsche der Arbeiterschaft regelmäßig gleichartig und jenen der Unternehmer entgegengesetzt. Will man demnach alle Kreise der Bevölkerung zufriedenstellen, so muß man aus den politischen und nationalen Parteien wirtschaftliche machen und das Wahlsystem auf dem Grundsatze einer wahren Interessenvertretung aufbauen, d. h. jeder größeren Interessentengruppe die ihrer Bedeutung angemessene Vertretung im Parlamente zuerkennen.

Die moderne Auffassung des Staates als eines naturnotwendigen Wesens erfordert eine organische Verfassung desselben nach seiner berufsgenossenschaftlichen Gliederung. Eine richtige Volksvertretung soll tatsächlich ein Spiegelbild des vertretenen Volkes sein, somit alle Interessentengruppen desselben im kleinen enthalten, und zwar in einer ihrer Bedeutung für die Volkswirtschaft angemessenen Weise. Nur eine solche Vertretung verbürgt die volle Entwicklung aller geistigen

und materiellen Kräfte des Volkes und bewahrt dieses vor einer einseitigen mißbräuchlichen Ausnützung der Regierung zu gunsten einiger Machtfaktoren. Eine gerechte Proportionalvertretung ist aber nur auf dem Wege erreichbar, daß die einer gewissen Interessengemeinschaft Angehörigen in besonderen Wahlkörpern vereinigt werden. Diese Genossen stehen, wie die tägliche Erfahrung lehrt, unzweifelhaft einander am nächsten. Ein gemeinsames materielles Interesse bestimmt die Menschen noch am ehesten, ihre verschiedene politische oder nationale Gesinnung oder selbst die voneinander abweichende Meinung in einer wirtschaftlichen Frage dem gemeinsamen Nutzen unterzuordnen. Eine auf wahrer Interessenvertretung organisch aufgebaute Wahlordnung muß die Bevölkerung des Staates oder eines Landes in einige große berufliche und soziale Gruppen teilen, deren Mitglieder besondere Interessen gemeinsam haben und jeder solchen Interessentengruppe die ihrer wirtschaftlichen und staatlichen Bedeutung entsprechende Anzahl von Mandaten zuteilen. Der im allgemeinen gewiß gerechtfertigte Unterschied zwischen Stadt und Land reicht hiezu noch lange nicht aus, auch nicht die Berücksichtigung der direkten Steuerleistung allein. Die direkten Steuern lieferten anno 1900 als dem letzten Volkszählungsjahre bloß 278·19 Millionen Kronen, dagegen die indirekten Abgaben 779·77 und die österreichischen Zollüberschüsse 119·07, zusammen 898·84 Millionen Kronen. Die Sozialdemokraten weisen daher mit vollem Recht auf die Unbilligkeit hin, daß unsere Reichsratswahlordnung auf die letzteren Abgaben, die mehr als dreimal so viel abwerfen, wie die direkten Steuern, nicht die mindeste Rücksicht nimmt. Anderseits sind die Sozialdemokraten nicht geneigt, der direkten Steuerleistung die gebührende Achtung zu schenken. Die besonders bevorzugte Stellung der Kurien des großen Grundbesitzes und anderer privilegierter Wahlkörper auf Kosten der außerhalb derselben stehenden Volksklassen läßt sich überhaupt nur historisch erklären. Haben heutzutage die Großindustrie und der Großhandel etwa eine weniger hohe Bedeutung für den Staat und die Volkswirtschaft als der Großgrundbesitz?

Größeren Pflichten entsprechen auch größere Rechte. Diesem Grundsatze entsprechend, beruht das einzig gerechte und natürliche Maß für die Bedeutung einer Interessentengruppe einerseits in der Kopfzahl, anderseits in der Steuerleistung aller ihrer Mitglieder ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts oder der Staatsbürgerschaft, demnach in der Gesamtzahl der Personen, welche in einem Berufszweige ihren Unterhalt finden und in deren gesamten direkten und indirekten Steuerleistung. Den ersteren, allerdings wichtigeren Wahlrechtsfaktor sieht wohl jedermann ein; denn das kostbarste Kapital im Staate ist nach einem berühmten Ausspruche der Mensch und das wichtigste Gut die Persönlichkeit. Bei unserer Staatswirtschaft, die hauptsächlich auf der Steuerkraft der Bevölkerung fußt, muß aber außerdem auf die Steuerleistung der Interessengemeinschaften Rücksicht genommen werden.

Letztere ist übrigens nicht bloß für den Staat, sondern auch für das allgemeine Wohl von höchster Bedeutung; denn nur das, was durch die Staatswirtschaft

möglich, ist nach L. v. Stein überhaupt möglich. Bei einer Mandatsverteilung ausschließlich nach der Mitgliederzahl wäre zu besorgen, daß die Unternehmer in den Vertretungskörpern majorisiert und noch mehr als jetzt mit direkten und Verkehrssteuern belastet würden. Dies könnte aber ihren Unternehmungsgeist lähmen, die einheimische Produktion zu grunde richten und damit auch das Interesse der Arbeiterschaft gefährden. Die Beachtung der Steuerleistung entspricht daher sowohl der Gerechtigkeit als der Zweckmäßigkeit und läßt von der Zukunft eine vollkommenere Ausgleichung der Steuerlast verschiedener Berufsklassen erhoffen. Dagegen kann ich einer etwaigen Pluralwahlberechtigung der Arbeitgeber schon deshalb nicht beistimmen, weil sehr viele Arbeiter im Dienste des Staates und anderer öffentlicher Körperschaften stehen, welche Dienstgeber für das Wahlrecht nicht in Frage kommen. Der Wert eines Staatsbürgers wird sicherlich am besten nach seinen Leistungen für den Staat und die Gesellschaft zu beurteilen sein. Leider lassen sich gerade die größten Leistungen, nämlich die idealen, weil unschätzbar, für unsern Zweck nicht verwerten, nicht einmal die sogenannte Blutsteuer, zumal letztere nur die militärtauglichen jungen Männer trifft. Wir müssen uns daher notgedrungen auf die materiellen Leistungen beschränken, die eben in der jährlichen Steuerleistung zum Ausdruck gelangen.

Mit dem Grundsatze, daß für die Bedeutung einer Interessentengruppe die Gesamtzahl ihrer Mitglieder maßgebend sei, soll aber noch keineswegs gesagt sein, daß auch alle diese Mitglieder das Stimmrecht selbst ausüben sollen. Das Prinzip des sogenannten allgemeinen Stimm- oder aktiven Wahlrechts muß aus naheliegenden Gründen mehrfache Einschränkungen erleiden. Vor allem sind die jugendlichen Genossen einer solchen Gruppe noch nicht reif, ihre Privatinteressen, geschweige denn die öffentlichen Interessen zu vertreten, weshalb die Wahlberechtigung gewöhnlich nur den volljährigen Personen zuerkannt wird. Ähnliches gilt rücksichtlich der nicht eigenberechtigten Personen (unter Vormundschaft oder Kuratel). Ferner ist eine unerläßliche Voraussetzung des aktiven Wahlrechts wenigstens bei schriftlichen Wahlen, die im Hinblicke auf die Gefahr der Beeinflussung abhängiger Wähler durch andere geheim sein sollen, die Fähigkeit zu schreiben oder, wie es zu heißen pflegt, die Kenntnis des Lesens und Schreibens.

Ein förmlicher Bildungszensus, auf den unser Wahlreformgesetz vom 14. Juni 1896 mit Recht verzichtet hat, ist wohl kaum notwendig, da selbst der Ungebildetste seine wirtschaftlichen Interessen recht gut wahrzunehmen versteht und auch die Interessen der Ärmsten im Geiste nicht übergangen werden dürfen.

Ebenso ungerechtfertigt wäre bei unserem Wahlsystem ein sogenanntes Pluralwahlrecht der gebildeten Stände, da diese keinen höheren Anspruch auf Berücksichtigung ihrer wirtschaftlichen Interessen haben als die mindergebildeten.

Die Ausländer werden aus staatsrechtlichen Gründen, aktive Militär- und Landwehrpersonen hingegen aus Rücksichten für die Disziplin, gewisse andere Personen (Verbrecher, Kridatare, doch nicht auch Arme) aus strafpolitischen Gründen

vom aktiven Wahlrechte auszuschließen sein, obwohl sie ohne Zweifel gleich den Jugendlichen und Analphabeten zu den Interessenten der zuständigen Gruppe zählen müssen.

Um zu den Wahlen in die Volksvertretung nicht einen allzu schwerfälligen Apparat aufzuwenden, wird es sich ferner empfehlen, das Stimmrecht einer Interessentengruppe auf die in dem betreffenden Berufszweige (selbständig oder unselbständig) tätigen Mitglieder zu beschränken. Diese und deren Abgeordnete werden in Ausübung ihres Stimmrechtes, respektive Mandats, ohne Zweifel auch die Interessen ihrer Angehörigen vertreten, deren Interessen ja mit ihren eigenen zusammenfallen.

Etwas anders liegt die Sache hinsichtlich der erwachsenen weiblichen Berufstätigen, indem die Interessen solcher Personen manchmal mit jenen ihrer männlichen Berufsgenossen in Widerspruch geraten. Außer dem Herkommen, dann der Wehrpflicht und etwa dem Mehrkonsum an Tabak sowie an geistigen Getränken auf Seite der männlichen Berufsgenossen sehe ich wirklich keinen stichhältigen Grund, warum den auf eigenen Füßen stehenden weiblichen Berufstätigen das aktive oder passive Wahlrecht vorenthalten werden sollte. Der Frage des Frauenwahlrechts wird man doch auf die Dauer nicht ausweichen können; unter den genannten Einschränkungen wird diese Befugnis keinen solchen Umsturz herbeiführen, wie ihn manche Überängstliche befürchten.

Von vielen Politikern wird außerdem die Seßhaftigkeit der fraglichen Personen, d. h. ein längerer Aufenthalt derselben im Wahlbezirke zur Wahlfähigkeit gefordert. Anscheinend widerspricht diese Forderung der im Staatsgrundgesetze über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger (Artikel 6) gewährleisteten Freizügigkeit; doch in Wahrheit bietet ein entsprechend langer Wohnsitz die Garantie, daß die seßhaften Bewohner eines Wahlbezirkes nicht etwa durch den künstlichen Zuzug von fluktuierenden Volkselementen vor der Wahl in ihrer Wahlfreiheit beeinträchtigt, wenn nicht überstimmt werden.

Schließlich ist von einigen Seiten auch der Grundsatz der Wahlpflicht aller wahlberechtigten Personen aufgestellt worden; letztere ist ein natürliches Korrelat des Wahlrechts und dürfte im allgemeinen Interesse liegen, da nur auf solche Weise die wirkliche, unverfälschte Meinung der Majorität der Wähler durchdringt.

Der Modus, wie die berufliche und soziale Einteilung der Bevölkerung zum Zwecke einer berufsgenossenschaftlichen Wahlordnung zu bewerkstelligen wäre, habe ich bereits vor einigen Jahren in einer Abhandlung* gezeigt. Die ihr zugrunde liegende Idee von besonderen Wahlkörpern für die verschiedenen Berufsstände hat augenscheinlich bei manchen Parlamentariern sowie auch bei Publizisten Anklang gefunden. So erklärt Steinitz** es als vernünftig, wenn die große Wähler-

* „Wahre Interessenvertretung." Ein Beitrag zur Reform der Reichsratswahlordnung. („Österr. Zeitschrift für Verwaltung", Nr. 15 u. 16, ex 1901.)

** „Gedanken über eine Verfassungsreform für Österreich", Graz, 1905, S. 56, vgl. auch S. 73 ff.

masse beim allgemeinen Wahlrecht „entweder nach Standes- oder Berufskategorien geteilt würde, aus welchen verhältnismäßig leicht voraus (d. h. mittels Wahlmännern) gewählt werden kann; diese Mittelmänner wählten dann unter sich den Besten aus." Doch kann ich den von ihm befürworteten indirekten Wahlen keinen Geschmack abgewinnen, da bei solchen Wahlen die Nichtberücksichtigung der Minorität, welcher Übelstand bekanntlich schwer zu beseitigen ist, nur noch potenziert werden würde. Auch Graf Czernin* sucht nachzuweisen, „daß das relativ gerechteste Wahlrecht auf der gleichwertigen Interessenvertretung" aller Staatsbürger fußt, weshalb außer für den Kleingrundbesitz „eine separate Vertretung der Groß- wie der Kleinindustrie, ferner die Kreierung einer eigenen Kurie für gelehrte Berufsarten, in der die Künstler, Professoren, Ärzte, Gelehrten, Advokaten u. s. w. ihr Wahlrecht auszuüben hätten", notwendig wäre; „die Arbeiter hätten ihr Votum in einer separaten Kurie gesichert zu erhalten". Der von ihm vorgeschlagene doppelte Wahlmodus einer reinen National- und einer Kompromißwahl erscheint mir jedoch viel zu kompliziert, als daß hiebei noch jene Interessenvertretung verwirklicht werden könnte. Die von mir seinerzeit zur Illustrierung meiner Reformvorschläge beigegebenen statistischen Daten sind mittlerweile veraltet, weshalb ich nun die Resultate der letzten Volkszählung vom Jahre 1900 für unsere Zwecke zu verwerten versuche.

Die im 56. Bande der österreichischen Statistik veröffentlichte Berufsstatistik nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 31. Dezember 1900 unterscheidet, gleichwie jene vom Jahre 1890 vier Hauptberufsklassen:

A. Land- und Forstwirtschaft und deren Nebennutzungen;

B. Industrie (Gewerbe und Fabriken);

C. Handel und Verkehr;

D. Öffentlicher und Militärdienst, freie Berufe, Berufslose; dagegen hinsichtlich der sozialen Schichtung nicht bloß wie a. 1890: 1. Selbständige, 2. Angestellte, 3. Arbeiter, 4. Taglöhner, 5. Angehörige, 6. Hausdienerschaft (Dienstboten), sondern außer diesen 7. Mithelfende Familienmitglieder, d. s. diejenigen Personen, welche an der Wohnung des Familienhauptes teilnehmen und diesem in seiner Berufstätigkeit regelmäßig als Hilfspersonen beistehen und insofern zu den Berufstätigen zählen. Bei der Bearbeitung der Berufsstatistik pro 1890 wurden solche Familienmitglieder größtenteils den Arbeitern, also den unselbständig Berufstätigen beigezählt, was jedenfalls die Kalkulation der letzteren irrtümlich beeinflußt hat. Von denselben entfallen übrigens 96 Prozent auf die Klasse der Landwirte und 74 Prozent auf das weibliche Geschlecht, weshalb wir sie wohl mit viel größerer Berechtigung zu den selbständig Berufstätigen oder zu deren Angehörigen rechnen dürfen.

Da man annehmen kann, daß die Angestellten, Arbeiter, Taglöhner und Dienstboten einer Hauptberufsklasse als unselbständig Berufstätige ziemlich gleiche

* „Österreichs Wahlrecht und Parlament", Prag, 1905, S. 35, beziehungsweise 38. (Vergl. „Neue Freie Presse" Nr. 14.788, vom 23. Oktober 1905.)

und von jenen der selbständig Berufstätigen verschiedene Interessen haben, teilte ich zu dem angedeuteten Zwecke jede der obgenannten vier Hauptberufsklassen in zwei Interessengemeinschaften ein: in Selbständige (Arbeitgeber oder Unternehmer) und in Unselbständige (Arbeitnehmer oder Arbeiter).

Was zunächst die Kopfzahl der Mitglieder dieser acht Interessengemeinschaften anbetrifft, so entfielen von den zu Ende des Jahres 1900 in ganz Österreich ortsanwesenden 26,150.708 Bewohnern auf die Hauptberufsklasse der

A. Land- und Forstwirtschaft und deren Nebennutzungen:

2,164.582 selbständig Berufstätige,
3,934.722 mithelfende Familienglieder,
4,200.623 andere Angehörige,

zusammen 10,299.927 Interessenten der selbständigen Land- und Forstwirte; ferner

64.667 Angestellte nebst deren Angehörigen,
1,802.348 Arbeiter „ „ „
1,486.218 Taglöhner „ „ „
56.044 Dienstboten,

zusammen 3,409.277 Interessenten der unselbständigen Land- und Forstwirte (land- und forstwirtschaftliche Arbeiter).

Ad A. Insgesamt 13,709.204 Interessenten.

B. Industrie (Gewerbe und Fabriken):

593.429 selbständig Berufstätige,
101.493 mithelfende Familienglieder,
1,313.450 andere Angehörige,

zusammen 2,008.372 Interessenten der selbständigen Industriellen, ferner

188.356 Angestellte nebst deren Angehörigen,
4,428.539 Arbeiter „ „ „
231.000 Taglöhner „ „ „
147.838 Dienstboten,

zusammen 4,995.733 Interessenten der unselbständigen Industriellen (gewerbliche und Fabriksarbeiter).

Ad B. Insgesamt 7,004.105 Interessenten.

C. Handel und Verkehr:

368.580 selbständig Berufstätige,
46.400 mithelfende Familienglieder,
610.360 andere Angehörige,

zusammen 1,025.340 Interessenten der selbständigen Handelstreibenden; ferner

267.650 Angestellte nebst deren Angehörigen
811.422 Arbeiter " " "
389.146 Taglöhner " " "
111.198 Dienstboten,

zusammen 1,579.416 Interessenten der unselbständigen Handelstreibenden (Arbeiter in Handels- und Transportunternehmungen).

Ad C. Insgesamt 2,604.756 Interessenten.

D. Öffentlicher und Militärdienst, freie Berufe, Berufslose:

1,184.085 selbständig Berufstätige,
1.861 mithelfende Familienglieder,
503.013 andere Angehörige,

zusammen 1,688.959 Interessenten der selbständigen öffentlichen Bediensteten u. dgl.; ferner

525.176 Angestellte nebst deren Angehörigen,
442.718 Arbeiter " " "
5.238 Taglöhner " " "
170.552 Dienstboten,

zusammen 1,143.684 Interessenten der unselbständigen öffentlichen Bediensteten u. dgl. (Diener, Schreiber und anderes Personale).

Ad D. Insgesamt 2.832.643 Interessenten.

Ausschließlich nach der Kopfzahl der Interessenten der vier Hauptberufsklassen und der zwei sozialen Hauptschichten beurteilt, würden daher von angenommen 400 Reichsratsmandaten entfallen auf die Gruppe der

selbständigen Land- und Forstwirte zirka	158	Mandate
unselbständigen " " " "	52	"
zusammen	210	Mandate
selbständigen Industriellen zirka	31	Mandate
unselbständigen " "	77	"
zusammen	108	Mandate
selbständigen Handeltreibenden zirka . . .	15	Mandate
unselbständigen " " . . .	24	"
zusammen	39	Mandate
selbständigen öffentl. Bediensteten u. dgl. zirka	26	Mandate
unselbständigen " " " " "	17	"
zusammen	43	Mandate

somit auf die Gruppe der selbständig Berufstätigen zirka 230 und auf jene der unselbständig Berufstätigen zirka 170 Mandate.

Schon eine solche Verteilung der Reichsratsmandate wäre gerechter und billiger als diejenige, welche auf Grund des allgemeinen Wahlrechts bei gemeinsamer Abstimmung aller Wähler eines Bezirkes eintreten würde. Jedermann, der nicht auf das sozialdemokratische Programm eingeschworen ist, wird jedoch einsehen, daß die Kopfzahl der Berufszugehörigen einer Hauptberufsklasse und deren sozialen Schichten allein nicht maßgebend sein kann für die Mandatsverteilung auf Grund einer wahrhaften Interessenvertretung. Nach einem alten Herkommen teilen viele Wahlordnungen die Staatsbürger, welche mindestens einen gewissen Steuerbetrag jährlich entrichten, je nach der Höhe der Steuerleistung in mehrere Klassen mit verschiedenen Wahlbefugnissen. Diese Wahlordnungen leiden aber alle an dem Gebrechen, daß sie nur die Leistungen an direkten Steuern beachten, dagegen auf jene an indirekten Abgaben, die, wie erwähnt, bei uns einen viel höheren Ertrag abwerfen, keine Rücksicht nehmen. Diesfalls einen Unterschied zu machen, erscheint doch höchstens in der Erwägung entschuldigt, daß der Steuerzahler zwar rücksichtlich der direkten Steuern, nicht aber auch rücksichtlich der indirekten Abgaben zugleich der Steuerträger ist, weshalb die Leistung einer Interessentengruppe an letztgenannten Abgaben wohl kaum jemals genau erhoben, sondern nur annähernd geschätzt werden kann. Diese Schwierigkeit kann uns aber nicht davon abhalten, der Frage näher zu treten. Der Regierung stehen sicherlich so umfassende Daten zu Gebote, daß es ihr gelingen wird, die eventuelle Fehlergrenze auf ein ganz geringfügiges Ausmaß herabzusetzen. Wenn dies aber auch nicht möglich sein sollte, so kann doch mindestens die durchschnittliche Jahresleistung pro Kopf der acht aufgestellten Interessentengruppen, die gewiß nicht vollkommen gleich groß ist, geschätzt oder im schlimmsten Falle pro Kopf der Bevölkerung überhaupt berechnet werden.

Die praktische Durchführung der Wahlen in den berufsgenossenschaftlichen Wahlkörpern kann bei schriftlicher Vornahme der Wahl und Einsendung der ausgefüllten Stimmzettel an eine Zentralstelle selbst dann keinen erheblichen Schwierigkeiten unterliegen, wenn einzelne Wahlkörper einen sehr großen Umfang haben oder etwa national getrennt wählen sollten. In jenen Berufsklassen, die schon gegenwärtig eine feste Organisation aufweisen, wie z. B. die gewerblichen Genossenschaften und Handelskammern, hätten diese Standesvertretungen die Sammlung und das Skrutinium der Wahlzettel ihrer Mitglieder unter Intervention eines behördlichen Organs zu übernehmen. Für andere Berufsklassen könnten vielleicht die politischen Behörden dies besorgen, insolange jene einer entsprechenden Organisation entbehren. Mit Rücksicht auf die überaus hohe Steuerleistung der Großgrundbesitzer, der Großindustriellen, dann der großen Handels- und Transport-Unternehmungen, welche bei ihrer verhältnismäßig geringen Mitgliederanzahl im Falle einer gemeinsamen Wahl von den übrigen Unternehmern der gleichen Hauptberufsklassen (Kleinbauern, beziehungsweise Gewerbe- und Handelstreibenden majorisiert würden, erscheint es im Zwecke einer wahren Interessenvertretung voll-

auf gerechtfertigt, diesen hervorragenden und für die Volkswirtschaft unentbehrlichen Unternehmungen eine besondere Anzahl von Mandaten zu überlassen.

Was nun den voraussichtlichen Effekt der angedeuteten Wahlreform anbelangt, so würde infolge derselben der Großgrundbesitz (mit derzeit 85 von 425 Mandaten) allerdings eine Einbuße erleiden, um Raum für die neuen Kurien der Großindustrie und des Großhandels zu schaffen, ebenso die Landgemeinden (129), d. h. der kleine Grundbesitz zu gunsten der landwirtschaftlichen Arbeiter, welche gegenwärtig noch gar keine Vertretung haben. Die 139 Mandate der Städte und Märkte, einschließlich jener der Handels- und Gewerbekammern, würden wahrscheinlich ganz den selbständigen Gewerbe- und Handelstreibenden, dann den selbständigen Arbeitern in öffentlichen Diensten und freien Berufen, also ihrem bisherigen Wählerkreise erhalten bleiben und nur in die drei erwähnten Hauptberufsklassen aufgeteilt werden. Den größten Gewinn von der Reform hätten außer den ländlichen die städtischen (unselbständigen) Arbeiter, also die Hauptinteressenten an der Einführung des allgemeinen Wahlrechts, welche jetzt die 72 Mandate der allgemeinen Wählerklasse mit den übrigen Wählern gemeinsam haben, künftig aber für sich allein erhalten würden. Dies kann bei einer ernstlichen Reform unserer Reichsratswahlordnung auch gar nicht anders sein. Der Arbeiterstand würde hienach zwar zu der seinen Lebensinteressen entsprechenden Vertretung kommen, aber weder, wie in der jetzigen allgemeinen Wählerklasse, häufig von den übrigen Wählern überstimmt werden, noch wie bei dem allgemeinen, gemeinsam ausgeübten Wahlrecht in manchen Orten die anderen Berufsstände mit seiner Übermacht erdrücken.

Mit einem Worte: Es würde sodann jede Volksschicht die ihr gebührende Vertretung im Parlament erlangen und es könnte sich jede Berufsklasse und soziale Schicht, sofern sie überhaupt gerecht und billig denkt, damit auch zufrieden geben. Die heutigen oft leidenschaftlichen Wahlkämpfe, bei denen um das eine oder andere Parteiprogramm gestritten wird, würden aufhören und an ihre Stelle wirkliche „Wahlen" der richtigen Männer zur Vertretung bestimmter, von vornherein feststehender Interessen treten. Mit so erwählten Abgeordneten würde hoffentlich auch wieder Ordnung und Friede in unser parlamentarisches Leben einkehren zum Segen des Reiches und seiner Völker.

Was aber schließlich die angebliche Gefahr der Einführung des allgemeinen Wahlrechts für uns Deutsche in Österreich anbetrifft, so verweise ich kurz auf die Ausführungen des Prager Universitätsprofessors Rauchberg, der überzeugend nachweist, daß „jede politische Reform, wodurch das Wahlrecht der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung besser angepaßt wird, die deutsche Stellung in Böhmen stärken" muß.

Im Leuchten des Dachsteins.

Eine Bergwanderung von Peter Rosegger.

Alpenfroher Leser, heute komm mit mir. Bist du ein „Auswärtiger", so führe ich dich in die Steiermark zu großen Dingen, bist du ein Steirer, so zeige ich dir etwas Heimatliches, das du vielleicht noch nicht kennst. Es soll dich freuen.

An einem klaren Septembertag fuhr ich durch das Ennstal hinauf bis zur Station Gröbming. Da der Ort in einiger Entfernung hinten oben auf einer Hochebene liegt, so nutzte ich das Postwäglein, das mich auf der Zickzackstraße in den nahen Markt Gröbming brachte. Er liegt am Fuße des im Norden senkrecht aufsteigenden Kamps, dessen zerklüftete und zerrissene Zinnen kammartig den Himmel striegeln. Rechts an ihm ragt der Grimming herüber, und links, durch eine Schlucht vom Kamp getrennt, steigt der wüste Felskegel des Stoderzinken auf. Diese an 2100 m hohe Bergspitze des Stoderzinken war des Tages Ziel. Ein guter Weg, so hörte ich, soll eine Karrenfahrt erlauben bis fast hinauf — das war zu wagen, auch für einen Rekonvaleszenten.

Das erste, was in Gröbming uns grüßt, ist die evangelische Kirche. Die Gröbminger Bauern gehörten bei der Gegenreformation zu den hartnäckigsten, die am Evangelismus festhielten. Endlich, mit Gewalt gezwungen, wurden sie äußerlich katholisch; als jedoch das Toleranzedikt kam, bekannte sich hier wie im nahen Schladming und der Ramsau ein großer Teil der Bevölkerung wieder zum Protestantismus. Sie vereinigten sich 1810 zu Gemeinden und erbauten Kirchen.

Im Jahre 1680 hat in diesem Hochtale die Pest so arg gewütet, daß die letzten Toten niemand mehr begraben konnte.

Auch am Tage meiner Ankunft gab es im Orte Gröbming nervöse Aufregung. Der Blitz! Der Blitzschlag! — Aber es stand doch nicht ein Wölkchen am Himmel. Ein paar Tage vorher hatte mitten im Markte der Blitz eingeschlagen, zwar nicht gezündet, an Gebäuden nichts beschädigt, nur im Stalle ein paar Tiere betäubt — aber doch eingeschlagen. Ein Pferd war davor zu Boden gestürzt — nichts weiter. Doch der Blitz hat's getan! Ein unerhörtes Ereignis. Seit Menschengedenken, seit der Ort Gröbming eine Geschichte hat, war — wie man mir sagte — in diesem Hochtale kein Blitzschlag vorgekommen. Der Blitzableiter war hier ein unbekanntes Ding. Wallten die Wetterwolken noch so drohend nieder an den Wänden, die Gröbminger brauchten nicht zu bangen, es kam kein Hagel und kein Schlag. Den Kamp halten die Leute für den Blitzableiter, und man könne es sehen, wie bei Gewittern aus den niedrigeren Wänden der Feuerstrahl springe, himmelwärts zucke und oben in die Zinnen fahre. Dann rollen manchmal Felsstücke nieder und schlagen, wenn es nächtig ist, Funken aus den Wänden. Und nun hatte auf einmal ein Strahl den Felsenbann gebrochen und war niedergefahren mitten ins Menschennest. Hoffentlich kommt ein zweiter sobald nicht wieder, doch mancher Gröbminger wird von nun an die Zeitrechnung führen: Seit dem Blitzschlag.

Im Orte wurde nach einem jener Karren gesucht, die von Pferden auf den Stoderzinken gezogen werden. Aber es war Erntezeit und da fährt der Landmann lieber Garben in die Scheune als Poeten auf die Berge, maßen er von seinem Berufe aus mit Recht die Berge und die Poeten für ziemlich überflüssig hält, am überflüssigsten aber das auf den Berg Fahren, wenn einer oben nichts zu tun hat.

Es war 4 Uhr nachmittags geworden, und je klarer das hohe Felsenhaupt auf mich niederblaute, je unmöglicher es sich zeigte, einen Karren aufzutreiben, je leidenschaftlicher wurde mein Wille, oben zu sein. Endlich war ein Wägelchen vorhanden, das mich über das ebene Tal bis in das Dorf Winkel, und von dort bis an den Fuß des Berges führte. Und gleichzeitig war ein Führer gefunden, der mich begleiten, meinen Rucksack, meinen Überrock, und wenn nötig auch meinen Leib tragen konnte. Es war 5 Uhr, als ich am Fuße des trotzigen Berges stand, vor mir einen stundenlangen Anstieg, unterwegs kein Dach, oben ein Ungewisses. Mit jener süßen, belebenden Ungeduld, die jeden Touristen erfaßt, wenn er anzusteigen beginnt, hub ich an zu gehen, der Führer hinter mir, mit der Weisung, unterwegs auch nicht ein einziges Wort zu sprechen. Durch den schattendunkeln Dürrenbachgraben (links der bewaldete Kulmrücken, rechts die hohen Wände des Stoderzinken, die zwischen den Wipfeln niederleuchten) führt ein prächtiger Weg sachte anwärts, eine Stunde und länger. Anfangs rieselt ein Wässerlein entgegen, dann wird es still; nur die langsamen Schritte der Bergsteiger knistern im Sand. Kein Stein und keine Baumwurzel und keine Wasserlache, nichts von alldem, was hinderlich sein könnte; ich stieg stillvergnügt sachte dahin. Aber die Zinne des Berges, an der schon die Abendsonne glühte, war immer noch schwindelnd hoch oben, während — nach rückwärts geschaut — der Kamp schon stark einsank. Wir kamen zum Sattel, das Stöderl genannt, wo endlich der langersehnte Ausblick gegen Westen frei wird. Die Berge waren schon abendlich, die Spitzen der Tauern im Verglimmen. Der Weg biegt rechts, hebt sich über den Wald und bindet nun ernstlich mit dem Berg an. In Schlangenwindungen steigt er zwischen dem Gewände hinan. Aber seine vornehmen Allüren läßt er nicht, auch im Hochgewände zwischen Schutthalden und wüsten Blöcken bleibt er der glattbesandete Parkweg, der er unten gewesen. Doch nicht dem Touristenkultus ist dieser Weg geweiht, vielmehr einem prosaischen Kohlenbergwerk, das hinten in der Dachsteingegend aufgetan worden. Auf der Höhe von etwa 1700 *m* ist eine Wasserquelle. Der Führer fragte, ob ich trinken wolle, es sei die letzte, weiter oben gebe es nichts mehr dergleichen, nur noch Bier und Wein. Na, das waren freilich schlechte Aussichten! So war es allmählich finster geworden und ich sah hier oben nicht mehr, als was man unten auch sieht — die Sterne des Himmels und die Lichter aus den Ortschaften des Tales. Nur fiel mir an der Bergkontur im Westen eine hohe Masse auf, aus der pechschwarze Kegel in den Himmel hineinstachen. Wir standen auf einem Hochpaß, die Kehr genannt, hinter dem der Weg talwärts jenem Bergwerk zugeht. Auf der Paßhöhe steht ein Haus, oberhalb des Weges

zwischen schütter bestandenen, wetterzerzausten Fichten und Kiefern. Und aus diesem Hause war ein Mann hervorgetreten, dem vorausgehende Touristen den nahenden, von ihm geladenen Wanderer verkündet hatten. Frohgemut kam er mir entgegen, führte mich ins Alpenhaus, das er sich hier, 1900 m hoch, für den Sommer erbaut hatte, führte mich vor seine Familie, eine frisch heitere Tochter und eine nicht minder frisch heitere Mutter von 86 Jahren, die jeden Tag tapfer ihre Ausflüge machten in die Hänge, Wände und auf Höhen! Da gab's einen feucht-fröhlichen Abend, dem im Dachstübchen eine kurze Rast folgte. An den Balken rüttelte der Wind, bange blickte ich nach den Sternen aus, ob sie noch da seien, oder nicht schon der Nebel alles verdecke. Denk' nicht daran und schlafe! sagte ich mir, ein ausgeruhter Körper ist mehr wert als ein heiterer Morgen! Das war zu prosaisch gedacht, um wahr zu sein. Nicht einen Augenblick hatte ich geschlafen und als es in der Kammer zu tagen begann, hob ich den Kopf, blickte durch das Fenster und erschrak wonnig. Da draußen stand er, hinter den nahen, knorrigen Fichten des Kogels stand er breit und hoch auf mit seinen Wänden, Eisfeldern und spitzen Kegeln — der Dachstein. Ganz schreckhaft nahe. Und in welchem Lichte! Nicht Nacht und nicht Tag; ein mattes, schauerlich schönes Rot war ausgegossen über Baum, Stein und Eis, ein Licht, wie ich es noch nie gesehen auf Erden — das Licht der Ewigkeit. Kaum seliger erschauernd können die Toten aufstehen am jüngsten Tage, als ich jetzt aus dem Bette stieg und unter leisem Beben an Leib und Seele mir die Kleider überwarf. Um die Majestät würdig begrüßen zu können, wollte ich mich noch rasch waschen, als aber diese Vorbereitung vorüber war, hatte das heilige Rot aufgehört und der Dachstein stand blaß und kalt in gewöhnlicher Morgendämmerung.

Ich stieg die Treppe hinab und trat vor das Haus. Nun hatte sich das Bild noch ungeahnt vergrößert. An den linksseitigen Abhängen des Dachsteinstockes, fast noch von blauschattender Nacht gefüllt, lag das Ennstal, ein paar lichtere Punkte deuteten die Ortschaften Haus und Schladming an. Fern hinter dem obersten Ende des Tales die weißen Häupter des Großglockners und des Venedigers. Diese Spitzen begannen nun sachte von oben herab zu glühen, wie Eisen glüht in dunkler Schmiede, und in den nächsten Augenblicken glühten auch die Gletscher des Dachsteins, zuerst an höchsten Punkten, dann an den obersten Rändern, endlich in ganzen breiten Tafeln bis herab zu den Moränen. Darüber und dazwischen standen dunkel die spitzen Felskegel auf, die dieses Gebirge seltsam kennzeichnen. Der Augenblick war so feierlich, daß ich hätte aufs Knie sinken mögen. Ich gedachte zur Stunde der fernen Meinen, die im Schlaf dahinliegen und nichts ahnen von der Gnade, deren Glanz auf hohem Berg mich umstrahlte.

Als das Gebirge endlich im hellen Sonnenscheine stand, kam die Tochter des Hauses herab. Beide den Blick nach der Herrlichkeit gewendet, sagten wir uns schweigend Guten Morgen. Später gestand sie, nicht satt werden zu können am Schauen. Schon vier Wochen sei sie da und könne nicht lesen, nicht schreiben, nicht

zeichnen, müsse immer schauen und schauen, denn zu jeder Tageszeit und bei jeder Witterung sei die Schönheit eine andere und immer berückend, bis am Abend das Haupt wie betäubt sei und das Auge berauscht sich schließe.

Weil man auch zum Genusse der Schönheit Kraft braucht, und mehr als man glaubt, so gab's nun ein ausgiebiges Frühstück und dann ging's den letzten Höhen des Stoderzinkens zu. Mein Gastherr geleitete mich zwischen auf Steinboden dünn verstreuten Knorpelbäumen hinan, durch Alpenrosensträucher und Heidekraut, an dem erst die grünen Knötchen wuchsen, wie unten im Juni. Die noch viel höheren Berge der Nachbarschaft schützen auf dieser Höhe von 2000 Metern die spärliche Vegetation. Der Fußsteig geht rechts hin an steilem Hange und in das Gewände. An senkrechten Abgründen dunkelt in den Tiefen der Wald, aus dem wir gestern heraufgestiegen und dort draußen im Schatten noch lag auf weiter Matte in einem winzigen Häufchen beisammen der Markt Gröbming. Aus den Hochwänden herab, über deren Kloben gerade die Sonne herüberfunkelte, klang ein helles Glöcklein und nach einer Biegung um den Felsvorsprung standen wir vor einer Kapelle, deren Wandschrift: „Kommet alle zu mir", uns grüßte. Auf der senkrechten Wand, unter überhängenden Felsen ist sie im Angesichte des langen Ennstales hingeklebt, davor ein ebenes, eingeplanktes Plätzchen, auf dem nur wenige Füße Raum finden können. Die Kapelle war erst in diesem Sommer gezimmert worden, drinnen auf rohem Stein steht ein Christusbild. Mein Gastherr, der Erbauer, hat diese Kapelle das „Friedenskirchle" genannt, ihr aber nicht den Stempel einer kirchlichen Weihe aufdrücken lassen. Es soll weder eine katholische noch eine protestantische „Kirche" sein, nur eine christliche. Kein Bildnis im Alpenlande steht so hoch, als dieser Heiland, der mit mildem Auge niederblickt auf die weite Steiermark und mit gehobener Hand ihre Bewohner segnet, die katholischen wie die evangelischen — alle, die guten Willens sind.

Es ist ein rührender Gedanke, der durch dieses Kapellchen auf Alpenhöhe zum Ausdruck kommt: Friede zwischen den Konfessionen! Besonders gut angebracht in unseren Tagen und über einem Tale, in welchem viele Katholiken und Protestanten nebeneinander wohnen.

Und nun vollends empor zum Gipfel des Zinken. Dazu bedurfte es von der Kapelle aus noch eine halbe Stunde Steigens zwischen Gestein und Knieholz hinan bis zum kahlen Scheitel. Wie viele Touristen werden hier schon gestanden sein, die der Meterzahl wegen in drei Stunden heraufliefen, ohne Natur zu sehen. Nicht etwa, weil Nebel war, sondern weil sie naturblind sind. Wer Natur schauen kann, Natur erleben kann, der erfährt auf dem Berge eine große Offenbarung. Das Wort ist natürlich ganz unzulänglich den Eindruck zu schildern, und doch gibt es, um dem Leser die Sache nahe zu bringen, kein anderes Mittel, als die geographische Lage anzudeuten und Namen aufzuzählen.

Der Spitze des Stoderzinken bietet sich ein Hochgebirgsbild in großen Zügen. Südlich liegt das breite, tiefe Ennstal, von Selzthal bis Radstatt offen. Jenseits des-

herrschende **geburtsständische** Wahlsystem, bei dem einige bevorzugte Stände die Volksvertreter wählten, die selbstverständlich mehr ihre speziellen Standesinteressen als die der Gesamtheit vertraten, ist in neuerer Zeit immer mehr durch das auf der Idee des allgemeinen Staatsbürgertums beruhende **Repräsentativ**-System verdrängt worden, wonach jeder Vertreter die Gesamtheit des Volkes repräsentieren soll. Aber auch dieses System geht von einer unrichtigen Prämisse aus. Die Staatsbürger haben bei unserer kapitalistischen Volkswirtschaft oft die widerstreitendsten Interessen, welche bei der Vereinigung aller Bewohner eines Bezirkes in einem Wahlkörper einzeln nicht zur Geltung gelangen. Den von solchen Wahlkörpern erwählten Abgeordneten ist es beim besten Willen nicht möglich, die Interessen aller ihrer Wähler zu vertreten; sie werden daher, wenn sie nicht etwa ihre eigenen oder Standesinteressen in den Vordergrund stellen, hauptsächlich die Wünsche der einflußreichsten Personen unter ihren Wählern (Ortsgrößen, politischen Kampfhähne und Krakeeler) besonders im Auge behalten.

Das Parlament soll nach **Considerant** (Phalange) eine richtige Vertretung aller Meinungsgruppen sein oder wie **Girardin** (Presse) meint, ein verkleinertes Bild der Nation mit allen ihren Gedanken und Bestrebungen, Bedürfnissen und Forderungen geben. **Girardin** bezeichnet es als einen Übelstand, wenn die Wähler an einen Bezirk gefesselt sind, und erblickt darin die Abhilfe, daß der ganze Staat einen einzigen Wahlkreis bilde. Wir wollen nicht so weit gehen; denn es ist ganz undenkbar, daß ein derart gewählter Repräsentant des Volkes die Interessen der Gesamtheit besonders wahrnehme. Diese Aufgabe obliegt vielmehr der ganzen Volksvertretung sowie der Regierung. In den geltenden Wahlordnungen werden einerseits divergierende Interessen miteinander verquickt, anderseits vielen Interessenten, denen eine besondere Vertretung gebührt, diese vorenthalten oder geschmälert. Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Landwirte und Gewerbetreibende, Produzenten und Konsumenten, die gegenwärtig häufig miteinander einen Abgeordneten wählen, haben selbstverständlich nicht dieselben Interessen, mögen sie auch nebeneinander wohnen und daher lokale Wünsche gemeinsam haben. Die besonderen Interessen eines Landes oder Bezirkes finden ohnehin durch die Dezentralisation der Wahlen ihre Berücksichtigung. Dagegen mangelt vielen Volksklassen noch eine spezielle Vertretung ihrer **beruflichen** Interessen.

Unsere Reichsratswahlordnung beruhte bis zum Gesetze vom 14. Juni 1896, womit den früher bestehenden vier Kurien *a*) des großen Grundbesitzes, *b*) der Städte und Märkte, *c*) der Handels- und Gewerbekammern und *d*) der Landgemeinden, noch eine fünfte, die **allgemeine** Wählerklasse angegliedert wurde, zwar angeblich gleich den Landtagswahlordnungen, auf dem Prinzip der **Interessenvertretung**, hat diesen Grundsatz jedoch in einer sehr mangelhaften Weise durchgeführt. Mit der Einführung des unabgesonderten allgemeinen Wahlrechts würde jener Grundsatz gänzlich verlassen, was gerade bei den besonderen Verhältnissen der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder sehr zu bedauern wäre. Die gemeinsamen

aber sind die großen einfachen Konturen, man denkt, der Weltgeist habe die Bergzüge eigens so gruppiert, daß sie, von dieser noch immer mäßigen Höhe aus gesehen, ein klassisch schönes, jedem Menschengemüte unvergeßliches Bild geben müssen. Doch an dem landschaftlichen Bilde allein liegt's ja nicht. Es ist etwas anderes, ganz Geheimnisvolles, was uns mitnimmt und gegeben wird. Es ist, wie wenn unsere Seele Gestalten bekäme und als Felswand, als Abgrund, als Gletscher vor unserem Auge stünde, es ist, als verschmelze unser geistiges Wesen mit dem Sonnenäther und als sei die Vereinigung zwischen dem Menschen und dem unvergänglichen All gefunden. Ob nun der herbstklare Sonnentag vom Himmel kommt, wie mir an diesem Tage, oder ob Wetter und Stürme uns umdräuen — man ist herausgehoben aus der Gewöhnlichkeit, man fühlt sich in der Winzigkeit groß und trotz der Gefahr plötzlicher Vergänglichkeit ewig. Wenn ich auf der Spitze eines hohen Berges anlange, so ist mir das immer wie ein Heimkommen. Lange bin ich auf den warmen Steinen gesessen und habe getrunken von der reinen Alpenluft, von dem leuchtenden Himmelsäther, von der stillen, erhabenen Schönheit. Und dann kam allmählich wieder irdisches Schwergewicht. Tief aus dem Ennstal schimmerten die Sandhäufchen der Ortschaften herauf, und als ein halbverlorener Klang emporgestiegen kam, da wurde ich mir plötzlich des Wunders bewußt, daß ich hier oben stand. Nach monatelangem Leiden noch erschöpft, dem Arzt, der mich mit Sorgfalt im Hausgarten gefangen halten wollte, gleichsam entlaufen — und nun auf diesem Berg, ohne Müdigkeit zu spüren. Wer hat mich denn heraufgetragen? Nicht oft kommt es vor, doch diesmal hatte der Wille das Fleisch überwunden.

Zum Berghause zurückgekehrt, wurde mir das Fremdenbuch zugeschoben.

Was soll ich schreiben?
Mir fällt nichts ein
Auf diesen Bergen
Voll Sonnenschein,
Als in Ehrfurcht schweigen
— Und selig sein.

Erinnerungen von Louise Gräfin Schönfeld-Neumann.

Mitgeteilt von Helene Bettelheim-Gabillon.

Die Erinnerungen, die ich hier in der „Österreichischen Rundschau" auf Wunsch ihrer Herausgeber veröffentliche, hat Louise Gräfin Schönfeld-Neumann im Jahre 1894/95 aufgezeichnet. Sie war damals eine hohe Siebzigerin, aber sie hatte das Talent, jung zu bleiben, von ihrer Mutter Amalie Haizinger geerbt, und so sind auch diese Blätter von einer Frische und Darstellungskraft belebt, die niemand übertreffen könnte, der über sie schreiben wollte. Wer vermöchte auch wie sie, ihre Vaterstadt mit allen Verwandten und Freunden, dem kleinen Hof und dem alten Theater zu schildern,

auf dem fast alle Mitglieder der Familie Neumann-Haizinger zur Begeisterung der Karlsruher gewirkt? Wer könnte besser als sie vom Burgtheater berichten, dem sie 17 Jahre angehörte und dem sie mit ihrer Initiative nach der Märzrevolution den rettenden Direktor gefunden? Wer, wie sie, von ihren Beziehungen zur vornehmsten Wiener Gesellschaft erzählen, zu deren Liebling sie rasch geworden? Wien ist für die Entfaltung ihrer Gaben so recht der geeigneteste Boden gewesen, weil sie nicht allein als Talent, auch als Naturell völlig zu jener besten, kunstfrohen, gesellig graziösen und gemütlichen Überlieferung der alten Kaiserstadt stimmte, innerhalb deren Basteien sich niemand heimischer fühlen konnte als die reizende Badenserin mit ihrem feinen, beweglichen Geist, der, vertieft durch den Ernst des Charakters und durch ein warmes Gemüt, überstrahlt war von dem liebenswürdigsten Humor. Und urwienerisch war auch ihre Musikbegeisterung, sie spielte und sang — oft unter der Leitung Kathi Fröhlichs — das Auserlesenste an Tonstücken und Liedern, das in der ewig singenden, klingenden Stadt Schuberts und Lanners, wie von selbst in ihr Bereich gekommen. So war es nur allzu begreiflich, daß Louise Neumann nicht nur als große Künstlerin, sondern auch als gewinnende Persönlichkeit den Wienern ans Herz gewachsen war, besonders in einer Zeit, da das Burgtheater zu den Hauptinteressen wienerischer Angelegenheiten gehörte, und daß ihr Abschied den weitesten Kreisen ein großes, schmerzliches Ereignis bedeutete. Als einige Jahre danach Heinrich Anschütz in seinen Burgtheater-Erinnerungen die Kollegin mit der feinen Beobachtungsgabe des gleichstrebenden Berufsgenossen schilderte, schloß er seine Charakteristik mit den Worten: „... Wer eine Liste künstlerischer Schöpfungen, wie Louise Neumann in das Gedenkbuch der Zeitgenossen geschrieben hat, der sucht sich vergebens in das Privatleben zurückzuziehen, und ob auch Schiller leider recht hat, daß den Ruhm des Mimen kein dauernd Werk bewahrt, sein Name lebt dennoch fort, wenn auch seine Leistungen mit der letzten Darstellung begraben sind."

Anschütz hat mit jedem Worte richtig prophezeit. Fast ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit Louise Neumann am 16. Dezember 1856 vom Burgtheater schied, zwei Generationen, die sie nicht mehr als Schauspielerin bewundern konnten, sind inzwischen herangewachsen. Trotzdem wird sie nun, nach ihrem Tode, nicht bloß von denen betrauert, die sie liebten, sondern sie bleibt als Künstlerin unvergessen — unabhängig vom Wandel der Zeiten, in denen inzwischen auch die Kunst, die produzierende, wie die reproduzierende, vielfach eine andere geworden ist. Dereinst nannte man sie „des Gottes voll" — ein Priesteramt — nun ist sie in ihrer zersetzenden und polemisierenden Schärfe zum Richteramt geworden. Unbekümmert um die tausendfältigen Streitfragen um sie herum: was ist die einzige, was die wahre Kunst? — geht sie eben die Wege, die sie gehen muß. Denen aber, die in der Kunst verflossener Tage wurzeln, ist die Erinnerung an die Künstler jener Zeiten, mit einem heimwehartigen Gefühl der Sehnsucht nach dem Entschwundenen verwoben — und gar, wer noch im alten Burgtheater mit unvergleichlicher Begeisterung die ersten Kunsteindrücke seiner Jugend sich geholt, wird dabei mit wehmütigem Rückblick des lieben, einstigen Hauses auf dem Michaelerplatz gedenken! Und aus den Schilderungen Louise Neumanns wird es fröhlich und glänzend im Schimmer der Jugendzeit, d. h. so traulich alt und dunkel, so reizend geheimnisvoll in seiner Enge, so zauberhaft in seiner Wirkung, wie es damals eben gewesen, wieder vor uns auferstehen!

Vorher aber geleitet uns das Karlsruher Kind in die Waldstraße Nr. 14, in das Stammhaus der Morstadts, in das sie uns mit jener fast beschämenden Bescheidenheit, die ihr stets eigen war, mit den zweifelnden Worten einführt:

„Für den Fall, daß man nach meinem Tode einige Daten über mich zu haben wünscht, so sage ich in Kürze das Folgende:

Louise Schönfeld wurde am 7. Dezember 1818 in Karlsruhe (Großherzogtum Baden) geboren. Sie war die Tochter des Karl und der Amalie Neumann, geb. Morstadt. Beide Mitglieder der dortigen Bühne. Karl Neumann, dessen Talent allerdings von seiner Schönheit übertroffen wurde, starb im kräftigsten Mannesalter an Herzbeutelwassersucht und hinterließ einen Sohn und zwei Töchter. Der Sohn starb als österreichischer Konsul in Westindien, die jüngere Tochter, Adolfine, eine Zierde des Berliner Hoftheaters, wurde in der Blüte des Lebens dahingerafft.

Louise Neumann machte am 16. Oktober 1835 in ihrer Vaterstadt den ersten theatralischen Versuch, als „Julie" in der „Deutschen Hausfrau" und als „Suzette" in den „Rosen des Herrn von Malesherbes", beide Stücke von Kotzebue.

Im Jahre 1837 führte sie die Mutter nach Breslau, um zu sehen, ob sich das Talent ihrer Tochter auch vor einem fremden Publikum bewähre. Als dieser Versuch ebenfalls günstig ausfiel, trug sie kein längeres Bedenken, ihre Tochter nach Wien zu bringen, weil ihr die Befähigung Louisens für die damalige Richtung des Burgtheaters, das im feinen Konversationsstück exzellierte, geeignet schien. Im Februar 1838 gastierte Amalie Haizinger-Neumann, geb. Morstadt, mit beiden Töchtern am Burgtheater und im Mai 1839 trat Louise als engagiertes Mitglied in den Verband der ersten Bühne Deutschlands."

Diesen knappen Angaben über ihre Eltern, Geschwister und künstlerischen Anfänge möge nun die eingehende Schilderung von Louise Neumanns Kindheit und Jugendzeit, bis zu dem Tage, da sie Gräfin Schönfeld wurde, folgen.

* * *

Im Alter, wenn man keine Zukunft mehr hat, wendet man sich mit umso größerem Interesse der Vergangenheit zu, und darum will ich es versuchen, eine Skizze über mein Leben bis zu meiner Verheiratung, tant bien que mal, zu entwerfen.

Über meine Mutter in ihrer bestrickenden Liebenswürdigkeit, ihrem unbesiegbaren Humor und über ihr Genie sind die Akten längst geschlossen.

Meines Vaters erinnere ich mich ganz dunkel, und zwar nur des Tages, als ich ihn mit einem weißen Tuch bedeckt als Leiche sah. Ich glaube, es war in meinem vierten Jahre.

Unsere Kindheit war sehr glücklich! Wir bewohnten das kleine Haus meines Großvaters, in welchem schon meine Mutter geboren wurde und er schließlich nur noch zwei Zimmer für sich behielt, da er bei der Vergrößerung unserer Familie immer Schritt für Schritt zurückwich und uns Hof, Garten und Hintergebäude überließ.

Wir drei Neumänner hatten einen großen Tummelplatz, den sich namentlich die Kameraden meines Bruders sehr zu nutze machten. Sie fanden sich immer des Sonntags mit all ihren Unarten ein, Karl voran, der, nebenbei gesagt, das Renommee hatte, der ungezogenste Bube der ganzen Stadt zu sein.

Trotzdem liebte ihn Großvater zärtlich; und als er einmal in Mutters Abwesenheit durch einen Sturz von der Gartenmauer monatelang zu Bette liegen mußte, wich der

vom aktiven Wahlrechte auszuschließen sein, obwohl sie ohne Zweifel gleich den Jugendlichen und Analphabeten zu den Interessenten der zuständigen Gruppe zählen müssen.

Um zu den Wahlen in die Volksvertretung nicht einen allzu schwerfälligen Apparat aufzuwenden, wird es sich ferner empfehlen, das Stimmrecht einer Interessentengruppe auf die in dem betreffenden Berufszweige (selbständig oder unselbständig) tätigen Mitglieder zu beschränken. Diese und deren Abgeordnete werden in Ausübung ihres Stimmrechtes, respektive Mandats, ohne Zweifel auch die Interessen ihrer Angehörigen vertreten, deren Interessen ja mit ihren eigenen zusammenfallen.

Etwas anders liegt die Sache hinsichtlich der erwachsenen weiblichen Berufstätigen, indem die Interessen solcher Personen manchmal mit jenen ihrer männlichen Berufsgenossen in Widerspruch geraten. Außer dem Herkommen, dann der Wehrpflicht und etwa dem Mehrkonsum an Tabak sowie an geistigen Getränken auf Seite der männlichen Berufsgenossen sehe ich wirklich keinen stichhältigen Grund, warum den auf eigenen Füßen stehenden weiblichen Berufstätigen das aktive oder passive Wahlrecht vorenthalten werden sollte. Der Frage des Frauenwahlrechts wird man doch auf die Dauer nicht ausweichen können; unter den genannten Einschränkungen wird diese Befugnis keinen solchen Umsturz herbeiführen, wie ihn manche Überängstliche befürchten.

Von vielen Politikern wird außerdem die Seßhaftigkeit der fraglichen Personen, d. h. ein längerer Aufenthalt derselben im Wahlbezirke zur Wahlfähigkeit gefordert. Anscheinend widerspricht diese Forderung der im Staatsgrundgesetze über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger (Artikel 6) gewährleisteten Freizügigkeit; doch in Wahrheit bietet ein entsprechend langer Wohnsitz die Garantie, daß die seßhaften Bewohner eines Wahlbezirkes nicht etwa durch den künstlichen Zuzug von fluktuierenden Volkselementen vor der Wahl in ihrer Wahlfreiheit beeinträchtigt, wenn nicht überstimmt werden.

Schließlich ist von einigen Seiten auch der Grundsatz der Wahlpflicht aller wahlberechtigten Personen aufgestellt worden; letztere ist ein natürliches Korrelat des Wahlrechts und dürfte im allgemeinen Interesse liegen, da nur auf solche Weise die wirkliche, unverfälschte Meinung der Majorität der Wähler durchdringt.

Der Modus, wie die berufliche und soziale Einteilung der Bevölkerung zum Zwecke einer berufsgenossenschaftlichen Wahlordnung zu bewerkstelligen wäre, habe ich bereits vor einigen Jahren in einer Abhandlung* gezeigt. Die ihr zugrunde liegende Idee von besonderen Wahlkörpern für die verschiedenen Berufsstände hat augenscheinlich bei manchen Parlamentariern sowie auch bei Publizisten Anklang gefunden. So erklärt Steinitz** es als vernünftig, wenn die große Wähler-

* „Wahre Interessenvertretung." Ein Beitrag zur Reform der Reichsratswahlordnung. („Österr. Zeitschrift für Verwaltung", Nr. 15 u. 16, ex 1901.)

** „Gedanken über eine Verfassungsreform für Österreich", Graz, 1905, S. 56, vgl. auch S. 73 ff.

sie so bescheiden waren, daß man sie, par le temps qui court, kaum einer Kammerjungfer anbieten dürfte. Ja! tempora mutantur! Meine Mutter aber war dabei in ihrem Elemente. Sie dirigierte, arrangierte, machte den Regisseur, den Nachleser, war rechts und links, kurz überall und nirgends.

Meine Schwester, die erst am Schluß aufzutreten hatte, langweilte sich furchtbar hinter den Kulissen und ließ sich zu ihrer Unterhaltung ein großes Butterbrot bringen. Beim Ritornell ihres Couplets biß sie gerade ein Stück davon herunter. Mutter, die sie eben hinausschicken sollte, war entsetzt, riß ihr das Brot aus den Händen, den Bissen aus dem Rachen, schob sie auf die Bühne und Adolfine sang ganz harmlos:

„Gnäd'ge Frau wie ick anjetzt
Um die Ecke rannte"

was natürlich sehr gefiel. Sie sah auch zu allerliebst aus in einem rosa Kleidchen, mit weißer Schürze und einer Haube, mit einer Rose im Haar — selbst ein Röschen, wie ich keinem schöneren mehr im Leben begegnete!

Es war immer ein Kummer der Mutter, daß ihre Älteste so viel weniger hübsch war und sie stellte alles Mögliche an, um ein bißchen auszugleichen. So schickte sie mir eines Tages den Friseur, der mußte meine dünnen Zöpfe abschneiden, weil sie sagte: „Um die zwei Ratteschwänzle isch kein Schad'". Sie ließ mir Locken brennen, aber die Metamorphose half doch nicht, Adolfine sah immer wie ein Engelsköpfchen daneben aus.

Übrigens verschaffte mir mein Titus die Ehre als St. Johannes mit dem Agnus dei-Stab, bei einem Tableau mitwirken zu dürfen, welches die verwitwete Großherzogin Stephanie in ihrem Schloß in Mannheim aufführen ließ. Es war recht unbequem, schon am Nachmittag in Trikots eingenäht zu sein, aber die Freude war überwiegend. Die Großherzogin war unermüdlich im Veranstalten solcher Unterhaltungen, so wie sie überhaupt unnachahmlich an Grazie und Liebenswürdigkeit war.

Mit elf Jahren nahmen mich die Eltern mit nach Paris! Damals eine entsetzlich weite Reise im eigenen Wagen mit Extrapost und ich seekrank! Aber trotzdem kamen wir glücklich an und mir ging dort ein neues, schönes Leben auf.

Mein Stiefvater, seinerzeit ein berühmter Sänger mit einer herrlichen Tenorstimme, wurde mit Mina Schröder-Devrient an die deutsche Oper berufen. Das war ein Ereignis in jeder Beziehung! Die Eindrücke, welche ich damals empfing, waren nachhaltig für mein ganzes Leben.

Zu diesen Opernvorstellungen hatten Mutter und ich eine kleine Proszeniumloge hinter dem Vorhang auf der Bühne und ich lebte dadurch alle Vorgänge mit. Daher datiert auch meine Vorliebe für deutsche Musik und hier holte ich mir den Maßstab für die dramatische Darstellung in der Oper.

Mina Schröder war geradezu hinreißend! Ich vergesse nie ihr erstes Auftreten als Agathe im „Freischütz". Mit Zittern und Zagen betrat sie die Bühne. Paris war damals noch maßgebend in seinem Urteil, denn es besaß selbst die besten französischen und italienischen Sänger, aber trotzdem ging schon nach ihrer großen Arie ein Beifallssturm durch das ganze Haus, das Publikum erhob sich von den Sitzen und die Damen in den Logen warfen ihre Handbuketts auf die Bühne! Diese spontane Huldigung war gewiß mehr wert als die jetzigen, vorbereiteten Ovationen mit den geschmacklosen Monstrekörben, die vom Orchester heraufgereicht werden.

Aber auch als der Vorhang fiel, war auf der Szene unter den Mitwirkenden großer Jubel, denn es war ein Sieg deutscher Musik! Dabei darf ich nicht übergehen, daß mein Stiefvater ein würdiger Partner Wilhelminens war. Schon bei den ersten Tönen seiner wunderbaren Stimme, als er die paar einleitenden Takte des Max gesungen: „Weh' mir, mich verläßt das Glück", standen auch die Herren im Parterre auf und winkten ihm mit den Taschentüchern Beifall zu.

So folgte nun für mich eine ganze Reihe von Genüssen, die mir, so alt ich auch bin, noch unverwischt vor der Seele stehen und nie mehr erreicht wurden!

Ich hörte nacheinander: „Don Juan", „Oberon", „Euryanthe", „Die Zauberflöte", den „Vampyr", „Templer und Jüdin" und vor allem „Fidelio"! Ja, wer Mina Schröder nicht als Fidelio sah, der hat keinen Begriff von dem Eindruck, den dieser Jüngling auf Frauenherzen machte, denn kein Auge blieb trocken bei den Worten, welche sie mit von Tränen erstickter Stimme halb sprechend sang: „Da nimm dies Brot, du armer, du armer Mann!" Ich könnte noch heute darüber weinen, so ergreifend war dieser Moment!

Aber Paris überhaupt hatte mich entzückt! Paris! Damals der Traum einer jeden Karlsruherin. Ich kannte Leute, die ihr halbes Leben lang zusammensparten, um nur einmal diesen Traum verwirklichen zu können, und ich, als Kind, durfte schon all die Herrlichkeiten bewundern!

Man führte mich in die prächtigen Kirchen, in den Louvre, nach Versailles, Fontainebleau, St. Cloud, auf den Père-Lachaise, in die Porzellan- und Gobelinfabrik — aber namentlich in die vielen Theater!

Bei Franconi, in der damaligen Porte St. Martin, bekam ich den ersten Eindruck einer vollendeten Maschinerie. Die Sintflut wurde dargestellt. Man sah, wie das Wasser immer höher und höher stieg, wie die Menschen in ihrer Verzweiflung Bäume umklammerten, auf Berge flüchteten, unten Leichen der Ertrunkenen vorüberschwammen und endlich mit einem reizenden Tableau geschlossen wurde, wie zahllose kleine Engelchen an der Arche Noahs bauten und hämmerten. Das war ein Bild! Man denke: von Karlsruhe kommend, wo die Theatermaschinerie noch in der Kindheit lag, wo die Sau in der Wolfsschlucht immer stecken blieb, die Nachteule ihre Augendeckel nicht aufschlug, weil der kleine Schnäbele, Sohn des Theaterkutschers, der in der Eule saß, um die Kurbel zu drehen, damit die Augen glühen sollten — eingeschlafen war! und endlich, wo jeder, der in einen Wolkenwagen steigen mußte, seine Seele Gott befahl! Das ist ganz ernst gemeint, denn ich war Zeugin, als in einer Faschingsposse unser Komiker als Hexe auf einem Ziegenbock durch die Luft reiten sollte und während seines gewagten Rittes herabfiel, weil ein Strick gerissen war! Gottlob, ohne sich zu verletzen. Wir waren tödlich erschrocken, mußten aber doch zuletzt lachen, denn es war zu komisch, wie der dicke Mann im Hexenkostüm, mit falscher Nase, mit herabhängenden weißen Haaren, wütend hin und her lief und dem kleinen, buckligen Maschinisten immer zuschrie: „Ich bin Familienvater, wissen Sie das? Familienvater! Hätten Sie für meine sechs Unmündigen gesorgt? Ihnen muß man das Handwerk legen, ich werde Sie bei der Polizei verklagen." Da brach der arme kleine Mann zusammen, umschlang die Knie der Hexe und bat: „Um Gotteswillen, nur nicht zur Polizei!"

Dabei fällt mir eine Anekdote meiner Mutter ein, die im ganzen badischen Land verbreitet und schadenfroh belacht wurde. Die Polizei war nämlich immer das Stichblatt aller guten und schlechten Witze, weil sie kleinlich war und die Leute sekkierte.

So sah eines Tages die Mutter vom Fenster herab, wie gerade ein Polizist unserer Magd beim Kehren der Gosse einen Verweis gab. Die Magd setzte sich zur Wehre. Nachdem die beiden da unten eine Weile disputierten und die Sache gefährlich zu werden schien, rief meine Mutter von oben herunter: „Kathrine sei sie still, streit sie net, denn unsere Polizei versteht den Dreck viel besser wie sie."

Doch mit Paris bin ich noch nicht ganz fertig.

Also, bei Frankonis Herrlichkeit blieb ich stehen. Dann hörte ich in der Großen Oper „Wilhelm Tell" mit dem berühmten Duprez, »Robert le diable«, mit der reizenden Damoreau-Ciuti, die „Stumme von Portici" mit dem feuerspeienden Vesuv und noch ein wunderbares Ballett mit der großen Marie Taglioni! Kurz, der Eindrücke waren kein Ende.

Auch in die »Opéra comique« wurde ich mitgenommen, in den „Fra Diavolo", der damals gerade en vogue war: als im zweiten Akt Zerline ihre Nachttoilette machte und sich faktisch zu Bette legte, hörte ich meine Eltern einander sagen: „So etwas dürfte man bei uns nicht riskieren!" Das war im Jahre des Heils anno 1830! Da kann man wiederum sagen: tempora mutantur! Was hat man seit damals auf der Bühne alles an Dekolletage riskiert!

Mit dem rezitierenden Drama ging mir's leider schlechter. Im »Théatre français« habe ich meistens das beste verschlafen. Ich weiß nur, daß ich „Hernani" sah — oder vielmehr nicht sah, und daß mich Mutter weckte und rief: „Louisle, paß auf, das ist ja die Mars!" Ich riß die Augen weit auf, besah Mme. Mars, erinnere mich auch an ein graues Schleppkleid und einen Federhut, da ich aber gar nichts verstand, schlief ich ruhig weiter, bis schrilles Pfeifen meine süße Ruhe störte. Die Szene, in welcher Hernani demjenigen eine volle Börse anbot, der ihn verraten wolle — wurde niedergepfiffen.

Es war recht unbehaglich, eine Gewitterschwüle lag über ganz Paris, das schon in großer Gärung war, denn kurz nach unserer Abreise brach dort die Juli-Revolution aus.

* * *

Als ich nach Hause zurückgekehrt war, spielte ich alle Klavierauszüge der gehörten Opern durch, sang alle Partien von der „Königin der Nacht" bis zum „Sarastro" und ließ mich auch nicht stören, als Mutter vom oberen Stock herunterrief: „Ich bitt dich, um Gotteswille, hör doch endlich auf, du ruinierst dir ja so dein bißle Stimm'!" Denn ich dachte, Sängerin werden zu können, mußte ja der Inbegriff aller Seligkeit sein!

Die Musik wurde natürlich in unserem Hause sehr gepflegt. Mein guter Vater schuf in Karlsruhe einen Musikverein, der noch jetzt sein Andenken in dankbarer Erinnerung festhält. Er lieferte im Beginn nicht nur die Noten, sondern auch die Instrumente, und stellte ein ganz nettes Orchester zusammen. Mitunter wurden auch kleine Produktionen veranstaltet vor einem geladenen Publikum. Da mußte ich in den Quartetten den Klavierpart übernehmen, einige Jahre später sogar singen, und zwar „Die Rose" von Spohr und mit meinem Vater das große Duett aus „Jessonda". Das war etwas gewagt — aber unser Auditorium war nicht verwöhnt und da ihm diese Genüsse umsonst geboten wurden — war es auch ganz vergnügt dabei.

Mit meinem zwölften Jahre aber nahte nun die ernste Zeit der Vorbereitung zur heiligen Kommunion. Da durfte natürlich an derlei Scherze nicht mehr gedacht werden.

Ein ganzes Jahr lang dauerte der spezielle Unterricht, wo weder von Theatern die Rede war, noch daß sie besucht werden durften. Nichts sollte unsere Sammlung stören. Wir begingen den heiligen Akt mit rührender Begeisterung und Frömmigkeit, meine Schwester und ich, und obwohl um ein Jahr jünger, war sie doch geistig gereifter als ich.

„Von nun an müßt ihr euch selbst Rechenschaft von euerem Tun und Lassen geben, euch jeden Abend ernstlich prüfen, ob ihr keine eurer Pflichten versäumt habt, und jeden Morgen mit dem festen Vorsatz euer Tagewerk beginnen, eure Fehler bekämpfen und nicht mehr sündigen zu wollen." So sprach unser herrlicher Religionslehrer, den wir hoch verehrten.

Am Weißen Sonntag ist die sogenannte Vorstellung in der Kirche, wo wir unser Glaubensbekenntnis ablegen mußten. Zu diesem feierlichen Akt bekommen die Konfirmandinnen ihre ersten schwarzen Seidenkleider!

Am Palmsonntag aber durften wir zum ersten Male an Gottes Tisch treten und das heilige Abendmahl empfangen. Ach! Nur einmal noch im Leben möchte ich so gut, so rein sein können wie an diesem schönen, denkwürdigen Tage! Auch meine Mutter ging zu gleicher Zeit und empfing unter einem Strom von Tränen den Leib des Herrn, wie sie denn überhaupt eine durch und durch religiöse Frau war.

Zu diesem Festtag bekamen wir weiße Kleider und die sogenannten Konfirmierschals, weil es doch um diese Zeit noch kalt in den Kirchen ist. Der meinige war gelb. Wir fanden es damals entzückend schön.

* * *

Zu der damaligen Zeit, wo noch keine Nähmaschinen erfunden waren, gehörte es zu einer soliden, bürgerlichen Erziehung, zwei Jahre lang ins Weißnähen zu gehen!

Also nach der Konfirmation in die Nähschule und ohne Pardon mußte von jeder Gattung Wäsche ein volles Dutzend produziert werden! Doch wurde die Ausbildung des Geistes daneben nicht vernachlässigt und wir bekamen eine Menge Privatstunden, Musik wurde ununterbrochen getrieben, daneben Italienisch wegen des Gesanges (denn das deutsche Lied war noch nicht so bevorzugt wie jetzt, Schubert kaum gekannt und Schumann existierte noch nicht), Englisch, das gerade in Mode kam, und schließlich auch noch einen Lehrer für Prosodie!

Für Homer konnte ich mich nie begeistern. Schiller war meine höchste Bewunderung, „Max" und „Thekla" meine Ideale!

Mein alter Lehrer war nicht danach angetan, mich für anderes besonders zu enthusiasmieren, auch nicht für seine an mich adressierten Gedichte. Und ich stand mit meiner Ansicht nicht vereinzelt da, denn der bekannte Satiriker Haug in Stuttgart gab ihm, nach Veröffentlichung verschiedener Versuche den Rat:

„Mein lieber Nehrlich,
Ich rat ihm ehrlich,
Dicht er spärlich,
Denn gefährlich
Und beschwerlich
Ist der Paß
Zum Parnaß."

* * *

zeichnen, müsse immer schauen und schauen, denn zu jeder Tageszeit und bei jeder Witterung sei die Schönheit eine andere und immer berückend, bis am Abend das Haupt wie betäubt sei und das Auge berauscht sich schließe.

Weil man auch zum Genusse der Schönheit Kraft braucht, und mehr als man glaubt, so gab's nun ein ausgiebiges Frühstück und dann ging's den letzten Höhen des Stoderzinkens zu. Mein Gastherr geleitete mich zwischen auf Steinboden dünn verstreuten Knorpelbäumen hinan, durch Alpenrosensträucher und Heidekraut, an dem erst die grünen Knötchen wuchsen, wie unten im Juni. Die noch viel höheren Berge der Nachbarschaft schützen auf dieser Höhe von 2000 Metern die spärliche Vegetation. Der Fußsteig geht rechts hin an steilem Hange und in das Gewände. An senkrechten Abgründen dunkelt in den Tiefen der Wald, aus dem wir gestern heraufgestiegen und dort draußen im Schatten noch lag auf weiter Matte in einem winzigen Häufchen beisammen der Markt Gröbming. Aus den Hochwänden herab, über deren Kloben gerade die Sonne herüberfunkelte, klang ein helles Glöcklein und nach einer Biegung um den Felsvorsprung standen wir vor einer Kapelle, deren Wandschrift: „Kommet alle zu mir", uns grüßte. Auf der senkrechten Wand, unter überhängenden Felsen ist sie im Angesichte des langen Ennstales hingeklebt, davor ein ebenes, eingeplanktes Plätzchen, auf dem nur wenige Füße Raum finden können. Die Kapelle war erst in diesem Sommer gezimmert worden, drinnen auf rohem Stein steht ein Christusbild. Mein Gastherr, der Erbauer, hat diese Kapelle das „Friedenskirchle" genannt, ihr aber nicht den Stempel einer kirchlichen Weihe aufdrücken lassen. Es soll weder eine katholische noch eine protestantische „Kirche" sein, nur eine christliche. Kein Bildnis im Alpenlande steht so hoch, als dieser Heiland, der mit mildem Auge niederblickt auf die weite Steiermark und mit gehobener Hand ihre Bewohner segnet, die katholischen wie die evangelischen — alle, die guten Willens sind.

Es ist ein rührender Gedanke, der durch dieses Kapellchen auf Alpenhöhe zum Ausdruck kommt: Friede zwischen den Konfessionen! Besonders gut angebracht in unseren Tagen und über einem Tale, in welchem viele Katholiken und Protestanten nebeneinander wohnen.

Und nun vollends empor zum Gipfel des Zinken. Dazu bedurfte es von der Kapelle aus noch eine halbe Stunde Steigens zwischen Gestein und Knieholz hinan bis zum kahlen Scheitel. Wie viele Touristen werden hier schon gestanden sein, die der Meterzahl wegen in drei Stunden heraufliefen, ohne Natur zu sehen. Nicht etwa, weil Nebel war, sondern weil sie naturblind sind. Wer Natur schauen kann, Natur erleben kann, der erfährt auf dem Berge eine große Offenbarung. Das Wort ist natürlich ganz unzulänglich den Eindruck zu schildern, und doch gibt es, um dem Leser die Sache nahe zu bringen, kein anderes Mittel, als die geographische Lage anzudeuten und Namen aufzuzählen.

Der Spitze des Stoderzinken bietet sich ein Hochgebirgsbild in großen Zügen. Südlich liegt das breite, tiefe Ennstal, von Selzthal bis Radstatt offen. Jenseits des-

selben der gewaltige Tauern, eine zwei- und dreifache Kette von Bergkuppen und Spitzen, von welchen der größte Koloß mit seinen schwarzen Wänden und blinkenden Schneefeldern, die Hochwildstelle, uns gerade gegenübersteht. Der noch sichtbare östlichste Punkt dieser Bergkette ist der Hochschwab, der westlichste der wilde Gerlos in Tirol. Die höchsten, ich nenne nur die Majestäten, nicht ihr Gefolge, stehen in dieser Reihe: der Bösenstein, die Hochwildstelle, der Hochgolling, der Ankogel, der Sonnblick, der Hochnarr, der Großglockner, der Venediger. Die Eisfelder der letzteren leuchten über dem dunklen Urgebirge um so heller auf. Das ist der südliche, der Tauernzug.

Den Westen deckt, alles hoch überragend, die Dachsteingruppe. Die Kegel an derselben, die den Abend zuvor so finster in den Himmel aufragten, sind die Scheuchenspitze, der Eselstein, der Koppenkarstein, der hohe Dachstein, umgeben von kleineren Türmlein, die man hier „Dirndln" nennt. Der westliche, der Gosaugletscher, ist uns nicht sichtbar. Vom Karlseisfeld blinkt nur der obere Rand über den Gjaidstein herab. Der Edelgriesgletscher — der einzige Gletscher Steiermarks — senkt sich links gegen den Edelgriesgrund. Hingegen wendet der Schladminger Gletscher uns seinen Silberschild zu. Mit dem Fernglase sah ich mehrere Touristengruppen über dieses Eisfeld sich hinanarbeiten. Sie schienen sich kaum zu bewegen. Mit freiem Auge sah ich sie nicht, danach schätzte ich die Entfernung dieser Riesen, die so greifbar nahe und alles um sich niederdrückend dastehen und doch an achtzehn Kilometer entfernt sind. Der Gletscher dacht sich zwischen Felsruppen rechts ab ins gelbliche Gestein, dieses in das weite flachere Karstgebiet des Kammergebirges, welches mit meinem Zinken ungefähr die gleiche Höhe hat. Dieser Zinken ist der östlichste Ausläufer des Dachsteingebirges und hängt so mit ihm zusammen, daß man daran denkt, über alle Kogel und Schluchten, über alle zerrissenen Steinriffe und Ruppen hinweg einen verbindenden Touristenweg anzulegen. Dieser Weg müßte vom Zinken aus eine fast 1000 *m* hohe Steigung überwinden und über Stellen setzen, die jedes Jahr von der Natur anders gemeißelt werden!

Hinter dem im Nordwesten sachte sich senkenden, breiten und karstig gesprenkelten Kammergebirge guckt aus dem Salzkammergut ein halbstädtischer Bengel herüber — der Schafberg. Dann im Norden das Höllengebirge und näher gegen Osten hin das Totengebirge mit seinem König, dem Hohen Priel. Im Osten die kalkblassen Berge des Gesäuses und uns ganz in der Nähe die zackigen Zinnen des Kamp, hinter welchem die Spitze des Grimming hervorragt. Zu meiner Tageszeit zeigte der Rundblick drei ausgesprochene Grundfarben: die Tauernkette braun, der Dachstein rötlich, das Höllen- und Totengebirge blau. Gegen Norden hin noch einen Blick in die Tiefe, liegt die Stoderalm mit ihren Sennereien, mit einem Touristenhaus (Brünner Haus) und mit dem Kohlenbergwerk. Weiter hin ein Meer von Wald bis gegen das Tal von Mitterndorf, das aus der Ferne heraufflacht.

Das ist das Rundbild vom Stoderzinken. Man sieht von seiner Spitze aus verhältnismäßig nahe die höchsten Berge von vier Kronländern. Das Berückendste

aber sind die großen einfachen Konturen, man denkt, der Weltgeist habe die Bergzüge eigens so gruppiert, daß sie, von dieser noch immer mäßigen Höhe aus gesehen, ein klassisch schönes, jedem Menschengemüte unvergeßliches Bild geben müssen. Doch an dem landschaftlichen Bilde allein liegt's ja nicht. Es ist etwas anderes, ganz Geheimnisvolles, was uns mitnimmt und gegeben wird. Es ist, wie wenn unsere Seele Gestalten bekäme und als Felswand, als Abgrund, als Gletscher vor unserem Auge stünde, es ist, als verschmelze unser geistiges Wesen mit dem Sonnenäther und als sei die Vereinigung zwischen dem Menschen und dem unvergänglichen All gefunden. Ob nun der herbstklare Sonnentag vom Himmel kommt, wie mir an diesem Tage, oder ob Wetter und Stürme uns umdräuen — man ist herausgehoben aus der Gewöhnlichkeit, man fühlt sich in der Winzigkeit groß und trotz der Gefahr plötzlicher Vergänglichkeit ewig. Wenn ich auf der Spitze eines hohen Berges anlange, so ist mir das immer wie ein Heimkommen. Lange bin ich auf den warmen Steinen gesessen und habe getrunken von der reinen Alpenluft, von dem leuchtenden Himmelsäther, von der stillen, erhabenen Schönheit. Und dann kam allmählich wieder irdisches Schwergewicht. Tief aus dem Ennstal schimmerten die Sandhäufchen der Ortschaften herauf, und als ein halbverlorener Klang emporgestiegen kam, da wurde ich mir plötzlich des Wunders bewußt, daß ich hier oben stand. Nach monatelangem Leiden noch erschöpft, dem Arzt, der mich mit Sorgfalt im Hausgarten gefangen halten wollte, gleichsam entlaufen — und nun auf diesem Berg, ohne Müdigkeit zu spüren. Wer hat mich denn heraufgetragen? Nicht oft kommt es vor, doch diesmal hatte der Wille das Fleisch überwunden.

Zum Berghause zurückgekehrt, wurde mir das Fremdenbuch zugeschoben.

Was soll ich schreiben?
Mir fällt nichts ein
Auf diesen Bergen
Voll Sonnenschein,
Als in Ehrfurcht schweigen
— Und selig sein.

Erinnerungen von Louise Gräfin Schönfeld-Neumann.

Mitgeteilt von Helene Bettelheim-Gabillon.

Die Erinnerungen, die ich hier in der „Österreichischen Rundschau" auf Wunsch ihrer Herausgeber veröffentliche, hat Louise Gräfin Schönfeld-Neumann im Jahre 1894/95 aufgezeichnet. Sie war damals eine hohe Siebzigerin, aber sie hatte das Talent, jung zu bleiben, von ihrer Mutter Amalie Haizinger geerbt, und so sind auch diese Blätter von einer Frische und Darstellungskraft belebt, die niemand übertreffen könnte, der über sie schreiben wollte. Wer vermöchte auch wie sie, ihre Vaterstadt mit allen Verwandten und Freunden, dem kleinen Hof und dem alten Theater zu schildern,

auf dem fast alle Mitglieder der Familie Neumann-Haizinger zur Begeisterung der Karlsruher gewirkt? Wer könnte besser als sie vom Burgtheater berichten, dem sie 17 Jahre angehörte und dem sie mit ihrer Initiative nach der Märzrevolution den rettenden Direktor gefunden? Wer, wie sie, von ihren Beziehungen zur vornehmsten Wiener Gesellschaft erzählen, zu deren Liebling sie rasch geworden? Wien ist für die Entfaltung ihrer Gaben so recht der geeigneteste Boden gewesen, weil sie nicht allein als Talent, auch als Naturell völlig zu jener besten, kunstfrohen, gesellig graziösen und gemütlichen Überlieferung der alten Kaiserstadt stimmte, innerhalb deren Basteien sich niemand heimischer fühlen konnte als die reizende Badenserin mit ihrem feinen, beweglichen Geist, der, vertieft durch den Ernst des Charakters und durch ein warmes Gemüt, überstrahlt war von dem liebenswürdigsten Humor. Und urwienerisch war auch ihre Musikbegeisterung, sie spielte und sang — oft unter der Leitung Kathi Fröhlichs — das Auserlesenste an Tonstücken und Liedern, das in der ewig singenden, klingenden Stadt Schuberts und Lanners, wie von selbst in ihr Bereich gekommen. So war es nur allzu begreiflich, daß Louise Neumann nicht nur als große Künstlerin, sondern auch als gewinnende Persönlichkeit den Wienern ans Herz gewachsen war, besonders in einer Zeit, da das Burgtheater zu den Hauptinteressen wienerischer Angelegenheiten gehörte, und daß ihr Abschied den weitesten Kreisen ein großes, schmerzliches Ereignis bedeutete. Als einige Jahre danach Heinrich Anschütz in seinen Burgtheater-Erinnerungen die Kollegin mit der feinen Beobachtungsgabe des gleichstrebenden Berufsgenossen schilderte, schloß er seine Charakteristik mit den Worten: „... Wer eine Liste künstlerischer Schöpfungen, wie Louise Neumann in das Gedenkbuch der Zeitgenossen geschrieben hat, der sucht sich vergebens in das Privatleben zurückzuziehen, und ob auch Schiller leider recht hat, daß den Ruhm des Mimen kein dauernd Werk bewahrt, sein Name lebt dennoch fort, wenn auch seine Leistungen mit der letzten Darstellung begraben sind."

Anschütz hat mit jedem Worte richtig prophezeit. Fast ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit Louise Neumann am 16. Dezember 1856 vom Burgtheater schied, zwei Generationen, die sie nicht mehr als Schauspielerin bewundern konnten, sind inzwischen herangewachsen. Trotzdem wird sie nun, nach ihrem Tode, nicht bloß von denen betrauert, die sie liebten, sondern sie bleibt als Künstlerin unvergessen — unabhängig vom Wandel der Zeiten, in denen inzwischen auch die Kunst, die produzierende, wie die reproduzierende, vielfach eine andere geworden ist. Dereinst nannte man sie „des Gottes voll" — ein Priesteramt — nun ist sie in ihrer zersetzenden und polemisierenden Schärfe zum Richteramt geworden. Unbekümmert um die tausendfältigen Streitfragen um sie herum: was ist die einzige, was die wahre Kunst? — geht sie eben die Wege, die sie gehen muß. Denen aber, die in der Kunst verflossener Tage wurzeln, ist die Erinnerung an die Künstler jener Zeiten, mit einem heimwehartigen Gefühl der Sehnsucht nach dem Entschwundenen verwoben — und gar, wer noch im alten Burgtheater mit unvergleichlicher Begeisterung die ersten Kunsteindrücke seiner Jugend sich geholt, wird dabei mit wehmütigem Rückblick des lieben, einstigen Hauses auf dem Michaelerplatz gedenken! Und aus den Schilderungen Louise Neumanns wird es fröhlich und glänzend im Schimmer der Jugendzeit, d. h. so traulich alt und dunkel, so reizend geheimnisvoll in seiner Enge, so zauberhaft in seiner Wirkung, wie es damals eben gewesen, wieder vor uns auferstehen!

Vorher aber geleitet uns das Karlsruher Kind in die Waldstraße Nr. 14, in das Stammhaus der Morstadts, in das sie uns mit jener fast beschämenden Bescheidenheit, die ihr stets eigen war, mit den zweifelnden Worten einführt:

„Für den Fall, daß man nach meinem Tode einige Daten über mich zu haben wünscht, so sage ich in Kürze das Folgende:

Louise Schönfeld wurde am 7. Dezember 1818 in Karlsruhe (Großherzogtum Baden) geboren. Sie war die Tochter des Karl und der Amalie Neumann, geb. Morstadt. Beide Mitglieder der dortigen Bühne. Karl Neumann, dessen Talent allerdings von seiner Schönheit übertroffen wurde, starb im kräftigsten Mannesalter an Herzbeutelwassersucht und hinterließ einen Sohn und zwei Töchter. Der Sohn starb als österreichischer Konsul in Westindien, die jüngere Tochter, Adolfine, eine Zierde des Berliner Hoftheaters, wurde in der Blüte des Lebens dahingerafft.

Louise Neumann machte am 16. Oktober 1835 in ihrer Vaterstadt den ersten theatralischen Versuch, als „Julie" in der „Deutschen Hausfrau" und als „Suzette" in den „Rosen des Herrn von Malesherbes", beide Stücke von Kotzebue.

Im Jahre 1837 führte sie die Mutter nach Breslau, um zu sehen, ob sich das Talent ihrer Tochter auch vor einem fremden Publikum bewähre. Als dieser Versuch ebenfalls günstig ausfiel, trug sie kein längeres Bedenken, ihre Tochter nach Wien zu bringen, weil ihr die Befähigung Louisens für die damalige Richtung des Burgtheaters, das im feinen Konversationsstück exzellierte, geeignet schien. Im Februar 1838 gastierte Amalie Haizinger-Neumann, geb. Morstadt, mit beiden Töchtern am Burgtheater und im Mai 1839 trat Louise als engagiertes Mitglied in den Verband der ersten Bühne Deutschlands."

Diesen knappen Angaben über ihre Eltern, Geschwister und künstlerischen Anfänge möge nun die eingehende Schilderung von Louise Neumanns Kindheit und Jugendzeit, bis zu dem Tage, da sie Gräfin Schönfeld wurde, folgen.

* * *

Im Alter, wenn man keine Zukunft mehr hat, wendet man sich mit umso größerem Interesse der Vergangenheit zu, und darum will ich es versuchen, eine Skizze über mein Leben bis zu meiner Verheiratung, tant bien que mal, zu entwerfen.

Über meine Mutter in ihrer bestrickenden Liebenswürdigkeit, ihrem unbesiegbaren Humor und über ihr Genie sind die Akten längst geschlossen.

Meines Vaters erinnere ich mich ganz dunkel, und zwar nur des Tages, als ich ihn mit einem weißen Tuch bedeckt als Leiche sah. Ich glaube, es war in meinem vierten Jahre.

Unsere Kindheit war sehr glücklich! Wir bewohnten das kleine Haus meines Großvaters, in welchem schon meine Mutter geboren wurde und er schließlich nur noch zwei Zimmer für sich behielt, da er bei der Vergrößerung unserer Familie immer Schritt für Schritt zurückwich und uns Hof, Garten und Hintergebäude überließ.

Wir drei Neumänner hatten einen großen Tummelplatz, den sich namentlich die Kameraden meines Bruders sehr zu nutze machten. Sie fanden sich immer des Sonntags mit all ihren Unarten ein, Karl voran, der, nebenbei gesagt, das Renommee hatte, der ungezogenste Bube der ganzen Stadt zu sein.

Trotzdem liebte ihn Großvater zärtlich; und als er einmal in Mutters Abwesenheit durch einen Sturz von der Gartenmauer monatelang zu Bette liegen mußte, wich der

gute alte Herr Tag und Nacht nicht von seinem Krankenlager. Überhaupt übernahm er die Oberaufsicht über uns Kinder, so oft meine Mutter, später die Eltern auf ihren jeweiligen Gastreisen waren, was doch in seinem Alter keine geringe Aufgabe war. Manchmal kam ihm mein Onkel Robert zu Hilfe, der seinen Urlaub bei ihm zubrachte, ein herrlicher Mensch, den ich wahrhaft vergötterte.

Meinen eigenen Vater kannte ich nicht, daher verehrte ich umsomehr den Mann, der an seine Stelle trat.* Er war für seine Stiefkinder rührend gut, war milder und nachsichtsvoller als später gegen seinen eigenen Sohn und scheute kein Opfer zur Vollendung ihrer Erziehung. Meine Geschwister wurden in den ersten Instituten, Karl in Frankfurt, Adolfine in Paris, erzogen, nur ich blieb zu Hause, und darum stand ich seinem Herzen auch näher als die beiden anderen.

Ich war beiläufig neun Jahre alt und kam von einem Aufenthalt in Mannheim zurück, als Tony geboren wurde, dem ich meine ganze Liebe zuwendete.

Meine Geschwister waren sehr heftige Naturen und darum zog es den kleinen Jungen auch mehr zu der ruhigeren Schwester. Bevor er zur Welt kam, verbrachte ich zwei Jahre in Mannheim, Bruchsal und Baden-Baden, wo mir die Ehre zu teil wurde, Gespielin der Prinzessin Maria von Baden, spätere Herzogin von Hamilton, sein zu dürfen. Daher mein Zusammenhang mit der verwitweten Großherzogin Stephanie und ihren drei Töchtern.

Nach Karlsruhe zurückgekehrt, besuchte ich mit meiner Schwester Adolfine, einem bildschönen Geschöpf, die höhere Töchterschule.

Ich kann mir nicht nachsagen, daß ich in meinen Studien besonders exzellierte! Ich war immer langsam im Begriff, und wie das so geht in den Schulen, wo in Bausch und Bogen unterrichtet wird, wurde der einzelnen keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Alles, was Gedächtnissache war, behielt ich leicht, aber denken lernte ich nicht. Hingegen bei den Prüfungen mußte ich Gedichte hersagen und in französischen Komödien mitwirken. Ob ich dabei Talent zeigte, weiß ich nicht, denn Mutter war um diese Zeit immer auf Reisen und Kinder wurden damals nur getadelt und nie gelobt! — aber ich glaube, daß ich es besser machte als die anderen, die furchtbar ungeschickt waren.

Meine Mutter, die überhaupt kein größeres Glück kannte als Theaterspiel, studierte denn auch uns Kindern für ihr Privatvergnügen Komödien ein.

Sie mietete einen großen Saal im „roten Haus" an der Waldstraßenecke, ließ vom Dekorateur ein reizendes Theater aufstellen, auf welchem wir Holteis Vaudeville: „Die Wiener in Berlin" spielten.

Ich war: Luise v. Schlingen,
Adolfine: die Zofe Dörthe,
Karl: der Franzl,

— Meyerhofer — ein Theaterkind — „der Berliner" — die übrigen Rollen von Kameraden und Freundinnen besetzt. Mein Stiefvater studierte uns die Couplets ein und war auch Orchester. Das ganze soll recht herzig ausgefallen sein. Wir waren eben kleine, gut dressierte Affen.

Der damalige Großherzog von Baden mit Familie beehrte die Vorstellung mit seiner Gegenwart und schenkte uns auch hinterher kleine Andenken, die uns beseligten, obwohl

* Anton Haizinger.

sie so bescheiden waren, daß man sie, par le temps qui court, kaum einer Kammerjungfer anbieten dürfte. Ja! tempora mutantur! Meine Mutter aber war dabei in ihrem Elemente. Sie dirigierte, arrangierte, machte den Regisseur, den Nachleser, war rechts und links, kurz überall und nirgends.

Meine Schwester, die erst am Schluß aufzutreten hatte, langweilte sich furchtbar hinter den Kulissen und ließ sich zu ihrer Unterhaltung ein großes Butterbrot bringen. Beim Ritornell ihres Couplets biß sie gerade ein Stück davon herunter. Mutter, die sie eben hinausschicken sollte, war entsetzt, riß ihr das Brot aus den Händen, den Bissen aus dem Rachen, schob sie auf die Bühne und Adolfine sang ganz harmlos:

„Gnäd'ge Frau wie ick anjetzt
Um die Ecke rannte"

was natürlich sehr gefiel. Sie sah auch zu allerliebst aus in einem rosa Kleidchen, mit weißer Schürze und einer Haube, mit einer Rose im Haar — selbst ein Röschen, wie ich keinem schöneren mehr im Leben begegnete!

Es war immer ein Kummer der Mutter, daß ihre Älteste so viel weniger hübsch war und sie stellte alles Mögliche an, um ein bißchen auszugleichen. So schickte sie mir eines Tages den Friseur, der mußte meine dünnen Zöpfe abschneiden, weil sie sagte: „Um die zwei Katteschwänzle isch kein Schad'". Sie ließ mir Locken brennen, aber die Metamorphose half doch nicht, Adolfine sah immer wie ein Engelsköpfchen daneben aus.

Übrigens verschaffte mir mein Titus die Ehre als St. Johannes mit dem Agnus dei-Stab, bei einem Tableau mitwirken zu dürfen, welches die verwitwete Großherzogin Stephanie in ihrem Schloß in Mannheim aufführen ließ. Es war recht unbequem, schon am Nachmittag in Trikots eingenäht zu sein, aber die Freude war überwiegend. Die Großherzogin war unermüdlich im Veranstalten solcher Unterhaltungen, so wie sie überhaupt unnachahmlich an Grazie und Liebenswürdigkeit war.

Mit elf Jahren nahmen mich die Eltern mit nach Paris! Damals eine entsetzlich weite Reise im eigenen Wagen mit Extrapost und ich seekrank! Aber trotzdem kamen wir glücklich an und mir ging dort ein neues, schönes Leben auf.

Mein Stiefvater, seinerzeit ein berühmter Sänger mit einer herrlichen Tenorstimme, wurde mit Mina Schröder-Devrient an die deutsche Oper berufen. Das war ein Ereignis in jeder Beziehung! Die Eindrücke, welche ich damals empfing, waren nachhaltig für mein ganzes Leben.

Zu diesen Opernvorstellungen hatten Mutter und ich eine kleine Proszeniumloge hinter dem Vorhang auf der Bühne und ich lebte dadurch alle Vorgänge mit. Daher datiert auch meine Vorliebe für deutsche Musik und hier holte ich mir den Maßstab für die dramatische Darstellung in der Oper.

Mina Schröder war geradezu hinreißend! Ich vergesse nie ihr erstes Auftreten als Agathe im „Freischütz". Mit Zittern und Zagen betrat sie die Bühne. Paris war damals noch maßgebend in seinem Urteil, denn es besaß selbst die besten französischen und italienischen Sänger, aber trotzdem ging schon nach ihrer großen Arie ein Beifallssturm durch das ganze Haus, das Publikum erhob sich von den Sitzen und die Damen in den Logen warfen ihre Handbuketts auf die Bühne! Diese spontane Huldigung war gewiß mehr wert als die jetzigen, vorbereiteten Ovationen mit den geschmacklosen Monstrekörben, die vom Orchester heraufgereicht werden.

Aber auch als der Vorhang fiel, war auf der Szene unter den Mitwirkenden großer Jubel, denn es war ein Sieg deutscher Musik! Dabei darf ich nicht übergehen, daß mein Stiefvater ein würdiger Partner Wilhelminens war. Schon bei den ersten Tönen seiner wunderbaren Stimme, als er die paar einleitenden Takte des Max gesungen: „Weh' mir, mich verläßt das Glück", standen auch die Herren im Parterre auf und winkten ihm mit den Taschentüchern Beifall zu.

So folgte nun für mich eine ganze Reihe von Genüssen, die mir, so alt ich auch bin, noch unverwischt vor der Seele stehen und nie mehr erreicht wurden!

Ich hörte nacheinander: „Don Juan", „Oberon", „Euryanthe", „Die Zauberflöte", den „Vampyr", „Templer und Jüdin" und vor allem „Fidelio"! Ja, wer Mina Schröder nicht als Fidelio sah, der hat keinen Begriff von dem Eindruck, den dieser Jüngling auf Frauenherzen machte, denn kein Auge blieb trocken bei den Worten, welche sie mit von Tränen erstickter Stimme halb sprechend sang: „Da nimm dies Brot, du armer, du armer Mann!" Ich könnte noch heute darüber weinen, so ergreifend war dieser Moment!

Aber Paris überhaupt hatte mich entzückt! Paris! Damals der Traum einer jeden Karlsruherin. Ich kannte Leute, die ihr halbes Leben lang zusammensparten, um nur einmal diesen Traum verwirklichen zu können, und ich, als Kind, durfte schon all die Herrlichkeiten bewundern!

Man führte mich in die prächtigen Kirchen, in den Louvre, nach Versailles, Fontainebleau, St. Cloud, auf den Père-Lachaise, in die Porzellan- und Gobelinfabrik — aber namentlich in die vielen Theater!

Bei Franconi, in der damaligen Porte St. Martin, bekam ich den ersten Eindruck einer vollendeten Maschinerie. Die Sintflut wurde dargestellt. Man sah, wie das Wasser immer höher und höher stieg, wie die Menschen in ihrer Verzweiflung Bäume umklammerten, auf Berge flüchteten, unten Leichen der Ertrunkenen vorüberschwammen und endlich mit einem reizenden Tableau geschlossen wurde, wie zahllose kleine Engelchen an der Arche Noahs bauten und hämmerten. Das war ein Bild! Man denke: von Karlsruhe kommend, wo die Theatermaschinerie noch in der Kindheit lag, wo die Sau in der Wolfsschlucht immer stecken blieb, die Nachteule ihre Augendeckel nicht aufschlug, weil der kleine Schnäbele, Sohn des Theaterkutschers, der in der Eule saß, um die Kurbel zu drehen, damit die Augen glühen sollten — eingeschlafen war! und endlich, wo jeder, der in einen Wolkenwagen steigen mußte, seine Seele Gott befahl! Das ist ganz ernst gemeint, denn ich war Zeugin, als in einer Faschingsposse unser Komiker als Hexe auf einem Ziegenbock durch die Luft reiten sollte und während seines gewagten Rittes herabfiel, weil ein Strick gerissen war! Gottlob, ohne sich zu verletzen. Wir waren tödlich erschrocken, mußten aber doch zuletzt lachen, denn es war zu komisch, wie der dicke Mann im Hexenkostüm, mit falscher Nase, mit herabhängenden weißen Haaren, wütend hin und her lief und dem kleinen, buckligen Maschinisten immer zuschrie: „Ich bin Familienvater, wissen Sie das? Familienvater! Hätten Sie für meine sechs Unmündigen gesorgt? Ihnen muß man das Handwerk legen, ich werde Sie bei der Polizei verklagen." Da brach der arme kleine Mann zusammen, umschlang die Knie der Hexe und bat: „Um Gotteswillen, nur nicht zur Polizei!"

Dabei fällt mir eine Anekdote meiner Mutter ein, die im ganzen badischen Land verbreitet und schadenfroh belacht wurde. Die Polizei war nämlich immer das Stichblatt aller guten und schlechten Witze, weil sie kleinlich war und die Leute sekkierte.

So sah eines Tages die Mutter vom Fenster herab, wie gerade ein Polizist unserer Magd beim Kehren der Gosse einen Verweis gab. Die Magd setzte sich zur Wehre. Nachdem die beiden da unten eine Weile disputierten und die Sache gefährlich zu werden schien, rief meine Mutter von oben herunter: „Kathrine sei sie still, streit sie net, denn unsere Polizei versteht den Dreck viel besser wie sie."

Doch mit Paris bin ich noch nicht ganz fertig.

Also, bei Frankonis Herrlichkeit blieb ich stehen. Dann hörte ich in der Großen Oper „Wilhelm Tell" mit dem berühmten Duprez, »Robert le diable«, mit der reizenden Damoreau-Ciuti, die „Stumme von Portici" mit dem feuerspeienden Vesuv und noch ein wunderbares Ballett mit der großen Marie Taglioni! Kurz, der Eindrücke waren kein Ende.

Auch in die »Opéra comique« wurde ich mitgenommen, in den „Fra Diavolo", der damals gerade en vogue war: als im zweiten Akt Zerline ihre Nachttoilette machte und sich faktisch zu Bette legte, hörte ich meine Eltern einander sagen: „So etwas dürfte man bei uns nicht riskieren!" Das war im Jahre des Heils anno 1830! Da kann man wiederum sagen: tempora mutantur! Was hat man seit damals auf der Bühne alles an Dekolletage riskiert!

Mit dem rezitierenden Drama ging mir's leider schlechter. Im »Théatre français« habe ich meistens das beste verschlafen. Ich weiß nur, daß ich „Hernani" sah — oder vielmehr nicht sah, und daß mich Mutter weckte und rief: „Louisle, paß auf, das ist ja die Mars!" Ich riß die Augen weit auf, besah Mme. Mars, erinnere mich auch an ein graues Schleppkleid und einen Federhut, da ich aber gar nichts verstand, schlief ich ruhig weiter, bis schrilles Pfeifen meine süße Ruhe störte. Die Szene, in welcher Hernani demjenigen eine volle Börse anbot, der ihn verraten wolle — wurde niedergepfiffen.

Es war recht unbehaglich, eine Gewitterschwüle lag über ganz Paris, das schon in großer Gärung war, denn kurz nach unserer Abreise brach dort die Juli-Revolution aus.

* * *

Als ich nach Hause zurückgekehrt war, spielte ich alle Klavierauszüge der gehörten Opern durch, sang alle Partien von der „Königin der Nacht" bis zum „Sarastro" und ließ mich auch nicht stören, als Mutter vom oberen Stock herunterrief: „Ich bitt dich, um Gotteswille, hör doch endlich auf, du ruinierst dir ja so dein bißle Stimm'!" Denn ich dachte, Sängerin werden zu können, mußte ja der Inbegriff aller Seligkeit sein!

Die Musik wurde natürlich in unserem Hause sehr gepflegt. Mein guter Vater schuf in Karlsruhe einen Musikverein, der noch jetzt sein Andenken in dankbarer Erinnerung festhält. Er lieferte im Beginn nicht nur die Noten, sondern auch die Instrumente, und stellte ein ganz nettes Orchester zusammen. Mitunter wurden auch kleine Produktionen veranstaltet vor einem geladenen Publikum. Da mußte ich in den Quartetten den Klavierpart übernehmen, einige Jahre später sogar singen, und zwar „Die Rose" von Spohr und mit meinem Vater das große Duett aus „Jessonda". Das war etwas gewagt — aber unser Auditorium war nicht verwöhnt und da ihm diese Genüsse umsonst geboten wurden — war es auch ganz vergnügt dabei.

Mit meinem zwölften Jahre aber nahte nun die ernste Zeit der Vorbereitung zur heiligen Kommunion. Da durfte natürlich an derlei Scherze nicht mehr gedacht werden.

Ein ganzes Jahr lang dauerte der spezielle Unterricht, wo weder von Theatern die Rede war, noch daß sie besucht werden durften. Nichts sollte unsere Sammlung stören. Wir begingen den heiligen Akt mit rührender Begeisterung und Frömmigkeit, meine Schwester und ich, und obwohl um ein Jahr jünger, war sie doch geistig gereifter als ich.

„Von nun an müßt ihr euch selbst Rechenschaft von euerem Tun und Lassen geben, euch jeden Abend ernstlich prüfen, ob ihr keine eurer Pflichten versäumt habt, und jeden Morgen mit dem festen Vorsatz euer Tagewerk beginnen, eure Fehler bekämpfen und nicht mehr sündigen zu wollen." So sprach unser herrlicher Religionslehrer, den wir hoch verehrten.

Am Weißen Sonntag ist die sogenannte Vorstellung in der Kirche, wo wir unser Glaubensbekenntnis ablegen mußten. Zu diesem feierlichen Akt bekommen die Konfirmandinnen ihre ersten schwarzen Seidenkleider!

Am Palmsonntag aber durften wir zum ersten Male an Gottes Tisch treten und das heilige Abendmahl empfangen. Ach! Nur einmal noch im Leben möchte ich so gut, so rein sein können wie an diesem schönen, denkwürdigen Tage! Auch meine Mutter ging zu gleicher Zeit und empfing unter einem Strom von Tränen den Leib des Herrn, wie sie denn überhaupt eine durch und durch religiöse Frau war.

Zu diesem Festtag bekamen wir weiße Kleider und die sogenannten Konfirmierschals, weil es doch um diese Zeit noch kalt in den Kirchen ist. Der meinige war gelb. Wir fanden es damals entzückend schön.

* * *

Zu der damaligen Zeit, wo noch keine Nähmaschinen erfunden waren, gehörte es zu einer soliden, bürgerlichen Erziehung, zwei Jahre lang ins Weißnähen zu gehen!

Also nach der Konfirmation in die Nähschule und ohne Pardon mußte von jeder Gattung Wäsche ein volles Dutzend produziert werden! Doch wurde die Ausbildung des Geistes daneben nicht vernachlässigt und wir bekamen eine Menge Privatstunden, Musik wurde ununterbrochen getrieben, daneben Italienisch wegen des Gesanges (denn das deutsche Lied war noch nicht so bevorzugt wie jetzt, Schubert kaum gekannt und Schumann existierte noch nicht), Englisch, das gerade in Mode kam, und schließlich auch noch einen Lehrer für Prosodie!

Für Homer konnte ich mich nie begeistern. Schiller war meine höchste Bewunderung, „Max" und „Thekla" meine Ideale!

Mein alter Lehrer war nicht danach angetan, mich für anderes besonders zu enthusiasmieren, auch nicht für seine an mich adressierten Gedichte. Und ich stand mit meiner Ansicht nicht vereinzelt da, denn der bekannte Satiriker Haug in Stuttgart gab ihm, nach Veröffentlichung verschiedener Versuche den Rat:

„Mein lieber Nehrlich,
Ich rat ihm ehrlich,
Dicht er spärlich,
Denn gefährlich
Und beschwerlich
Ist der Paß
Zum Parnaß."

* * *

So lernte und nähte ich denn rastlos weiter, machte mir allerlei zu schaffen, lief mit dem Schlüsselbund an der Seite in den Keller, auf den Boden, war teilweise Gouvernante meines kleinen Bruders, da seine Bonne eben heiratete, kurz, ich schien für das Haus bestimmt zu sein, als mit einem Male eine Aufforderung an mich erging, die der Sache eine andere Wendung gab.

Einige bekannte Frauen und Mädchen organisierten untereinander eine kleine Dilettantenkomödie in französischer Sprache und baten mich, mitzuwirken.

Ich war gerne dabei, da es als Überraschung für meine Mutter geplant war.

Eine einstige Primadonna französischer Abkunft spielte die alten Herren, ihre Nichten die jungen und ich war die Liebhaberin, denn zu Männerrollen hätte ich mich niemals entschließen können.

Der Gemahl der Sängerin war Regisseur. Er verstand das Metier vollkommen und gab mir manche Winke, die mir in späteren Zeiten noch sehr zu statten kamen.

So führten wir in einem kleinen Zimmer mit Hilfe gemalter Türme und Fenster und dem unvermeidlichen cheminée sehr hübsche einaktige Stücke auf, wie z. B. »Une simple histoire par Scribe«, welches Raupach als Grundlage zu seinem einst vielgenannten Schauspiel „Vormund und Mündel" benützte.

Meine Rollen lernte ich im Stillen ganz allein und hielt mich in allem an die Weisungen unseres Regisseurs.

Wir hatten ein sehr gewähltes Publikum, darunter in erster Reihe den Hofmarschall Baron Gemmingen mit seiner edlen Gemahlin und Familie, von den andern weiß ich nichts mehr, als daß sie in zwei Reihen Sesseln dicht vor uns saßen, was entsetzlich peinlich war.

Das ganze scheint aber recht nett ausgefallen zu sein, denn als wir nach damaliger Sitte zum Schluß unser Buckerl vor den Zuschauern machten, hörte ich meine Mutter ganz laut sagen: „Das Mädle hat ja Talent." — Und dieser Ausspruch war entscheidend.

Meine Mutter, die keinen anderen Wunsch kannte, als ihre Kinder dem Berufe zu widmen, der ihr eigenes Lebensglück ausmachte, nahm mich den folgenden Tag vor und frug mich, ob ich denn nicht Lust hätte, es einmal mit einer deutschen Rolle zu probieren? Da antwortete ich ihr: „Wenn du meinst." — Und so kam ich zum Theater!

Ich fing nun an, bei ihr die „Suzette" in den „Rosen des Herrn von Malesherbes" zu studieren und nach einem weiteren halben Jahr betrat ich zum ersten Male — am 16. Oktober 1835 — für die Armen meiner Vaterstadt die heißen Bretter!

Die Details bis dahin übergehe ich. Mein erstes Debüt findet sich in der biographischen Skizze, welche seinerzeit Hauptmann Holtz über Mutter geschrieben, erzählt.

Es war ein erhebender Abend! Mutter, noch im Vollbesitz ihrer Schönheit, mit 36 Jahren in das ältere Fach übergehend, als „Deutsche Hausfrau" im gleichnamigen Stück von Kotzebue. Als sie mich vorführte, blieb kein Auge trocken. Die wohlwollende Aufnahme, welche mir geworden, galt ja nur ihr, die durch ihr Genie und durch ihre Liebenswürdigkeit alle Herzen der Vaterstadt von Jugend auf für sich gewann.

Meine Schwester, die zwei Jahre in einer Pariser Pension zubrachte, kam eben zurück, als ich zum erstenmal debütierte, und statt sich über mich zu freuen, brach sie in helle Tränen aus über dieses grenzenlose Unglück.

Natürlich sog sie in ihrem Institute alle dort gerechtfertigten Vorurteile gegen das Komödiantenvolk ein und war in Verzweiflung, daß ihre Schwester, welche sie anbetete, auch in der Hölle Rachen lief!

Zum Glück lernte sie bald einsehen, daß, was eine Berechtigung in Paris hatte, auf unser ehrenwertes Karlsruher Theater keine Anwendung fände, und binnen Jahr und Tag war auch sie für die Kunst gewonnen!

Vorläufig blieb ich als Volontärin bei unserer Bühne angelohnt, damit die Mutter nach Gutdünken die Rollen für mich wählen konnte. Ich habe sie alle der Reihe nach in meinem kleinen Repertoirebücherl aufgezeichnet.

So ganz glatt verlief es aber ferner nicht mit mir, denn ich fühlte wohl, daß ich keine geborene, sondern nur eine gewordene Schauspielerin war. Zuerst sprach ich halt, wie mir der Schnabel gewachsen war, aber mit jeder neuen Aufgabe wurde ich zaghafter, und oft sagte ich zur Mutter mit gedrücktem Gemüte: „Du wirst sehen, aus mir wird nichts."

Ich hatte so gar nicht den Mut, aus mir herauszutreten, ich war — ich kann es nicht anders nennen — zu wohl erzogen, denn bei den Proben, bei irgend einer Liebesszene, rief Mutter immer: „So rühr' ihn doch an, er ist ja nicht von Glas." — Und nur durch sie fortwährend ermuntert, schritt ich langsam weiter auf der einmal betretenen Bahn. In demselben Winter wurden wir auch in die Welt eingeführt.

Unser erstes Debüt machten wir auf dem Ball des damaligen Bundestagsgesandten Baron Türkheim. Es war Mutters größte Freude, uns einführen zu können und sie legte alle Sorgfalt auf unsere Toilette. Wir waren in Weiß mit rosa Schleifen und Säumchen und hatten Rosenknospen im Haar, ganz gleich, wir gefielen uns sehr — wurden aber doch von der schönen Mutter verdunkelt, die in einem Moirékleid mit Chinchillabesatz superb aussah!

Meine Eltern hatten immer eine Ausnahmestellung auf der Bühne, deren Zierde sie waren, sowohl als auch in der Gesellschaft, und somit waren auch wir Mädchen in den bevorzugten Kreisen aufgenommen.

Karlsruhe war damals noch eine kleine Stadt, zählte kaum 40.000 Einwohner, hatte wenig wohlhabende Familien, darum vereinigten sich die gebildeten Stände zu einer geschlossenen Gesellschaft: „Museum" genannt. Dort fanden die Herren ihre Zeitungen, ein Lese-, ein Spielzimmer, und für das Gesamtpublikum wurden nicht nur sehr gute Konzerte, sondern auch die hübschesten Bälle gegeben. Jede Woche wurde im Verlaufe der Saison ein sogenanntes Kränzchen arrangiert, auf dem nur einige Stunden getanzt wurde, und dazwischen einige große Bälle, welche durch den Besuch des Hofes eine besondere Weihe empfingen.

Wenn nun die Frau Großherzogin Cercle machte, wurde Mutter immer auf die Estrade beschieden und wir — wir gingen halt mit und wurden immer mit einigen huldvollen Worten beglückt.

Die Kostümbälle waren charmant. Zuerst erschien man mit Larven und ließ seinem Humor — auch manchmal der Satire freien Lauf, aber immer in feingezogenen Grenzen, damit man mit ruhigem Gewissen die Masken abnehmen konnte.

Der schönste unter allen jedoch war der Ball am Silvesterabend, den wir aber leider nie bis zur Neige auskosten durften, denn gegen Mitternacht braute mein guter Groß-

vater höchst eigenhändig den Punsch und er wünschte das neue Jahr im engsten Familienkreise zu beginnen.

Wir entfernten uns sehr ungern aus den heiteren Gesellschaftsräumen, aber da gab es keine Widerrede, Großvater wurde von seiner Tochter angebetet, und mein Stiefvater war immer entlastet, wenn seine Schimmel unter Dach kamen.

Wie haßten wir diese Schimmel, die Ursache waren, daß wir auf keinem Ball bis zum Schluß bleiben durften; waren die Rösser gemeldet, da gab es keinen Pardon!

Auch Mutter war unglücklich über diesen Sport ihres Mannes, sie fuhr nie, wenn es nicht dringend geboten war. Seit sie einmal mit ihrem schweren Reisewagen umgeworfen wurde, verlor sie die Angst nicht mehr. Die Raschheit der Wiener Fiaker brachte sie stets in Aufregung, und ließ sie sich einen holen, sagte sie immer zu ihrer alten Magd: „Resi, hol' mir einen Wagen mit einem dicken Kutscher, denn die fahren langsamer," und zum Fiaker: „Alterle, fahr' im Schritt, dann kriegst du auch ein gutes Trinkgeld." Wir Kinder hatten auch nie Lust spazieren zu fahren ohne Jause in Aussicht, und Mutter gab uns recht und sagte: „Gewöhnt euch nur dran, zu Fuß zu gehen, denn ihr werdet euch gewiß nie eine Equipage halten können!" — Das war ein Prophetenwort und Wasser auf unsere Mühle! Nur eine Ausnahme ließen wir gelten, wenn es hieß nach Baden-Baden fahren! Dieser Ort übte einen magnetischen Zauber! Er war aber auch danach angetan! Die liebliche Gegend, die Spaziergänge nach Lichtental, die Eselsritte auf das alte Schloß, die Promenaden mit den französischen Boutiquen, der Cursaal mit der Roulette und — das Eis! Wie wir uns darauf immer freuten! Zu Karlsruhe gab es damals noch kein Gefrorenes und hier auch nur das gewöhnlichste, Vanille und Erdbeer, Arlequin genannt, hoch hinaufgedreht wie eine Zipfelmütze. Wie uns das schmeckte! vor dem Kurhaus, mit Musikbegleitung, während die eleganteste Gesellschaft von Europa an uns vorbeispazierte. Baden-Baden war damals eine Weltstadt, in der sich alles, was vornehm oder leichtsinnig war, Rendezvous gab.

Auch unsere allergnädigste Gönnerin, Frau Großherzogin Stephanie, brachte regelmäßig die Sommermonate hier zu und empfing in ihrem niedlichen Pavillon fast jeden Abend. Sie war selbst sehr musikalisch, sang allerliebst und mit Vorliebe kleine italienische Duettchen mit meinem Stiefvater.

So kamen wir denn auch wieder in diesen exklusiven Salon und begegneten dort unter vielen, deren ich mich nicht mehr erinnere, die kleine Prinzeß von Darmstadt, noch im kurzen Kleide mit Höschen, nachmalige Kaiserin von Rußland, und niemand Geringeren als — Louis Napoleon, der damals ganz unbeachtet in einer Ecke saß, und beide träumten zu jener Zeit gewiß noch nicht von der großen Rolle, die sie in der Welt einst spielen würden.

* * *

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas! —

Mein guter, fürsorglicher Vater fand es damals auch angemessen, uns in der edlen Kochkunst unterrichten zu lassen, doch erlaubte er uns um keinen Preis, wie es in Karlsruhe Sitte war, in einem fremden Lokal zu lernen, und nahm daher für einige Monde einen Koch ins Haus!

Ich hatte aber weder Lust noch Talent dazu, ja, ich fühlte mich in gewissem Sinne degradiert, wenn ich des morgens — nach einer vorhergehenden neuen Rolle mein Zepter

mit dem Kochlöffel vertauschen sollte. Ich war eine höchst ungelehrige Schülerin, und wenn ich zu Großvater sagte: „Heute muß ich kochen," da antwortete er mir: „Gut, daß ich's weiß, da werde ich mich anderswo einladen."

* * *

Seit meinem ersten dramatischen Versuch war bereits ein halbes Jahr verflossen, als meine Eltern wie gewöhnlich im Monate März ihre Kunstreise antraten. Während ihrer Abwesenheit sollte ich nicht auftreten.

Da kam aber ein unvorhergesehenes Ereignis. Der berühmte Eßlair, ein damals unvergleichlicher Wallenstein, sollte gastieren und zugleich seinen Abschied von der Bühne überhaupt nehmen. Da er in meiner Vaterstadt sehr beliebt war, wollte man ihn auch außergewöhnlich ehren.

Einer unserer Kollegen, Herr Schütz, verfaßte dazu ein Gedicht — und mich erkor man, es zu rezitieren. Das konnte ich nicht abschlagen! Aber die Angst! Ohne Mutter! Aus höchst eigener Initiative! Aber — es gelang! Der Alte spielte eine seiner beliebtesten Rollen: den Essighändler. Dazu trug er einen scharlachroten Rock, wozu sein flatterndes, weißes Haupthaar sehr malerisch aussah. Zum Schluß ward er gerufen und nachdem er eine ergreifende Abschiedsrede gehalten hatte, trat ich im weißen Gewande, die Lorbeerkrone in den Händen, hervor und begann:

„Es naht die jüngste Priesterin der Musen,
Dem Heros in der Künste heit'rem Land.
Sie nahet ihm, dess' kunstdurchglühter Busen
Den Zauber jener göttlichen empfand!" 2c.

Das Gedicht war ziemlich lang und als ich fertig war, setzte ich ihm den Kranz auf das alte Haupt, wozu das Publikum frenetisch applaudierte. Alles heulte! Und zum Dank gab mir Eßlair sein lithographiertes Bild als „Wallenstein".

* * *

Und wiederum nach sechs Monaten wurde ich als engagiertes Mitglied in den Verband des Theaters aufgenommen, mit einem Jahresgehalt von 600 fl.! „Jetzt hast du so viel wie ein Sekretär" meinten meine Freundinnen und beneideten mich um diese Riesensumme. Da ich bisher nur über ein Toilettengeld von 2 Kronentaler, also à peu près 5 fl. monatlich zu verfügen hatte, so fühlte ich mich wirklich sehr wohlhabend!

* * *

Nachdem ich nun schon etwas Routine gewonnen hatte und ein weiteres Jahr verflossen war, meinte Mutter, es sei an der Zeit, von einem uns fremden Publikum prüfen zu lassen, ob mein Talent stichhältig sei. Ich durfte daher meine Eltern auf einer Gastspieltour nach Breslau begleiten! Das alte, so viel genannte Breslauer Theater, auf welchem alle Kunstgrößen damaliger Zeit gastierten, war wirklich nur eine kleine Bude. Der Zuschauerraum bestand aus einer Galerie und einem Parterre, dem Tummelplatz der Studenten, die dort tonangebend waren. Hinter den Kulissen kaum soviel Raum, daß man stehen konnte, die äußere Ausstattung sehr primitiv, die Beleuchtung schlecht.

Dort verdiente ich meine ersten Sporen in der Fremde.

Getragen von den lebhaften Beifallsäußerungen der studierenden Jugend, nachsichtsvoll beurteilt von einer sehr gefürchteten Kritik, war ich auch angeregter als in der Heimat, und somit gelang das Experiment.

Es waren noch zwei junge Anfänger dort, welche ebenfalls kaum die Kinderschuhe ausgetreten hatten und dadurch gestaltete sich das Ensemble, wie in dem Stückchen „Die junge Pate" oder „Erste Liebe" ganz harmonisch.

Aus den ursprünglich bestimmten zwölf Vorstellungen wurden einige dreißig und zogen sich über zwei Monate hin. Als Erinnerung daran findet sich auch ein lithographiertes Blatt mit unseren drei Köpfen en profil — ganz scheußlich. Die nach uns kommenden Gäste waren schon sehr unmutig, sie erwarteten von Tag zu Tag die Ankündigung des letzten Auftretens, vergebens, so daß eines Morgens Döring wütend in unser Zimmer stürzte mit dem Rufe: „Wollt ihr denn ewig bleiben?"

* * *

Meine gute Mutter, hocherfreut, daß ich die Probe glücklich bestanden, hatte für mich nur noch ein Ziel vor Augen: Das Burgtheater in Wien. Bald nach unserer Rückkehr in die Heimat wurden wir einmal zu Gemmingens geladen (dieselben, welche meine Dilettantenversuche genießen mußten) mit dem Bemerken, Baron Andlaw von unserer Gesandtschaft in Wien, käme auch.

Baron Andlaw war ein sehr liebenswürdiger, gebildeter Herr, auch Schriftsteller, und las uns sehr graziöse Skizzen über das Burgtheater, welches er mit Vorliebe besuchte, vor.

Er hatte mich spielen sehen und stimmte Mutter bei, daß sich mein Talent besonders für dieses Kunstinstitut, wo die Fächer scharf geschieden seien, wo das Konversationsstück in erster Linie gepflegt würde, eigne, und er bot sich an, bei Deinhardstein, dem damaligen Direktor, eine Einladung zu einem Gastspiele zu befürworten.

Sophie Schröder, die gerade als Gast bei uns Triumphe feierte, war derselben Meinung, und kaum war sie nach Wien zurückgekehrt, erhielten wir richtig eine Einladung für den folgenden Winter zu einem Gastspiel.

Sophie Schröder war eine epochemachende Erscheinung. Wer sie nicht als „Mutter von Messina" gesehen, hat keinen Begriff von dem Höhepunkt dramatischer Darstellung.

Allen Respekt vor dem sogenannten „Wolterschrei" — aber der Schmerzensschrei der Schröder beim Anblick der Leiche ihres Sohnes, wurde nach meiner Ansicht von keiner ihrer Nachfolgerinnen erreicht. Ihre Macht der Rede, ihre geschulte Deklamation, ihre Gewalt der Leidenschaft waren hinreißend, nur fehlte ihr die Schönheit, welche ihre Tochter Wilhelmine in so reichem Maße besaß, aber darüber ging man hinweg, wo so viel Größeres in die Wagschale geworfen wurde. Ach! daß man solche Eindrücke nicht mit der Feder wiedergeben kann! Das heißt, ich nicht mit der blöden meinigen.

Ich sah sie zehn Jahre später als hohe Siebzigerin, die längst ins Privatleben zurückgetreten war, bei uns in Wien, und weil ich meinem Mann den Genuß verschaffen wollte, sie kennen zu lernen, ließ sie sich herbei, ihm in unserem Salon — im dunkeln Alltagskleid mit einer geschlossenen weißen Haube — die Nachtwandlerszene der „Lady Macbeth" zu spielen, und die Illusion wurde, trotz der nüchternen Allüren, nicht einen Moment gestört.

Ja, das war Kunst! und bleibt in der Erinnerung haften, so lange man überhaupt noch ein Gedächtnis hat!

Fortsetzung folgt.

Adel und Urkundenkritik.

Von Dr. Oskar Freiherrn v. Mitis.

In einer heiklen Frage menschlicher Eitelkeit ist jüngst die Wiener Justiz zu Wort gekommen. Wie in einer Lästerallee zog in der Darstellung der Anklage die lange Reihe der bedauernswerten Opfer eines „Institutes für Genealogie und Heraldik" vorbei, denen ein recht ungeschickter Mann willkommene Familiengeschichten und Wappen geliefert hat und die alsbald mit der Überzeugung ihrer adeligen Vergangenheit die Hoffnung einer adeligen Zukunft verbanden, von der sie sich gewiß nicht leicht getrennt haben. Viele, die abseits standen, dankten dem Zufall, daß nicht auch sie gezwungen waren, in den Machenschaften des Angeklagten zugleich die Unfähigkeit ihrer Kritik zu bezeugen. Viele wieder freuten sich des Schauspiels mit spöttischem Lächeln. Freier Denkende aber haben zweifellos die Frage aufgeworfen, ob denn die ganze Sache des Rummels wert gewesen sei. So ferne auch diese Frage den ernsten Forderungen des öffentlichen Lebens zu stehen scheint, führt uns doch der Gedankengang, den sie anregt, auf Zustände unseres Verwaltungswesens, denen ein allgemeines Interesse nicht versagt bleiben sollte.

Kaum braucht gesagt zu werden, daß die Wappenfähigkeit des Bürgerstandes unmittelbar von ziemlich untergeordneter Bedeutung ist. Es ist in dem Wiener Prozesse recht deutlich geworden, daß die Wappenführung durch Bürgerliche in andern Ländern keinen Schwierigkeiten begegnet, und daß eigentlich nur die Lückenhaftigkeit unserer Verordnungen an den unklaren Begriffen in dieser Sache schuld trägt, in gewissem Sinne sogar an dem Umfange des Prozesses mitschuldig ist, da sie den berufenen Behörden sehr schwache Mittel an die Hand gab, dem Treiben der geschäftigen Genealogen Einhalt zu tun. Nebenher gesagt, scheint es sogar bedauerlich, daß der Staat das Recht einfacher Wappenverleihung nicht mehr ausübt: nicht nur, daß er sich einer passenden Gelegenheit begibt, Verdienste im Bereiche der Gemeindeverwaltung zu belohnen und dem schlaffen Staatssäckel einige ausnahmsweise freudig gezahlte Gebühren zuzuführen, es ist auch ganz sicher, daß das Kunstgewerbe durch reichliche Aufträge gefördert würde, die ein wappenfreudiger Bürger zum Schmuck seines Heims nicht unterließe. Daß in den Resten unseres Mittelstandes solche Wünsche rege sind, hat eben der Wiener Prozeß mit voller Klarheit bewiesen; er hat aber auch gezeigt, daß durch die Passivität der Staatsgewalt diese Sehnsüchtigen eben jenen Elementen geradewegs zugeführt werden, die nun auf die Anklagebank kamen. Und endlich, um in unseren prosaischen Zeiten auch ethischen Erwägungen entgegenzukommen: die heimische Geschichtswissenschaft begrüßt es nur mit Freude, wenn sich, sei's auch über die Brücke kleiner Eitelkeiten, der historische Sinn an der Herkunft der Familie belebt und sich mit immer weiteren Kreisen zum Interesse an der Geschichte der Vaterstadt und des Vaterlandes veredelt.

Es hieße aber den Kern der Frage verkennen, wenn man meinte, die Gemeingefährlichkeit unserer Geschäftsgenealogen bestünde einzig in der Tatsache, daß sie, weil's der Staat nicht tat, aus eigener Machtvollkommenheit an Bürgerliche Wappen „verliehen" hätten. Der geheime Reiz der Hermannschen Familiengeschichten lag vielfach in mehr oder weniger verschleierten Andeutungen, welche geeignet waren, in dem ehrgeizigen Besteller eine gewisse Hoffnung auszulösen, daß er nicht nur einer wappenberechtigten, sondern wohl einer adeligen Familie angehöre, und die Tatsache, daß in vergangenen

Jahrhunderten die Wappenverleihung als Vorstufe einer Standeserhöhung angesehen wurde, kommt solcher Täuschung mächtig zu statten. Ich habe in meiner amtlichen Tätigkeit endlose Stunden damit zubringen müssen, die Irregeführten über die völlige Haltlosigkeit ihrer Familiengeschichten aufzuklären und ihnen auseinanderzusetzen, wie unendlich mühevoll und kostspielig es sei, den Werdegang einer Familie zurück zu verfolgen, sei es selbst einer adeligen, wenn nicht schon vergangene Generationen an der Festhaltung ihrer Geschichte tätig waren. Das Schlimmste dabei ist, daß solche Genealogen seit nicht weniger als anderthalb Jahrhunderten ihr Unwesen treiben: ein ungleich dreisterer und geschäftigerer Vorläufer Hermanns ist beispielsweise der Mailänder Bonacina, der zu Ende des XVIII. Jahrhunderts eine Wappenfabrik errichtet hat; und die weitestverzweigte und gefährlichste Unternehmung dieser Art war zweifellos die sogenannte „Europäische Wappensammlung", welche ihren Sitz in Wien hatte und im Vormärz mit ihrer betrügerischen Tätigkeit die ganze Monarchie beglückte. Dieses saubere Institut war es auch, das zuerst auf den Gedanken kam, seinen Machwerken die äußere Form eines feierlichen Diploms zu geben, das sich unter Glas und Rahmen nicht übel ausnahm. Wenn derart schon die Großeltern dem Betruge zum Opfer gefallen waren, ist in der heutigen Generation, die gewohnt war, zu dem „alten Dokument" in der guten Stube mit stolzer Ehrfurcht aufzublicken, der Gedanke kaum noch zu verwischen, daß in den Dingen denn doch ein wahrer Kern stecken müsse und daß sich die staatlichen Behörden nur aus Bequemlichkeit oder Übelwollen weigern, ihre adelige Herkunft anzuerkennen. Von der Überzeugung des gekränkten Rechtes bis zur Anmaßung des Adelstitels ist da nur ein kleiner Schritt. Damit gelangen aber die Wünsche der Ehrgeizigen und die Machenschaften ihrer prostituierten Genealogen auf ein Gebiet, wo sich bisher sämtliche monarchische Staaten ihre volle Selbstherrlichkeit wahren mußten. Es kann doch nicht geleugnet werden, daß heute noch in allen Monarchien und selbst in den größten Republiken die Erscheinung durchbricht, daß eine gewisse Wohlhabenheit alsbald den Wunsch gebiert, in sichtbaren Symbolen die bessere soziale Stellung zum Ausdruck zu bringen, und fast alle Staaten bedienen sich dieser Erscheinung — die man gern als Schwäche bezeichnen wird — um die Tatkraft ihrer Untertanen auszuzeichnen und anzueifern. Mit diesem Brauche erwächst aber dem Staate auch die Pflicht, solche Auszeichnungen in ihrem Werte zu schützen und daher angelegentlich zu wachen, daß sich ihrer nicht Unberufene bedienen.

Seit dem Beginne der sogenannten Neuzeit — und Freigeister werden meinen, daß eben darin das Mittelalter noch nicht geendet habe — ist die Schaffung des **Briefadels** in Schwung gekommen, und in diesen Jahrhunderten haben ungezählte Familien, die später im Strom der Zeiten untergegangen sind, Standeserhöhungen erhalten. So hat sich die Führung von Adelsqualitäten an das Vorhandensein von Urkunden geknüpft, einerseits solchen, in denen die Standeserhöhung ausgesprochen, anderseits solchen, in welchen die Abstammung von dem Adelserwerber bewiesen wird. Seither ist denn auch die Erschleichung von Adelsqualitäten mit Fälschung solcher Urkunden verbunden. Erinnern wir uns, daß wir vor nicht allzu langer Zeit einen viel gewaltigeren Prozeß in Prag erlebten, der uns eine geschlossene Reihe weitreichender Fälschungen vor Augen führte, die ausschließlich zu dem Zweck unternommen worden waren, durch Nachweis adeliger Herkunft ideelle und vermögensrechtliche Vorteile zu erschleichen. Wenn wir auf diese Angelegenheit zurück-

kommen, sei vor allem auf eine Erscheinung hingewiesen, für welche sich die Öffentlichkeit in viel höherem Maße interessieren sollte, als es eigentlich zu erwarten gewesen wäre: auf die unbewußte Mithilfe staatlicher Organe, die einzig und allein darin ihren Grund hat, daß diese für ihre oft verantwortungsvolle Aufgabe nicht die unerläßliche Vorbildung besitzen. Fälschungen von Urkunden, sowohl von solchen öffentlich-rechtlichen Charakters als von Privaturkunden, sind durch das ganze Mittelalter und in der Neuzeit zu ungezählten Malen unternommen worden und oft geglückt; die Historiker wissen ein Lied davon zu singen. Doch schon die mittelalterlichen Fälscher haben es in den seltensten Fällen gewagt, mit den Fälschungen selbst zu operieren, sie haben vielmehr ein Mittel ersonnen, das in unserer Zeit die Prager Genealogen in großem Stile zur Anwendung brachten: sie legten ihre Machwerke sorglosen oder kritiklosen Behörden und Personen vor, welche von Rechts wegen genügende Autorität besaßen und selten zögerten, beglaubigte Abschriften solcher Dokumente auszustellen; so sind denn diese Leute alsbald mit echten, beweiskräftigen Beglaubigungen ruhig und unangefochten ihres Weges gezogen wie Banknotenfälscher, die ihren falschen Schein glücklich in gutes Geld eingewechselt haben. Geistliche und weltliche Behörden und Personen sind derart, oft durch Leichtsinn, am häufigsten aber mangels jeglicher Kritik zu unbewußten Hehlern weitgehender Fälschungen geworden. Ein kurzer Seitenblick auf die Geschichte des Beglaubigungswesens wird hier das Verständnis erleichtern. In den ältesten Zeiten gab es niemand, der ausdrücklich berufen gewesen wäre, Urkundenabschriften zu beglaubigen; das Recht hiezu erwuchs mit der Fähigkeit, Urkunden überhaupt auszufertigen. Bei Herausbildung des öffentlichen Rechtes entwickelte sich jedoch ein eigentliches Jus vidimandi, das als Prärogative der Krone durch stillschweigende Duldung oder besondere Verleihung auf die verschiedensten Behörden und Personen überging. Am frühesten hat sich diese Erscheinung auf dem Boden des römischen Rechtes ausgebildet: das mittelalterliche italienische Notariat hat nicht nur bei protokollarischer Beurkundung von Rechtsgeschäften eine außerordentlich strenge, oft kleinliche Auffassung entwickelt, es ist auch bei Beglaubigung von Urkunden mit großer Vorsicht zu Werke gegangen. Die Akte der italienischen Notare genossen denn auch jederzeit, ohne daß dies kodifiziert gewesen wäre, eine weitreichende öffentliche Autorität, die den Notaren unserer Länder erst durch die Notariatsordnung Kaiser Maximilians von 1512 zugesichert worden ist. Seither hat die Zahl der Ämter und Amtspersonen, welche rechtskräftige Urkundenabschriften ausstellen durften, stetig zugenommen. Nicht auch ihre Fähigkeit! Wenn auch seit einem Jahrhundert durch gesetzliche Bestimmungen und Verordnungen versucht worden ist, das Maß der Verantwortung bei Ausfertigung von Beglaubigungen den abgestuften Fähigkeiten der betreffenden Amtspersonen anzupassen, so haben doch gerade die Prager Prozesse mit aller Deutlichkeit gezeigt, daß die Staatsgewalt auf diesem Gebiete des Rechtsschutzes noch lange nicht den Anforderungen entspricht, welche heute die Wissenschaft stellen darf. Dort ist es leider nur zu klar geworden, daß zunächst nicht die Fälschungen an sich geeignet waren, den Fälschern zum Erfolg zu verhelfen, daß vielmehr den amtlichen Bestätigungen solcher Falsifikate die traurige Aufgabe zufiel, eine gefährliche Wirksamkeit zu entfalten.

Man nimmt im allgemeinen an, daß bei Beurteilung einer modernen öffentlichen oder privaten Urkunde das normale Auge für die Kritik der Schrift, die Durchschnittsbildung für die Kritik des Inhaltes genügt; das wird man im Alltagsverkehr, soll dieser

nicht unterbunden werden, trotz Hinweises auf die häufigen Fälle apokrypher Briefe und falscher Wechsel gelten lassen müssen. In gleicher Weise muß man zugeben, daß gewisse Beamtengruppen durch Erfahrung ihren Blick schärfen und in der Beurteilung des ihnen geläufigen Materials eine gewisse Sicherheit gewinnen. Doch diese Sicherheit schwindet in immer bedenklicherem Maße, wenn es sich um Urkunden älteren Datums handelt. Beginnen wir mit der sinnfälligsten Erscheinung derselben: der Schrift. Nur Leute, die sich tagtäglich mit Aktenstücken, sagen wir des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, beschäftigen, werden ohne besondere Untersuchung den Schriftcharakter eines vorliegenden Aktenstückes als zeitgemäß bestätigen oder als verfälscht verwerfen können. Es braucht da nur erinnert zu werden, daß bei den meisten modernen Fälschungen, welche Gegenstand gerichtlicher Untersuchung werden, der erste Verdacht nicht von der Beurteilung des Stückes selbst ausging; um wie viel leichter kann da eine alte Fälschung, die kein Ankläger verdächtigt, unbeanstandet zur Geltung kommen. Vermag hinsichtlich der Schrift der Mangel an spezialwissenschaftlicher Vorbildung immerhin durch langjährige Erfahrung wettgemacht zu werden, so gilt dies keineswegs von den sprachlichen Schwierigkeiten. Endlich wird jeder, der sich mit älteren Aktenstücken und Urkunden zu beschäftigen hatte, zugeben, welche Schwierigkeiten oft das Erfassen des Inhaltes bietet; abgesehen von der Kenntnis des älteren öffentlichen und Privatrechts ist hier Vertrautheit mit einer längstvergangenen Behördenorganisation und mit allen möglichen allgemein- und lokalgeschichtlichen Einzelheiten erforderlich. Fügen wir hinzu, daß bei manchen älteren Akten und Urkunden auch die Untersuchung des bekräftigenden Siegels als Echtheitskriteriums schwer ins Gewicht fallen kann, so wird die Schlußfolgerung wahrlich nicht übertrieben klingen, daß nebst der Erfahrung gründliche Spezialwissenschaft nötig ist, um ältere Akten und Urkunden mit gutem Gewissen als echt erkennen und beglaubigen zu dürfen.

Es wird vielleicht manchem neu sein, zu erfahren, daß sich mit allen eben besprochenen Fragen die Urkundenlehre beschäftigt, für welche fast an allen europäischen Universitäten Lehrkanzeln bestehen und die gerade in Österreich nicht nur ausgezeichnete Vertreter besitzt, sondern in einem eigenen Institute der Wiener Universität, einer Fachschule für Archivare, ihr ständiges Heim gefunden hat. Es scheint mir aktuell, die Vorgeschichte dieser Disziplin zu berühren. In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts waren durch eine endlose Reihe von Fälscherprozessen, in denen ganze Ketten mittelalterlicher Urkundenfälschungen rasselnd gesprengt wurden, die rechtlichen Grundlagen für den Grundbesitz und die Privilegien der Geistlichkeit, insbesondere der französischen, in bedenkliches Wanken geraten, es schien, als wolle die öffentliche Meinung mit den entlarvten Falsifikaten auch alle echten Urkunden anzweifeln und verwerfen. Da war es ein gelehrter Mauriner, Mabillon, der mit rastlosem Fleiß in jahrzehntelanger Arbeit aus den echten Urkunden des Mittelalters die Kriterien der Schrift, der Formeln und des Inhalts zusammenfaßte und in einem umfangreichen Werk dargestellt hat. Auf diesem Grundstein bauten Geistliche und Weltliche des XVIII. Jahrhunderts die neue Wissenschaft aus, die schließlich in Paris in der Ecole des chartes eine ausgezeichnete Pflegestätte fand und heute das gesamte Gebiet quellenmäßiger Geschichtsforschung beherrscht.

Nur aus den monströsen Fällen der jüngsten Adels- und Wappenprozesse konnte sich aber der weiten Öffentlichkeit eine dunkle Ahnung ablösen, daß einige Einrichtungen unseres Verwaltungswesens den Forderungen dieser bedeutenden Spezialwissenschaft

keineswegs Rechnung tragen: tagtäglich können Notare, Gerichtspersonen, Matriken- und Grundbuchsführer in die Lage kommen, älteres urkundliches Material unter voller Verantwortung beglaubigen zu müssen, aber noch hat man nicht gehört, daß diesen Berufen vom Staate eine auch nur oberflächliche Kenntnis jener Fachdisziplin aufgetragen worden sei. Der Staat hat sich bisher an die Lösung dieser Schwierigkeit wohl aus dem Grunde nicht herangewagt, weil er von mancher Seite den widerspruchsvollen Hinweis auf dringendere soziale Reformen zu fürchten hat. Nichts wäre aber verfehlter, als wenn die öffentliche Meinung das Studium dieser Frage ausschließlich als eine innere Angelegen heit des Adels betrachten würde. Wenn man überlegt, wie sehr noch heute in manchen Ländern das älteste Grundbuchswesen in moderne Besitzverhältnisse eingreift, und wenn man sich vor Augen hält, wie vielfältig das Matrikenwesen in das Rechtsleben jedes einzelnen hereinspielt, wird man kaum verkennen, daß eine unrichtige Auslegung alter Dokumente, daß fehlerhafte Auszüge aus älteren Grundbüchern und Matriken ideelle wie praktische Rechte der Angehörigen jedes Standes zu gefährden vermögen.

So wie einst im XVII. Jahrhundert alle Besitzenden das Bestreben der Mauriner als eine Sicherung des Rechtszustandes begrüßten, so darf es heute die große Menge der Bevölkerung als einen gemeinsamen Gewinn ansehen, wenn durch die Adelsprozesse Schwächen unseres Verwaltungssystems aufgezeigt worden sind. So weit meine Erfahrung reicht, sind sich auch die obgenannten öffentlichen Funktionäre meist völlig bewußt, daß ihr Amt manchmal mit einer Verantwortung verbunden ist, die sie lieber nicht übernehmen würden. Alle Erörterungen und Klagen klingen daher in dem Wunsche aus, daß die verantwortungsvolle Aufgabe, aus älteren Urkunden und Amtsbüchern beglaubigte Abschriften und Auszüge anzufertigen, an eine eigene, mit Fachgelehrten besetzte Behörde zu übertragen wäre. Der Adel ist hier in der Lage, sein Interesse zu verfolgen, ohne auf die Zustimmung weitester Kreise verzichten zu müssen. Er hat, wie die jüngsten Prozesse gezeigt haben, allen Grund, an die Frage einer Reform zu rühren, wofern ihm daran gelegen ist, seine Prärogativen gewahrt zu sehen, er muß dahin streben, daß die heutige Adelsbehörde die ihrer geringen Ausdehnung wegen trotz aller Gründlichkeit den überwältigenden Anforderungen nicht gerecht werden kann, durch eine selbständige Behörde, ein Heroldsamt in großem Stile, abgelöst werde. Diesem Amt müßte dann auch — soll es gemeinnützig wirken — die Aufgabe zufallen, von den obbezeichneten Berufen die Beglaubigung des älteren Urkundenmaterials zu übernehmen. Als man 1902 im Königreich Sachsen an die Schaffung eines solchen Amtes und eines eigentlichen Adelsgesetzes schritt, scheute sich die Regierung, vor dem Parlament eine Budgetforderung zu vertreten, welche bloß den Zwecken eines einzigen Standes zu gute käme; erst als sie die Überzeugung gewann, daß der gesamte Adel durch eine Art Steuer gewissermaßen die Schaffung jener Behörde übernehmen werde, entschloß sie sich zu der Einbringung des nunmehr in Kraft stehenden Adelsgesetzes. Auch in Österreich treiben die Verhältnisse einem solchen Entschlusse zu und die Regierung wird, so sehr sie mit wichtigeren Dingen reichlich belastet ist, eines Tages der Frage näher treten müssen. Entschließt sie sich, bei Errichtung eines Heroldsamtes diesem auch die Beglaubigung älterer Dokumente und Amtsbücher zuzuweisen, und das Recht der Wappenverleihung wieder aufleben zu lassen, so werden ihr wohl weder die Stimmen des Reichsrates noch die Mittel zur Erhaltung dieser Behörde fehlen.

Chronik.

Bildende Kunst in Wien.

Ein neues Kunstjahr, das sich seines Frühlings stets erfreut, wenn das kalendarische schon im gelben Herbste steht, hat begonnen. Die Künstler bringen die Werke herbei, die ihnen aus der Schöpferfreude und Arbeitsqual reicher Stunden erwuchsen, die Amateure nahen mit einer durch die Naturfülle und den Kunstmangel des Sommerfrischendaseins doppelt gesteigerten Empfänglichkeit. Und jenes aus Wahrheit und Lüge, Eitelkeit und Neugier, Müßiggang und Sehnsucht, Berechnung und Leidenschaft, Hoffnung und Enttäuschung, Sieg und Niederlage wunderlich gemischte Spiel, das man „Kunstleben" heißt, entfaltet nun seine ersten Blüten.

Das bunte Getriebe, das dem flüchtigen Blick als vom Zufall allein regiert erscheint, wird dennoch von großen, unbeirrt waltenden Gesetzen beherrscht. Wirkt es auch an seiner Oberfläche als belustigende, zuweilen freilich ins Tragische biegende Komödie, so trägt es in seinem Kerne doch die Zeichen historischen Geschehens: frommen Ernst und strenge Notwendigkeit. Nur gilt es eben, die Augen zu schärfen, daß sie vom Echten das Falsche, vom Wesentlichen das Begleitende, vom Bleibenden das Vergängliche scheiden lernen. Dann kann auch der Zeitgenosse als Historiker erleben.

Das beginnende Kunstjahr betritt einen durchaus geänderten Schauplatz, weil das vergangene so viel Wandel, wie selten eines zuvor, in das Bestehende gebracht hat. Vor allem findet es neue, unsichere Bildungen, während alterprobte zerbrachen. Das Verhältnis der wirkenden Kräfte, das bisher Höhe und Richtung der Wiener Kunst bestimmte, hat sich dadurch verschoben, und will man die Folgen dieser Tatsache ermessen, muß man deren Ursachen erkennen. Die Aufgabe ist daher, das Kommende durch das Gewesene zu erklären. Der Prolog wird ein Epilog sein.

*

Das wichtigste Ereignis des abgelaufenen Kunstjahres war die Spaltung, die sich zuerst im Hagenbund, hernach in der Sezession vollzog. Es könnte jemand und vielleicht nicht ohne Absicht darauf hinweisen, daß, während die jüngeren Gründungen zerbröckelten, die Künstlergenossenschaft unerschüttert dastehe. Dieser Hinweis enthielte jedoch eine schiefe Wahrheit. Die Ruhe im Künstlerhause ist die dumpfer Stagnation, seine Sicherheit die rastenden, rostenden Stillstandes. Die Genossenschaft ist nur noch eine Versicherungs- und Vergnügungsanstalt, die ihren Mitgliedern Geldunterstützungen, überdies ein Klublokal und Gschnasabende bietet. Der Wiener Kunst kann von ihr nichts oder wenig Gutes mehr kommen, trotz der paar tüchtigen Künstler, die hier spurlos in der trägen Masse verschwinden. Das Künstlerhaus war einmal und selbst in der Vergangenheit zeichnete seine Geschichte nur spärliche Ruhmestaten auf. Der nivellierende Zug jeder Gruppenbildung treibt immer und überall die kompakte Majorität gegen die eigenwillige Persönlichkeit, die durch tausend gesellschaftliche Mittelchen zum Kompromiß gebracht wird oder sich in furchtbar nutzlosen Kämpfen aufreibt. Nirgends aber hatten wahrhafte Individualitäten unter der gefälligen Halbheit so viel zu leiden wie im Künstlerhause, wo in echt wienerischer Weise der „liebe Kerl" dem unwirschen Talent stets vorgezogen wurde. Beispiele gäbe es in Fülle. Und als am Ende des vorigen Jahrhunderts die große Welle der modernen Kunstbewegung Wien erreichte, stellten sich ihr die erbgesessenen Größen und Mittelmäßigkeiten der Künstlergenossenschaft mit so hochmütiger, nicht durch die kleinste Erkenntnis gemilderter Verschlossenheit entgegen, daß alles, was Leben und Jugend hatte, das versteinernde Künstlerhaus verließ, um der neuen Schönheit neue Tempel zu bauen.

Der Hagenbund zog als zweiter aus. Die Sezession war vorangegangen, den Glanz des „heiligen Frühlings" um ihre Fahnen. Was nicht sofort zu ihr gehalten oder in ihr keine Aufnahme fand, tat sich zu jenem Verbande zusammen, dessen erster Führer der energische und feine Gustav Bamberger war.

Der Hagenbund besaß nicht gerade das beste Künstlermaterial, hatte weder die Nötigung noch das Bewußtsein, etwas durchsetzen zu müssen, zwang nicht jeden zur Stellungnahme, fand keine erbitterten Gegner, aber auch keine begeisterten Anhänger. Eine lauwarme Temperatur war ihm eigen, Justemilieu-Stimmung, anständiger Durchschnitt. Immerhin hatte er eine Existenzberechtigung. Während die Sezession in der Überfülle der Aufgaben und Kräfte die ersten Jahre wie in einem Rausche durchjagte, fast die ganze moderne europäische Kunst in ihrem Hause vorführte, an ihre Künstler und Freunde, was Entwicklungsfähigkeiten und Empfänglichkeit betrifft, die höchsten Anforderungen stellte, sollte der Hagenbund die weniger elastischen und spröderen, aber gut modern gesinnten Künstler versammeln, streng auf ein gutes Niveau, liebevoll auf die heimatliche Note achten, seinen Mitgliedern und seinem Publikum Zeit zu langsamem Reifen lassen. Es besteht kein Zweifel, daß die wertvollsten Elemente des Bundes, die Landschafter Ameseder, Bamberger, Konopa, Ranzoni, Suppantschitsch, Wilt, diesen Beruf richtig erkannten und ihn zu erfüllen sich bemühten. Aber sie verloren immer auffälliger an Einfluß, je geheimnisvoller die Macht des Architekten Josef Urban wuchs. Urban ist wie Olbrich, Hoffmann, Plečnik, Bauer, ein Wagner-Schüler. Den Gipfel seiner Leistungen erreichte er, wenn er den Lehrer und die Kollegen glatt kopierte. Öfter jedoch verlor er sich, seine Vorbilder selbständig vergröbernd, in undenkliche Tiefen des Tapezierergeschmacks. Fragt man, was aus Herrn Urban ohne den Hagenbund geworden wäre, dann ist gerecht zu sagen: nichts. Auf Grund seiner Arbeiten hätte niemand von ihm gesprochen. Dagegen hätte der Hagenbund der Urbanschen Mithilfe durchaus entraten können. Die für die Ausstellungen nötige Raumgestaltung hätte ihm jeder andere moderne Architekt diskreter geschaffen. Und wahrlich billiger. Denn der Hagenbund bezahlte Herrn Urbans Dekorateurdienste mit seiner gedeihlichen Entwicklung. Unter der Vorherrschaft dieses Mannes, der vielleicht nur Wortführer einer schädlichen Gruppe war, begann der Niedergang. Die alten Stützen, ihr ehrliches Programm, ihre schlichte Art wurden vernachlässigt, andere Wege eingeschlagen, die manches Kopfschütteln, nicht allein der Kunstfreunde, erregten. Nach stürmischen Szenen, deren Veranlassung eine peinliche, nicht mit Kunstfragen verquickte Angelegenheit war, traten zahlreiche Mitglieder aus. Es folgten Gerichtsverhandlungen, die viel Unerfreuliches aus der Vereinschronik an die Öffentlichkeit brachten. Nun treibt der Hagenbund hilflos wie ein schlecht gesteuertes Schiff, und die einst seine Ausfahrt begrüßten, sind um eine bittere Enttäuschung reicher.

Die Krise im Hagenbund sah man lange voraus, sie war nur eine Frage der Zeit. Anders in der Sezession. Wohl wußten die Eingeweihten, daß es in den letzten Jahren auch hier an Reibungen und Zusammenstößen nicht fehlte, doch erwartete man von der oft erprobten Disziplin und Gesinnung der Sezessionisten, daß der in gemeinsamer Not, zu gemeinsamem Heil geschmiedete Ring nicht um persönlicher Interessen willen gesprengt würde. Es kam dennoch so. Und es ist lehrreich, den Zerfall einer Vereinigung zu betrachten, die für alle Zeiten geschaffen schien.

Die Wiener Sezession ist anders entstanden als die Sezessionen in London, Paris, Brüssel, München, Berlin. Als jüngste der europäischen Gründungen trat sie zunächst nicht mit einem neuen Programm, mit einer bisher ungekannten Richtung auf. Vielmehr führte sie anfangs nur den Kampf der Kunst gegen die Unkunst, der Künstler gegen die Händler, der Zucht gegen den Schlendrian. Sie mußte niederreißen, ehe sie aufbauen konnte. Als die chinesische Mauer, die frevelhafter, für den eigenen Markt fürchtender Krämersinn um Wien gezogen, durchbrochen war und die moderne Kunst wie ein paradiesisch lockendes Wunder sich dem überraschten Blicke darbot, da waren die Augen unserer Sezessionisten lange geblendet. Dann folgte dem Erstaunen die Erkenntnis, und in der bunt bewegten Schar, die einzig auf den Ruf nach einer freien Kunst herbeigeströmt war und vorläufig durch ihn allein auch zusammengehalten wurde, vollzog sich auf Grund ursprünglicher Anlagen und fremder Einflüsse die Trennung in Stilisten und Naturalisten.

Jede Künstlervereinigung hat insofern auch einen wirtschaftlichen Zweck, als sie auf materielle Förderung ihrer Mitglieder bedacht sein muß. Vielleicht war es der erste Verstoß wider ihre Existenzmöglichkeit, daß die Sezession diese wirtschaftliche Seite ihrer Aufgabe zu gunsten der rein künstlerischen vernachlässigte. Sie wollte vor allem eine strenge Erzieherin sein, die durch Vorführung der ausländischen Kunst ihren Mitgliedern sich zu bilden ermöglicht, die ihnen, wenn sie zu lange auf der erreichten Stufe verweilen, höhere Ziele steckt. So lautete das Thema einer Ausstellung: „große Figur", als die Landschaften überhandzunehmen drohten. Ferner betrachtete die Sezession die Reform des Ausstellungswesens als ihren besonderen Beruf. Ihren Ausstellungen lag stets ein klar umrissenes Programm zu grunde, das jeweils die sachlich entsprechendste, dekorativ wirksamste Form erhielt. Je bestimmter aber die Gesichtspunkte waren,

von denen sich die Sezession bei ihren Veranstaltungen leiten ließ, je strenger des einheitlichen Gesamteindruckes wegen die Jury ihres Amtes waltete, um so geringer wurden die Chancen einzelner Mitglieder, und da zumeist die Stilisten die Raumgestaltung besorgten, namentlich die Chancen der Naturalisten ihre Arbeiten auszustellen und zu verkaufen. In demselben Maße, in dem der Ruhm und das Werk der Sezession wuchsen, mehrten sich Unzufriedenheit und Enttäuschung in der naturalistischen Gruppe.

So erhielt der anfänglich künstlerische und fruchtbare Gegensatz eine persönliche und gefährliche Färbung. Und als beide Parteien Führer bekamen, die Stilisten in Gustav Klimt, die Naturalisten in Josef Engelhart, da wurde die Kluft noch breiter. Klimt hatte sich in der Folge wunderbarer Werke rasch als die einzige geniale Begabung unter den Talenten entpuppt und durch sein bald priesterhaftes, bald rebellisches Wesen die Kameraden in seinen Bann gezwungen, daß sie in ihm den ungekrönten König der Wiener Kunst verehrten. Engelhart hielt nicht ganz, was seine frühen, noch unter pariserischer Nachwirkung gemalten Bilder versprachen; trotzdem hätte er Max Liebermanns bestimmende Rolle in Berlin gern bei uns gespielt, in Wien das große Haus eines durch Kunst und Reichtum Bevorzugten geführt. Wie beider Entwicklung war auch die ihrer Freunde verschieden. Zur Klimt-Gruppe zählten unter anderen Hoffmann und Moser, deren architektonische und kunstgewerbliche Arbeiten besonders im Auslande — ob mit Recht oder Unrecht, sei hier nicht nachgeprüft — als schönster Erfolg der modernen Wiener Kunstbewegung gerühmt werden; gehörten der mächtige Bildhauer Metzner, Roller, dessen Operndekorationen eine neue Epoche in der Ausstattungskunst des Theaters einleiten, und die Maler Moll und Kurzweil, deren landschaftliche Kunst fein erblühte. Die um Engelhart hatten zwar auch Leute, die wie Lenz und Nowak wuchsen. Die Mehrzahl aber blieb zurück, um als Beispiel nur Kraemer zu nennen, der wenig darüber hinauskam, was ihn einst Leopold Karl Müller gelehrt. Dadurch trat neben die Verschiedenheit der künstlerischen Überzeugungen, neben die Ansicht der Naturalisten, daß sie durch die inhaltlich geschlossenen, dekorativen Ausstellungskunstwerke der Stilisten in Geltung und Verdienst geschädigt würden, als nagendster Zwisterreger die Eifersucht geringerer Begabung, die Verbitterung, die aus unerreichten Zielen quillt. Trotzdem war dem idealen Sezessionsgedanken noch der höchste Ausdruck beschieden. Es war die Ausstellung des Klingerschen „Beethoven", die in aller Welt staunend gepriesen wurde, nicht so sehr um ihrer architektonischen und dekorativen Schönheit willen, als wegen der seltenen Hingabe einer ganzen Künstlervereinigung an einen großen Zweck, wegen des namenlosen Untertauchens einzelner im Dienste eines erlauchten Werkes. Drei Jahre später scheiterte der Plan der Sezession, auf der Weltausstellung in St. Louis Klimts Deckenbilder zum Mittelpunkte einer ähnlichen Raumkunst zu machen, allerdings am Widerstande des Unterrichtsministeriums. Allein auch innerhalb der Sezession hatte diese Absicht ungestüme Gegner gefunden und nur mit großen Mühen konnte der Welt noch einmal das Bild einer einmütigen Körperschaft geboten werden. Es krachte eben schon in allen Fugen. Schließlich führte die Tatsache, daß Moll die Leitung der Galerie Miethke übernahm, den Bruch herbei. Noch in der letzten gemeinsamen Sitzung stellte Roller, um die alte, ruhmwürdige Sezession zu retten, den klugen Antrag, dem nun einmal vorhandenen Gegensatze Rechnung zu tragen und sich innerhalb des ungeschmälerten Verbandes in zwei Gruppen zu sondern, die abwechselnd ihre Ausstellungen veranstalten. Die Naturalisten lehnten jedoch den Vermittlungsvorschlag ab und erklärten die Leitung eines Wiener Kunstsalons für unvereinbar mit der Mitgliedschaft. Darauf trat Moll aus der Vereinigung aus und bald folgte ihm die ganze Klimt-Gruppe.

Es muß wohl nicht erst gesagt werden, daß die Moll-Affaire gar nicht die eigentliche Ursache der Spaltung innerhalb der Sezession bildete, daß sie von der gereizten Engelhart-Gruppe nur als willkommener Anlaß neuer Feindseligkeiten angesehen wurde, die plötzlich eine so katastrophale Wendung nahmen. Man wird auch ohne umständliche Beweise glauben, daß jener Mann, der sich die meisten Verdienste um die Sezession erwarb, nichts unternehmen konnte, was seine eigene Gründung gefährdet hätte. Moll war vielmehr, wie so oft zuvor, klüger als seine Widersacher und hatte die ihm angebotene Leitung der Galerie Miethke nicht ausgeschlagen, weil er sich gerade für die Vereinigung das Beste von ihr versprach. Erinnert man sich des früher Gesagten, daß nämlich die Sezession in der rastlos leidenschaftlichen Verwirklichung ihrer künstlerischen Pläne nicht Zeit und Laune fand, auch wirtschaftlich für ihre Mitglieder zu sorgen, dann ermißt man leichter den ungeheuren Vorteil, den ihr die enge Verbindung mit einem Kunstsalon gebracht hätte. Während sie, frei von allen Rücksichten und Hemmnissen, im stande gewesen wäre, im Olbrich-Hause nur große, programmatisch geschlossene Ausstellungen edelster Raumkunst zu veranstalten, hätten die einzelnen Mitglieder dauernd oder zeitweilig ihre Kollektionen bei Miethke gehabt und damit die Möglichkeit des Verkaufs. So

ist es für die Berliner Sezession von unberechenbarem Nutzen, daß Herr Paul Cassirer, der Besitzer des modernsten Kunstsalons in Berlin, zugleich ihr Sekretär ist. Und daß in Wien gerade die Galerie Miethke für die Sezession gewonnen werden konnte, wäre von dieser als wahrer Glücksfall zu preisen gewesen. Der wundertätige Ring hätte sich dadurch geschlossen, den man die Tradition nennt. Jeder Kenner der Wiener Kunstgeschichte weiß, was die Tätigkeit H. O. Miethkes für sie bedeutet, daß sein Name mit Makart, Schindler, Rumpler, Unger, Strasser untrennbar verbunden ist. Nach 1890 ließ Miethke aber das neue Geschlecht seine Wege gehen. Ging nicht mehr mit und beschränkte sich auf seine lieben alten italienischen, deutschen, holländischen Meister. Andere Kunstsalons versuchten den Forderungen der neuen Zeit gerecht zu werden, ohne freilich die Bedeutung zu erlangen, die der seine für die eben vergangene besessen. Artin und Pisko setzten hübsch ein, ließen aber bald nach; Artin, indem er immer seltener von sich hören ließ, Pisko, indem er zuviel Rücksicht auf das zahlungsfähige Publikum zu nehmen begann. Zwischendurch lud manchmal auch Artaria, recht wie ein Amateur, die Kunstfreunde zu sich. Als nun Herr Paul Bacher die Galerie Miethke käuflich erworben hatte und in glücklichster Wahl Karl Moll zu ihrem künstlerischen Leiter machte, erwachte das vornehme, mählich eingeschlafene Kunstpalais in der Dorotheergasse zu neuem Leben. Mit einer Waldmüller-Ausstellung wurde es wieder eröffnet und seinem Programm getreu, neben der Altwiener die moderne europäische Kunst zu pflegen, zeigte es in fesselnder Folge Beardsley, Somoff, Amateurphotographien und Altwiener Porträte.

*

Ein neues Kunstjahr hat begonnen. Ich habe die Geschichte des abgelaufenen insoweit zu skizzieren versucht, als sie die Künstlervereine und Kunstsalons betrifft. Der Kunstfreund, der an der Schwelle neuer Seligkeiten, neuer Bitternisse steht, weiß nun ungefähr, was er von ihnen zu erwarten hat.

Hugo Haberfeld.

Besprechungen.

„Die Aufgaben des Mittelschullehrers." Ein Vortrag von Professor Dr. Wilhelm Jerusalem. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1906.

In erweiterter Form liegt hier der Vortrag, den der Verfasser am letzten Wiener Mittelschultage über die Aufgaben des Mittelschullehrers gehalten, vor uns. Anknüpfend an die vielerörterte Frage, ob die Ausbildung des Mittelschullehrers vornehmlich eine streng wissenschaftliche oder aber eine pädagogisch-didaktische sein soll, berichtigt der Verfasser zunächst die Fragestellung dahin, daß es sich darum handeln müsse, zu zeigen, nach welchen Richtungen hin die Aufgabe (und somit auch die Vorbildung) des Mittelschullehrers eine wissenschaftliche, nach welchen eine pädagogisch-didaktische sein solle. Dies auseinanderzusetzen ist ihm mit einer nirgend wo anders erreichten Klarheit und Bündigkeit gelungen. Mit außerordentlichem Geschick weiß er die dem Mittelschullehrer nach jeder der beiden Richtungen zukommenden Aufgaben fest zu umgrenzen und von denen des Hochschul- und Volksschullehrers zu scheiden. Außer diesen zwei Hauptrichtungen der Tätigkeit eines Mittelschullehrers erblickt er aber noch eine dritte, bisher wenig beachtete, die soziale, die sich nicht nur bei der Mitwirkung an der sozialen Auslese — einer Aufgabe, die bei der Volksschule kein Analogon besitzt — äußert, sondern die darauf auszugehen hätte, das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Menschen zueinander, ihr gegenseitiges Aufeinanderangewiesensein durch den Hinblick auf die großen sozialen Errungenschaften der Menschheitsorganisation in den Herzen der Schuljugend zu wecken.

Wenn ich von diesen drei Teilen der Schrift einen noch besonders hervorheben sollte, so wäre es der zweite. Er enthält nichts weniger als eine ziemlich erschöpfende Pädagogik und Didaktik im kleinen. Nur in einem Punkte möchte ich mir eine kleine Korrektur erlauben: die Wahl der für die Erziehung am besten geeigneten Gegenstände hängt auch vom Alter des Zöglings ab und es sind für die ersten Jahre der Mittelschule weder Latein, Griechisch, Deutsch noch Mathematik und Physik die geeignetsten Unterrichtsgegenstände. Hier gebührt der Naturgeschichte das erste Wort und es darf nicht eher geruht werden, bis sie zum Hauptgegenstand der ersten Klassen (in Verbindung mit Zeichnen) emporgerückt ist. Die vom Verfasser bemerkten Schwierigkeiten in diesem Gegenstande beim Übertritt aus der Volksschule erklären, warum sie dies bisher nicht ist. Speziell zur Mathematik und Physik hätte der Weg dann über Geometrie und Chemie zu führen.

Die vorliegende Schrift ist aufs beste geeignet, einen Einblick in die Tätigkeit der Mittelschule zu verschaffen und kann hierzu nicht warm genug empfohlen werden; sie ist aber auch, was nicht übersehen werden wolle, vom rein fachmännischen Standpunkte aus eine hochwichtige Publikation.

Dr. Hans Kleinpeter.

„Die Jagdpraxis." Bibliothek für Jäger und Jagdfreunde. III. Band: Das Rotwild, seine Jagd und Hege. Von Ernst Ritter von Dombrowski. — IV. Band: Das Rebhuhn, seine Jagd und Hege. Von demselben. — Wien, Verlag von Karl Mitschke, 1905.

In rascher Aufeinanderfolge erscheinen die schmucken Bändchen dieser kleinen jagdlichen Bibliothek. Band III hat Dombrowski dem Rotwild gewidmet. Im ersten Teil dieses Heftes wird in bezug auf die Jagd der Ansitz, die Birsch, das Riegeln und die Treibjagd besprochen. Hege und Pflege werden im zweiten Teil behandelt. Vom Ansitz scheint Dombrowski kein Freund zu sein. Vollkommen recht hat er allerdings, wenn er die von ihm besonders hervorgehobene Art des Ansitzes, das Passen an des hegenden Nachbars Grenze, um diesem das Wild, „sowie es nur den Windfang aus dem Walde steckt, um auf Äsung auszutreten", wegzuputzen — womöglich noch bei Nacht und Nebel — als schnöde Aasjägerei bezeichnet. Daß wir aber über den Ansitz überhaupt fast nichts erfahren, daß sich Dombrowski über die bei dieser Jagdart in Betracht kommenden Momente, die zu beobachtenden Regeln, die den Erfolg beeinflussenden Faktoren, die Hilfsmittel dazu (Kanzel, Hochsitz) gründlich ausschweigt, ist ungerecht; denn gerade der Ansitz, diese einfachste, das Wild am wenigsten beunruhigende Jagdart, wird unter gewissen Verhältnissen am besten zum Ziel führen. „Man dersitzt mehr, als man derrennt," sagt ein altes Jagersprüchl. Und zur Durchführung der Bestandesregulierung, zur „Hege mit der Büchse", ist der Ansitz geradezu unentbehrlich. Eingehender befaßt sich Dombrowski mit der Birsch. Dabei lenkt er sein besonderes Augenmerk auf die Verhältnisse, wie sie in den Urwäldern oder urwaldähnlichen, ausgebreiteten Forsten Ungarns, Galiziens u. s. w. herrschen. Hier schöpft der Verfasser aus dem reichen Born seiner eigenen Erfahrungen und schildert uns in der ihm eigenen anziehenden, anschaulichen Weise jagdliche Erlebnisse, welche die Schwierigkeiten, die sich dort der gewohnten Ausübung der Birsch entgegenstellen, illustrieren. Das „Riegeln", diese „herrliche, hochinteressante, der Mehrzahl der Jäger aber verschlossene Jagdmethode, wie sie Dombrowski mit Recht nennt, wird mit knapp drei Seiten abgetan. Viel ist's also nicht, was Dombrowski zur Erschließung dieser Jagdart beiträgt. Etwas ausführlicher wird die Treibjagd behandelt. Wer aber glaubt, selbst in den breiter gehaltenen Absätzen eine genauere Erläuterung der betreffenden Jagdart, eine für die Mehrzahl der **normalen** Fälle zutreffende Anleitung zu finden, der befindet sich im Irrtum. Dombrowski beschränkt sich eben meist darauf, über den Gegenstand recht anziehend zu plaudern, flicht dabei die Erzählung eines und des andern interessanten eigenen Erlebnisses mit ein, überläßt es aber im übrigen dem Leser, sich behufs Erwerbung tatsächlicher jagdlicher Kenntnisse an andere Quellen zu wenden. Mit größerer Sorgfalt ist der der Hege und Pflege des Rotwildes gewidmete zweite Teil des Heftchens gearbeitet. Wir finden hier ganz bestimmte Regeln und Weisungen, welche von eingehender Sachkenntnis und Erfahrung zeugen und deren Richtigkeit anzuerkennen ist.

Im IV. Bändchen der vorliegenden Bibliothek, welches das Rebhuhn behandelt und ebenfalls Dombrowski zum Verfasser hat, wird uns in vier Abschnitten (Allgemeine Bemerkungen, Jagdausrüstung und jagdliche Hilfsmittel, Jagdbetrieb, Hege) das Wesentlichste mitgeteilt, was der angehende Jünger Dianens von der Rebhühnerjagd wissen muß. Wohlgemerkt, bloß das Wesentlichste von der **Jagd**. Wenn er auch bezüglich der weidgerechten Ansprache, in naturgeschichtlicher Beziehung u. s. w. vom Rebhuhn etwas seinen Kenntnissen einverleiben will, muß er auch hier zu einem andern Buche greifen. Dieser Tatsache gegenüber könnte allerdings geltend gemacht werden, daß eben das Naturgeschichtliche, die Jagdsprache u. s. w. nicht Gegenstand des vorliegenden Werkchens sind, letzteres vielmehr schon seinem Titel nach **ausschließlich** der **Jagd** und der **Hege** des Rebhuhnes gewidmet ist. Dadurch wird aber der Stoff so dürftig, daß er einer gesonderten Veröffentlichung kaum wert erscheint. Am meisten praktischen Wert dürften auch in diesem Bändchen die für die Hege des Rebhuhnes gegebenen Winke haben, welchen die vollkommene Zustimmung nicht versagt werden kann.

Karl Leeder.

Jan Kasprowicz: „Mein Abendlied", Hymnen. Mit einem Vorwort von Wilhelm Feldman, in freier Übersetzung des Stanislaw Przybyszewski. (Mit dem Bilde Kasprowicz'.) Berlin, 1905. F. Fontane & Co.

Dem von der großen politischen Katastrophe ereilten Polen erstrahlte der Gedanke der Wiedergeburt der Nation durch das Volk. Und es kamen Dichter, die ihre Kunst in den Dienst dieses Gedankens stellten. Es waren keine Volksdichter, denn nur selten war ihre Sprache auch für das einfache Volk bestimmt und verständlich und ihre Lieder waren weit von jener unmittelbaren, ergreifenden Einfachheit, wie sie den Tönen der Hirtenschalmei und dem Vogelsang eigen ist. In zwei Gruppen kann man sie teilen: die eine, welche das Wesen des Volkes in allem und jedem idealisierte, und die andere, welche im Volke auch die schlechten Eigenschaften sah, aber die höheren Schichten der Gesellschaft

dafür verantwortlich machte. Beiden gemeinsam war die reformatorische Tendenz.

Als nun vor sechzehn Jahren in Lemberg das erste Buch von Kasprowicz erschien, mußte man sagen: Da ist einer, kein Volksdichter zwar, aber ein echter und wahrer Dichter des Volkes. Der erste, der das Volk um seiner selbst willen liebt, wie es ist, mit seinen Tugenden und Fehlern, bedingungslos. Der erste, der nicht um der Nation willen das Volk liebt, sondern umgekehrt, um des Volkes willen die Nation und um des Volkes willen die Menschheit. Aus dem Volke hervorgegangen, mit seinen Nerven in ihm wurzelnd, teilt er mit ihm alle Freuden und Leiden des Daseins. Und er zaubert in seine Verse den erfrischenden Geruch der aufgeackerten Erde und den furchtbaren Ernst der schweißtriefenden Proletarierarbeit und das geheimste Innenleben der schicksalgehärteten Seelen. Ihrem dumpfen Schmerz und ihrer stummen Verzweiflung verleiht er Worte, die im Feuerbrande seines Herzens glutheiß geworden. Nicht rechten und nicht anklagen will er zunächst, sondern nur ein hell tönendes Echo dieser Leiden sein, nichts weiter. Ein machtvolles Lebenwollen ist in diesen Schmerzensrufen.

Auf jenen Bahnen entwickelt sich auch fortan dieses große Talent. Der Jugend Leidenschaft verleiht ihm Schwingen und der Jugend Kampflust führt ihn auf die Suche nach feindlichen Mächten. Doch keinen Feind seines Volkes vermag er zu finden, ausgenommen den Dämon, der jedes Menschen Sinne beherrscht. Wie wohnte in ihm sonst neben der Güte die Rachsucht, neben dem Opfermut die Geilheit, neben der Milde die Tücke, neben der Treue die Verderbtheit zugleich? Und zornentbrannt und mutig stellt er sich diesem Dämon entgegen. Und er flucht der Schwäche und flucht der Ergebung und ruft zur Ausdauer und zum Starkwerden an. Denn er sieht der Zukunft gerechtes Walten voraus und den Triumph der Ideale.

Aber leidenschaftslos, stetig und langsam senkt sich des Lebens Schwere in die Seele des Dichters. Es kommen die Jahre der inneren Sammlung, des Grübelns und Prüfens. Vergebens war der Kampf und die Kräfte reichen nicht aus. Und aus den Qualen seiner Seele erblüht ihm die Erkenntnis, daß dieser Kampf einen Kampf gegen das Leben bedeutet, welches gleich aus Gutem und Bösem besteht. Und es sagt Luzifer:

„... Das Glück, die Erlösung, die Ruhe ist in Mir —
in dem Glauben, daß all das, was euch Qual bereitet
bis an das Ende verbleiben wird — und verbleiben muß...“

Allein nicht versöhnen kann sich der Dichter mit solcher Verkündung:

„Mit kranken Flügeln schlag ich herum
wie eine Nachteule,
der man befahl, mit blutigem Auge
in heiße Sonnenglut zu schauen ...
... Und meine Flügel besudelt das Blut,
das ohn' Ende, ohn' Ende
aus meinem Herzen sickert.“

Und im zornigen Gebet ruft er zum allmächtigen Gott:

„Sei so klein wie ich, und so elend,
und so zusammengekauert“

oder

„Breite meine Seele zur Unendlichkeit deiner Allmacht!“

Aber das Schweigen der Ewigkeiten erdrückt ihn — und zerknirscht, singt er sein schrecklich schönes „Abendlied“, das Abendlied der allmenschlichen Seele:

„Gebenedeiet sei dieser Augenblick,
da der abendliche Lobgesang in der Seele geboren wird!
da auf alle, alle Ewigkeit —
ihr Tag verstummt — — —“

So tritt uns Kasprowicz in seiner grandiosen Dichtung „Auf dem Todesberg“ und in diesen seinen Hymnen entgegen. Von den tyrannischen Gewalten eines genialen Bewußtseins überwältigt, von der ganzen Gewissenslast der Menschheit erdrückt, schmerzerfüllt und verzweifelt, lästernd und sich duckend, erhebt er sich da plötzlich wie im Todeskrampf zu einer ungeahnten Höhe, zu einer gewaltigen Größe empor.

Przybyszewski, selbst kein Unbedeutender auf dem polnischen Parnaß, versteht es, auch starke deutsche Worte zu prägen und er prägt sie nun auch als Übersetzer „dieser machtvollen Dichtungen, die durchaus nicht übersetzbar sind“. Tatsächlich ist die Wiedergabe vieler Feinheiten des Originals, so namentlich der zarten Idyllenstimmungen und der verschleierten Erhabenheit orgelverwandter Töne auch nicht im Traume denkbar. Immerhin erscheint mir die Arbeit Przybyszewskis in hohem Maße bewundernswert. Klemens Funkenstein.

Knut Hamsun: „Im Märchenland.“ Erlebtes und Geträumtes aus Kaukasien. Übersetzt von Cläre, Greverus Mjöen. Verlag von Albert Langen, München.

Es ist außerordentlich schwer zu unterscheiden, wo das Erlebte dieser kaukasischen Reise aufhört und wo das Erträumte beginnt. Wir gehen auf einer Straße vorwärts, die nur den Sinn einer einzigen Richtung hat, mit einem unbesonnenen Gefährten als Weglenker, dem wir wohl zutrauen dürfen, immer weiter zu gehen, auch wenn die Straße nur mehr auf den wenig verläßlichen Gründen seiner Phantasie führen sollte. Von links und rechts ragen Kulissen hervor und wir fragen gar nicht, ob dies ein wirklicher „lebendiger“ Felsen und dies etwa bemalte Leinwand sei. So sehr kommt die bemalte Leinwand der Wirklichkeit nahe und so sehr läuft die Wirklichkeit den Effekten der Bühne nach. Dadurch ist erst recht etwas wie eine Märchenstimmung über diesen Reisebericht

gekommen. Die Realitäten und die Fabeln ziehen sich ganz nackt aus und ist es wie im Bade: man sieht keinem seine Legitimation an. Hamsun referiert nur. Und gerade das erinnert so sehr an Märchen und Traum. Denn auch Märchen und Traum referieren bloß. Unsinn und Bedeutsames, Weisheit und Kopfsprünge des Narren, Orgelpunkte und Flötensolo, alles im selben Ton und mit derselben Wichtigkeit. Was wir Traumstimmung und Märchenstimmung nennen, mischen wir selbst in uns, aus den Ingredienzien, die man uns zuschiebt. Und so bietet Hamsun hier die Bestandteile, aus denen sich die Mischung in uns vollzieht. Im Präsens des Zeitwortes — ein hartes Tempo, wie ein Schnellzug, der stark stößt — geht es von Petersburg über Moskau durch die endlose Ebene nach Wladikawkas. Der Orient taucht auf und man erfährt seine ersten Späße. Dann rasselt das Gefährt, dem man sich hier auf Tod und Leben anvertraut, zu den Höhen des Kaukasus und hinab nach Tiflis. Baku winkt mit Hunderten von Bohrtürmen und sendet die Gase einer Erdkrankheit zum Himmel. Zuletzt findet man ein wenig Kultur in Batum am Schwarzen Meer. Ein jäher Schnitt. Man ist am Ende. Nur so viel erfährt man noch, daß Hamsun und sein — für eine Frau — überraschend bescheidener Begleiter nach Persien eintauchen. Es ist wie bei dem Helden von Hamsuns wundervollem Roman „Mysterien“. Er liebt das Geheimnis und gibt nicht gerne über sich Auskünfte, wo man ihn fassen will, verschwindet er in einer Wolke von Verwirrung, wie der Tintenfisch in der Sepialache. Dafür sieht er die Umwelt um so schärfer und manchmal zersetzt er ihre Materie mit einem elektrolytischen Lächeln. Über die Verdeutschung kann man sich nur freuen, wenn man nicht gut Deutsch kann. Karl Hans Strobl.

Adolf Ott: „Aus zwei Häusern.“ Münchener Roman. Bong & Co. Stuttgart, 1906.

Eine Münchener Tageszeitung, die ihre Leser um keinen Preis verwöhnen will und dabei gute Geschäfte macht, brachte diesen Roman in ihrem Feuilleton, wo er nicht weiter auffiel. Die banalen Geschichten in dem Buche passieren in München, welchen Umstand Straßennamen und Dialekt deutlich machen. Von den 522 Seiten las ich etwa 100. Um einen Wein zu proben, braucht man nicht das Faß auszutrinken, notabene wenn der Wein sauer ist. Aber es gibt auch Liebhaber für sauern Wein, wenigstens wird er fabriziert. B.

„Die Schwestern Hellwege.“ Roman von Otto Ernst. Verlag von Albert Langen, München, 1906.

Der Autor schildert die Schicksale von vier Schwestern, die außerhalb der gesellschaftlichen Konvention ihr Leben nach eigenen Impulsen gestalten. Trotz der sympathischen Tendenz des Buches vermögen diese Gestalten dennoch kein tieferes Interesse einzuflößen, weil den Vorgängen größtenteils die zureichende Motivierung fehlt. Auch die Naturschilderungen haben trotz des Aufwandes an schmückenden Beiwörtern keine rechte Stimmungsgewalt; das Gesuchte und Ausgeklügelte stört die Wirkung. Sollte sich jemand wirklich vorstellen können, daß „die Luft kühl und nackt im Zimmer steht —“?

R. M. O.

Kleine Mitteilungen.

Ein „politischer“ Walzer von Strauß. Auch Johann I., unter dessen Zepter es sich ganz angenehm leben ließ und in dessen Reich man die Untertanen nicht nach Köpfen, sondern nach Füßen zählte, ist von der ängstlichen Zensur des Vormärz nicht verschont geblieben. Er hat zwar weder ein Gedicht geschrieben noch irgend einen Artikel verfaßt, er hat aber einen Walzer komponiert, der von der vormärzlichen Regierung als höchst bedenklich erklärt wurde. Es ist der Walzer „Paris“, den Strauß in der Seinestadt schrieb, wo er am 1. November 1837 zum ersten Male auftrat und trotz der Beliebtheit seiner Rivalen Musard und Dufresne bald der Liebling der Pariser wurde. Besonders war es die französische Aristokratie, die dem Meister alle Ehren erwies und in deren Salons er wiederholt mit seiner Kapelle spielte.

Die vorzügliche Aufnahme, welche der Komponist bei der Herzogin von Orleans gefunden, veranlaßte ihn, der hohen Frau den Walzer „Paris“ zu widmen, worin unter anderen Themen auch die Marseillaise aufgenommen wurde. Nach Wien zurückgekehrt, ließ Strauß diesen Walzer bei seinem Verleger Tobias Haslinger erscheinen, der in wenigen Tagen einige tausend Exemplare verkaufte. Der Walzer wurde der Vorschrift gemäß bei dem Bücher-Revisionsamte eingereicht, das gegen die Drucklegung keine Einsprache erhob. Nicht so freundlich gesinnt ist diesem Werke die Oberbehörde gewesen, die schon einige Jahre vorher die „Marseiller Hymne“ und die „Parisienne“ in Acht und Bann gelegt hatte. Der Zensor, zur Verantwortung gezogen, rechtfertigte sich nicht ohne Humor. Wohl befinde sich — bemerkte er — in der Coda eine im Dreivierteltakt geschriebene Stelle, welche einige Ähnlichkeit mit der Hymne zu haben schien; allein so wenig man behaupten könne, ein im Dreivierteltakt geschriebener Straußscher Deutscher sei noch ein Deutscher, wenn er im Viervierteltakt als Marsch

gesetzt wird, ebensowenig kann man sagen, ein im Viervierteltakt geschriebener Marsch sei noch ein Marsch, sobald er in einen Straußschen Walzer umgewandelt wurde. Am Klavier wäre die Sache leichter zu entscheiden gewesen, da ein solches aber ihm nicht zu Gebote stehe, dürfe man es ihm nicht so hoch anrechnen, daß er diesen mit dem Lammfelle der harmlosen Tanzkunst maskierten reißenden Wolf nicht sogleich erkannt habe. Übrigens scheine das Wiener Publikum von der Straußschen Espièglerie keine Notiz genommen zu haben, denn auch nach diesem wie nach allen anderen Walzern von Strauß sei mit gewohnter Loyalität getanzt worden. Was sollte nun geschehen?

Man atmete auf, als der biedere Haslinger erklärte, er wolle in seinem Verlage nichts haben, was gegen die Zensurgesetze sei, und deshalb sei er gesonnen, ganz neue Platten stechen zu lassen, wodurch diese politisch bedenkliche Melodie für alle Zeiten verschwinden werde. —o—

Beckers Rheinlied. Da hat denn kürzlich ein Leser unserer Zeitschrift an uns die Frage gerichtet, wann Beckers Lied „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", das ursprünglich im „Deutschen Postillon" erschienen ist, zum ersten Male in Wien gesungen wurde. So leicht war diese Frage nicht zu beantworten, aber wir haben uns Mühe gegeben, den Neugierigen zu befriedigen. Wir können ihm nicht nur sagen, daß dieses Lied in Wien anno 1840 von Saphir in seinem „Humoristen" abgedruckt werden durfte, wir sind auch in der Lage, zu berichten, daß es in diesem Jahre in einer von Saphir im Theater in der Josefstadt veranstalteten Akademie zum ersten Male in Wien öffentlich gesungen wurde. So ganz unbedenklich scheint aber dieses Lied der Behörde nicht gewesen zu sein, denn der „Freie deutsche Rhein" wurde in Wien erst freigegeben, nachdem der allgewaltige Staatskanzler erklärt hatte, daß weder gegen die öffentliche Absingung noch gegen die von Haslinger beabsichtigte Herausgabe der Melodie in politischer Beziehung ein Bedenken bestehe. —o—

»Capitan Fracassa.« So betitelte sich eine flott und geistvoll geschriebene römische Tageszeitung, die vor ein paar Wochen eingegangen ist. Was kümmert uns das örtliche Ereignis? Ein wenig doch. Der Tod dieses Journals ist ein Symptom. Es zählte zu der immer kleiner werdenden Schar von Blättern, die nicht den Leser durch ellenlange Depeschen verblüffen und verwirren, sondern sich durch geistvolle und witzige Behandlung der Tagesereignisse auszeichnen wollen. Dort war die Losung: Stil, nicht Fixigkeit; Idee, nicht Reportage; Gehirn, nicht Telegramme; Witz, nicht dürre Tatsächlichkeit; Einfälle, nicht Einstürze und Raubmorde; Kunst, nicht Handwerk. Und dieses Blatt mußte sterben, ebenso sterben wie seine gleichgearteten Vorgänger »Fanfulla«, »Don Chisciotte« und »Giorno«. Überall derselbe Prozeß, in Rom wie in Paris, in Berlin wie in London und New York: die Amerikanisierung der Tagespresse. Äußerlichkeiten dürfen darüber nicht täuschen. Freilich gibt es noch immer den Leitartikel und das Feuilleton und das Entrefilet — mitunter, ach, entrefilet de boeuf! — aber das ist Zutat und Flitter: gerade so wie der amerikanische Trustmagnat alljährlich eine Anzahl von Tausenden oder Millionen für kulturelle Zwecke widmet, um höheres Menschentum zu markieren. Die „Nachricht" ist überall der wahre Herrscher geworden, mehr als Herrscher: Despot und Tyrann, mit allen verderblichen Folgen von Despotie und Tyrannei. Was gilt heute der glänzendste Artikel neben der „Primeur", der feinste Essai neben der wertvollen Information, der Stil von höchster Prägung neben der schlampigen Sprache des Telegramms? Die Tageszeitung ist vor allem Nachrichtenstelle geworden, hat aufgehört, in erster Linie ein Depositarium zu sein für Werke der gestaltenden Idee, der sprachlichen Kunst. Und da der Betrieb dieser Nachrichtenstelle gewaltige Mittel heischt, ist die Tageszeitung mehr denn je ein kapitalistisches Unternehmen geworden, das nur von kapitalistischen Kräften geschaffen und erhalten werden kann. Für immer zerflossen ist der schöne Traum, es würde wieder die Zeit kommen, da Männer von Überzeugung, Geschmack und Talent nur mit dem sieghaften Kapital ihrer Feder, sich vereinigen könnten, um ein Tagesblatt von Ansehen und Einfluß ins Leben zu rufen. Die romanischen Völker waren noch die letzten, die den vorwiegend schöngeistigen Journalismus bevorzugten; jetzt hat sich auch bei Franzosen und Italienern das Zeitungswesen dem Amerikanismus ergeben, und die Blätter älteren Stiles müssen sich entschließen, die tolle Hatz nach der Information mitzumachen oder — zu sterben. m—n—o.

Deutsche Literatur in Österreich. Kürzlich schrieb — wie im „Heimgarten" zu lesen ist — der Verleger von Hans Grasbergers Schriften, Georg Müller in München, an einen Grazer Freund, daß er es noch nicht wisse, ob er die Ausgabe zu Ende führen könne, da sich bis jetzt nur 110 Abnehmer gefunden haben. Diese Nachricht ist sehr betrübend, denn sie zeigt, wie gering das Interesse der Deutschösterreicher für ihre Dichter ist. Die geringe Zahl der Abnehmer läßt vermuten, daß nicht einmal in allen öffentlichen Bibliotheken

Deutschösterreichs Grasbergers Schriften zu finden sind. Da sollte denn doch das Unterrichtsministerium einschreiten und verordnen, daß Werke heimischer Dichter und Schriftsteller in die öffentlichen Bibliotheken aufzunehmen seien. —z—

Feuilleton.

Besuchssonntag.

Sonntag. Ich erinnere mich des Versprechens, die Kinder zu besuchen. Draußen in der Vorstadt sind sie im Institut.

Wir gehen einen weiten Weg, mein Töchterchen und ich. Zuerst durch die sonntagsstillen Straßen der Inneren Stadt Es ist eine jener Stunden, die ich in Wien so innig liebe. Diese tiefe Schönheit hohen, ehrwürdigen Alters, die über den Häusern ruht, ist nichts für den Lärm und das Getue des Wochentags, für das Getriebe der Arbeit und des Vergnügens. So wie auch ganz alte Menschen nur in voller Ruhe Ehrwürdigkeit und tiefe Schönheit geben können. So wie auch ganz alte Menschen nicht hineingehören in die wogende Unruhe der Zeit.

Der Stephansplatz ist fast leer. Ich trete in den Dom. „Aber Mama," sagt vorwurfsvoll mein Töchterchen in dem ersten jungen Atheismus ihrer sechzehn Jahre. — In zehn Jahren wird auch der Kampf überwunden sein! — Ich mache sie auf das Chor und die Glasfenster und die Kanzel aufmerksam, und auf die stille Weihe, die über allem liegt.

Am Graben und am Kohlmarkt ist es wie in einer verlassenen Stadt. Da und dort ein Einsamer, der lautlos zu schleichen scheint. Man fühlt plötzlich so ein sonderbares Fernsein von allem Lebendigen.

Eine Dame kommt mir am Arm ihres Gatten entgegen. Ich kenne sie. Sie ist blind. „Ein herrlicher Tag," sagt sie. Sie ist schon dankbar für die Sonne, die anderen leuchtet.

Links ist das Landesgericht und rechts die Kaserne und dann kommt das Krankenhaus. Sonderbar, wie sich am Sonntag das Aussehen der Dinge vertieft, welch eigentümliche Klarheit an Inhalt und Formen alles annimmt. Wie oft bin ich wohl diesen Weg gegangen! Als Kind hab ich ja in der Josefstadt gewohnt. Daß ich von Erinnerungen stets traurig werden muß! Und heute sehe ich wie mit verschärftem Blick. Ich habe kein sentimentales Mitleid mit den Leuten da drin. Plötzlich steht ein anderes Bild vor meinen Augen. Auch ein Sonntagnachmittag. Auf dem Quai du Rosaire in Brügge. Es war so still, so totenstill, und ich sah hinüber über das tote Wasser auf die verfallenen, uralten Häuser, auf die Madeleine und das Dach des Sankt Johannishospitals. Da war mir, als ob sich etwas zusammenzöge in mir, wehmütig und doch süß, als ob ich tiefer fühlte als sonst. Genau wie heute empfand ich damals. Es war auch so wehmütig, ich ging an eine stille Stätte, zu Menschen, die noch leben und doch dem Leben ferne — ach so ferne — sind. Ein flämischer Freund ging mit mir ins Altfrauenhaus.

Wir kommen in die äußeren Bezirke. Hier ist es lebhafter, aber so häßlich und so niederdrückend. Die Menschen haben so gewöhnliche Gesichter und tragen Sonntagskleider, in die sie nicht hineingehören. Und so müde und stumpf sind die Frauen, und so blaß die Kinder. Die Frauen machen Staub mit ihren Kleidern, weil sie ein Kind auf dem Arme halten und eins an der Hand führen. Oft schiebt der Mann noch einen Kinderwagen.

Endlich stehen wir vor dem großen, dunkeln Haus. Auf mein Klingeln öffnet sich schwerfällig das Tor, als wollte es mich nicht einlassen. Ein uniformierter Mann tritt mir entgegen. „Legitimation?" frägt er. Ich weise die Legitimation vor. Er zeigt auf eine Schachtel in Seidenpapier mit einem dünnen, rosa Faden gebunden. „Das ist Schokolade für die Mädchen", entschuldige ich mich. Ein Heft einer fremdsprachigen Zeitschrift wird mir abgenommen. „Durch den Gang, dann über die Stiege hinauf, dann links und dann müssen Sie nach dem Klassenzimmer von der IIIa fragen," ruft er mir noch nach.

Wir gehen. Gang, Stiege, wieder Gang. Von Strecke zu Strecke männliche oder weibliche Wachtposten. Ich habe ein Gefühl, als ob wir nie wieder aus diesem schrecklichen Labyrinth hinauskommen sollten. Endlos ist der Weg. An einer Treppe schwanke ich einen Augenblick, wo es weitergeht. „Sie wünschen?" schnarrt mich eine harte Stimme an. „Hilda und Ellen Heger besuchen." „Ich weiß nicht, ob Sie vorgelassen werden, heute ist zwar Besuchssonntag, aber ich weiß nicht, ob Ellen ... sie hat Strafe." Ich gehe weiter. „Physikalisches Kabinett" steht auf einer Tür. Dann „Direktionskanzlei" und weiter „Untervorsteherinnen". Endlich komme ich an das Klassenzimmer von der IIIa. Ich klopfe und trete ein. Dumpfe Luft vieler Menschen schlägt mir entgegen. Eine Lehrerin tritt auf mich zu. „Sie wünschen?" „Hilda und Ellen Heger besuchen." „Hilda werde ich rufen lassen, Ellen hat Strafe." Die Lehrerin schiebt für mich einen

Stuhl an einen leeren Fleck des Zimmers. Sie sagt einer Dienerin ein paar Worte und setzt sich in unsere Nähe. In einzelnen Gruppen sitzen die jungen Mädchen mit Herren und Damen, die gekommen sind, sie zu besuchen. Elegante Herren, elegante Frauen, müde, abgearbeitete Frauen mit weinenden Mädchen, andere Mädchen, die ziemlich vergnügt dreinblicken und Bonbons essen...

Alle tragen dunkelblaue, saubere, moderne Kleidchen und die meisten sehen gesund aus. Und die Lehrmittel an der Wand – der Palazzo Strozzi, der Mailänder Dom und anatomische Wandtafeln – machen den Eindruck, daß für den Unterricht gut gesorgt ist. Und vom Himmel ist nur ein ganz kleines Fleckchen zu sehen und gerade dort hängt ein schwerer, grauer Wolkenfetzen.

Nach einer Weile kommt die eine meiner kleinen Freundinnen. Sie erzählt von einem Fest, an dem die Kinder Wein bekommen haben, und von einer hohen Persönlichkeit, die der Anstalt ihr Bild gewidmet hat. Und von einem Geburtstag, an dem Produktionen stattfinden sollen. Ich muß fast glauben, daß sie sich über das Bild gefreut hat und daß sie sich auch auf die Produktionen freut. Die Lehrerin sitzt fortwährend in unserer Nähe.... Ich gebe Hilda die Schokolade. Sie will mir die Hand dafür küssen. Plötzlich geht ein Gewoge durch den Saal, alles erhebt sich, dann wird es totenstill. Die Frau Obervorsteherin. Groß und stark und unnahbar. Einige der müden Frauen mit den anständigen, aber abgetragenen Kleidern, gehen auf sie zu und begrüßen sie ehrerbietig. Sie haben das Gefühl, daß sie ehrerbietig sein müssen, denn ihre vaterlosen Kinder genießen ja hier Kost und Quartier und die Wohltat einer ausgezeichneten Erziehung. Nach wenigen Minuten ist alles wieder vorbei, wie nach einem kurzen Gewitterschauer. Die Lehrerin war etwas weiter von uns weggeraten. Mein Töchterchen, das bis dahin erstaunt geschwiegen hatte, fragt nach der anderen Schwester. Hilda weiß nichts. Sie sind in verschiedenen Klassen. Und dann fragt mein Kind, ob sie lesen dürfen und ob sie oft spazieren gehen und ob Hilda und Ellen uns nicht einmal besuchen dürfen. „Ja, am Sonntag, französische Bücher," sagt Hilda. „Spazieren gehen, sehr selten, wir haben ja den Garten. Und ausspeisen dürfen wir auch nicht; das ist früher erlaubt gewesen, aber jetzt nicht mehr."

Sie haben den Garten. Wir gehen ans Fenster, ich sehe hinunter. Ein großer Garten. Aber sie kennen ihn gewiß so gut, daß er ihnen nichts mehr zu geben vermag, keine Überraschung, nur das ganz Gewöhnliche. Und dann – er ist von hohen Anstaltsmauern eingeschlossen, es ist alles durchwoben von demselben unsichtbaren Etwas, das auch hier über allem lastet. „Noch drei Jahre, jetzt sind's schon sieben," sagt Hilda.

Ich höre ein paar Worte von der Gruppe nebenan. „Du mußt sehr dankbar sein, daß du in diesem ausgezeichneten Pensionat aufgenommen werden konntest," sagt ein Herr, der einen Zylinder vor sich stehen hat, zu einem Kind mit traurigen Augen, „selbst wohlhabende Eltern können ihren Kindern eine so ausgezeichnete Erziehung nicht bieten.... vorzüglicher Unterricht, französische und englische Umgangssprache, sogar der Mädchen untereinander, Lehrerinnenprüfung, hervorragend pädagogisch gebildete Erzieherinnen, ausgezeichnete Verpflegung, großer Garten...." Der Mann ist wohl der Vormund.

Die Glocke ertönt, erst ein leiser Anschlag, dann schrill und lang. Ich küsse Hilda und verspreche ihr, am nächsten Besuchssonntag in vier Wochen wieder zu kommen.... „In vier Wochen ist kein Besuchssonntag, da sind Exerzitien," sagt sie. Sie will mir schreiben, wann ich wieder kommen kann.

Ich mache den Weg durch all die vielen Gänge zurück, die mich mit der Außenwelt verbinden, und dann öffnet sich wieder das Tor.

Mir ist, als käme ich aus einem Gefängnis der Seelen. Wo sind die kleinen Freuden des Lebens, die nur freie Seelen mit Flügeln und Schwingen fühlen können? Mit Flügeln und Schwingen, um dahinzufliegen, wo die kleinen Freuden zu finden sind! Und wenn die kleinen Seelen groß und frei geworden sind... ob sie dann wohl noch ihren Weg finden können im weiten Weltenraum?

„Sag' einmal Mama, so einen schönen Spaziergang, wie wir heute gemacht haben, machen die Mädchen eigentlich nie?" Und doch... sie erhalten eine ausgezeichnete Erziehung, englische und französische Konversation... und für die Seele sind die Exerzitien.

Frida von Rüden.

Von der Woche.

23. Oktober. Im Ministerium des Äußern in Wien beginnen die Verhandlungen mit den russischen Delegierten behufs Erneuerung des Handelsvertrages. — Michael Adler (geb. 1850), kaiserlicher Rat, Genossenschaftsinstruktor in Wien †.

24. Wiedereröffnung des Bukowinaer Landtages. — Im Handelsministerium wird eine Enquete über die Hebung des dalmatinischen Fremdenverkehres abgehalten. — Graf Paul Szapary zum Gouverneur von Fiume ernannt.

25. Eröffnung der Landtage von Krain und Görz. —

Der niederösterreichische Landtag beschließt die Errichtung eines Landeskulturrates. — In Prag findet eine Konferenz von Vertretern der verfassungstreuen und der konservativen Großgrundbesitzer im böhmischen Landtag statt, in der beschlossen wird, daß die beiden Fraktionen in Zukunft von Fall zu Fall gemeinsame Beratungen abhalten werden. — Im Bielitzer Städtebezirk wird Oberbaurat Günther mit 1056 von 1301 abgegebenen Stimmen in den Reichsrat gewählt.

26. Infolge des Streiks in Rußlands wird der gesamte Personen- und Güterverkehr zwischen Österreich und Rußland eingestellt.

27. In Wien wird das Denkmal für den Maler Hans Canon enthüllt.

*

Zur Lösung der Krise. Die Idee, die schwere Krise, in welcher sich unsere Monarchie befindet, durch Verhandlungen von Deputationen der beiderseitigen Parlamente der so dringend notwendigen Lösung zuzuführen, wird in der cis- und transleithanischen Presse wieder vielfach behandelt und erwogen. Zahlreiche hervorragende Politiker haben sich für sie ausgesprochen. Wir haben schon vor einem halben Jahr darauf hingewiesen, daß die Einsetzung einer Art von Regnikolardeputationen die über die notwendige Revision der gesetzlichen Grundlagen für das Verhältnis zwischen den beiden Reichshälften zu beraten hätten, wohl der beste Weg zur Beseitigung der Krise wäre. Freilich ist die erste Voraussetzung für die Verwirklichung dieser Idee ein ernstes, arbeitsfähiges und arbeitwilliges Parlament in Österreich und in Ungarn. Nach dem gegenwärtigen Zustand sowohl im österreichischen als im ungarischen Abgeordnetenhaus glauben wir aber, daß vor allem durch Auflösung desselben hüben und drüben und durch ein glückliches Ergebnis der Neuwahlen die Voraussetzung für den Erfolg einer solchen Aktion geschaffen werden müßte. Für die Lösung einer so großen Aufgabe bedarf es zum Teile neuer Männer, die nicht an überkommene Schlagworte gebunden, nicht von nationalem Chauvinismus beherscht sind. Solche Männer zu finden, wird in erster Linie Sache — der Wähler sein. △

*

Für Dalmatien. Mit großer Befriedigung muß die Aktion des neuen Leiters des Handelsministeriums begrüßt werden, alles aufzubieten, um Dalmatien dem internationalen Fremdenstrom zu eröffnen und dem so reizvollen, aber bisher leider so vernachlässigten Lande zu dem ihm gebührenden wirtschaftlichen Aufschwung zu verhelfen. Dalmatien bietet hinsichtlich der Vegetation, des Klimas, der Naturprodukte und der landschaftlichen Schönheiten unendlich viel, was der anspruchsvollste Fremde anderwärts vergebens sucht. Freilich findet er aber auch heute dort noch vieles nicht, an das er gewöhnt ist, das er verlangt und das ihm eine unerläßliche Bedingung für einen Besuch des Landes ist: günstige Verkehrsverbindungen, moderne komfortable Hotels, gutes Trinkwasser, fahrbare Straßen, alles Dinge, die man heute in Dalmatien noch sehr selten findet. Mit Recht wurde bei der jüngst im Handelsministerium abgehaltenen Enquete die Notwendigkeit der Verbesserung des Schiffahrtsdienstes, insbesondere zwischen den einzelnen dalmatinischen Häfen und der Errichtung moderner Hotels betont. Zu dem ersteren wird die Regierung das ihrige beitragen, das zweite ist aber vornehmlich vom privaten Unternehmungsgeist zu erwarten. Dieser wird sich hoffentlich auch im Inland finden, denn wird man sich einmal entschließen, hierfür an fremdes Kapital zu appellieren, so ist kaum zu zweifeln, daß man nicht lange wird suchen müssen. Nicht nur Engländer oder Amerikaner, auch Deutsche würden bald erkennen, was sich aus Dalmatien — holen läßt. —nk—

*

Deutsches Volkstheater. Donnerstag wurde das Schauspiel „Die Rosentempler", von Rudolf Lothar, gespielt und abgelehnt. Es ist eine recht peinliche Sache, einen eifrigen Schriftsteller von unzweifelhafter Begabung völlig irren zu sehen.

Von Lothar durfte man Geschicklichkeit und mit Ernst behandelte Gegenständlichkeit erwarten. Selbst wenn man ihm aber nachsieht, die Wege der theatralischen Mache gewandelt zu sein, bleibt viel Unfaßbares.

Der Kritiker Lothar sieht jahrein, jahraus, wie schlecht es das Publikum mit der Literatur meint und wie rasch es sich für Theaterstücke begeistert. Sein verblendendes Verhängnis war das vorjährige, roh aber geschickt zusammengebaute Klosterstück; den „Brüdern von St. Bernhard" ließ er die „Brüder" von Preßburg folgen. Er unterschätzte sich, denn um ein derartig flaches, banales, aufdringliches Stück zu schreiben, braucht man Naivität, Ahnungslosigkeit. Wird so ein „Theaterstück" mit bewußten Sinnen, rechnendem Verstand „gemacht", dann ergeben sich eben derlei böse, ganz unmögliche Produkte, wie das Lotharsche Schauspiel.

„Die Rosentempler" nennt sich eine Freimaurerloge. Als der um Aufnahme werbende Staatsanwalt Richter dem Meister vom Stuhl nach Entblößung seiner verbundenen Augen den Bruderkuß geben soll, erkennt er in diesem den ihm bisher unbekannten Mann seiner Geliebten. Richter gibt dem Mann sein Ehrenwort, die Frau nicht zu kennen, um so mit Hingabe seiner Ehre den Frieden der zwei Menschen zu erkaufen. Befreundete Brüder, darunter der künftige Schwiegervater des eigentlich glücklich und rührend verlobten Richter erklären: wer die Ehre verliere, verwirke nach den Satzungen

auch das Leben. Staatsanwalt Richter benimmt sich dann nicht wie ein vernünftiger, moderner Mensch, sondern wie ein Familienblatt-Romanheld. Er vergiftet sich mit Leuchtgas.

Künstlerisch wie menschlich ist es peinlich, Mysterien, die für Tausende ihre Tradition und ihren Inhalt haben, in unzulänglicher und — sei's wie immer — indiskreter Art zur Schau zu stellen. So empfanden Katholiken die wenigstens technisch einwandfreien Klosterszenen in dem Ohornschen Stück, und so mögen Maurer mit Takt und höherer Einsicht die hilflosen, mit dem Stücke in geringer künstlerischer Notwendigkeit stehenden Logenszenen hingenommen haben.

Das Stück fand eine gute Darstellung, ohne gerade aber zu bestechen. Herr Kutschera hielt mit großer Energie die Stimmung im Hause. Direktor Weisse hatte Wärme und einen Hauch von meisterlichem freien Menschentum. Die Herren Höfer und Jensen spielten sehr ausdrucksvoll und typisch Episoden. Von den Damen gefiel Fräulein Müller; es gelang ihr im letzten Akte, Stimmung und Geduld ins Publikum zu tragen. Sie hat Momente, die das Theater vergessen machen, die eine innere Welt vermuten lassen. Frau Thaller war rührend, weil sie es sein mußte, Fräulein Schweighofer — neckisch, das war aber unausstehlich. —lz—

*

Raimund-Theater. Die Toten reiten schnell. „Schamster und Frau", ein neues Volksstück von Edwina Nötel (einer Tochter des verstorbenen Burgschauspielers, der sich auch schriftstellerisch betätigt hatte) ist hier nach zwei Aufführungen abgesetzt worden. Das mag sich nach dem geringen Erfolge, den es bei seiner Erstaufführung hatte, als eine Notwendigkeit ergeben haben. Daß aber dafür der „Böhm in Amerika" eingeschoben worden ist, diese Beschämung hätte der Verfasserin wohl erspart werden können. Welcher Schriftsteller sollte da noch den Mut finden, dem Raimund-Theater eine ernste Arbeit anzuvertrauen, wenn ihm nach dem ersten Fehlschlagen seiner ehrlichen Bestrebung, der Volksbühne auf bessere Art zu dienen, der „Böhm in Amerika" als Schulbeispiel vorgehalten wird. Gewiß, das Volksstück von Edwina Nötel ist technisch unbeholfen in der Szenenführung und unzulänglich in der Charakterzeichnung. Aber es zeugt von einer so echten Begabung für humoristische Kleinmalerei aus dem Volksleben, daß die Urheberin zumindest die gleiche Aufmunterung verdient hätte wie Österreicher, dessen jüngste Bühnenarbeit weit geringer einzuschätzen ist, aber noch heute zwei- bis dreimal in der Woche gegeben wird. Freilich ist „Schamster und Frau" keine Posse und Frau Glöckner hat darin keine Gelegenheit, auf eigene Faust zu tanzen und zu singen. Das ist's. —tr—

*

Lustspieltheater. Unten wird jetzt die Komödie „Die Kameraden", von Strindberg, gespielt. Ein Erlebnis, ein Ereignis. Strindbergs Weiberhaß reißt mit. Mag man noch so sehr die Haltlosigkeit seiner Behauptungen fühlen, die Argumente sind von schlagender Genialität.

Das prachtvolle Stück ist jetzt zehn Jahre alt und wurde noch nirgends gespielt. So reich ist die Weltliteratur an ähnlichen, gleichwertigen Dokumenten glänzenden Geistes, wahrhaften Temperamentes, daß sie ruhig an diesem Werk, befriedigt von Herrn Fuldas „Kameraden", vorübergehen konnte! Damals stand Strindberg noch inmitten des Kampfes wider alles Feminine. Eine Unzahl ein- und mehraktige Schauspiele zeigen ihn als Repräsentanten einer maskulinen, sozialen Weltanschauung. Das Weib ist der natürliche Feind des Mannes; das beiderseitige Werben und Abstoßen sind ihm Naturschauspiele, Kämpfe der Instinkte, die, beim Weib eben gefährlich raffiniert, zum hinterlistigen, feigen Zweck zielen: zur Entmannung des Mannes, Emanzipation des Weibes. Sobald sich die Frau zum Mitbewerber des Mannes aufwirft, seine geistige Überlegenheit nicht anerkennen und ertragen will, ihre natürlichen Reize und natürlichen Bestimmungen vernachlässigt oder gar hingibt, bäumt sich sein Widerstand auf und mit schonungslosem, großartigem, selbstaufopferndem Haß zieht er zu Felde. Dieser Haß hat biblische Züge, denn es heißt: züchtige, wen du liebst. Wer spürte es nicht, daß nur ein Mann, der ganz und gar dem Weibe verfallen ist, der lebt und schafft durch das Ferment „Weib", der durchaus erotisch empfindet und urteilt, so tief und paradox zu hassen vermag. Nur darum, weil seine Leidenschaft tief, hinreißend, glühend und paradox ist. Sein Hassen ist ein intermittierendes Fieber ganz besonders essentieller Liebe. Aufrichtig und mit grausamer Verachtung haßt er die Emanzipierte und den weibischen Mann, die an dem „Herunterkommen der männlichen Klasse und Schaffung einer weiblichen Klasse von Mannweibern" arbeiten.

„Die Kameraden" zeigen Strindberg in einem erschreckenden Furor, seine kalte, zerebrale Vernichtungsarbeit ist dämonisch . . . Der Maler Axel ist seinem Weibchen mit männlichem Gehaben völlig unterlegen, moralisch, wirtschaftlich, künstlerisch; sie hat ihn „gebrochen". Es fehlt nur noch, daß er wirklich den Weiberkittel anzöge, wie es anläßlich eines Maskenabends verabredet ist. Ihr Bild, das er gemalt hat, wird angenommen, er wird von der Jury des

Salons zurückgewiesen. Ihre weibliche Raubtiergrausamkeit bricht schrankenlos aus; angegriffen in seiner letzten Position, in seinem Bewußtsein als Künstler, rafft er sich auf und befreit sich aus dem Feminismus. Im dritten Akt ist die höchste dramatische Verdichtung und Notwendigkeit, die im modernen Drama irgendwo erreicht wurde. Alles steht auf dem Worte, das mit einer Sicherheit und Schärfe geschliffen und abgeschnellt wird: die letzten Tiefen der Dialektik erschließen sich. Die Szene mit der Frau: ungezwungen leitet sie ein, bald ist die Situation gegeben und nun fällt Streich um Streich. Die weiblichen Evaskünsteleien, die weibliche Verlogenheit, weibliche Unverständigkeit, weibliche Haltlosigkeit — den ganzen moralischen Jammer der Strindbergschen Demonstrationsfrau enthüllt Axel.

Direktor Jarno spielt die Rolle des Malers virtuos. Wundervoll ist seine rückgratlose Unterordnung in den ersten Akten, dann nimmt er die Simsonskraft des Dichters an und in der „großen Szene" ist er an geistiger Energie Strindberg kongenial. Gut sekundierten die Herren Dümont, Sekler. R. Holzer.

*

Gastspiel Felix Galipaux. Nun ist auch Galipaux nach Wien gekommen, der beliebteste Vaudeville-Komiker im gegenwärtigen Paris. Sonst gehen die französischen Bühnenberühmt- und Beliebtheiten immer erst auf die Wanderschaft, wenn sie ihren Zenith bereits überschritten haben. Anders Galipaux. Er ist noch im Vollbesitze seiner Mittel und erfreut sich in den drei Pariser Theatern, wo er als »Premier Comique« abwechselnd wirkt, noch einer ungeschwächten Beliebtheit. Um dieser willen hat man ihm bei uns die Etikette „Girardi von Paris" aufgedrückt. Damit sollte natürlich keine künstlerische Wesensverwandtschaft zum Ausdruck gebracht werden. Es war nur eine Kennmarke, geprägt für den journalistischen Hausgebrauch, um den Grad seiner Beliebtheit dem bequemen Leser, der nach den handlichsten Maßstäben verlangt, so von ungefähr anzudeuten. Denn Galipaux und Girardi geben wirklich keine Parallele. Dort der bohrende Verstand, der alle komischen Wirkungen aus einer bis zur Virtuosität ausgebildeten Technik schöpft, hier die unbewußte Naturkomik, die sich an Technik gerade nur so viel beigelegt hat, um in ungewohnten Aufgaben nicht zu versagen. Eher läßt sich noch eine Verwandtschaft — Achtung, ein Paradoxon biegt um die Ecke! — mit Kainz feststellen. Am ersten der drei Gastspielabende, die Galipaux im Theater an der Wien gab, ahnte man diese Verwandtschaft nur ganz leise und wehrte sich gegen einen scheinbar so paradoxen Vergleich. Da kam der dritte, wo Galipaux eine Doppelrolle spielte, einen Bruder Lustig, der vor seiner Braut und seiner künftigen Schwiegermutter den Soliden heuchelt, während er sich aus der Bedrängnis seiner Geliebten, denen er den Abschied gegeben hat, schier nicht zu retten weiß. Wie er nun in dieser Bedrängnis krampfhaft den Unschuldigen und Rechtschaffenen duckmäusert, da tauchte plötzlich wie ein gespensterhafter Doppelgänger der Tartüffe Kainzens auf, und man erkannte, welche Wunder ein theatralisch geschulter Kunstverstand im Vereine mit einem energischen Willen zu wirken im stande ist. Was aber Galipaux, abgesehen von der Verschiedenheit des Rollengebietes, wieder von Kainz unterscheidet, das ist, daß es bei ihm keine toten Punkte, kein Fallenlassen einzelner Szenen gibt. Er ist immer an der Arbeit. Es brodelt und kocht in ihm, auch wenn er in die Handlung nicht einzugreifen hat. Es ist ein wunderbares um diese Spielfreudigkeit, in der es rumort wie in einem Vulkan. Man wehrt sich innerlich gegen ihren Übereifer und gibt sich ihr schließlich mit Haut und Haaren gefangen. Für uns Wiener ist diese Art von gewaltsamer Komik wohl etwas Ungewohntes; auch das Deutlichkeitsfieber, das sie aufpeitscht, ist nicht ganz nach unserem Geschmack. Galipaux zeichnet jedes Wort. Nicht bloß mit den Händen, sondern mit dem ganzen Körper. Er brauchte den Mund gar nicht erst aufzutun und wir wüßten, was er sagen will. Für die Pariser ist Galipaux jedenfalls die richtige Mischung von Konversationsschauspieler, Gamin und Clown, und haben wir Wiener auch keinen Grund, uns diese Spielart echt gallischer Komik zu eigen zu machen, so war es doch überaus anregend und genußreich, sie in so reiner und typischer Ausprägung kennen zu lernen.

Theodor Antropp.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 53. □ Redaktionsschluß 28. Oktober 1905. □ Ausgegeben 26. Oktober 1905. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). □□
□□ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 54: 4. November 1905. □□

Die Evolutionslehre.

Von Houston Stewart Chamberlain.*

Evolutionshypothesen sind so alt wie die Welt; man darf wohl behaupten, jedes unzivilisierte Volk glaubt an die spontane Generation (d. h. daran, daß Leben aus Leblosem ohneweiters entsteht) und glaubt, daß eine Lebensgestalt aus der anderen hervorgeht. Der über die Welt so weit verbreitete Totemismus (die religiöse Verehrung bestimmter Tiere) beruht immer auf dem Glauben an eine Blutsverwandtschaft zwischen Mensch und Tier; manchmal wird die Abstammung ausdrücklich gelehrt.** Die alten Ägypter, die diese primitive Glaubensstufe schon längst hinter sich hatten, setzten nichtsdestoweniger ohneweiters voraus, daß in der von der Sonne durchglühten feuchten Erde spontane Generation des Lebens stattfinde, gefolgt von fortschreitender Entwicklung;*** ähnlich die alten Babylonier. Und so hören wir noch knappe zwei Jahrhunderte vor Plato einen Mann von der relativ hohen wissenschaftlichen Kultur eines Anaximander den Genuß der Fische verbieten, „weil der Fisch dem Menschen zugleich Vater und Mutter ist". Dieser Philosoph trägt schon eine ausführliche wissenschaftliche Evolutionslehre vor: das Leben entstand nach ihm zuerst im Wasser und hat sich nach und nach im „Kampf ums Dasein" und durch „Anpassung" an wechselnde Bedingungen „entwickelt"; im Laufe der Zeit seien dann einzelne Tiere ans Land gestiegen, wo sie den neuen Lebensumständen gemäß tiefgehende Umwandlungen erlitten, u. s. w., u. s. w.† Origenes und andere unter den ersten Begründern des Christentums waren von der Evolution der Gestalten auseinander überzeugt. Diese phantastischen Lehren hatten für den Durchschnittsverstand etwas so Plausibles und Vertrauenerweckendes, daß sie nie verschwanden. Feiner gestalteten sie sich in den Köpfen der wenigen bedeutenden Denker; doch auch hier herrschen in allen Jahrhunderten Entwicklungsgedanken vor.

* Durch die Liebenswürdigkeit des sehr geschätzten Gelehrten und durch das freundliche Entgegenkommen des Verlages F. Bruckmann, A.-G. in München, sind wir in die angenehme Lage gesetzt, einen Abschnitt aus dem in den letzten Novembertagen erscheinenden Werke Chamberlains: „Immanuel Kant, die Persönlichkeit als Einführung in das Werk" zu veröffentlichen. Die Redaktion.

** Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Professor Leopold von Schroeder in seinen Vorträgen an der Wiener Universität „Über altarische Religion", die noch nicht im Drucke erschienen sind.

*** Vgl. Maspero: »Les peuples de l'Orient classique«. I, 155.

† Siehe, außer den geschichtlichen Handbüchern, Teichmüller: „Studien zur Geschichte der Begriffe", 1874, S. 63 f.

Daß ein Paracelsus oder ein Nikolaus von Cusa die stetige Reihenfolge der Lebewesen, die sie wahrzunehmen glauben, als explicatio oder evolutio eines einheitlichen Schöpfungsgedankens auffassen, ist freilich eine mystische Deutung, doch sie bedingt eine empirische Evolutionstheorie. Ganz modern gefärbt tritt diese Theorie bei Männern auf, die, wie Leibniz und Diderot, die Ansicht vertreten, die Landtiere seien nach dem Rückzug der Meere allmählich aus Wassertieren hervorgegangen; feiner ist Herders Auffassung der Transformation; rein naturwissenschaftlich sind die Deszendenzlehren von Maupertuis, Erasmus Darwin, De Maillet, Bonnet und anderen. Wie Kant richtig sagt: die Annahme einer spontanen Generation einfacher Wesen, gefolgt von zunehmend vollkommenerer Organisationsbildung, liegt so nahe, sie ist so naiv menschenmäßig, „daß wenige, selbst von den scharfsinnigen Naturforschern sein mögen, denen eine Hypothese von solcher Art nicht bisweilen durch den Kopf gegangen wäre". (Ur. § 80, Anm.)* So hören wir denn Voltaire die Lauge seines Spottes über die Leute ausgießen, die um ihn herum lehrten, „der Mensch sei ursprünglich Meerschwein (Delphin) gewesen".** Ich kann Ihnen natürlich hier und heute nicht einmal die kürzeste Skizze der Geschichte des Evolutionsgedankens geben; ich mache Sie nur darauf aufmerksam, daß er nicht — wie gewöhnlich behauptet wird — eine letzte, höchste Errungenschaft des Menschengeistes ist, sondern im Gegenteil ein nächstliegender Einfall, auf den seit jeher alle Menschen geraten sind. Daß das Leben aus dem Leblosen entstehe und immerfort in der Vervollkommnung begriffen sei — mit andern Worten, die fortgesetzte Erschaffung von Etwas aus Nichts — finden wir ebenso glaubwürdig wie unsere Urahnen die Erschaffung der Welt aus Nichts und das Gebot an die Sonne, sich schneller oder langsamer zu bewegen.*** Dagegen ist der Gang echter exakter Wissenschaft in der genau entgegengesetzten Richtung erfolgt; Pasteur — dieses wahre Genie unter dem ungezählten Gewimmel platter Naturforscher — hat den Weg gewiesen. Immer ferner und ferner mußte die spontane Generation zurück verlegt werden. Noch Descartes — so allgemein und unbestritten war die Annahme — bezweifelt nicht, daß Ratten (also hochorganisierte Wirbeltiere!) aus dem Kehricht spontan entständen; heute wissen wir, nicht die winzigste Bakterie kann anders als aus einer Bakterie entstehen, ja, selbst jeder gestaltete Inhaltskörper einer Zelle entsteht einzig und allein aus einem ebensolchen Körper — also alles was Gestalt

* Nichtsdestoweniger nennt Kant an anderem Orte die gewöhnliche evolutionistische Auffassung, wie sie heute wissenschaftliches Credo geworden ist: „die gemeine, seichte Vorstellungsart". (R. VI, 369.)

** »Sur un Écrit anonyme«, 19. 4. 1772.

*** Einer der kundigsten und konsequentesten der heutigen Verfechter des Darwinismus, Prof. Ludwig Plate, sagt in seinem vortrefflichen apologetischen Buche „Über die Bedeutung des Darwinschen Selektionsprinzips" (2. Aufl., 1903, S. 227): „Das Wesen der Selektion .... ist darin zu sehen, daß durch eine Sonderung erhaltungsfähiger und erhaltungsunfähiger Körper eine Vervollkommnung, ein Fortschritt erzielt wird." Also buchstäblich: eine fortgesetzte Erschaffung des Mehr aus dem Weniger, des Etwas aus dem Nichts.

ist, aus Gestalt, nie aus Stoff und Kraft. Die Entstehung von Etwas aus Nichts ist — exakte Anschauung bestätigt es — eine ebenso unwissenschaftliche Annahme auf dem Gebiete des Lebens wie auf denen des Stoffes und der Kraft. Ebenso wird ganz gewiß exakte Anschauung — nach richtiger, objektiver Methode geleitet — beweisen, daß jede Änderung der Lebensgestalt in Wirklichkeit ein Beharren der Gestalt ist — ein Gedanke, den ich heute nur so als Paradoxon hinwerfe, da mir die Zeit fehlt, ihn näher auszuführen.* Daß Änderungen in dem Gesamtbild des Lebens ebenso ununterbrochen stattfinden, wie in dem Leben jedes einzelnen Lebenden, ist zu keiner Zeit bezweifelt worden; auch Linnaeus vermutet, alle Arten einer Gattung seien miteinander genetisch verwandt;** hier liegt nicht der Kern der Frage. Vielmehr dreht sich die Frage darum: ob die Lebewesen atomistisch nebeneinander herlaufen, oder ob nicht alle zu allen mittelbar oder unmittelbar in Beziehung stehen — ob im Leben ein beständiger Zuwachs — ein Entstehen von Etwas aus Nichts — stattfindet (was die Grundannahme jeglicher Evolutionslehre ist), oder ob nicht im Gegenteil das Leben als Ganzes eine konstante Größe bildet, innerhalb welcher zwar beständig Verschiebungen stattfinden, doch in der Art, daß jeder Zuwachs an Größe, Komplikation u. s. w. innerhalb einer Gruppe eine entsprechende Veränderung an anderem Orte bedingt, und daß jede Anpassung an veränderte Bedingungen (Stoff und Kraft) immer und ausnahmslos die möglichst vollkommene Beharrung der Gestalt bedeutet. Ich behaupte nun: um wirklich exakt wissenschaftlich denken zu können, müssen wir voraussetzen — und das heißt, wir müssen die Idee fassen und zum Gesetz des Denkens erheben — das gesamte Leben der Erde bilde eine Einheit, und zwar so, daß die Gestaltungssumme (wenn ich mich so ausdrücken darf) stets unverändert bleibt. Man rühmt dem großen Cuvier nach, er als Erster habe aus einem einzigen Knochen ein ganzes, unbekanntes Tier aufzubauen gewußt; die Wissenschaft muß so weit kommen, aus einigen wenigen Pflanzen- oder Tierresten die Fauna und Flora einer ganzen Epoche wiederherstellen zu können; das muß das Ziel der Biologie sein.***

* Hierbei verweise ich auf Lessings sonst kaum begreifbaren Gedanken, die Perfektibilität sei „eine Beschaffenheit, welche allein das Beharren ermöglicht". (XII, 148.) Ein allererstes Erfordernis wäre natürlich die wissenschaftliche Feststellung dessen, was für die Natur „ähnlich" ist und was nicht; heute staunen wir in der kindlichen Unschuld des naivsten Anthropomorphismus gewisse Änderungen — z. B. an Darwins Tauben — als ein Wunder an, obwohl die Natur selber uns lehrt, daß dies für sie nichts zu bedeuten hat, und übersehen dabei, daß es Änderungen gibt, die wir Menschen als minimal ansehen, die Natur jedoch nicht in Äonen zu bewirken vermag. Darum sind wir zur Stunde völlig unfähig, etwas wissenschaftlich Rationelles über Beharren und Änderung der Lebensgestalten aufzustellen; es fehlen die nötigen Vorarbeiten; und diese fehlen, weil wir das Problem selbst noch gar nicht erblicken.

** Siehe weiter unten.

*** Plato hat diese Idee der Einheit des Lebens schon deutlich besessen und spricht davon, daß alle Tiere untereinander in Wechselbeziehung stünden (Tim. 30 D f.). Ob diese Einheit in der mathematischen Formel einer Differentialgleichung begrifflichen Ausdruck finden wird, mag fraglich erscheinen, doch glaube ich, daß die Unentbehrlichkeit einer derartigen Formel sicherlich

Soviel nur zur Verständigung über die Richtung, in die ein Denken und Schauen nach den Grundsätzen Platos, Kants und Goethes uns in bezug auf das Lebensproblem weist. Sehen wir aber nun, wohin eine Naturforschung führt, die vom Wesen des Lebens als Gestalt nichts wissen will. Von dem Zusammenhang zwischen Zweckgedanken und Gestaltsanschauung ahnt sie nichts, und das „Warum", von dem uns Professor Minot als Wesen aller Biologie sprach, wähnt sie historisch beantworten zu können, indem sie nämlich in ihrer extremsten Verirrung „die Entstehung der Zweckmäßigkeit" zu erklären unternimmt, in ihrer milderen — heutzutage aber den ganzen Unterricht und die gesamte Wissenschaft vergiftenden — Form zwar von letzten Fragen mehr oder weniger absieht, jede einzelne Gestalt aber immer durch das Werden aus anderen „erklärt", wobei ein ungeheures Gebäude von Hypothesen errichtet und jede Möglichkeit, unbefangen zu schauen, täglich geringer wird. Sie werden sehen, welche Förderung wir aus dieser Betrachtung für das Verständnis Platos und Kants schöpfen.

Wie wahnwitzig der Gedanke ist, die Zweckmäßigkeit lebender Körper „erklären", d. h. zeigen zu wollen, auf welchem Wege es ihnen gelungen sei, sich nach und nach zweckmäßig zu organisieren, das leuchtet ohneweiters ein, sobald man weiß, daß Zweckgedanke nichts anderes ist als Lebensgestalt ins Begriffliche übertragen. Jenes Vorhaben ist buchstäblich genau dasselbe, wie wenn jemand sagen wollte: ich werde euch dartun, auf welche Weise der Stoff nach und nach träge wurde, und wie es kam, daß die Kraft eines Tages in Bewegung geriet. Der Gedanke selbst ist völlig sinnlos. Und doch ist es dies, was der Darwinismus (in seinen verschiedenen Abarten) unternimmt, und wofür er so hoch gepriesen wird. Darwin selber besitzt freilich eine eigentümliche Gabe, sich um die allen seinen Theorien zu grunde liegenden Gedanken herumzudrücken, ohne sie je offen und ausführlich und unzweideutig zu erörtern. So müßte sich z. B. jeder Mensch höchlich verwundern — wenn nicht das Denken so sehr aus der Mode gekommen wäre — in einem Buche, das den Titel führt „Über den Ursprung der Arten", keine einzige Auseinandersetzung über den Begriff einer „Art" anzutreffen. Was sind denn das für Dinge, diese Arten, über deren „Ursprung" ich belehrt werden soll? Wie komme ich, Mensch, zu dem Begriffe einer Tier- oder Pflanzenart? Ist er etwas Einfaches und Selbstverständliches, etwas, was wir seit jeher besessen haben? Ist das Wort eindeutig? Hat ihm zu allen Zeiten derselbe Sinn zugrunde gelegen? Die geringsten historischen Kenntnisse belehren, daß dem nicht so ist. Jahrtausende hat man um diesen Begriff gerungen und ist die Wissenschaft des Lebens nicht von der Stelle gekommen, weil man ihn nicht besaß. Erst vor kurzem haben

früher oder später zu ihrer Entdeckung führen wird. Es handelt sich hierbei um das, was Kant eine regulative Idee nennt, im Gegensatz zu den konstitutiven Ideen, das heißt um eine Idee, die dem forschenden Menschengeiste eine Richtung anweist und ihn hiemit von Entdeckung zu Entdeckung führt, nicht um eine, die die massive Geltung einer Tatsache beansprucht und dadurch das Denken dauernd festnagelt (vgl. r. V. 715 und Ur. an zahlreichen Stellen).

ihn die kenntnisreichsten und genialsten Naturforscher geschaffen. Im letzten Grunde geht diese schöpferische Tat auf Plato zurück; denn er ist es, dem wir den Ursprung jener beiden ineinandergreifenden Ideen „Gattung“ und „Art“ (Eidos und Idea) verdanken, durch welche erst eine Wissenschaft der Lebensgestalten möglich wurde; doch die systematische Anwendung und Ausbildung lag noch unendlich fern.* Aristoteles faßt ganze Klassen zusammen — z. B. die Vögel oder die Fische — und nennt sie je einen Genos; doch der unendlich feine Gedanke Platos, daß hier immer zweierlei im Verhältnis zueinander bestimmt werden müsse, eine nach oben und nach unten zu verschiebbare Dichogamie der Einheit und der Vielfachheit, des Allgemeinen und des Besonderen, ist — wie die meisten schöpferischen Gedanken Platos — spurlos an seinem anschauungsärmeren Denken vorübergegangen. Jahrhunderte heißer Arbeit — einer Arbeit, die hauptsächlich in massenhaftem Ansammeln und intensiver Anschauung bestand — gingen vorüber, ehe, in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, einzelne außerordentliche Männer — unter denen ich in erster Reihe John Ray nennen will — das Wesen des Problems erfaßten und im Pflanzen- und Tierreiche eine systematische Sonderung und Gliederung anbahnten. Ohne ihre Bemühungen hätten wir nur Chaos, nicht Wissenschaft gehabt. Hiebei stellte sich aber bald die Notwendigkeit ein, nicht allein nach oben hin (Eidos) umfassende Gruppen, sondern zugleich nach unten zu (Idea) letzte Einheiten möglichst genau zu bestimmen, selbst um den Preis einiger Gewaltsamkeit.** In dieser neuen Phase der Entwicklung unseres anschauenden Denkens aus Verwirrung zu Verständnis, als es darauf ankam, uns aus dem täglich bedrohlicher werdenden „Labyrinthe der Mannigfaltigkeit“, wie Kant es nennt,*** zu retten, erwarb sich Linnaeus das größte Verdienst, daß vielleicht irgend ein einzelner Mensch sich jemals um die praktische Kenntnis der Lebensorganismen erworben hat; und zwar weniger durch große Tiefe oder schöpferische Beanlagung als durch seltene Schärfe des Blickes, gepaart mit seltener Schärfe des Verstandes; Linnaeus ist ein Phänomen des praktischen Urteilsvermögens.† Art und Gattung, wie diese Worte von der

* Doch begannen die Versuche einer „Einteilung der Arten“ (διαίρεσις εἰδῶν, Phil. 20 C) schon zu Platos Lebzeiten und innerhalb seiner Schule, so zwingend war der Gedanke durch seine Lehren nahegelegt. (Vgl. Natorp: a. a. O., S. 302.)

** Nägeli macht in seiner „Entstehung und Begründung der naturhistorischen Art“, S. 4, darauf aufmerksam, daß die allerersten Begründer der Systematik – Männer wie Caesalpin und Tournefort – das Hauptgewicht auf die Gattung legten, die Art dagegen nebensächlich behandelten; erst nach und nach machte sich die Notwendigkeit einer genauen Bestimmung des Begriffes „Art“ geltend. Die ganze Frage des Verhältnisses zwischen Individuum, Art, Gattung, Typus u. s. w., namentlich in bezug auf die relative Anschauungsmenge und auf den Grad der Abstraktion, konnte hier nicht einmal angedeutet, geschweige aufgerollt werden. Reicht meine Lebensfrist, so hoffe ich dies später in einer ausführlichen „Lebenslehre“ zu tun.

*** „Über Philosophie überhaupt.“

† Treffend nennt ihn Johannes Spix in seiner noch heute lesenswerten „Geschichte und Beurteilung aller Systeme in der Zoologie“ (1811) den „klugen Künstler“ und meint: „mit ihm wird Tag über die gesamte Naturgeschichte“. (S. 92 und XVII.) Und Spix ist nichts weniger als

heutigen Wissenschaft gebraucht werden, sind Begriffe, die erst seit Linnaeus existieren, also erst seit der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts.* Das enorme Wissen und die für alle künftigen Zeiten epochemachenden Arbeiten und Gedanken Cuviers befestigten sie dann und verliehen ihnen jene gesetzmäßige Geltung, ohne die nichts ausgerichtet worden wäre. Bedingt ist die unerhörte Entwicklung unserer Zoologie und Botanik durch diese schöpferische Tat; denn das Hauptverdienst des Begriffes einer „Art", wie er von Linnaeus und Cuvier festgestellt wurde, besteht darin, daß er unsere Anschauungskraft unendlich schärfte. Es ist aber in einem anderen Sinne des Wortes „unerhört", ein Buch — was sage ich? eine Reihe von Büchern — über den Ursprung der Arten zu schreiben, ohne je diesen Begriff einer „Art" zu prüfen, ohne ihn ein einziges Mal historisch zu verfolgen; denn was Darwin als Historical Sketch seinem Hauptwerke voranschickt, ist ein wahrer Spott. Darwin spricht vom ersten Satz an von „Arten", als ob das Dinge wären, die so herumliefen wie Kunz und Peter und Heinz, Dinge, die jedes Kind erblicken könnte, wenn es nur die Augen aufmacht. Und nun kommt das Köstliche: im „Ursprung der Arten" wird Satz für Satz von „Art" in dem Sinne gesprochen, der seit Linnaeus dem Worte zukommt, so daß das ganze Buch von A bis Z diesen Artbegriff voraussetzt und ohne ihn vorauszusetzen gar nicht hätte ins Dasein treten können; Zweck des Buches aber ist der Nachweis, daß es „Arten" in dem Sinne, wie die Linnäische Naturwissenschaft den Begriff bestimmt, in der Natur nicht gebe. Somit müßte das Buch eigentlich heißen: Über den „Ursprung jener Arten, die es nicht gibt".** Nun hätte jeder philosophische Forscher seit jeher — auch Newton — Darwin belehren können, daß empirische, exakte Wissenschaft über Ursprünge von Naturerscheinungen niemals etwas ausmacht; schon der ehrwürdige Roger Bacon im XIII. Jahrhundert, der Weckrufer germanischer Wissenschaft, spricht die denkwürdigen Worte: »causas non oportet investigare«. Wäre Darwin — der unvergleichliche Beobachter empirischer Einzelheiten, der verehrungswürdige Mensch — auch nur ein klein wenig Denker gewesen, so hätte er einsehen müssen, daß „Art" überhaupt keine unmittelbare Naturerscheinung ist, sondern eine sehr langsam gewordene Idee, deren eigentlicher „Ursprung" im Menschenkopf liegt und nirgends anders, da sie eine jener Hypothesen bedeutet — „Stufe und Sprungbrett", wie Plato sich ausdrückt — die der Mensch aufstellt, um mit der Natur in Fühlung zu treten, um sie besser „sehen" und infolgedessen auch besser „denken" zu können.***

ein Anhänger der Systematik des großen Schweden; er redet nur von seinen Verdiensten um die Feststellung der Idee einer „Art". Auch Yves Delage, ein überzeugter Evolutionist unserer Tage, spricht von den unvergleichlichen Verdiensten des Linnaeus und meint, kein heutiger Naturforscher wäre im stande, ein Ähnliches zu leisten. (»Hérédité«, S. 2.)

* Die wichtigsten Schriften des Linnaeus erschienen zwischen 1735 und 1775.

** Wogegen die richtig gestellte Grundfrage aller Systematik lauten würde: Wie kommt es, daß es in der Natur konstante Arten gibt, trotzdem dieser Begriff der „Art" eine menschliche Erfindung ist?

*** Den Leser möchte ich hier auf folgendes Verhältnis kurz aufmerksam machen: die Art ist ein abgezogener Begriff (»l'espèce est un mot abstrait,« sagt Buffon, »ch. l'Ane«), die

Dies nur flüchtig, damit Sie begreifen, welcher Mangel an Besinnung die Grundgedanken Darwins und seiner Nachfolger verunstaltet. Und wenn Sie nun weiter untersuchen, werden Sie einsehen, daß die heutigen Evolutionisten vollkommen recht haben, wenn sie das, was Darwin selber nie buchstäblich aussprach, logisch deduzieren, indem sie Wesen und Verdienst der Evolutionslehre in der „mechanischen Erklärung der Zweckmäßigkeit" erblicken; wodurch aber nichts weiter geleistet ist, als die Aufdeckung der unentwirrbaren Konfusion, die dem ganzen Gedankengang zu grunde liegt.* Durch Auswahl dessen, was zweckmäßig war, und Ausmerzung dessen, was unzweckmäßig war, soll die Natur nach und nach, im Laufe von Jahrbillionen, die lebenden Wesen so weit gebracht haben, wie wir sie heute sehen, nämlich daß die Teile zueinander und zum Ganzen passen. Was das heißt, ein unzweckmäßiges Lebewesen, eine ungestaltete Gestalt — wie jene angebliche Urmutter aller heutigen Lebensformen auch nur eine Viertelsekunde hat leben, geschweige denn sich ernähren, wachsen und sich vermehren können, wenn sie nicht vollkommen zweckmäßig organisiert war — das erklärt man uns nicht; das Gehirn wird eben in dieser Schule als das hundertundachte rudimentäre Organ des Menschen behandelt.**

Diese allgemeine Betrachtung der zu grunde liegenden Sophismen genügt aber nicht; wir müssen dieses evolutionistische Denken an einem konkreten Beispiel am Werke beobachten. Nehmen Sie eines der besten anatomischen Handbücher, die es überhaupt gibt, ein wahres Monument deutschen Fleißes und deutscher Tüchtigkeit und Gründlichkeit, Gegenbaurs „Vergleichende Anatomie der Wirbeltiere mit Berücksichtigung der Wirbellosen" (1898—1901) zur Hand; dieses Werk ist unbestritten das erste in seinem Fache und — bis auf die zu grunde liegende Theorie — aller Bewunderung würdig; schlechte Bücher würden nichts beweisen, wir müssen sehen, wie weit es mit den guten gekommen ist. Doch bitte ich, vorher, zur Orientierung über die Methoden exakter Wissenschaft, einen Blick auf die Vorrede zur „Mechanik" des großen Physikers Kirchhoff zu werfen. Hier haben wir es mit den am leichtesten exakt zu erforschenden Phänomenen der Natur zu tun; wie stellt sich nun ein Meister dieses Faches seine Aufgabe vor? Kirchhoff sagt: „Ich stelle es als die Aufgabe der Mechanik hin, die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen zu beschreiben, und zwar vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben. Ich will damit sagen, daß es sich nur darum handeln soll, anzugeben, welches die Erscheinungen sind, die stattfinden, nicht aber darum, ihre Ursachen zu ermitteln."***

Gestalt dagegen ist eine empirische Anschauung; „Erhaltung der Art" ist darum ein metaphysischer Gedanke, „Beharrlichkeit der Gestalt" ist eine Idee.

* Die neueste Formulierung lautet: „So hat unsere Zeit das große Rätsel gelöst, wie das Zweckmäßige entstehen kann ohne die Mitwirkung zwecktätiger Kräfte". (Weismann: „Deszendenztheorie", 1902, II, 441.)

** Der scharfsinnige David Hume fragt: I would fain know, how an animal could subsist, unless its parts were so adjusted. („Natural Religion", 1. Aufl., S. 153.)

*** Die gesperrt gedruckten Worte sind im Original durch andere Lettern hervorgehoben.

Sie sehen, welche bewunderungswürdige Selbstbeherrschung hier das Denken zu gunsten der Anschauung in seine Schranken weist; Sie sehen auch, daß der moderne Physiker — er, der die hohe Schule der wahren Exaktheit durchgemacht hat — die Worte Roger Bacons causas non oportet investigare fast buchstäblich wiederholt, wobei er mit Goethe zusammentrifft, der uns so oft und eindringlich warnt: „Lebhafte Frage nach der Ursache ist von großer Schädlichkeit." Ähnlich faßte jener unsterbliche Mann mit einem der größten bisher je beobachteten Gehirne, Georges Cuvier, der Begründer der vergleichenden Anatomie, Ziel und Methode seiner Wissenschaft auf. Den Deszendenzphantastikern gegenüber, die um ihn herum eifrig bemüht waren, eine Wissenschaft der sorgfältigen Unterscheidung nicht aufkommen zu lassen, nennt er sich mit Stolz »un naturaliste ordinaire« und definiert diesen als einen Naturforscher, für den la seule règle raisonnable die Beobachtung des tatsächlich Erschaubaren und die Vermeidung der hypothèses sans preuves ist.* Ähnlich dachte jenes Geschlecht großer biologischer Forscher, dem wir einen Karl Ernst von Baer, einen Lacaze Duthiers, einen Milne Edwards, einen Augustin Pyrame De Candolle, einen Louis Agassiz, einen Richard Owen verdanken. Doch heute haben wir es dank dem erlösenden Deszendenzdogma in der Kenntnis des Lebens so herrlich weit gebracht, daß wir alle solche ängstliche Besonnenheiten haben fahren lassen. „Denken wir uns einen einfachsten Organismus" . . so beginnt heute das größte und beste Handbuch der vergleichenden Anatomie, das vorhin genannte Gegenbaurs. Also erst der Gedanke, später die Beobachtung. Wie wir Menschen beurteilen sollen, was für die Natur das „einfachste" ist, wird nicht mitgeteilt; es wird gar nicht danach gefragt. Daß große Vorsicht in bezug auf angeblich „einfache" Wesen am Platze ist, haben Sie vorhin gesehen; wirklich höchst einfach organisierte Wesen sind zur Stunde nur als Rückbildungen aus hochorganisierten infolge parasitärer Lebensweise (so weit man schließen darf) bekannt. In der Natur geht also häufig das Komplizierte dem Einfachen voran; es ist nicht unmöglich, daß das durchwegs der Fall sei. In den untersten paläozoischen Schichten, in denen überhaupt Versteinerungen gefunden werden, ist — wie man heute weiß — eine ebenso reiche und ebenso hochorganisierte Fauna vertreten, wie heute auf dem Boden des Ozeans, und zwar eine in bezug auf die Zusammensetzung wesentlich gleiche; Brooks, der bekannte Professor der Zoologie an der John Hopkins Universität in Baltimore und ein überzeugter Darwinianer, ist als ehrlicher Mann gezwungen, zu gestehen: „Weit entfernt, in diesen Formen die einfachen, unspezialisierten Vorfahren der heutigen Tiere zu finden, erblicken wir eine, zoologisch gesprochen, intensiv moderne (intensely modern) Fauna, die genau der gleichen Naturordnung angehört wie die heute herrschende."** Sie sehen also, für diesen „einfachsten

* Siehe die Séance de l'Académie des Sciences vom 22. März 1830 und vergleiche Discours sur les révolutions de la surface du globe.

** The Foundations of Zoology, 1899, S. 216. Allein an Tieren sind aus dem Silur mehr als 10.000 Arten bekannt.

auch das Leben. Staatsanwalt Richter benimmt sich dann nicht wie ein vernünftiger, moderner Mensch, sondern wie ein Familienblatt-Romanheld. Er vergiftet sich mit Leuchtgas.

Künstlerisch wie menschlich ist es peinlich, Mysterien, die für Tausende ihre Tradition und ihren Inhalt haben, in unzulänglicher und — sei's wie immer — indiskreter Art zur Schau zu stellen. So empfanden Katholiken die wenigstens technisch einwandfreien Klosterszenen in dem Ohornschen Stück, und so mögen Maurer mit Takt und höherer Einsicht die hilflosen, mit dem Stücke in geringer künstlerischer Notwendigkeit stehenden Logenszenen hingenommen haben.

Das Stück fand eine gute Darstellung, ohne gerade aber zu bestechen. Herr Kutschera hielt mit großer Energie die Stimmung im Hause. Direktor Weisse hatte Wärme und einen Hauch von meisterlichem freien Menschentum. Die Herren Höfer und Jensen spielten sehr ausdrucksvoll und typisch Episoden. Von den Damen gefiel Fräulein Müller; es gelang ihr im letzten Akte, Stimmung und Geduld ins Publikum zu tragen. Sie hat Momente, die das Theater vergessen machen, die eine innere Welt vermuten lassen. Frau Thaller war rührend, weil sie es sein mußte, Fräulein Schweighofer — neckisch, das war aber unausstehlich. —lz—

*

Raimund-Theater. Die Toten reiten schnell. „Schamster und Frau", ein neues Volksstück von Edwina Nötel (einer Tochter des verstorbenen Burgschauspielers, der sich auch schriftstellerisch betätigt hatte) ist hier nach zwei Aufführungen abgesetzt worden. Das mag sich nach dem geringen Erfolge, den es bei seiner Erstaufführung hatte, als eine Notwendigkeit ergeben haben. Daß aber dafür der „Böhm in Amerika" eingeschoben worden ist, diese Beschämung hätte der Verfasserin wohl erspart werden können. Welcher Schriftsteller sollte da noch den Mut finden, dem Raimund-Theater eine ernste Arbeit anzuvertrauen, wenn ihm nach dem ersten Fehlschlagen seiner ehrlichen Bestrebung, der Volksbühne auf bessere Art zu dienen, der „Böhm in Amerika" als Schulbeispiel vorgehalten wird. Gewiß, das Volksstück von Edwina Nötel ist technisch unbeholfen in der Szenenführung und unzulänglich in der Charakterzeichnung. Aber es zeugt von einer so echten Begabung für humoristische Kleinmalerei aus dem Volksleben, daß die Urheberin zumindest die gleiche Aufmunterung verdient hätte wie Österreicher, dessen jüngste Bühnenarbeit weit geringer einzuschätzen ist, aber noch heute zwei- bis dreimal in der Woche gegeben wird. Freilich ist „Schamster und Frau" keine Posse und Frau Glöckner hat darin keine Gelegenheit, auf eigene Faust zu tanzen und zu singen. Das ist's. —tr—

*

Lustspieltheater. Unten wird jetzt die Komödie „Die Kameraden", von Strindberg, gespielt. Ein Erlebnis, ein Ereignis. Strindbergs Weiberhaß reißt mit. Mag man noch so sehr die Haltlosigkeit seiner Behauptungen fühlen, die Argumente sind von schlagender Genialität.

Das prachtvolle Stück ist jetzt zehn Jahre alt und wurde noch nirgends gespielt. So reich ist die Weltliteratur an ähnlichen, gleichwertigen Dokumenten glänzenden Geistes, wahrhaften Temperamentes, daß sie ruhig an diesem Werk, befriedigt von Herrn Fuldas „Kameraden", vorübergehen konnte! Damals stand Strindberg noch inmitten des Kampfes wider alles Feminine. Eine Unzahl ein- und mehraktige Schauspiele zeigen ihn als Repräsentanten einer maskulinen, sozialen Weltanschauung. Das Weib ist der natürliche Feind des Mannes; das beiderseitige Werben und Abstoßen sind ihm Naturschauspiele, Kämpfe der Instinkte, die, beim Weib eben gefährlich raffiniert, zum hinterlistigen, feigen Zweck zielen: zur Entmannung des Mannes, Emanzipation des Weibes. Sobald sich die Frau zum Mitbewerber des Mannes aufwirft, seine geistige Überlegenheit nicht anerkennen und ertragen will, ihre natürlichen Reize und natürlichen Bestimmungen vernachlässigt oder gar hingibt, bäumt sich sein Widerstand auf und mit schonungslosem, großartigem, selbstaufopferndem Haß zieht er zu Felde. Dieser Haß hat biblische Züge, denn es heißt: züchtige, wen du liebst. Wer spürte es nicht, daß nur ein Mann, der ganz und gar dem Weibe verfallen ist, der lebt und schafft durch das Ferment „Weib", der durchaus erotisch empfindet und urteilt, so tief und parador zu hassen vermag. Nur darum, weil seine Leidenschaft tief, hinreißend, glühend und parador ist. Sein Hassen ist ein intermittierendes Fieber ganz besonders essentieller Liebe. Aufrichtig und mit grausamer Verachtung haßt er die Emanzipierte und den weibischen Mann, die an dem „Herunterkommen der männlichen Klasse und Schaffung einer weiblichen Klasse von Mannweibern" arbeiten.

„Die Kameraden" zeigen Strindberg in einem erschreckenden Furor, seine kalte, zerebrale Vernichtungsarbeit ist dämonisch ... Der Maler Axel ist seinem Weibchen mit männlichem Gehaben völlig unterlegen, moralisch, wirtschaftlich, künstlerisch; sie hat ihn „gebrochen". Es fehlt nur noch, daß er wirklich den Weiberkittel anzöge, wie es anläßlich eines Maskenabends verabredet ist. Ihr Bild, das er gemalt hat, wird angenommen, er wird von der Jury des

Und so geht die Mythenbildung lustig weiter. Quand on prend du galon, on n'en saurait trop prendre. Für uns hier ist das Beachtenswerte, daß alle diese Phantasien Gedanken sind, nicht Anschauungen: Ritter Denken baut sich ein kühnes Schloß im Geschmack des Mittelalters auf, und nun muß die Dame Anschauung damit fürlieb nehmen und sich, so gut es gehen will, einrichten; kurz, das Denken meistert die Anschauung. Und der Zweckbegriff, der so feierlich zur Tür hinausgeworfen worden war, kehrt natürlich sofort wieder, doch in einer mephistophelischen Vermummung, so daß er schalten kann, ohne die zarten Gewissen unserer Historiker des Lebens zu beunruhigen. Dank einer „inhärierenden Veränderlichkeit" nämlich „paßt sich der Organismus den Bedingungen, welche auf ihn einwirken an" (S. 4). Was sagen Sie zu dieser Maske? Glauben Sie mit der „inhärierenden Veränderlichkeit" viel gewonnen zu haben? Mehr als mit der einfachen Einsicht: das Wesen des Lebens — begrifflich aufgefaßt — ist Zwecktätigkeit? Und dabei geschieht noch das Unglück, daß als Wesen des Lebens die Veränderlichkeit aufgestellt wird, wogegen sein Wesen die Beharrlichkeit der Gestalt ist! Doch jener verschmitzte Kobold kommt nicht allein. Die unbegrenzte Veränderlichkeit würde nur die Möglichkeit der Anpassung erklären, nicht deren Ursache sein; „die Ursache der Anpassung", schreibt Gegenbaur, „ist zunächst in dem Vorteile zu suchen, welcher durch die betreffende Veränderung dem Organismus

wie heute Gegenbaur; in diesem Falle ist also die „Vererbung" – nämlich der Gedanken – sehr deutlich. Erasmus Darwin, Schelling, Kielmeyer u. a. sprechen denselben Gedanken mit voller Deutlichkeit aus; Diderot, der in seinen »Pensées sur l'interprétation de la Nature«, ch. 58 (1754 erschienen) die ganze Evolutionslehre vorträgt, deutet ihn wenigstens an. Inzwischen und abseits von diesem Aufklärungsdogmatismus entstand die wahre Wissenschaft. Der Begründer der wissenschaftlichen Embryologie, Karl Ernst v. Baer, ist der Entdecker aller jener Tatsachenreihen, die der spekulative Haeckel zu seinem angeblichen „Gesetz" umgeprägt hat, wobei die unentbehrliche Ergänzung der paläontologischen Tatsachen und Gedanken fast ausschließlich das Verdienst eines der größten Genies ist, die je die Glut eines außerordentlichen Geistes ganz in den Dienst der Naturbeobachtung stellte – Louis Agassiz. Nur daß diese beiden Männer (von denen der eine erst 1876, der andere erst 1873 starb) die Berechtigung der phantastischen Folgerungen bestritten und nicht müde wurden, darauf hinzuweisen, daß außer der Ungeheuerlichkeit der hypothetischen Annahmen eine zwar unbewußte, aber nicht weniger gründliche Fälschung der Tatsachen Schritt für Schritt durchgeführt werde. (Vergl. hierzu namentlich den heute mehr denn je lesenswerten Aufsatz Karl Ernst v. Baers „Über Darwins Lehre", im 2. Bande seiner gesammelten Reden und Aufsätze.) Dem Laien, der einsehen lernen will, in welcher Weise Haeckel in seinen berühmten Stammbäumen die Tatsachen teils verschweigt, teils umdichtet, ist der Abschnitt 7 des 3. Kapitels von Louis Agassiz: De l'espèce et de la classification en zoologie, auch englisch als Essay on classification erschienen, sehr zu empfehlen. Von ebenso großem Interesse ist das klassische kleine Werk von Milne Edwards (dem Letzten aus dem Geschlechte der großen Zoologen, gestorben 1885): Introduction à la Zoologie générale, wo im sechsten Kapitel eine Übersicht aller hierher gehörigen embryologischen Tatsachen gegeben und die leichtfertige, unter der Gewalt einer den Verstand lahmlegenden Suggestion bewirkte Verdrehung der Wahrheit nachgewiesen wird, auf der das ganze Haeckelsche Gebäude ruht. Interessante Berichtigungen und Ergänzungen findet man aus letzterer Zeit in Karl Camillo Schneiders „Histologie", S. 182.

Die Evolutionslehre.

Von Houston Stewart Chamberlain.*

Evolutionshypothesen sind so alt wie die Welt; man darf wohl behaupten, jedes unzivilisierte Volk glaubt an die spontane Generation (d. h. daran, daß Leben aus Leblosem ohneweiters entsteht) und glaubt, daß eine Lebensgestalt aus der anderen hervorgeht. Der über die Welt so weit verbreitete Totemismus (die religiöse Verehrung bestimmter Tiere) beruht immer auf dem Glauben an eine Blutsverwandtschaft zwischen Mensch und Tier; manchmal wird die Abstammung ausdrücklich gelehrt.** Die alten Ägypter, die diese primitive Glaubensstufe schon längst hinter sich hatten, setzten nichtsdestoweniger ohneweiters voraus, daß in der von der Sonne durchglühten feuchten Erde spontane Generation des Lebens stattfinde, gefolgt von fortschreitender Entwicklung;*** ähnlich die alten Babylonier. Und so hören wir noch knappe zwei Jahrhunderte vor Plato einen Mann von der relativ hohen wissenschaftlichen Kultur eines Anaximander den Genuß der Fische verbieten, „weil der Fisch dem Menschen zugleich Vater und Mutter ist". Dieser Philosoph trägt schon eine ausführliche wissenschaftliche Evolutionslehre vor: das Leben entstand nach ihm zuerst im Wasser und hat sich nach und nach im „Kampf ums Dasein" und durch „Anpassung" an wechselnde Bedingungen „entwickelt"; im Laufe der Zeit seien dann einzelne Tiere ans Land gestiegen, wo sie den neuen Lebensumständen gemäß tiefgehende Umwandlungen erlitten, u. s. w., u. s. w.† Origenes und andere unter den ersten Begründern des Christentums waren von der Evolution der Gestalten auseinander überzeugt. Diese phantastischen Lehren hatten für den Durchschnittsverstand etwas so Plausibles und Vertrauenerweckendes, daß sie nie verschwanden. Feiner gestalteten sie sich in den Köpfen der wenigen bedeutenden Denker; doch auch hier herrschen in allen Jahrhunderten Entwicklungsgedanken vor.

* Durch die Liebenswürdigkeit des sehr geschätzten Gelehrten und durch das freundliche Entgegenkommen des Verlages F. Bruckmann, A.-G. in München, sind wir in die angenehme Lage gesetzt, einen Abschnitt aus dem in den letzten Novembertagen erscheinenden Werke Chamberlains: „Immanuel Kant, die Persönlichkeit als Einführung in das Werk" zu veröffentlichen. Die Redaktion.

** Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Professor Leopold von Schroeder in seinen Vorträgen an der Wiener Universität „Über altarische Religion", die noch nicht im Drucke erschienen sind.

*** Vgl. Maspero: »Les peuples de l'Orient classique«. I, 155.

† Siehe, außer den geschichtlichen Handbüchern, Teichmüller: „Studien zur Geschichte der Begriffe", 1874, S. 63 f.

heit", wie sie der Zoolog Friedrich Dreyer treffend genannt hat: man könnte alle Hoffnung auf eine Zukunft für Wissenschaft und Kultur verlieren.* Darwin empfiehlt uns im vorletzten Absatz des »Origin« seine Theorie namentlich deswegen zur Annahme, weil sie auch der Menschheit einen endlosen „Fortschritt der körperlichen und geistigen Gaben in der Richtung auf steigende Vollkommenheit" zu verheiße. Ich dagegen dächte, wir könnten uns billig mit den Gaben eines Plato, eines Descartes, eines Leonardo, eines Goethe, eines Kant begnügen und auf den versprochenen Fortschritt verzichten, wenn man uns nur ein wenig Muße, ein wenig Luft, ein wenig Sammlung ließe, um der Gegenwart gewahr zu werden, um uns in ihr zurechtzufinden, um all das Ewigkeitsträchtige, das in uns schlummert und angehäuft um uns herumliegt, einzuheimsen, zu beschauen, zu pflegen, großzuziehen! statt daß wir Wahnbetörte aus einer bestialischen Urvergangenheit — wie sie wohl Wilden in ihren dunkeln Höhlen als schreckendes Traumgebilde aufsteigen mag, die es aber in Wirklichkeit außerhalb unseres kranken Hirnes nie gegeben hat — ohne Rast noch Ruhe, mit weitausgestreckten, begierigen Händen hinüberjagen in eine phantastische Zukunft, wo die blind kürende „natürliche Zuchtwahl" uns zu dem gemacht haben werde, was wir unfähig waren, aus uns selber zu machen. Zwar sind die Schädel mancher ältesten prähistorischen Menschen geräumiger als die des heutigen durchschnittlichen Europäers, und ihnen entsprach ein größeres Gehirn und ohne Frage demzufolge eine größere Intelligenz; doch „Fortschritt muß sein!" und wissenschaftlicher Aberglauben macht es sich zum Ehrenpunkt, dem religiösen nicht nachzustehen.** O, wie groß ist das Wort, das Plato dem Sokrates

* Siehe Dreyer: „Peneroplis, eine Studie zur biologischen Morphologie und zur Speziesfrage", 1898, S. 107. Es verdient besondere Beachtung, daß gerade ein Mann wie Dreyer, der an 25.000 Exemplaren der betreffenden mikroskopischen Radiolarie (Wurzelfüßler) die sehr weite Veränderlichkeit der Form beobachtet und beschrieben hat, dennoch „die zähe Elastizität", mit der jede Lebensgestalt sich behauptet, für das grundlegende Phänomen des Lebens hält (S. 119). Ebenso erging es Louis Agassiz, der sich der Arbeit unterzog, 27.000 Exemplare einer Schnecke genau miteinander zu vergleichen, und zwar mit dem Ergebnis, daß es in der ganzen Zahl nicht zwei einander vollkommen gleiche Individuen gab, zugleich aber mit dem weiteren sicheren Ergebnis, daß die linnäische Auffassung der „Art" unerschütterlich zu Recht bestehe. (De l'espèce, p. 380.) Hier muß aber, um Mißverständnisse zu verhüten, bemerkt werden, daß die Frage nach der dauernden Veränderung der Gestalten und der Umwandlung der linnäischen sogenannten „Arten" offen bleibt, wenn man auch die sinnwidrigen Dogmen der Selektions- und Deszendenztheoretiker ein für allemal verwirft. Das ganze Wesen dieser Umwandlungen wird man erst zu verstehen beginnen, wenn das Deszendenzdogma überwunden ist. In diesem Buche konnte ich meine Gedanken hierüber nicht einmal andeuten.

** Vgl. z. B. Johannes Ranke: „Der Mensch", 2. Aufl., II, 471—483. Auch Broca urteilt über gewisse Rassen der Steinzeit, „sie hätten durch einige Züge die höchsten und edelsten Stufen menschlicher Bildung erreicht" (zitiert im „Archiv für Anthropologie", 1904, I, Heft 4, S. 185). Nicht ganz uninteressant ist vielleicht in dieser Beziehung die Tatsache, daß Cuvier und Agassiz ganz ungewöhnlich große Schädel besaßen und auffallend geistvolle Physiognomien, wogegen weder Lamarck noch Darwin in einer oder der anderen Beziehung das Mittelmaß übertrafen.

ist, aus Gestalt, nie aus Stoff und Kraft. Die Entstehung von Etwas aus Nichts ist — exakte Anschauung bestätigt es — eine ebenso unwissenschaftliche Annahme auf dem Gebiete des Lebens wie auf denen des Stoffes und der Kraft. Ebenso wird ganz gewiß exakte Anschauung — nach richtiger, objektiver Methode geleitet — beweisen, daß jede Änderung der Lebensgestalt in Wirklichkeit ein Beharren der Gestalt ist — ein Gedanke, den ich heute nur so als Paradoxon hinwerfe, da mir die Zeit fehlt, ihn näher auszuführen.* Daß Änderungen in dem Gesamtbild des Lebens ebenso ununterbrochen stattfinden, wie in dem Leben jedes einzelnen Lebenden, ist zu keiner Zeit bezweifelt worden; auch Linnaeus vermutet, alle Arten einer Gattung seien miteinander genetisch verwandt;** hier liegt nicht der Kern der Frage. Vielmehr dreht sich die Frage darum: ob die Lebewesen atomistisch nebeneinander herlaufen, oder ob nicht alle zu allen mittelbar oder unmittelbar in Beziehung stehen — ob im Leben ein beständiger Zuwachs — ein Entstehen von Etwas aus Nichts — stattfindet (was die Grundannahme jeglicher Evolutionslehre ist), oder ob nicht im Gegenteil das Leben als Ganzes eine konstante Größe bildet, innerhalb welcher zwar beständig Verschiebungen stattfinden, doch in der Art, daß jeder Zuwachs an Größe, Komplikation u. s. w. innerhalb einer Gruppe eine entsprechende Veränderung an anderem Orte bedingt, und daß jede Anpassung an veränderte Bedingungen (Stoff und Kraft) immer und ausnahmslos die möglichst vollkommene Beharrung der Gestalt bedeutet. Ich behaupte nun: um wirklich exakt wissenschaftlich denken zu können, müssen wir voraussetzen — und das heißt, wir müssen die Idee fassen und zum Gesetz des Denkens erheben — das gesamte Leben der Erde bilde eine Einheit, und zwar so, daß die Gestaltungssumme (wenn ich mich so ausdrücken darf) stets unverändert bleibt. Man rühmt dem großen Cuvier nach, er als Erster habe aus einem einzigen Knochen ein ganzes, unbekanntes Tier aufzubauen gewußt; die Wissenschaft muß so weit kommen, aus einigen wenigen Pflanzen- oder Tierresten die Fauna und Flora einer ganzen Epoche wiederherstellen zu können; das muß das Ziel der Biologie sein.***

* Hierbei verweise ich auf Lessings sonst kaum begreifbaren Gedanken, die Perfektibilität sei „eine Beschaffenheit, welche allein das Beharren ermöglicht". (XII, 148.) Ein allererstes Erfordernis wäre natürlich die wissenschaftliche Feststellung dessen, was für die Natur „ähnlich" ist und was nicht; heute staunen wir in der kindlichen Unschuld des naivsten Anthropomorphismus gewisse Änderungen — z. B. an Darwins Tauben — als ein Wunder an, obwohl die Natur selber uns lehrt, daß dies für sie nichts zu bedeuten hat, und übersehen dabei, daß es Änderungen gibt, die wir Menschen als minimal ansehen, die Natur jedoch nicht in Äonen zu bewirken vermag. Darum sind wir zur Stunde völlig unfähig, etwas wissenschaftlich Rationelles über Beharren und Änderung der Lebensgestalten aufzustellen; es fehlen die nötigen Vorarbeiten; und diese fehlen, weil wir das Problem selbst noch gar nicht erblicken.

** Siehe weiter unten.

*** Plato hat diese Idee der Einheit des Lebens schon deutlich besessen und spricht davon, daß alle Tiere untereinander in Wechselbeziehung stünden (Tim. 30 D f.). Ob diese Einheit in der mathematischen Formel einer Differentialgleichung begrifflichen Ausdruck finden wird, mag fraglich erscheinen, doch glaube ich, daß die Unentbehrlichkeit einer derartigen Formel sicherlich

Wir saßen versteckt in einer Parterreloge, meine Mutter im Hintergrund hielt wie eine arme Sünderin ein kleines Kruzifix so krampfhaft in ihren Händen, daß sie den Christus heruntergebetet hatte — der nicht mehr zu finden war.

Jetzt, wo die unreifsten Talente in den Theatern aus- und eingehen wie in den Durchhäusern, jetzt macht man sich wohl keinen Begriff mehr davon, mit welcher Pietät man die Auszeichnung empfand, auf diesen geheiligten Brettern erscheinen zu dürfen!

Man kann sich daher vorstellen, mit welchem Herzklopfen ich meinem ersten Debüt entgegensah. Zunächst spielte Mutter allein, ich weiß nicht mehr in was, aber an ihrem Erfolge war ja nicht zu zweifeln, man wunderte sich nur, daß eine solche Künstlerin nicht in Wien gewachsen sei, sondern aus der Fremde verschrieben wurde, und nun kam auch die Reihe an mich. Aus Courtoisie für den Direktor wählten wir seinen „Hans Sachs".

Eine besorgte Kollegin meinte, die Rolle der „Kunigunde" eigne sich doch nicht für ein erstes Auftreten, sie sei nicht dankbar genug. Diese Sorge erwies sich als gänzlich unbegründet. Ich sah so viel jünger aus als meine Jahre, man hielt mich für ein halbes Kind, ich war gehoben durch den Beifall, kurz, ich gefiel und wurde gleich nach meinem ersten Abgang bei offener Szene gerufen. Aber, wie war ich auch umgeben! Wer Ludwig Löwe nicht als „Hans Sachs" gesehen hat, kennt diese Rolle nicht. Diese und „Correggio" waren nach meiner Ansicht seine größten Leistungen. Dazu Wilhelmi als „Bürgermeister", Herzfeld als „Eoban Hesse" und Anschütz als „Kaiser" — ein solches Ensemble findet sich nicht mehr zusammen.

Wir sahen überhaupt während unseres mehrwöchentlichen Aufenthaltes eine Reihe von Vorstellungen, wie man sie vollendeter nicht mehr erleben wird.

Besonders die Spezialität des alten Burgtheaters, das feine Konversationsstück, wurde mit einer Grazie, Vornehmheit und Natürlichkeit in allen Rollen dargestellt — man vergaß, daß man im Theater war.

Wenn ich's nur recht klar machen könnte, wie das damals anno 1838 gewesen, wo jeder einzelne zum Ganzen strebte, jeder Diener von einem Künstler dargestellt wurde, und es sich zur Ehre rechnete, einem solchen Kunstinstitut anzugehören.

Aber welch feine Umgangsformen herrschten auch im persönlichen Verkehr. Von einer Cameraderie im gemeinen Sinn, wo sich Kollegen und Kolleginnen untereinander „Du" sagten, war keine Rede. Wie sollen Menschen auf der Bühne guten Ton darstellen, wenn sie ihn im Alltagsleben nicht haben? Iffland sagte nicht umsonst, daß der Schauspieler sich immer so benehmen müsse, als ob er sich in großer Gesellschaft bewege. Doch die äußere Form ist es nicht allein, die er im Auge behalten soll, er muß auch an sich selbst arbeiten, muß sich zu veredeln trachten, wenn er veredelnd auf seine Zuhörer wirken soll. Das ist die hohe Mission der darstellenden Kunst, und wenn sie diese nicht erfüllt, dann sind die Schauspieler nicht viel mehr wert als — die Pagliacci.

Ach, das ist ein Kapitel, über welches ich Folianten schreiben könnte, aber par le temps qui court, ist der Karren verfahren, er lief schnell den Berg hinab, und um ihn wieder heraufzuziehen, bedarf es einer moralischen Kraft, welche der heutigen Generation fehlt.

Um unser Gastspiel zu fördern, machte uns Deinhardstein die Konzession, in einem für Wien neuen Stück auftreten zu dürfen, der hohen Verfasserin halber, es hieß „Der Zögling" und der Autor war Prinzeß Amalie von Sachsen. Die ältere Frauenrolle war

meiner Mutter quasi auf den Leib geschrieben und man begriff, daß sich ihr Zögling noch in sie verliebte, die jüngere paßte mir ganz gut, hatte überdies ein Liedchen zu singen, was man damals besonders freundlich aufnahm, und so fanden Stück und Darsteller vollständigen Erfolg. Wir traten dreimal darin auf, unser Gastspiel überhaupt zog sich bis in den April hinein, mit dem gleichzeitigen meines Vaters in der Oper.

Dazwischen lebten wir sehr gesellig, machten Bekanntschaft mit allem was Namen hatte in der großen sowie in der Künstlerwelt. Es war eben die allerbeste Theaterzeit. Die Interessen konzentriert, die Gesellschaft nicht absorbiert und wiederum war es unsere hohe Gönnerin, die Großherzogin Stephanie, welche ihre schützende Hand über uns hielt.

Sie war gerade mit ihrer jüngsten Tochter, Prinzeß Marie, nachherigen Herzogin Hamilton, zum Besuch bei ihrer Ältesten, der wunderschönen Prinzeß Wasa. In ihrer liebenswürdigen Weise arrangierte sie gleich wieder eine Soiree, um uns vorzuführen. Sie ließ einige spanische Wände zu einer Gattung Bühne zusammenstellen, auf welcher Mutter mit Korn die kleine Szene spielen mußte, die damals sehr en vogue war: „Komm her", eine Gattung Talentprobe, in der eine Schauspielerin einem Theaterdirektor dieses „Komm her" in allen Tonarten vordeklamieren mußte. Danach sang mein Vater teils allein, teils Duetten mit seiner Frau, endlich deklamierten auch wir, Adolfine und ich, und zum Schluß wurde ich noch aufgefordert, ein Liedchen vorzutragen, dessen ich nur erwähne, weil mir kein Geringerer als der große Staatskanzler Fürst Klemens Metternich die Noten umblätterte! Meine Schwester und ich, wir waren überhaupt geblendet von all den herrlichen Erscheinungen. Bis jetzt kannten wir nur ein Urbild von Hoheit und Vornehmheit, das war unsere regierende Großherzogin Sophie, eine Tochter des vertriebenen Königs von Schweden — und nun waren wir mit einem Male umringt von einem Kreis hoheitsvoller Erscheinungen in den prächtigsten Toiletten, übersäet mit Diamanten, wie die Gestalten aus einer Märchenwelt und dabei waren sie in ihrer Konversation von der bestrickendsten Liebenswürdigkeit und wohlwollendsten Herablassung — and last — not least — wurden wir auch noch zu einem Konzert in den Appartements der Frau Erzherzogin Sophie, der Mutter unseres jetzigen Kaisers, befohlen, bei welchem die regierenden Majestäten, Kaiser Ferdinand und Kaiserin Anna, erschienen. C'était le comble!

Nach unseren verschiedenen Produktionen machten die hohen Herrschaften Cercle, wobei auch wir mit Ansprachen beehrt wurden, wir waren so stolz und trunken von Glück, daß man zu Fuß nicht mehr mit uns reden konnte.

Die Vorbereitungen, quasi Generalprobe zu diesen Konzerten, wurden immer bei Sr. Exzellenz dem Grafen Louis Széchényi abgehalten, dessen Gemahlin, Gräfin Françoise, ebenso kunstsinnig als kunstverständig, die verschiedenen Elemente mit Grazie und Geschick zu vereinigen wußte, so daß diese Abende zu den angenehmsten gehörten, deren ich mich erinnere. Aber nicht nur Konzerte, auch lebende Bilder und kleine dramatische Vorstellungen wurden da vorbereitet, bei denen der Graf selbst mit seinen Söhnen Emerich und Denis mitwirkte. Er hatte nicht nur dramatisches, sondern auch organisatorisches Talent. Er arrangierte und dirigierte mit imponierendem Verständnis, mit großer Genauigkeit, die Uhr in der Hand, damit alle Produktionen auf die Minute ausgingen, wie es bei der strengen Zeiteinteilung bei Hofe hergebrachter Stil ist.

Zu diesen Proben wurde immer eine illustre Gesellschaft gebeten. Ich nenne nur die blendenden Erscheinungen der Fürstinnen Liechtenstein, Schwarzenberg und Metternich,

heutigen Wissenschaft gebraucht werden, sind Begriffe, die erst seit Linnaeus existieren, also erst seit der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts.* Das enorme Wissen und die für alle künftigen Zeiten epochemachenden Arbeiten und Gedanken Cuviers befestigten sie dann und verliehen ihnen jene gesetzmäßige Geltung, ohne die nichts ausgerichtet worden wäre. Bedingt ist die unerhörte Entwicklung unserer Zoologie und Botanik durch diese schöpferische Tat; denn das Hauptverdienst des Begriffes einer „Art", wie er von Linnaeus und Cuvier festgestellt wurde, besteht darin, daß er unsere Anschauungskraft unendlich schärfte. Es ist aber in einem anderen Sinne des Wortes „unerhört", ein Buch — was sage ich? eine Reihe von Büchern — über den Ursprung der Arten zu schreiben, ohne je diesen Begriff einer „Art" zu prüfen, ohne ihn ein einziges Mal historisch zu verfolgen; denn was Darwin als Historical Sketch seinem Hauptwerke voranschickt, ist ein wahrer Spott. Darwin spricht vom ersten Satz an von „Arten", als ob das Dinge wären, die so herumliefen wie Kunz und Peter und Heinz, Dinge, die jedes Kind erblicken könnte, wenn es nur die Augen aufmacht. Und nun kommt das Köstliche: im „Ursprung der Arten" wird Satz für Satz von „Art" in dem Sinne gesprochen, der seit Linnaeus dem Worte zukommt, so daß das ganze Buch von A bis Z diesen Artbegriff voraussetzt und ohne ihn vorauszusetzen gar nicht hätte ins Dasein treten können; Zweck des Buches aber ist der Nachweis, daß es „Arten" in dem Sinne, wie die Linnäische Naturwissenschaft den Begriff bestimmt, in der Natur nicht gebe. Somit müßte das Buch eigentlich heißen: Über den „Ursprung jener Arten, die es nicht gibt".** Nun hätte jeder philosophische Forscher seit jeher — auch Newton — Darwin belehren können, daß empirische, exakte Wissenschaft über Ursprünge von Naturerscheinungen niemals etwas ausmacht; schon der ehrwürdige Roger Bacon im XIII. Jahrhundert, der Weckrufer germanischer Wissenschaft, spricht die denkwürdigen Worte: »causas non oportet investigare«. Wäre Darwin — der unvergleichliche Beobachter empirischer Einzelheiten, der verehrungswürdige Mensch — auch nur ein klein wenig Denker gewesen, so hätte er einsehen müssen, daß „Art" überhaupt keine unmittelbare Naturerscheinung ist, sondern eine sehr langsam gewordene Idee, deren eigentlicher „Ursprung" im Menschenkopf liegt und nirgends anders, da sie eine jener Hypothesen bedeutet — „Stufe und Sprungbrett", wie Plato sich ausdrückt — die der Mensch aufstellt, um mit der Natur in Fühlung zu treten, um sie besser „sehen" und infolgedessen auch besser „denken" zu können.***

ein Anhänger der Systematik des großen Schweden; er redet nur von seinen Verdiensten um die Feststellung der Idee einer „Art". Auch Yves Delage, ein überzeugter Evolutionist unserer Tage, spricht von den unvergleichlichen Verdiensten des Linnaeus und meint, kein heutiger Naturforscher wäre im stande, ein Ähnliches zu leisten. (»Hérédité«, S. 2.)

* Die wichtigsten Schriften des Linnaeus erschienen zwischen 1735 und 1775.

** Wogegen die richtig gestellte Grundfrage aller Systematik lauten würde: Wie kommt es, daß es in der Natur konstante Arten gibt, trotzdem dieser Begriff der „Art" eine menschliche Erfindung ist?

*** Den Leser möchte ich hier auf folgendes Verhältnis kurz aufmerksam machen: die Art ist ein abgezogener Begriff (»l'espèce est un mot abstrait,« sagt Buffon, »ch. l'Ane«), die

Dies nur flüchtig, damit Sie begreifen, welcher Mangel an Besinnung die Grundgedanken Darwins und seiner Nachfolger verunstaltet. Und wenn Sie nun weiter untersuchen, werden Sie einsehen, daß die heutigen Evolutionisten vollkommen recht haben, wenn sie das, was Darwin selber nie buchstäblich aussprach, logisch deduzieren, indem sie Wesen und Verdienst der Evolutionslehre in der „mechanischen Erklärung der Zweckmäßigkeit" erblicken; wodurch aber nichts weiter geleistet ist, als die Aufdeckung der unentwirrbaren Konfusion, die dem ganzen Gedankengang zu grunde liegt.* Durch Auswahl dessen, was zweckmäßig war, und Ausmerzung dessen, was unzweckmäßig war, soll die Natur nach und nach, im Laufe von Jahrbillionen, die lebenden Wesen so weit gebracht haben, wie wir sie heute sehen, nämlich daß die Teile zueinander und zum Ganzen passen. Was das heißt, ein unzweckmäßiges Lebewesen, eine ungestaltete Gestalt — wie jene angebliche Urmutter aller heutigen Lebensformen auch nur eine Viertelsekunde hat leben, geschweige denn sich ernähren, wachsen und sich vermehren können, wenn sie nicht vollkommen zweckmäßig organisiert war — das erklärt man uns nicht; das Gehirn wird eben in dieser Schule als das hundertundachte rudimentäre Organ des Menschen behandelt.**

Diese allgemeine Betrachtung der zu grunde liegenden Sophismen genügt aber nicht; wir müssen dieses evolutionistische Denken an einem konkreten Beispiel am Werke beobachten. Nehmen Sie eines der besten anatomischen Handbücher, die es überhaupt gibt, ein wahres Monument deutschen Fleißes und deutscher Tüchtigkeit und Gründlichkeit, Gegenbaurs „Vergleichende Anatomie der Wirbeltiere mit Berücksichtigung der Wirbellosen" (1898—1901) zur Hand; dieses Werk ist unbestritten das erste in seinem Fache und — bis auf die zu grunde liegende Theorie — aller Bewunderung würdig; schlechte Bücher würden nichts beweisen, wir müssen sehen, wie weit es mit den guten gekommen ist. Doch bitte ich, vorher, zur Orientierung über die Methoden exakter Wissenschaft, einen Blick auf die Vorrede zur „Mechanik" des großen Physikers Kirchhoff zu werfen. Hier haben wir es mit den am leichtesten exakt zu erforschenden Phänomenen der Natur zu tun; wie stellt sich nun ein Meister dieses Faches seine Aufgabe vor? Kirchhoff sagt: „Ich stelle es als die Aufgabe der Mechanik hin, die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen zu beschreiben, und zwar vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben. Ich will damit sagen, daß es sich nur darum handeln soll, anzugeben, welches die Erscheinungen sind, die stattfinden, nicht aber darum, ihre Ursachen zu ermitteln."***

Gestalt dagegen ist eine empirische Anschauung; „Erhaltung der Art" ist darum ein metaphysischer Gedanke, „Beharrlichkeit der Gestalt" ist eine Idee.

* Die neueste Formulierung lautet: „So hat unsere Zeit das große Rätsel gelöst, wie das Zweckmäßige entstehen kann ohne die Mitwirkung zwecktätiger Kräfte". (Weismann: „Deszendenztheorie", 1902, II, 441.)

** Der scharfsinnige David Hume fragt: I would fain know, how an animal could subsist, unless its parts were so adjusted. („Natural Religion", 1. Aufl., S. 153.)

*** Die gesperrt gedruckten Worte sind im Original durch andere Lettern hervorgehoben.

Sie sehen, welche bewunderungswürdige Selbstbeherrschung hier das Denken zu gunsten der Anschauung in seine Schranken weist; Sie sehen auch, daß der moderne Physiker — er, der die hohe Schule der wahren Exaktheit durchgemacht hat — die Worte Roger Bacons causas non oportet investigare fast buchstäblich wiederholt, wobei er mit Goethe zusammentrifft, der uns so oft und eindringlich warnt: „Lebhafte Frage nach der Ursache ist von großer Schädlichkeit." Ähnlich faßte jener unsterbliche Mann mit einem der größten bisher je beobachteten Gehirne, Georges Cuvier, der Begründer der vergleichenden Anatomie, Ziel und Methode seiner Wissenschaft auf. Den Deszendenzphantastikern gegenüber, die um ihn herum eifrig bemüht waren, eine Wissenschaft der sorgfältigen Unterscheidung nicht aufkommen zu lassen, nennt er sich mit Stolz »un naturaliste ordinaire« und definiert diesen als einen Naturforscher, für den la seule règle raisonnable die Beobachtung des tatsächlich Erschaubaren und die Vermeidung der hypothèses sans preuves ist.* Ähnlich dachte jenes Geschlecht großer biologischer Forscher, dem wir einen Karl Ernst von Baer, einen Lacaze Duthiers, einen Milne Edwards, einen Augustin Pyrame De Candolle, einen Louis Agassiz, einen Richard Owen verdanken. Doch heute haben wir es dank dem erlösenden Deszendenzdogma in der Kenntnis des Lebens so herrlich weit gebracht, daß wir alle solche ängstliche Besonnenheiten haben fahren lassen. „Denken wir uns einen einfachsten Organismus" .. so beginnt heute das größte und beste Handbuch der vergleichenden Anatomie, das vorhin genannte Gegenbaurs. Also erst der Gedanke, später die Beobachtung. Wie wir Menschen beurteilen sollen, was für die Natur das „einfachste" ist, wird nicht mitgeteilt; es wird gar nicht danach gefragt. Daß große Vorsicht in bezug auf angeblich „einfache" Wesen am Platze ist, haben Sie vorhin gesehen; wirklich höchst einfach organisierte Wesen sind zur Stunde nur als Rückbildungen aus hochorganisierten infolge parasitärer Lebensweise (so weit man schließen darf) bekannt. In der Natur geht also häufig das Komplizierte dem Einfachen voran; es ist nicht unmöglich, daß das durchwegs der Fall sei. In den untersten paläozoischen Schichten, in denen überhaupt Versteinerungen gefunden werden, ist — wie man heute weiß — eine ebenso reiche und ebenso hochorganisierte Fauna vertreten, wie heute auf dem Boden des Ozeans, und zwar eine in bezug auf die Zusammensetzung wesentlich gleiche; Brooks, der bekannte Professor der Zoologie an der John Hopkins Universität in Baltimore und ein überzeugter Darwinianer, ist als ehrlicher Mann gezwungen, zu gestehen: „Weit entfernt, in diesen Formen die einfachen, unspezialisierten Vorfahren der heutigen Tiere zu finden, erblicken wir eine, zoologisch gesprochen, intensiv moderne (intensely modern) Fauna, die genau der gleichen Naturordnung angehört wie die heute herrschende."** Sie sehen also, für diesen „einfachsten

* Siehe die Séance de l'Académie des Sciences vom 22. März 1830 und vergleiche Discours sur les révolutions de la surface du globe.

** The Foundations of Zoology, 1899, S. 216. Allein an Tieren sind aus dem Silur mehr als 10.000 Arten bekannt.

Organismus" Professor Gegenbaurs gibt uns die allerälteste bekannte Fauna genau ebensowenige Anhaltspunkte wie die allerjüngste; er gehört vollkommen der Phantasie an. Und nun wird uns haarscharf genau erzählt, wie es mit diesem einfachsten Organismus — diesem reinen Phantasiegebilde, das weder im Denken, noch im Anschauen wurzelt — zugegangen sein müsse! Zwar gibt Gegenbaur auf Seite 4 einmal zu, ein anderer Vorgang als der von ihm für dieses Urwesen und Unwesen erdachte „solle nicht als ausgeschlossen gelten"; doch dann wären Bedingungen vorauszusetzen, „welche viel weniger klar liegen", also weg damit! Die Natur wird doch nicht etwa anders vorgegangen sein, als ein ordentlicher Universitätsprofessor im Jahre 1898 für „klar" hielt? Und so geht's denn sans peur ni reproche weiter, und wir erfahren in kurzen Zügen: erstens, auf welchem Wege dieser „einfachste Organismus" — der, obwohl er ein Organismus war, doch keine „Organe" besaß! — dazu kam, nach und nach welche zu erhalten, sodann, wie die verschiedenen Wesen sich auseinander „entwickelten".* Das eine wird ausdrücklich als „Geschichte der Organe", das andere als „Stammesgeschichte" bezeichnet. Denn Sie müssen wissen, die Natur — die arme, ungeschickte Stümperin — der nur ganz zufällig, ein einziges Mal, ein lebendes Wesen, ein „indifferenter" Urkeim — sie wußte selbst nicht wie — unter den Fingern entstanden war, bedurfte langer und fleißiger Übung, um das Leben zu einer lebensfähigen (c'est le cas de le dire) Erfindung auszugestalten. Zum Glück fand sich ein „großes organbildendes Prinzip" ein, und dank diesem entstand nach und nach ein Organismus; der Bachelierus im Malade imaginaire soll doch nicht umsonst auf die Frage, warum Opium schlafen mache, die unsterbliche Antwort gegeben haben: ›Quia est in eo vertus dormitiva‹. Doch da es ihr noch immer nur so von ungefähr gelingt, ein neues Individuum zu stande zu bringen, und damit sie nur ja nicht den roten Faden des Werdens verliere, wiederholt die erfindungsarme Natur bei jedem Individuum die ganze Vergangenheit; sie rekapituliert wie ein Kind vor der Stunde, und das nennen unsere Forscher die „Palingenese" oder „Wiedergeburt" — so daß neben Molière auch die altindische Mythologie nicht ganz umsonst sich abgemüht haben soll. Doch wie die Kinder hat auch die Natur gar oft ein schlechtes Gedächtnis; sie sagt die Lektion falsch her; dadurch entsteht die sogenannte „Cenogenese", d. h. die „gefälschte Stammesgeschichte", vor der der arglose Beobachter auf der Hut sein muß** .....

* Unwillkürlich denkt man hier an Goethes Satyros:

Vernehmt, wie im Unding
Alles durcheinander ging;
Wie im Unding das Urding erquoll
u. s. w., u. s. w.

** Es ist vielleicht nicht ohne Wert, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß das mit so großem Pomp als Ernst Haeckels Erfindung überallhin verkündete „biogenetische Grundgesetz" — die angebliche Wiederholung der Stammesgeschichte in der Entwicklung des Individuums — eine sehr alte Idee ist, die schon von den meisten Naturphilosophen des XVIII. Jahrhunderts als Glaubenssatz gepredigt wurde. Bonnet gebraucht im Jahre 1768 dasselbe Wort Palingénésie

Und so geht die Mythenbildung lustig weiter. Quand on prend du galon, on n'en saurait trop prendre. Für uns hier ist das Beachtenswerte, daß alle diese Phantasien Gedanken sind, nicht Anschauungen: Ritter Denken baut sich ein kühnes Schloß im Geschmack des Mittelalters auf, und nun muß die Dame Anschauung damit fürlieb nehmen und sich, so gut es gehen will, einrichten; kurz, das Denken meistert die Anschauung. Und der Zweckbegriff, der so feierlich zur Tür hinausgeworfen worden war, kehrt natürlich sofort wieder, doch in einer mephistophelischen Vermummung, so daß er schalten kann, ohne die zarten Gewissen unserer Historiker des Lebens zu beunruhigen. Dank einer „inhärierenden Veränderlichkeit" nämlich „paßt sich der Organismus den Bedingungen, welche auf ihn einwirken an" (S. 4). Was sagen Sie zu dieser Maske? Glauben Sie mit der „inhärierenden Veränderlichkeit" viel gewonnen zu haben? Mehr als mit der einfachen Einsicht: das Wesen des Lebens — begrifflich aufgefaßt — ist Zwecktätigkeit? Und dabei geschieht noch das Unglück, daß als Wesen des Lebens die Veränderlichkeit aufgestellt wird, wogegen sein Wesen die Beharrlichkeit der Gestalt ist! Doch jener verschmitzte Kobold kommt nicht allein. Die unbegrenzte Veränderlichkeit würde nur die Möglichkeit der Anpassung erklären, nicht deren Ursache sein; „die Ursache der Anpassung", schreibt Gegenbaur, „ist zunächst in dem Vorteile zu suchen, welcher durch die betreffende Veränderung dem Organismus

wie heute Gegenbaur; in diesem Falle ist also die „Vererbung" – nämlich der Gedanken – sehr deutlich. Erasmus Darwin, Schelling, Kielmeyer u. a. sprechen denselben Gedanken mit voller Deutlichkeit aus; Diderot, der in seinen »Pensées sur l'interprétation de la Nature«, ch. 58 (1754 erschienen) die ganze Evolutionslehre vorträgt, deutet ihn wenigstens an. Inzwischen und abseits von diesem Aufklärungsdogmatismus entstand die wahre Wissenschaft. Der Begründer der wissenschaftlichen Embryologie, Karl Ernst v. Baer, ist der Entdecker aller jener Tatsachenreihen, die der spekulative Haeckel zu seinem angeblichen „Gesetz" umgeprägt hat, wobei die unentbehrliche Ergänzung der paläontologischen Tatsachen und Gedanken fast ausschließlich das Verdienst eines der größten Genies ist, die je die Glut eines außerordentlichen Geistes ganz in den Dienst der Naturbeobachtung stellte – Louis Agassiz. Nur daß diese beiden Männer (von denen der eine erst 1876, der andere erst 1873 starb) die Berechtigung der phantastischen Folgerungen bestritten und nicht müde wurden, darauf hinzuweisen, daß außer der Ungeheuerlichkeit der hypothetischen Annahmen eine zwar unbewußte, aber nicht weniger gründliche Fälschung der Tatsachen Schritt für Schritt durchgeführt werde. (Vergl. hierzu namentlich den heute mehr denn je lesenswerten Aufsatz Karl Ernst v. Baers „Über Darwins Lehre", im 2. Bande seiner gesammelten Reden und Aufsätze.) Dem Laien, der einsehen lernen will, in welcher Weise Haeckel in seinen berühmten Stammbäumen die Tatsachen teils verschweigt, teils umdichtet, ist der Abschnitt 7 des 3. Kapitels von Louis Agassiz: De l'espèce et de la classification en zoologie, auch englisch als Essay on classification erschienen, sehr zu empfehlen. Von ebenso großem Interesse ist das klassische kleine Werk von Milne Edwards (dem Letzten aus dem Geschlechte der großen Zoologen, gestorben 1885): Introduction à la Zoologie générale, wo im sechsten Kapitel eine Übersicht aller hierher gehörigen embryologischen Tatsachen gegeben und die leichtfertige, unter der Gewalt einer den Verstand lahmlegenden Suggestion bewirkte Verdrehung der Wahrheit nachgewiesen wird, auf der das ganze Haeckelsche Gebäude ruht. Interessante Berichtigungen und Ergänzungen findet man aus letzterer Zeit in Karl Camillo Schneiders „Histologie", S. 182.

zu teil wird" (S. 4). Sie sehen, wie ungeheuer anthropomorphisch das gedacht ist; der Vorteil als „Beweggrund" — z. B. des Kaufmanns — ist uns wohl bekannt; doch der Vorteil als „Ursache der Anpassung" (nicht etwa als „Folge" der Anpassung, was allenfalls einen vernünftigen Sinn gäbe) ist ein haarsträubender Gedanke, der der Natur gegenüber als eine elende Totgeburt bezeichnet werden muß.

So hat die Antiwissenschaft, die Phantasterei ihren Einzug in unsere Zeit gehalten. Und wie geschah das? Es war die unvermeidliche Folge davon, daß man die Natur aus dem Werden heraus statt aus dem Sein hat verstehen wollen, wodurch man veranlaßt wurde, jede Frage zurückzuverlegen, immer weiter und weiter zurück, bis dahin, wo der Phantasie und dem Hokuspokus Tür und Tor geöffnet sind. Im Grunde genommen ist dieses Immerweiterzurückverlegen identisch mit Goethes Art über Urtiere, Urpflanzen, Urochsen u. s. w. zu spekulieren; nur fehlt sowohl das Korrektiv der Goetheschen Besonnenheit, wie der Segen der Goetheschen Phantasiegewalt.* Dürfte man sich nicht sagen, daß diese Verirrung nur der letzte verspätete Ausläufer der Romantik und der Hegelei, im Bunde mit flachstem englischen Utilitarismus ist und daß keine hundert Jahre vergehen werden, bis man darüber ähnlich urteilen wird wie heute über die Alchimie — jene von den gescheitesten Gelehrten während Jahrhunderte als plausibel verfochtene Lehre, die von der Individualität der Dinge so gar keine Ahnung hatte; — dürften wir nicht auf ein Geschlecht schöpferisch großer deutscher Biologen hoffen (etwa wie Lessing auf eine Blüte deutscher Dichtkunst inmitten der Fremdländerei unentwegt gehofft hat); — erlebten wir nicht um uns herum an einzelnen Forschern — wenigstens in Deutschland — ein energisches Abschütteln dieser „englischen Krank-

* Das Immerweiterzurückverlegen ist ein charakteristisches Symptom unserer heutigen Geisteskrankheit. So sollte z. B. der Mensch vom Affen abstammen; daß dies anatomisch unmöglich ist, steht heute aus tausend Gründen fest; außerdem gehören die ältesten bekannten Affenskelette sogenannten „menschenähnlichen" Affen an, wogegen die sogenannten „niederen" Affen erst später auftreten (siehe Schwalbe in der Naturforscherversammlung 1903); so lautet denn jetzt die Formel: der Mensch stammt zwar nicht vom Affen ab, doch Mensch und Affe stammen von einem gemeinsamen, unbekannten Vorfahren. Wer aber Gegenbaur zur Hand nimmt, wird Ähnliches auf jeder zweiten Seite finden. Immer und immer wieder werden wir angewiesen, „die Wurzel tiefer hinabgehend anzunehmen". So z. B. ist es unmöglich, eine „Verknüpfung" der Säugetiere mit den Reptilien aufzuzeigen; Gegenbaur, der es besser wissen muß als irgend ein anderer Zeitgenosse, sagt es; doch wegen derlei Kleinigkeiten, auch wenn sie Schritt für Schritt warnend wiederkehren, gibt man eine schöne logische Historie, die alles so hübsch „klar" macht, nicht hin; wir brauchen ja nur „Urzustände der Reptilien, die uns unbekannt sind", anzunehmen (siehe I, 67). Und so geht's Seite für Seite. Und wie hier, so in allen unseren heutigen Handbüchern. — Selbst berufsmäßigen Darwinianern, sobald sie sich einige Freiheit des Denkens bewahrt haben, wird die Sache mit der Zeit zu bunt; eine scharfe Kritik Gegenbaurs mit dem Nachweis einiger der Widersprüche, in die er sich bei der Manie, immer und überall Evolution nachweisen zu wollen, verwickelt, findet man in „Nature", 30. 4. 1903, aus der Feder des Zoologen H. Gadow.

heit“, wie sie der Zoolog Friedrich Dreyer treffend genannt hat: man könnte alle Hoffnung auf eine Zukunft für Wissenschaft und Kultur verlieren.* Darwin empfiehlt uns im vorletzten Absatz des »Origin« seine Theorie namentlich deswegen zur Annahme, weil sie auch der Menschheit einen endlosen „Fortschritt der körperlichen und geistigen Gaben in der Richtung auf steigende Vollkommenheit“ zu verheiße. Ich dagegen dächte, wir könnten uns billig mit den Gaben eines Plato, eines Descartes, eines Leonardo, eines Goethe, eines Kant begnügen und auf den versprochenen Fortschritt verzichten, wenn man uns nur ein wenig Muße, ein wenig Luft, ein wenig Sammlung ließe, um der Gegenwart gewahr zu werden, um uns in ihr zurechtzufinden, um all das Ewigkeitsträchtige, das in uns schlummert und angehäuft um uns herumliegt, einzuheimsen, zu beschauen, zu pflegen, großzuziehen! statt daß wir Wahnbetörte aus einer bestialischen Urvergangenheit — wie sie wohl Wilden in ihren dunkeln Höhlen als schreckendes Traumgebilde aufsteigen mag, die es aber in Wirklichkeit außerhalb unseres kranken Hirnes nie gegeben hat — ohne Rast noch Ruhe, mit weitausgestreckten, begierigen Händen hinüberjagen in eine phantastische Zukunft, wo die blind kürende „natürliche Zuchtwahl“ uns zu dem gemacht haben werde, was wir unfähig waren, aus uns selber zu machen. Zwar sind die Schädel mancher ältesten prähistorischen Menschen geräumiger als die des heutigen durchschnittlichen Europäers, und ihnen entsprach ein größeres Gehirn und ohne Frage demzufolge eine größere Intelligenz; doch „Fortschritt muß sein!“ und wissenschaftlicher Aberglauben macht es sich zum Ehrenpunkt, dem religiösen nicht nachzustehen.** O, wie groß ist das Wort, das Plato dem Sokrates

* Siehe Dreyer: „Peneroplis, eine Studie zur biologischen Morphologie und zur Speziesfrage“, 1898, S. 107. Es verdient besondere Beachtung, daß gerade ein Mann wie Dreyer, der an 25.000 Exemplaren der betreffenden mikroskopischen Radiolarie (Wurzelfüßler) die sehr weite Veränderlichkeit der Form beobachtet und beschrieben hat, dennoch „die zähe Elastizität“, mit der jede Lebensgestalt sich behauptet, für das grundlegende Phänomen des Lebens hält (S. 119). Ebenso erging es Louis Agassiz, der sich der Arbeit unterzog, 27.000 Exemplare einer Schnecke genau miteinander zu vergleichen, und zwar mit dem Ergebnis, daß es in der ganzen Zahl nicht zwei einander vollkommen gleiche Individuen gab, zugleich aber mit dem weiteren sicheren Ergebnis, daß die linnäische Auffassung der „Art“ unerschütterlich zu Recht bestehe. (De l'espèce, p. 380.) Hier muß aber, um Mißverständnisse zu verhüten, bemerkt werden, daß die Frage nach der dauernden Veränderung der Gestalten und der Umwandlung der linnäischen sogenannten „Arten“ offen bleibt, wenn man auch die sinnwidrigen Dogmen der Selektions- und Deszendenztheoretiker ein für allemal verwirft. Das ganze Wesen dieser Umwandlungen wird man erst zu verstehen beginnen, wenn das Deszendenzdogma überwunden ist. In diesem Buche konnte ich meine Gedanken hierüber nicht einmal andeuten.

** Vgl. z. B. Johannes Ranke: „Der Mensch“, 2. Aufl., II, 471–483. Auch Broca urteilt über gewisse Rassen der Steinzeit, „sie hätten durch einige Züge die höchsten und edelsten Stufen menschlicher Bildung erreicht“ (zitiert im „Archiv für Anthropologie“, 1904, I, Heft 4, S. 185). Nicht ganz uninteressant ist vielleicht in dieser Beziehung die Tatsache, daß Cuvier und Agassiz ganz ungewöhnlich große Schädel besaßen und auffallend geistvolle Physiognomien, wogegen weder Lamarck noch Darwin in einer oder der anderen Beziehung das Mittelmaß übertrafen.

in den Mund legt: „Ich meine nichts zu gewinnen, wenn ich warte!" Alles liegt in jedem Augenblick gegeben; an uns ist's es zu erfassen. Das war's, was Plato die Lehre vom Sein nannte im Gegensatz zu der Lehre vom Werden. Weisheit im Sinne des Wissens und Weisheit im Sinne des Handelns glaubte er aus ihr zu schöpfen.

Erinnerungen von Louise Gräfin Schönfeld-Neumann.

Mitgeteilt von Helene Bettelheim-Gabillon.

(Fortsetzung.)

Also, es war abgemacht, im Februar hieß Wien die Parole! Bei grimmiger Kälte, im hochaufgetürmten Reisewagen, setzten wir uns in Bewegung. Der Vater in Sorge, ob wir wohl mit drei Pferden durchkämen, da die Extrapost sehr teuer war, die Mutter stets in Angst wegen dem wackeligen Vordergaul, den sie über unsere geduckten Häupter hinweg nicht einen Moment aus den Augen verlor, dazu alle vier zusammengepfercht zwischen Säcken, Pelzen und Paketen; es war arg. Jede Nacht mußten wir in eiskalten Wirtshäusern und noch kälteren Betten schlafen, sehr unerquicklich.

Meine Eltern schnupften vor Aufregung in diesen drei Tagen ihren ganzen Vorrat vom „groben Lotzbeck" und von der „feinen Lisbeth", so hieß ihr Tabak, auf.

Endlich aber kamen wir doch ohne besonderen Unfall an und landeten im „Wilden Mann". Dieser „Wilde Mann" in der Kärntnerstraße war damals das Absteigquartier aller fahrenden Künstler und es ging die Sage, daß er jedem, der dort wohne, Glück bringe. Wenn ich nicht irre, stand er da, wo sich jetzt die stolze Porzellanfabrik des Herrn Wahlis erhebt. Unser erster Weg war zur Direktion, unsere ersten Besuche galten den Mitgliedern des Burgtheaters, an deren Spitze Johanna Franul von Weißenthurn thronte. Welche Fülle von bedeutenden Künstlern und liebenswürdigen, gebildeten Menschen lernten wir da kennen. Die Familie Anschütz, die beiden Ehepaare Rettich und Fichtner, die Damen Müller, Peche, Fournier, Pistor, Wildauer, die Herren Korn, Löwe, Lucas, Wilhelmi, La Roche, Herzfeld u. s. w. Alle überboten sich, uns den Aufenthalt in Wien angenehm zu machen, und wer geböte über ähnliche Mittel zur geselligen Unterhaltung, als die darstellenden Künstler? Mutter aber blieb nicht hinter ihnen zurück; ihr anregender Humor, ihre gesellschaftlichen Talente sind ja heute noch Manchem in Erinnerung. Wo sie hinkam, verbreitete sie Frohsinn und Heiterkeit. Dann hatten wir noch verschiedene Empfehlungsbriefe abzugeben und — zu unserem Heil — war gerade unsere Großherzogin Stephanie bei ihrer Tochter, der Prinzeß Louise Wasa zu Besuch und hielt auch in Wien ihre schützende Hand über unsere Häupter. Der badische Gesandte, Baron Tettenborn, machte sich's zur Pflicht, seine Landsleute gastlich bei sich aufzunehmen, an den Oberſthofmeister Grafen Louis Szechényi waren wir durch Andlaw gewiesen, das wichtigste jedoch war, daß die regierende Großherzogin von Baden uns ein eigenhändiges Schreiben an ihre Cousine, die Frau Erzherzogin Sophie, mitgab, und auf diese Weise war uns überall Tür und Tor geöffnet.

Mein Stiefvater eröffnete den Reigen unserer Gastspiele, und zwar im alten Kärntnertor-Theater — das auch längst vom Erdboden wegrasiert ist — als „Arnold" im „Wilhelm Tell". Er machte Furore.

Wir saßen versteckt in einer Parterreloge, meine Mutter im Hintergrund hielt wie eine arme Sünderin ein kleines Kruzifix so krampfhaft in ihren Händen, daß sie den Christus heruntergebetet hatte — der nicht mehr zu finden war.

Jetzt, wo die unreifsten Talente in den Theatern aus- und eingehen wie in den Durchhäusern, jetzt macht man sich wohl keinen Begriff mehr davon, mit welcher Pietät man die Auszeichnung empfand, auf diesen geheiligten Brettern erscheinen zu dürfen!

Man kann sich daher vorstellen, mit welchem Herzklopfen ich meinem ersten Debüt entgegensah. Zunächst spielte Mutter allein, ich weiß nicht mehr in was, aber an ihrem Erfolge war ja nicht zu zweifeln, man wunderte sich nur, daß eine solche Künstlerin nicht in Wien gewachsen sei, sondern aus der Fremde verschrieben wurde, und nun kam auch die Reihe an mich. Aus Courtoisie für den Direktor wählten wir seinen „Hans Sachs".

Eine besorgte Kollegin meinte, die Rolle der „Kunigunde" eigne sich doch nicht für ein erstes Auftreten, sie sei nicht dankbar genug. Diese Sorge erwies sich als gänzlich unbegründet. Ich sah so viel jünger aus als meine Jahre, man hielt mich für ein halbes Kind, ich war gehoben durch den Beifall, kurz, ich gefiel und wurde gleich nach meinem ersten Abgang bei offener Szene gerufen. Aber, wie war ich auch umgeben! Wer Ludwig Löwe nicht als „Hans Sachs" gesehen hat, kennt diese Rolle nicht. Diese und „Correggio" waren nach meiner Ansicht seine größten Leistungen. Dazu Wilhelmi als „Bürgermeister", Herzfeld als „Eoban Hesse" und Anschütz als „Kaiser" — ein solches Ensemble findet sich nicht mehr zusammen.

Wir sahen überhaupt während unseres mehrwöchentlichen Aufenthaltes eine Reihe von Vorstellungen, wie man sie vollendeter nicht mehr erleben wird.

Besonders die Spezialität des alten Burgtheaters, das feine Konversationsstück, wurde mit einer Grazie, Vornehmheit und Natürlichkeit in allen Rollen dargestellt — man vergaß, daß man im Theater war.

Wenn ich's nur recht klar machen könnte, wie das damals anno 1838 gewesen, wo jeder einzelne zum Ganzen strebte, jeder Diener von einem Künstler dargestellt wurde, und es sich zur Ehre rechnete, einem solchen Kunstinstitut anzugehören.

Aber welch feine Umgangsformen herrschten auch im persönlichen Verkehr. Von einer Cameraderie im gemeinen Sinn, wo sich Kollegen und Kolleginnen untereinander „Du" sagten, war keine Rede. Wie sollen Menschen auf der Bühne guten Ton darstellen, wenn sie ihn im Alltagsleben nicht haben? Iffland sagte nicht umsonst, daß der Schauspieler sich immer so benehmen müsse, als ob er sich in großer Gesellschaft bewege. Doch die äußere Form ist es nicht allein, die er im Auge behalten soll, er muß auch an sich selbst arbeiten, muß sich zu veredeln trachten, wenn er veredelnd auf seine Zuhörer wirken soll. Das ist die hohe Mission der darstellenden Kunst, und wenn sie diese nicht erfüllt, dann sind die Schauspieler nicht viel mehr wert als — die Pagliacci.

Ach, das ist ein Kapitel, über welches ich Folianten schreiben könnte, aber par le temps qui court, ist der Karren verfahren, er lief schnell den Berg hinab, und um ihn wieder heraufzuziehen, bedarf es einer moralischen Kraft, welche der heutigen Generation fehlt.

Um unser Gastspiel zu fördern, machte uns Deinhardstein die Konzession, in einem für Wien neuen Stück auftreten zu dürfen, der hohen Verfasserin halber, es hieß „Der Zögling" und der Autor war Prinzeß Amalie von Sachsen. Die ältere Frauenrolle war

meiner Mutter quasi auf den Leib geschrieben und man begriff, daß sich ihr Zögling noch in sie verliebte, die jüngere paßte mir ganz gut, hatte überdies ein Liedchen zu singen, was man damals besonders freundlich aufnahm, und so fanden Stück und Darsteller vollständigen Erfolg. Wir traten dreimal darin auf, unser Gastspiel überhaupt zog sich bis in den April hinein, mit dem gleichzeitigen meines Vaters in der Oper.

Dazwischen lebten wir sehr gesellig, machten Bekanntschaft mit allem was Namen hatte in der großen sowie in der Künstlerwelt. Es war eben die allerbeste Theaterzeit. Die Interessen konzentriert, die Gesellschaft nicht absorbiert und wiederum war es unsere hohe Gönnerin, die Großherzogin Stephanie, welche ihre schützende Hand über uns hielt.

Sie war gerade mit ihrer jüngsten Tochter, Prinzeß Marie, nachherigen Herzogin Hamilton, zum Besuch bei ihrer Ältesten, der wunderschönen Prinzeß Wasa. In ihrer liebenswürdigen Weise arrangierte sie gleich wieder eine Soiree, um uns vorzuführen. Sie ließ einige spanische Wände zu einer Gattung Bühne zusammenstellen, auf welcher Mutter mit Korn die kleine Szene spielen mußte, die damals sehr en vogue war: „Komm her", eine Gattung Talentprobe, in der eine Schauspielerin einem Theaterdirektor dieses „Komm her" in allen Tonarten vordeklamieren mußte. Danach sang mein Vater teils allein, teils Duetten mit seiner Frau, endlich deklamierten auch wir, Adolfine und ich, und zum Schluß wurde ich noch aufgefordert, ein Liedchen vorzutragen, dessen ich nur erwähne, weil mir kein Geringerer als der große Staatskanzler Fürst Klemens Metternich die Noten umblätterte! Meine Schwester und ich, wir waren überhaupt geblendet von all den herrlichen Erscheinungen. Bis jetzt kannten wir nur ein Urbild von Hoheit und Vornehmheit, das war unsere regierende Großherzogin Sophie, eine Tochter des vertriebenen Königs von Schweden — und nun waren wir mit einem Male umringt von einem Kreis hoheitsvoller Erscheinungen in den prächtigsten Toiletten, übersäet mit Diamanten, wie die Gestalten aus einer Märchenwelt und dabei waren sie in ihrer Konversation von der bestrickendsten Liebenswürdigkeit und wohlwollendsten Herablassung — and last — not least — wurden wir auch noch zu einem Konzert in den Appartements der Frau Erzherzogin Sophie, der Mutter unseres jetzigen Kaisers, befohlen, bei welchem die regierenden Majestäten, Kaiser Ferdinand und Kaiserin Anna, erschienen. C'était le comble!

Nach unseren verschiedenen Produktionen machten die hohen Herrschaften Cercle, wobei auch wir mit Ansprachen beehrt wurden, wir waren so stolz und trunken von Glück, daß man zu Fuß nicht mehr mit uns reden konnte.

Die Vorbereitungen, quasi Generalprobe zu diesen Konzerten, wurden immer bei Sr. Exzellenz dem Grafen Louis Széchényi abgehalten, dessen Gemahlin, Gräfin Françoise, ebenso kunstsinnig als kunstverständig, die verschiedenen Elemente mit Grazie und Geschick zu vereinigen wußte, so daß diese Abende zu den angenehmsten gehörten, deren ich mich erinnere. Aber nicht nur Konzerte, auch lebende Bilder und kleine dramatische Vorstellungen wurden da vorbereitet, bei denen der Graf selbst mit seinen Söhnen Emerich und Denis mitwirkte. Er hatte nicht nur dramatisches, sondern auch organisatorisches Talent. Er arrangierte und dirigierte mit imponierendem Verständnis, mit großer Genauigkeit, die Uhr in der Hand, damit alle Produktionen auf die Minute ausgingen, wie es bei der strengen Zeiteinteilung bei Hofe hergebrachter Stil ist.

Zu diesen Proben wurde immer eine illustre Gesellschaft gebeten. Ich nenne nur die blendenden Erscheinungen der Fürstinnen Liechtenstein, Schwarzenberg und Metternich,

da diese Namen, die hervorragendsten sind, aber dieses Dreigestirn vor allen war von bestrickender Schönheit.

* * *

Den Schluß unseres Gastspieles krönte ein Antrag auf Engagement für mich fürs Burgtheater. Mutters Herzenswunsch wäre somit erfüllt worden — aber ich bat um ein Jahr Bedenkzeit. Das Plötzliche war nie meine Sache. Ich fühlte mich noch nicht stark genug, auf eigenen Füßen stehen zu können, wollte mich noch unter der Leitung meiner mütterlichen Lehrerin weiter ausbilden, um des Burgtheaters würdiger zu sein. Direktor Deinhardstein ging auf diese Bedingung ein und so nahmen wir von dem liebgewordenen Wien Abschied — mit der angenehmen Hoffnung auf ein Wiedersehn — und fuhren nach Dresden, wo wir zu einem Gastspiel am königlichen Theater eingeladen waren.

Der große Erfolg des „Zöglings" erregte den Wunsch, daß wir ihn auch unter den Augen der Verfasserin aufführen sollten. Wir waren sehr stolz auf diesen Ruf, und noch viel „stölzer", als uns die hohe Dichterin in höchst eigener Person ihre Zufriedenheit aussprach. Sie ließ uns nämlich nach Schluß der Vorstellung in ihre Loge kommen, wo sie uns mit großer Huld empfing.

Prinzeß Amalie von Sachsen war der völlige Gegensatz der Wiener Herrschaften. Eine solche Schlichtheit der äußeren Erscheinung kam uns ganz unerwartet vor. Sie trug ein einfaches, geschlossenes, dunkles Kleid und eine weiße, unter dem Kinn gebundene Haube, wie die einfachste Bürgersfrau unserer Kleinstadt. Aber das stimmte zum Ganzen, zu dem kleinen, finsteren Zuschauerraum, wo die Frauen im Zwischenakt ihren Strickstrumpf hervorholten, um ja die kostbare Zeit nicht ungenützt vorübergehen zu lassen!

In Dresden lernte ich auch den berühmten Emil Devrient kennen! Ich hatte viel von ihm gehört, aber nicht zu viel. Damals war er noch jung, ursprünglich und nicht manieriert. Als ich ihn bei der Probe von „Goldschmieds Töchterlein" zum erstenmal hörte und er die einschmeichelnden Liebesworte mit seinem bezaubernden Organe zu mir sprach, da traten mir Tränen in die Augen, wie immer, wenn ich hervorragend Schönes sehe oder höre! Und nun begriff ich auch, welche Macht der Mann in halb Europa bis in sein hohes Alter auf die gesamte Frauenwelt ausübte! Aber glaubt nicht etwa, ich sei auch in ihn verliebt gewesen, o nein! gegen Schauspieler waren Adolfine und ich gefeit. Von dem Augenblick an, wo wir erwachsen waren, erging stets die Warnung an uns: „Ihr dürft nie daran denken, weder einen Schauspieler noch einen Offizier zu heiraten" — und Liebe ohne Heirat wäre uns höchst strafbar erschienen. Emil war übrigens schon seit seinem achtzehnten Jahre unter dem Pantoffel seiner etwas älteren und sehr energischen Gemahlin! Die Schauspieler überhaupt waren mir nie gefährlich, denn die Hoheit dieser Helden schmilzt sehr zusammen, wenn man sie hinter den Kulissen im Konflikt mit den Untergebenen beobachtet und sieht, was die armen Schneider zu leiden haben. Doch mache ich ihnen daraus keinen Vorwurf, da die erregte Stimmung, in der man sich an den Spielabenden befindet, eine Entschuldigung für alle Arten von Ausschreitungen gibt. Ich möchte nur den jungen Dämchen, die uns oft um das Glück beneiden, einem Ferdinand oder Othello in den Armen liegen zu dürfen, klar machen, daß dies ein stilles Opfer ist, welches man der Kunst bringt, und daß es kein Vergnügen ist, die Schweißtropfen des Geliebten zu spüren und sie nicht abtrocknen zu können! Brrr!

In Dresden bekam auch meine alte Flamme für Wilhelmine Schröder-Devrient wieder neue Nahrung. Ich sah sie als „Valentine“ in den „Hugenotten“ von Meyerbeer! Sie war unverändert hinreißend in Gesang und Spiel — wie vor acht Jahren in Paris — und schöner denn je. Als sie sich im vierten Akte vor die Türe stellte, in weißem Gewande, mit entblößten Armen, herabwallendem Lockenhaar und leise hauchte: „Raoul, ich liebe dich“, da begriff man, wie selbst der puritanischeste Hugenotte wackelig werden mußte! Dresden hat mir überhaupt sehr gefallen. Es war damals noch eine Mittelstadt, schön, aber einfach in Sitten und Gebräuchen und sehr primitiv in den verschiedenen Festen, die uns zu Ehren gegeben wurden. Zu allen anderen Merkwürdigkeiten gehörte es, einer Vorlesung bei Tieck beigewohnt zu haben. Er las uns zu Ehren die „Nebenbuhler“ von Sheridon, natürlich ganz vortrefflich — aber für meine schlafbedürftige Natur viel zu lang. In einem düsteren Gemach, mit verhängter Lampe, fünf Akte ohne die mindeste Unterbrechung mit angespanntester Aufmerksamkeit folgen zu müssen, hielten meine Nerven nicht aus, ohne daß ich meine Arme mit Stecknadeln bearbeitet hätte. Die Hintermänner taten sich keinen Zwang an und schliefen unbeachtet sanft den Schlaf des Gerechten!

Von Dresden kehrten wir in die Heimat zurück. Ach! wie klein, wie öde kam mir auf einmal meine geliebte Vaterstadt vor, wie eng alle Verhältnisse auf und außerhalb der Bühne. Umsonst waren die Ovationen, welche man uns brachte, man begrüßte uns mit einem Ständchen, empfing uns mit unzähligen Kränzen und brachte uns nach dem Theater einen Fackelzug — mein Entschluß stand im ersten Momente fest: nach einem Jahre kehre ich nach Wien zurück. Ich dachte auch durch meinen Rücktritt Adolfinen Platz zu machen, die kaum erst zur Bühne kam und durch mich in ihrem Vorwärtskommen behindert war. Aber als ich ihr diesfalls meine Absicht kundgab, erklärte sie energisch: „Wenn du von hier fortgehst, hält mich nichts mehr daheim.“ Und dabei blieb sie fest, denn sie hatte einen dezidierten Charakter! Infolgedessen trat dann Mutter mit dem in der Theaterwelt so berühmten Direktor Schmidt aus Hamburg in Verbindung. Er, der schon so viele Talente ausgebildet hatte, war augenblicklich bereit, die Tochter der Mutter zu engagieren. Die Vorbereitungen wurden gleich in Angriff genommen, man stattete sie nicht nur mit schöner Garderobe, sondern auch mit einer anständigen Gesellschafterin aus, sie wurde in Hamburg mit offenen Armen empfangen und schwang sich binnen kurzem zum Liebling auf und außer der Bühne empor. Ich lernte indessen fleißig weiter, angespornt durch das große Ziel, das mir vor Augen schwebte, und dennoch wurde ich oft wankend in meinem Entschluß bei dem Gedanken, das Elternhaus und namentlich meinen kleinen Bruder Haizinger verlassen zu sollen. Allein Mutter wiederholte so oft, eine kleine Stadt sei der Fluch für ein Talent, daß ich schließlich nach Mannheim zu meiner gnädigen Beschützerin Großherzogin Stephanie fuhr und in ihre Hände die Entscheidung legte. Ihrem objektiven Urteile traute ich vollkommen und ward entlastet, als auch sie mir sagte: „Gehen Sie getrost nach Wien, Sie werden es nie bereuen, denn dort ist Ihr Platz“; und darin hatte sie vollkommen recht, ich habe diesen Schritt nie auch nur einen Moment bereut. Bei meiner Rückkehr schrieb ich gleich an Deinhardstein, daß ich entschlossen sei, seinem Rufe zu folgen, und so waren die Würfel meines Schicksals gefallen!

Der Abschied von Karlsruhe wurde mir sehr erschwert durch die liebevolle Teilnahme, welche ich in allen Schichten der Bevölkerung gefunden. Von unserer regierenden

Fürstin mit Gnade überhäuft, sagte ich ihr unter Tränenströmen Lebewohl. Sie befestigte einen kleinen Goldreif mit Perlen um meinen Arm und sagte: „So rein wie diese Perlen bewahre deinen Ruf." Ein solches Wort aus solchem Munde ist für ein junges, begeistertes Wesen ein Talisman, der es durchs ganze Leben begleitet. Am schwersten fiel mir die Trennung vom Großvater, der schon hoch in Jahren war und von dem ich nicht einmal ein Bild als Trost mitnehmen konnte. Er war nicht zu bewegen, sich malen zu lassen, er vereitelte jegliche List, die Mutter anwendete, um sein Porträt zu erhaschen. Ein Maler mietete sich unserem Hause gegenüber ein, um Großvater, wenn er, beim Fenster hinausschauend, sein Morgenpfeifchen rauchte, zu skizzieren, aber als dieser das Manöver bemerkte, kam er auch nicht mehr an das Fenster. Es ist ewig schade, denn er war ein wunderschöner Mann mit den Manieren eines perfekten Gentleman. Er behauptete, Familienbilder würden von Generation zu Generation degradiert, bis sie schließlich in einem nicht näher zu bezeichnenden Lokale ihr Dasein beschlössen.

Während nun die Vorbereitungen für meine künftige Bestimmung getroffen wurden, traf wie ein Coup de foudre die schreckliche Nachricht von der Erkrankung Adolfinens an einem Nervenfieber aus Hamburg ein. Das arme Kind hatte sich wahrscheinlich in dem schlecht geheizten Theater erkältet, es nicht beachtet, ihre Nerven überreizt, bis die Krankheit mit aller Gewalt ausbrach. Mutter reiste unverzüglich zu ihr, aber wie langsam kam man damals von der Stelle! Ich mußte meinen Kontrakt noch aushalten und konnte erst mit meinem Stiefvater nachreisen, als die Zeit seines Urlaubes begann. Dadurch hatten wir die Freude, unsere geliebte Kranke schon außer Bett zu finden, aber furchtbar abgemagert und die Fülle von blonden Haaren bis auf einige dünne Löckchen verschwunden! Doch kräftigte sie sich von Tag zu Tag, und da meine Eltern und ich bei dieser Gelegenheit ein Gastspiel in Hamburg absolvierten, waren wir so glücklich, Adolfine zu gleicher Zeit mit uns von dort nach Wien mitnehmen zu können.

Am 1. Mai 1839, 6 Uhr Früh, hielten wir hier unseren Einzug. Das Wetter war herrlich, die ganze Bevölkerung in heiterer Bewegung. Die Läufer waren eben in den Prater gerannt und ein Spektakel überbot das andere. Die ersten Bekannten, welche wir begegneten, war die Familie Fichtner. Mutter und Tochter in weißer Musseline, Vater und Sohn in weißen Inexpressibles! So war damals das Klima in Wien! Seitdem hat es sich eben so verändert wie der Charakter des einst so liebenswürdigen, harmlosen Volkes.

Bei meinen Debüts fand ich eben so freundliche Aufnahme wie im verflossenen Jahre. Mutter spielte noch einige Male mit mir und führte mich zum Schluß (denn Gäste dürfen ja gerufen werden) an der Hand vor die Menge und empfahl ihr Kind dem ferneren Wohlwollen des Publikums. Akklamation und allgemeine Rührung! Man kennt ja diese Familienfeste des alten Burgtheaters. Ein Kontrakt wurde mir vorgelegt mit 1800 fl. Jahresgage und 200 fl. Garderobegeld für das Fach der naiven und sentimentalen Liebhaberinnen, doch fügte ich aus eigener Machtvollkommenheit hinzu: „Mit Ausnahme derjenigen, die in Männerkleidern zu erscheinen haben". Sehr verwundert meinte der Direktor, daß mir dadurch eine Menge schöner Rollen entgehen würden. „An denen mögen sich andere erfreuen", entgegnete ich. Ich konnte diese Gattung Rollen nicht ausstehen, ich selbst als Zuschauerin konnte mich nie täuschen lassen, ich sah immer nur die verkleidete Frau, ich fühlte mich einer solchen Metamorphose nicht gewachsen, hatte

die Schüchternheit nie überwunden, was gewiß meinen Mädchenrollen zu gute kam. Eine Ausnahme aber muß ich statuieren, nämlich Stella Hohenfels als „Georg" im „Götz". Sie spielte ihn vortrefflich, dafür aber hatten ihre Backfischrollen immer etwas Bubiges, ungraziöses in den Bewegungen, und erst in reiferen Jahren entpuppte sie sich als vollendete Darstellerin zarter, weiblicher Charaktere, und diese Umwandlung hat wohl die Liebe und der Einfluß ihres kunstverständigen Gatten an ihr vollbracht?

Nun war ich also in Wien. Da im Juni kein Ausziehtermin, so mieteten mich meine Eltern in einer Privatwohnung ein, Krugerstraße, dritten Stock, sehr düster. Eine Gesellschafterin aus der Heimat war nachgekommen, mit der hielt ich meinen Einzug und so brach denn auch die längst gefürchtete Stunde der Trennung an. Sie war ganz entsetzlich. Ich meinte, das Herz müsse mir brechen, als ich Adolfine mit den Eltern davonfahren sah. Meine Vereinsamung kam mir ganz unerträglich vor. Die Gesellschafterin war mir ganz fremd und paßte so gar nicht in die gegebenen Verhältnisse, obwohl sie sehr gebildet und aus guter Familie war — aber wie sollte sie mir die Meinen ersetzen? Es war eine jammervolle Zeit. Glücklicherweise hatte die Direktion zwei neue Stücke für mich reserviert, wodurch ich viel beschäftigt und meine Stellung vom ersten Moment an befestigt wurde. Das eine hieß: „Unbewußte Liebe", das andere: „Ich bleibe ledig", beide nach jetzigen Begriffen zu harmlos und veraltet, aber sie gefielen ungemein. Freilich wurden sie auch mit einer Verve von La Roche, Wilhelmi und Fichtner gespielt, die ihresgleichen sucht, füllten jeden Abend das Haus bis zum Giebel und erlebten zahllose Wiederholungen. Unterdessen kam der gräuliche Juli heran. Der Hochsommer in Wien, in der Krugerstraße, nicht zum Aushalten für ein junges Blut, das gewohnt war in Haus, Hof und Garten sich unbeschränkt bewegen zu dürfen. Ich nahm daher ein Gastspiel nach Brünn an, von dem ich mir goldene Berge versprach. Dort war aber nicht viel zu holen. Das alte Theater war eng, schmutzig und klein, der Direktor in sehr zweifelhaften Verhältnissen, denn als ich der Direktrice meinen ersten Besuch machte, nähte sie gerade die drei Genien für die Abendvorstellung der Zauberflöte in ihre Trikots. Kein versprechender Empfang. Aber ich spielte, gefiel, wurde unzählige Male hervorgerufen — aber nach Abzug der Kosten — war die Einnahme egal Null. Doch das genierte mich nicht, ich suchte allerlei Rollen aus meinem Karlsruher Repertoire hervor, meistens kleine Vaudevilles und gerade das Exotische machte besonderen Effekt. Zu jener Zeit lernte ich auch Eichhorn kennen, damals im Besitz des Prinzen Wasa, und wurde nach Beendigung des Gastspieles zum Besuch mit samt meiner Gesellschafterin geladen. Wer hätte mir damals gesagt, ich würde es nach 40 Jahren unter total veränderten Lebensverhältnissen wiedersehen und fände an den Wänden dieselben Freskomalereien, die heute noch den Speisesaal zieren. Es ist doch merkwürdig, wie man vom Schicksal mitunter herumgeworfen wird.

So kam ich denn glücklich über den Juli hinweg und ging, gehoben durch meine Brünner Erfolge, zu meiner verehrten Gönnerin Weißenthurn, aber wie klein bin ich geworden, als sie mich mit den Worten empfing: „Wie konntest du die Würde des Burgtheaters so sehr verletzen, in Stücken von Raimund aufzutreten, die hier nur an Vorstadtbühnen gegeben werden!" Darauf war ich nicht vorbereitet. Ich war sehr unglücklich, denn ich fürchtete durch meine Ungeschicklichkeit auch die Gunst der Wiener verscherzt zu haben. Mit Zittern und Zagen betrat ich bei Eröffnung am 1. August

das Burgtheater, aber Dank dem Himmel, meine Angst war grundlos. Wie immer, wenn ich nur meine Nasenspitze sehen ließ, wurde mir entgegengeklatscht (wie in der vormärzlichen Zeit allen Lieblingen geschah) und wahrscheinlich hatte keiner im Hause von meinem Verbrechen gehört oder gelesen. Ich erwähne dessen auch nur deshalb, um einen Begriff zu geben, wie hoch man die Würde des Burgtheaters hielt und wie sehr man die Ehre zu schätzen wußte, dem Hofe quasi anzugehören. Wie wäre es aber auch jemals vorgekommen — wie seit neuester Zeit schon öfter — daß ein wirklicher k. k. Hofschauspieler sein Dekret zurückgegeben hätte? Und wäre dies vorgekommen, hätte man ihn sicher nicht wieder in den Verband aufgenommen. Dawison wußte das sehr genau, als er hinter den Kulissen einen Skandal mit Laube provozierte, um seinen ihm verweigerten Abschied durch Verletzung des Burgfriedens zu ertrotzen. Natürlich erhielt er unverzüglich seine Entlassung und leider zu seinem Unglück. Er gehörte zu den ich-süchtigen Talenten, die jeden Abend in einer schönen Rolle glänzen und sich nicht dem Ganzen unterordnen wollen. Der Arme hat seinen Egoismus schwer gebüßt. Er zog sich auf einem Triumphzug in Amerika durch Überanstrengung eine Gehirnerweichung zu und konnte die Früchte seiner Jagd nach einer Chimäre nicht mehr genießen.

Im Herbst bezog ich dann eine Jahreswohnung, und zwar in der Herrengasse 5, im gräflich Wilczeckschen Hause; sie bestand aus einer kleinen Küche, aus zwei einfenstrigen Zimmern mit der bescheidenen Aussicht auf ein Dach mit zahllosen Schornsteinen. Ein alter Freund meines Vaters besorgte meine höchst primitive Einrichtung, aber mein zufriedener Sinn verlangte nicht mehr, als ich brauchte und ich war glücklich im Besitz eines Schreibtisches und eines tafelförmigen Klaviers. Beim Abschied übergab mir der gute, feinfühlende Vater einen Wechsel auf 1000 fl. an das Haus Eskeles mit dem Bemerken, daß, wenn ich je einen Wunsch hätte, den zu erfüllen mir meine bescheidenen Verhältnisse nicht gestatten könnten, ich ohne Bedenken mir eine beliebige Summe darauf nehmen dürfte. Ich hatte damals wirklich keine Ahnung davon, welche Idee er damit verband, aber ich versprach mir selbst, daß ich niemals Gebrauch von dieser Großmut machen werde — und hielt mir Wort. Es war mein Stolz, auf eigenen Füßen stehen zu können, zumal meinen Geschwistern der Opfer genug gebracht werden mußten. Anfänglich war mir aber recht bange in den engen Räumen und wenn ich es manchmal vor Heimweh nicht mehr aushielt, so lief ich zu einer alten Landsmännin, die nebenan wohnte, deren Mutter einst Kinderfrau bei uns war, und bei der weinte ich mich nach Herzenslust aus.

Im Winter kam dann eine zweite Karlsruherin, eine Reisende par excellence nach Wien, blieb einige Monate und die setzte sich bei mir fest. Durch diese lernte ich die Stadt Wien mit allen Sehenswürdigkeiten kennen. Es war die alte Geheimhofrätin Eichrodt, die wir im Jahre 1869 noch in Karlsruhe als erblindete Greisin besuchten. Wir durchstöberten miteinander alle Gemäldegalerien, besuchten die Ambraser-Sammlung, die Schatzkammer, das Antikenkabinett, alle Theater, machten im Frühjahr darauf Landpartien nach Schönbrunn, Laxenburg, Baden, erhielten Karten zum Kirchgang, zur Fußwaschung, durften einem großen Hofball und einem Dejeuner in den Glashäusern, natürlich nur als Zuschauerinnen beiwohnen. Dadurch, daß der alte Graf Dietrichstein seinerzeit Oberstkämmerer und oberste Behörde aller Kunstinstitute, sich auch den Titel eines Vormundes von meinen Eltern erbat, war es für mich ein leichtes, durch seine

Protektion Eingang zu all diesen Herrlichkeiten zu erlangen und darum sagte die Alte immer zu mir: „Lutterle, du bisch mein Passepartout." Es war auch in der Tat wirklich der Fall. Man macht sich jetzt keinen Begriff mehr davon, wie es damals war. Dadurch, daß im Burgtheater alle Logen und die vorderen Sperrsitzreihen abonniert waren, fühlte man sich wie in seiner Familie, denn einen Tag um den andern dieselben Gesichter, die man vom Sehen kannte, die so viel Interesse an der Sache nahmen, daß sie 26mal dasselbe Stück mit demselben Vergnügen sahen, jede Nuance mit Anteil verfolgten, so daß unwillkürlich ein Zusammenhang mit Darsteller und Publikum sich ergab, denn die Logen wurden niemals verkauft, höchstens von den Besitzern im Verhinderungsfalle an das Hauspersonal verschenkt. Wenn ich mich bei irgend einem Besuch melden ließ, so bemerkte ich schon an den zuvorkommenden Mienen der jeweiligen Diener oder Zöfchen, daß auch sie Frequentanten des Burgtheaters waren und so fand ich überall offene Türen, in welche meine gute Eichrodt mit eintrat, weil meine langweilige Gesellschafterin nie zur Stelle war.

Aber auch im Haus Wilczek selbst ging mir eine freundliche Sonne auf. Eines Tages begegnete mir die Gräfin, eine geborene Baronin Reischach, auf der Treppe. Sie bewohnte den zweiten Stock, sprach mich sehr verbindlich an und forderte mich auf, sie zu besuchen. Natürlich folgte ich diesem gütigen Rufe und fühlte mich bald wie zu Hause in ihrer Familie. Die Gräfin war eine ausnehmend gescheite Frau von scharfem Verstand und seltener Herzensgüte, dabei tief religiös. Sie lebte nur in ihren Kindern, drei lieblich erblühenden Töchtern und in dem kleinen Hans, dem heißersehnten Majoratsherrn, der damals kaum zwei Jahre zählte. Wie oft habe ich ihn auf meinen Armen getragen, wie oft kam er mit seinen Schwestern zu mir und kroch auf meinen Dielen herum. Er war ein entzückendes Kind mit hellen, klugen Augen. Meine Liebe zu ihm ist sehr alt, aber — unauslöschlich. Wenn ich ihn später auch Jahrzehnte nicht gesehen, mein Interesse begleitete ihn bei allem, was ich über ihn hörte — es ist ja ein vollendeter Gentleman aus ihm geworden. Auch den ersten Weihnachtsabend, fern von den Meinen, rief man mich hinab, um mein Weh zu lindern, und die nächstfolgenden Sommerferien brachte ich ebenfalls bei der Familie Wilczek in Seebarn zu.

So erweiterte sich denn mein Bekanntenkreis nach vielen Richtungen, ich lernte Leute aller Kategorien kennen, war höchst gesellig und lebensfroh, erwarb mir viele Freunde, aber mit Vorliebe bewegte ich mich in den Salons unserer Aristokratie. Die alte Weißenthurn, die es sehr gut mit mir meinte, mich eigentlich ganz um sich haben wollte, mahnte oft: „Du wirst schon erleben, wie dich deine Aristokraten im Stiche lassen werden, wenn du nicht mehr in der Mode sein wirst." Aber sie war ein schlechter Prophet. Ich hatte mich nicht über Wandelbarkeit zu beklagen, denn die meisten sind mir auch in den späteren Verhältnissen bis in mein hohes Alter treu geblieben. Ich fühlte mich wohl unter ihnen. Der Adel ihrer Gesinnungen, die Vornehmheit ihres Wesens, die Feinheit ihrer Umgangsformen, welche sich in der zartesten, gegenseitigen Rücksicht kund gab und besonders der Abscheu vor der Gemeinheit zog mich an. Unter ihnen fand ich die Urbilder zu den Gestalten, die ich verkörpern sollte; sie zu beobachten, wie sie sich im gewöhnlichen Leben unter Ihresgleichen benehmen, bewegen, bereitete mich vor zu den Aufgaben, die mir nach und nach gestellt wurden.

In naiven Rollen spielt man sich selbst, man überläßt sich seinem Naturell, aber das dauert eben nur einige kurze Jahre; dann muß die Erkenntnis kommen, daß man eigentlich

noch gar nichts kann und erst anfangen muß, alle Kräfte anzuspannen, um das Ziel zu erreichen, was uns als Ideal vorschwebt. Zu diesem Vorbereitungsstadium wurde mir eine sehr schwere sentimentale Rolle zugeteilt in einem Stück der alten Weißenthurn. Es hieß „Pauline" und war bearbeitet nach dem berühmten Roman „Agnese von Lilien", welcher seinerzeit anonym erschien und als dessen Autor man sogar Goethe vermutete. Ich studierte diese „Pauline" unter Anleitung der Verfasserin ein — aber so sehr ich mich auch damit abzappelte, sagte sie doch immer wieder: „Du hast keinen rührenden Don" (mit der deutschen Sprache nahm man es damals nicht sehr genau). Ich gab mir unendliche Mühe, diesen Ton zu finden — ob es mir gelang? Bei der Aufführung schwamm ich bei den rührenden Szenen in wirklichen Tränen und bildete mir ein, ich habe meine Sache gut gemacht, denn ich wurde sehr beklatscht; als aber die Verfasserin nach der Vorstellung in unsere Garderobe kam, sagte sie den anderen Mitwirkenden eine Menge Verbindliches, mir aber legte sie die Hand auf die Schulter und sagte freundlich: „Nun, es wird schon werden." Sie war halt immer meine Dusche! Sie hatte auch gewiß ganz recht, vermutlich habe ich durch meine Heulerei das Beste verdorben. Aber eine Dusche war es doch, besonders für mein Naturell. Ich hätte eher der Aufmunterung bedurft, ich hatte ja gar kein Selbstvertrauen, hielt überhaupt alle Leute für besser, gescheiter und talentvoller als mich. Doch bin ich der guten, alten Frau noch in der Erinnerung dankbar, daß sie mich durch ihre Kritik anspornte, das Beste nach Möglichkeit zu tun, denn außer ihr hatte ich damals noch niemanden, der sich so eingehend mit meiner Entwicklung beschäftigt hätte. Sie war uns allen eine Autorität, und wenn sie auch als Schauspielerin nicht auf gleicher Höhe mit ihren Dichtungen stand, so beschenkte sie die damalige Bühne mit einer Reihe vortrefflicher Stücke, welche reizende Rollen enthielten. Leider schrieb sie zu einer Zeit, wo nur dürftige Honorare bezahlt wurden, sonst wäre sie eine reiche Frau geworden, so aber lebte sie nur in anständigen, aber bescheidenen Verhältnissen. Als sie ihr 40jähriges Jubiläum feierte, bei welchem sie zugleich von der Bühne Abschied nahm und in Pension ging, machte sie eine Eingabe an die Intendanz mit der Bitte, man möge ihr die 300 fl. Garderobegeld (das höchste, welches man seinerzeit bezog), als Geistessold für die vielen Stücke, die sie dem Burgtheater lieferte, belassen — und horribile dictu, diese lumpigen 300 fl. wurden ihr abgeschlagen! So waren damals die Verhältnisse! So unterschätzte man den Dichter, von dem doch das Theater nur allein lebt! Aber freilich hatte das Burgtheater vom Hofe nur einen Zuschuß von 40.000 fl. — dafür aber kein Defizit.

Im Laufe der Begebenheiten hatte ich nun keinen dringenderen Wunsch, als meine zweckwidrige Gesellschafterin loszuwerden. Sie war niemals fertig, setzte mich bei den verschiedenen Einladungen zu Diners in namenlose Verlegenheit, weil wir immer zu spät kamen, so daß ich's schließlich aufgab, sie mitzunehmen. Allein aber, nur mit einer Kammerjungfer mich zu etablieren, fand ich unpassend, obwohl ich keine Herrenbesuche empfing — also was tun? Da kam mir wieder ein höchst günstiger Zufall zu Hilfe. Ich lernte Antonie Arneth-Adamberger, damalige Vorleserin der Kaiserin-Mutter, kennen. Es ist allbekannt, wie sehr sich Ihre Majestät für alle Künste, darunter speziell für ihr Burgtheater, interessierte, in welchem sie, umgeben von der ganzen kaiserlichen Familie, bei keiner neuen oder sonst hervorragenden Vorstellung fehlte. Ihr Interesse erstreckte sich aber nicht allein auf unsere Kunst, sondern auch auf unser Privatleben, und so sprach

sie eines Tages auch mit Frau Arneth über mich und frug, ob sie mich kenne. Da sie verneinte, bedauerte es die Kaiserin, weil sie glaubte, es müsse für mich von großem Gewinn sein, mit einer so bedeutenden Frau, die einst in demselben Berufe mit außergewöhnlichem Erfolg gewirkt habe, bekannt zu werden. Dies war Veranlassung, daß mich Antonie Arneth aufsuchte. Welch bestrickenden Eindruck machte diese liebenswürdige, geistvolle Frau auf mich, der bisher ein solches Unikum noch nicht vorkam, so daß ich vom ersten Moment meiner Bekanntschaft mit ihr keinem anderen Gedanken mehr Raum gab, als mich unter ihren Schutz zu stellen. Glücklicherweise hatte sie ein paar Zimmer zu vermieten und so versprach sie mir die Möglichkeit, mich im Herbst zu sich nehmen zu können.

Mit dieser beseligenden Hoffnung begab ich mich im Juli 1841 zu einem Gastspiel nach Karlsruhe und entledigte mich dort gleichzeitig meiner Gesellschafterin. Ich verbrachte vier glückliche Wochen im Kreise der Meinigen. Mein guter Großvater war noch am Leben, erfreute sich meiner Fortschritte, Adolfine kam von Kassel, wo sie nach ihrer Herstellung engagiert war, und mein prächtiger Onkel Robert brachte seine Ferien bei uns zu. Mutter mit ihren beiden Töchtern spielte in meinem Benefiz, welches auf diese Art ein wahrer Festabend wurde. Wir wählten dazu ein neues Stück: „Die Fürstenbraut" von der Prinzeß von Sachsen, und das Publikum sowie unsere allergnädigste Frau Großherzogin waren mit dieser Wahl sehr zufrieden.

Den einzigen betrübenden Eindruck empfing ich durch meinen Liebling Tony. Er hatte sich nicht zu seinem Vorteil verändert, schien mir sehr verwildert, und ich beriet mich daher ernstlich mit meinem Onkel Robert (einem Pädagogen), ob man ihn nicht nach Wien in ein Institut geben sollte, wo ich ihn überwachen könnte. Das einzig Empfehlenswerte erschien ihm die Ingenieurakademie, damals in der Stiftskaserne. Das Theresianum war nur für adelige Jünglinge bestimmt. Enfin Tony wurde gefragt, ob er Lust habe, Soldat zu werden? Er sagte ja und so wurde auch sein Schicksal entschieden. Der arme Großvater war ganz außer sich, als er von diesem Beschluß unterrichtet wurde, denn er hing mit namenloser Zärtlichkeit an dem Burschen, aber eben die unglaubliche Schwäche diesem gegenüber, veranlaßte auch den Vater, seinen einzigen Sohn Fremden zu übergeben, da er selbst dem alten Mann gegenüber machtlos war.

Zur Rückreise in meine Adoptivheimat schloß ich mich einer bekannten Familie an, kehrte allein zurück und zog kurze Zeit darnach in das Pasqualati-Haus auf der Mölkerbastei, eines der wenigen, die noch heute stehen. Ich thronte im vierten Stockwerke, also nächst dem Himmel, bei meiner teuren, hochverehrten Antonie Arneth. Nun erst fühlte ich mich behaglich. Ich hatte ja für jeden Zweifel, für jede Stimmung Rat und Teilnahme an meiner Seite. Frau Arneth war von jeher eine allgemein beliebte Persönlichkeit und wurde nun durch mich wieder in größere Geselligkeit gezogen, deren ihr lebhafter Geist bedurfte. Im zweiten Stock des Hauses lebte die Freundin Antoniens, welche in anderer Art ebenso ausgezeichnet war. Sie hieß Gevay, ihr Gatte war Direktor des Archivs, ihre Schwester war die Frau des homöopathischen Arztes Dr. Menz und Mutter meiner langjährigen Freundin Pauline v. Lichtenfels. In diesem Hause eröffnete sich mir wieder ein neuer Bekanntenkreis höchst gebildeter Menschen mit vielen Verzweigungen, was mich aber nicht hinderte, in allen möglichen Salons der großen Welt zu musizieren, zu deklamieren und Privatkomödien zu spielen. Dazu oktroyierte mir eine vornehme Dame,

welche die wällischen Sänger besonders protegierte, einen Singlehrer, weil sie hoffte, ihr Schützling werde durch meine vielen Konnexionen leichter zu Schülerinnen kommen. Ihre Kombination war nicht unrichtig, denn schon nach einigen Monaten wurde er mit mir zu einem Hofkonzert befohlen, wo wir frisch darauf los italienische Duetten aus der Opera Buffa sangen. Es war sehr keck, aber es scheint doch, daß wir leidlich reussierten, denn er erreichte seinen Zweck. Mich aber strengte der Unterricht bei meiner großen Beschäftigung in meinem Berufe viel zu sehr an, so daß ich den Signore David bei Beginn der Ferien auf Nimmerwiedersehn verabschiedete, was er sehr leicht nahm, da ich seinen Anforderungen im leidenschaftlichen Vortrag nie entsprach. Denn er sagte immer: „No ha cuore."

Ich hatte auch wirklich keines für ihn, und Ruhe tat mir überhaupt not, denn bei der damaligen Mode der Dilettantenkomödien kam ich eigentlich nie zu Atem. Aber das unterhielt mich ungemein, ich war wirklich sehr mondaine, was man kaum glauben kann von der alten Mama Hausunke. „Alles hat si Zit", sagen die Allemannen, und dann kann ich nun einmal nicht Nein sagen, und so war ich denn überall dabei, wo man mich zu haben wünschte. Ich spielte im Salon Metternich, bei Esterházy, Schönburg ꝛc., und wurde dabei von ausgezeichneten Dilettanten unterstützt, unter welchen die vielgenannte Fürstin Therese Esterházy-Taxis und die beiden Landgrafen Fürstenberg exzellierten. Vor allen anderen zeichnete sich immer wieder Casa Széchényi aus. Dort konstituierte sich dauernd eine Vereinigung, die sich wöchentlich zusammenfand und „Concordia" getauft wurde. Dort begnete man allen Talenten, die en vogue waren. Dort lernte ich auch zum erstenmal den beliebten Baron Schönstein kennen, für welchen Schubert seine Müllerlieder schrieb. Dort auch bewunderte ich den unerreichten Klavierheros Franz Liszt. Damals war er trotz seiner Verhimmlichung und des ungarischen Ehrensäbels noch von anspruchsloser Liebenswürdigkeit, während er bei einer späteren Begegnung unausstehlich, weil zerfressen von Eitelkeit war. Ich will ihm damit keinen Vorwurf machen. Es mag schwer sein, im Gleichgewicht zu bleiben, wenn man, wie er, vergöttert wurde, aber mich kurierte er von dem Wunsche, solche Zelebritäten persönlich kennen zu lernen, denn ich zog daraus den Schluß, daß sie uns durch ihr Talent auch ihr Bestes geben — und das kann man ja von weitem ebenso gut bewundern und erspart uns die Enttäuschung. Auch im Hause Gévay verbrachte ich unendlich angenehme Stunden. Auch hier wurde den Künsten gehuldigt, und hauptsächlich mit verteilten Rollen gelesen, wobei natürlich Antonie Arneth glänzte. Sie hatte ihr schönes Organ bis ins hohe Alter bewahrt und ihr kunstgerechter Vortrag war mustergültig für uns alle. Aber nicht nur zur Unterhaltung fanden wir jungen Mädchen uns dort ein, o nein, wir hörten auch Vorträge über Geschichte, Geographie und Physik durch Emilie v. Kalchberg, die zwar eine halbe Gelehrte war, aber mit ihrem gründlichen Wissen die zarteste Weiblichkeit verband.

So rastete ich nie, die freien Stunden, welche mir mein Beruf übrig ließ, füllte ich mit Lernstunden aus. Am meisten Mühe machte mir die französische Sprache. Zu Hause bildete ich mir ein, sie zu können, aber in Wien wurde mir der Star gestochen. Um mir eine korrekte Aussprache anzueignen, fing ich nun an umzulernen, was namenlos schwer war, aber mein Ehrgeiz ruhte nicht. Ich überwand alle Schwierigkeiten, und nach wenig Jahren durfte ich es sogar wagen, öffentlich mit Dawison in einem französischen Vaudeville, natürlich nur für einen wohltätigen Zweck, aufzutreten. Die fürstlich Czarto-

ristysche Familie gab indirekt dazu Veranlassung. Sie waren die Ersten, welche mich aufforderten, mit ihnen in ihrem Haustheater französische Stücke zu spielen, sie selbst waren alle geborene Schauspieler, und, durch ihre Zufriedenheit ermuntert, habe ich das Wagestück unternommen. Das Singspiel hieß: „Le marchand de jouets d'enfants", und ich spielte eine Blinde.

Ich habe bis jetzt unerwähnt gelassen, daß sich beim Burgtheater ein Direktionswechsel vollzog. Franz v. Holbein aus Hannover wurde an Deinhardsteins Stelle berufen. Er war ein sachverständiger, pflichtgetreuer Mann und mir sehr freundlich gesinnt. Er hätte mich gerne rascher emporgebracht, als es damals gang und gäbe war, aber er scheiterte an dem Rollenmonopol der älteren Damen. Er schlug mir zwar vor, das Recht des Alternierens in Anspruch zu nehmen, allein dazu hatte ich zu viel Autoritätsglauben und zu wenig Selbstvertrauen. Ich zog vor, meinen Weg langsam, aber sicher zu machen und hütete mich stets, mit einer halbfertigen Leistung vor mein Publikum zu treten. Auf die Details dieser Personsveränderung gehe ich nicht ein, ich will ja nur meine eigene und nicht die Geschichte des Burgtheaters schreiben, aber eines Umstandes muß ich erwähnen, durch welchen sich Franz v. Holbein unsterbliches Verdienst erwarb: er hat die Tantième eingeführt und machte somit der Autorenmisère ein Ende. Es war ja eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, daß der Dichter von jeher im Nachteile gegen die Schauspieler war, die doch nur durch ihn existierten. Sie hatten gesicherte Stellungen, während der Autor mit ein paar elenden Goldstücken abgefertigt wurde. Es ist unbegreiflich, daß es so langer Jahre bedurfte, ehe sich die Direktion zu dieser Maßregel verstand, und daß wir dem guten Beispiel der Franzosen darin nicht folgten, während wir doch so viel Schlechtes von ihnen angenommen haben.

Nach einem sehr angenehm verlebten Winter brachte mir der Frühling die namenlose Freude, Mutter und Geschwister bei mir zu sehen. Der große Moment war herangekommen, wo Tony in die Akademie eintreten sollte, und diese Gelegenheit ergriff Holbein, um Mutter und Schwester zu einem Gastspiel aufzufordern. Adolfine hatte große Fortschritte in ihrem kleinen Kassel gemacht und war von einem poetischen Hauch umflossen, der namentlich in dem Stück »La préférence d' une mère«, zu deutsch „Zurücksetzung" besonders zur Geltung kam. Sie spielte die Zurückgesetzte mit einer stillen Resignation mit solch wehmütiger Grazie, daß sie alle Welt bezauberte. Wir traten überhaupt mehreremale alle drei miteinander auf, was im seligen Burgtheater wiederum als Familienfest begangen wurde, denn ich erzählte ja schon früher, welch regen Anteil man im Publikum an unseren Privatverhältnissen nahm. Tonys Einzug in die jetzige Stiftskaserne hat ihm manche Enttäuschung bereitet, da ihm nach seiner früheren Ungebundenheit die militärische Disziplin gar nicht behagen wollte; aber sie war ihm gesund.

Nachdem mich die Meinigen verlassen hatten, folgten sie einem Rufe nach Hannover und Berlin, wo Adolfine so sehr gefiel, daß man ihr augenblicklich ein Engagement an der Hofbühne anbot. Sie nahm es an und meine gute Mutter hatte ihr festgesetztes Ziel erreicht: ihre beiden Töchter waren an den beiden ersten Kunstinstituten Deutschlands angestellt. Ihre Freude war groß, aber leider nur von kurzer Dauer.

Fortsetzung folgt.

Der grüne Esel.

Von Karl Freiherrn von Levetzow.

Sie hieß Karoline Bumke, aber sie nannte sich vorsichtshalber Elga Mark. Das klang besser und stimmungsvoller und trug auch ein wenig bei zur eigenen Ästhetisierung, sowie zu der ihrer Umgebung. Denn sie verkehrte „ausschließlich mit Ästheten". Sie war selbst Ästhete.

Sie trug das Haar à la Cléo de Mérode (von Paris und Wintergarten); aber sie nannte die Frisur „Botticelli".

Als sie nach Berlin kam, hatte sie ihre Linie bereits entdeckt — und sie sündigte auf diese Entdeckung. So waren ihre Gewandungen seltsame Gedichte, deren fremder Rhythmus beglückend nnd berauschend durch die Cafés der Neusucher duftete.

Sie sagte, ihre Seele sei »mauve«. Mauve mit einem Stich ins Purpurviolette. Manchmal, an glücklichen Tagen, sagte sie, läge es aber auch wie ein leiser goldiger Fluoreszenzschimmer darüber. Aber in diesem Punkte war sich ihre Umgebung nicht ganz einig. Einer, Lutz, war einmal sogar soweit gegangen, zu behaupten, sie wäre überhaupt nicht »mauve«, sondern braun mit »mordoré«. Lutz hatte sich übrigens durch diesen offenbaren Blödsinn unmöglich gemacht. Mordoré! Einige wußten nicht recht, was das war und haben es ihm nie wieder verziehen. Außerdem war Lutz ein Barbar und zeichnete für unmoderne Witzblätter Karikaturen im alten Stil — um Geld zu verdienen. Man hatte ihn sogar im Verdachte, diese Bemerkung ganz einfach als glatten Witz gemeint zu haben; — jedenfalls war sie ganz dumm und deplaciert, stimmungslos und ungebildet.

Jedenfalls verriet sie absoluten Unverstand. Denn das »mauve« stand fest; darüber war man sich ganz einig; selbstverständlich war Elga »mauve«!

Man stritt nur über den goldigen Schimmer, die Fluoreszenz — und wahrscheinlich war das doch auch vorhanden. Anatole Mertz hatte es einmal ganz deutlich gesehen. Schließlich genügte das ja.

Lutz durfte seit diesem Abende nicht mehr an den Tisch. Man sprach über ihn hinweg. Elga sah ihn nicht mehr. Er verstand und ging. Elga sagte: „Gott sei Dank! — er war wirklich zu grell!" Seit diesem Tage glaubten alle an den Schimmer.

Während Lutz mit einem flegelhaften: „Is mir ooch recht, n'abend!" abging, hatten alle genau den Schimmer über Elgas Seele fliegen gesehen.

So blieb Elga mauve mit, ab und zu, einem goldigen Schimmer.

Elga war sehr interessant. Sie war ein Rätsel.

Alle Ästheten liebten sie.

Aber sie liebte niemand. Man sagte, sie sei unnahbar. Sie hatte die Augen der Sphinx; tief, unglaublich tief: zwei Meeraugen, in denen alle Ästheten, jeder einzeln, gern ertrunken wären.

Man widmete ihr Sonette, oder sonst kleine Kunstwerke großer Empfindung. Darin küßte man ihre Seele: das war schon etwas. Einige fanden, es wäre genug. Andere waren anderer Meinuug. Aber sie sagten es nicht, um nicht als rohe Sadisten zu gelten.

Anatole, der blasse, junge Präraffaelit, mit dem liebenswürdig vorgebeugten Gange, der Dichter der „Farbensymphonien", berauschte sich manchmal, in Stunden einsamer

Ekstase, an dem Dufte ihres Haares: — in Gedanken natürlich. Er wußte nicht recht, wonach es duftete, aber er suchte danach. Nach einiger Zeit hatte er gefunden: Elgas Haar duftete nach Kastanienblüten. Aber als er die wichtige Entdeckung, ernst und müde, eines Abends im Cénacle mitteilte, wurde er ausgelacht. Denn das wußten doch alle längst, wurde behauptet. Das ganze Kaffeehaus duftete doch wie ein Kastanienwald, wenn Elga eintrat!

Das schmerzte Anatole sehr.

Er war eifersüchtig auf das Cénacle, auf das ganze Kaffeehaus. Er wollte den Kastanienduft allein haben, allein begreifen. Elgas Haar sollte nur allein für ihn so duften. In diesem Augenblicke haßte er Elgas ungetreues, allgemein genießbares Haar. Als er heimkam in seine Dachstube, in der aber eine Radierung nach Burne Jones hing, weinte er lange über seine verlorene Jugend.

Am nächsten Tage machte er Elga einen Heiratsantrag.

Aber Elga wies ihn ab.

Es war eine Szene voll großer, fremder unbegreiflicher Tragik. Die fernen Ungewißheiten des Schicksals lagen darüber, schwer lastend.

Elga war tieftraurig und unergründlich.

„Nein! — nein!" sagte sie und schüttelte das Haupt. — „Niemals! — Suchen Sie nicht zu verstehen." — Ihr Blick wurde weit, als ob ihre Pupillen irgend etwas sehr Fernes anblickten; etwas, das niemand anderer sehen konnte als sie; ein böses fürchterliches Geheimnis.

„Fragen Sie mich nicht. — Sehen Sie mich an: Begreifen Sie? Verstehen Sie meine Seele? — Sehen Sie — das Entsetzliche — — —?"

„Ja!" röchelte er verzweifelt.

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken — und ging.

Jeder der Ästheten hatte, früher oder später, eine solche Szene mit Elga erlebt; ganz ähnlich, nur nach dem Charakter und der Richtung des einzelnen abgetönt: — Elga war eine große Künstlerin. Jeder der Ästheten hatte eine solche Stunde mit Elga erlebt; aber keiner wußte von der Stunde des anderen. Denn jeder empfand und hütete die seine als ein seltenes, herrliches Gut. Nur in der Allgemeinstimmung wirkten diese verschwiegenen Einzelstunden.

Im Cénacle wußte man, daß Elga eine Seele von Stahl hatte.

Vielleicht war es auch ein Melusinengeheimnis, dem sie ihre stillen Tränen opfern mußte. Jedenfalls war sie ein Märchenwesen. Sie erinnerte an die „Jungfrau bei den sieben Brunnen": „Beim ersten sitzt sie auf einem Steine und singt, bis der Fremdling kommt. Dann verstummt sie, erhebt sich in scheuer Keuschheit — und der Jüngling folgt ihr. Beim zweiten Brunnen verneigt sie sich; beim dritten erhebt sie warnend den nackten, weißen Arm; beim vierten zuckt sie erschreckt zusammen; beim fünften blickt sie traurig den Fremdling an; beim sechsten schlägt sie den Schleier zurück, daß der Fremdling bis ins Mark erschauert; — im siebenten verschwindet sie. Der Fremdling aber wird sie nie vergessen können und ewig suchen müssen."

Elga schien auch so. Sie war die singende Schöne, die im siebenten Brunnen verschwindet, und die man nie vergißt. Kalt und hart wie Stahl. Kalt wie ein Fisch; aber ein Fisch, der die Sehnsucht kannte. In ihren Augen lag die alte, sagenhafte Melusinensehnsucht — nach menschlicher Empfindung.

In dem Ästhetenkreise bewunderte jeder außer Elga auch noch sich selbst. Denn jeder hatte seine eigentümliche Feinheit. Es hatte sich durch die Soziabilität gewohnheitsmäßig ein seelisches Eigentumsrecht herausgebildet. Um die eigene Originalfeinheit ohne lästige Besitzstörung genießen zu können, mußte ein jeder einem jeden anderen eine solche Feinheit anerkennen. Außerdem gab es aber auch Feinheiten, die Gemeingut waren und wodurch sich alle von der profanen Menschheit unterschieden. Diese mußte jeder besitzen, wenn er in dem Kreise „möglich" sein wollte. Gegen sie durfte keiner verstoßen, sonst richteten sich plötzlich alle Rücken, von der unharmonischen Bemerkung wie von der Tarantel gestochen, aus den verschiedenen Räkellagen steif auf; und über die müden oder schwärmerischen oder verträumten Züge zuckte unendlicher Schmerz.

Elga aber schüttelte dann nur unsäglich erstaunt den Kopf: und der Barbar war gerichtet.

Künstlerisch hatte jeder seine Spezialität. Es waren Dichter, Kritiker, Schriftsteller, Maler, Radierer, Bildhauer und Musiker. Auch ein Interieurkünstler war darunter, und alle waren Lebenskünstler. Einige hatten auch ungefähr dasselbe Fach; aber ihre Individualitäten waren doch alle so scharf abgegrenzt und eigen, daß jeder in seiner Art einzig dastehend war und der gegenseitige Bewunderungstribut keinen egoistischen Hemmungen begegnete.

Die Kunst eines jeden war übrigens eine so selten schöne, fremde Wunderblüte, daß sie nicht in den Gemüsegarten paßte und auf dem gewöhnlichen Blumenmarkte nicht Platz noch Preis hatte, wo der Spießbürger seinen Hausbedarf für ein paar Groschen deckt.

Deshalb blühten die Wunderblumen ihrer Seelen im Verborgenen und erblickten nicht das rohe Licht breiterer Öffentlichkeit. Aber innerhalb des Cénacles kannte man bewundernswerte Bruchstücke.

So führten denn auch die Ästheten tagsüber ein trauriges, prosaisches Erwerbsleben, hinter Ladentisch, Postschalter und Aktenregal. In diesen Stunden war, wie sie sagten, ihr eigentlichstes Wesen gleichsam ausgeschaltet und äußerte sich nur als dumpfes Schmerzgefühl, um erst am Abend im Kreise der Gleichgesinnten zu dem eigentlichen Leben goldener Träume zu erwachen.

Aber es war verpönt, diese toten Tagesstunden auch nur mit der leisesten Bemerkung zu streifen. Man sprach da von den werdenden Werken, ihrer Schönheit, ihrer prophetischen Eigenart und Verfeinerung. Von der Cismoll-Sphinx, die Walter Kramm malte, und zu der er schon so lange nach einem passenden Modell seufzte, von Anatoles „ultraroten Dichtungen" von Carlo Menzels Sinfonie „der Schaukelstuhl".

Elga sprach wenig, aber sie arbeitete unermüdlich an einer großen Offenbarung. Eine Art Roman, wenn man das noch so nennen konnte, sagte sie, aber eigentlich doch ganz anders — etwas viel subtileres, ganz neues. — — Man nickte verständnisinnig. Man wußte schon.

Elga war wirklich ein großes Genie.

Sie wollte einen Roman schreiben, nur in Stimmungen, aus welchen sich dann ein großes Gesamtbild des Lebens ergeben würde.

Der Roman hieß: Der grüne Esel.

Warum der Grüne Esel? frug man am Anfang erstaunt.

Gott, verstehen Sie denn das nicht? Es ist doch so einfach.

— — — —?

Na, erstens der Japonismus natürlich! .... und dann überhaupt Apulejus ... die Synthese! verstehen Sie nicht? ... und die seelische Komplementärfarbe im Reflexschimmer der Pointillisten auf den Roman übertragen.

— Ach so! Ja natürlich! — Sehr fein! ganz fein! ja, ganz fein.

Elga war wirklich eine Offenbarung. Es war augenscheinlich ein stark apokalyptischer Zug in ihrem Roman, und eine ganz neue Kunst.

Es lag übrigens auch sonst etwas Feiertägliches über ihrem Wesen, das alle erquickte. Sie war die einzige in dem Kreise, die kein „Verdienst" hatte — aber sie lebte doch. Als Lutz, noch ehe er ausgestoßen war, einmal ganz naiv danach fragte, hatte sie gesagt: „Ach, eine kleine Rente von meinen Verwandten aus den Baltischen Provinzen.... Und dann, ich brauche so wenig..... Der grüne Esel, wissen Sie! Ich lebe eigentlich nur von meiner künstlerischen Betätigung. Der grüne Esel, verstehen Sie?

Lutz hatte damals nicht recht verstehen können. Aber die anderen verstanden ganz genau. Es war der Triumph der Seele über die Materie. Aber Lutz war eben wirklich allzu materiell und obtus im Begreifen von seelischen Dingen und feineren Stimmungsnuancen. Gut, daß man ihn los war.

Die Bewunderung und Verehrung für Elga wuchs, unterstützt von hoffnungslosen, galanten Herzensregungen, von Tag zu Tag, oder besser gesagt von Abend zu Abend, denn bei Tag waren sie ja alle in ihrer „Tretmühle", und kannten daher nur die Elga von drei oder vier Abendstunden. Über Elgas Wesen bei Tag und nach den Cénacleabenden lag ein mystischer Schleier, der ihre Bedeutung noch erhöhte.

Selten nur hatten die Erscheinungen der ungekannten Tagesseite ihre Schatten auf die Nachtseite hinübergeworfen. Aber diese Erscheinungen oder ihre Schatten erhielten am Abende, wenn sie schon einmal auftauchten, selbst wieder etwas Fremdes, Fernes, Unwirkliches. Sie winkten nur — und verschwanden wie Fingerzeige entlegener Wirklichkeiten, wie geheimnisvolle, schemenhafte Verhängnisse von der anderen Seite eines Doppellebens.

So kam eines Abends ein eleganter, nach Rennen und Hoppegarten aussehender älterer Herr in das Café und sah sich erst einen Augenblick suchend um; dann setzte er sich an einen leeren Tisch, ein wenig abseits von den Ästheten. Elga erschrak und machte einige nervöse Bewegungen; dann lehnte sie sich stark hinter die spanische Wand ihrer Laubenabteilung. „Gott wie fatal!" stammelte sie endlich, als alle sie anblickten. „Mein Onkel aus Livland, Graf von der Tack .... wenn der mich nur nicht erkennt! ... Hier im Kaffeehaus .... allein mit Ihnen allen ...."

In diesem Augenblicke begriffen alle, daß sie vor der Hauptszene eines gelebten Dramas standen, wo alte und neue Weltanschauung aufeinanderprallen. Und jeder nahm seine Pose an, um sich der Situation gewachsen zu zeigen.

Aber der Onkel aus Livland hatte Elga schon bemerkt; er grüßte mit einer kaum merklichen Verbeugung des Oberkörpers.

Elga spielte die angenehm Überraschte und erhob sich. Mit einem leisen Freudenschrei ging sie ihm entgegen. Onkel und Nichte begrüßten sich zeremoniös.

Die Ästheten beobachteten die Gruppe und bewunderten „die edle Abgeklärtheit, mit der sich unter echten Aristokraten Familienszenen abspielen; die unendliche Kultur, mit

der diese Menschen ihre Gemütsbewegungen vor den Profanen verbergen.“ Onkel und Nichte sprachen jetzt lächelnd miteinander und schlürften ein Glas Bols triple sec, als ob sie sich erst gestern gesehen hätten und die Weltordnung gar nicht gestört wäre durch dieses unerwartete Zusammentreffen.

Nach einigen Minuten zahlte der Onkel mit einer nachlässigen Bewegung; Elga stand hastig auf und kam wieder zu dem Künstlertisch herüber.

„Meine Pelerine, bitte!“ sagte sie hastig, während alle Ästheten mit glühenden Augen hinzusprangen. Und leise stieß sie mit unbewegten Lippen heraus: „Es ist entsetzlich!“

— „Mut, Elga! — Seien Sie tapfer.“

„O ja, danke.“ — Sie raffte sich augenscheinlich mit ungeheurer Willenskraft zusammen und drehte sich hochaufgerichtet mit einem versteinerten Lächeln herum. Dann nickte sie dankend und rauschte davon.

Es lag etwas Königliches in ihrem Gruße: Maria Stuart, die erhobenen Hauptes das Blutgerüst besteigt.

Der Onkel grüßte auch; kalt, höflich und hoheitsvoll müde.

Die Ästheten verbeugten sich.

Elga und der Graf verschwanden.

„Prachtvoll,“ sagte einer, „diese Kultur!“

— „Ja, kolossal! — Ganz interessant: Eine einzige Szene.“

Über dem Reiz der Beobachtung vergaßen sie fast, Elga zu bemitleiden, der jetzt ein schrecklicher Auftritt, in der Folge vielleicht eine „Nervenheilanstalt“ oder ein livländisches Kloster bevorstand; denn solche Befürchtungen hatte sie wiederholt ausgesprochen.

Vier Tage lang blieb Elga verschwunden.

Das wäre sonst nicht so auffallend gewesen, denn es war schon öfter vorgekommen. Wenn man ihr dann Vorwürfe machte, seufzte sie: „Der grüne Esel!“ Das erklärte alles. Sie hatte manchmal so lange nach der richtigen Stimmung zu suchen. Das Ringen nach der Form! Denn es war ein Roman in dreißig Stimmungen, wie sie sagte. Manchmal mußte sie tagelang nach der richtigen Ergänzungsfarbe suchen, um weiterschreiben zu können.

Aber diesmal war es nicht der grüne Esel. Diesmal war es ganz besonders ernst. Großes schien auf dem Spiel zu stehen. — — — —

Am fünften Abend erschien sie wieder. Ein allgemeines „Ah!“ begrüßte sie. Und in diesem „Ah“ lag ungeheuer Vieles, Tiefes, Kompliziertes.

„Danke!“ sagte sie sehr einfach und schlicht in ihrer Größe.

„Nicht fragen, bitte. — Es war entsetzlich: Ich komme aus dem Salesianerinnen-Kloster in Dorpat. Bei Nacht aus dem ersten Stock gesprungen; gräßlich!“ — Ein Schauer der Erinnerung schien sie zu überfliegen; ihre Augen wurden tief und wie fern suchend.

Ihre übermenschliche Willenskraft hatte sich übrigens ganz seltsam bewährt: es war keine Spur von Müdigkeit an ihr zu bemerken. Sie wurde auch gleich wieder ganz heiter; und schöner denn je sah sie aus. Nur um die Augen herum hatte sie ein wenig dunkle Ringe — aber die hatte sie auch sonst öfter, wenn sie, wie sie sagte, wieder einmal die halbe Nacht an dem grünen Esel gearbeitet hatte; und schon gar, wenn es mehrere Nächte geworden waren.

So war denn allgemeine Freude im Cénacle, und ein jeder pries die phänomenale Widerstandskraft dieses zarten Ästhetenkörpers, die Macht ihrer hellvioletten Seele, die diesen Körper vergeistigend aufrecht erhielt.

Um Elga nach den Gemütserregungen, die sie gehabt hatte, zu schonen, bemühte man sich, sehr einfach und farblos zu sprechen. So kam man auf Personalien, bei Ausschluß der ästhetischen Nuancestreitigkeiten. Es war übrigens auch ein Ereignis eingetreten, über das vor allem Elgas Entscheidung eingeholt werden mußte.

Die Sache war eigentlich recht verlegen. Anatole hatte an einem der letzten Abende einen Eindringling an den Tisch gebracht. Nämlich ganz einfach einen Herrn Gustav Stienzel aus Wien. Das wäre ja nun an und für sich noch nicht so schrecklich gewesen. Aber der gute Stienzel war alles eher als Ästhet. Er war mit vollständiger Literaturblindheit und Farbentaubheit geschlagen. Er hatte zum Beispiel keine Ahnung davon, warum und daß Trompete rot, Waldhorn aber braun klingt. Anatole gestand überhaupt errötend, daß sein Schützling „geistig farbenblind und taubstumm" sei. — „Mit einem Wort, ein komplettes Rhinozeros", faßte Menzel die allgemeine Impression zusammen.

„Und warum hat ‚man' ihn dann hergebracht?" frug Elga ruhig und kalt mit ihrem fernsten, unergründlichsten, livländischesten Blick.

— „Na, ja!" — man räusperte sich; — das Rhinozeros war aber nämlich ein Millionärssohn, der kürzlich den Papa beerbt hatte — und er hatte nun eben die fixe Idee, in literarischen Kreisen zu verkehren. — Je exklusiver ästhetisch, desto besser (wenigstens dreimal wöchentlich); er wollte partout die höhere Nuance begreifen — und Anatole, ja Anatole hatte gewisse Verpflichtungen gegen ihn.

Als die häßliche Million genannt wurde, hatte Elga eine ihrer kurzen, unglaublich verächtlichen Mundbewegungen gemacht, die Bände sprachen, ihr aber (jedenfalls zufällig) ausgezeichnet zu Gesicht standen.

Selbach machte einen Vorschlag, um den unangenehmen Menschen los zu werden, ohne Anatole ihm gegenüber in eine schiefe Stellung zu bringen. Elga sollte sich einstweilen mit einem oder zweien des Kreises an einen anderen Tisch setzen; wenn dann Stienzel käme und sich an den Ästhetentisch setzte, sollte einer nach dem andern mit einer Entschuldigung aufstehen und sich hinübersetzen, bis Stienzel allein wäre. Dann würde er es schon merken.

Anatole war einverstanden, obwohl es ihm eher unangenehm war. Aber Elga erklärte mit einem Seufzer und einem mitleidsvollen Blick auf den Armen: „Nein! — man soll ihn mir vorstellen — Ihnen zu liebe, Anatole, damit Sie sehen, daß ich Ihnen auch ein Opfer bringen will — wenn es möglich ist."

Anatole Mertz stand auf und küßte ihr tiefbewegt die Hand. Sie ließ es gütig geschehen.

„Schließlich sind so bornierte Menschen manchmal ganz interessant", sagte sie. „Als Folie nämlich. — Vielleicht gibt er mir auch eine Ergänzungsfarbe für den grünen Esel!" Dabei spielte ein ironisches Zucken um ihre Mundwinkel. Einige glaubten auch, den gewissen fluoreszierenden Schimmer über ihre malvenfarbige Seele huschen zu sehen. Aber alle sahen ihn nicht, denn es ist auch unter den Feinen nicht allen gegeben, das Feinste immer zu sehen und Ultraviolettes zu fühlen.

Als Stienzel kam, wurde er kühl, aber höflich begrüßt. Dann wurde er vorgestellt.

Elga nickte sehr hoheitsvoll, doch gnädig, mit hochgezogenen Augenbrauen. Aber der übersprudelnde „junge Mann aus der besten Gesellschaft" begann sofort „Konversation zu machen".

„Gott, so ein merkwürdiger Zufall! Gnädiges Fräul'n. Ich hab' ja schon gestern in der Oper das Vergnügen gehabt, Sie bewundern zu können!" — „Mich? Nein, Sie irren sich." — „Aber ja, gewiß; Sie waren doch gleich neben mir in der Loge rechts Nr. 6 . . . in einem weißen Atlaskleid mit Spitzenbesatz — ich hab ja gar nirgends anders hing'schaut."

Allgemeines Gelächter. Und selbst Elga schien nun nicht länger an sich halten zu können, während Stienzel fast zornig wurde und nicht recht wußte, ob er über einen der Herren die wienerische „Watsche" entladen sollte — oder ob dieses Benehmen in Elgas Augen und Gegenwart unästhetisch wäre.

Elga rettete die Situation. „Nein, verzeihen Sie nur, daß wir alle so ungezogen sind zu lachen, aber es ist wirklich zu komisch; ich bin nämlich erst heute abend von Dorpat zurückgekommen."

„So! — ach so! — Ja, Pardon. Aber wirklich, die Ähnlichkeit . . ."

„Ja leider! — Ich merke nämlich schon seit einiger Zeit, daß ich eine Doppelgängerin habe, und zwar, was am unangenehmsten daran ist, eine Dame von ein wenig . . . na ja, eine Dame der Halbwelt scheint's."

— „Ach, Pardon, Pardon! Ja dann schon gar, — natürlich!"

— „Übrigens wundert's mich doch, daß man uns manchmal verwechselt. Wir sehen uns zwar ein bißchen ähnlich, aber sie ist viel, viel hübscher."

— „Also nein, das nicht. Im Gegenteil!"

— O bitte, keine Komplimente; ich bin gar nicht eitel — und dann, wissen Sie, mit den Toilettemitteln u. s. w. dieser Damen! — sie sind ja manchmal auch nicht hübscher als wir — aber sie sehen eben doch besser aus."

— „Aber nicht so ‚comme il faut'. — Ich begreif' wirklich nicht, wo ich die Augen g'habt hab'."

Damit war der Vorfall erledigt und die Konversation wurde allgemein.

Aber der Ungeschlachte in dieser Gesellschaft von Feinen, Abgestimmten sollte in seinem Wunsche, sich au fait zu zeigen, noch einmal einen „Schnitzer" machen.

„Fräulein sind wohl Malerin?" frug er mit angenehmer Plötzlichkeit.

„Nein, ich schreibe."

Mertz gab ihm einen Rippenstoß und flüsterte ihm hastig zu: „Aber Mensch, blamier dich doch nicht fortgesetzt. Der beste Roman der Neuzeit ist von ihr!"

— „Wie heißt er denn g'schwind?"

— „Der grüne Esel!"

— „Ach so! — Ach ja, richtig, ‚Der grüne Esel' ist ja von Ihnen. Ausgezeichnet, gratuliere! Mein Lieblingsbuch! Den hab' ich ja schon dreimal gelesen."

Diesmal war der Schlag so entsetzlich, daß der Kreis blaß wurde und keiner lachte. In das peinlichste aller Stillschweigen aber tönte halblaut die müde, weltfremde, ein wenig ironisch gefärbte Stimme Elgas: „Nein, Sie irren sich noch einmal. ‚Der grüne Esel' muß wohl auch einen Doppelgänger haben: der meine ist noch nicht gedruckt."

„Na, jetzt geh' ich mich aber gleich aufhängen!" sagte Stienzel vernichtet. Er stand auf: „Gute Nacht meine Herrn ..." Aber Elga rief ihn zurück. Und in diesem Augenblick, bei dieser Bewegung war sie unaussprechlich groß in ihrer Güte. Alle Anwesenden begriffen das.

„Nein," sagte sie; „setzen Sie sich hieher zu mir als Strafe. Aber jetzt machen Sie mir keine Komplimente mehr, sondern erzählen Sie mir vom heutigen Rennen."

Er blieb; denn er fand sie furchtbar lieb in diesem Augenblicke, und sie war wirklich unwiderstehlich, wenn sie mit dieser naiven Kinderstimme kleine Bosheiten sagte, die nur besser begabte Erwachsene verstanden. Er erzählte ihr also vom Rennen, während die anderen ein wenig demonstrativ von weltfernen Gegenständen sprachen. Eifersüchtig war man übrigens nicht, denn man kannte Elga. Und außerdem wußte man ja, daß sie nur wichtige Studien machte. Als man aufbrach, flüsterte sie Anatole zu: „Ein ganzes Kapitel!", und zu Stienzel sagte sie rührend freundlich: „Auf Wiedersehn!"

Stienzel kam jetzt alle Abende an den Tisch und Elga studierte eifrig die Farbe seiner Seele. Sie sagte, der Grundton sei ganz einfach rotgelb; manchmal aber sei er das reinste Chamäleon. Sie brauchte also mehrere Abende, um die Farbenschwankungen für ihren Roman festzustellen. Die Ästheten amüsierten sich sehr über dieses unbewußte Modellstehen des Unverständigen. Er war übrigens sonst ganz sympathisch und man hatte sich bald an ihn gewöhnt. Man überhörte ihn jetzt. Er war auch ganz gut verwendbar und gefällig. Er ließ öfter trotz allgemeinen Protestes Champagner anfahren. Vielleicht war er auch gar nicht so ganz dumm. Er bedurfte nur gewisser Auslösungen. Man mußte ihn nur oft ein wenig erziehen. Er ließ sich auch Erziehung ganz gern und gutmütig gefallen. Angezogen war er übrigens von vornherein ausgezeichnet; ganz als ob er wirklich Geschmack gehabt hätte. Und er besaß jene Kunst, sich für seinen Reichtum fast zu entschuldigen, so daß man ihm unwillkürlich seine Million verzieh. Und schließlich betrachtete man ihn an dem Tische als das notwendige Übel, den kleinen unumgänglichen Mißton, der die sonstige Harmonie dieser Vereinigung der Seltenen erst recht fühlbar machte. Sein materielles Mitleben war eine unbewußte Folie zu der präraffaelitischen Ätherisierung ihres exklusiven Kreises. So lebte man drei Wochen im besten Einvernehmen.

Eines Abends sagte Elga: „Heute nehme ich Abschied."

„Wie? — Was? — Sie verreisen?"

„Ja!"

„Auf lange? — Wohin?"

„O, nicht weit; nur nach Tegel auf vierzehn Tage oder drei Wochen — um ungestört arbeiten zu können. Ich muß meinen Roman vollenden."

„Den grünen Esel?"

„Ja. — Das letzte Kapitel."

„Großartig! — Na, dann freilich ...!"

*

Am nächsten Abende war Elga tatsächlich verreist. Sie ging allen sehr ab. Es war gar kein richtiger Zug mehr in den Unterhaltungen der Ästheten. Die Stimmung war zerrissen. Ein Ton fehlte; das fühlten alle und waren dadurch bedrückt. Der Glanz ihrer Seele verklärte nicht mehr das Gesamtbild. Jeder einzelne im Kreise schien eckig und farblos, weil die mauvefarbenen Leuchtstrahlen Elgas die Formen nicht mehr veredelten und abtönend dämpften. Stienzel aber wirkte nun wie ein greller Klarinettenkikser. Seine bescheidene, sonst ganz unbeachtete Chamäleonseele mochte nun die ganze

Skala des Regenbogens durcheilen, aber jede Farbe klang wie ein roher, schmerzlicher Aufschrei, der die Ästheten zusammenschrecken machte. Nach einigen Tagen blieb er übrigens aus. Er wollte nach Wien zurück, sagte er. Man empfand das wie eine Erlösung und beeilte sich, ihn zu vergessen. Mit desto größerer Spannung wartete man aber nun auf Elgas Rückkehr. Man sprach nur mehr von ihr — und von ihrem Roman, dem schönsten Roman des Jahrhunderts, der nun vollendet wurde. Man stritt über die unfaßliche Feinheit des Kolorits und der seelischen Flageolettöne, die aus ihm klingen würden.

Elga blieb lange aus. Man zählte die Tage. Am dritten Montag nach ihrer Abreise, als man eben melancholisch von ihr sprach, stand sie plötzlich vor dem Tische. Man hatte sie nicht eintreten gesehen. Sie war erschienen, wie aus einem Nebel heraustretend, als ob sie wie eine Göttin den Ruf der allgemeinen Sehnsucht gefühlt hätte und ihm huldreich gefolgt wäre. Dieses Erscheinen paßte zu ihrem Wesen. Sie sah wieder noch schöner aus, denn je. Es lag wie ein Triumph über ihren Zügen und ihre Augen leuchteten in überirdischem, feuchtem Glanz. Man fühlte, daß sie etwas ganz Großes vollendet hatte. So mußte Sappho ausgesehen haben, als sie von Olympia als Siegerin heimkehrte. Etwas Olympisches lag auch auf ihr. Nur statt des Ölzweiges im Haar, hatte sie eine kostbare, malvenfarbige Orchidee im Gürtel.

„Elga!" war der allgemeine Aufschrei. „Endlich!"

Sie nickte traumverloren, glückselig mit dem Kopfe. Diesmal sahen alle den goldigen Schimmer über ihre Seele gleiten.

„Also — endlich vollendet?"

„Ja."

„Der grüne Esel — gelungen?"

„Ja."

„Haben Sie ihn mitgebracht?"

„Ja", sagte sie nochmals; — dabei wandte sie sich ein wenig um in ihrer gewohnten Majestät.

„Der grüne Esel, der grüne Esel!" tönte es aufgeregt durcheinander.

„Zeigen Sie! zeigen Sie!"

„Hier ist er! — Meine Herren, sie kennen doch Herrn Stienzel aus Wien, mein Mann seit vorgestern; wir haben in Tegel geheiratet."

Die Ästheten waren versteinert — sie sagten auch nichts. Sie fühlten, daß jede weitere Nachfrage taktlos gewesen wäre. Stienzel schüttelte glückleuchtend alle Hände und ließ Champagner anfahren. Am nächsten Tage fuhr das junge Paar nach Österreich, wo Stienzel in Schönbrunn bei Wien kürzlich eine Villa gekauft hatte.

Seltsamerweise verschwand um dieselbe Zeit in Berlin eine der bekanntesten Damen der Turf- und Halbwelt, Fräulein Mizzi Daré. Man glaubte anfangs an einen geheimnisvollen Mord, und die Polizei stellte, besonders auf Anregung einiger hochgestellter Lebemänner, ernstliche Nachforschungen an. Diese wurden aber auf eine vertrauliche Mitteilung der Wiener Behörden hin wieder abgebrochen, eben als man schon die Spur des Mörders gefunden zu haben glaubte. Den hochgestellten Lebemännern wurde bekanntgegeben, die Dame sei nicht ermordet, sondern verreist und glücklich verheiratet. Und (dies wurde nur unter der Hand diskret mitgeteilt) sie bewohne in Schönbrunn eine prachtvolle Villa, die den seltsamen Namen führe: „Zum grünen Esel".

Konzert-Schablone.

Von Robert Hirschfeld.

Unsere Zeit ringt nach neuen Formen. Es fehlt an Geistern, die ihr neuen Geist zuführen könnten; aber wir suchen allenthalben das Geistige, das aus schöpferischen Perioden herübergerettet wurde, neu zu gestalten, umzubilden, in zeitgemäße Formen umzugießen. Das wird unsere Aufgabe bleiben, bis wieder ein Genie aufflammt, das Schaffen neuerdings zu Ehren bringt und die Talente ablöst, die heute nur geschäftig das Umschaffen besorgen. Oder empfing unser Leben, unsere Kunst, unsere Sinfonie, unsere Oper, unser Drama einen neuen Inhalt? Es wird alles nur ein bißchen umgestellt, umgebogen. Diese Tätigkeit wenigstens sollte nicht ins Stocken geraten. Der Reiz der neuen Formen, die unser gesellschaftliches Leben, unser Hausgerät, unsere Bücher, unsere Ausstellungen, unsere Gärten, unsere — Seelen annehmen, soll uns nicht verkümmert werden. In der Flut von Neubildungen steht nur das moderne Konzertwesen still. Ein Konzert von heute ist nur wenig verschieden von den Akademien, die vor mehr als hundert Jahren in Übung waren. Eine Sängerin singt eine Anzahl von Liedern ab, ein Virtuose spielt ein Klavierprogramm herunter, Dinge, die nicht zueinander passen; eines schlägt und unterdrückt das andere. Im Walker-Konzert knallte Herr Brecher, sonst sehr feinfühliger Dekadent, die „Rienzi"-Ouvertüre mitten durch Lieder von Brahms und Hugo Wolf. Auslagefenster eines Schneiders oder Schusters werden heute nach ästhetischen Grundsätzen arrangiert; in Deutschland gibt es Vereine für Schaufensterästhetik mit Zuerteilung von Preisen und Diplomen. Man hat ja genug darüber geschrieben. Ein moderner Zigarrenladen bettet nur einige braune Kästchen in blauen Samt; man legt nicht mehr den ganzen Reichtum an Sorten aus; man deutet in ästhetisch abgestimmter Wohlordnung nur leise an, daß hier mit Glimmstengeln gehandelt wird. Ein moderner Virtuose spielt aber alles durcheinander, was irgend seine Technik zu beweisen vermag. Will man das Genossene und rasch Verschlungene ein wenig verdauen, das Gehörte überdenken, die erregten Nerven zur Ruhe bringen, so platzt irgend eine „gefällige Mitwirkung" herein, die noch schnell einen Riß durch die Programme macht. Man wird von einer Liedstimmung in die andere geschleudert. Von himmlischem Behagen stürzen wir in Todesqualen, aus Nacht und Grauen werden wir in süße Liebesgefühle geschoben; nach Kirchhofruhe wird Heldenmut entzündet.

Wäre es unmöglich, die Liederabende oder Klavierprogramme regelmäßig aus einem bestimmten Gefühlskreise zu entwickeln? Ich sehne mich nicht nach verdunkelten Konzertsälen, denn die gesunde Kunst will Licht und Helle haben wie das gesunde Leben. Ich wünsche mir kein versenktes oder verdecktes Podium, denn die reproduzierende Kunst ist von der Persönlichkeit, auch wenn sie schwitzen sollte, und vom Leben nicht zu trennen — wir würden sonst beim Phonographen, bei der Phonola und ähnlichen phonischen Ungeheuern anlangen. Ich liebe auch nicht die moderne Konzertgartenkunst, das geschmückte Podium, auf dem Orangenblüten und Lorbeerbäumchen den Spielern zunicken und zuduften — das ist für Hochzeiten und Jubiläen gut. Aber eine durchgreifende Reform der Konzertprogramme ist vonnöten. Die Sezession mit ihren harmonisch abgestimmten Spezialausstellungen und mit ihren retrospektiven Darstellungen könnte Vorbild sein, wenn die Musik ihr nicht mit ähnlichen Versuchen vorangegangen wäre. Historische Konzerte (man denke an die unvergeßlichen Abende Rubinsteins) und Programme, die einem

einzigen Meister gelten (Gura, die Barbi, Messchaert), hat es längst gegeben. Doch waren es glänzende Ausnahmen, und gegen historische Abende wurde gerne der Einwand der Nüchternheit und trockenen Wissenschaftlichkeit gemacht. Die Zeiten haben sich geändert. Die Historie ist uns nicht mehr fremd — ist ja die historische Kunstauffassung an Stelle der spekulativ ästhetischen getreten. Das vorige Jahrhundert hat uns in geschichtlichen Anschauungen großgezogen. Das Publikum, diese schwer zu behandelnde Vereinigung ungleicher, entgegengesetzter, widersprechender Bildungsschichten, ist heute derart zum Bewußtsein historischer Entwicklung gelangt, daß die Ankündigung eines Beethoven-Zyklus (die Sinfonien in chronologischer Folge) in den populären Sonntagskonzerten des Wiener Konzertvereines einen beispiellosen Andrang verursachte. d'Albert, Busoni u. a. sind öfters mit zyklischen Programmen gekommen. Beethoven- oder Brahms-Abende zieht das Publikum entschieden gemischten Programmen vor. Gutmann, der Berater der Künstler, besitzt eine ausgebreitete Literaturkenntnis und ist immer, wenn die Widerstände der Virtuosen nicht zu groß waren, ein Anwalt ästhetisch oder historisch geordneter Zyklen gewesen. Wollten doch die Konzertgeber des Alltags dem Vorbilde der hervorragenden Künstler nachgehen! Wir verlangen von den Konzerten nur jene Wohlordnung, die bei einem diätetisch arrangierten Diner eingehalten wird.

Das Konzertleben braucht eine Auffrischung, aber vom Kerne aus, vom Programm. Die Damen und Herren vom Bösendorfer-Saal oder vom kleinen Musikvereinssaal, aber auch vom großen, werden mich verstehen. Das Angebot der konzertierenden Künstler ist heute weit größer als die Nachfrage des Publikums. Täglich zwei bis drei Konzerte — eine Krisis ist unausbleiblich. Es ist doch klar: die Spieler und Sänger an sich interessieren nicht mehr; denn wie selten begegnet uns eine künstlerische Individualität, eine Persönlichkeit! Anderseits begreift man, daß Fräulein X oder Herr XX alljährlich ein oder zwei Lebenszeichen geben will. Das Interesse, das den Darbietenden bei der unübersehbaren Fülle von Konzerten versagt wird, sollte also darauf gerichtet sein, was sie bieten. Programme in einer einheitlichen Gefühlsrichtung, von einem bestimmten Gesichtspunkte aus gestaltet, werden immer lebhaft ansprechen. Es muß nicht allein das musikalische Element die Richtschnur geben. Wie anregend war im vorigen Jahre der Grillparzer-Abend Mandyczewskis. Ein Eichendorf-, Mörike-, Daumer-Abend — die Reihe ist unendlich — würde viele in den Konzertsaal führen, die einem planlos oder aus Effektstücken zusammengesetzten Programm aus dem Wege gehen. Die Entwicklung der Sonate, der Suite, der Etude, könnten auch solche mit Erfolg darstellen, die durch eigene Vorzüge nicht hervorzuleuchten vermögen. Wie wenigen ist es heute bei dem großen Aufmarsch der Konzertgeber noch gegeben, Sensationen zu erzielen. Da wird man es eben den Kleinsten und Geringsten schon zum Verdienste anrechnen, wenn sie nur die Konzertschablone meiden. Viele Konzertgeber klagen, daß die Kritik ihren Abenden fernbleibt. Was kann man über eine Klavierdame noch sagen, die sich zehn, zwölf, fünfzehn Jahre und länger in jeder Saison aufs Podium begibt und die bewußten Programme abhaspelt? Vielleicht ist die linke Hand stärker geworden oder der Triller gleichmäßiger, oder das Oktavenspiel fester. Was hat die Kunst, die wirkliche, oder gar die große, heilige, damit zu schaffen? Man kann aber die Kritik und das Publikum ins Konzert locken, ja zwingen: durch ästhetisch, historisch oder zyklisch geordnete Programme.

Chronik.

Die österreichische Frauenbewegung.*

Vom Frühling bis zum Herbst, man sollte meinen, daß es da über die Frauenbewegung in unserem Österreich wenig zu berichten gäbe. Große Fortschritte, oder sagen wir Sprünge, hat sie nun freilich nicht gemacht, aber die sind kaum erwünscht, denn es handelt sich zunächst darum, daß weitere Frauenkreise das Gegebene nützen, sich die modernen Anschauungen zu eigen machen und sich in das Neue hineinleben. Und eben davon ist erfreulicherweise zu berichten, denn die bezeichnendsten Bestrebungen sind nun nicht nur in der Reichshauptstadt, sondern auch in entlegenen Kulturzentren zu beobachten, ja die Wienerinnen müssen zugeben, daß ihnen die Frauen mancher Kronländer an Rührigkeit und Erfolgen nicht nachstehen.

Blicken wir zunächst nach Troppau, so sehen wir dort eine Frau im Vorstande des Konsumvereines; eine Tatsache, die nur darum Beachtung findet, weil die Kämpfe noch in der Erinnerung sind, welche in Wien die Forderung hervorrief, zwei Frauen in den Wiener Konsumverein zu wählen. Der Troppauer Verein für Fraueninteressen ist es auch, der energisch für Koedukation in den Volksschulen und das Hospitieren der Mädchen an den Mittelschulen eintritt. Und zwar nicht ganz vergebens, denn der schlesische Landesschulrat hat die Gesuche der Troppauerinnen wärmstens befürwortet, so daß es nun bei dem Ministerium für Kultus und Unterricht steht, ob es genehmigt, was die Eltern und die Schulbehörden im Interesse der Troppauer Schülerinnen für geeignet halten. Ähnliche Bestrebungen sind auch in Marburg hervorgetreten, dort wurde für ein Mädchen, das als Privatistin die Unterrealschule mit Auszeichnung absolviert hatte, die Erlaubnis angesucht, an dem Unterrichte der Oberrealschule in einigen Lehrgegenständen teilnehmen zu dürfen. Wir hoffen, daß der steirische Landesschulrat sich nicht rückschrittlicher erweisen wird, als der schlesische, zumal durch das Landerziehungsheim in Mürzzuschlag eine Bresche geschaffen ist. Dieses ist eine Erziehungsanstalt mit gymnasialem Unterricht für Knaben und Mädchen. Es will alle Vorteile der Doktor Lietzschen Erziehungs- und Unterrichtsmethoden und eines gemeinsamen Unterrichtes beider Geschlechter seinen Zöglingen bieten. Es ist sehr zu wünschen, daß ein zahlreicher Zuspruch es den Begründern ermögliche, die Richtigkeit ihrer Leitsätze auch in Österreich darzutun. Die Urteile deutscher und englischer Fachmänner über die in diesen Ländern angestellten Versuche sind äußerst günstig. In Wien liefern die vier von Knaben und Mädchen besuchten Volksschulklassen an der Unterrichtsanstalt Frau Dr. Schwarzwalds eine sehr ermunternde Probe. Nach dem Gesagten ist es ersichtlich, daß die Überzeugung: ein gemeinsamer Unterricht für Knaben und Mädchen sei für beide Teile vorteilhaft, an Boden gewinnt. An den Universitäten ist er, ohne besondere Übelstände zu verursachen, durchgeführt; obzwar, wenn überhaupt, gerade da Befürchtungen denkbar sind, in Anbetracht dessen, daß bis zur Universität eine geradezu ängstliche Scheidung der Lernenden nach Geschlechtern beobachtet wird, daß die jungen Leute in einem kritischen Alter zuerst die Schulbank teilen, und daß es unter außerordentlichen Hörerinnen auch unberufene gibt.

Das Universitätsstudium der Frauen ist in Österreich im Zunehmen begriffen, und es ist zu hoffen, daß auch die juridische Fakultät bald ordentlichen Hörerinnen Zutritt gewähren wird. Rechts- und staatswissenschaftliche Studien betreiben in Wien 9, in Graz — Staatsrechnungswissenschaften — 22 Hospitantinnen. An allen österreichischen Universitäten zählte man im verflossenen Jahre 1224 Hörerinnen. In Graz promovierte eine Klagenfurterin als erste Doktorin der Medizin im verflossenen Juli, gleichzeitig fand in Czernowitz die erste Promotion einer Frau zur Doktorin der Philosophie statt. Das Ereignis des Jahres ist aber die Zulassung und Bestätigung der Dr. Elise Richter als Dozentin an der Wiener Universität; wobei das Stimmenverhältnis des Kollegiums besonderes Interesse beansprucht. Dem Referate des

* Vergl. Bd. II, Heft 22 der „Österr. Rundschau“.

Professors Dr. F. Jodl stimmten 40 Gelehrte zu und nur 10 stimmten dagegen.

Eine bedeutsame Tat der Unterrichtsverwaltung ist die Ernennung der ersten außerordentlichen Inspektorin für den weiblichen Handarbeits- und Fachunterricht. Es erscheint freilich selbstverständlich, daß Frauen den Näh-, Strick- und Häkelunterricht zu überwachen hätten, aber es gibt so viel des Selbstverständlichen, um das die Frauen vergebens ringen und petitionieren, daß diese Ernennung immerhin dankbar zu begrüßen ist. Zumal der Handarbeitsunterricht in den Schulen auf einer Stufe steht, die gegeben war, als es noch keine Näh- und Strickmaschinen gab, und als die Bedeutung des Zeichen- und Handfertigkeitsunterrichtes für die Übung von Auge und Hand noch nicht erkannt war.

Die Unterrichtsverwaltung ist so sehr in der Schuld der Frauen, daß diese ein Recht haben, immer wieder und überall die Förderung des weiblichen Unterrichtes zu beanspruchen. Die Auflassung der Wiener gewerblichen Fortbildungsschulen für Mädchen ist zunächst wettzumachen und Mittel zu beruflicher Ausbildung zu beschaffen.

Vielleicht erwartet man im Ministerium für Kultus und Unterricht die Initiative von außen, insbesondere von den Eltern, die im Gedränge sind, da sie mit Recht zögern, ihre Töchter dem überfüllten Lehrberufe, dem Post-, Telegraphen- und Telephondienste, dem Maschinenschreiben und der Stenographie, der Buchhaltung zuzuführen, weil diese Erwerbszweige unter dem Drucke einer beispiellosen Konkurrenz stehen. Wir zweifeln auch nicht, daß die Initiative nicht mehr lange auf sich warten lassen wird, denn es geht neuestens ein Separatabdruck aus dem „Zentralblatte für das gewerbliche Unterrichtswesen“ von Hand zu Hand. Dieses enthält ein Verzeichnis der gewerblichen Staats-Lehranstalten und gibt eine wertvolle Direktive, nicht nur für Knaben, sondern auch für Mädchen, denn nirgends ist gesagt, daß diese Schulen nur für die ersteren bestimmt sind. Tatsächlich besuchen Mädchen die k. k. Kunstgewerbeschulen und die k. k. graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien. Nichts steht daher dem im Wege, daß sie die Spezialschulen der gewerblichen Zentralanstalten und die Staatsgewerbeschulen besuchen. Durch den Unterricht in der Wirkerei, Weberei, Färberei würden sie nur die Erzeugung von Produkten wiedergewinnen, die einst ausschließlich von Frauenhänden verfertigt wurden.* Der Tischlerei wenden sich neuestens viele Mädchen zu; mittelst entsprechender Schulung könnten besonders gut veranlagte für die Kunsttischlerei, Drechslerei und für Werkmeisterposten ausgebildet werden. Dasselbe gilt von der Vorbereitung in chemisch-technischen Fächern, wodurch auch weibliche Kräfte der Industrie zugeführt werden könnten. All das wird in den letzten Monaten in Frauenkreisen lebhaft erörtert.

Aber noch mehr als mit Koedukation und der eben berührten Fachbildung beschäftigten sich die fortschrittlichen Frauenvereinigungen mit Vorschlägen zur Reform des österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches. Es entspricht diese lebhafte Bewegung auch der Wichtigkeit der Sache. Denn es ist von größter Tragweite für die gesamte Frauenschaft, welche Rechte die Frau in Zukunft als Gattin, Mutter, Schülerin, Gewerbetreibende, Bürgerin haben soll, ob sie, wie derzeit, rechtsbenachteiligt oder gleichberechtigt den Lebensweg gehen und den Existenzkampf aufnehmen wird. Darum haben alle österreichischen in der Frauenbewegung stehenden Vereine die diesbezügliche Arbeit aufgenommen. Einzelne sind schon mit Petitionen an das Justizministerium und an die zur Gesetzreform eingesetzte Kommission herangetreten.

Der Bund österreichischer Frauenvereine hat bisher seine Vorschläge betreffs des Eherechtes formuliert und diese dem Leiter des Justizministeriums und Exzellenz Unger unterbreitet; er beschäftigt sich nun mit den Rechten zwischen Eltern und Kindern und wird so fortfahren und zum gesamten Gesetzbuch vom Standpunkte der Frau Stellung nehmen. Der allgemeine österreichische Frauenverein, tschechische Vereine und der Troppauer Verein für Fraueninteressen haben Petitionen eingebracht, welche alle Personenrechte betreffen. Die von der Troppauer Vereinigung überreichte trägt überdies die Unterschriften von 865 Schlesierinnen, welche in wenig Tagen gesammelt wurden..

Diese Schriftstücke weichen in Einzelheiten voneinander ab, allen gemeinsam ist aber die hohe Würdigung der Ehe. Bisnun haben die organisierten österreichischen Frauen den Anschluß an den deutschen „Bund für Mutterschutz“ abgelehnt. Wie sehr sie für den Schutz des unehelichen Kindes und der Mutter eintreten, erweisen ihre Petitionen; bis zur Begründung einer neuen sexuellen Ethik haben sie sich jedoch nicht verstiegen. Es war unseres Erachtens ein Mißgriff der Begründer des deutschen Vereines „Mutterschutz“, die Bestrebungen nach Anerkennung der freien Liebe, als einer legalen Form der Geschlechtsverbindung, mit dem Mutterschutz zu verquicken. Die organisierten Frauen Österreichs weisen im wohlverstandenen Fraueninteresse diese Bestrebungen entschieden zurück, denn sie erkennen in der Ehe den Hort, der der Willkür und Zügellosigkeit eine Schranke

* Die städtische höhere Webeschule Klara Roths in Berlin erfreut sich eines großen Zuspruchs und bildet eine größere Anzahl Weberinnen und Musterzeichnerinnen aus.

setzt und halten die Ehe hoch, weil sie dem Kinde den Vater gewonnen hat und sichert.

So sehen wir das Interesse der Frauen an der Verbesserung ihrer rechtlichen Stellung und ökonomischen Lage im Wachsen; klar zum Ausdrucke kommt dies in den sich mehrenden Frauenorganisationen und durch die Frauentage. Der Bund österreichischer Frauenvereine hielt im Mai dieses Jahres in Wien seine dritte Generalversammlung und seinen zweiten Frauentag unter Anteilnahme vieler Frauen aus entfernten Städten der Monarchie ab. In zweitägigen Beratungen wurden die Vorlagen über Unterrichts-, Erwerbs- und Rechtsfragen, über den Schutz von Privatlehrerinnen, Dienstbotenversorgung und Antialkoholbestrebungen erledigt. Eine Schulkonferenz galt der Beratung eines Lehrplanes, der, an die dritte Bürgerschulklasse anknüpfend, einerseits einen Fortbildungsunterricht und anderseits die Erlangung der Kenntnisse der Unterrealschule im Auge hat. Ferner wurde beschlossen, zur Verständigung der Bundesvereine untereinander und der Orientierung ihrer Mitglieder periodische Mitteilungen zu veröffentlichen. Die erste Nummer derselben wird demnächst unter dem Titel: „Der Bund" erscheinen. Die Debatten und der rege Gedankenaustausch bei den sich daranschließenden geselligen Veranstaltungen brachten allen Teilnehmern dauernde Anregungen. — In Krakau hat sich ein Bund polnischer Frauenvereine gebildet, dessen Organisation nach dem Muster der dem Weltbunde angegliederten Reichsverbände eingerichtet ist, der aber ein entschieden nationales Gepräge hat. In den letzten Oktobertagen hielt er in Krakau den ersten polnischen Frauentag ab, der beschloß, zur Hebung des polnischen Volkes vorläufig je eine Mädchenbildungsanstalt in Galizien, Preußisch- und Russischpolen zu errichten. Resolutionen für das Wahlrecht der Frauen und die Bekämpfung der legalisierten Unzucht fanden begeisterte Zustimmung. Die Referate über diesen Punkt der Tagesordnung lieferten auch haarsträubende Sittenbilder. Die Reform des österreichischen bürgerlichen Gesetzbuches wurde ebenfalls in das Arbeitsprogramm der polnischen Frauenvereine aufgenommen. — Gleich den polnischen, schließen sich die ruthenischen Frauen zu einem Verband zusammen, der unter Führung des Klubs der ruthenischen Frauen demnächst in Lemberg ins Leben treten wird. — Besonders rührig sind auch im letzten Jahre die Tschechinnen gewesen, die zu den bestehenden neue Vereine und Zeitungen gründeten. Ein Frauenklub in Prag und eine Mädchenakademie in Brünn propagieren im Verein mit der im Sommer dieses Jahres geschaffenen »Ženská Revue« die Errichtung eines Mädchengymnasiums in Brünn und von tschechischen Fachschulen für Mädchen. Sie treten auch in Wort und Schrift lebhaft für den gemeinsamen Unterricht beider Geschlechter in den Volks- und Mittelschulen ein. — Wie der Zusammenschluß der bürgerlichen Frauen, so gewinnt die Organisation der sozialdemokratischen an Ausdehnung. In den letzten acht Jahren ist die Zahl ihrer Mitglieder von 5000 auf 14.000 angewachsen. Von diesen gehört allerdings die Mehrzahl Fachorganisationen an, die bestimmt sind, die Erwerbsverhältnisse der Arbeiterinnen zu verbessern und die organisierte Arbeiterschaft im Lohn- und Klassenkampfe zu unterstützen. Aber es gewinnen auch immer mehr frauenrechtliche Bestrebungen innerhalb dieser Vereinigungen an Boden, und sie würden ohne Zweifel die ausgeprägte Form der bürgerlichen Frauenbewegung annehmen, wenn die Sozialdemokraten, die vor die Wahl gestellt sind, die Gefolgschaft der Frauen zu entbehren oder ihnen in den Parteiversammlungen Sitz und Stimme zu gewähren, sich nicht für das letztere entschieden hätten.

Die Gewerbenovelle stößt auf den Widerstand aller fortschrittlichen Frauen, die an und für sich in dem Befähigungsnachweis eine engherzige, überlebte und zum Schutz des Gewerbes unwirksame Maßregel sehen, die überdies ganz besonders Frauen um Erwerbsgelegenheiten bringt. Denn sollte in Zukunft von allen Frauen, welche die Kleidermacherei und Putzmacherei ausüben wollen, nicht nur der Befähigungsnachweis, sondern noch überdies der Nachweis einer zweijährigen Lehr- und ebenso langen Arbeitszeit gefordert werden, so würde den Frauen, die sich in späteren Jahren genötigt sehen, einen Erwerb zu suchen, dies auf den betreffenden Gebieten unmöglich gemacht. Und doch sind diese bisher fast die einzige Zuflucht der auf sich angewiesenen Familienmütter gewesen. Die Zahl dieser ist aber keine geringe, denn die traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse machen viele Familienväter brotlos und der Tod raubt vielen Frauen und Kindern den Ernährer. Der Bund österreichischer Frauenvereine hat daher in dieser Angelegenheit eine Petition im Abgeordnetenhause überreicht.

Es gehört zu den Erfolgen der Frauenvereinigungen, daß sie die Einsicht in die allgemeinen Erwerbsverhältnisse und insbesondere in die der Frauen vermehren. Die Rechtsschutzstellen, die vielen Bedrängten Trost und Hilfe spenden, leisten darin besonders Dankenswertes. Sie könnten diejenigen, die in der Frauenbewegung einen müßigen Sport sehen, eines Besseren belehren. Die drei vom Allgemeinen österreichischen Frauenvereine in der Martinsgasse, Gumpendorferstraße und am Keplerplatz in Wien unterhaltenen Rechtsschutzstellen haben im letzten Vereinsjahr 1518 Parteien teils selbst

Auskünfte erteilt, teils für sie den Rechtsbeistand von Advokaten erwirkt. Auch die Brünner Rechtsschutzstelle hatte großen Zuspruch, der Einblick in unbeschreibliches Frauenelend gab.

Dieses ruft nach vermehrter sozialer Hilfe, ruft alle Leistungsfähigen auf, nicht Almosen zu geben, sondern den Unwissenden Lerngelegenheiten, den Brotlosen Erwerb, den Kranken und Alten Zufluchtsstätten. Der Staat kennt kein Recht auf Arbeit, kann aber das Einhalten der Gesetze nicht missen; das ist eine Sachlage, die der gesamten Gesellschaft und jedem einzelnen die Pflicht auferlegt, vermittelnd und ausgleichend einzutreten. Der Frauenweltbund erkennt diese Pflicht in seinem Leitsatze, dem Gebote der Liebe, an. Darum bedeutet die Festigung und Erweiterung dieser Frauenvereinigung fortschreitende Humanität und Kultur.

Marianne Hainisch.

Kleine Mitteilungen.

Anno fünf. Es war ein trauriger Monat, dieser November 1805. Wien in Feindesgewalt. Am 13. zogen die Franzosen in die Stadt, in die seit Matthias Corvinus keine Feinde gedrungen waren. Handel und Wandel stockten. Der Mangel an Lebensmitteln wurde von Tag zu Tag empfindlicher. Krankheiten rafften zahlreiche Menschenleben dahin. Kontributionen schmälerten vielen ihre Habe. Während die Feinde schwelgten, hungerten Tausende von Einheimischen. Die Begüterten entflohen dem ungewissen Schicksal. Wagen an Wagen reihte sich mit beweglichen Gütern. Selbst Ballkleider wurden nicht vergessen. Auch in der Burg raffte man zusammen, nicht nur Kostbarkeiten, auch Stiefelhölzer und Wärmepfannen. Die Feinde hingegen fühlten sich recht heimisch. Als sie über die Mariahilferstraße durch die Burg zogen, um die Taborbrücke zu übersetzen, die man in Brand zu stecken vergessen hatte, standen Tausende Neugieriger auf der Straße. Aus den Fenstern guckten gar liebliche Mädchenaugen auf die martialischen Grenadiere mit spiegelnden Brust- und Rückenharnischen, auf den Prinzen Murat, den großen stattlichen Mann, der, umgeben von Generalen in glänzenden Uniformen, mitten im Zuge ritt. Nun gar die prächtigen Garden in langen blauen Röcken, weißen Gilets, ebensolchen Beinkleidern und auf dem Kopfe die hohe Bärenmütze. Ein militärisches Schauspiel, sehr wirksam in Szene gesetzt. Zum Schlusse verwilderte Gestalten in malerischer Zerlumptheit, mit Fleisch und Brot auf den Bajonetten. Endlich der Troß von Weibern und Kindern auf halblahmen Pferden.

Man hat damals den Wienern nachgesagt, sie hätten den Ernst der Lage nicht ermessen, sie seien den Feinden allzu freundlich entgegengekommen. Aber diese, später auch von den „fremden Gästen“ gepriesene Wiener Gemütlichkeit war wohl die sicherste Waffe gegen feindlichen Übermut und kriegerische Roheit. So ganz ohne Exzesse ging es freilich nicht ab und auf so manchen Franzmann sausten wienerische Fäuste nieder, zur Abwehr gegen Angriffe auf fremdes Eigentum. Meistens handelte es sich um Pferdediebstähle. Sogar der Stadtkommandant Hulin soll vergessen haben, einen dem Grafen Harrach gehörigen Renner zurückzustellen. Mit vielem Takt benahm sich das Bürgermilitär, dem es oblag, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten. Selbst der Generalgouverneur Clarke konnte den uniformierten Bürgern das Zeugnis nicht versagen, daß sie der Stadt die wichtigsten Dienste geleistet hätten. Daß auch Napoleon die Wiener lobte, konnte sie stolz machen. Gesehen haben sie ihn nur selten. In der Stadt selbst nur zweimal: am 16. November nachmittags, als er sich zu seiner Armee jenseits der Donau begab, dann am 12. Dezember, als er wieder nach Schönbrunn zurückkehrte. Erst bei der Revue, die er am 23. Dezember auf der Schmelz abhielt, hatten sie Gelegenheit, ihn näher zu betrachten. „Er ritt“, heißt es in dem Tagebuch eines Augenzeugen, „auf einem alten Schimmel, in einer grünen Uniform mit Rabatten, gelben Knöpfen und Epauletten und mit dem Stern der Ehrenlegion geziert, weißen Beinkleidern und Weste, einem kleinen, dreieckigen Hut, worauf eine ganz kleine Kokarde. Man ist für ihn unwillkürlich gleich eingenommen.“ Vier Jahre danach — 1809 — sah ihn der jugendliche Grillparzer, dessen Franzosenhaß ebenso tief war wie der seines Vaters. Auch auf ihn hat die Persönlichkeit Napoleons stark gewirkt. Er erzählt in seiner Selbstbiographie, daß ihn Napoleon bezaubert habe wie die Schlange den Vogel. Schade, daß er damals noch kein Tagebuch geführt hat. War es doch in diesem verhängnisvollen Jahre, daß zum ersten Male ein Gedicht von ihm in die Öffentlichkeit drang. Es heißt „Recht und schlecht“ und ist ein Spottgedicht auf die vielen verkehrten Maßregeln in dieser harten Zeit. August Sauer hat es in die von ihm besorgte Ausgabe von Grillparzers sämtlichen Werken aufgenommen. Das Gedicht ist ein getreues Spiegelbild der Stimmung, die damals in Wien herrschte. Als es Grillparzer seinem Vater vorlas, wurde dieser blaß vor Schreck. Er sollte es ja niemandem zeigen, mahnte er den Sohn. „Das habe ich getreulich gehalten“, berichtet Grillparzer, „und es niemandem gezeigt, dem-

ungeachtet kam schon des andern Tages mein Vater ganz bestürzt aus dem Gasthause zurück, wo er manchmal des Abends ein Glas Bier zu trinken pflegte, rief mich beiseite und sagte mir, daß das Gedicht mit allgemeiner Billigung von einem der Gäste verlesen worden sei. Das Zeug machte gerade seiner plumpen Derbheit wegen die Runde durch die ganze Stadt; glücklicherweise erriet aber niemand den Verfasser.“ Das Gedicht dürfte in der Zeit der Friedensverhandlungen, also in den Dezembertagen, entstanden sein. Es schließt mit dem pessimistischen Ausblick:

Wenn man uns reformierte,
Und alles anders führte,
Das wär' schon recht;
Jedoch es bleibt beim alten,
Die Schurken läßt man walten
Ei! wahrlich! das ist schlecht!

Glossy.

Das „Allgemeine Europäische Wappenbuch“. Dr. Oskar Freiherr von Mitis erwähnte in dem im vorigen Heft unserer Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz „Adel und Urkundenkritik“ die berüchtigte Wappenfabrik aus dem Vormärz. Zu diesem Thema schreibt uns der Kustos der Wiener Hofbibliothek J. Menčik:

Es sind beinahe dreißig Jahre verflossen, seit ich zum erstenmal von dem „Allgemeinen Europäischen Wappenbuch“ hörte. Eine mir sonst unbekannte Person aus meiner Heimat schrieb mir, ich möge in diesem Werke, Band VII., Seite 321, nachsehen und ihr daraus die Geschichte und das Wappen ihrer Familie mitteilen. Freudig ging ich an die Arbeit und suchte im Kataloge der Hofbibliothek dieses Werk oder ein solches mit ähnlichem Titel. Zu meinem Erstaunen fand sich aber das Wappenbuch nicht, und die andern Werke hatten keine sieben Bände und keine dreihundert Seiten. Durch diesen Umstand nicht entmutigt, durchforschte ich auch den Handschriftenkatalog, aber leider mit keinem besseren Erfolg. Es blieb also nichts übrig, als zu den großen bibliographischen Kenntnissen des Chefs Zuflucht zu nehmen. Hofrat Dr. Ernst von Birk war ein immer offenes Buch, in dem man sich, namentlich in geschichtlichen und Kunstsachen eine sichere Auskunft holen konnte; wenn dieses Buch versagte, so konnte man schon voraussehen, daß die ganze übrige Welt darüber nichts wissen würde. Aber es war manchmal schwer, sich mit einer Anfrage an ihn zu wenden; war jedoch die Frage derart, daß sie seine Lachmuskeln reizte, so war er recht mitteilsam und redselig. Meiner Unwissenheit bewußt, trug ich ihm mit schüchternen Worten mein Anliegen vor. Gleich bei Nennung des Allgemeinen Europäischen Wappenbuches verfiel er in seine frohe Laune und sprach dann weitläufig über den Gegenstand. Die Existenz dieses Wappenbuches verwies er in das Reich der Fabel und erzählte von dem Schwindel, der in Oberitalien zunftmäßig betrieben wurde. In den Dreißiger- und Fünfzigerjahren, als noch unsere Regimenter als Besatzung in Italien standen, suchten sich die italienischen Wappenfälscher in Mailand, Venedig und anderswo leicht einen österreichischen Soldaten aus, der genügend eitel und reich war. Unter dem Vorwande, daß seine Voreltern adelig gewesen wären, und daß er selbst den Anspruch auf den Adel erheben könne, stellten sie ihm gegen gute Bezahlung auf gestempeltem Papier die Bescheinigung über seinen Adel aus und verwiesen dabei auf das „Allgemeine Europäische Wappenbuch der Hofbibliothek“. Nicht nur der Name dieser schon damals angesehenen Anstalt, sondern auch die Genauigkeit aller übrigen Angaben (Band und Seitenzahl) verscheuchten wohl alle Zweifel an der Wahrheit und das umsomehr, da der ehrenhafte Schwindler auch seinen Namen und Siegel aufzudrücken nicht vergaß. Es waren ja alle Eigenschaften vorhanden, welche nach der Meinung einfacher Soldaten ein echtes Aktenstück besitzen soll. Ähnlich sehen auch alle derartigen Dokumente aus, auf Grund welcher man noch jetzt zu Nachforschungen über den Adel mancher Familien ersucht wird. Noch in diesem Jahre wurden zwei solcher Anfragen an die Direktion der Hofbibliothek gerichtet. Hoffentlich wird diese Darstellung dazu beitragen, daß die Bibliothek künftig mit derartigen Fragen verschont bleibt. Die angeblichen Auszüge aus dem Wappenbuch sind übrigens auch in Ungarn sehr verbreitet.

Feuilleton.

Die Ausstellung für Volkskunde und kunstgewerbliche Hausindustrie.

Die Aufgabe der Kunstgewerbemuseen wird nicht überall gleich aufgefaßt. Aber, wie es ungerecht ist, eines Mannes Vorgehen zu beurteilen, ohne seine Umgebung in Betracht zu ziehen, so kann man auch die Tätigkeit eines Museums nur dann richtig einschätzen, wenn man weiß, wo und wie es seine Ergänzung findet und wo es selbst eine Lücke auszufüllen hat. Das Wiener Kunstgewerbemuseum, das

heute noch den freieren Titel „Museum für Kunst und Gewerbe" führt, hat es jedenfalls schon unter Eitelbergers glänzender Leitung für seine Aufgabe gehalten, nicht nur mittelbar durch Vorführung ausgezeichneter alter Kunstwerke, sondern in der verschiedensten Weise unmittelbar in das Kunstleben der Gegenwart einzugreifen. Das österreichische Museum, das älteste dieser Art auf dem Festlande, folgte damit übrigens nur dem älteren Londoner Beispiele, dem South-Kensington- jetzt Victoria and Albert-Museum, und entsprach damit offenbar auch den Absichten, die der erste Anreger des großen Werkes, Erzherzog Rainer, gehegt hatte.

Wir können nicht verkennen, daß zur Zeit der sogenannten „Wiener Renaissance", die man trotz geänderter Kunstanschauung ja nicht verachten darf, das österreichische Museum tatsächlich an der Spitze stand und sein Einfluß sich weit über ganz Mitteleuropa erstreckte. Wenn die frische Lebenskraft des Museums später zu versiegen drohte, so lag das, abgesehen vom Wandel der Zeiten, wohl daran, daß Eitelbergers nächste Nachfolger einen großen Teil ihrer Kraft schon verbraucht hatten, als sie zu leitender Stelle gelangten. Heute wird es Niemand verkennen, daß die Auffrischung, die durch das kühne Eingreifen des jetzigen Leiters der Anstalt, Hofrates Artur v. Scala, erfolgte, unbedingt nötig war, wenn man das ursprüngliche Ziel wieder finden wollte.

Zu den ursprünglichen Absichten gehört jedenfalls aber nicht nur das Herstellen der Verbindung mit der großen Weltkunst, sondern auch mit dem einfacheren Kunstempfinden des Volkes. Ich möchte hier an eine Tatsache erinnern, die vielleicht selbst ähnlich Strebenden heute unbekannt ist, die mir aber von einem gewiegten Kenner jener Zeit verbürgt wurde, daß nämlich Eitelberger es war, der die eigentümlichen Kräfte des ländlichen Töpferbetriebes der Fünfkirchner Gegend erkannte und so zu fördern verstand, daß Szolnays Erzeugnisse die Aufmerksamkeit eines weiten und vornehmen Kunstmarktes zu erwecken vermochten. Diese Absicht, die im Volke ruhenden Kräfte wieder zu wecken und zu entwickeln, hat die jetzige Museumsleitung wieder aufgenommen. Der Boden Österreichs ist auch ein außerordentlich günstiger für ein solches Unternehmen; kaum ein anderes Land unseres Kulturkreises hat ja eine solche Mannigfaltigkeit der Volksart aufzuweisen. Auch konnten sich bei der Verschiedenheit der Lebensbedingungen heute noch vielfach einfachere Arbeitsverhältnisse erhalten, die in gleichmäßig von Arbeitsteilung und Maschine eroberten Ländern lange schon dahingeschwunden sind. Die große Aufgabe, die sich das Museum gesetzt hat, kann natürlich nicht mit einem Schlage gelöst werden. Der notwendigste Schritt, um eine Sache zu fördern, ist aber doch, sie kennen zu lernen. Und hiezu kann in diesem Falle nichts so entsprechend sein, als eine Ausstellung, die die Haupterscheinungen vor Augen führt, ihr Studium und ihren Vergleich gestattet, ihre Zusammenhänge, ihre Stärken, vielleicht auch ihren Verfall zur Anschauung bringt.

Diesem Zweck diente schon eine kleine Vorschau, die im Frühling dieses Jahres im Museum abgehalten wurde; sie umfaßte nur Spitzen und Weißstickereien. Es mag diese Auswahl willkürlich erscheinen und natürlich hat jedes Herausheben einer Einzelerscheinung auch Schwierigkeiten im Gefolge; aber schon die beschränkten räumlichen Verhältnisse ließen eine Trennung vorteilhaft erscheinen, besonders wenn man die genannten Gebiete ausführlicher darstellen wollte. Und eine Berechtigung, ja Nötigung hiezu schien darin zu liegen, daß diese Gebiete kommerziell zu den wichtigsten der österreichischen Hausindustrie gehören. Die neue Ausstellung, die am 9. dieses Monates eröffnet werden soll, umfaßt nun alle Gebiete der österreichischen Volkskunst, die eben erwähnten aber naturgemäß in geringerem Umfange. Man hat den Ausdrücken „Hausfleiß", „Hausindustrie", „Heimarbeit", „Volkskunst" verschiedene Deutung gegeben. Stellen wir zunächst Hausfleiß und Hausindustrie einerseits und Heimarbeit anderseits einander gegenüber, so dürfen wir sagen, daß in künstlerischer Hinsicht der Hauptunterschied darin besteht, daß der Hausfleiß und die Hausindustrie (meist als Nebenerwerb und ohne daß der Verfertiger gelernter Arbeiter wäre) Dinge schafft, deren Form entweder auf alter Überlieferung oder dem Widerhall fortschreitender Weltkunst beruht, aber jedenfalls nach dem Geschmacke und Verständnisse der Ausführenden sich richtet. Und zwar schafft der Hausfleiß nur für das Haus, die Hausindustrie auch für andere. Die Heimarbeit dagegen schafft nicht, was der Ausführende will und für schön hält, sondern was der Besteller verlangt; es geschieht dies oft unmittelbar nach gegebenem Muster, beim Weber etwa selbst durch fertig übergebene Musterpatronen. Natürlich wird sich auch hier — etwa bei einer Holzschnitzerei — der Geschmack des einfacher Empfindenden und mit einfacheren Hilfsmitteln Schaffenden vielfach unwillkürlich Geltung verschaffen; man muß also wissen, wem man die Arbeit übergibt. Die Volkskunst im weiteren umfaßt auch die Arbeiten der kleinstädtischen und ländlichen Berufshandwerker, soweit sich in ihnen eben das einfachere Empfinden und Schaffen widerspiegelt. Es ist selbstverständlich, daß, wie bei allen Einteilungen, die wir in den Lebensäußerungen der Natur und des Menschen vornehmen, auch hier scharfe Grenzen nicht vorhanden sind, sondern daß ein

Gebiet in das andere übergeht. Jedenfalls war es bei der gegenwärtigen Ausstellung gerechtfertigt, die Begriffe möglichst weit zu fassen und auch die Neben- und Grenzgebiete zu zeigen.

Es konnte der Ausstellung gewiß auch nur zum Vorteile gereichen, daß sich die Leitung des österreichischen Museums zu dieser Aufgabe mit dem Kustos des k. k. Hofmuseums und dem Direktor des „Museums für österreichische Volkskunde", Herrn Dr. Michael Haberlandt, in Verbindung gesetzt; denn dieser hat sich seit mehr als einem Jahrzehnte bereits angelegentlichst mit der Erforschung der Volkskunst beschäftigt. Durch dies einträchtige Wirken konnten auch die reichen Schätze, die bisher in den beschränkten Räumen des Volkskundemuseums nur ein ziemlich zurückgezogenes Dasein führten, zu ganz ungeahnter Wirkung gelangen.

Das Bild, das sie im Vereine mit den fast zahllosen und bedeutungsvollen Gegenständen gewähren, die durch die Mühewaltung des österreichischen Museums aus öffentlichen und privaten Sammlungen aller österreichischen Kronländer vereinigt wurden, ist so geradezu überwältigend geworden.

Die einzelnen Sammlungen und Sammler aufzuzählen, ist hier nicht möglich; es sei als Beispiel für die große Teilnahme, die die Veranstaltung gefunden hat, nur erwähnt, daß das Museum für tschechoslawische Volkskunde in Prag nicht nur zahlreiche Objekte geschickt hat, sondern auch die Kustodin, Frau Hawelka, der außerdem noch ihre Schwester, Fräulein Wankl, zur Seite trat, zur Unterstützung bei der Anordnung entsandte. Diese Anordnung ist nämlich wirklich keine einfache Sache gewesen, denn der Reichtum und die Vielgestaltigkeit Österreichs sind, wie gesagt, gerade auf diesem Gebiete ganz außerordentlich.

In Österreich trifft die mitteleuropäische mit jener südöstlichen Kultur zusammen, deren Grundlage die alte byzantinische bildet. Die Grenzen der beiden Gesittungen sind im allgemeinen die natürlichen Verkehrsgrenzen, also die Karpathen, im Süden die Julischen Alpen; die Weißkrainer gehören in gewissem Sinne noch zu den Kroaten und damit zur östlichen Sphäre. Im Norden ziehen sich um die Karpathen herum die östlichen Einflüsse nach der Bukowina und Galizien. Die österreichische Slowakei steht an der Grenze der östlichen Kultur, während die ungarische zum großen Teile schon dieser selbst angehört. Im Süden treffen in Dalmatien östliche mit westlichen (romanischen) und zum Teile mit mitteleuropäischen (von Norden herab) zusammen.

Die Einteilung der Ausstellung ist, soweit es die auch im österreichischen Museum recht ungünstigen Raumbedingungen zulassen, so durchgeführt, daß diese Hauptgliederung zum Ausdrucke gelangt. Im Säulenhofe befinden sich im Erdgeschosse verschiedene volkstümliche Räume, in denen auch Weber, Drechsler, Korbflechter, Stickerin und Klöpplerin arbeiten werden. Das Schwergewicht der Ausstellung ruht aber in den Räumen des ersten Stockwerkes. Hier bietet die Galerie des Hofes einen Überblick über die Haupterscheinungen der österreichischen Volkskunst, wobei der Begriff, wie gesagt, möglichst weit gefaßt ist. Links von der Stiege findet man zunächst die Erzeugnisse der, vorwiegend deutschen, Alpenländer, dann gelangt man zu denen der Sudetenländer, sowohl der deutschen als der slawischen Teile, schreitet nach Galizien und der Bukowina vor und endet bei Dalmatien. Es mag dies Nebeneinander der letztgenannten Länder, dieser scheinbar entgegengesetzten Pole des österreichischen Staatswesens zunächst verblüffen. In Wirklichkeit sind jene beiden Enden des Staates aber durch das gemeinsame Band griechisch-byzantinischer Kultur in weitem Bogen verbunden; ist es doch gewiß auch kein Zufall, daß der griechisch-orthodoxe Erzbischof von Czernowitz zugleich der Metropolit der Bukowina und Dalmatiens ist. An die Hauptübersicht über die Volkskunst, die in der Galerie des Säulenhofes geboten wird, schließen sich dann speziellere Gruppen einerseits der Alpenländer, anderseits Böhmens, Mährens, Schlesiens, Galiziens, der Bukowina und Dalmatiens.

An die historische Ausstellung, die mit manchen Erzeugnissen naturgemäß auch in die Gegenwart reicht, reiht sich sodann beiderseits eine Abteilung neuerer, unmittelbar den alten folgender Arbeiten an und weiterhin anderer, die als Versuche, die ländlichen Betriebe für den Weltmarkt zu gewinnen, aufgefaßt werden sollen. Im ersten Stocke findet sich noch ein besonderer Raum für Spitzen, im Parterre ein anderer für Tiroler Holzschnitzereien und ein zweiter für Korbflechtarbeiten, die mit den Spitzen zu den wichtigsten und lebenskräftigsten österreichischen Hausindustrien im weiteren Sinne zählen.

Wenn volkswirtschaftliche Gesichtspunkte, wie gesagt, für das ganze Unternehmen von besonderer Bedeutung waren, so wird die Öffentlichkeit zunächst wohl mehr ästhetischen und in manchen Kreisen auch wissenschaftlichen Anteil an der Ausstellung nehmen. Das Museum beabsichtigt auch an die Ausstellung eine größere Veröffentlichung zu schließen, die mit Unterstützung zahlreicher Forscher in den verschiedenen Kronländern eine zusammenhängende wissenschaftliche Übersicht über das gesamte volkstümliche Kunstschaffen Österreichs bieten soll. Es werden natürlich viele Fragen noch lange Fragen

bleiben müssen; aber manches wird zu dem wenigen, was wir bereits klar sehen, doch gewiß hinzukommen. Schon erkennt man ja vielfach, wie in den deutschen Gebieten die städtischen Mittelpunkte, in Deutschböhmen z. B. auch die anstoßenden deutschen Länder wirkten, wie in Mähren die einzelnen Stämme, die Walachen, die doch wohl slawisierte Rumänen sind, die stark mit Deutschtum durchsetzten Bewohner des böhmisch-mährischen Gesenkes, die Hannaken und endlich die Slowaken (heute die typischen Vertreter des mährischen Slawentums) sich in ihrer Kunstauffassung wesentlich voneinander unterscheiden. Auch im slawischen Böhmen wird man heute noch in der Volkskunst Spuren der ursprünglich selbständigen Gaue, die erst in der Hussitenzeit, im Dreißigjährigen Kriege und der Gegenreformation mehr miteinander verschmolzen wurden, zu erkennen vermögen.

Auch bemerkenswerte Einzelheiten mögen bereits geklärt sein, wie die um das Jahr 1600 erfolgte Berufung italienischer Töpfer nach Prag, die Professor Koula in Prag festgestellt hat, und die eigentümliche Erscheinung, wie diese Töpfer zunächst in Prag Nachahmung fanden, wie die Nachahmer während der religiösen Wirren nach Mähren und dann in die ungarische Slowakei auswanderten und wie die vornehme Weltkunst so allgemach zur Volkskunst ward. Große wichtige Aufgaben stehen der Wissenschaft aber noch bevor; denn hoffentlich wird man doch einsehen, daß Untersuchungen über Kunstgewerbe und Volkskunst für unser Erkennen ebensolchen Wert haben als Untersuchungen über irgend ein Gemälde oder Bauwerk. Allerdings müssen wir, ohne den verdienstlichen Forschern auf dem Gebiete der Volkskunst nahezutreten, offen gestehen, daß man es bisher bei den meisten sogenannten Untersuchungen über Volkskunst kaum mit wissenschaftlichen Leistungen zu tun hat. Man kann sagen, die Vertreter der Volkskunde stehen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, selbst auf einem bäuerischen Standpunkte des Denkens. Wenn der Bauer oder der Händler, der dem Bauern ein gutes altes Stück gegen modernen Tand abgeschwatzt hat, eine Sache ins Haus bringt und dazu sagt, sie ist aus diesem oder jenem Orte und sie ist so viele hundert Jahre alt und sie wird nur dort und nirgends sonst gemacht, so nimmt das der Durchschnittsvolkskundler alles für bare Münze und macht seine Notizen so ernsthaft wie Herr v. Stritzow seine bekannte Beobachtung über die Gemsen. Im allgemeinen hat man das meiste für zu alt und die Volkskunst für zu unwandelbar gehalten. Je mehr man wirklich in die Volkskunst eindringt, desto mehr sieht man, daß auch sie sich wandelt, wenn auch ruhiger als die Weltkunst, daß sie mit dieser aber die Hauptentwicklung gemein hat.

Hoffentlich wird die Ausstellung und die darauf folgende Veröffentlichung hier wirklich grundlegend wirken. Auf jeden Fall wird sie aber schon jetzt Achtung vor dem Schaffen einfacher Menschen erwecken, uns das Gewissen diesen Arbeiten und ihren Schöpfern gegenüber schärfen und zahlreiche Anregungen künstlerischer Art bieten. Ich meine natürlich nicht unmittelbare Muster. Möge man nicht jetzt Blütenmotive slowakischer Stickereien auf moderne Schreibtische heften. Man möge lernen, nicht was, sondern wie gearbeitet wurde. Möge die Ausstellung dazu beitragen, Volkstümliches dort zu erhalten, wo es wirklich noch lebenskräftig ist. Und wenn sich nach volkstümlichen Dingen, sagen wir etwa einer böhmischen Weißstickerei oder einer slowakischen Spitze, dann auch in der übrigen Welt Bedürfnis zeigt, so wird es gewiß nur von Vorteil sein, diesen Erzeugnissen angeborener und ererbter Anlagen fruchtbringende Absatzgebiete zu schaffen. Und wenn natürliche Gaben vorhanden sind, die Erzeugnisse aber — sagen wir Holzschnitzereien — in ihrer gegenwärtigen Form den Erzeugern nur ungenügende Einkünfte bieten, dann wird es gewiß auch nichts Böses sein, versucht man, die natürlichen Gaben in Bahnen zu lenken, die dem Fleiße wirklich entsprechenden Lohn verbürgen. Aber hier muß Vorsicht walten, damit nicht verdorben werde, was heute noch gut ist. Doch gerade hier vor Schaden zu wahren und zum Guten zu führen, wird ja eines der Ergebnisse des Erkennens sein, das diese Ausstellung in ungeahntem Maße ermöglichen wird.

Dr. Moritz Dreger.

Von der Woche.

28. Oktober. Inauguration des neuen Rektors Hofrat Professor Dr. Marchet an der Hochschule für Bodenkultur in Wien. — Der nicht fideikommissarische Großgrundbesitz in Budweis wählt mit 14 abgegebenen Stimmen Johann Freiherrn v. Dobrzensky (Konservativ) in den Reichsrat. — Baron Fejervary entwickelt vor einer Deputation des Budapester zweiten Bezirkes in ausführlicher Weise sein Regierungsprogramm. Es steht auf der Basis des 1867er Ausgleiches, stellt die Einführung des „allgemeinen geheimen, gemeindeweisen und unmittelbar auszuübenden Wahlrechts" in Aussicht, verspricht, daß im ungarischen Teile des Heeres die Ausbildungs- und Abrichtungssprache ausschließlich die ungarische sein werde und erklärt die Aufrechterhaltung des bisherigen Zollbündnisses mit Österreich bis zum Jahre 1917

als notwendig. — Der Wiener kaufmännische Verein spricht sich einstimmig gegen die Einführung des Befähigungsnachweises im Handelsgewerbe aus.

29. Enthüllung des Körner-Denkmals in Wien.

30. Eröffnung des sozialdemokratischen Parteitages in Wien. — Die liberale Partei im ungarischen Abgeordnetenhaus erklärt einstimmig, „daß die Einführung des allgemeinen Wahlrechts unter den gegenwärtigen Verhältnissen die heiligsten Interessen der Nation in Gefahr stürzen und eine nationale Politik auf der 1867er Grundlage unmöglich machen würde". Sie billigt das Programm der Regierung nicht.

31. Der Städtebezirk Trient wählt den Bürgermeister Dr. Giuseppe Silli einstimmig, der Städtebezirk Rovereto den Freiherrn Valerian Malfatti mit 439 von 650 Stimmen, die Stanislauer allgemeine Wählerklasse den Bezirksrichter Hieronymus Wierzchowski mit 673 von 1089 Stimmen, der Großgrundbesitz des Krakauer Kreises den Universitätsprofessor Anton Gorski mit allen abgegebenen 30 Stimmen in den Reichsrat. — In Wien findet eine sozialdemokratische Demonstration zu gunsten des allgemeinen Wahlrechtes statt.

2. November. Nach einer Wählerversammlung im Sophiensaal in Wien kommt es auf der Ringstraße zu heftigen Zusammenstößen zwischen Sozialdemokraten und der Polizei; es erfolgen zahlreiche Verwundungen und Verhaftungen.

3. Im niederösterreichischen Landtag gelangen die gestrigen Vorgänge und Demonstrationen in Wien zur Sprache. Der Statthalter verspricht eine gründliche Untersuchung und die strengste Amtshandlung gegen die Schuldtragenden einzuleiten. — G. d. K. Graf Uexküll-Gyllenband und FZM. Galgotzy werden zu General-Truppeninspektoren ernannt. — Der Städtebezirk Eger wählt in der Stichwahl den Schönerianer Dr. Jäger mit 1132 von 2122 Stimmen in den Reichsrat.

4. Dr. Viktor R. v. Kraus (geb. 1845), Direktor der Gymnasialmädchenschule, in Wien †. — Sektionschef Franz Wacek Ritter v. Orlic (geb. 1834), in Wien †. — Deutschnationale Demonstrationen an der Wiener Universität. — Im Eisenbahnministerium beginnen die gemeinsamen Konferenzen wegen Verstaatlichung der Nordbahn. — Reichsratsabgeordneter Dr. v. Derschatta führt in einer Versammlung in Gleisdorf aus, daß die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes in Österreich auch eine Reorganisation des Herrenhauses zur Folge haben müsse, „die dazu benützt werden könnte, in das Herrenhaus die Kautelen für die Sicherung der nationalen Interessen zu verlegen." — In Prag finden im Anschluß an eine Wahlrechtsdemonstration schwere Exzesse statt, bei welchen ein Polizeioberkommissär tödlich verwundet wird. — Inauguration des neuen Rektors Dr. Holl an der Grazer Universität.

*

Die Wahlreform. Das Programm der ungarischen Regierung, aber auch die Vorgänge in Rußland und die Stimme der Straße hat die Frage der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes plötzlich bei uns wieder in den Mittelpunkt der Diskussion gestellt. Mehrere Landtage beschäftigen sich mit einer Reform des Wahlrechtes und zahlreiche Vorschläge werden von den verschiedensten Seiten laut. Zur Behandlung dieser Frage gibt es wohl keine wichtigere Grundlage als die Untersuchung der Volksbildung. Rußland zählt unter seinen 140 Millionen Einwohnern nur relativ sehr wenige, die eine Schulbildung genossen, Ungarn hat 47·8%, wir besitzen 35·6% Analphabeten in der Bevölkerung. Freilich zählte man in Belgien 1903 noch 90 (im Deutschen Reich dagegen nur 0·4) unter 1000 Rekruten, die weder schreiben noch lesen konnten und doch erfreut sich dieser Staat des allgemeinen Wahlrechtes. Aber es ist dort ein „temperiertes" und ein Vergleich jener statistischen Zahlen war es vielleicht unter anderm, der den Landtagsabgeordneten von Mähren Dr. Heinrich v. Oberleithner jüngst im „Wiener Deutschen Tagblatt" veranlaßte, das belgische Pluralwahlsystem mutatis mutandis zur Einführung in Österreich zu empfehlen. Er schlägt vor, das direkte Wahlrecht allen 24 Jahre alten, des Lesens und Schreibens kundigen männlichen Personen zu erteilen, die ihre staatsbürgerlichen Pflichten erfüllen, respektive nicht durch einen der im Gesetze normierten Gründe vom Wahlrechte ausgeschlossen sind. Jede dieser Personen hätte eine Stimme. Eine zweite und gegebenenfalls dritte Stimme hätten diejenigen Staatsbürger, *a)* welche sich eine höhere Bildung erworben haben, indem sie eine öffentliche Mittelschule mit genügendem Erfolge absolviert, ferner *b)* diejenigen, welche Grund und Boden besitzen oder *c)* ein selbständiges Gewerbe ausüben, wovon eine direkte Steuer im Betrage von mindestens 8 K jährlich entrichtet wird, *d)* diejenigen, welche verheiratet, beziehungsweise verwitwet sind, und *e)* diejenigen, welche das vierzigste Lebensjahr vollendet haben. Dr. v. Oberleithner geht hiebei von der gewiß richtigen Überzeugung aus, daß bei Schaffung von Wahlreformen nicht allein das Moment des Stimmenzählens, sondern auch des Stimmenwägens in Erörterung gezogen werden müsse und meint, die deutschen Volksparteien sollten daher dem Schlagwort der internationalen Sozialdemokratie nach dem allgemeinen, direkten und gleichen Wahlrecht die gerechte Forderung nach dem allgemeinen, direkten, aber mehrstimmigen Wahlrechte entgegensetzen. Das Pluralsystem hat gewiß sehr viel Bestechendes für sich und wir stimmen Dr. Oberleithner auch bei, wenn er sagt: „Nach den bereits in Belgien gemachten Erfahrungen darf man mit Sicherheit annehmen, daß die Wahlkraft der qualifizierten, also der zwei- und dreistimmigen Wähler, bedeutend größer sein wird, als die der einstimmigen; sie wird sich mindestens im Verhältnisse von 3 : 2, wahrscheinlich aber noch günstiger stellen, weil in Österreich der gewerbliche und bäuerliche Mittelstand doch noch lange nicht so zerrieben ist, als in dem Industriestaat Belgien. Bei uns wird namentlich die Zahl der zweistimmigen Wähler bedeutend größer sein im Verhältnisse zu den einstimmigen Wählern, als in dem genannten Staate mit der riesigen Zahl der Fabriksarbeiter. Die Bedeutung unseres Mittelstandes wird bei dem Mehrstimmensystem gewiß zum Ausdruck kommen." Eine wichtige Frage bleibt aber hiebei unbeantwortet und

zwar die, ob der nationale Besitzstand auf diese Weise geschützt bleiben könnte. Der „nationale Schutz“ wird sich wahrscheinlich darauf beschränken einige wenige gemischtsprachige Bezirke vor der Überflutung durch die slavische Arbeiterschaft den Deutschen zu retten. In einer vor kurzem erschienenen Schrift hat der einstige Professor der Wiener Universität, der bekannte Heidelberger Staatsrechtslehrer Georg Jellinek, „Das Pluralwahlrecht und seine Wirkungen“ (Dresden 1905, Neue Zeit- und Streitfragen, II. 5) eingehend erörtert. Sehr treffend scheinen uns die Worte, die er schon in den einleitenden Zeilen ausspricht: „Man kann nur mit großer Vorsicht die Erfahrungen, die in einem Staate mit einem Wahlsystem gemacht wurden, sofort für einen andern Staat fruchtbar machen. Nirgends ist man leichter geneigt, Anlehen in der Fremde zu machen, als bei politischen Institutionen. Und doch ist solches Geschäft stets ein gewagtes, man hat niemals die Gewähr dafür, daß die Anleihe fruchtbringend wird.“ Immerhin dünkt uns der Vorschlag Dr. v. Oberleithners erwägenswert.

—nk—

*

Ungarn und England. Seit langem liebt es unser „Brudervolk“ jenseits der Leitha, sich unter Hinweis auf seine „uralte Verfassung“, den Engländern als kongenial hinzustellen und Graf Apponyi bedauert heute vielleicht nichts lebhafter, als daß es ihm bisher trotz seiner schönen englischen Reden und englischen Artikel nicht gelungen ist, die öffentliche Meinung Londons für die Sache der Koalition zu gewinnen. Nun wird ein neuer Versuch unternommen. Soeben ist in Budapest unter dem Titel »The Hungarian Diet of 1905« eine Broschüre erschienen, in welcher die Adresse der Koalition an die Krone, das Mißtrauensvotum und der Antrag Banffys vom 15. September, sowie der Antrag des Grafen Julius Andrassy vom 10. Oktober in englischer Übersetzung veröffentlicht und mit entsprechenden „erläuternden Bemerkungen“ versehen werden. Der Broschüre liegt eine Widmung der Koalitionsmitglieder bei, worin erklärt wird, daß sie diese Schrift verbreiten, damit „der wahre Tatbestand dem Urteile der öffentlichen Meinung der Welt unterbreitet“ werden könne. Der wahre Tatbestand in Apponyischem Lichte! Darauf einzugehen, sind denn doch die Engländer den Ungarn zu wenig kongenial. Zg.

*

Das Wiener Volksheim. In Wien wirkt bald 20 Jahre der Volksbildungsverein mit Sonntagsvorträgen und Büchereien, seit gerade 10 Jahren entfalten die volkstümlichen Universitätskurse ihre segensreiche Tätigkeit; als Abschluß dieses Dreistufensystems freiwilliger Fortbildung, als wahre Volkshochschule ist das 1901 gegründete „Volksheim“ gedacht, das am 5. November aus den engen, unzureichenden Mietsräumen am Urban Loritz-Platz in das neuerbaute, stattliche Haus am Koflerpark hinüberzog. 420.000 Kronen waren erforderlich, um das Grundstück zu erwerben, den Bau aufzuführen und auszustatten. 220.000 Kronen wurden von Angehörigen des vornehm denkenden Bürgertums, der Gelehrtenwelt und des Hochadels gespendet, 200.000 Kronen als Hypothekarschuld geliehen, deren Verzinsung für die nächsten Jahre sichergestellt ist. Der Hinweis auf die bisherigen ungewöhnlichen Lehrerfolge und auf die eifrige Teilnahme Bildungsuchender aller Stände, vor allem der Industriearbeiter und der Handelsangestellten, half sehr dazu, das nötige Kapital aufzubringen. Das neue Haus besteht aus Souterrain, Hochparterre und drei Stockwerken mit je 20 Fenstern Front. Es enthält einen großen Vortragssaal für 500 Personen, der ebenso wie die zahlreichen kleineren Lehrräume mit allen Behelfen für wissenschaftliche Demonstrationen und Experimente ausgestattet ist. Die anderen Lehrsäle bieten für 30 bis 170 Personen Platz, so daß jeder Kurs den entsprechenden Raum erhalten kann. Das chemische Laboratorium enthält in drei Räumen 24 bequemer als im veralteten Universitätsinstitute eingerichtete Arbeitsplätze. Auch das physikalische Laboratorium ist besser und moderner ausgestattet als an der Hochschule. Der Saal der naturhistorischen Sammlungen ist zoologisch, botanisch und mineralogisch wohl versehen, ein eigener Präparierraum schließt sich an. Das experimentell-psychologische Kabinett leitet der betreffende Fachprofessor, der an der Universität überhaupt keinen Raum zugewiesen erhielt. Im kunsthistorischen Kabinett sind Mappen und Skioptikonbilder verwahrt. Ein großer Zeichensaal im dritten Stock wird durch ein Atelier für wissenschaftliche Photographie nebst drei Dunkelkammern ergänzt. Sieben Fachgruppen für alle Zweige der Wissenschaften bestehen und sind mit besonderen Fachbibliotheken neben der großen Volksheimbücherei versehen. Im Hause befindet sich auch die erste Wiener Lesehalle, die der Volksbildungsverein dort einmietete, sowie eine Leihbibliothek dieses Vereines. Die volkstümlichen Universitätskurse haben sich die Benützung der Säle für einzelne Kurse bereits gesichert, so daß im „Volksheim“ in der Tat ein Brennpunkt aller künstlerischen und wissenschaftlichen Volksbildungsbestrebungen entstanden ist, wie ihn keine andere Stadt bisnun aufzuweisen hat. Die Kantine steht unter Leitung des Vereins abstinenter Frauen. Auch ein

Turnsaal fehlt nicht. Im Ausschuß des „Volksheim" wirken Hochschulprofessoren aller Fakultäten mit Vertretern der Gewerkschaften einträchtig zusammen und die Unternehmerverbände empfehlen die Förderung dieses Werkes. Das gleiche Bestreben, völlig parteilos die Bildung zu verbreiten, führt eben zum sozialen Frieden. Wien kann stolz darauf sein, hier an der Spitze der Kultur zu marschieren. Mögen weitere Spenden reichlich fließen, um das so schön Begonnene fortdauernd zu sichern.
E. R.

*

Burgtheater (Sonntag den 29. Oktober: „Doktor Klaus", Lustspiel in fünf Akten von Adolf L'Arronge). Zu gunsten der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger haben die Burgschauspieler, die mit ihren Wohltätigkeitsvorstellungen immer Glück haben, den alten „Doktor Klaus" gebracht und das Stück hat eingeschlagen wie eine Novität. Man hat lange nicht so viel gelacht im Burgtheater; es war noch selten eine so animierte Stimmung im neuen Hause. Es wird aber auch der „Doktor Klaus", der auf die ehrwürdige Zahl von tausend Aufführungen zurückblickt, kaum noch jemals so gespielt worden sein, wie von den Burgschauspielern. Die Vorstellung, von Thimig inszeniert, der, wiederum bei rosigster Laune, als dotternder Kutscher wahre Lachstürme entfesselte, hat gezeigt, daß es dem Burgtheater gegenüber auch heute weder in Wien noch anderswo eine Konkurrenz gibt; und daß das Burgtheater innerhalb der Sphäre des mittleren Lustspiels, das von jeher seine eigentliche Domäne war, auch heute noch seinen Mann stellt. Der „Doktor Klaus" wäre vor dreißig Jahren nicht um ein Haar besser gespielt worden, und man übertreibt nicht, wenn man sagt, daß in dieser Vorstellung jede Rolle ein Treffer ist. Anstatt den Zettel von oben herunter abzuschreiben, begnügen wir uns damit, unten anzufangen. Fräulein Senders und Herr Baumgartner haben als Patienten durch die Kraft derber und drastischer Komik überwältigend gewirkt.

Der Doktor Klaus war Herr Nissen; ein norddeutscher Schauspieler, der sich so schwer in Wien einlebt. Es tut einem immer weh, wenn man ihn in ernsten Stücken zu beurteilen hat. Man kann eigentlich nicht sagen, daß er seine Sache schlecht gemacht hat; es hat aber auch anderseits gewiß nichts gewirkt oder gar gezündet. Sein kräftiges, aber hohles und dumpfes Organ dringt nicht frei hinaus in den Saal; er behält die Hälfte des Tones in der Gurgel. Man vergißt nie, daß man einen intelligenten Schauspieler vor sich hat und doch verrät die Miene, namentlich in bartlosen Rollen, mit dem stets halbgeöffneten Munde, nichts weniger als Geist. Weder als Verrina, noch als Buttler, noch als Kurfürst im „Prinzen von Homburg" ist ihm ein rechter Erfolg geworden. In Ibsens „Frau vom Meere" hat er in der Rolle des schüchternen Lehrers zum ersten Male eine Art von trockenem, gewissermaßen unfreiwilligem Humor verraten, der ihm im modernen Gesellschaftsstück einen festen Platz anzuweisen schien. Der grobe und trockene Doktor Klaus weist in die gleiche Richtung; vielleicht wird sich Herr Nissen von da aus sein Publikum erobern.

Der Dichter war selber anwesend, um die Ehren entgegenzunehmen. An seinem Stück aber werden sich auch die Stammgäste des Burgtheaters erfreuen, denn es ist nach dem Erfolg der Matinee nun auch in das Repertoire des Burgtheaters aufgenommen worden, wo es Sonntag den 5. November zum ersten Male in Szene gegangen ist.
Minor.

*

Raimund-Theater. Die Spekulation auf das stoffliche Interesse für ein neues „Milieu" hat Friedrich Müllechner, einen von den vielen Volksstückdichtern, deren Bekanntschaft wir dem wahllosen Entdeckereifer Direktor Gettkes verdanken, nun gar auf die Idee gebracht, sein Bühnenheil in Maria Zell zu suchen. Man weiß, welche Anziehungskraft der steirische Gnadenort besitzt. Namentlich für die kleinen Leute von Wien. Ihnen gilt eine Fahrt nach Maria Zell als das Um und Auf einer Weltreise, der Lassingfall, der Anna- und der Josefsberg, der Erlaſſee, das Bürgeralpel und das Tote Weib als der Inbegriff alpiner Schönheit und Hochheit. Dazu nun noch die günstige Gelegenheit, daß sich mit dem bequem erreichbaren Naturgenuß ein frommer Zweck verbinden läßt. Was Wunder, wenn die Hunderttausende nicht alle werden, die jahraus, jahrein zu Wagen und per pedes apostolorum über Kernhof oder Neuberg nach dem Wunderorte pilgern. Man weiß aber auch, welchen Reiz es auf unsere Neugierde ausübt, im Theater dargestellt zu sehen, was wir aus eigener Anschauung kennen. Der Gedanke, ein Volksstück „Maria Zell" zu betiteln und darin das Leben und Treiben dieses vielbesuchten Wallfahrtsortes auf die Bühne zu bringen, war darum so unklug nicht, und Direktor Gettke müßte nicht vom „Geschäft" und mit den heimlichen Instinkten eines Großstadtpublikums sehr schlecht vertraut sein, hätte er sich nicht ausnahmsweise herbeigelassen, die allenthalben erregte Neugierde dekorativ zu befriedigen. Nur stimmte die schlaue Konklusion nicht ganz, weil übersehen wurde, daß dazu auch ein brauchbares Theater-

stück gehört und wenn schon keine poetische, so doch irgend eine ethische Idee, die in dem gewählten Milieu wurzelt und darum nur im Rahmen dieses Milieus dargestellt werden kann. Davon aber ist nun in dem Volksstücke Müllechners keine Spur, und Titel und Milieu dienen nur als Lockschild für einen von allen Musen verlassenen Kriminalroman, der überdies theatralisch so roh und unbeholfen gezimmert ist, daß man vor dem peinvollen Rätsel stand, wie man sich von diesem Werke und in der zerfahrenen Gestalt, in der es auf der Bühne des Raimund-Theaters erschien, auch nur einen Augenblick lang einen Erfolg erhoffen konnte. Die Fülle episch aneinandergereihter Geschehnisse gipfelt in einem Kirchenraub, der dramatisch nur dann Sinn und Zweck gehabt hätte, wenn daraus ein religiöser Konflikt abgeleitet worden wäre. Da dies nicht geschieht, bleibt er in dem Stücke als ein brutaler Knalleffekt in der Luft hängen und man fand es innerlich und äußerlich gerechtfertigt, daß gerade er bei der Erstaufführung zum Stein des Anstoßes wurde. So war denn wieder einmal der Liebe Müh' umsonst. Umsonst die schönen Dekorationen, umsonst die selbstlose Hingabe der Frau **Glöckner** an eine undankbare Aufgabe, umsonst die viele Musik, die eigens gemacht wurde, um die Stimmung festzuhalten, umsonst der köstliche Verbrecherhumor, womit der Verfasser ein Gaunerpaar ausgestattet hatte. Um dieses Humors willen, sei ihm sein schlechtes Stück verziehen. Hier wie in der plastischen Schilderung einiger Episoden offenbart sich eine ungewöhnliche Begabung und es ist zu bedauern, daß die Talente, die man im Raimund-Theater entdeckt, nicht dramaturgisch beraten werden, bevor sie ihren ersten Schritt auf die Bühne tun. —tr—

*

Lustspieltheater. Es gibt Leute, die in den Verdacht kommen, Poeten zu sein, nur weil sie geschickte Komödianten sind. Herr **Vollmöller** soll ein „größerer" Dichter sein. In den zwei Stücken, die man nun von ihm in Wien sehen konnte, erwies er sich als ausgezeichneter Stilimitator. Eine tragische Kraft wird uns vorgetäuscht, die nicht vorhanden; eine Tiefsinnigkeit tut sich auf, die aus verstiegener Affektation geboren ist. Vollmöllers genialische Tragik hat mit den Ausschreitungen der Kolportageliteratur fatale Ähnlichkeit. Immer gibt es Pulver und Gift und Dolch für Konflikte, wie von einem Tapezierergehirn ersonnen. Szenen werden wie Draperien angebracht; Sätze, die nichts sagen und nichts enthalten, aufgebauscht; Worte werden wohl gebügelt und damit schöne Falten gelegt. Im Grunde eines solchen Schaffens liegt eine maßlose, unfruchtbare Artisten-Eitelkeit.

Ein unerquicklich erklügeltes, naturloses, kaltes, unehrliches Stück ist die „**Giulia**". Vollmöllers Lieblingsgestalt des großen, elementaren Don Juan ist auch hier. Kein Weib erhält sich seine Treue, auch Giulia nicht. Sie hat ihm die eigene Tochter verlobt, um ihn an sich zu fesseln. In einer wilden Eifersuchtszene erfährt sie, daß er das Mädchen verführte. Der herbeigerufene Gatte schießt Giulia nieder und diktiert dem Marchese die Vermählung mit der Tochter. Vollmöller sucht d'Annunzio und findet Richard Voß. Das Stück ließ kalt, auch eine bessere Darstellung hätte daran nichts geändert.

„**Tante Leontine**", eine Komödie von **Boniface** und **Bodin**, ist so was Liebes, Trauliches, Herzliches, daß man sich ganz hingibt und voller Freude und Lebensleichtigkeit aus dem Theater geht. Derlei psychische Geschenke sind aber rar bei unseren Bühnen. „Tante Leontine" ist ein Philisterstück; es wird gezeigt, daß der Ehrliche, Makellose im Leben der Betrogene, der Unmögliche ist. Das wird in einer fast deutschen Biedermaierart geschildert; die Satire hat mehr Gemüt als Witz. Das Verdienst, diese Komödie uns wundervoll menschlich nahegebracht zu haben, gebührt dem Darsteller des alten Fabrikanten, der „in Wolle" die Mitgift seines Töchterchens verspekulierte und doch nicht die reiche Schwester ins Haus nehmen will, weil sie eines Herzogs Geliebte war. Dieser junge Schauspieler heißt **Dumont**; er ist von großer Einfachheit; aus seiner Innerlichkeit bricht der Adel einer reichen Natur. Auch sonst wurde das Stück glänzend dargestellt; Frau **Pohl-Meiser**, die Damen **Schleinitz** und **Pola**, Herr **Bulß** vereinigten sich zu einem ausgezeichneten Spiel.

R. **Holzer.**

□□ Österreichische Rundschau, Heft 54. □ Redaktionsschluß 4. November 1906. □ Ausgegeben 9. November 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). □□
□□ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 55: 11. November 1906. □□

Büchereinlauf.

ayreder. Zur Kritik der Weiblich-
ſtaps. Jena und Leipzig, 1906. Eugen
richs. M. 5.—

utſche Bilderbuch. Nr. 2: Marien-
bezeichnet von Heinrich Lefler und
Urban. Nr. 3: Aſchenputtel. Ge-
et von Adolf Münzer. Nr. 6:
ittchen. Gezeichnet von Franz Jütt-
Nr. 7: Frau Holle. Gezeichnet von
Kunz. Mainz. Joſef Scholz.

tſche Malbuch. Nr. 572: Poſtkarten;
7: Der Landſchaftsmaler. Nr. 579:
hhauſen. Nr. 580: Allerlei Buntes
Ausmalen. Nr. 593: Aſchenbrödel.
94: Brüderchen und Schweſterchen.
03: Poſtkartenmaler. Mainz. Joſef
.

Eine wunderliche Weltreiſe. Für
Kleinen gereimt und gezeichnet von
Schmidhammer. Mainz. Joſef
. M. 3.—

Bilderbuch. Gezeichnet von Hans
n a. Text (mit Ausnahme der Fabeln
Wilhelm Hey) von Mathilde
ter-Caſſel. Mainz. Joſef Scholz.
M. 4.—

e vom Blauen Guguckshaus. Roman
Emil Ertl. Umſchlagzeichnung von
ſſor Alfred von Schrötter. Leipzig,
L. Staackmann. M. 4.50

Lee: Genius Loci. Ins Deutſche
agen von Irene Forbes-Moſſe
Gräfin von Flemming). Jena und
g, 1906. Eugen Diederichs. M. 3.—

s Tagebuch eines Säuglings. Ab-
ieben von ſeinem Vater Karl Eugen
idt. Den Buchſchmuck zeichnete Ernſt
olf. Stuttgart und Leipzig, 1905.
he Verlagsanſtalt. M. 3.—

nte Muſe. Dichtungen vom Brettl
irs Brettl. Aus vergangenen Jahr-
rten und aus unſeren Tagen. Ge-
elt von Maximilian Bern. Berlin,
Otto Elsner.

ahn. Helden des Alltags. Ein
lenbuch. Stuttgart und Leipzig, 1906.
he Verlagsanſtalt. M. 4.—

ionale Beſitzſtand in Böhmen. Von
einrich Rauchberg. Leipzig, 1905.
er & Humblot. M. 28.—

ngen für Jugend und Volk. Bd. XI:
nt. Eine Erzählung aus der Zeit
Mozarts. Von Leo Smolle. Graz.
Moſer. K 2.—

xtheimat. Beobachtungen zur Natur-
hte des Großſtadtvolks. Von W.
aſſen. Hamburg, 1906. Gutenberg-
; Dr. Ernſt Schultze. M. 3.—

Kunſt und die Religion. Von
nnes Mauslopf. München, 1905.
uckmann. M. 2.—

Rettenbacher. Ein Erzieher und
r des deutſchen Volkes. Von Profeſſor
o Lehner. Wien und Leipzig, 1905.
lm Braumüller. K 1.20

ald Mackenzie Wallace. Rußland.
der vollſtändig umgearbeiteten und
fünf neue Kapitel vermehrten
nalauflage vom Jahre 1905. Über-
on Dr. Friedrich Purlitz. Würzbuch,
A. Stüber.

t Stifter. Studien. Neue Taſchen-
ibe mit einer Einleitung von Jo-
s Schlaf. Leipzig, 1906. Inſel-Verlag.
M. 6.—

de Balzac. Ausgewählte Werke.
eht von Alfred Brieger. Umſchlag
Alfred Drews-Thiele. Band VII:
lendshaut. Berlin, 1906. Dr. Franz
mann. M. 2.50

Stadt und Land.

Von Karl Theodor von Inama-Sternegg.

Noch vor etwa dreißig Jahren hatten die Städte zumeist ein Lebensdefizit ihrer Bevölkerung, das heißt, es wurden in der Stadt weniger Menschen geboren als dort starben. Wenn trotzdem die Städte nicht ausstarben, sondern sogar an Volkszahl zunahmen, so kam das auf Rechnung der Zuwanderung, welche regelmäßig größer als die Abwanderung aus der Stadt gewesen ist. Das ist jetzt alles anders geworden; die Zuwanderung hat an Stärke sehr bedeutend zugenommen, aber gleichzeitig ist auch das Lebensdefizit geschwunden; es werden jetzt in den Städten mehr Menschen geboren als dort sterben. Nur in Kleinstädten und einigen Mittelstädten hat sich das ominöse Lebensdefizit noch erhalten, besonders in solchen, welche auch eine recht schwache Zuwanderung haben. Die Zunahme der Volkszahl in solchen Städten bleibt dann aus oder ist doch sehr gering; doch das sind seltene Ausnahmen. Im allgemeinen vermehrt sich jetzt die Volkszahl der Städte aus sich heraus, auch ohne die Zuwanderung. Da diese aber ungleich größer ist als in früherer Zeit, so ergibt sich jene rasche Steigerung der Stadtbevölkerung, welche unserer Zeit besonders ihr Gepräge gibt, von den Laien und Naiven ohneweiters als ein untrügliches Zeichen zunehmender Blüte des städtischen Lebens angesehen, von den Pessimisten als hypertrophisch beargwöhnt und verhöhnt, von den Kritikern unserer sozialen Ordnung aber als ein Problem betrachtet wird, wert, auf das sorgfältigste untersucht und im Zusammenhang mit unserer ganzen Bevölkerungsentwicklung erklärt zu werden.

Es kann jetzt schon auf Grund der umfassenden und eindringlichen statistischen Feststellungen des Tatbestandes als ausgemacht gelten, daß das Verschwinden des städtischen Lebensdefizits nicht auf einer Erhöhung der Geburtsziffer, sondern auf einer Herabsetzung der Sterblichkeitsrate beruht. Diese aber, als eine Relativzahl, welche das prozentuale Verhältnis der Sterbefälle eines Jahres zur Gesamtzahl der Einwohner einer Stadt ausdrückt, beruht auf einer doppelten Reihe von Ursachen. Die eine, wir möchten sagen landläufig anerkannte, ist die Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse in der Stadt, wird also in der Stadt selbst erzeugt; die andere Reihe der Ursachen entsteht aus der veränderten Alterszusammensetzung der städtischen Bevölkerung infolge der Zuwanderung, ist also der Stadt von außen her zugetragen. Die Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse ist die Frucht sowohl einer wirksameren Bekämpfung ansteckender Krankheiten, reichlicher und besserer

ärztlicher Hilfe, entwickelter Spitalspflege, als auch der modernen hygienischen Fürsorge, wie sie sich in größerer Reinlichkeit, Kanalisation, Wasserzufuhr, Wohnungspflege, weiträumigerem Wohnbau, öffentlichen Gärten, strengerer Nahrungsmittelpolizei u. ä. äußert. Alle diese Maßregeln, so entschieden sie auch längst von der medizinischen Wissenschaft gefordert wurden, sind doch den Stadtverwaltungen durch die Not aufgezwungen; die Lebensbedrohungen sind eben mit der zunehmenden Anhäufung der Menschen in den Städten immer zahlreicher und größer geworden; es ist schon als ein Erfolg anzusehen, wenn die Folgen all dieser Schädlichkeiten durch die Maßnahmen der Hygiene überwunden werden. Die Sterblichkeit in der Stadt, welche ohne ein so ausgebildetes Sanitätswesen übernormal zu werden drohte, ist dadurch auf einen normalen Satz zurückgedrängt, aber trotzdem kaum unter die normale Sterblichkeit des flachen Landes herabgedrückt, wo doch von energischer Bekämpfung ansteckender Krankheiten, von hygienischen und sanitären Vorkehrungen wenig die Rede ist, wo eher ein Ärztemangel besteht und Spitalspflege zu den Seltenheiten gehört. Dafür fehlen aber auf dem Lande die spezifischen Schädlichkeiten des städtischen Lebens; Licht, Luft, Wasser sind reichlich und gut, die Wohnplätze sind weiträumig, die Wohnungen, wenn auch dürftig, so doch nicht ungesund. Auch die Nahrungsmittel sind, gerade bei ihrer Einfachheit, vor Verfälschung ziemlich sicher.

Die guten und die schlechten Seiten des Landlebens heben sich, was die Vitalität betrifft, gegenseitig auf; ja es muß doch ein gewisser Überschuß der guten Seiten angenommen werden, um dessen willen eben die Städter aufs Land gehen. Denn eben die besseren Gesundheitsverhältnisse sind das erste, am meisten wirksame Motiv des immer mehr überhandnehmenden Landaufenthaltes der städtischen Bevölkerung.

Die veränderte Alterszusammensetzung der städtischen Bevölkerung, als die zweite Ursachengruppe der Überwindung des Lebensdefizits, beruht darauf, daß in neuester Zeit in immer verstärktem Maße ländliche Volkselemente in die Stadt wandern, zu bleibendem oder vorübergehendem Erwerb; diese Einwanderer gehören ganz überwiegend dem besten Alter, zwischen 20 und 40 Jahren an, in welchem die Lebenskraft am stärksten, die spezifische Sterblichkeit also am geringsten ist. Wenn diese eingewanderten Bevölkerungselemente einmal einen erheblichen Prozentsatz der gesamten anwesenden Bevölkerung in der Stadt ausmachen, so werden sie auch die gesamte Sterblichkeitsrate der städtischen Bevölkerung günstig beeinflussen. Es besteht insoferne also ein direkter Zusammenhang zwischen dem Aufhören des Lebensdefizits und der Zuwanderung. Und Ähnliches gilt von den Garnisonen, die ja ganz überwiegend in den Städten liegen, fast nur aus kräftigen jungen Männern bestehen, die sich unter relativ sehr günstigen Lebensbedingungen in der Stadt aufhalten. Dieser günstige Einfluß der Zuwanderung auf die Sterblichkeitsrate wird aber doch nur dann ein nachhaltiger sein, wenn die Zuwanderung mindestens proportional mit der Vermehrung der Gesamtbevölkerung in der Stadt

steigt. Denn die Rückwanderung auf das Land ist selten und findet nur bei den Soldaten nach Beendigung ihrer Dienstzeit in größerem Maße statt. Im übrigen bleiben die Eingewanderten vorwiegend dauernd der Stadtbevölkerung erhalten, so daß dann in der Folge auch die höheren Altersklassen zum Teil aus der Zuwanderung hervorgehen und die später, wenn auch in gleicher absoluter Zahl Nachrückenden einen immer kleiner werdenden Prozentsatz der Gesamtbevölkerung ausmachen, womit sich auch ihr Einfluß auf die spezifische Sterblichkeit abschwächt.

In der Landbevölkerung vermindert diese Abwanderung aus den Altersklassen günstigster Sterblichkeit fortwährend die Chance einer Verbesserung der allgemeinen Sterblichkeit, die doch auch hier mit jedem Kulturfortschritte gegeben wäre; das flache Land nimmt daher auch nur sehr wenig Anteil an der Abnahme der allgemeinen Sterblichkeit der Gesamtbevölkerung, welche doch so ziemlich überall zu beobachten ist, wo ein Volk an den Kulturfortschritten teilnimmt. Aus diesem Grunde kann auf dem Lande auch eine hohe Geburtenfrequenz bei nahezu gleichbleibender Sterblichkeit nur eine geringe Vermehrung der Gesamtbevölkerung des flachen Landes bewirken. Da aber hier die natürlichen Bedingungen der Vitalität günstiger sind als in der Stadt, kann das Land, bei gleichbleibender Geburtenfrequenz trotzdem fortwährend Bevölkerungsüberschüsse an die Stadt abgeben.

Die Überwindung des Lebensdefizits der Städte ist also im wesentlichen der gesteigerten Vitalität der Stadtbevölkerung zuzuschreiben; diese aber ist überwiegend ein Resultat der starken Zuwanderung besonders lebenskräftiger Individuen. Und da diese Zuwanderung vorwiegend vom flachen Lande kommt, ist es in letzter Linie die größere Lebenskraft der ländlichen Bevölkerung, welche mit ihrem Überschusse diese Besserung der allgemeinen Lebensverhältnisse der Städte bewirkt. Würden wir eine mindestens ein Jahrhundert sich erstreckende Familienstatistik besitzen, welche über die Wanderungsverhältnisse Aufschluß gäbe, so würde sich diese Tatsachenreihe noch in anderer Weise ausdrücken. Es ist höchst wahrscheinlich, was auch durch viele Einzelbeobachtungen bestätigt wird, daß auf dem Lande eine ungleich größere Anzahl von Geschlechtern sich auf Jahrhunderte zurückverfolgen läßt, während die Bürgergeschlechter viel rascher aussterben und durch neue ersetzt werden. Auch das heißt mit anderen Worten, daß die Lebenskraft des Volkes viel mehr auf der Landbevölkerung als auf der Stadtbevölkerung beruht. C. Fischnaller berichtet in einer interessanten Abhandlung über das Innsbrucker Bürgerbuch, daß von allen 233 Vollbürgerfamilien, welche 1487 dort bestanden, keine einzige mehr existiert, aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert sind nur je drei Bürgerfamilien noch aufrecht. Wie schade, daß wir nicht mehr derartige Beobachtungen haben!

* * *

Der Zug nach der Stadt ist nicht der einzige Weg, auf dem sich die Stadt neue Lebenskraft vom Lande holt. Der zweite, heute nicht minder belangreiche Weg ist der Zug der Stadt auf das Land.

Schon mit den Anfängen der modernen Fabrikindustrie entstehen industrielle Großbetriebe auf dem Lande. Die Arbeiterschaft dieser Betriebe rekrutiert sich vorwiegend aus der Landbevölkerung. Aber ihre Arbeit dient vor allem der städtischen Wirtschaft; die Resultate dieser Betriebe kommen der Stadt viel mehr als dem Lande zu gute. Ihre Produkte füllen die Magazine des städtischen Handels; ihr Absatz weist den Zug nach der Stadt deutlich auf. Der ganze Charakter des Fabrikbetriebes ist städtisch, geldwirtschaftlich; mit den Interessen der in der Stadt konzentrierten kreditwirtschaftlichen Organisation des Produktionsprozesses und des Absatzes auf den städtischen Großmärkten ungleich enger verbunden als mit der Produktion ländlicher Betriebe und mit dem Begehr der ländlichen Bevölkerung. Dieser Geist der Produktion wirkt auch auf die Arbeiterschaft zurück; ihre Bedarfsdeckung, ihre ganze Lebenshaltung bewegen sich auf geldwirtschaftlichem Boden; aus ihm entspringen die Steigerung und die Differenzierung der Bedürfnisse, eine Übertragung des Lebens und Strebens aus der Fabriksstadt auf die Interessensphäre der Fabrik auf dem Lande, die ihre Kreise weit über den Bereich der Fabriksarbeiterschaft hinaus erstreckt. So entstehen Inseln städtischen Lebens auf dem Lande, Kolonien vergleichbar, aus denen das Mutterland neue Lebenskraft und Reichtum zieht.

Später im allgemeinen hat der Zug der Stadt nach dem Lande eingesetzt, der sich in der Ausbildung von Landgemeinden zu städtischen Vororten manifestiert. Erst mit der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts bevölkern sich in größerem Maße die in der Umgebung der Städte liegenden Ortschaften, ebenso durch Hinausdrängen der städtischen Bevölkerung als durch Zuzug vom Lande. Ein Prozeß der Assimilierung ländlicher Volkselemente an städtische Lebensformen vollzieht sich. Das Ferment dieses Prozesses bilden die Städter, denen das Leben in der Stadt zu teuer, die Erwerbsgelegenheiten der Stadt aber unentbehrlich sind. Unterstützt wird dieser Prozeß dadurch, daß auch die vom Lande in die Vororte ziehende Bevölkerung um des städtischen Erwerbes willen gekommen ist und daher bald städtische Lebensgewohnheiten annimmt. Unter diesem doppelten Einflusse verschwindet rasch der ländliche Charakter dieser Dörfer; ihre Bewohner werden mit allen Interessen und Bedürfnissen Städter auf dem Lande. Dazu kommt, wo die Verhältnisse günstig sind, eine Abwanderung vermöglicher Elemente aus der Stadt, die sich in der Umgebung ihre Villen bauen und so die Annehmlichkeiten des städtischen und des Landlebens vereinigen wollen. Selbstverständlich sind diese Elemente rein städtischen Charakters und machen das auch in den Vorortegemeinden geltend. Von ihnen vor allem gehen die höheren kulturellen Ansprüche aus, welche an Verkehrseinrichtungen, Kanalisation, Beleuchtung, Wasserversorgung u. s. w. gestellt werden. Schließlich genießen die Vorstädter alle Vorteile, welche die Stadt bietet, ohne dazu beizutragen; die Stadt assimiliert sich die Vorortebevölkerung auf ihre eigenen Kosten. Aber anderseits genießt sie auch die volkswirtschaftlichen Vorteile der Arbeitskraft der Vorortebevölkerung, welche in der Stadt arbeitet und zum Teil auch konsumiert;

sie genießt den unschätzbaren Vorteil reichlichen und billigen Baugeländes, dessen sie zur Erfüllung ihrer Wohnungspolitik, zur Errichtung öffentlicher Anstalten und zur Ausgestaltung ihrer hygienischen und verkehrspolitischen Aufgaben nicht entbehren kann. Aus den Vororten überhaupt zieht die Stadt die Kraft unbeschränkten Wachstums und steigenden Wohlstands. Die Eingemeindung der Vororte in die große Stadt ist daher auch ein notwendiges Ergebnis dieser Entwicklung; daß sie ganz regelmäßig von der Stadt, nicht von den Vororten aus betrieben und verwirklicht wird, zeigt, auf welcher Seite der hauptsächliche Vorteil liegt. Die Stadt zieht neue Kraft aus dem Lande. Aber auch über den Bereich der eigentlichen Vororte hinaus äußert sich das Expansionsbedürfnis und die Attraktionskraft der Stadt. Jede große Stadt wenigstens ist ein Zentrum für ein weites Gebiet ländlichen Gemeinwesens, nach welchem die Erwerbsinteressen gravitieren und von welchen wirtschaftliche Kraft angezogen wird. Auch auf diesem weiteren Gebiete äußern sich, wenn auch natürlich abgeschwächt, dieselben Wirkungen dieser Wechselbeziehung. Die Stadt regt zu gesteigerter und vielseitiger Produktion an, aber sie leitet zugleich deren Erfolge in ihre eigenen Kanäle. Die Landbevölkerung gewöhnt sich, ihre Produktion nach den Bedürfnissen der Stadt einzurichten und zugleich ihre Lebensgewohnheiten denen der Städter anzupassen. Jede vollständige Charakteristik der Großstadt muß daher die Beobachtung auch auf ihr ganzes Attraktionsgebiet ausdehnen. Nur von diesem erhöhten Standpunkte aus läßt sich der demographische Zustand, die wirtschaftliche Entwicklung, wie der kulturelle und ethische Charakter ihres Volkstums richtig erfassen.

Der dritte Weg, der die Stadt auf das Land hinausführt, ist der Reiseverkehr nach den Badeorten, den Luftkurorten und Sommerfrischen, der heute schon zu einer notwendigen Ergänzung des Stadtlebens geworden ist. Seine Einwirkung auf das Landleben ist zwar nicht so intensiv als die des ländlichen Fabrikbetriebes und der Vororteentwicklung; aber unverkennbar erfährt doch das Landleben eine merkliche Umgestaltung überall dort, wo sich die Städter auf Wochen und Monate auf dem Lande häuslich einrichten oder in Hotels und eigenen Villen ihre hohen kulturellen Ansprüche an die Landbevölkerung geltend machen. Hier scheinen nun, auf den ersten Blick wenigstens, die Städte die allein Gebenden, die Landorte die Empfangenden zu sein, welche sich aus dem Fremdenverkehre bereichern; aber eine tiefere Erfassung dieser Wechselbeziehungen läßt doch bald erkennen, daß die Stadt ihren wohlgemessenen Nutzen auch aus diesem Verkehre zieht. Städtische Betriebe liefern den Bedarf für Wohnungsausstattung und sonstigen Fremdenluxus; die einheimische Bevölkerung gewöhnt sich an Arten des Verbrauchs, den sie den Städten abgeschaut hat; Geschäftsverbindungen, die der Fremdenverkehr zuerst angeregt hat, werden dauernd aufrechterhalten; regelmäßig und stark besuchte Fremdenorte gewinnen geradezu einen halbstädtischen Charakter.

So bewirken schließlich alle Kräfte, welche das städtische Leben entwickelt, eine Nivellierung des Gegensatzes von Stadt und Land, indem sie dem Lande höhere

Lebensformen zuführen, sich selbst aber von den überschüssigen Säften des flachen Landes nähren. Es ist eine allgemeine Erscheinung der fortschreitenden Zivilisation, und darin liegt auch die Gewähr dafür, daß die manchmal schon beunruhigend wirkende Vergrößerung der Städte nicht zu einer einseitigen und ungesunden Entwicklung des Volkslebens führe.

Neue Beiträge zur Shakespeare-Bacon-Hypothese.

Von J. Schipper.

Die seltsame Behauptung, daß nicht William Shakespeare der Verfasser der unter seinem Namen der Welt bekannt gewordenen Dramen und Dichtungen sei, sondern daß diese von dem Philosophen und hervorragenden Staatsmanne Lord Bacon von Verulam herrühren, ist während der letzten Jahrzehnte so oft in Tagesblättern, Zeitschriften, Broschüren und Büchern Gegenstand besonderer, längerer oder kürzerer Erörterungen gewesen, daß es überflüssig zu sein scheint, die Leser dieser Zeitschrift, bevor wir ihnen die neueren und neuesten Erscheinungen auf diesem befremdlichen Literaturgebiete vorführen, über die Entstehung und Entwicklung jener Hypothese näher zu orientieren.

Jedenfalls muß es hier genügen, daran zu erinnern, daß diese Behauptung zum ersten Male in den Fünfzigerjahren des XIX. Jahrhunderts von einer amerikanischen Lehrerin, Miß Delia Bacon, ausgesprochen und dann in Amerika wie in England stets nur von Dilettanten auf dem Gebiete literarhistorischer Forschung, hauptsächlich von Frauen und von Juristen, welche die vermeintliche gänzliche Unbildung des Schauspielers Shakespeare mit der vermeintlichen tiefen Gelehrsamkeit der Shakespeare-Dramen für unvereinbar erklärten, weiter entwickelt und verbreitet wurde, bis sie allmählich auch ähnlich veranlagte und ausgebildete Gemüter auf dem Kontinente mit in ihre Kreise zog.

Wer sich weiter über die Geschichte und zugleich auch über die Hinfälligkeit dieser Hypothese unterrichten will, dem mögen aus der großen Zahl der darüber und dagegen veröffentlichten Schriften u. a. die folgenden empfohlen werden:

»The Shakspere-Bacon-Question.« Answered by C. Stopes. Second Edition. London, Trübner & Co., 1889.

„Hat Francis Bacon die Dramen William Shakespeares geschrieben?" Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Verirrungen. Von Dr. Ed. Engel. Leipzig, 1883.

„Shakespeare, der Autor seiner Dramen." Von K. H. Schaible. Heidelberg, 1889.

„Die Shakespeare-Bacon-Theorie." Von Richard Wülker. Sonderabdruck aus den Berichten der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1889.

„Zur Shakespeare-Bacon-Theorie." Von Karl Lentzner. Halle, 1890.

Auch auf zwei von dem Schreiber dieser Zeilen veröffentlichte Broschüren wird es gestattet sein, zu verweisen.

Die erste ist betitelt:

„Zur Kritik der Shakespeare-Bacon-Frage." Von Dr. J. Schipper. Wien, Hölder, 1889.

Diese Schrift wendet sich in ihrem polemischen Teil hauptsächlich gegen das Buch des Grafen Vitzthum von Eckstädt: »Shakespeare and Shakspere«. Stuttgart, Cotta, 1888, sowie gegen dessen Grundlage: »The Great Cryptogram«. By Ignatius Donnelly. London, 1888, 2 vols.; in ihrem positiven Teile weist sie die Einwände gegen Shakespeare zurück und stellt namentlich die Beweise für Shakespeares Autorschaft seiner Dramen zusammen.

Die zweite Broschüre hat den Titel:

„Der Bacon-Bazillus." Zur Beleuchtung des Shakespeare-Bacon-Unsinns älteren und neuesten Datums. Nebst einer kurzen, die wichtigsten historischen Zeugnisse für die Autorschaft des Dichters enthaltenden Biographie Shakespeares. Von Doktor J. Schipper. Wien und Leipzig, 1896.

Das erste Kapitel dieser Schrift beschäftigt sich ausschließlich mit der Entstehung und Entwicklung der Shakespeare-Bacon-Hypothese bis zum Erscheinen der in der „Kritik der Shakespeare-Bacon-Frage" besprochenen Bücher und der durch diese hervorgerufenen Gegenschriften. Der Inhalt des letzten Kapitels ist durch den Zusatz zu dem Haupttitel der Schrift angedeutet. Die beiden mittleren Kapitel aber sind den in den Jahren 1894 und 1895 zu Leipzig erschienenen Schriften eines deutschen Bacon-Enthusiasten, nämlich den Büchern des im übrigen rühmlich bekannten Leipziger Dialektdichters Edwin Bormann, betitelt: „Das Shakespeare-Geheimnis", „Anekdotenschatz Bacon-Shakespeares" und „Neue Shakespeare-Enthüllungen", gewidmet.

So wenig diesen Büchern Bormanns, namentlich dem zuerst genannten — denn die beiden anderen bewegten sich nur in dem von jenem eröffneten Gedankengange weiter — die Originalität abzusprechen war, so sehr mußte doch deren Beweiskraft angezweifelt werden, umsomehr, als sie sich auf einen Nachweis der Unrichtigkeit der historisch beglaubigten Tatsachen im Leben Shakespeares, sowie überhaupt auf eine Widerlegung der von den Gegnern der Shakespeare-Bacon-Hypothese vorgebrachten Gründe in keiner Weise einließen. Auch hat das zuerst genannte Hauptwerk Bormanns, obwohl er es ins Englische übersetzen ließ, auf die weitere Entwicklung dieser Hypothese weder in Amerika, noch in England irgend welchen Einfluß auszuüben vermocht. Begreiflich genug, da es nur zu humoristischer Betrachtung, wie sie ihm in der zuletzt erwähnten Gegenschrift „Der Bacon-Bazillus" zu teil wurde, nicht aber zu ernster Erörterung Anlaß bot. Dasselbe ist zu sagen von den zahlreichen anderen Schriften, mit denen Edwin Bormann seitdem noch die Shakespeare-Bacon-Theorie und seinen Selbstverlag bereichert hat. Ein Beispiel möge genügen, um darzutun, wie wenig ernst Bormanns meistens sehr spitzfindige

Kombinationen zu nehmen sind. Eine seiner Publikationen trägt den anspruchsvollen Titel: „Der historische Beweis der Bacon-Shakespeare-Theorie.“ Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag, 1897. Das Buch fußt im wesentlichen auf der Schrift von G. Cantor: „Die Rawleysche Sammlung von 32 Trauergedichten auf Francis Bacon.“ Halle, 1897.

Bormann behauptet schon in der Ankündigung seiner Schrift: „Fast alle (Verfasser der zweiunddreißig Gedichte) feiern Bacon als das Haupt und den Führer der englischen Dichtkunst, ehren in ihm den größten Theaterdichter und weisen wiederholt auf Bacons Dichterpseudonym ‚Shakespeare‘ hin. Der lateinisch-englische Titelname Bacons ‚Verulam‘ ergibt sich als mit dem Worte ‚Shakespeare‘ identisch. Denn die Gedichte deuten darauf hin, daß veru gleich speare (Speer), lam (ein veraltetes englisches Zeitwort) gleich shake (schütteln, werfen, schlagen) ist.“

Hiezu ist nun zunächst zu bemerken, daß in dem Shakespeare-Lexikon von Alexander Schmidt, welches bekanntlich den gesamten Wortschatz der angeblich also von Bacon geschriebenen Dramen und Dichtungen Shakespeares enthält, weder das Wort veru, noch das Wort lam vorkommt und daß nur das letztere in dem großen New Oxford Dictionary und in Jos. Wrights Dialect Dictionary, und zwar in der Bedeutung to beat soundly, to thrash, to »whack«, nicht aber in der Bedeutung to shake zu finden ist. Zudem war Verulam der Name eines alten Schlosses auf Bacons Landsitz Gorhambury und von ihm oder für ihn aus diesem Grunde als Titelname gewählt worden. In seinem Testament bestimmte Bacon, daß er in der St. Michaels-Kirche bei St. Albans begraben sein wolle, wo auch seine Mutter ruhe und weil es die einzige christliche Kirche sei »within the walls of Old Verulam«.

In der Rawleyschen Sammlung von Trauergedichten auf Bacon endlich ist sehr viel von Apollo und den Musen die Rede, nach der Ausdrucksweise damaliger Zeit, aber auf eine dramatische Tätigkeit Bacons wird mit keinem Worte hingewiesen. Hätten die mehr als zwanzig Verfasser der zweiunddreißig Lobgedichte von einer solchen dichterischen Tätigkeit Bacons und namentlich davon, daß die Dramen und Dichtungen Shakespeares tatsächlich von jenem herrührten, etwas gewußt, so würde dieses interessante Geheimnis sicherlich nicht der Welt länger als dreihundert Jahre hindurch verborgen geblieben sein. Seltsam ist es nur, daß die Verfechter jener Ansicht dies nicht selber einsehen.

Also dieser „historische Beweis“ Bormanns für die Bacon-Shakespeare-Theorie ruht, wie man sieht, auf sehr schwachen Füßen. Daß es sich gerade so verhält mit einem anderen angeblichen „Beweise“ Bormanns, nämlich mit seinem „Lucretia-Beweis der Bacon-Shakespeare-Theorie“, wie eine seiner sonstigen, in den letzten Jahren erschienenen Schriften betitelt ist, davon werden die Leser dieses Aufsatzes weiter unten sich zu überzeugen Gelegenheit haben. Zugleich auch werden sie finden, wenn sie etwa mit den von uns in dem „Bacon-Bazillus“ erwähnten hübschen Rätseln Edwin Bormanns näher bekannt sind, daß sein Lucretia-Beweis, d. h. sein angeblicher Nachweis, daß Shakespeares erzählende Dichtung »The Rape of Lucrece«

tatsächlich von Francis Bacon geschrieben sei, mit der meistens auf willkürlicher Teilung der Wörter beruhenden komischen Lösung seiner Rätsel ebenso große Ähnlichkeit hat, wie seine Erklärung des Wortes „Verulam" als Speare-shake, von ihm für identisch erklärt mit Shakespeare.

Außer von Bormann und Cantor ist unseres Wissens die Shakespeare-Bacon-Hypothese in Ländern deutscher Zunge während des letzten Jahrzehnts nicht wieder in besonderen Schriften — zwei kleine Broschüren neueren Datums werden später erwähnt werden — verfochten worden.

Desto üppiger ist sie dagegen in Amerika und England in diesem Zeitraume wieder ins Kraut geschossen und hat dort eine so lebhafte Kontroverse hervorgerufen, wie wohl noch nie zuvor.

Man kann diese neueren Baconianer in zwei Gruppen einteilen. Die erste Gruppe bilden diejenigen, welche die Autorschaft der Shakespeareschen Dramen durch Bacon aus inneren Gründen herleiten wollen, d. h. aus der angeblichen Unbildung Shakespeares einerseits, die es ihm unmöglich gemacht haben soll, die Dramen zu schreiben, und anderseits aus der dazu in damaliger Zeit angeblich allein ausreichenden tiefen und umfassenden Bildung Bacons, die sich nach ihrer Meinung in den Dramen widerspiegelt, namentlich aber aus den Übereinstimmungen, die sie in Bacons schriftstellerischer Ausdrucksweise mit den in den Shakespeareschen Dramen enthaltenen Ideen und Wendungen finden zu können glauben, wie das schon früher die Baconianer Smith, Holmes, Mrs. Pott und andere ausgeführt hatten.

Die zweite Gruppe der neueren Bacon-Enthusiasten besteht aus solchen, die sich mit inneren Gründen nicht begnügen, sondern nach beweiskräftigeren, äußeren Gründen suchen und die Autorschaft Bacons aus von ihm angeblich selbst, allerdings in bisher verborgener, von ihnen jedoch entzifferter Geheimschrift aufgestellten Behauptungen herleiten wollen, wie dies früher schon Miß Delia Bacon, Mrs. Windle, Donnelly und andere teils vermutet, teils wirklich getan hatten.

Wir wollen zunächst diese zweite Gruppe näher ins Auge fassen, mit der am leichtesten fertig zu werden ist, trotzdem oder vielmehr weil die Vertreter dieser Richtung an phantastischer Erfindung das denkbar oder richtiger undenkbar, unfaßbar Möglichste leisten.

Die beiden Hauptrepräsentanten dieser Richtung sind der amerikanische Dr. med. Orville W. Owen und seine Schülerin und Mitarbeiterin Mrs. Gallup. Diese wollen nicht weniger als sechs Chiffrenschriften Bacons, die unter anderem auch auf seine Autorschaft der Shakespeareschen Dramen Bezug haben sollen, entdeckt haben und sie haben auch jedenfalls bereits zwei derselben, vielleicht jetzt schon mehrere, in umfangreichen Werken veröffentlicht, von denen dasjenige Dr. Owens: »Sir Francis Bacon's Cipher Story.« London, Gay and Bird, 1894, in einem zirka 400 Seiten starken Oktavbande, dasjenige der Mrs. Gallup: »The Bi-Literal Cypher of Sir Francis Bacon.« Discovered in his works and deciphered by Mrs. Eliz. Wells Gallup, bereits in zweiter Ausgabe,

gleichfalls zu London bei Gay and Bird, 1899, in einem ebenso starken Oktavbande erschienen ist. Mrs. Gallups Buch hat weiter noch den Zweck, den Inhalt der von Dr. Owen angeblich gefundenen Geheimschrift zu stützen.

Es sei zunächst darauf aufmerksam gemacht, daß die Vermutung, Bacon müsse seine Autorschaft der Shakespeareschen Dramen irgendwie in einer Geheimschrift niedergelegt und bezeugt haben, durch den Umstand veranlaßt wurde, daß Bacon tatsächlich eine aus nur zwei Buchstaben oder Zeichen bestehende Geheimschrift erfunden und diese genau beschrieben hat.

Die Anwendung eben dieser Geheimschrift will nun Mrs. Gallup entdeckt und in ihrer daher »The Bi-Literal Cypher« genannten Schrift entziffert haben, während ihr Vorgänger, Dr. Owen, eine aus ganzen Wörtern bestehende Geheimschrift und bekanntlich Dr. Donnelly ein Jahrzehnt früher noch eine andere Wortgeheimschrift gefunden haben wollen.

Während dieser sich nun aber damit begnügte, die angebliche Geheimschrift in der ersten Folioausgabe der Dramen Shakespeares entdeckt zu haben, behaupten Dr. Owen und Mrs. Gallup, daß die von ihnen gefundenen Geheimschriften nicht nur durch die Werke von Wm. Shakespeare, sondern auch durch diejenigen von Greene, Peele, Marlowe, Ben Jonsons Drama „Sejanus", durch Spensers »Faerye Queene«, seinen »Shepheard's Calendar« und alle übrigen, diesem Dichter zugeschriebenen Werke, ferner durch Burtons »Anatomy of Melancholy«, durch Bacons „Geschichte Heinrichs VII." und durch die sämtlichen übrigen Prosaschriften Bacons, seine Essays, seine philosophischen und naturgeschichtlichen Werke, sich hindurchziehen.

Auch wird in diesen Geheimschriften nicht nur die Autorschaft Bacons in bezug auf die Shakespeareschen Dramen, sowie auf die Dramen, Prosaschriften und die Dichtungen der übrigen vorhin genannten Autoren behauptet, sondern es wird darin noch weiter eine umfangreiche, geheime, aber natürlich angeblich richtige Lebensgeschichte Bacons mitgeteilt. Dieser soll danach der älteste, aus einer heimlich, aber rechtmäßig, von der vermeintlich jungfräulichen Königin Elisabeth mit dem Earl von Leicester während ihrer gleichzeitigen Gefangenschaft im Tower eingegangenen Ehe entsprossene Sohn der Königin, also der rechtmäßige Erbe der englischen Krone gewesen sein, der Graf Essex aber sein gleichfalls dieser Ehe entstammter jüngerer Bruder, der später bekanntlich, wie wir ja auch aus der beglaubigten Geschichte wissen, von der Königin, und zwar mit infolge der von Bacon gegen ihn ausgearbeiteten Anklageschrift, wegen Hochverrats zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde.

Zunächst sei bemerkt, daß in dem großen, von Donnelly angeblich gefundenen Kryptogramm, dieser umfangreichen, gleichfalls die ärgsten auf die Königin Elisabeth und ihren Hof bezüglichen Skandalgeschichten enthaltenden Geheimschrift, von den soeben mitgeteilten verwandtschaftlichen Beziehungen in keiner Weise die Rede ist. Weder wird dort Bacon als der älteste Sohn der Königin und der Thronerbe

Englands hingestellt, noch auch Graf Essex als ihr jüngster Sohn, sondern vielmehr als ihr Liebhaber.

Eine dieser Geheimschriften müßte also notwendigerweise eine Fälschung sein. Es liegt aber auf der Hand und bedarf kaum eines weiteren Nachweises, daß beide Geheimschriften, auf deren weiteren abenteuerlichen Inhalt hier nicht des näheren eingegangen werden kann, nichts anderes sind als Fälschungen dreistester und törichtester Art, so abenteuerlich und einfältig, daß selbst die Baconianer strengster Observanz, ein Edwin Bormann in Deutschland, Woodward, Bompas, Thorpe u. a. in England und Amerika, nichts von diesen Geheimschriften wissen wollen, dieselben vielmehr, und zwar nicht ohne Grund, für schwere Schädigungen ihrer Sache erklären.

Man bedenke doch nur, nach der Annahme Donnellys oder Dr. Owens müßte Bacon sich sein Gehirn damit zermartert haben, seine Dramen um eine sehr umfangreiche Personal- und Hofgeschichte herumzudichten und seine Worte stets in zahlreichen, während einer langjährigen dichterischen Tätigkeit verfaßten Dramen so zu wählen, daß sie nicht nur dem poetischen Inhalt der Handlung und der Charakterzeichnung der Personen des betreffenden Dramas entsprechen, sondern auch noch den höchst prosaischen Inhalt der Geheimgeschichte in planmäßiger Ordnung — denn sonst hätte die Geheimschrift ja nie entziffert werden können — wiedergeben!

Man bedenke weiter, daß diese unsinnigen, die Königin Elisabeth schmähenden und verunglimpfenden Phantasien der amerikanischen Autoren Donnelly, Dr. Owen und Mrs. Gallup in direktestem Gegensatze stehen zu der höchst anerkennenden und bewundernden Schilderung, die Bacon sechs Jahre nach dem Tode der Königin von ihrem Leben und Charakter in seiner Schrift »The Felicities of Elizabeth« gegeben hat!

Man bedenke ferner, daß über eine, wenn auch geheim, so doch rechtmäßig geschlossene Ehe der Königin mit Lord Leicester doch dokumentarische Aufzeichnungen vorhanden sein müßten, daß sich aber in den längst der Geschichtsschreibung jener Zeit geöffneten Archiven Englands nichts derartiges vorgefunden hat!

Man erwäge sodann, daß, wenn Graf Essex wirklich der Sohn der Königin gewesen wäre, er wohl, statt sich ruhig köpfen zu lassen, mit der Enthüllung des Geheimnisses seiner königlichen Abkunft hervorgetreten sein würde und daß mit demselben Rechte Lord Bacon auch seine Ansprüche auf den englischen Thron gegen den Usurpator Jakob I. von England, den von der Königin Elisabeth zu ihrem rechtmäßigen Nachfolger bestimmten König Jakob VI. von Schottland, hätte geltend machen können!

Man vergegenwärtige sich weiter, daß bei der Annahme Owens und anderer Bacon in der Stilart von mehr als einem halben Dutzend verschiedener Autoren hätte dichten müssen!

Man erwäge endlich, daß bei der Annahme der Geheimschrift der Mrs. Gallup, die allerdings lediglich typographischer Natur ist und mit dem Inhalte der Stücke

nichts zu tun hat, wenigstens 30 verschiedene Drucker der verschiedenen Werke, in denen sich die Geheimschrift vorfinden soll, mit den dazu notwendigen Typen hätten versehen und über die Anwendung dieser Typen hätten unterrichtet werden müssen! Trotzdem aber ist sowohl von dem Vorhandensein einer solchen Geheimschrift, als auch von dem abenteuerlichen Inhalte derselben, der doch ebenfalls, wie die Herausgeber oder richtiger Erfinder derselben sagen, einer großen Anzahl von männlichen und weiblichen Personen des Hofes bekannt war und durch deren Klatschereien dem jugendlichen Bacon das Geheimnis seiner königlichen Abkunft angeblich erst zu Ohren gekommen sein soll, volle dreihundert Jahre hindurch absolut gar nichts verlautbart worden.

Kurz, wohin immer wir unsere Aufmerksamkeit auf diese Geheimschriftentzifferungen lenken, überall sehen wir sie von einem solchen Wust innerer Widersprüche umgeben, daß wir sie nur — und mögen die Baconianer sich noch so sehr über unsanfte Behandlung beklagen — als einen vollständig hirnverbrannten Unsinn bezeichnen können.

Aber nicht nur innere Widersprüche lassen sie als solchen erkennen. Es kommen äußere positive Beweise hinzu.

Dr. Owen hat seine angebliche Geheimgeschichte ganz in Versen geschrieben. Aber was für Verse! Nur diejenigen, die er direkt aus den Shakespeareschen Dramen entnommen hat, haben selbstverständlich einen rhythmischen Bau, nehmen sich aber in dem Zusammenhange, Satzbau und trübseligen, kaum rhythmischer Prosa vergleichbaren Versgefüge seiner sinnlosen Geheimgeschichte aus, wie eine Anzahl aus einem Juwel ausgebrochener Edelsteine, die in einer Karrenladung Straßenkehricht aufgefunden werden.

Und doch will Dr. Owen von dem Dichter selbst in der Einleitung zu der Geheimschrift, die von ihm London 1623 datiert ist, ohne zu bedenken, daß sie doch mindestens 1622 geschrieben sein mußte, wenn sie schon 1623 gedruckt vorliegen sollte, die Anweisung zur Entzifferung derselben gefunden haben. Ja, der Dichter soll seinem künftigen Entzifferer darin den Rat gegeben haben, die Geheimschrift zunächst auf eine lange, mittels einer Walze aufzuwickelnde, druckfahnenartige Papierrolle aufzuzeichnen, und Owen hat sein seltsames Werk, diesem Rate folgend, tatsächlich mit einer Photographie eines solchen typewriter-ähnlichen Wheels (Rades) geschmückt, welches er zur ersten Aufzeichnung seiner Geheimschrift benützt hat. Alles das reicht also — wie es schon mit früheren Angaben der Baconianer, z. B. denjenigen der Mrs. Windle, der Fall war — wieder nahe genug an spiritistische Offenbarungen heran.

Weniger humoristische, unerfreulichere Dinge sind von dem Vorgehen der Mrs. Gallup zu berichten.

Wer zu viel beweisen will, schädigt damit meistens nur seine eigenen Behauptungen. So auch sie.

Mrs. Gallup hat sich nämlich nicht mit dem gewiß, so sollte man meinen, sehr bedeutenden Erfolge der Entzifferung ihrer sensationellen Geheimgeschichte be-

gnügt, wobei ihr freilich das Malheur passiert ist, daß sie den alten Davison, der das Todesurteil der Königin Maria Stuart überbracht hatte, später auch hingerichtet werden läßt, während er in Wirklichkeit nur in dem Tower gefangen gesetzt wurde, seinen Kopf aber auf den Schultern behielt. Sie hat weiter noch den Ehrgeiz gehabt, eine neue, bisher unbekannt gebliebene Schrift Bacons aufzufinden, nämlich eine prosaische englische Paraphrase von Homers „Ilias", die sie als Geheimschrift in Burtons »Anatomy of Melancholy« gefunden haben will.

Dabei ist ihr nun leider wiederum das Unglück begegnet, daß ihr von zwei englischen Kritikern, Candler und Marston, in einer Besprechung ihres Buches im Jännerheft 1902 der Zeitschrift »The Nineteenth Century« nachgewiesen wurde, sie habe in ihren Baconschen Geheimschriften Wörter gebraucht, die weder Shakespeare noch Bacon anwenden; so gebrauche sie unter anderm bei leblosen Gegenständen stets, dem modernen Sprachgebrauche gemäß, das Pronomen its, während sich bei Shakespeare fast immer das altertümliche his findet, und Bacon Umschreibungen anwendet, wie thereof, oder einfach den bestimmten Artikel setzt und derartiges mehr. Es ist ihr weiter noch mit Bestimmtheit nachgewiesen worden, daß die angebliche englische prosaische Paraphrase der „Ilias" durch Bacon nichts anderes ist, als eine prosaische Paraphrase der Mrs. Gallup selber, die sie auf Grundlage der mehr als 150 Jahre nach Bacons Tode von dem englischen Dichter Alexander Pope verfaßten poetischen, in paarweise gereimten, fünftaktigen Jamben geschriebenen Übersetzung der „Ilias" zusammengestellt hat.

Dies geht mit unzweifelhafter Sicherheit daraus hervor, daß beide Übersetzungen, nämlich die angeblich von Bacon herrührende, in der Fassung der Mrs. Gallup und diejenige Popes, mit einer natürlich nicht in der „Ilias" enthaltenen Lobpreisung Homers beginnen, welche beide die gleichen Gedanken enthalten.

Beide vergleichen ferner Homer mit Virgil. Beide lassen öfters die gleichen Worte aus in demselben Passus und Bacon-Gallup fügt den nämlichen, gleichfalls nicht in der „Ilias" vorkommenden Passus im II. Gesange, Vers 494/5, ein, nämlich den Vers »Equal in arms and equal in command«, den Pope, lediglich um einen Reim auf das vorangehende Versende stand zu gewinnen, einflocht. Zahlreiche andere Proben wörtlicher Übereinstimmung sind in dem Artikel noch mitgeteilt worden.

Die angeführten Tatsachen genügen aber vollauf, um trotz der Versicherung der absoluten Wahrheit ihrer Entdeckungen diese mit aller Bestimmtheit lediglich als von der Mrs. Gallup verübte Schwindeleien erkennen zu lassen. Und so ist es begreiflich, daß sie, als sie von der Bacon-Gesellschaft in London, die sich den Nachweis der Autorschaft der Shakespeareschen Dramen durch Bacon als Ziel gesetzt hat, aufgefordert wurde, die angeblich in zwei verschiedenen Typenformen des Kursivdruckes der Folioausgabe der Shakespeareschen Dramen enthaltene Geheimschrift näher zu bezeichnen, dies nicht zu tun vermochte, sondern die Ausrede gebrauchte, das Lesen der Geheimschrift beruhe auf einer Art Inspiration und

niemand, außer sie selber, vermöge in einem solchen, ihr nicht immer zu Gebote stehenden Zustande den Text zu finden.

Daß unter solchen Umständen die ernsteren Baconianer nichts mehr von ihr und ihrer Geheimschrift und überhaupt von irgendwelchen Geheimschriften wissen wollen, ist allerdings erklärlich. Wären nicht die eigenen inneren Gründe dieser Baconianer für die von ihnen verfochtene Shakespeare-Bacon-Hypothese gerade so schwach und hinfällig, so daß sie stets mit Gier nach einem ihnen nur halbwegs annehmbar erscheinenden äußeren Beweismittel greifen, so wäre es unfaßbar, wie auch diejenigen unter ihnen, welche die ausführlichen Geheimschriften Donnellys, Dr. Owens und der Mrs. Gallup verwerfen, wie dies z. B. Bormann, Sutton und der anonyme, nur als A Cambridge Graduate bezeichnete Verfasser eines 387 Seiten umfassenden Buches, betitelt »Is it Shakespeare?« (London, 1903) tun, dennoch auf ganz ähnlich sinnlose Dinge verfallen.

Dieser letztere ist nämlich ganz einverstanden mit der, wie er sagt, hübschen Entdeckung, die ein deutscher Drucker und Publisher — er hält es nicht für nötig, den Urheber des Fundes, vermutlich weil »made in Germany« näher zu bezeichnen — gemacht habe. Gemeint ist aber Edwin Bormann und dessen alles übertreffender sogenannter Lucretia-Beweis, den nicht mitzuteilen wirklich eine Unterlassungsünde an dem unfreiwilligen Humor dieses Bacon-Forschers wäre.

Bormann behauptet nämlich, in dem Anfange und in dem Schluß des Shakespeareschen Gedichtes „Lucretia“ den unwiderleglichen Beweis gefunden zu haben, daß es von Bacon verfaßt sei.

Das Gedicht beginnt mit den Versen:

FRom the besieged Ardea all in post,
Borne by the trustless wings of false desire,

und es schließt mit den Worten:

The Romans plausibly did give con/sent
To Tarquin's everlasting ba/nishment.
F/inis.

Die Initialen FR und B der beiden ersten Verse der ersten Strophe bedeuten nach Bormanns Deutung Francis Bacon und eine Linie von dem F in Finis nach dem a in banishment und dem ersten n in consent hinaufgezogen ergibt, wie der, in Wortspaltereien so geübte Leipziger Scherzrätseldichter wohl mühelos genug gefunden hat, sogar den vollen Namen F. Bacon. Um nun aber dem Grafen von Southampton, dem das Gedicht in den verbindlichsten Ausdrücken von Shakespeare im Jahre 1594 gewidmet worden war, während Bacon mit Southampton erst 1603 näher bekannt wurde, die Entdeckung, daß Bacon der Verfasser sei, doch etwas zu erleichtern, läßt Bacon sich zwar als Shakespeare unterschreiben, aber mit der hinzugefügten Wendung Your Lordship's in all duety, was nach Bormann, der das Wort duty, in altertümlicher Schreibung duety, von duo = zwei ableitet, hier heißen soll: Euer gräflichen Gnaden in aller Zweieinigkeit, nämlich der in der

Widmung unterzeichnete Shakespeare und der zu Anfang und Ende des Gedichts versteckt unterzeichnete Bacon, der aber doch nur der alleinige Verfasser ist.

Wir wissen nicht, ob Herr Bormann diese Etymologie von due und duty ebenfalls als eine Originalentdeckung für sich in Anspruch nimmt. Daß sie ihm streitig gemacht werden wird, ist jedoch schwerlich anzunehmen, denn wenn etwa ein Lehramtskandidat sich dieselbe bei der Staatsprüfung aneignen sollte, so würde ihm höchst wahrscheinlich Gelegenheit gegeben werden, mindestens bis zum nächsten Prüfungstermine über die Ableitung von due und duty (herkommend von dem altfranzösischen deu, neufranzösischen dû, dem Partizip von devoir, lateinisch debere) nachzudenken.

Was soll man aber von solchen Schriftstellern halten, die sich so gänzlich ohne die erforderliche philologische und literarhistorische Vorbildung an derartige Untersuchungen heranwagen und auf Grund ihrer durchaus haltlosen Kombinationen unbekümmerten Sinnes die geschichtlichen Tatsachen zu verwischen trachten?

Und doch ist dieser Vorwurf den allermeisten Baconianern, auch denjenigen der nun zu besprechenden zweiten Gruppe von Verfechtern der Shakespeare-Bacon-Hypothese, zu machen.

Viel zahlreicher noch sind nämlich diejenigen Baconianer unter den neuesten bedauerlichen literarischen Erscheinungen dieser Art vertreten, welche, ähnlich wie die früheren, Smith, Holmes, Mrs. Pott, die Autorschaft Bacons für die Dramen Shakespeares lediglich mit inneren Gründen zu erweisen trachten, da sie die vermeintlich in den Dramen entdeckten Geheimschriften entweder ignorieren oder sie direkt für Täuschungen erklären und der Ansicht sind, daß Bacon die unter Shakespeares Namen veröffentlichten Dramen und Dichtungen zwar geschrieben, aber das Bekanntwerden dieser Tatsache bei seinen Lebzeiten als für ihn, den Staatsmann, kompromittierend und gefährlich ängstlich verheimlicht und für die Inanspruchnahme der unsterblichen Werke nach seinem Tode als sein geistiges Eigentum keinerlei Vorkehrungen getroffen habe.

Zunächst ist nochmals zu erwähnen, daß in London sogar eine Baconian Society besteht, welche sich in den Dienst dieser Sache gestellt hat und seit Mai 1893 eine Zeitschrift „Baconiana“ herausgibt, ohne jedoch bisher irgendwelche nennenswerte Resultate erzielt zu haben. Eine gleichfalls „Baconiana“ betitelte Zeitschrift wurde schon 1892 zu Chicago begründet.

Von den übrigen zahlreichen, umfangreicheren hiehergehörigen Publikationen, die von dem Schreiber dieser Zeilen teils im British Museum, teils in der Oxforder Bodleiana im vergangenen Sommer durchgesehen wurden, sind hier nur solche zu berücksichtigen, die wenigstens einigen Anspruch auf Originalität erheben können oder durch die Massenhaftigkeit, durch das Papiergewicht ihrer Ausführungen die Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Unter diesen letzteren sind zunächst zu nennen die Bücher eines Mr. Wigston in Amerika, der von 1884 bis 1892 nicht weniger als fünf umfangreiche Werke ver-

öffentlicht hat, in denen er die Geheimnistuerei Bacons mit der Gesellschaft der Rosenkreuzer in Zusammenhang bringt und die Autorschaft Bacons wieder nach der Methode der Mrs. Pott durch Parallelstellen zu erhärten sucht oder auch für die Hirngespinste Donnellys in die Schranken tritt.

Origineller ist Mr. Roe, der mit seinem 605 Seiten starken Buche »The Mortal Moon«, wie er es, an eine Wendung in den Sonetten anknüpfend, betitelt, »or Bacon and his Masks«, New York, 1891, nicht nur alle Shakespeare zugeschriebenen Werke für Bacon in Anspruch nimmt, sondern dazu noch Philipp Stubbs' »Anatomy of Abuses« und Burtons »Anatomy of Melancholy«, wovon die erste Ausgabe, wie er sagt, in purple marocco gebunden war, ebenso wie Bacon sich bei seiner, allerdings erst, wie ich hinzufüge, 20 Jahre später erfolgten Vermählung, in Purpur kleidete. Man sieht, welch trübselige Argumente die Baconianer für ihre Behauptungen heranzuziehen sich nicht entblöden. Roe nimmt aber nicht nur diese zeitgenössischen Schriften für Bacon in Beschlag, sondern — man höre und staune — auch noch einige der lange nach Bacons Tod erschienenen Werke, indem er die Ansicht entwickelt, daß Defoes „Robinson Crusoe" und überhaupt alles, was sowohl Defoe wie auch Dean Swift geschrieben haben, und dazu auch noch Bunyans »Pilgrim's Progress«, aus Bacons Feder stamme, da die angeblichen Autoren dieser Werke diese aus den nachgelassenen Papieren Bacons zusammengestohlen hätten.

Eine Widerlegung dieses hauptsächlich wieder auf den sogenannten Parallelstellen aufgebauten Unsinns kann wohl nicht im Ernste von irgend jemand erwartet werden und ist auch meines Wissens von niemand unternommen worden.

Ein anderer, ebenso phantasievoller Baconianer, Mr. Thorpe, suchte in einer 1897 veröffentlichten kleineren Schrift, ohne irgendwelche positive Handhaben für diese Behauptungen zu besitzen, nachzuweisen, daß Bacon Shakespeare persönlich gekannt, daß er in seiner amtlichen Stellung den Schauspieler Shakespeare teils wegen dessen von Thorpe als bestimmt erwiesen angenommenen Wilddiebstahls, teils weil Shakespeare ein arger Spieler und ganz verschuldet gewesen sei, völlig in der Hand gehabt und ihn so dazu benützt habe, Bacons Dramen mit seinem Namen, demjenigen des Schauspielers Shakespeare, zu decken.

Daß dies alles leere, durch keinerlei Anhaltspunkte gestützte Erfindungen sind, bedarf keines weiteren Nachweises.

Eines der leichtfertigsten, bedenklichsten Bücher in der neueren Shakespeare-Bacon-Literatur ist dasjenige des Amerikaners Wm. Edwards' »Shaksper not Shakespeare«, Cincinnati, 1900, 507 Seiten, der lediglich dartun will, daß Shakespeare die unter seinem Namen der Welt bekannt gewordenen Stücke nicht geschrieben haben könne, sondern daß mehrere Autoren die Dramen verfaßt hätten. Edwards schöpft, um dies zu beweisen, zum Teil aus sehr trüben Quellen, namentlich aus der von dem erfindungsreichen Donnelly im ersten Bande seines großen Kryptogrammes verfaßten Biographie Shakespeares. Auch scheut Edwards selber keineswegs vor ebenso willkürlichen und gänzlich unbeweisbaren, also er-

logenen Behauptungen zurück. So erklärt er sowohl Ben Jonson wie auch Heminge und Condell, deren Zeugnisse ihm unbequem sind, für ganz charakterlose, käufliche Lügner.

Dies traurige Produkt der Shakespeare-Bacon-Literatur hat die ihm gebührende ernste Zurückweisung erfahren durch den Vizepräsidenten der amerikanischen Shakespeare-Society, Mr. Ashhurst, im Jännerheft 1901 ihrer Verhandlungen.

Ähnlichen Inhalts, wie das zuletzt erwähnte Werk, scheint ein neueres, 1905 (?) bei Morton & Co. in Louisville, Kentucky, erschienenes Buch von dem Deutsch-Amerikaner Stotsenburg zu sein, welches möglicherweise auf dem Werke von Edwards beruht, dem Schreiber dieser Zeilen jedoch nur durch eine kurze Zeitungsnotiz im „Neuen Wiener Journal" vom 30. Juli 1905 bekannt geworden ist.

Rascher hinwegzugehen ist über verschiedene andere Werke, so Robert M. Theobald, »Shakespeare Studies in Baconian Light«, London, 1901, 499 Seiten, Lord Penzance, »On the Bacon-Shakespeare Controversy«, London, 1902, nach seinem 1899 erfolgten Tode veröffentlicht, aber schon einige Jahre früher geschrieben; ferner die gleichfalls umfangreichen Werke von Edwin Reed: »Bacon and Shakespeare Parallelisms«, und »Francis Bacon our Shakespeare«, beide London, 1902, auf denen wieder das knapp gehaltene, nur 119 Seiten umfassende, und wohl aus diesem Grunde am meisten gelesene Buch von George Bompas, »The Problem of the Shakespeare Plays«, London, 1902, beruht; sodann das voluminöse Werk von Judge Webb in Dublin, betitelt: »The Mystery of Wm. Shakespeare«, die kürzere Schrift von Wm. A. Sutton, »The Shakespeare Enigma«, Dublin, 1903, die auf die sogenannten »Northumberland Papers« Bezug nimmt, und das weitschweifige, gleichfalls im letzten Jahre erschienene anonyme Buch: »Is it Shakespeare?« By a Graduate of Cambridge. London, 1904.

In allen diesen Büchern werden die längst bekannten, teils auf Voreingenommenheit bezüglich der Unwissenheit Shakespeares und der universellen Bildung Bacons, teils auf den beliebten Parallelstellen und auf Entstellungen und Verdächtigungen der vorhandenen Zeugnisse, namentlich Ben Jonsons, sowie Heminges und Condells beruhenden, angeblichen Beweismittel immer aufs neue wieder angewendet.

Nur der Cambridger Graduate, der sich, wie bereits erwähnt, so anerkennend über Bormanns prächtigen Lucretia-Beweis geäußert hat, nimmt eingehend auf Shakespeares Sonette Bezug und führt in breiter Darstellung aus, daß gewisse, an den schönen jungen Freund gerichtete Sonette, die er, wie dies nur Dilettanten auf dem Gebiete der Shakespeare-Forschung tun, im wörtlichsten Sinne deutet, in dieser Auffassung unmöglich von dem gesunden Familienvater Shakespeare herrühren könnten, während er Beweise dafür beibringt, daß sie durchaus in Einklang stünden mit den Neigungen Bacons, den er also, und gewiß mit Recht, als in sittlicher Hinsicht tief unter Shakespeare stehend bezeichnet. Mögen nun diese auf

Bacon bezüglichen Behauptungen richtig oder unrichtig sein, die Deutung der betreffenden Sonette ist, wie gesagt, eine falsche.

Wundern muß man sich jedoch darüber, welche Befriedigung selbst gebildete Engländer darin finden, das Andenken ihrer hervorragenden Männer in den Schmutz zu ziehen.

Übrigens befindet sich der Cambridger Graduate doch insofern auf dem Wege der Besserung, als er Shakespeare sowohl dichterische Befähigung, als auch Ehrenhaftigkeit des Charakters zugesteht und also doch die Bedeutung der Aussagen Ben Jonsons, Heminges und Condells sowie anderer über ihn anerkennt.

Viel weiter war in dieser Hinsicht schon einige Jahre vorher Edward James Castle gegangen, der in seinem Buche, betitelt: »Shakespeare, Bacon, Jonson and Greene« London, 1897, dem einzigen, abgesehen von den Phantasien Dr. Owens und der Mrs. Gallup, wirklich originellen Werke der Baconianer während des letzten Jahrzehntes, die Dramen Shakespeares in non-legal und legal plays, also in nichtjuristische und juristische Stücke einteilt und nur für die letzteren, in denen juristische Kenntnisse zutage treten, Bacons Mitarbeiterschaft in Anspruch nimmt, während er für die ersteren Shakespeares Autorschaft unangetastet läßt. Zugleich erklärt er, daß es widersinnig sei, Shakespeares dichterische Befähigung und Betätigung überhaupt in Zweifel zu ziehen in Anbetracht der feststehenden, nicht anzuzweifelnden Zeugnisse Greenes, Francis Meres, Ben Jonsons, Heminges und Condells über Shakespeare.

Zu unserem Bedauern muß endlich auch noch zweier kleiner, in neuester Zeit in Deutschland veröffentlichter Schriften Erwähnung getan werden. Die erste derselben ist in englischer Sprache geschrieben und betitelt: »Shakespeare's Tempest in Baconian Light.« A New Theory by Gustavus Holzer, Professor at the Heidelberg Oberrealschule. Heidelberg, 1904.

Holzer nimmt die Autorschaft der Shakespeareschen Dramen durch Bacon einfach als erwiesen an und führt aus, daß das Stück »The Tempest« auf Bacons »Novum Organon« beruhe und parabolisch zu deuten sei, stellt sich also, obwohl er Bormanns Deutung, daß es eine Parabolisierung von Bacons „Geschichte der Winde" sei, nicht akzeptiert, doch auf den Bormannschen Standpunkt und sucht, beeinflußt durch Reed und andere, die Baconsche Autorschaft dieses Stückes noch weiter durch Parallelstellen darzutun.

Dasselbe ist von seiner allerneuesten Schrift ähnlichen Inhaltes, betitelt: „Bacon-Shakespeare der Verfasser des ‚Sturms'." Heidelberg, 1905, zu sagen, wo es S. 30 heißt: „Es soll hier, unter der Annahme, daß es unwiderleglich bewiesen sei, daß Bacon der Verfasser der Greatfoliostücke sei, der Versuch gemacht werden, den Hergang der Dinge von 1581—1607, wie er sich etwa vermuten ließe, darzulegen."

Von solchen, mit den historisch beglaubigten Tatsachen in Widerspruch stehenden, unbewiesenen, willkürlichen Annahmen aus lassen sich mit einiger Phantasie und

Kombinationsgabe alle möglichen Romane ausspinnen, wie dies ja schon von Carrière mit seiner amüsanten Lessing-Goethe-Theorie in der „Gegenwart“, Jahrgang 1889, Nr. 2 und 3, gezeigt worden ist und wie der Schreiber dieser Zeilen es mit einem ähnlichen parodistischen Scherz in seinem „Bacon-Bazillus“, S. 40—43, dargetan hat.

Indem wir uns nun der erfreulicheren Seite dieses Literaturgebietes zuwenden, möge sogleich dasjenige Werk erwähnt werden, welches jedenfalls als die gründlichste während des letzten Jahrzehnts erschienene und, wie man meinen und hoffen sollte, endgültige Widerlegung der Baconianer, wenn diese überhaupt von ihren Wahnvorstellungen zu heilen wären, bezeichnet werden kann. Das ist das 306 Seiten umfassende Buch des Amerikaners Charles Allen, »Notes on the Bacon-Shakespeare Question.« Boston and New York. 1900.

In dem ersten Abschnitt seines Buches hat Allen zunächst zur Widerlegung des Hauptarguments der Baconianer, nämlich, daß unmöglich Shakespeare, wohl aber Bacon die in den Dramen zutage tretende angebliche große Vertrautheit mit juristischen Verhältnissen und Ausdrücken besessen haben könne, mit zahlreichen Beispielen nachgewiesen, daß die juristischen Ausdrücke und Wendungen, die Shakespeare gebraucht, mit sehr wenigen Ausnahmen sich auch bei den übrigen dramatischen Schriftstellern seiner Zeit vorfinden und daß bei diesen, obwohl sie, mit der einzigen Ausnahme von Middleton, keine Juristen waren, noch sehr viel mehr andere Rechtsausdrücke begegnen, die bei Shakespeare nicht vorkommen.

Er führt weiter aus, daß in den Shakespeareschen Stücken keinerlei Anzeichen von Bekanntschaft des Verfassers mit der Jurisprudenz als Wissenschaft zutage treten und daß Lord Campbell die sehr irrige Ansicht aufgestellt habe, die dann später von den Biographen Shakespeares auf Treu und Glauben angenommen und nachgesprochen worden sei, daß Shakespeares Rechtsausdrücke stets von ihm in korrekter Anwendung gebraucht seien.

Dies wird im einzelnen dargetan durch Hinweis auf die durchaus unjuristischen Voraussetzungen, Handlungen und Vorgänge, auf denen die Stücke „Der Kaufmann von Venedig“, „Ende gut, alles gut“, „Maß für Maß“, „Cymbeline“ beruhen und die der Rechtsgelehrte Bacon sicherlich vermieden haben würde, wie auch durch den Nachweis, daß in dem zweiten dieser Stücke das Vormundschaftsrecht, in dem dritten das Eherecht falsch behandelt sei und daß auch sonst öfters Rechtsausdrücke von Shakespeare unklar und unrichtig gebraucht worden seien. In dem zweiten Hauptteil des Allenschen Buches wird in gleich überzeugender Weise das übrige vermeintliche Beweismaterial der Baconianer widerlegt und die zwingende Beweiskraft der literarhistorisch und biographisch beglaubigten Tatsachen aus dem Leben und den Werken Shakespeares zum Beweise für seine Identität mit dem Autor derselben nochmals erwiesen.

Doch auch vor und nach Edw. Allen hat es weder in England noch in Amerika während des letzten Jahrzehnts an Gegenschriften, von denen jede für

sich ausreichend war, die Hinfälligkeit der Shakespeare-Bacon-Hypothese darzutun, gefehlt. Wir nennen unter denselben zunächst von älteren Schriften das Buch von John Weiß, »Wit, Humour and Shakespeare.« 1876. 8°, wo im besonderen auf S. 247—285 die Bacon-Theorie widerlegt wird; Sir Theodor Martin, »Shakespeare or Bacon?«, Edinburgh and London, 1888 (70 S.), »Did Bacon write Shakespeare?« A Reply to Ignatius Donnelly, London, 1888, ein kleines, anonymes, aber recht gutes Pamphlet; ferner das umfangreichere, tüchtige, gleichfalls anonyme Werk: »Is there any Resemblance between Shakespeare and Bacon?«, London, Simpkin, Marshall & Co., 1888, 301 S., worin die Unmöglichkeit jener Behauptung hauptsächlich aus dem inneren Widerspruch zwischen Bacons Schriften und Charakter einerseits und dem Inhalte der Shakespeareschen Dramen, sowie natürlich auch aus den Zeugnissen der Zeitgenossen über Shakespeare andererseits nachgewiesen wird.

Weiter ist zu nennen die kurze, nur vier Druckbogen umfassende, schon in dritter Auflage erschienene Schrift von E. Marriott, »Bacon or Shakespeare?«, London, 1898, gegen die neueren Baconianer gerichtet.

Ferner die gegen die nämlichen Autoren gerichtete, sehr unterhaltende, aber durchaus ernst zu nehmende, gediegene Schrift »The Shakespeare-Bacon-Controversy, A Report of the Trial of an Issue in Westminster Hall, June 20, 1627. Read in the Inner Temple Hall, Thursday, May the 29th 1902 by William Willis, Treasurer of the Honourable Society of the Inner Temple. London, 1902. In diesem Buche werden die Behauptungen der Gegner in Form und Fiktion einer regelrechten, angeblich am 20. Juni 1627, also bald nach Bacons Tode, in Westminster Hall durchgeführten Gerichtsverhandlung widerlegt.

Von dem nämlichen Verfasser erschien noch »The Baconian Mint.« Its Claims examined. London, 1903, eine Widerlegung der Parallelstellen-Theorie.

Aus dem Jahre 1902 ist ferner zu nennen das schon vergriffene Buch von Albert E. Calvert, »Bacon and Shakspeare«, hauptsächlich gegen Dr. Owen, Mrs. Gallup und Theobald gerichtet und endlich ist noch des knapp gehaltenen, 94 Seiten umfassenden Buches von John Rowlands, »Shakspere still enthroned.«, London, 1903, Erwähnung zu tun. In dem ersten Teil desselben wird die Unmöglichkeit der Autorschaft Bacons aus den Widersprüchen seiner schriftstellerischen Tätigkeit, seines Charakters und seiner vielbeschäftigten beruflichen Werksamkeit nachgewiesen, während im zweiten Teile die Einwände gegen Shakespeares Autorschaft widerlegt und die wichtigsten Zeugnisse für dieselbe erwähnt und ins rechte Licht gestellt werden.

Zum Zweck einer wirkungsvollen Zurückweisung der Gegner Shakespeares ist dieser gewöhnlich, auch von dem Schreiber dieser Zeilen in seinen beiden oben erwähnten Schriften, eingeschlagene Vorgang, in welchem die beweiskräftigsten, ausschlaggebenden Argumente bis zuletzt aufgespart werden, jedenfalls der geeignetste. Das kürzere Verfahren würde aber sein, diese Argumente voranzustellen. Denn mit

Recht bemerkt ein hervorragender Shakespeare-Forscher — wie der Baconianer Theobald, ohne den Namen desselben zu verraten, in der Vorrede zu seinem oben zitierten Buche, die Unhöflichkeit der Kritiker beklagend, anführt — zu dieser Hypothese folgendes: „An der Bacon-Shakespeare-Kontroverse habe ich keinerlei Interesse. Um Bacons Autorschaft von Shakespeares Werken festzustellen, muß zweierlei bewiesen werden: Erstens, daß Shakespeare die Dramen und Dichtungen, die ihm zugeschrieben werden, nicht geschrieben und zweitens, daß Bacon sie geschrieben hat. Da ich noch niemals einen sofort einleuchtenden Beweis für die erste dieser Behauptungen gesehen habe, so habe ich keine Lust, die sogenannten Argumente, wodurch man versucht, die zweite darzutun, ernstlich in Erwägung zu ziehen."

In der Tat, so und nicht anders steht die Sache.

Erst wenn nachgewiesen werden kann, daß die uns überlieferte große Zahl von Zeugnissen der Zeitgenossen Shakespeares über ihn, von denen die wichtigsten sich in jeder der oben erwähnten Schriften mitgeteilt finden, falsch waren, kann die Frage, wer der Autor der ihm zugeschriebenen Dramen und Dichtungen gewesen sei, ernstlich diskutiert werden. Zuerst muß es erwiesen sein, um nur die bekanntesten Gewährsmänner Shakespeares zu nennen, daß der Oxforder, damals in London lebende Professor der Rhetorik Francis Meres, der im Jahre 1598 den Dichter Shakespeare unter Namhaftmachung von zwölf seiner Dramen, seiner erzählenden Dichtungen „Venus und Adonis" und „Lucretia", sowie seiner damals noch im Manuskript zirkulierenden, nur Shakespeares „näheren Freunden", also doch auch, da er darüber urteilen konnte, ihm selber bekannten anmutigen Sonette für den größten dramatischen Dichter aller Zeiten erklärte, wissentlich die Unwahrheit gesagt habe. Es müßte ferner dargetan sein, daß der anonyme Verfasser des 1601 geschriebenen und 1602 zu Cambridge aufgeführten Schuldramas „Die Rückkehr vom Parnaß", worin der nicht einer höheren Ausbildung teilhaftig gewordene Schauspieler und Schauspieldichter Shakespeare, der Verfasser von „Venus und Adonis" und „Lucretia", als den mit einer gelehrten Universitätsbildung ausgestatteten gleichzeitigen Dramatikern überlegen hingestellt wird, ebenfalls nicht gewußt habe, was und über wen er schrieb, oder daß er geflissentlich die Wahrheit entstellt habe. Dasselbe müßte von dem Dichter John Davies und dem hervorragenden Dramatiker John Webster, die sich in den Jahren 1611 und 1612 in ähnlicher Weise über ihn äußerten, nachgewiesen werden. Die 10 bis 12 verschiedenen Verleger von mehr als drei Dutzend Einzelausgaben seiner Werke, die zu Lebzeiten Shakespeares, zum Teil mit den Initialen seines Namens, zum Teil, namentlich seit 1598, mit seinem vollen Namen William Shakespeare (meistens so oder auch in anderer Schreibung) erschienen, während kein einziges der Shakespeareschen Dramen unter demjenigen eines anderen Autors veröffentlicht wurde, müßten sämtlich Betrüger oder Ignoranten gewesen sein. Die nämlichen schmeichelhaften Benennungen wären den Mitgliedern der Stratforder Orts- und Kirchenbehörden beizulegen, die dem 1616 verstorbenen Dichter ein Ehrengrab in der dortigen Pfarrkirche gewährten

für die Produkte des jungen Deutschlands verschlossen haben. Vom Reich draußen wehte schon ein neuer Luftstrom herein, doch à mesûre daß man dort die Zensur erweiterte, wurde sie bei uns verengert und man fing an Stücke zu verbieten, welche bis dahin unbeanständet aufgeführt wurden. Das war eben eine arge Verblendung und so bleibt es auch immer unbegreiflich, daß man trotz obwaltender Umstände ein einheimisches Stück von Bauernfeld aufführen durfte, welches eine greifbare Satire auf unsere Regierung war. Der Zensor war vielleicht ebenso begriffstützig wie ich selbst, welche die Preßfreiheit vorstellte, ohne Ahnung von deren politischer Bedeutung zu haben. Das Stück hieß „Großjährig" und die Sensation, die es machte, bewies, daß das Publikum politisch reifer war als ich und dessen verkappten Inhalt verstand.

Beiläufig um jene Zeit kam auch Heinrich Laube nach Wien, vermutlich um den Puls zu fühlen, welche Aussichten seine Dramen bei uns hätten. Es war ja der Ehrgeiz jedes Dichters, die Feuertaufe im Burgtheater zu empfangen. Vorderhand hatte er dazu noch keine Aussichten, trotzdem waren wir alle freudig erregt, als wir von seiner Anwesenheit hörten und seine Gegenwart im Theater spornte uns an, unser Bestes zu leisten. Zuerst sah er mich in „Donna Diana" als Kammerjungfer und wußte nicht recht, was er aus mir machen sollte, aber er erfreute mich doch mit seinem Besuch und ich war entsetzlich befangen diesem berühmten Manne gegenüber. Doch setzte er mich bald en pays de connaissance, indem er mir erzählte, daß er schon in Leipzig als Student für Mutter schwärmte und welche Freude er in Berlin an meiner Schwester hatte, welche zu seiner Bernsteinhexe prädestiniert schien, durch ihre reine Weiblichkeit und bezaubernde Schönheit, und wie schmerzlich er deren Verlust beklage. Er bedauerte auch, mich in einer so unbedeutenden Rolle gesehen zu haben. Da bat ich ihn, er möge doch das neue Stück der Frau von Weißenthurn, „Die bezahlte Schuld", besuchen, welches den folgenden Tag gegeben wurde. Er versprach's und schrieb mir danach einen Brief, der mich wirklich mit Stolz erfüllte.* Er befindet sich noch in meiner kleinen Autographensammlung, der einzige, den ich mir von ihm behielt, die anderen Briefe schenkte ich dem sympathischen Dr. Bettelheim. Sollte es aber irgend jemanden interessieren zu wissen, wie Laube mich überhaupt beurteilte, so möge er seine Geschichte des Burgtheaters lesen, darin hat er mir auch einen Platz eingeräumt und nach meiner Ansicht das Beste gesagt, was je über mich geschrieben wurde.

Ging es mir nun in den sechs Jahren meines Alleinseins so gut als es unter den gegebenen Verhältnissen nur irgend gehen konnte, so begann doch ein neues Leben mit dem Einzug meiner geliebten Mutter. Es ist ja ein so seltener Fall, daß Mutter und Tochter demselben Berufe angehören, gemeinschaftlich demselben Ziele zustreben, welches alle geistigen Kräfte anspannt und täglich neue Anregung bringt. Nun brauchte ich nicht mehr von den Kollegen Urteile über meine Leistungen zu erbitten, nun hatte ich ja den liebevollsten Kritiker im eigenen Hause. Ich will damit nicht sagen, daß ich nicht auch getadelt wurde, im Gegenteil sagte sie mir oft: „Du spielst so fein, daß man Schuh und Strümpf ausziehe und alle Lichter auslösche muß, damit man dich versteht." Aber sie ging zwanzigmal unverdrossen in dasselbe Stück, um zu beobachten, ob ich ihre Winke befolge und

* Dieser Brief ist seither in dem Aufsatz „Zur Berufung Laubes an das Burgtheater" gedruckt erschienen: Anton Bettelheim, »Acta diurna«. Wien, Hartleben, 1899. S. 199–200.

ließ es nie an Aufmunterung fehlen. Sie kannte mein Naturell, sie wußte, daß ich an ihrem Lob heranwuchs, während mich ihr Tadel kleinwinzig gemacht hätte. Ach, ich war selig, sie zu besitzen, und wir lebten uns so recht eine in die andere hinein. Auch brauchte ich nun die Geselligkeit nicht mehr außer dem Hause zu suchen, denn bald sammelte sich ein Kreis angenehmer Menschen um uns, die mit unserer bescheidenen Gastfreundschaft zufrieden waren. Unsere ökonomische Direktion hatte schon dafür gesorgt, daß wir keinen Luxus treiben konnten. In Anbetracht dessen, daß wir miteinander wirtschafteten, wurde Mutter unglaublich schundig dotiert (als ob das ein Maßstab für ihre Künstlerschaft gewesen wäre), aber wir waren beisammen und das war uns genug. Freilich hatte diese Beschränkung die fatale Konsequenz, daß Mutter nach meiner Verheiratung nach und nach ihr kleines Vermögen fast ganz zusetzte. Unter den Papieren ihres Nachlasses fand sich auch ein voluminöses Paket mit der Überschrift: „Bezahlte Rechnungen für die Wahnsinnstoiletten vor dem Krach". Die damaligen französischen Stücke waren eigentlich nur für die Konfektionäre geschrieben und Mutter konnte in ihrer Stellung nicht hinter ihren Kolleginnen zurückbleiben, die damals einen fabelhaften Toilettenaufwand zur Schau stellten — allerdings auf Regiments Unkosten. Sie machte sich's später oft zum Vorwurf, aber es gelang mir immer, sie zu beruhigen, wenn ich ihr bewies, daß sie, da sie ihr Vermögen selbst erworben, auch das Recht gehabt habe, es für sich auszugeben. Sie tat ja ohnehin nur alles im Interesse ihres Berufes, denn im Privatleben war sie völlig ohne Bedürfnisse.

Fortsetzung folgt.

Ein Gedenkblatt.

(Zur Erinnerung an die erste Aufführung von Beethovens „Fidelio".)

Von Karl Glossy.

Ein stürmischer Herbstabend. Männliche und weibliche Gestalten huschen durch die nur spärlich erleuchteten Gassen, wo es trotz der geschlossenen Kaufläden recht lebhaft zugeht. Der laute Sang derber Männerstimmen dringt bis in die obersten Stockwerke der altersgrauen Häuser. Es sind Soldaten, die heimatliche Lieder singen, traurige und lustige, je nach der Stimmung, die der Wein erregte. Was sie sangen, verstanden die wenigsten, die ihnen zuhörten, denn die Sänger waren Franzosen, die seit einigen Tagen die Herren von Wien geworden sind. Fast ganz still war es dagegen in der Nähe der Stadttore, denn nur Beherzte wagten den Weg über die finsteren Glacisanlagen nach der Vorstadt. Noch vor wenigen Tagen herrschte hier ein reger Verkehr. Besonders vom Kärntnertor gegen die Vorstadt Laimgrube zu dem größten Theater Wiens, das Emanuel Schikaneder erbaut hatte. Jetzt gehörte es dem Hofbankier Peter Freiherrn v. Braun, der zugleich Pächter der Hoftheater war. Als artistischer Direktor wirkte einige Zeit hindurch Grillparzers Oheim, Josef v. Sonnleithner. Das umfassende Repertoire dieser Bühne bot den Wienern vielerlei Genuß. Man gab daselbst Possen, Spektakelstücke, in prächtiger Ausstattung auch Opern, deren Leitung dem Schwager Mozarts, Sebastian Mayer, übertragen war. Man rühmt ihm nach, daß er im Theater a. d. Wien eine Oper zu stande brachte, die nicht nur mit der Hofoper wetteifern konnte, sondern diese bei weitem übertraf. Cherubini, Catel, Dalayrac, Méhul, Boieldieu, Isouard wurden in Wien durch ihn

für die Produkte des jungen Deutschlands verschlossen haben. Vom Reich draußen wehte schon ein neuer Luftstrom herein, doch à mesûre daß man dort die Zensur erweiterte, wurde sie bei uns verengert und man fing an Stücke zu verbieten, welche bis dahin unbeanständet aufgeführt wurden. Das war eben eine arge Verblendung und so bleibt es auch immer unbegreiflich, daß man trotz obwaltender Umstände ein einheimisches Stück von Bauernfeld aufführen durfte, welches eine greifbare Satire auf unsere Regierung war. Der Zensor war vielleicht ebenso begriffstützig wie ich selbst, welche die Preßfreiheit vorstellte, ohne Ahnung von deren politischer Bedeutung zu haben. Das Stück hieß „Großjährig" und die Sensation, die es machte, bewies, daß das Publikum politisch reifer war als ich und dessen verkappten Inhalt verstand.

Beiläufig um jene Zeit kam auch Heinrich Laube nach Wien, vermutlich um den Puls zu fühlen, welche Aussichten seine Dramen bei uns hätten. Es war ja der Ehrgeiz jedes Dichters, die Feuertaufe im Burgtheater zu empfangen. Vorderhand hatte er dazu noch keine Aussichten, trotzdem waren wir alle freudig erregt, als wir von seiner Anwesenheit hörten und seine Gegenwart im Theater spornte uns an, unser Bestes zu leisten. Zuerst sah er mich in „Donna Diana" als Kammerjungfer und wußte nicht recht, was er aus mir machen sollte, aber er erfreute mich doch mit seinem Besuch und ich war entsetzlich befangen diesem berühmten Manne gegenüber. Doch setzte er mich bald en pays de connaissance, indem er mir erzählte, daß er schon in Leipzig als Student für Mutter schwärmte und welche Freude er in Berlin an meiner Schwester hatte, welche zu seiner Bernsteinhexe prädestiniert schien, durch ihre reine Weiblichkeit und bezaubernde Schönheit, und wie schmerzlich er deren Verlust beklage. Er bedauerte auch, mich in einer so unbedeutenden Rolle gesehen zu haben. Da bat ich ihn, er möge doch das neue Stück der Frau von Weißenthurn, „Die bezahlte Schuld", besuchen, welches den folgenden Tag gegeben wurde. Er versprach's und schrieb mir danach einen Brief, der mich wirklich mit Stolz erfüllte.* Er befindet sich noch in meiner kleinen Autographensammlung, der einzige, den ich mir von ihm behielt, die anderen Briefe schenkte ich dem sympathischen Dr. Bettelheim. Sollte es aber irgend jemanden interessieren zu wissen, wie Laube mich überhaupt beurteilte, so möge er seine Geschichte des Burgtheaters lesen, darin hat er mir auch einen Platz eingeräumt und nach meiner Ansicht das Beste gesagt, was je über mich geschrieben wurde.

Ging es mir nun in den sechs Jahren meines Alleinseins so gut als es unter den gegebenen Verhältnissen nur irgend gehen konnte, so begann doch ein neues Leben mit dem Einzug meiner geliebten Mutter. Es ist ja ein so seltener Fall, daß Mutter und Tochter demselben Berufe angehören, gemeinschaftlich demselben Ziele zustreben, welches alle geistigen Kräfte anspannt und täglich neue Anregung bringt. Nun brauchte ich nicht mehr von den Kollegen Urteile über meine Leistungen zu erbitten, nun hatte ich ja den liebevollsten Kritiker im eigenen Hause. Ich will damit nicht sagen, daß ich nicht auch getadelt wurde, im Gegenteil sagte sie mir oft: „Du spielst so fein, daß man Schuh und Strümpf ausziehe und alle Lichter auslösche muß, damit man dich versteht." Aber sie ging zwanzigmal unverdrossen in dasselbe Stück, um zu beobachten, ob ich ihre Winke befolge und

* Dieser Brief ist seither in dem Aufsatz „Zur Berufung Laubes an das Burgtheater" gedruckt erschienen: Anton Bettelheim, »Acta diurna«. Wien, Hartleben, 1899. S. 199—200.

ließ es nie an Aufmunterung fehlen. Sie kannte mein Naturell, sie wußte, daß ich an ihrem Lob heranwuchs, während mich ihr Tadel kleinwinzig gemacht hätte. Ach, ich war selig, sie zu besitzen, und wir lebten uns so recht eine in die andere hinein. Auch brauchte ich nun die Geselligkeit nicht mehr außer dem Hause zu suchen, denn bald sammelte sich ein Kreis angenehmer Menschen um uns, die mit unserer bescheidenen Gastfreundschaft zufrieden waren. Unsere ökonomische Direktion hatte schon dafür gesorgt, daß wir keinen Luxus treiben konnten. In Anbetracht dessen, daß wir miteinander wirtschafteten, wurde Mutter unglaublich schundig dotiert (als ob das ein Maßstab für ihre Künstlerschaft gewesen wäre), aber wir waren beisammen und das war uns genug. Freilich hatte diese Beschränkung die fatale Konsequenz, daß Mutter nach meiner Verheiratung nach und nach ihr kleines Vermögen fast ganz zusetzte. Unter den Papieren ihres Nachlasses fand sich auch ein voluminöses Paket mit der Überschrift: „Bezahlte Rechnungen für die Wahnsinnstoiletten vor dem Krach". Die damaligen französischen Stücke waren eigentlich nur für die Konfektionäre geschrieben und Mutter konnte in ihrer Stellung nicht hinter ihren Kolleginnen zurückbleiben, die damals einen fabelhaften Toilettenaufwand zur Schau stellten — allerdings auf Regiments Unkosten. Sie machte sich's später oft zum Vorwurf, aber es gelang mir immer, sie zu beruhigen, wenn ich ihr bewies, daß sie, da sie ihr Vermögen selbst erworben, auch das Recht gehabt habe, es für sich auszugeben. Sie tat ja ohnehin nur alles im Interesse ihres Berufes, denn im Privatleben war sie völlig ohne Bedürfnisse.

Fortsetzung folgt.

Ein Gedenkblatt.

(Zur Erinnerung an die erste Aufführung von Beethovens „Fidelio".)

Von Karl Glossy.

Ein stürmischer Herbstabend. Männliche und weibliche Gestalten huschen durch die nur spärlich erleuchteten Gassen, wo es trotz der geschlossenen Kaufläden recht lebhaft zugeht. Der laute Sang derber Männerstimmen dringt bis in die obersten Stockwerke der altersgrauen Häuser. Es sind Soldaten, die heimatliche Lieder singen, traurige und lustige, je nach der Stimmung, die der Wein erregte. Was sie sangen, verstanden die wenigsten, die ihnen zuhörten, denn die Sänger waren Franzosen, die seit einigen Tagen die Herren von Wien geworden sind. Fast ganz still war es dagegen in der Nähe der Stadttore, denn nur Beherzte wagten den Weg über die finsteren Glacisanlagen nach der Vorstadt. Noch vor wenigen Tagen herrschte hier ein reger Verkehr. Besonders vom Kärntnertor gegen die Vorstadt Laimgrube zu dem größten Theater Wiens, das Emanuel Schikaneder erbaut hatte. Jetzt gehörte es dem Hofbankier Peter Freiherrn v. Braun, der zugleich Pächter der Hoftheater war. Als artistischer Direktor wirkte einige Zeit hindurch Grillparzers Oheim, Josef v. Sonnleithner. Das umfassende Repertoire dieser Bühne bot den Wienern vielerlei Genuß. Man gab daselbst Possen, Spektakelstücke, in prächtiger Ausstattung auch Opern, deren Leitung dem Schwager Mozarts, Sebastian Mayer, übertragen war. Man rühmt ihm nach, daß er im Theater a. d. Wien eine Oper zu stande brachte, die nicht nur mit der Hofoper wetteifern konnte, sondern diese bei weitem übertraf. Cherubini, Catel, Dalayrac, Méhul, Boieldieu, Isouard wurden in Wien durch ihn

bekannt und beliebt. Jetzt aber gab es auch in dem Zuschauerraume dieses Theaters klaffende Lücken, und nicht selten sangen und spielten die Schauspieler vor leeren Bänken. So war es auch am 20. November 1805, trotzdem auf dem Theaterzettel der Name Beethovens prangte, dessen Oper „Fidelio oder die eheliche Liebe" an diesem Abend zum ersten Male aufgeführt wurde. Der Name allein würde wohl genügen, um das Haus in allen Räumen zu füllen, dachte die Theaterdirektion. Die Wiener aber kamen nicht. Der größte Teil der Zuhörer bestand aus feindlichen Offizieren, die auch in den übrigen Theatern die Mehrheit des Publikums bildeten.

Es ist also am 20. November 1805 das Theater an der Wien leer gewesen, trotzdem das Publikum auf Beethovens Oper längst aufmerksam gemacht worden war. Schon am 12. Mai brachte die „Allgemeine Musik-Zeitung" die Nachricht, daß nächstens eine Oper Beethovens auf die Bühne gebracht werden wird, und in den Sommertagen verbreitete sich durch Wien die Nachricht, daß Beethoven im Garten zu Schönbrunn, an der Partitur arbeitend, wiederholt gesehen wurde. Das Werk muß bereits im August vollendet gewesen sein, da die Proben schon in der ersten Septemberwoche begannen. Auch der Tag der ersten Aufführung war damals schon festgesetzt; sie sollte am 15. Oktober, dem Namenstage der Kaiserin, stattfinden.

Weder bei Nohl noch bei Thayer ist davon die Rede, und so viel auch über Beethovens „Fidelio" geschrieben wurde, nirgends findet sich die Tatsache verzeichnet, daß die einzige Ursache der verzögerten Aufführung — das Verbot der Zensur gewesen ist. Bekanntlich bearbeitete Josef v. Sonnleithner für Beethoven das Libretto von J. N. Bouilly »Leonore ou l'amour conjugal«, das bereits 1798 Gaveaux, Sänger am Feydeau zu Paris, in Musik gesetzt hatte. Dasselbe Libretto in italienischer Sprache benützte der Komponist Paer, dessen Oper „Leonore" im Oktober 1804 auf dem Theater zu Dresden und kurze Zeit darauf in Prag aufgeführt wurde. Was in Prag erlaubt sei — dachte Sonnleithner — werde auch in Wien keinen Anstoß erregen. Wie groß war daher sein Erstaunen, als ihm am 30. September 1805 das Textbuch mit dem Bescheid zurückgestellt wurde, daß es zur Aufführung nicht geeignet sei. Es ist immerhin bemerkenswert, daß keiner der Zeitgenossen dieses amtlichen Verbotes gedenkt. Wahrscheinlich hatte sich die Theaterdirektion in Schweigen gehüllt, weil sie hoffte, daß es ihr doch gelingen werde, „Fidelio" von den Fesseln der Zensur zu befreien. Daß Josef v. Sonnleithner keinen Weg gescheut hat, um die Aufführung der Oper zu ermöglichen, dafür spricht folgender, im Original noch vorhandener Brief an den Staatsrat Stahl:

Verehrungswürdiger Herr Staatsrat!

Schon vor anderthalb Jahren habe ich die französische Oper »Leonore, ou l'amour conjugal« frei bearbeitet und unserem vortrefflichen Beethoven zum Komponieren gegeben. Ich machte dieses Buch vorzüglich aus zwei Gründen, erstens, weil das Sujet vortrefflich, im höchsten Grade dramatisch und der Musik empfänglich ist, zweitens, weil Ihre Majestät die Kaiserin mir wiederholt sagte, daß sie kein Opernsujet jemals so sehr interessiert habe. Die Oper ist komponiert, zur Aufführung am Theresientage bestimmt, die Proben haben angefangen, die Voranstalten sind getroffen, und — den 30. September erhielt ich das Buch mit dem Verbote der Aufführung zurück. Was für ein Donnerschlag das für mich war, überlasse ich Ihrer Beurteilung. — Da ich mit meinem Kopfe dafür haften wollte, daß der Gegenstand nicht nur keinen widrigen Eindruck machen

kann, sondern den vortrefflichsten machen muß, habe ich die Oper gestern mit einer gehorsamsten Vorstellung wieder vorgelegt und um die Gestattung der Aufführung gebeten, und bitte Sie, Herr Staatsrat, das Ihrige zur Erreichung meines Wunsches beizutragen. Sie werden Ihre Majestät die Kaiserin, die dieses vom Kapellmeister Paer italienisch komponierte, zu Prag und Dresden aufgeführte Stück vorzüglich lieben, das Publikum, das sich wirklich vom Theater entwöhnt, weil es nicht nach seinem Wunsche bedient werden kann und schon lange auf eine Opernmusik von Beethoven wartet, und das Theater, das sich immer zur Pflicht macht, allen Wünschen der hohen Behörden aufs tätigste nachzukommen, unendlich verbinden. Es ist wahr, ein Minister mißbraucht seine Gewalt, aber nur zur Privatrache — in Spanien im XVI. Jahrhundert — aber er wird bestraft, durch den Hof bestraft, und der Heroismus der weiblichen Tugend steht gegenüber. — Ich wiederhole es, daß ich mit meinem Kopfe für den guten Eindruck dieses im höchsten Grade moralischen Stückes hafte und empfehle es Ihrer Gerechtigkeitsliebe.

Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr gehorsamster Diener

Sonnleithner,
Hofsekretär.

Vom Hause, den 3. Oktober 1805.

Die Vermittlung des Herrn Staatsrates war nicht ohne Erfolg, denn schon am 5. Oktober wurde die Oper nach einigen Abänderungen freigegeben. Zur Aufführung am Namenstag der Kaiserin aber kam sie nicht. Die Waffen klirrten damals bereits und mit dem Fall von Ulm begannen für Österreich traurige Tage. „Die fatale Krisis" — wie Beethoven das Unglück umschrieb — hatte zur Folge, daß die Kaiserin bereits am 9. November Wien verließ. Auch der Adel hatte sich entfernt und die Bürger waren nicht in der Stimmung, sich idealen Genüssen hinzugeben. So kam Beethovens Oper vor wenigen Zuhörern zur Aufführung und — fiel durch. Nur dreimal wurde sie gespielt, dann zog der Meister sein Werk zurück. Fragt man, wie sich die Wiener Kritik zu dem Werke verhielt, so ist die Antwort schnell gegeben: es gab damals keine Kritik. Wer etwas erfahren wollte, mußte nach ausländischen Zeitungen greifen, nach dem „Freimütigen" von Kotzebue, nach der „Zeitung für die elegante Welt", oder der „Allgemeinen Musikzeitung", die alle abfällige Beurteilungen enthielten und nicht nur das elende Machwerk Sonnleithners, sondern auch Beethovens Schöpfung tadelten. Das weitere Schicksal dieser Oper ist in den Biographien des Tondichters geschildert. Sie kam am 29. März 1806 neu bearbeitet wieder zur Aufführung, ohne einen nachhaltigen Erfolg zu erzielen. Erst 1814, als Wien den Mittelpunkt der europäischen Politik bildete, feierte sie, abermals neu bearbeitet, am 23. Mai ihre Auferstehung und siegte in der Folge sogar über die französischen Tänzerinnen, die damals in Wien bejubelt wurden. Es war ein Freudentag für Beethoven und seine Verehrer, zu denen auch ein Siebzehnjähriger zählte, der am Tage der ersten Aufführung seine Bücher zum Antiquar trug, um ein Billet lösen zu können. Zu dem großen Meister hatte er stets aufgeblickt und mit ihm hatten sich auch seine letzten Gedanken beschäftigt. Im Leben einander fernstehend, vereinte sie der Tod an gemeinsamer Stätte. Grillparzer hat beiden das letzte Geleite gegeben und ihr Andenken geehrt: Beethoven durch eine tief empfundene Grabrede, Franz Schubert durch herrliche Worte auf seinem Grabsteine.

Chronik.

Hochschulwesen.*

Die wichtigste Errungenschaft, welche die letzten Monate den österreichischen Hochschulen gebracht haben, bildet zweifellos das von der Regierung in der letzten Sitzung des Abgeordnetenhauses vorgelegte ausführliche Exposé über einen besonderen Kredit von 25 Millionen Kronen, aus welchem alle dringenden Bedürfnisse dieser Anstalten hinsichtlich der baulichen Ausgestaltung befriedigt werden sollen. Die österreichischen Hochschulen nehmen dieses Geschenk der Regierung, welches ihre Rückständigkeit gegenüber den modernen Anforderungen des wissenschaftlichen Betriebes beheben soll, mit freudigstem Dank entgegen. Alle Hochschulen haben an diesem Geschenk Anteil, in zwei Bauperioden sollen die dringendsten Wünsche nach neuen Institutsbauten und neuen Kollegienhäusern erfüllt werden. Von einer Neuerrichtung von Hochschulen ist nur am Schluß des Exposés die Rede, wo die Regierung die Einbringung einer besonderen Gesetzesvorlage zur Sicherung zweier neuer Universitäten (Rechtsfakultäten) in Mähren ankündigt. Doch soll diese Neugründung von vorläufig zwei Rechtsfakultäten nicht im Rahmen des 25 Millionenkredites, welcher nur zur Ausgestaltung der bereits bestehenden Hochschulen bestimmt ist, ihre Bedeckung finden. Hoffentlich hat die Regierung mit dieser Neugründung, welche übrigens erst vom Parlamente beschlossen werden muß, mehr Glück, als mit der total versumpften Frage der Gründung einer Rechtsfakultät mit italienischer Vortragssprache. In dem neuvorgelegten Staatsvoranschlage pro 1906 erscheint die für diese derzeit obdachlose Fakultät ausgeworfene Post von 64.000 Kronen bei dem Voranschlage der Universität Innsbruck gestrichen und in das Kapitel: „Selbständige Fakultäten" verwiesen. Im Abgeordnetenhause wurde die Vorlage auf Verlegung dieser Fakultät in das südtirolische Städtchen Rovereto auf Antrag der Italiener selbst, welche sich auf den Standpunkt stellten, „Triest muß der Sitz der neuen italienischen Universität werden oder wir verzichten überhaupt auf eine Universität", von der Tagesordnung abgesetzt. So gehen denn die für diese Fakultät ernannten Professoren vorläufig spazieren und die italienischen Studierenden müssen sich, wie bisher, an den deutschen Universitäten inskribieren lassen.

Eine andere Hochschulfrage, welche schon eine ganze Reihe von Konflikten hervorgerufen hat, ist jedoch in der letzten Zeit glücklich gelöst worden. Die Erregung, welche sich der Hörer der Wiener Akademie der bildenden Künste wegen der von ihnen perhorreszierten Ernennung des Kammermedailleurs Marschall zum Professor dieser Hochschule bemächtigt hatte, ist durch die Errichtung einer neuen, der Führung Marschalls anvertrauten und ganz selbständigen Graveur- und Medailleurschule in Wien, welcher ein besonderes Organisationsstatut verliehen worden ist, gegenstandslos geworden. Einen weiteren Zuwachs haben die österreichischen Hochschulen durch die Umwandlung des bisherigen Militär-Tierarzneiinstitutes in eine k. k. tierärztliche Hochschule erhalten, deren Hörer in Zukunft nur mehr auf Grund der Vorlage des Maturitätszeugnisses einer Mittelschule inskribiert werden können. Entsprechend dieser hochschulmäßigen Ausgestaltung der tierärztlichen Studien sind auch vom Unterrichtsministerium durch Erlaß vom 11. August neue Grundzüge, betreffend die Anerkennung ausländischer tierärztlicher Studien und Diplome, veröffentlicht worden. Auch in diesem Erlasse wird von dem Nostrifikationswerber die Vorlage eines im Inlande gültigen Gymnasial- oder Realschul-Maturitätszeugnisses oder eines gleichartigen im Auslande erworbenen Reifezeugnisses gefordert.

Auch sonst sind in den letzten Monaten mancherlei, die Hochschulen betreffende interessante Regierungserlässe erschienen. Am wichtigsten ist wohl jener Erlaß, welcher der Hochschule für Bodenkultur in Wien die langersehnte vollständige Gleichstellung mit den anderen Hochschulen, das Promotionsrecht

* Vergl. Bd. IV, Heft 43 der „Österr. Rundschau".

und die Einführung der vierjährigen Studiendauer brachte. Der Rektor der Hochschule erhält den Titel „Magnifizenz" und damit ist auch äußerlich diese Hochschule den Universitäten und technischen Hochschulen gleichgestellt worden. Die Verlängerung der Studiendauer von 3 auf 4 Jahre, für welche das Professorenkollegium der Hochschule bereits alle Vorbereitungen getroffen hatte, ist bereits mit dem laufenden Semester ins Leben getreten. Mit dem Erlasse vom 12. Juli wurde eine neue Studienordnung für die Wiener evangelisch-theologische Fakultät publiziert. Diese Studienordnung enthält lediglich einige wichtige Verschiebungen in der Absolvierung des vorgeschriebenen Unterrichtsstoffes und auch einzelne Änderungen in dem Stundenausmaße für einige Lehrgegenstände, namentlich die hebräische Sprache und neutestamentliche Exegese. Erwähnenswert ist schließlich noch jener Erlaß, welcher die Teilung der bisher für beide Prager Universitäten gemeinsamen rechtshistorischen Staatsprüfungskommission in eine deutsche und eine böhmische selbständige Kommission verfügt. Mit dieser Verordnung ist ein langgehegter Wunsch beider Prager Hochschulen in Erfüllung gegangen; jetzt sind nur noch die judizielle und die staatswissenschaftliche Staatsprüfungskommission in Prag ungeteilt und dies deshalb, weil diese Kommissionen neben den Professoren eine Anzahl von Mitgliedern besitzen, die außerhalb der Universitäten stehen.

Sehr wichtig ist der neue Rechtsgrundsatz für das Doktorat der Rechte, welchen der oberste Verwaltungsgerichtshof in einer Entscheidung vom 6. Juli aufgestellt hat. Nach dieser vom Unterrichtsministerium allen Fakultäten offiziell bekanntgegebenen Entscheidung ist die Wiederverleihung dieses Doktorates nach der Aberkennung desselben durch ein Strafurteil ein Recht der Fakultät, gegen deren Ausspruch es kein weiteres Rechtsmittel gibt. Übrigens wird im Falle der Wiederverleihung des Titels eine Wiederholung der Rigorosen nicht beansprucht.

Vor Übergang zur Besprechung der wichtigsten Personalveränderungen der letzten Zeit muß vor allem mit dem Ausdrucke eines gewissen Bedauerns der Wechsel angemerkt werden, der in der obersten Leitung der Unterrichtsangelegenheiten des Reiches im Anfange des September eingetreten ist. Mit dem in Pension getretenen bisherigen Unterrichtsminister Wilhelm Ritter von Hartel ist ein Gelehrter von der öffentlichen Bühne abgetreten, der, trotz einer gewissen schwächlichen Haltung gegenüber verschiedenen mächtigen Einflüssen, den Wünschen und Bedürfnissen der Hochschulen das richtige Verständnis entgegenbrachte. Hoffentlich finden diese altehrwürdigen Unterrichtsanstalten auch bei Hartels Nachfolger, Dr. Richard Freiherrn von Bienerth, das gleiche verständnisvolle Entgegenkommen.

Auf Hartels Bemühungen, die auch in zahlreichen Ehrungen von Hochschullehrern durch Berufungen in das Herrenhaus, Verleihungen von Adelsprädikaten und Hofratstiteln zur Geltung kamen, ist auch die neuerliche Berufung von drei ausländischen Gelehrten auf österreichische Lehrkanzeln zurückzuführen. Mussafias Kanzel hat bereits der bisherige Budapester Romanist Philipp August Becker, ein Zögling reichsdeutscher Hochschulen, der verdienstvolle Verfasser einer „Geschichte der spanischen Literatur", übernommen; an Czyhlarz', beziehungsweise Wengers Stelle wurde der Breslauer Professor für römisches Recht, Paul Jörs, dessen Arbeiten „Römische Rechtswissenschaft zur Zeit der Republik" (1888), „Untersuchungen zur Gerichtsverfassung der römischen Kaiserzeit" (1892), „Die Ehegesetze des Augustus" (1894) u. a. sehr geschätzt sind, berufen. Die ordentliche Lehrkanzel für klassische Archäologie an der Universität Innsbruck endlich übernimmt der bisherige Sekretär des deutschen archäologischen Institutes in Athen, Hans Schrader, dessen in Gemeinschaft mit Wiegand (1904) veröffentlichtes Buch „Priene, Ergebnisse und Untersuchungen in den Jahren 1895–1898" berechtigtes Interesse erregt hat. Freilich hat Österreich für diese großen Erwerbungen auch eine große Einbuße durch die Abberufung des fleißigen Grazer Psychiaters und Neurologen Gabriel Anton an die Universität Halle erlitten. Der Gelehrte dürfte diese Berufung hauptsächlich seinen Arbeiten über das menschliche Stirnbein, über angeborene Erkrankungen des Zentralnervensystems und über geistige Ermüdung der Kinder im gesunden und kranken Zustande zu verdanken haben.

Noch bedeutendere Einbußen erlitten jedoch die österreichischen Hochschulen in letzter Zeit durch zahlreiche Todesfälle und Pensionierungen. Unter den Verstorbenen finden sich leider wieder Namen ersten Ranges. Man braucht wohl bloß Hermann Nothnagel, den ausgezeichneten Lehrer und Meister der Diagnostik, den verdienstvollen Herausgeber des großartig angelegten Sammelwerkes „Allgemeine Pathologie und Therapie", den Kunsthistoriker Alois Riegl, dessen Autorität als Teppichgelehrter und auf dem Gebiete der reinen Ornamentik unbestritten war, und den Prager Mathematiker Franz Ruth, den von den Studierenden der Prager deutschen technischen Hochschule vergötterten Lehrer, zu nennen, um die Größe der Verluste ermessen zu können. Aber auch das Ableben des verdienstvollen Czernowitzer Pflanzen-

sah und Pauline lernte ich bei meinem Gastspiele in Prag kennen, wo wir auch wieder in einer bekannten Komödiantenherberge „Zum schwarzen Roß" Tür an Tür wohnten. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als mich die gefeierte Rosina mit dem Plätteisen in der Hand empfing, weil sie gerade ihr Kostüm zum »Barbiere di Siviglia« ausbügelte, da sie aus Ökonomie ohne Camerière reiste.

Prag gefiel mir als Stadt und vom historischen Standpunkt beurteilt, ungemein. Ich kroch in alle Winkel, wo Erinnerungen an den großen Friedländer zu sehen waren, aber die Theaterverhältnisse mißfielen mir und ich war froh, nach neun Abenden mein Pensum abgespielt zu haben. Die Prager Bühne stand natürlich viel höher als Brünn und Graz, auch waren dort noch einige sehr gute Schauspieler aus der berühmten Liebigschen Schule, in welcher Löwe und Wilhelmi herangebildet waren, aber ich war doch froh, nach vierwöchentlichem Aufenthalt den Rückweg antreten zu können, und weil damals die Eisenbahn erst von Brünn aus ging, hielt ich mich da einen Tag auf. Und selbst an diesem einen Tag leuchtete mir die Sonne gnädig, denn ich traf mit meiner verehrten Großherzogin Stephanie zusammen, welche hier rastete, bevor sie zu ihrer Tochter Wasa nach Eichhorn fuhr.

Im August waren es namentlich die Vorstellungen im Schönbrunner Schloßtheater, welche eine angenehme Abwechslung in die tote Saison brachten. Da man nur kleine Lustspiele gab, so war ich vielfach beschäftigt. Es waren sehr heitere Ausflüge. Ich wurde in einem Hofwagen abgeholt und verbrachte den Tag im Freien mit meinen Kollegen bevor wir uns zur Vorstellung rüsteten. Diese wurden nur vor geladenen Gästen gespielt. Das Theater ist klein, im Rokokostil gebaut, wie das Theater in Versailles, ganz reizend, hat neben der Hofloge eine Galerie für die Gäste des Hofes und nur ein Parterre für das übrige Publikum. Gewöhnlich wurden nur sogenannte Einakter gewählt. Bei besonders feierlichen Gelegenheiten wurden dann exotische Künstler herbeigezogen und in einem solchen Falle sah ich denn zum ersten Male Fanny Elßler die „Cachucha" tanzen. Das war auch eine Erscheinung, die nie übertroffen wurde und nie vergessen werden kann. Sie war der Begriff des Schönen. „Sie tanzt Goethe", schrieb man einst von ihr. Es erschien manchem lächerlich — aber sie war wirklich die verkörperte Poesie — und, was seitdem ganz abhanden kam — die höchste Dezenz. Ja, ja, Dezenz! Das ganze Arrangement ihrer Toilette war so geschickt, so verschleiert, daß sie sich wie in einer Wolke von weißem Musselin bewegte. Mein Entsetzen über die späteren Ballette habe ich wiederholt ausgesprochen. Ich konnte nie begreifen, daß man solche Nuditäten auf einer Hofbühne gestattete; auch soll Fanny geweint haben, als sie längere Zeit nach ihrem Rücktritt wieder einmal ein modernes Ballett besuchte und sah, in welcher Weise man ihre Kunst herabgezogen hatte.

Ahnungslos und heiter wie immer hatte ich das neue Jahr angetreten. Aus Karlsruhe und Berlin hatte ich nur gute Nachrichten, Tony brachte seine Sonntage bei mir zu, in der Akademie war man zufrieden mit ihm, wir schlossen uns immer inniger aneinander an, er durfte zeitweilig das Theater besuchen und war stolz auf seine Schwester. Da traf mit einem Male die furchtbare Nachricht vom Tode Adolfinens ein! Dieses herrliche, engelschöne Mädchen starb nach kurzer Krankheit an Gedärmentzündung.* Das war

* Siehe Laubes Vorrede zur ersten Buchausgabe der „Bernsteinhexe". Leipzig, 1846, S. 33:

ein namenloses Unglück für uns alle und ein Wendepunkt in unserem Leben. Wir waren wie verzweifelt. Ganz Berlin hat mit uns getrauert. Ihr ward ein Geleite, wie man es damals noch selten sah. Das schönste, was man über eine Jungfrau sagen konnte, drücken diese wenigen Zeilen aus, welche man auf ihren Sarg legte:

„Ein schönes Los, verklärter Geist,
Ward dir von Gott beschieden.
Du kehrst vom Leben unentweiht
Im Lenzschmuck heim zum Frieden.“

Und bei all dem Jammer war es noch ein Glück zu nennen, daß Mutter 14 Tage vorher bei ihr eintraf und sie den einen Trost für den Rest ihres Lebens behielt, daß Adolfine in ihren Armen ihre reine Seele aushauchte, auch waren ihre letzten Worte ein Ruf nach der Mutter. Der Schmerz der armen Frau war ganz grenzenlos. Monatelang konnte sie sich nicht entschließen, ihren Beruf wieder aufzunehmen, wir glaubten schon, sie sei für die Kunst verloren.

Der gute Vater eilte nach der Unglücksbotschaft gleich nach Berlin, seine tiefgebeugte Gattin abzuholen und beide Eltern kamen von dort nach Wien, um an unserem Herzen Trost und Ruhe zu finden. Sie mieteten sich in meiner Nähe ein und so hatten wir wenigstens die eine Befriedigung, unseren Schmerz gemeinschaftlich tragen zu können. Sie blieben bis zu meinen Ferien, weil ich sie dann nach Hause begleiten konnte, denn der Gedanke, ohne Kind in das öde Vaterhaus zurückzukehren, war ihnen ebenso schrecklich, als die Bretter wieder betreten zu sollen. Um diesem Herzleid ein Ende zu machen, reifte in mir der Entschluß, meinen Wiener Kontrakt zu lösen, um bei den schwergeprüften Eltern bleiben zu können.

Ende Juli trennte ich mich mit wohl schwerem Herzen von ihnen, machte die Rückreise über Frankfurt a. M., wo ich einmal für einen wohltätigen Zweck zu spielen versprach, und kehrte dann in meine Einsamkeit zurück. Mein erstes war, meinen Vorgesetzten den von mir gefaßten Entschluß mitzuteilen. Davon wollten sie nun absolut nichts hören, im Gegenteil hofften sie mich noch fester an sich zu binden, indem Graf Dietrichstein, damals Oberstkämmerer, auf einen seit dem Jahre 1824 gehegten Wunsch zurückkam, um auch meine Mutter dauernd für sein Institut zu gewinnen. Dieser Gedanke erschien im

„Erregten Augen und Ohren ist der Aberglaube immer bereitwillig. Wie ein unerkennbarer Nachtvogel hat er mir mit lautlosem Flügelschlag um dies Stück geschwebt. In Berlin fand ich zur Darstellerin der „Bernsteinhexe“ ein schönes blondes Mädchen, sanft und liebenswürdig ganz und gar, welches auf den Proben eine wunderbare Hingebung zeigte an den Charakter dieser rätselhaften, gepeinigten Marie, und welches durch solche Innigkeit und Anmut die Vorstellung so gefällig machte, daß man den Schauer überwinden und Beifall spenden konnte. Kein Mensch hielt dieses Mädchen für krank und als es sich nach der zweiten Vorstellung unwohl fühlte und die dritte deshalb aufgeschoben werden mußte, da dachte niemand etwas Arges. Dieses Mädchen war Adolfine Neumann, die Schwester der so graziösen Künstlerin Luise Neumann, die Tochter der mit Recht so berühmten Lustspielzauberin Frau Neumann-Haizinger, das dritte liebliche Blatt dieses reizenden Kleeblattes am Deutschen Theater. Und mit den Phantasien der Maria Schweidlerin legte sich Adolfine Neumann auf das Krankenlager und verließ es nicht eher wieder, als bis man sie hinausfuhr zum Grabe, eine wunderschöne Leiche. Das hatte mir einen schauerlichen Eindruck gemacht und ich hatte mein Stück nicht mehr angesehen oder gelesen bis jetzt, da mir der Verleger schrieb, es harre der Druck meines dritten Dramas.“ A. d. H.

ersten Moment unausführbar. Mutter war ja seit ihrem 16. Jahre lebenslänglich in Karlsruhe engagiert. Doch der Graf ließ sich nicht abschrecken — contre vent et marée — begann er die Verhandlungen mit der dortigen Intendanz, sie dauerten endlos und wären nie zu einem entsprechenden Resultat gekommen, hätte sich nicht unsere edle Großherzogin Sophie ins Mittel gelegt, denn sie hatte Mitleid mit dem gequälten Mutterherzen. Um das Maß unseres Jammers voll zu machen, erkrankte nun auch noch ein halbes Jahr nach Adolfinens Hinscheiden mein Bruder Tony im November an einem Nervenfieber, dem infolge eines Diätfehlers ein furchtbarer Abdominaltyphus folgte, der ihn auch an den Rand des Grabes brachte. Welche Seelenpein für mich! Der liebe Junge, der meiner Obhut anvertraut war, in Lebensgefahr! Durch lange, endlos lange Wochen trat keine Entscheidung ein. Die gute Frau von Gévay führte mich täglich in die Krankenstube der Ingenieurakademie, wo er von den übrigen Knaben getrennt, wegen Ansteckungsgefahr, allein gebettet lag und ich wenigstens die Beruhigung hatte, ihn sehen zu dürfen, freilich nur durch die Lücke einer spanischen Wand, die sein Bett umgab, denn er phantasierte fortwährend und erkannte seine Umgebung nicht. Das war eine entsetzliche Zeit und mit solcher Höllenangst im Herzen Komödie spielen zu müssen! Das sind arge Schattenseiten dieses sonst sonnigen Berufes. Noch am heil. Christabend war ich gänzlich hoffnungslos, erwachte jeden Morgen mit der Furcht, das Ärgste zu hören, da trat am 26. Dezember die günstige Wendung ein, er war gerettet. Am 29. hat er zum ersten Male nach mir gefragt und als ich bei ihm eintrat, hat er mich erkannt und unter heißen Tränen schloß ich ihn in meine Arme.

Nun, wo wir endlich diese Angstperiode hinter uns hatten, begannen die eingelullten Verhandlungen wegen Mutters Engagement wieder aufzuwachen. Trotzdem Großherzog Leopold anfangs wütend war und schrie: „Ich gebe sie nicht her, ich geh' auch gern' ins Theater", siegte doch seine hohe Gemahlin, die ja auf Mutters Seite stand, und so wurde sie denn in Gnaden — aber ohne Pension, nach 30 Dienstjahren — entlassen und trat im November desselben Jahres als Mitglied in das Burgtheater ein. Mein armer Stiefvater aber brachte damit ein Riesenopfer. Er, der nur in seinem Beruf und in seiner Häuslichkeit lebte, dem Mutter auch in seiner Kunst als höchste Autorität galt, war nun plötzlich ganz vereinsamt. Aber mich aus meiner glänzenden Stellung wegzunehmen, dazu fehlte auch ihm der Mut. Ich stand quasi am Anfang und er bald am Ende seiner Karriere; Mutters Gemütszustand flößte ihm ernste Besorgnisse ein, sie war für alles völlig teilnahmslos geworden, floh jede Zerstreuung, selbst ihr Theater — da stimmte er endlich selbst für die Loslösung aus den gegebenen Verhältnissen und trennte sich von seiner geliebten Amalie, in der Hoffnung, sich binnen kurzem von der Bühne zurück und zu uns nach Wien zu ziehen. Aber der Mensch denkt — Gott lenkt. Als er, der geborene Österreicher, sich bei uns fixieren wollte, konnte er sich in das Wiener Leben nicht mehr finden. Sein Haus, sein Garten mit den schönen Blumen, die Freiheit der Bewegung, die große Popularität, die er genoß, das alles fehlte ihm und konnte ihm unsere Liebe nicht ersetzen, weil unser Beruf uns so viel vom Hause fernehielt. So schlossen wir denn ein Kompromiß und kamen überein, daß er ein halbes Jahr hier und die andere Hälfte in Karlsruhe zubringen sollte.

Meine Mutter wurde, wie es nicht anders zu erwarten stand, in ihren Debüts wieder glänzend aufgenommen, aber ihre Beschäftigung war sehr gering, weil die Rollen

des älteren Faches meist besetzt waren und man die Besitzerinnen nicht kränken wollte. Deshalb handelte es sich hauptsächlich darum, Neues für sie zu bringen. Mutter bestand darauf, daß man für sie die „Marquise de Villette“ von der Birch-Pfeiffer einstudiere, weil ihr die Maintenon auf den Leib geschrieben war. Und so geschah es. Man hatte sich immer gegen die arme Birch zur Wehre gesetzt und ihre Stücke nicht für burgtheaterfähig erklärt, obwohl wir damals von unglaublich seichten Stücken und schlechten Übersetzungen lebten; um so größer war ihr Triumph, als diese Marquise gefiel und viele Male wiederholt wurde. Die Darstellung war vortrefflich und Mutter überdies als Madame de Maintenon so schön, daß sie Kriehuber darin als Studienkopf verewigte. Nach dem Stück kam die alte Frau v. Weißenthurn zu mir in die Loge und sagte in ihrer ehrlichen Weise: „Ich muß dir gestehen, daß ich gegen das Engagement deiner Mutter war, weil ich finde, daß den angestammten Mitgliedern, die sich durch jahrelange Tätigkeit bewährten und Verdienste erwarben, der Übergang in das ältere Fach gebühre; aber nun, da ich deine Mutter auch darin glänzen sah, habe ich mich überzeugt, daß sie auch in diesem Fache eine Stütze unseres teuren Burgtheaters werden wird!“ Und das wurde sie auch über 30 Jahre und ist heute, nach einem vollen Dezennium, noch nicht ersetzt, kann auch nie durch eine Individualität ersetzt werden. Denn eine solche Vielseitigkeit findet sich nicht zweimal. Sie war ein Universalgenie, gleich vollendet als Dame von Welt, als zärtliche Mutter, wie als komische Alte, ihr Humor war unnachahmlich und verbreitete Leben und Heiterkeit im ganzen Auditorium, sobald sie erschien.

Überhaupt gab es auch im Privatleben kaum eine Erscheinung, die sich einer solchen Popularität bei Hoch und Nieder erfreute. Ließ sie sich auf der Straße erblicken, blieben alle Leute stehen, um ihr nachzusehen. Die immer soignierte, schöne Erscheinung, die Freundlichkeit gegen alle Welt, die Liebenswürdigkeit des Herzens bezauberte jedermann. Sie besaß alle Vorzüge — und alle Schwächen einer echten Künstlernatur! Die Schwächen waren so klein und die Vorzüge so groß! Wie viele Talente hat sie erkannt, hervorgezogen und neidlos gefördert, wie viele Direktoren aus dem Bankrott herausgespielt, wie viele Kollegen durch Mitwirkung in ihren Benefizen vor Pfändung geschützt! Es war ihr kein Theater zu gering, keine Fahrt zu weit, wenn es galt, zu helfen. Ihre Uneigennützigkeit kannte keine Grenzen. Sie verstand nicht zu sammeln, aber dafür zu geben! Ihr nobles Herz war immer voll Enthusiasmus, wo sie Bedeutendes sah, und was war sie für eine vortreffliche Tochter! Ihren Vater betete sie geradezu an und keine, wenn noch so brillanten Anträge, weder von Wien, Berlin noch Petersburg, konnten sie verlocken, der Heimat untreu zu werden, so lange der alte Mann lebte. Sie war ihm in vielem ähnlich und ihren Familienstolz erbte sie von ihm. Sie duldete nie eine Einmischung in ihre intimen Angelegenheiten; wer es wagte, mit unberufenen Fragen an sie heranzutreten, den wies sie energisch zurück und der hatte auch ihre Zuneigung verloren. Sie hatte viele sogenannte Freundinnen, aber nie eine Vertraute und kannte kein größeres Glück, als die Ausübung ihres Berufes. Sie hätte sich auch nie entschließen können, vom Theater weg zu heiraten. Verschiedene Prinzen wollten eine morganatische Ehe mit ihr schließen, aber sie antwortete stets: „Meinen Beruf geb' ich nicht auf und eine linkshändige Gemahlin werde ich nie!“

Um aber wieder auf die „Marquise de Villette“ zurückzukommen, so hatte sie damit der Lotte Birch die Pforten des Burgtheaters erschlossen, welche sich aber desto fester

für die Produkte des jungen Deutschlands verschlossen haben. Vom Reich draußen wehte schon ein neuer Luftstrom herein, doch à mesûre daß man dort die Zensur erweiterte, wurde sie bei uns verengert und man fing an Stücke zu verbieten, welche bis dahin unbeanständet aufgeführt wurden. Das war eben eine arge Verblendung und so bleibt es auch immer unbegreiflich, daß man trotz obwaltender Umstände ein einheimisches Stück von Bauernfeld aufführen durfte, welches eine greifbare Satire auf unsere Regierung war. Der Zensor war vielleicht ebenso begriffstützig wie ich selbst, welche die Preßfreiheit vorstellte, ohne Ahnung von deren politischer Bedeutung zu haben. Das Stück hieß „Großjährig" und die Sensation, die es machte, bewies, daß das Publikum politisch reifer war als ich und dessen verkappten Inhalt verstand.

Beiläufig um jene Zeit kam auch Heinrich Laube nach Wien, vermutlich um den Puls zu fühlen, welche Aussichten seine Dramen bei uns hätten. Es war ja der Ehrgeiz jedes Dichters, die Feuertaufe im Burgtheater zu empfangen. Vorderhand hatte er dazu noch keine Aussichten, trotzdem waren wir alle freudig erregt, als wir von seiner Anwesenheit hörten und seine Gegenwart im Theater spornte uns an, unser Bestes zu leisten. Zuerst sah er mich in „Donna Diana" als Kammerjungfer und wußte nicht recht, was er aus mir machen sollte, aber er erfreute mich doch mit seinem Besuch und ich war entsetzlich befangen diesem berühmten Manne gegenüber. Doch setzte er mich bald en pays de connaissance, indem er mir erzählte, daß er schon in Leipzig als Student für Mutter schwärmte und welche Freude er in Berlin an meiner Schwester hatte, welche zu seiner Bernsteinhexe prädestiniert schien, durch ihre reine Weiblichkeit und bezaubernde Schönheit, und wie schmerzlich er deren Verlust beklage. Er bedauerte auch, mich in einer so unbedeutenden Rolle gesehen zu haben. Da bat ich ihn, er möge doch das neue Stück der Frau von Weißenthurn, „Die bezahlte Schuld", besuchen, welches den folgenden Tag gegeben wurde. Er versprach's und schrieb mir danach einen Brief, der mich wirklich mit Stolz erfüllte.* Er befindet sich noch in meiner kleinen Autographensammlung, der einzige, den ich mir von ihm behielt, die anderen Briefe schenkte ich dem sympathischen Dr. Bettelheim. Sollte es aber irgend jemanden interessieren zu wissen, wie Laube mich überhaupt beurteilte, so möge er seine Geschichte des Burgtheaters lesen, darin hat er mir auch einen Platz eingeräumt und nach meiner Ansicht das Beste gesagt, was je über mich geschrieben wurde.

Ging es mir nun in den sechs Jahren meines Alleinseins so gut als es unter den gegebenen Verhältnissen nur irgend gehen konnte, so begann doch ein neues Leben mit dem Einzug meiner geliebten Mutter. Es ist ja ein so seltener Fall, daß Mutter und Tochter demselben Berufe angehören, gemeinschaftlich demselben Ziele zustreben, welches alle geistigen Kräfte anspannt und täglich neue Anregung bringt. Nun brauchte ich nicht mehr von den Kollegen Urteile über meine Leistungen zu erbitten, nun hatte ich ja den liebevollsten Kritiker im eigenen Hause. Ich will damit nicht sagen, daß ich nicht auch getadelt wurde, im Gegenteil sagte sie mir oft: „Du spielst so fein, daß man Schuh und Strümpf ausziehe und alle Lichter auslösche muß, damit man dich versteht." Aber sie ging zwanzigmal unverdrossen in dasselbe Stück, um zu beobachten, ob ich ihre Winke befolge und

* Dieser Brief ist seither in dem Aufsatz „Zur Berufung Laubes an das Burgtheater" gedruckt erschienen: Anton Bettelheim, »Acta diurna«. Wien, Hartleben, 1899. S. 199—200.

ließ es nie an Aufmunterung fehlen. Sie kannte mein Naturell, sie wußte, daß ich an ihrem Lob heranwuchs, während mich ihr Tadel kleinwinzig gemacht hätte. Ach, ich war selig, sie zu besitzen, und wir lebten uns so recht eine in die andere hinein. Auch brauchte ich nun die Geselligkeit nicht mehr außer dem Hause zu suchen, denn bald sammelte sich ein Kreis angenehmer Menschen um uns, die mit unserer bescheidenen Gastfreundschaft zufrieden waren. Unsere ökonomische Direktion hatte schon dafür gesorgt, daß wir keinen Luxus treiben konnten. In Anbetracht dessen, daß wir miteinander wirtschafteten, wurde Mutter unglaublich schundig dotiert (als ob das ein Maßstab für ihre Künstlerschaft gewesen wäre), aber wir waren beisammen und das war uns genug. Freilich hatte diese Beschränkung die fatale Konsequenz, daß Mutter nach meiner Verheiratung nach und nach ihr kleines Vermögen fast ganz zusetzte. Unter den Papieren ihres Nachlasses fand sich auch ein voluminöses Paket mit der Überschrift: „Bezahlte Rechnungen für die Wahnsinnstoiletten vor dem Krach". Die damaligen französischen Stücke waren eigentlich nur für die Konfektionäre geschrieben und Mutter konnte in ihrer Stellung nicht hinter ihren Kolleginnen zurückbleiben, die damals einen fabelhaften Toilettenaufwand zur Schau stellten — allerdings auf Regiments Unkosten. Sie machte sich's später oft zum Vorwurf, aber es gelang mir immer, sie zu beruhigen, wenn ich ihr bewies, daß sie, da sie ihr Vermögen selbst erworben, auch das Recht gehabt habe, es für sich auszugeben. Sie tat ja ohnehin nur alles im Interesse ihres Berufes, denn im Privatleben war sie völlig ohne Bedürfnisse.

Fortsetzung folgt.

Ein Gedenkblatt.

(Zur Erinnerung an die erste Aufführung von Beethovens „Fidelio".)

Von Karl Glossy.

Ein stürmischer Herbstabend. Männliche und weibliche Gestalten huschen durch die nur spärlich erleuchteten Gassen, wo es trotz der geschlossenen Kaufläden recht lebhaft zugeht. Der laute Sang derber Männerstimmen dringt bis in die obersten Stockwerke der altersgrauen Häuser. Es sind Soldaten, die heimatliche Lieder singen, traurige und lustige, je nach der Stimmung, die der Wein erregte. Was sie sangen, verstanden die wenigsten, die ihnen zuhörten, denn die Sänger waren Franzosen, die seit einigen Tagen die Herren von Wien geworden sind. Fast ganz still war es dagegen in der Nähe der Stadttore, denn nur Beherzte wagten den Weg über die finsteren Glacisanlagen nach der Vorstadt. Noch vor wenigen Tagen herrschte hier ein reger Verkehr. Besonders vom Kärntnertor gegen die Vorstadt Laimgrube zu dem größten Theater Wiens, das Emanuel Schikaneder erbaut hatte. Jetzt gehörte es dem Hofbankier Peter Freiherrn v. Braun, der zugleich Pächter der Hoftheater war. Als artistischer Direktor wirkte einige Zeit hindurch Grillparzers Oheim, Josef v. Sonnleithner. Das umfassende Repertoire dieser Bühne bot den Wienern vielerlei Genuß. Man gab daselbst Possen, Spektakelstücke, in prächtiger Ausstattung auch Opern, deren Leitung dem Schwager Mozarts, Sebastian Mayer, übertragen war. Man rühmt ihm nach, daß er im Theater a. d. Wien eine Oper zu stande brachte, die nicht nur mit der Hofoper wetteifern konnte, sondern diese bei weitem übertraf. Cherubini, Catel, Dalayrac, Méhul, Boieldieu, Isouard wurden in Wien durch ihn

bekannt und beliebt. Jetzt aber gab es auch in dem Zuschauerraume dieses Theaters klaffende Lücken, und nicht selten sangen und spielten die Schauspieler vor leeren Bänken. So war es auch am 20. November 1805, trotzdem auf dem Theaterzettel der Name Beethovens prangte, dessen Oper „Fidelio oder die eheliche Liebe" an diesem Abend zum ersten Male aufgeführt wurde. Der Name allein würde wohl genügen, um das Haus in allen Räumen zu füllen, dachte die Theaterdirektion. Die Wiener aber kamen nicht. Der größte Teil der Zuhörer bestand aus feindlichen Offizieren, die auch in den übrigen Theatern die Mehrheit des Publikums bildeten.

Es ist also am 20. November 1805 das Theater an der Wien leer gewesen, trotzdem das Publikum auf Beethovens Oper längst aufmerksam gemacht worden war. Schon am 12. Mai brachte die „Allgemeine Musik-Zeitung" die Nachricht, daß nächstens eine Oper Beethovens auf die Bühne gebracht werden wird, und in den Sommertagen verbreitete sich durch Wien die Nachricht, daß Beethoven im Garten zu Schönbrunn, an der Partitur arbeitend, wiederholt gesehen wurde. Das Werk muß bereits im August vollendet gewesen sein, da die Proben schon in der ersten Septemberwoche begannen. Auch der Tag der ersten Aufführung war damals schon festgesetzt; sie sollte am 15. Oktober, dem Namenstage der Kaiserin, stattfinden.

Weder bei Nohl noch bei Thayer ist davon die Rede, und so viel auch über Beethovens „Fidelio" geschrieben wurde, nirgends findet sich die Tatsache verzeichnet, daß die einzige Ursache der verzögerten Aufführung — das Verbot der Zensur gewesen ist. Bekanntlich bearbeitete Josef v. Sonnleithner für Beethoven das Libretto von J. N. Bouilly »Leonore ou l'amour conjugal«, das bereits 1798 Gaveaux, Sänger am Feydeau zu Paris, in Musik gesetzt hatte. Dasselbe Libretto in italienischer Sprache benützte der Komponist Paer, dessen Oper „Leonore" im Oktober 1804 auf dem Theater zu Dresden und kurze Zeit darauf in Prag aufgeführt wurde. Was in Prag erlaubt sei — dachte Sonnleithner — werde auch in Wien keinen Anstoß erregen. Wie groß war daher sein Erstaunen, als ihm am 30. September 1805 das Textbuch mit dem Bescheid zurückgestellt wurde, daß es zur Aufführung nicht geeignet sei. Es ist immerhin bemerkenswert, daß keiner der Zeitgenossen dieses amtlichen Verbotes gedenkt. Wahrscheinlich hatte sich die Theaterdirektion in Schweigen gehüllt, weil sie hoffte, daß es ihr doch gelingen werde, „Fidelio" von den Fesseln der Zensur zu befreien. Daß Josef v. Sonnleithner keinen Weg gescheut hat, um die Aufführung der Oper zu ermöglichen, dafür spricht folgender, im Original noch vorhandener Brief an den Staatsrat Stahl:

Verehrungswürdiger Herr Staatsrat!

Schon vor anderthalb Jahren habe ich die französische Oper »Leonore, ou l'amour conjugal« frei bearbeitet und unserem vortrefflichen Beethoven zum Komponieren gegeben. Ich machte dieses Buch vorzüglich aus zwei Gründen, erstens, weil das Sujet vortrefflich, im höchsten Grade dramatisch und der Musik empfänglich ist, zweitens, weil Ihre Majestät die Kaiserin mir wiederholt sagte, daß sie kein Opernsujet jemals so sehr interessiert habe. Die Oper ist komponiert, zur Aufführung am Theresientage bestimmt, die Proben haben angefangen, die Voranstalten sind getroffen, und — den 30. September erhielt ich das Buch mit dem Verbote der Aufführung zurück. Was für ein Donnerschlag das für mich war, überlasse ich Ihrer Beurteilung. — Da ich mit meinem Kopfe dafür haften wollte, daß der Gegenstand nicht nur keinen widrigen Eindruck machen

kann, sondern den vortrefflichsten machen muß, habe ich die Oper gestern mit einer gehorsamsten Vorstellung wieder vorgelegt und um die Gestattung der Aufführung gebeten, und bitte Sie, Herr Staatsrat, das Ihrige zur Erreichung meines Wunsches beizutragen. Sie werden Ihre Majestät die Kaiserin, die dieses vom Kapellmeister Paer italienisch komponierte, zu Prag und Dresden aufgeführte Stück vorzüglich lieben, das Publikum, das sich wirklich vom Theater entwöhnt, weil es nicht nach seinem Wunsche bedient werden kann und schon lange auf eine Opernmusik von Beethoven wartet, und das Theater, das sich immer zur Pflicht macht, allen Wünschen der hohen Behörden aufs tätigste nachzukommen, unendlich verbinden. Es ist wahr, ein Minister mißbraucht seine Gewalt, aber nur zur Privatrache — in Spanien im XVI. Jahrhundert — aber er wird bestraft, durch den Hof bestraft, und der Heroismus der weiblichen Tugend steht gegenüber. — Ich wiederhole es, daß ich mit meinem Kopfe für den guten Eindruck dieses im höchsten Grade moralischen Stückes hafte und empfehle es Ihrer Gerechtigkeitsliebe.

Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr gehorsamster Diener

Sonnleithner,
Hofsekretär.

Vom Hause, den 3. Oktober 1805.

Die Vermittlung des Herrn Staatsrates war nicht ohne Erfolg, denn schon am 5. Oktober wurde die Oper nach einigen Abänderungen freigegeben. Zur Aufführung am Namenstag der Kaiserin aber kam sie nicht. Die Waffen klirrten damals bereits und mit dem Fall von Ulm begannen für Österreich traurige Tage. „Die fatale Krisis" — wie Beethoven das Unglück umschrieb — hatte zur Folge, daß die Kaiserin bereits am 9. November Wien verließ. Auch der Adel hatte sich entfernt und die Bürger waren nicht in der Stimmung, sich idealen Genüssen hinzugeben. So kam Beethovens Oper vor wenigen Zuhörern zur Aufführung und — fiel durch. Nur dreimal wurde sie gespielt, dann zog der Meister sein Werk zurück. Fragt man, wie sich die Wiener Kritik zu dem Werke verhielt, so ist die Antwort schnell gegeben: es gab damals keine Kritik. Wer etwas erfahren wollte, mußte nach ausländischen Zeitungen greifen, nach dem „Freimütigen" von Kotzebue, nach der „Zeitung für die elegante Welt", oder der „Allgemeinen Musikzeitung", die alle abfällige Beurteilungen enthielten und nicht nur das elende Machwerk Sonnleithners, sondern auch Beethovens Schöpfung tadelten. Das weitere Schicksal dieser Oper ist in den Biographien des Tondichters geschildert. Sie kam am 29. März 1806 neu bearbeitet wieder zur Aufführung, ohne einen nachhaltigen Erfolg zu erzielen. Erst 1814, als Wien den Mittelpunkt der europäischen Politik bildete, feierte sie, abermals neu bearbeitet, am 23. Mai ihre Auferstehung und siegte in der Folge sogar über die französischen Tänzerinnen, die damals in Wien bejubelt wurden. Es war ein Freudentag für Beethoven und seine Verehrer, zu denen auch ein Siebzehnjähriger zählte, der am Tage der ersten Aufführung seine Bücher zum Antiquar trug, um ein Billet lösen zu können. Zu dem großen Meister hatte er stets aufgeblickt und mit ihm hatten sich auch seine letzten Gedanken beschäftigt. Im Leben einander fernstehend, vereinte sie der Tod an gemeinsamer Stätte. Grillparzer hat beiden das letzte Geleite gegeben und ihr Andenken geehrt: Beethoven durch eine tief empfundene Grabrede, Franz Schubert durch herrliche Worte auf seinem Grabsteine.

Chronik.

Hochschulwesen.*

Die wichtigste Errungenschaft, welche die letzten Monate den österreichischen Hochschulen gebracht haben, bildet zweifellos das von der Regierung in der letzten Sitzung des Abgeordnetenhauses vorgelegte ausführliche Exposé über einen besonderen Kredit von 25 Millionen Kronen, aus welchem alle dringenden Bedürfnisse dieser Anstalten hinsichtlich der baulichen Ausgestaltung befriedigt werden sollen. Die österreichischen Hochschulen nehmen dieses Geschenk der Regierung, welches ihre Rückständigkeit gegenüber den modernen Anforderungen des wissenschaftlichen Betriebes beheben soll, mit freudigstem Dank entgegen. Alle Hochschulen haben an diesem Geschenk Anteil, in zwei Bauperioden sollen die dringendsten Wünsche nach neuen Institutsbauten und neuen Kollegienhäusern erfüllt werden. Von einer Neuerrichtung von Hochschulen ist nur am Schluß des Exposés die Rede, wo die Regierung die Einbringung einer besonderen Gesetzesvorlage zur Sicherung zweier neuer Universitäten (Rechtsfakultäten) in Mähren ankündigt. Doch soll diese Neugründung von vorläufig zwei Rechtsfakultäten nicht im Rahmen des 25 Millionenkredites, welcher nur zur Ausgestaltung der bereits bestehenden Hochschulen bestimmt ist, ihre Bedeckung finden. Hoffentlich hat die Regierung mit dieser Neugründung, welche übrigens erst vom Parlamente beschlossen werden muß, mehr Glück, als mit der total versumpften Frage der Gründung einer Rechtsfakultät mit italienischer Vortragssprache. In dem neuvorgelegten Staatsvoranschlage pro 1906 erscheint die für diese derzeit obdachlose Fakultät ausgeworfene Post von 64.000 Kronen bei dem Voranschlage der Universität Innsbruck gestrichen und in das Kapitel: „Selbständige Fakultäten" verwiesen. Im Abgeordnetenhause wurde die Vorlage auf Verlegung dieser Fakultät in das südtirolische Städtchen Rovereto auf Antrag der Italiener selbst, welche sich auf den Standpunkt stellten, „Triest muß der Sitz der neuen italienischen Universität werden oder wir verzichten überhaupt auf eine Universität", von der Tagesordnung abgesetzt. So gehen denn die für diese Fakultät ernannten Professoren vorläufig spazieren und die italienischen Studierenden müssen sich, wie bisher, an den deutschen Universitäten inskribieren lassen.

* Vergl. Bd. IV, Heft 43 der „Österr. Rundschau".

Eine andere Hochschulfrage, welche schon eine ganze Reihe von Konflikten hervorgerufen hat, ist jedoch in der letzten Zeit glücklich gelöst worden. Die Erregung, welche sich der Hörer der Wiener Akademie der bildenden Künste wegen der von ihnen perhorreszierten Ernennung des Kammermedailleurs Marschall zum Professor dieser Hochschule bemächtigt hatte, ist durch die Errichtung einer neuen, der Führung Marschalls anvertrauten und ganz selbständigen Graveur- und Medailleurschule in Wien, welcher ein besonderes Organisationsstatut verliehen worden ist, gegenstandslos geworden. Einen weiteren Zuwachs haben die österreichischen Hochschulen durch die Umwandlung des bisherigen Militär-Tierarzneiinstitutes in eine k. k. tierärztliche Hochschule erhalten, deren Hörer in Zukunft nur mehr auf Grund der Vorlage des Maturitätszeugnisses einer Mittelschule inskribiert werden können. Entsprechend dieser hochschulmäßigen Ausgestaltung der tierärztlichen Studien sind auch vom Unterrichtsministerium durch Erlaß vom 11. August neue Grundzüge, betreffend die Anerkennung ausländischer tierärztlicher Studien und Diplome, veröffentlicht worden. Auch in diesem Erlasse wird von dem Nostrifikationswerber die Vorlage eines im Inlande gültigen Gymnasial- oder Realschul-Maturitätszeugnisses oder eines gleichartigen im Auslande erworbenen Reifezeugnisses gefordert.

Auch sonst sind in den letzten Monaten mancherlei, die Hochschulen betreffende interessante Regierungserlässe erschienen. Am wichtigsten ist wohl jener Erlaß, welcher der Hochschule für Bodenkultur in Wien die langersehnte vollständige Gleichstellung mit den anderen Hochschulen, das Promotionsrecht

und die Einführung der vierjährigen Studiendauer brachte. Der Rektor der Hochschule erhält den Titel „Magnifizenz“ und damit ist auch äußerlich diese Hochschule den Universitäten und technischen Hochschulen gleichgestellt worden. Die Verlängerung der Studiendauer von 3 auf 4 Jahre, für welche das Professorenkollegium der Hochschule bereits alle Vorbereitungen getroffen hatte, ist bereits mit dem laufenden Semester ins Leben getreten. Mit dem Erlasse vom 12. Juli wurde eine neue Studienordnung für die Wiener evangelisch-theologische Fakultät publiziert. Diese Studienordnung enthält lediglich einige wichtige Verschiebungen in der Absolvierung des vorgeschriebenen Unterrichtsstoffes und auch einzelne Änderungen in dem Stundenausmaße für einige Lehrgegenstände, namentlich die hebräische Sprache und neutestamentliche Exegese. Erwähnenswert ist schließlich noch jener Erlaß, welcher die Teilung der bisher für beide Prager Universitäten gemeinsamen rechtshistorischen Staatsprüfungskommission in eine deutsche und eine böhmische selbständige Kommission verfügt. Mit dieser Verordnung ist ein langgehegter Wunsch beider Prager Hochschulen in Erfüllung gegangen; jetzt sind nur noch die judizielle und die staatswissenschaftliche Staatsprüfungskommission in Prag ungeteilt und dies deshalb, weil diese Kommissionen neben den Professoren eine Anzahl von Mitgliedern besitzen, die außerhalb der Universitäten stehen.

Sehr wichtig ist der neue Rechtsgrundsatz für das Doktorat der Rechte, welchen der oberste Verwaltungsgerichtshof in einer Entscheidung vom 6. Juli aufgestellt hat. Nach dieser vom Unterrichtsministerium allen Fakultäten offiziell bekanntgegebenen Entscheidung ist die Wiederverleihung dieses Doktorates nach der Aberkennung desselben durch ein Strafurteil ein Recht der Fakultät, gegen deren Ausspruch es kein weiteres Rechtsmittel gibt. Übrigens wird im Falle der Wiederverleihung des Titels eine Wiederholung der Rigorosen nicht beansprucht.

Vor Übergang zur Besprechung der wichtigsten Personalveränderungen der letzten Zeit muß vor allem mit dem Ausdrucke eines gewissen Bedauerns der Wechsel angemerkt werden, der in der obersten Leitung der Unterrichtsangelegenheiten des Reiches im Anfange des September eingetreten ist. Mit dem in Pension getretenen bisherigen Unterrichtsminister Wilhelm Ritter von Hartel ist ein Gelehrter von der öffentlichen Bühne abgetreten, der, trotz einer gewissen schwächlichen Haltung gegenüber verschiedenen mächtigen Einflüssen, den Wünschen und Bedürfnissen der Hochschulen das richtige Verständnis entgegenbrachte. Hoffentlich finden diese altehrwürdigen Unterrichtsanstalten auch bei Hartels Nachfolger, Dr. Richard Freiherrn von Bienerth, das gleiche verständnisvolle Entgegenkommen.

Auf Hartels Bemühungen, die auch in zahlreichen Ehrungen von Hochschullehrern durch Berufungen in das Herrenhaus, Verleihungen von Adelsprädikaten und Hofratstiteln zur Geltung kamen, ist auch die neuerliche Berufung von drei ausländischen Gelehrten auf österreichische Lehrkanzeln zurückzuführen. Mussafias Kanzel hat bereits der bisherige Budapester Romanist Philipp August Becker, ein Zögling reichsdeutscher Hochschulen, der verdienstvolle Verfasser einer „Geschichte der spanischen Literatur“, übernommen; an Czyhlarz', beziehungsweise Wengers Stelle wurde der Breslauer Professor für römisches Recht, Paul Jörs, dessen Arbeiten „Römische Rechtswissenschaft zur Zeit der Republik“ (1888), „Untersuchungen zur Gerichtsverfassung der römischen Kaiserzeit“ (1892), „Die Ehegesetze des Augustus“ (1894) u. a. sehr geschätzt sind, berufen. Die ordentliche Lehrkanzel für klassische Archäologie an der Universität Innsbruck endlich übernimmt der bisherige Sekretär des deutschen archäologischen Institutes in Athen, Hans Schrader, dessen in Gemeinschaft mit Wiegand (1904) veröffentlichtes Buch „Priene, Ergebnisse und Untersuchungen in den Jahren 1895–1898“ berechtigtes Interesse erregt hat. Freilich hat Österreich für diese großen Erwerbungen auch eine große Einbuße durch die Abberufung des fleißigen Grazer Psychiaters und Neurologen Gabriel Anton an die Universität Halle erlitten. Der Gelehrte dürfte diese Berufung hauptsächlich seinen Arbeiten über das menschliche Stirnbein, über angeborene Erkrankungen des Zentralnervensystems und über geistige Ermüdung der Kinder im gesunden und kranken Zustande zu verdanken haben.

Noch bedeutendere Einbußen erlitten jedoch die österreichischen Hochschulen in letzter Zeit durch zahlreiche Todesfälle und Pensionierungen. Unter den Verstorbenen finden sich leider wieder Namen ersten Ranges. Man braucht wohl bloß Hermann Nothnagel, den ausgezeichneten Lehrer und Meister der Diagnostik, den verdienstvollen Herausgeber des großartig angelegten Sammelwerkes „Allgemeine Pathologie und Therapie“, den Kunsthistoriker Alois Riegl, dessen Autorität als Teppichgelehrter und auf dem Gebiete der reinen Ornamentik unbestritten war, und den Prager Mathematiker Franz Ruth, den von den Studierenden der Prager deutschen technischen Hochschule vergötterten Lehrer, zu nennen, um die Größe der Verluste ermessen zu können. Aber auch das Ableben des verdienstvollen Czernowitzer Pflanzen-

anatomen Eduard Tangl, des Schöpfers des großartigen botanischen Gartens in Czernowitz, des leider seit Jahren kränklich gewesenen Ordinarius für Straßen- und Eisenbahnbau an der Wiener technischen Hochschule, Rudolf Peithner Ritter von Lichtenfels, des lebenslustigen, auch als trefflicher Schütze seinen Mann stellenden Wiener Extraordinarius für Zahnheilkunde Josef von Metnitz und des bekannten Lehrers der tierärztlichen Hochschule, Johann Latschenberger, bedeutet eine Reihe von empfindlichen Verlusten der betreffenden Hochschulen. Von bereits im Ruhestande lebenden Professoren wurden der poetisch reich veranlagte Grazer Slawist Gregor Krek, der Autor des vielgelesenen Buches „Einleitung in die slawische Literaturgeschichte", der langjährige Direktor der Normaleichungskommission Friedrich Arzberger und der Nationalökonom Hermann Blodig, viele Jahre hindurch Arzbergers Kollege an der Wiener technischen Hochschule, in die Ewigkeit abberufen.

Die Unterrichtsverwaltung hat sich redlich bemüht, diese und andere Abgänge durch Neuernennungen zu ersetzen und sie hat zweifellos in diesem Bestreben eine glückliche Hand bewiesen. Vor allem wurden zwei Kapazitäten, deren Berufstätigkeit sich jedoch bisher außerhalb der Hochschulen abspielte, für diese Anstalten gewonnen. Der durch die Abberufung Bernhard Schäfers erledigte Lehrstuhl für das Bibelstudium des alten Testamentes an der Wiener Universität fiel dem Studiendirektor an der höheren priesterlichen Bildungsanstalt bei St. Augustin, Johann Döller, die neugeschaffene dritte Lehrkanzel für Elektrotechnik an der Wiener technischen Hochschule einem ganz hervorragenden Fachmanne, dem Oberingenieur der Wiener Siemens-Schuckert-Werke Karl Pichelmayer zu, der nur unter Zusicherung einer hohen Personalzulage für das Lehramt gewonnen werden konnte. Professor Leopold Wenger, welcher erst im vorigen Studienjahre als Nachfolger des Lehrers des römischen Rechtes, Czyhlarz, von Graz an die Wiener Universität übersiedelt war, kehrte, da es ihm in Wien nicht behagte, an die steirische Universität zurück, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Für Professor Karl Exner kommt der Vertreter der mathematischen Physik an der Czernowitzer Universität Ottokar Tumlirz nach Innsbruck und Josef Seemüller übernimmt das Erbe des leider verstorbenen Wiener Germanisten Heinzel, während der jungtschechische Abgeordnete Dr. Franz Fiedler, bisher der Vertreter der Rechtswissenschaften an der Prager böhmischen technischen Hochschule, die schwere Aufgabe übernimmt, an der böhmischen Universität den zum Minister avancierten Professor Randa zu ersetzen. Groß ist natürlicherweise die Zahl der zu ordentlichen Professoren ernannten Extraordinarien; am Anfange des Studienjahres muß ja auf allen Seiten für Besetzungen erledigter Lehrstellen vorgesorgt werden. In dieser Beziehung hat es wohl niemand überrascht, daß der eifrige Mitarbeiter dieser Blätter, der verdiente Geograph Robert Sieger, der Nachfolger des leider so früh dahingerafften Grazer Professors Richter wurde; ist doch gerade dieser junge Gelehrte in den letzten Jahren auf verschiedenen Gebieten der geographischen Wissenschaften mit wichtigen Leistungen hervorgetreten. Auch das Avancement der beiden fleißigen und besonders in ihrer Eigenschaft als akademische Lehrer sehr beliebten Philosophen, Hugo Spitzer in Graz und Emil Arleth in Prag, welch letzterer Überhorsts Lehrstuhl in Innsbruck übernimmt, wird ebenso wie jenes des klassischen Philologen Julius Jüthner in Czernowitz, der, von der kantonalen Universität zu Freiburg in der Schweiz erst vor kurzem nach Österreich zurückberufen, in den letzten Jahren durch seine Teilnahme an der jüngsten österreichischen archäologischen Expedition nach Kleinasien in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, allgemein mit Befriedigung begrüßt werden. An der böhmischen Universität rückten der weitgereiste Geologe und Paläontologe Philipp Pocta, der sich besonders durch seine Mitarbeit an der Publikation des von Barrande hinterlassenen wissenschaftlichen Materials verdient gemacht hat, zum Ordinarius und der wegen einiger Arbeiten über die griechischen Dramatiker geschätzte Gymnasialprofessor Franz Groh zum außerordentlichen Professor auf.

Ein besonderes Lob gebührt der Unterrichtsverwaltung für die große Fürsorge, welche sie in alljährlich gesteigertem Maße der Versorgung der Privatdozenten entgegenbringt. Auch das Mitte September veröffentlichte Staatsbudget für 1906 weist neue dankenswerte Belege für diese Fürsorge auf, indem es eine bedeutende Anzahl von Neusystemisierungen von außerordentlichen Lehrkanzeln, Honorardozenturen und Adjunktenstellen enthält. Die Unterrichtsverwaltung sucht damit wenigstens einigermaßen die üblen Folgen der immer mehr zu Tage tretenden Überproduktion im Gebiete der Habilitierungen zu beseitigen. Freilich ist dieses Bestreben des Ministeriums eigentlich wenig erfolgreich, da sich die Zahl der Privatdozenten alljährlich in wahrhaft erschreckender Weise vergrößert. So gab es am Beginne des letzten Studienjahres nach den Aufstellungen des „Jahrbuchs für das österreichische Unterrichtswesen" an den österreichischen Universitäten und technischen Hochschulen neben 589 ordentlichen, 242 außerordentlichen Professoren, 14 Supplenten

und 76 Lektoren — 649 Privatdozenten — und seither wird die letzte erschreckende Ziffer gewiß noch gestiegen sein. Allerdings sind in dieser Gesamtzahl auch die 247 Privatdozenten der medizinischen Fakultäten inbegriffen, von denen ein großer Teil von vornherein auf keine akademische Karrière rechnet, sondern die Privatdozentur nur deshalb angestrebt hat, um durch diese und einen vielleicht in fernerer Zukunft erlangten Professorentitel ihrer Privatpraxis eine breitere Unterlage zu geben. Die Vorschläge, welche in letzterer Zeit eben das medizinische Professorenkollegium in Wien behufs Eindämmung der Zunahme der Zahl der Privatdozenten erörtert hat und welche einerseits die Einführung eines Numerus clausus für die Zahl der Privatdozenten an jeder Fakultät und anderseits die Statuierung der Zweidrittelmajorität bei allen Vorschlägen, welche das Kollegium über die Ernennung von Privatdozenten zu außerordentlichen Professoren an das Unterrichtsministerium erstattet, betreffen, sind wohl kaum geeignet, die ganze Angelegenheit in ein besseres Fahrwasser zu bringen. Durch die Statuierung der Zweidrittelmajorität werden gewiß oft eben die tüchtigsten Kräfte, welche es nicht verstanden haben, sich in den Professorenkreisen die nötige Beliebtheit zu verschaffen, leichter von der weiteren akademischen Karrière abgeschnitten und durch den Numerus clausus wird ein rein äußerlicher Notbehelf geschaffen, welcher oft gerade die fähigsten Leute zu einer Zeit, wo eben die vorgeschriebene Zahl der Privatdozenten an einer Fakultät vorhanden ist, an der Habilitation hindern wird. Die ganze, unendlich schwierige Frage wird kaum mit solchen rein äußerlichen Mittelchen saniert werden können, man muß ruhig andere Zeiten abwarten, in denen sich die Sache von selbst reguliert. An diesem Grundsatze wird wohl auch das Resultat eines Preisausschreibens nichts ändern, durch welches die Vereinigung der österreichischen Hochschuldozenten vor einigen Monaten zur Einsendung von Konkurrenzarbeiten über die tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse, über die Stellung der Privatdozenten innerhalb der Hochschulen und ihre materielle Lage auffordert. Die ganze leidige Privatdozentenfrage ist eben auch ein Teil der brennenden sozialen Frage und dieser ist mit kleinen Mittelchen nun einmal absolut nicht beizukommen. Dr. Richard Kukula.

Besprechungen.

„Agrarische Bevölkerung und Staatseinnahmen in Österreich.“ Von Dr. Siegmund Schilder. Verlag Franz Deuticke, Leipzig und Wien, 1906.

Es ist betrübend, daß Ciceros schöne Lobrede auf die Landwirtschaft heute fast in keinem Staate Geltung hat. Die Römer hatten noch große Erfolge vom Ackerbau, er war ihnen fast die einzige Quelle der Staatseinnahmen und Cicero konnte mit Recht sagen: »Omnium autem rerum, quibus aliquid acquiritur, nihil est agricultura melius, nihil uberius, nihil dulcius, nihil homine libero dignius«. Das ist jetzt ganz anders, besonders in Österreich, wie es auch der Verfasser nachweist. Wohl beträgt die agrarische Bevölkerung 52·43 Prozent, aber als Quelle für die Staatseinnahmen ist sie sehr niedrig zu taxieren. Das beweisen die Ziffern jedes Budgetkapitels, die sozialen Verhältnisse der Landarbeiter, die Ansiedelungsverhältnisse, und das Horoskop des Autors zeigt auch für die nächste Zukunft ein höchst betrübendes Bild. Heute partizipiert die agrarische Bevölkerung mit rund einem Drittel an den österreichischen Staatseinnahmen und wenn der Ab- und Auswanderung der unzufriedenen Landbevölkerung nicht Einhalt getan, die Grundeigentums-, Verschuldungs- und Erbrechtsverhältnisse nicht reformiert, die Intensivisierung der Landwirtschaft nicht radikal gefördert werden, wird nach statistischer Berechnung die agrarische Steuerfähigkeit ohne Zweifel mehr abnehmen. All dies entnehmen wir dem mit großer Sorgfalt gesammelten und verarbeiteten statistischen Materiale des Autors, der es an selbstgefälliger Darstellung aller Mühen der Beschaffung nicht fehlen läßt, die eigentlich nur diskret vermerkt, wenn nicht ganz verschwiegen sein sollten.

Es soll indessen nicht unerwähnt bleiben, daß in der Schrift viel Arbeit und Mühe niedergelegt ist und daß die Schilderung des allmählichen Abfalles der ländlichen Bevölkerung von althergebrachter Anhänglichkeit an die Scholle eine schöne schriftstellerische Leistung des Autors ist.

Aber mit einer lesenswerten Schilderung allein ist dem Problem nicht näher gerückt, mit der Darstellung der ungünstigen Entwicklung der agrarischen Steuerkraft die Frage nicht gelöst, was zu tun sei. Schilder weiß es ebensowenig, wie die vielen anderen, die sich mit Bodenreform und Bodenentlastung jahrzehntelang befassen. Die Verhältnisse lassen sich eben durch Gesetze und erzwungene Maßnahmen nicht abändern. Und Schilder versucht es nicht einmal, auf erfolgversprechende Maßnahmen hinzuweisen; er will nur zur Verfolgung der in seiner Schrift angedeuteten wirtschafts-, beziehungsweise agrarpolitischen Ziele angeregt haben. Das ist aber blutwenig für den Zweck der Arbeit.

Denn, daß durch Intensivisierung der Landwirtschaft die Bodenrente größer und damit die Bedingungen zur besseren Steuerfähigkeit und

zur Erhaltung der kleinbäuerlichen Wirtschaften geschaffen wären, weiß jedermann, allein welche sonstige Mittel, als die Intelligenz des Landarbeiters vermögen dies heute zu bewirken? Gerade der so perhorreszierte Anschluß der Landbevölkerung an die Städte und Industriedistrikte kann den Landarbeitern etwas kommerziellen Sinn verschaffen. Nur durch Intelligenz vermag heute der Landwirt seine Bodenfrüchte, insbesondere jene, die als Rohprodukte unrentabel sind, zu veredeln und nur mit einiger Intelligenz läßt sich die Gemeinwirtschaft herstellen, ohne welche die Verwertung der Produkte heute nur schwer möglich geworden ist.

Von ethischem und sozialem Gesichtspunkte ist es gewiß zu bedauern, wenn die Landwirtschaft eines Staates zurückgeht, aber man würde in das Extrem der Physiokraten verfallen, wenn man die Landwirtschaft als die wichtigste Grundlage jeder Volkswirtschaft hinstellen wollte. Die Industrie hat heute gleich große Erfolge um die Erhaltung der Gesellschaft, und sehr mächtige Staaten — dafür liefert England den besten Beweis — suchen und finden die wichtigste Grundlage ihrer Volkswirtschaft gerade im Handel und in der Industrie. Solange Rohprodukte importiert werden können, braucht es kein Staat als Unglück aufzufassen, wenn von der Landwirtschaft zu der rentableren Industrie übergegangen wird. In Ungarn ist die Regierung eben jetzt bemüht, die Landwirte für Handel und Industrie zu gewinnen, weil sie erkannt hat, daß auf diesem Felde für die Gesellschaft und für den Staat mehr zu holen ist, als beim Landbau. An großen materiellen Opfern fehlt es weder dort noch in Österreich, damit Ansiedelung und Seßhaftigkeit der Landwirte erhalten werde. In Niederösterreich und Böhmen sind sogar Kredit- und Wirtschaftsgenossenschaften aller Art geschaffen und subventioniert worden, damit die agrarische Bevölkerung den harten Existenzkampf bestehe, aber alle Opfer vermochten nicht die engen Grenzen der Landwirtschaft zu erweitern und der Landbevölkerung genügende Beschäftigung zu sichern. Und wenn, unter solchen unabänderlichen Verhältnissen, Handel und Industrie den Menschenüberschuß aufnehmen, dann kann dies nur befriedigen.

In der Volkswirtschaft entscheidet nur der Erfolg, nicht das Prinzip; auch dem Staate ist es erwünschter, aus einer reichlich fließenden Quelle zu schöpfen, als aus einem Brunnen, welcher, selbst bei mäßiger Entnahme, versiegt. Die überwiegend agrarische Bevölkerung Österreichs steuerkräftiger zu machen, ist leider ein Problem, das kaum gelöst wird. Bisher haben noch alle Mittel versagt und als beredte Beweise der großen Mißerfolge gelten die stets zunehmenden Schulden des kleinen und mittleren Grundbesitzes in Österreich. Wozu Schilder mit Emphase anregt, ist schon vergeblich versucht worden. Dr. Max Reinitz.

Paul Holzhausen: Bonaparte, Byron und die Briten. Ein Kulturbild aus der Zeit des ersten Napoleon. Frankfurt am Main. Diesterweg 1904. Oktav. 340 S.

Ein eigenartiges Buch. Es nennt sich selbst „Stimmungshistorie" und diese Bezeichnung wird fachmännische Bedenken erwecken. Mit Unrecht. Holzhausen, kein Neuling in der napoleonischen Literatur, ist sehr gewissenhaft zu Werke gegangen — 56 Seiten Anmerkungen beweisen es — und hält, was er verspricht. Er erschöpft sich nicht darin, zu zeigen, wie Byron niemals unbedingter Bewunderer des großen Kaisers — wie wohl behauptet wird — gewesen sei, sondern ihm Zeitlebens aufs härteste verdacht habe, daß er aus einem Freiheitsbringer für die Menschheit ein Tyrann wie andere geworden sei. Er führt in überaus anregender Weise den Kampf der öffentlichen Meinung Englands gegen den Totfeind vor und erbringt den vollgültigen Beweis, daß dieser Kampf wahrhaftig nicht vornehm geführt worden ist. Er hilft die lächerliche Anschauung zerstören, als ob den Engländern jemals der Krieg gegen die Revolution als ein Freiheitskrieg für Europa gegolten hätte; sie kämpften einen Handelskrieg und stritten für ihr Welthandelsmonopol. Nicht England, sondern Napoleon, der das Blockadedekret erließ, vertrat das Interesse der Handelsvölker des Kontinents. Und wieder einmal heftet sich an diese Darlegungen die noch längst nicht restlos beantwortete Frage, ob denn wirklich der Untergang Bonapartes gerade im Kampfe mit England der Welt zum Heil gewesen sei. Man wird das prächtig geschriebene Buch mit Gewinn und Interesse lesen. Heinrich Kretschmayr.

Ludwig Gurlitt: „Der Deutsche und seine Schule". Berlin, Verlag von Wiegandt & Grieber, 1905.

Lebt in der Seele blühendes Wachstum und kraftvolle Entwicklung, dann fordert jedes Lebensalter gleichen Wert, der Erwachsene kann nicht mehr Vorbild der Jugend sein, er verhält sich zu ihr wie die Frucht zur Blüte. Ausgehend von dieser Erkenntnis, wagt Gurlitt den Kampf gegen die Schule, er schärft seine Waffen an den trüben Erinnerungen des eigenen Erlebens. Darin liegt der Reiz und zugleich die Kraft seines Werkes. Die Schule war es, die mit ihrem fabriksmäßigen Getriebe, mit ihrer eisigen Kälte, ihrem psychologischen Unverständnis in der Wertung werdender Menschen unüberwindliche Abneigung in die empfängliche Seele des Knaben und Jünglings gelegt, die Schule selbst mit ihrer Unnatur, die den ge-

reifsten Mann, der ihr Mitglied geworden, zum Kampfe herausgefordert hat. Sein Angriff trifft mit schneidender Schärfe namentlich das Gymnasium, die Stätte klassischen Studiums. Überreich an wahrem Idealismus als wertvollster Gabe treten angeblich seine Jünger ins Leben hinaus. Er prüft diesen Idealismus auf seine Echtheit, diese Behauptung auf ihre Wahrheit und sieht sich einem Phantom gegenüber. Eine Verschmelzung griechisch-römischen Wesens mit dem germanischen erscheint ihm unmöglich. Seine Ansicht schließt sich enge an die Lagardes an, welcher den wahren Idealismus nur im wirkenden und strebenden Menschen lebendig sieht, und entschieden verneint, daß er aus dem im wesentlichen untätigen und wehmütigen Versenken in die Geistesgüter längst entstorbener Menschengeschlechter gewonnen werde. Es gebe nur einen Idealismus der Tat, dessen Ziel im Dunkel der Zukunft liegen müsse. Auch der ehemals so laut verkündete formal bildende Wert der klassischen Sprachen sei nicht vorhanden. Seit der Einschränkung des rein grammatischen Betriebes durch die neuesten Lehrinstruktionen ist es ja damit recht still geworden. Daß im engsten Zusammenhange mit dieser Überzeugung auch die Forderung noch allgemeiner Bildung verworfen wird, ist selbstverständlich. Theoretisch ist sie ja bereits gefallen, praktisch dürfte sie immerhin infolge des zähen Widerstandes, dem alle Schulreformen begegnen, noch einige Zeit aufrechterhalten bleiben.

Gurlitts besonderes Verdienst liegt darin, einem weiteren Kreise gezeigt zu haben, daß jene Ideen, welche gegenwärtig die Pädagogik in ganz neue Bahnen drängen, durchaus nicht den Köpfen müßiger Reformer entspringen, wie dies von mancher Seite so gerne behauptet wird, sondern daß sie als verborgener Schatz in den Werken der größten Erzieher des deutschen Volkes ruhten, daß die Gegenwart darangeht, sie zu heben und zu verwirklichen, daß unter den zünftigen Pädagogen gerade die allergrößten es sind, die noch Einkehr rufen. Mußte doch selbst Harnack, der Vorkämpfer gymnasialen Studiums, bekennen: „Es geht nicht an, Knaben und Jünglinge bis zum 19. Jahre ohne jede Rücksichtnahme auf spezielle Gebiete auszubilden.“

Obgleich eifrigster Anhänger nationaler Entwicklung, hält Gurlitt dafür, jene Formen der englischen Erziehungsmethode auf deutschen Boden zu verpflanzen, welche der Anlage des Deutschen entsprechen. Es ist unleugbar, daß England und Amerika zahlreiche Momente in ihrem Erziehungssystem aufweisen, die nachahmenswert sind. Matthias, Münch, Rein haben wiederholt darauf hingewiesen.

Neben unendlicher Liebe zur Jugend durchströmt das Werk glühende Begeisterung für die Kunst, ruhend im Goetheschen Glauben, daß den Menschen mit einer künstlerischen Erfassung des Lebens mehr gedient sei als mit der wissenschaftlichen. Im liebevollen Einfühlen in die Seele der Jugend, in ihrem Heranführen zum Tempel der Kunst liegen die stärksten Grundlagen für den stolzen Bau der Zukunftsschule. Gurlitt fühlt ihr Nahen, der Glaube macht ihn stark, dadurch wird er zum wahren Rufer im Streite.

Dr. Franz Moßhammer.

Feuilleton.

Der neue Sudermann.

(Burgtheater: Samstag den 11. November.) *

Es ist eine rechte Frühlings-Werdezeit in dem dramatischen Dichtergarten zu verspüren; und während der neueste Sudermann soeben im Drucke erschienen ist und in Berlin vorbereitet wird, feiert der neue eben auf dem Burgtheater seine erste Aufführung. Diese muß als die Feuerprobe, als die eigentliche Uraufführung gelten. Denn die Berliner Première war noch mehr, als dies sonst leider gewöhnlich der Fall ist, durch die häßlichsten Ausbrüche eines Publikums entstellt, das nur ins Theater geht, um Kritik zu treiben und um Cliquen zu machen und zu stürzen. Man hat es ja oft genug in den Tagesblättern gelesen, daß ein Literaturlümmel dem von der Mehrheit des Publikums gerufenen Dichter den Namen des Schauspielers entgegendonnerte. Ein Gassenbube aus den besseren Gesellschaftskreisen produzierte sich in einer Loge als Kunstpfeifer; noch bevor ihm der Dichter selber dazu das Stichwort gab, dessen Stück mit den Worten schließt: „Das Glück pfeift!“ Man hätte diese nur einem Kunstpöbel zur Herausforderung dienenden Worte im Burgtheater getrost beibehalten dürfen. Denn wir stehen gottlob unter einem andern Zeichen. Es ist hierzulande noch unbekannt, daß man sich, um der Literatur einen Dienst zu erweisen, im Theater als Flegel benehmen, und nicht bloß den Erfolg, sondern auch die unbefangene Aufnahme des Werkes stören muß. Wir wissen auch nichts von der Feindseligkeit, die seit etlichen Jahren zwischen dem Dichter Sudermann und der Berliner Kritik besteht und die es dahin gebracht hat, daß ein Autor, der als Romanschriftsteller zu unseren ersten Dichtern und als Dramatiker zu unseren besten Theaterschriftstellern gehört, heute für jeden guten oder schlechten Einfall eines beliebigen Rezensenten vogelfrei ist.

* Buchausgabe bei Cotta, Stuttgart und Berlin 1905. 162 Seiten.

Wir dürfen es uns noch erlauben, von Hermann Sudermann mit Achtung zu reden, auch wenn wir nicht verhehlen, daß er in seinem vieraktigen Schauspiel: „Stein unter Steinen" sich nicht zu den Sternen erhoben, sondern nur ein wirksames Bühnenstück geschrieben hat, von der Marke, wo zwölf auf ein Dutzend gehen. Das Publikum freilich hat das Stück mit der Wärme aufgenommen, die jedes kriminalistische Stück, ja jede Verbrecherfigur bei guter Darstellung findet, auch wenn das Barreau nicht so stark in ihm vertreten ist, als das gestern der Fall war. Der schuldig wie der unschuldig Verurteilte und die strafrechtlichen wie die gesellschaftlichen Folgen des Urteils haben ein tiefes menschliches Interesse, das ja schon Schiller, und nicht bloß in den „Räubern", gern ausgenützt hat. Nachdem uns Rossi und Salvini oft genug La morte civile vorgespielt hatten, sind dann in der Periode der starken naturalistischen Effekte auch reichere Talente, wie Wilbrandt („Fabricius") und Voß („Schuldig"), diesen Weg gewandelt, auf dem Sudermann etwas spät nachfolgt. Ihm blieb nur eine neue Note vorbehalten: nämlich diejenige, die in den seit 20 Jahren allenthalben entstandenen Vereinen zur Besserung entlassener Sträflinge zum Ausdruck kommt. Leider aber klingt gerade diese Note in seinem Stück falsch; sie hat einen Mißton hineingebracht, den das ruhigere Publikum der Wiederholungen kaum überhören wird.

Auf Empfehlung eines solchen Vereines soll der Sträfling Biegler, der von den Geschworenen nach einem in der Notwehr begangenen Totschlag des Mordes schuldig erkannt worden ist, nach seiner Freilassung bei dem Steinmetzmeister Zarncke Arbeit erhalten und ein neues Leben anfangen. Das Stück schildert zwei Milieus: das eine, die Zuchthaussphäre, in Gesprächen, das andere, den Werkplatz der Steinmetzen, in unmittelbarer Darstellung und Anschauung. Aus der verdorbenen Luft des Zuchthauses soll Biegler in die reine der Werkstätte versetzt werden, das ist die Absicht des Dichters. Aber wie hat er diese Absicht ausgeführt? Das Zuchthaus lernen wir aus den Erzählungen seines Habitués Struwe nur von der humoristischen Seite kennen. Es sieht ungefähr so harmlos aus, wie der Schuldturm in „Klein Dorrit"; und wie der alte Dorrit, so hat auch Struwe dort Majestät gespielt und nur in der ersten Klasse gearbeitet. Der Werkplatz der Steinmetzen aber sieht nicht um ein Haar besser aus als der Spazierhof im Zuchthause. Hier darf der Einbrecher Struwe seine drolligen Zuchthausgeschichten erzählen, ohne daß die ehrlichen Arbeiter dem ungebesserten Sträfling in die Rede fallen; sie hören ihm lachend und mit sichtlichem Behagen zu, wenn er das Zuchthaus als die hohe Schule feiert und als den einzigen Ort, wo der Mensch seine Ordnung hat. Und wie Struwe unter den Zuchthäuslern und Arbeitern, so führt der verwegene Göttlingk, der mit dem dreikantigen Messer sticht, unter den Steinmetzen das Regiment. Ihm laufen, seitdem er in Italien so schön singen gelernt hat, auch die Mädchen des Stückes, die Gesunde und die Kranke, die Gerade und die Bucklige, nach. Auf diesem Werkplatz „versieht" ferner den verantwortungsvollen Dienst des Nachtwächters ein alter, unfähiger Mann, der bei Tage betrunken ist und bei Nacht seinen Rausch ausschläft. Es darf uns nicht wundern, daß in dieser Werkstatt ein großer Block über Nacht (sogar über zwei Nächte und einen Tag!) auf Hochkant stehen und locker im Flaschenzug hängen bleibt, weil der Alte keine Überstunden zahlen möchte und die Arbeiter nicht um 20 Minuten länger arbeiten wollen.

Der Meister aber, auf dessen Werkplatz es so zugeht und der durchaus keine Überstunden zahlen will, erscheint bei Sudermann gleichwohl in dem Licht eines großen Wohltäters. Er, der erst unter Arbeitern und Sträflingen Ordnung machen sollte, nimmt sich warmherzig der entlassenen Sträflinge an, und die Vereinsleitung, die offenbar keine Ahnung hat, wie es bei ihm aussieht, schickt ihm die Sträflinge zu. An dem sauberen Struwe, der fünfmal vorbestraft ist, hat er seine helle Freude; und als er neuerdings einen Diebstahl begeht, hält er es zwar für seine Pflicht, die Anzeige zu machen, setzt aber alles daran, ihn zum so und so vielten Male herauszuhauen. Mit einer zweideutigen Wendung, die einer falschen Aussage auf ein Haar gleicht, übergibt er dem Arbeiter, den er als den Dieb kennt, vor dem Kommissär die Schlüssel zum Magazin und eine Zigarre dazu; so will er den Dieb zu gleicher Zeit vor dem Gericht entlasten und durch das Gefühl der Verantwortlichkeit bessern. Das „ulkige Huhn" hat es ihm angetan; Struwe ist für ihn eine Seele von Mensch, denn er hat neulich bei einer Sammlung für den brustkranken Emil seinen Wochenlohn blank auf den Tisch gelegt. Und wenn er sich dafür an den Diamantspitzen der Sägen seines Herrn wiederum entschädigt hat, so darf ihm dieser Einbruch so wenig vorgeworfen werden, wie der wohltätigen Frau Eulalia in Kotzebues „Menschenhaß und Reue" ihr Ehebruch. In so bedenkliche Gesellschaft gerät Sudermann mit der Berufung auf das „Goldene Herz", das ja immer nur dazu dient, die Verfälschung der sittlichen Begriffe zu rechtfertigen. Von dieser ist Sudermann hier schwerlich freizusprechen. Sein Herr Zarncke ist kein Wohltäter der Menschheit, sondern ein gewissenloser Dummkopf, der die ihm anvertrauten Sträflinge, anstatt sie zu bessern, unter seinen

Augen stehlen und rauben läßt und sie dann der verdienten Strafe entzieht.

Leider läßt das Stück nicht bloß in dem Grundgedanken, sondern auch in der Ausführung die Sauberkeit vermissen, die wir an Sudermann auch bei einem so wenig überzeugenden Motiv, wie „Es lebe das Leben" bewundert haben. Es kommen so viele Unbegreiflichkeiten und Unmöglichkeiten vor, daß man sie nicht alle aufzählen kann. Ein Kriminalkommissär, dem „Mord" und „Totschlag" alles eins ist, der den Verdächtigen auf freiem Platz mitten unter den Arbeitern verhört, der statt der Feder einen Schattenspender in der Hand hält und einem Sträfling, der seine Strafe abgebüßt hat, sein Verbrechen öffentlich vorwirft, wird wohl im Deutschen Reich nirgends zu finden sein. Daß der einfältige Herr Zarncke von dem Einbruche die Anzeige macht, nur um sich selber dann beim Durchhauen des ihm wohlbekannten Spitzbuben Schwierigkeiten zu bereiten, die vor einem deutschen Kriminalkommissär vermutlich sehr viel ernster aussehen würden, ist von dem Zuschauer umsomehr verlangt, als der Dichter ja den menschenfreundlichen Einfaltspinsel ernst genommen sehen will. Der Totschlag, um dessentwillen Biegler verurteilt wurde, ist nicht genügend aufgeklärt, wir erfahren nur von einer Weibergeschichte, ob aber der Gatte, gegen den sich Biegler verteidigte, gerechten Grund zur Eifersucht hatte oder nicht, das bleibt ganz im Ungewissen.

Recht aus dem Milieu der Steinmetzen herausgequält ist auch der Titel des Stückes.* Nach ihnen entstehen die Steine aus Erde, durch hunderttausendjahrelangen Druck der oberen Erdschichten auf die unteren — und das wird nun auf den Menschen übertragen. Jedermann würde nun das Symbol so verstehen: daß auch der Mensch hart wie Stein wird. Aber so will es der Dichter nicht gemeint haben; weder Lore, der die übliche Auslegung des Titels (die Modernen haben das von den Franzosen gelernt) in den Mund gelegt ist, noch Biegler, auf den sie sich mitbezieht, sind ja innerlich hart geworden. Die Auslegung lautet vielmehr: „Man ist willenlos wie 'n Stein. Man läßt sich mit dem Fuß stoßen wie 'n Stein. Man wird gegen alles gleichgültig wie 'n Stein." Also nicht die Härte und die Festigkeit, sondern die hilflose Unbeweglichkeit des Steines bilden das tertium comparationis. Sehr geistreich! aber für ein Kind aus dem Volke und auch für den Zuschauer zu geistreich.

Die Aufführung war durchwegs gelungen. Herr Kainz hat als Biegler mit den einfachsten Mitteln eine große Wirkung erzielt und ist seiner dankbaren Aufgabe bis ins Kleinste und Feinste gerecht geworden. Hier wie beim „Armen Heinrich" bedurfte auch die äußere Erscheinung nicht jener korrigierenden Nachhilfe von seiten des Zuschauers, die sein Fiesko und dergleichen doch einmal nicht entbehren kann. Neben seinem Biegler kam die kontrastierende Verbrecherfigur durch Herrn Thimig zu köstlichster Geltung; an der Hand dankbarer Rollen lebt sein Humor in dieser Wintersaison in alter Frische wieder auf. Einen sehr glücklichen Abend hatte auch Herr Treßler, der uns vor vierzehn Tagen als hilfloses Bürschchen entzückt hat und der gestern mit bemerkenswerter Verwandlungsfähigkeit den alten Trunkenbold Eichholz gab; ein bißchen mehr Ruhe in den jungen, das Radtreten gewöhnten Beinen würde dem seine Würde standhaft zu bewahren suchenden Alten gut tun, im übrigen war die Figur gleich am ersten Abend fix und fertig, eine meisterliche Arbeit auch in der Maske. Herr Römpler hat den fatalen Zarncke in seiner einfachen und diskreten Manier gespielt, wofür sich der Dichter bei ihm bedanken mag; ein bißchen mehr und aufdringlicher, so hätte wohl auch das Publikum der Première den falschen Menschenfreund satt bekommen. Herr v. Zeska hatte in dem Göttlingk eine echt Sudermannsche Figur zu spielen: den Machtwillen des Röcknitz und die Unverschämtheit des Keßler in e i n e r Person, beides aber ungefähr um ebensoviel herabgestimmt, als der ganze neue Sudermann gegenüber dem alten. Er hat die unsympathische Figur mit einem Schimmer von Frohsinn und Liebenswürdigkeit vergoldet; aber wie sonst, so auch heute, manche charakteristische Dialogwendung in dem Gefühl leichten Gelingens, das diesem jovialen Darsteller eigen ist, unbesehen in die Tasche gesteckt. Die Damen standen den Herren nicht nach: Frau Medelsky hatte einen sehr guten Abend, wie immer, wenn ihr die Rolle Gelegenheit gibt, nicht bloß die passive und weinerliche, sondern auch die bei ihr sehr stark entwickelte resche Seite herauszukehren; und daß Frau Retty auch dort, wo sie entsagungsvoll Jugend, Schönheit und Gesundheit opfern muß, eine ergreifende Schauspielerin bleibt, das haben wir ja schon bei Gelegenheit von Hirschfelds „Müttern" im Volkstheater gesehen. Ihre mit den bleichen Wangen und den dunkeln Augen dahinsiechende und doch nach dem Leben verlangende Marie war eine rührende Gestalt.

Die Regie, in den Händen Kraštels, hat ihre nicht leichte Aufgabe bestens besorgt. Nur sollte der große Obertirchner Block etwas höher hängen; so wie er dahängt, macht er keinen sonderlich gefährlichen Eindruck und die Spannung geht verloren. J. M i n o r.

* Wie einer unserer Leser meint, hätte ein Gedicht Dehmels (Ausgewählte Gedichte, S. 687) den Titel nahegelegt.

Von der Woche.

5. November. In Wien, Prag, Pilsen, St. Pölten, Salzburg, Graz, Leoben, Klagenfurt, Innsbruck, Teplitz, Brünn, Mährisch-Schönberg, Mährisch-Ostrau, Bielitz, Teschen, Triest, Lemberg, Krakau finden Demonstrationen zu gunsten des allgemeinen Wahlrechts statt. In Prag kommt es hierbei zu blutigen Exzessen. — Infolge von Demonstrationen werden die Vorlesungen an der Wiener Universität sistiert. — Eröffnung des „Volksheims“ in Wien. — Sechster österreichischer Postbeamtentag in Wien. — Eröffnung des allgemeinen österreichischen Bautechnikerkongresses. — Enthüllung des Denkmals für den kroatischen Volksdichter Luka Botitsch in Spalato. — Nach neunjähriger Abstinenz besucht die Volkspartei in Sarajewo wieder die serbisch-orthodoxen Kirchen; die hierdurch manifestierte Beendigung des langjährigen inneren Kirchenstreites wird gefeiert.

6. Exzesse in Prag, Pilsen und Lemberg; Wahlrechtsdemonstrationen in Wien und Linz.

7. Die Vorlesungen an der tschechischen Universität in Prag werden infolge der Exzesse sistiert. — Vor der Wiener Technik kommt es zu Schlägereien.

8. In einer Versammlung in Pirk erklärt Reichsratsabgeordneter Iro: „Die Alldeutschen stehen auf dem Standpunkte, daß die Hälfte der Wahlen für das Abgeordnetenhaus auf Grundlage berufsgenossenschaftlicher Organisation, die andere Hälfte auf Grund des allgemeinen Wahlrechtes vorzunehmen seien“. Dabei müsse die Wahlreformvorlage durch ein festes Junktim mit einer Vorlage, betreffend die gesetzliche Festlegung der deutschen Staatssprache verbunden sein. — 25jähriges Jubiläum des Wiener Dombauvereines.

9. Infolge des Beschlusses einer am Vorabend abgehaltenen Versammlung von Bediensteten der k. k. Staatsbahnen schließen sich die Eisenbahnarbeiter des Wiener West- und Franz Josef-Bahnhofes der seit einigen Tagen bei den nördlichen Linien eingetretenen „passiven Resistenz“ an, um ihre Forderungen durchzusetzen. — GM. Otto Bresnitzer (geb. 1847), in Wien †. — Alexander Ritter von Suzzara (geb. 1843), Sektionschef im Ministerium des Äußern, in Wien †. — Professor Michael Rieser (geb. 1828), Maler, in Wien †.

*

Betrogene Auswanderer. In Passaic (bei New York) wurde dieser Tage eine Privatbank behördlich geschlossen, da festgestellt wurde, daß die Bücher ein Manko von weit über einer halben Million Kronen aufweisen. Viele Tausende österreichischer und ungarischer Einwanderer, die in dieser Bank seit Jahren ihre kleinen Ersparnisse deponiert haben, kamen hiedurch um ihre ganze Habe. Die Beschädigten sind zumeist Polen, Slowaken und Ungarn und besonders hart betroffen erscheinen darunter die slawischen Mädchen aus den Seidenwebereien der Gegend. Dieser bedauerliche Vorfall zeigt neuerdings, wie dringend notwendig es wäre, seitens unserer Monarchie endlich Institutionen zu schaffen, um unsere Auswanderer in Amerika besser zu schützen und insbesondere dafür zu sorgen, daß diese fortdauernd mit dem Mutterlande in Verbindung bleibend, Gelegenheit hätten, ihre Ersparnisse sicher anzulegen. Zu Tausenden wandern unsere Landsleute jährlich aus und nur zu häufig fallen sie im fremden Lande einem Schwindler zum Opfer, der aus ihrer Naivität und aus ihrer Unkenntnis der Verhältnisse verbrecherischerweise Nutzen zieht. Würde man eine Organisation schaffen, zu der unsere Auswanderer stets vertrauensvoll ihre Zuflucht nehmen könnten, so wäre es leicht zu vermeiden, daß diese armen Menschen, die nur aus Not ihr Vaterland verlassen, drüben auch noch betrogen werden. Eine solche Organisation würde nicht nur den Auswanderern selbst, sondern auch der Monarchie zustatten kommen. —nk—

*

Volkstheater. Das neue Lustspiel von Blumenthal, „Der Schwur der Treue“, ist stellenweise wirklich lustig und ohne die Prätension des vorjährigen verendeten Löwen. Rembrandt und die Kunstgeschichte kommen mit einigen blauen Augen davon. Die ewige Lust an Masken- und Possenspiel durchzieht das Stück. Es ist stets wirksames Theater, wenn die reizende Gattin den ungetreuen Gatten überlistet, wenn der polternde Schwiegeronkel selbst in die Fallstricke der Verführerin fällt, die den entzündlichen Neffen bedrohen. Die Handlung ist anekdotisch, aber nicht ohne Witz ersonnen. Eine von den vielen Werkstattgeschichten, die das Leben Rembrandts umgeben, gewinnt hier Farbe. Allerdings nicht rembrandtsche, sondern die geistreich-schnodderige von Berlin-Tiergarten.

Das Spiel wird mit viel Laune betrieben. Wieder hat der Regisseur, Herr Vallentin, die größte Aufgabe geleistet. Er hat Geist hineingetragen und man freut sich seiner tausenderlei Einfälle, durch die er dieses nette Verslingespiel dem stilvollen Degen- und Mantelstück anzunähern versuchte. Ganz ausgezeichnet sind die Damen Galafrès, Müller, Herr Kramer und, ohne dazu verpflichtet zu sein, überraschte Herr Raeder durch die Pose von Humor. —lz—

□□ Österreichische Rundschau, Heft 55. □ Redaktionsschluß 11. November 1905. □ Ausgegeben 16. November 1905. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). □□
□□ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 56: 18. November 1905. □□

...hereinlauf.

...erer Jugendliteratur. Ein ... künstlerischen Erziehung der ... Heinrich Wolgast. Leipzig ...05. B. G. Teubner. M. 2.40

...he Belehrung der Kinder. ...e und Methodik des Geben... ...in Lischnewska. Vortrag, ...5. April 1905 zu Berlin im ...terschutz". Frankfurt a. M., ...enerKinder. M. —.50

...er Nationalbiologie. Nebst ...der methodologischen Ein... ...nem Anhang über wissen... ...ritikerwesen. Von Dr. W. ...r. Jena, 1905. Hermann M. 5.—

Porzellan des XVIII. Jahr... Dr. F. Rosenbaum. Halle ... Wilhelm Knapp. M. 2.50

...erke. Von P. J. Möbius. ...ranz Josef Gall. Hiezu 7 Figuren im Texte. Leip... ...mann Ambrosius Barth. M. 3.—

...lbend wertvolle und seltene ...anuskripte, jeder Art Hand... ...L. f. m. Berlin. Martin

...ß Religion sein. Von Otto Dresden, 1904. E. Pierson. M. 2.—

...n aus dem militärischen ... Aufzügen von Fritz Os... ...Dresden, 1905. E. Pierson. M. 2.—

...l in vier Bildern. Von ...ner. Dresden, 1905. E. M. 1.—

...ber. Erzählung von Franz ...hler. Dresden, 1905. E. M. 2.50

...e. Der Geburtstag. Zwei ...on Theodor Tell. Illu... ...phan Krotowski. Dresden ...on. M. 1.50

...er. In Sachen des Volks... ...riften des Volksbundes zur ...es Schmutzes in Wort und ...zig. Felix Dietrich. M. —.15

...itt. Heft 52/53. Wegner ...e der Landarbeiterinnen. ...lstoj, Graf Leo: Die große ... Mit Vorwort von A. ...ft 56. Gottheiner, Dr. ...rbliche Arbeiterinnenfrage. Dietrich.

Novellen und Skizzen von ...ipzig, 1906. L. Staackmann. M. 3.—

...eutschen Ordensburg und ...m. Von Dr. Karl Fuchs. W. Seidel & Sohn. K 3.50

Besetzung von Görz durch ...im Frühjahre 1797. Nach ...ipte von Karl von Ritter... ...zig, 1905. H. Schmidt & C.

...ung. Band II. Ludwig XV. ...szczyuska. Von Pierre de ...rlin u. Leipzig, 1906. ...rzyn. M. 6.50

...rsorge. Untersuchungen im ...Zentrale für private Für... ...furt a. M. Herausgegeben ...J. Klumker. Band I.: Der ...n der Presse zu Frankfurt ...L. Neubauer. Dresden, ...hmert. M. 4.40

Verminderte Friedenssicherheit.

Von B. Molden.

Seit der Schaffung des Deutschen Reiches, also seit mehr als einem Menschenalter, ist es zwischen europäischen Großmächten nicht zum Kriege gekommen, und seit 1878 ist auf europäischem Boden kein großmächtliches Heer in Aktion getreten. Es dauerte dann noch eine Weile, bis sich zum Frieden die Zuversicht in seine Erhaltung gesellte. Auch diese kehrte, etwa mit dem Ende der Achtzigerjahre, ein, und die Gewitter, die in der Ferne immer häufiger niedergingen, berührten Mitteleuropa nur wenig. Das Gefühl der Sicherheit gründete sich auf die Überzeugung von der Überlegenheit jener Kräfte, die das Bestehende erhalten wollen und auf die Erfahrung, daß die vernünftige Erwägung doch überall die Oberhand über die Leidenschaft behielt. Man hatte gesehen, daß Kaiser Alexander III. die Erregung der Panslawisten und seinen eigenen schweren Groll gegen Österreich-Ungarn und Deutschland zu bemeistern wußte und sich darauf beschränkte, ihm durch Verschiebung ungeheurer Truppenmassen an die Westgrenze und durch den Abschluß des Bündnisses mit Frankreich Ausdruck zu geben. Man sah, daß in Frankreich selbst zwar offen oder in Anspielungen von Revanche und unverjährbaren Rechten gesprochen wurde, daß aber im Grunde auch von den Unversöhnten die meisten nur Ruhe begehrten und sich mit der Gebärde des Rachedurstes begnügten, bis sie, ein kleines Häuflein ausgenommen, auch diese aufgaben, weil sie zur Einsicht kamen, daß es widersinnig sei, Krieg zu sagen, wo sie Frieden meinten. Am deutlichsten hat sich dies im letzten Frühsommer gezeigt, als in der deutschen Presse, um die Hartnäckigkeit Delcassés zu brechen, der Deutschlands Ansehen erniedrigen wollte, auf die Möglichkeit eines blutigen Ausgangs solcher Versuche hingewiesen wurde. Delcassé mußte sein Amt verlassen, und wenngleich die Franzosen diese Episode den Deutschen nicht verzeihen wollen, so ist doch auch der ehrgeizige Minister nicht geschont worden, der die Gesinnungen des Landes mißverstanden hatte. Im europäischen Orient freilich setzt die Bewegung nicht aus; aber die Mächte bemühen sich auf alle Weise, es zu einer Katastrophe nicht kommen zu lassen.

Inzwischen ist in den letzten Jahren unter dem Einfluß der allseitigen überseeischen Konkurrenz an die Stelle der ruhigen Interessenpolitik eine unruhige, ungeduldige getreten, die zu den Kriegen in den fremden Weltteilen führte, deren Ergebnis nunmehr in Form der russischen Revolution bis an unsere Grenzen heranreicht. Die russische Revolution ist ein so gewaltiges Ereignis, daß sie voraussichtlich

während langer Zeit die europäische Politik entscheidend beeinflussen wird. Fürs nächste lähmt sie die Macht des russischen Reiches und bringt dadurch in die Situation eine Ungewißheit, die eher zu Stockungen des internationalen Kräftespiels führt. Im weiteren Verlaufe aber dürfte sie eine Unsicherheit erzeugen, die dem bisherigen Friedensbehagen ein Ende bereitet.

Man hat viel von der Wahrscheinlichkeit eines deutsch-englischen Krieges gesprochen, und die Befürchtungen erneuerten sich, als durch die Pariser Enthüllungen das Netzwerk aufgedeckt wurde, das aufmerksamen Beobachtern schon längst, wenngleich nicht im einzelnen, bekannt war. Die Enthüllungen haben offenbart, daß England bereit gewesen wäre und davon auch in Berlin Anzeige gemacht hat, der Republik im Falle eines deutschen Angriffs beizustehen, der ernstlich nicht zu befürchten war und der, wenn er unwahrscheinlicherweise doch erfolgt wäre, ihm den Anlaß geboten hätte, in Erfüllung einer Ritterpflicht (denn der marokkanische Streitgegenstand war doch durch das englisch-französische Abkommen entstanden) die deutsche Kriegs- und Handelsflotte niederzuwerfen. Daß es aber auf eigene Faust Deutschland herausfordern wolle, ist weder bewiesen, noch ist es, trotz der Bemühungen der Chauvinistengruppe, vorauszusetzen. König Eduard, ein unternehmender kluger Politiker, — ein echter Koburger — nicht frei von persönlichen Abneigungen und ironischem Machtgefühl, dabei aber seiner Verantwortlichkeit bewußt, wird doch unrichtig beurteilt, wenn ihm Kriegslust nachgesagt wird. Er und die konservative Regierung sehen es gerne, wenn Deutschland eingeengt wird und draußen in der Welt nicht eine Autorität genießt, die der englischen annähernd gleichkommt. Es ist zweifelhaft, ob die Politik der Mißgunst gegen Deutschland, von einem höheren Standpunkt aus gesehen, sehr weise ist; wenn man aber diese Richtung einmal akzeptiert, so erscheint die Haltung der englischen Diplomatie, die sich förmlich als Beschützerin der Nachbarn Deutschlands aufspielt, als wenn Schutz dringend nötig wäre, ganz folgerichtig. Schon darum wünscht sie Deutschlands Isolierung, weil sie die eigene von vornherein unmöglich machen will. Das Bündnis mit Japan ist nützlich; wie aber, wenn die europäischen Kontinentalmächte sich gegen England zusammenschließen würden? Englands Stellung und Prestige wären davon aufs schwerste betroffen. Darum sucht die Londoner Diplomatie Frankreich und sogar Rußland an sich zu ziehen und von Deutschland möglichst weit zu entfernen. Auch wird dadurch dem tatkräftigsten und zähesten Rivalen die Konkurrenz um überseeische Vorteile erschwert. Von da bis zum offenen Bruch ist jedoch ein weiter Weg, und die offizielle Politik bedient sich zwar der freiwilligen als Eclaireur, folgt ihr aber nicht bis ans Ende. Die Erwägung herrscht über die Leidenschaft. Wenn die Leidenschaft durchschimmert oder wenn sie, wie in der südafrikanischen Politik, zu einem ungeduldigen Tempo trieb, so wird ihr doch die Entscheidung in ganz großen Fragen nicht überlassen. Immerhin liegt in der Eifersucht Englands gegen Deutschland eine Gefahr. Denn das englische Programm, gerade Deutschland keinen weiteren Zuwachs zu gönnen (obwohl England selbst in den letzten zwanzig Jahren

verstanden; hoffentlich wird sich dies auch fernerhin bewähren; aber auch in diesem Falle können wir in eine Aktion hineingezogen werden.

Die Beziehungen Rußlands zu Deutschland haben seit der Schaffung des Deutschen Reiches oft geschwankt und mehrmals war Bismarck der Meinung, daß der Friede aufs äußerste bedroht sei. Es gab bedenkliche Situationen, obwohl doch schwer zu sagen ist, was Rußland den Deutschen nach einem siegreichen Kriege wegnehmen könnte, wenn es nicht etwa auf polnische Landesteile reflektiert. Gegen eine Ausdehnung an der Ostseeküste würde selbst heute das gegenwärtig doch gewiß nicht deutschfreundliche England im eigenen Interesse Einspruch erheben. Die Bedrohung entsprang eben Gefühlsgründen und ergab sich späterhin überdies aus Rückwirkungen der orientalischen Ereignisse. Damals aber war Deutschland nur mittelbar, nur durch die Politik und die Interessen Österreich-Ungarns am Orient interessiert, während es jetzt den orientalischen Angelegenheiten, besonders soweit sie die asiatische Türkei betreffen, keineswegs gleichgültig gegenübersteht. Man kann sich schwer vorstellen, daß eine Katastrophe in der europäischen Türkei diesmal vorübergehen könne, ohne daß auch die asiatischen Gebiete davon berührt werden. Die natürliche Politik Europas in Vorderasien wäre, die Einführung von Reformen zu begünstigen und die Wirkung abendländischer Gedanken und Einrichtungen auf die Bevölkerung abzuwarten — eine Politik, deren Anwendung allerdings die Schwierigkeit entgegensteht, daß das türkische Volk für industrielle und kommerzielle Fortschritte wenig empfänglich ist, und daß überdies in einem großen Teile des Reiches, in Armenien, Syrien, Mesopotamien, Arabien, die türkische Herrschaft als Fremdherrschaft betrachtet wird. In Arabien hat England daraus schon Vorteil zu ziehen gewußt, und wie es sich im Fall von Unordnungen am Euphrat verhalten würde, ist noch ganz ungewiß. Wenn sich alle Mächte über das Schicksal Vorderasiens verständigen könnten, so wäre der Sache des Friedens gedient. Die orientalische Krise kann jedoch den Ausgangspunkt einer Verwicklung bilden oder kann geflissentlich dazu benützt werden, wenn eine deutschfeindliche Welle über Europa geht, wenn in Rußland der Panslawismus herrscht und in Frankreich der Nationalismus wieder einmal obenauf ist, den Ausgangspunkt zu einem gemeinsamen Angriff bilden, besonders wenn Italien es für vorteilhaft findet, den Dreibundtendenzen untreu zu werden. Je mehr Österreich-Ungarn den Eindruck der Zerrüttung und Schwäche hervorruft, desto leichter wird Italien dazu geneigt sein. Auch unsere eigenen inneren Zustände tragen also dazu bei, den Frieden als weniger gesichert erscheinen zu lassen.

Trotz alledem soll nicht behauptet werden, daß in der, voraussichtlich weitgedehnten Umgestaltungszeit, in die jetzt Rußland eintritt, ein Krieg zwischen Großmächten geradezu wahrscheinlich sei. Ganz abgesehen davon, daß das Entstehen geschichtlicher Ereignisse ein viel zu verwickelter Vorgang ist, um auf Grund der Daten, die in Erscheinung treten, im vorhinein gleichsam rechnungsmäßig eingefangen werden zu können, gibt es auch Momente, die gegen eine solche Annahme sprechen. Nicht unter diese Momente ist die schwere Niederlage zu zählen,

vereinigt, fünfundzwanzig Millionen Kleinrussen, das ist eine Potenz, die in Europa immer ein Gewicht ersten Ranges bilden wird und die sich auch durch eine Katastrophe nicht wegschaffen läßt. Wohl aber ist es noch ungewiß, in welchem Sinne diese Potenz wirken wird. Eine ungeheure Masse, die das Gleichgewicht verloren hat, ist immer etwas Furchtbares; sie kann freilich, ohne Unheil nach außen angerichtet zu haben, allmählich zur Ruhe zurückkehren; sie kann aber auch, der Schwere folgend, niederstürzen auf diesen oder jenen Nachbar, sich selbst zum Unheil, den Starken zum Schrecken, die Schwachen zermalmend. Die großen Umwälzungen sind bisher meistenteils Anlässe zu Kriegen geworden. Ein Volk, das eine Revolution durchmacht, gleicht einem Berauschten, dessen Wege, Stimmungen und Ausbrüche sich nicht vorausberechnen lassen. Ist Voraussagen in der Politik überhaupt gewagt, so ist es noch gewagter, wenn Zustände ins Spiel kommen, die nicht mehr unter dem Einflusse der ordnenden Vernunft stehen. Hier kann man nur von Möglichkeiten sprechen; aber von ihnen muß man sprechen, an sie muß man denken, um nicht eventuell von den Ereignissen überrascht zu werden.

Welche führenden Gedanken werden einander gegenüberstehen, wenn das russische Volk zu Worte kommt? Wir nennen zuerst den liberalen, der den Staat nach dem Muster Europas ausbauen will und der vor allem nachzuholen hätte, was der Absolutismus in der Erfüllung von Kulturpflichten versäumt hat. Neben ihm und lauter als er wird sich der sozialistische vernehmen lassen, für den die Massen in den großen Städten der Westprovinzen gewonnen sind und der sich in Polen mit dem nationalpolnischen vermischt. In Zentralrußland will er sich mit dem bäuerlich-kollektivistischen verbünden, der eine Macht ist, aber eine reaktionäre Macht, denn der Bauer steht allen höheren Interessen stumpf gegenüber und geistig fühlt er sich am nächsten dem orthodoxen Despotismus verwandt. Natürlicher als die Allianz mit der Sozialdemokratie ist ihm daher die Allianz mit jenem Zuge in der Bauernschaft, der einfach die Vermehrung des bäuerlichen Privateigentums (oder wo es noch nicht besteht, seine Schaffung und Vermehrung), auf Kosten der großen Grundherren anstrebt. Die Hilfe der Bauern, die die Hauptmasse der Armee stellen, wird die Reaktionspartei suchen, die jetzt den Pöbel der südrussischen Städte für sich arbeiten läßt, wo das Judentum — das in Zentralrußland fehlt — als rotes Tuch und als Beuteobjekt verwendet wird. Als rotes Tuch werden der reaktionären Partei auch die Selbständigkeitsbestrebungen der Polen, Finnländer und Kaukasier dienen; gegen sie wird zum Kampfe aufgerufen werden im Namen der Rechtgläubigkeit und des heiligen Rußland. Diesem Nationalrussentum im engeren Sinne wird der Slawophilismus gegenübergestellt werden, für den die Demokraten ebenso empfänglich sind wie die Reaktionäre. Den Slawophilismus auszunützen werden die Polen, wenn sie in Rußland freiere Hand gewinnen sollten, höchstwahrscheinlich bestrebt sein; denn ihre leitende politische Leidenschaft ist weit mehr als die Feindschaft gegen Rußland der Deutschenhaß. An den Slawophilismus zu appellieren werden aber vor allem die Balkanslawen nicht versäumen, die un-

geduldig darauf warten, daß Rußland von der vorsichtigen Politik der letzten fünfzehn Jahre zu einer aktiveren zurückkehre. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß die russische Revolution selbst in der mohammedanischen Bevölkerung der Türkei, die unter dem Sultandespotismus ebenso leidet wie die christliche, Gärungen hervorruft. Doch selbst von dieser Eventualität abgesehen, ist es sehr wahrscheinlich, daß die russischen Stürme die Gemüter auf dem Balkan in stärkere Bewegung bringen.

Die russische Revolution ist die Entfesselung der Kraft des Slawentums. Darüber darf man sich aber nicht täuschen, daß das Slawentum vor allem deutschfeindlich ist. Wo der Slawe neben dem Deutschen wohnt, ist er jahrhundertelang von ihm beherrscht worden und wo, wie in Rußland, der Deutsche nur als Kolonist lebt, hat er sich durch Zähigkeit, Fleiß und Unternehmungsgeist über ihn emporgeschwungen, durch pedantische Genauigkeit ihn über sich lachen gemacht. Man braucht nur zu lesen, wie Tolstoi in seinen Romanen den Deutschen hinzustellen pflegt, um zu wissen, daß der echte Russe diesen ihm überlegenen Fremdling zugleich fürchtet und geringschätzt, während er den Franzosen zwar belächelt aber liebt und zum Engländer, der ihm als eine geschlossene Persönlichkeit von aristokratischer Lebensweise entgegentritt, als zum eigentlichen Repräsentanten der westeuropäischen Zivilisation hinaufsieht. Deutsches Wesen ist überall nur den Freunden hoher geistiger Arbeit sympathisch; dem Russen leichtlebiger Art ist es zu schwer, dem Russen mystischer Art zu verständig, dem Demokraten ist Deutschland zu militärisch und zu konservativ, dem Konservativen verletzend durch seine Macht, dem Weltpolitiker lästig durch seinen Ehrgeiz, nun auch im Orient eine Rolle zu spielen. Ein volkstümlich regiertes Rußland wird eine starke Neigung zu einer deutschfeindlichen Politik haben und freudig mit England und einem nationalistisch gesinnten Frankreich an der Umspannung des Deutschen Reiches arbeiten. Mehr noch als bisher wird Deutschland eingeengt werden und je mehr es sich gegen diese Einengung sträuben wird, die für ein kräftiges Sechzigmillionenvolk atembeklemmend ist, desto mehr wird es Mißtrauen erregen. Deutschland hat keinen Grund, gegen Rußland, Frankreich oder England Krieg führen zu wollen. Es würde weder in Rußland noch in Frankreich einen haltbaren Siegespreis finden — Eroberung französischer Kolonien würde ihm England unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht gestatten — und gegen England würde es aller Voraussicht nach unterliegen. Man wird Deutschland aber mit dem Mißtrauen verfolgen, daß es neue überseeische Eroberungen beabsichtige, wenn nicht gar, daß es Österreich zu beerben trachte, was Panslawisten, Chauvinisten und Jingos ihm schon seit langem nachrufen. War Deutschland zur Zeit Bismarcks vorwiegend unbeliebt, so ist es jetzt, ausgenommen vielleicht in Frankreich, wo sich in der jüngeren Generation ein Zug von Sympathie für den Nachbar herauszubilden begonnen hat, noch unbeliebter. Daß in Berlin zuweilen auch Taktfehler begangen worden sind, kann nicht geleugnet werden. Von Hassern oder Neidern umstellt, dabei auf scharfes Konkurrieren in der Welt angewiesen, sucht Deutschland Haß und Neid und Gegnerschaft

bald durch Liebenswürdigkeit zu entwaffnen, bald durch Anschlagen an Panzer und Schwert zu entmutigen und beides nimmt man übel auf, ob nun der Kaiser in seiner raschen und volltönenden Weise oder der Reichskanzler in seiner geistreich-glatten Weise hervortritt. Wie hat sich die deutsche Regierung bemüht, der russischen gefällig zu sein, auch in Polizeiangelegenheiten! Freilich hat sie noch rechtzeitig eine verfassungsmäßige Regierungsform für empfehlenswert erklärt, ein Zeichen von Einsicht; ob dies aber die Gesinnungen der Demokraten ändern wird, ist zweifelhaft.

Es ist selbstverständlich, daß auch ein sehr deutschfeindliches Rußland nicht ohne jede Ursache über Deutschland oder gar Österreich-Ungarn herfallen wird, und ebenso wird auch ein noch so revolutionäres Rußland nicht wie einst das revolutionäre Frankreich von Österreich und Preußen mit militärischer Exekution bedroht werden. Trotzdem ist die Möglichkeit eines Zusammenstoßes, die seit 1888 beseitigt war, durch die Umwälzung, der wir jetzt beiwohnen, wieder zurückgebracht. Wir haben für die nächsten Jahrzehnte nicht etwa mit einem, ruhig seinem inneren freiheitlichen und kulturellen Ausbau lebenden Rußland zu rechnen, das an Stelle des absolutistischen treten würde, mit dem wir bisher rechnen mußten und das immerhin eine bekannte Größe war; sondern unser Nachbarreich wird in dieser Epoche voraussichtlich zwischen Revolution, Reaktion und Erholungspausen schwanken, wofür die gegenwärtigen Ereignisse, die greuelvollen Kämpfe zwischen den Anhängern des Neuen und des Alten, ein kurz zusammengedrängtes Vorbild sind. Dadurch wird eine Störung des internationalen Lebens schon darum herbeigeführt, weil der diplomatische Verkehr, wenn er sich in nützlicher Weise vollziehen soll, eine gewisse Stetigkeit in den Personen und Tendenzen des Staates, mit dem er gepflogen wird, voraussetzt. Die Diplomatie ist die Kunst, die eigenen Interessen durch eine friedliche und womöglich freundschaftliche Auseinandersetzung mit den Interessen oder Auffassungen des andern Teils zu wahren; wenn der andere Teil in seinen Auffassungen fortwährend wechselt und von seinen Interessen bald dieses und bald jenes in den Vordergrund schiebt, so ist die Arbeit des Diplomaten ungemein erschwert. Dies ist der nächste praktische Nachteil, den die neue Ära mit sich bringen wird. Es ist aber sehr leicht möglich, daß auch tatsächliche Verwicklungen eintreten. Es wäre an sich gewiß nichts Schlimmes, wenn Rußland, dem slawophilen Gedanken nachgebend, der in einer Zeit der volkstümlichen Bewegung an Kraft und Zuversicht voraussichtlich gewinnen wird, seine Haltung gegenüber der Balkanfrage ändern und zum Angriff gegen die verrottete Sultansherrschaft in Europa vorgehen würde. Daß aber wir dadurch in Mitleidenschaf gezogen werden, ist selbstverständlich, denn wir können unmöglich ruhig stehen bleiben, während sich an unserer südöstlichen Grenze entscheidende Veränderungen vollziehen und vielleicht die Politik der Unterstützung des Großserbentums durch Rußland wieder auflebt. Eine der Folgen der russischen Revolution kann somit sein, daß wir in nicht ferner Zeit genötigt sind, sei es parallel mit Rußland, sei es in gegenteiliger Richtung, auf dem Balkan einzugreifen. In den letzten zehn Jahren haben wir uns mit Rußland gut

verstanden; hoffentlich wird sich dies auch fernerhin bewähren; aber auch in diesem Falle können wir in eine Aktion hineingezogen werden.

Die Beziehungen Rußlands zu Deutschland haben seit der Schaffung des Deutschen Reiches oft geschwankt und mehrmals war Bismarck der Meinung, daß der Friede aufs äußerste bedroht sei. Es gab bedenkliche Situationen, obwohl doch schwer zu sagen ist, was Rußland den Deutschen nach einem siegreichen Kriege wegnehmen könnte, wenn es nicht etwa auf polnische Landesteile reflektiert. Gegen eine Ausdehnung an der Ostseeküste würde selbst heute das gegenwärtig doch gewiß nicht deutschfreundliche England im eigenen Interesse Einspruch erheben. Die Bedrohung entsprang eben Gefühlsgründen und ergab sich späterhin überdies aus Rückwirkungen der orientalischen Ereignisse. Damals aber war Deutschland nur mittelbar, nur durch die Politik und die Interessen Österreich-Ungarns am Orient interessiert, während es jetzt den orientalischen Angelegenheiten, besonders soweit sie die asiatische Türkei betreffen, keineswegs gleichgültig gegenübersteht. Man kann sich schwer vorstellen, daß eine Katastrophe in der europäischen Türkei diesmal vorübergehen könne, ohne daß auch die asiatischen Gebiete davon berührt werden. Die natürliche Politik Europas in Vorderasien wäre, die Einführung von Reformen zu begünstigen und die Wirkung abendländischer Gedanken und Einrichtungen auf die Bevölkerung abzuwarten — eine Politik, deren Anwendung allerdings die Schwierigkeit entgegensteht, daß das türkische Volk für industrielle und kommerzielle Fortschritte wenig empfänglich ist, und daß überdies in einem großen Teile des Reiches, in Armenien, Syrien, Mesopotamien, Arabien, die türkische Herrschaft als Fremdherrschaft betrachtet wird. In Arabien hat England daraus schon Vorteil zu ziehen gewußt, und wie es sich im Fall von Unordnungen am Euphrat verhalten würde, ist noch ganz ungewiß. Wenn sich alle Mächte über das Schicksal Vorderasiens verständigen könnten, so wäre der Sache des Friedens gedient. Die orientalische Krise kann jedoch den Ausgangspunkt einer Verwicklung bilden oder kann geflissentlich dazu benützt werden, wenn eine deutschfeindliche Welle über Europa geht, wenn in Rußland der Panslawismus herrscht und in Frankreich der Nationalismus wieder einmal obenauf ist, den Ausgangspunkt zu einem gemeinsamen Angriff bilden, besonders wenn Italien es für vorteilhaft findet, den Dreibundtendenzen untreu zu werden. Je mehr Österreich-Ungarn den Eindruck der Zerrüttung und Schwäche hervorruft, desto leichter wird Italien dazu geneigt sein. Auch unsere eigenen inneren Zustände tragen also dazu bei, den Frieden als weniger gesichert erscheinen zu lassen.

Trotz alledem soll nicht behauptet werden, daß in der, voraussichtlich weitgedehnten Umgestaltungszeit, in die jetzt Rußland eintritt, ein Krieg zwischen Großmächten geradezu wahrscheinlich sei. Ganz abgesehen davon, daß das Entstehen geschichtlicher Ereignisse ein viel zu verwickelter Vorgang ist, um auf Grund der Daten, die in Erscheinung treten, im vorhinein gleichsam rechnungsmäßig eingefangen werden zu können, gibt es auch Momente, die gegen eine solche Annahme sprechen. Nicht unter diese Momente ist die schwere Niederlage zu zählen,

die das russische Heer in Ostasien erlitten hat. Wenige Jahre, nachdem der türkische Feldzug Mängel aufgedeckt hatte, die zu einer Katastrophe geführt hätten, wenn nicht das kleine Rumänien rettend eingetreten wäre, glaubten in Rußland sowohl Politiker aus dem Publikum wie hohe Generale, daß die Armee der österreichischen und deutschen gewachsen wäre. Das russische Temperament, das sich in Extremen bewegt, geht über Erfahrungen schnell hinweg und bald werden sich Gründe genug finden, um säbelrasselnde Militärs zu überzeugen, daß in einem neuen Zusammenstoße alle Chancen für Rußland wären. Auch die Finanzverhältnisse üben nur auf sehr nüchtern denkende Staatsmänner Eindruck, während in Zeiten und in Ländern, wo die Phantasie überwiegt, die leichtherzige Alleseins-Stimmung die Oberhand zu behalten pflegt. Wirksamer wird sich für den Frieden die einfache Erwägung erweisen, daß speziell die Macht Deutschlands ein nützliches Gegengewicht gegen eine Diktatur Englands zur See bilden kann, eine Erwägung, für die selbst eifrige Slawophilen zugänglich sein dürften. Was aber die Fortdauer des Friedens am meisten begünstigen dürfte, ist die allgemeine Wehrpflicht, die auch ein abenteuerlich gesinntes Parlament gegenüber Antrieben zu einem großen Kriege bedenklich stimmen muß. So viel Verbrüderungsfeste mit österreichischen, ungarischen und preußischen Slawen noch im Schoß der Zeiten ruhen mögen, so sind doch Feste noch keine Kriege. Es ist nur fraglich, ob nicht die am stärksten interessierten Parteien, die auf territoriale Umgestaltung am lebhaftesten abzielen, es dahin bringen können, die Beziehungen zwischen Rußland und Mitteleuropa und speziell zwischen Rußland und Deutschland so zu verbittern, daß sich eine konstante Unruhe in Europa daraus ergibt. Am wahrscheinlichsten ist natürlicherweise ein Vorstoß gegen das bei weitem schwächste der drei Reiche mit slawischen Bestandteilen: gegen die Türkei. Dorthin kann auch eine konservative Regierung durch das Bedürfnis geführt werden, ihre Popularität aufzufrischen und ihre militärische Autorität wieder herzustellen, und eine ausgesprochen reaktionäre Regierung würde ein solches Unternehmen vermutlich geradezu in ihr Programm aufnehmen. Ein Zug über die kaukasische Grenze — denn dort müßte der Angriff zu Lande erfolgen — ist ausführbar, sobald in der Armee auch nur einigermaßen Ordnung gemacht ist.

Für den Augenblick freilich ist das große Reich vollständig zerrüttet, und wenn die Dinge so fortgehen wie bisher, so gehört ein nationaler Aufstand in Polen durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten. Blutige Repression würde ihm folgen und eine um so furchtbarere Reaktion, als die nationalrussische Demokratie als mitschuldig angeklagt würde. Es wird noch lange währen, ehe der Fortschrittsgedanke endgültig siegt und das erneuerte Rußland zum Gleichgewicht gelangt. Auf welcher Grundlage und in welcher Form, ob als Nationalstaat oder als Nationalitätenstaat, ist nicht vorauszusehen. Wird es zum Nationalitätenstaat, so werden neue Fragen auftauchen, die gerade uns in Mitleidenschaft ziehen können. Die russische Revolution, die zum ersten Male den Absolutismus zu Fall gebracht hat, eröffnet vollständig neue Perspektiven und birgt vollständig neue Möglichkeiten in sich. Sie

kann nicht nur das innere Leben der Völker beeinflussen, sie kann auch auf die Beziehungen der Völker zueinander umgestaltend einwirken. Sie ist eben der gewaltsame Ausbruch des größten slawischen Volkes, eines Achtzigmillionen-Volkes, mit dem das erregbarste und leidenschaftlichste der slawischen Völker, das polnische, staatlich vereinigt ist. Und gleichzeitig wächst auch die Macht des Slawentums bei uns selbst. Dies wird die nach außen augenfälligste Wirkung der — an sich unbestreitbar sehr zeitgemäßen und nicht mehr abzuweisenden — Einführung des allgemeinen Stimmrechts in Österreich sein, eine Wirkung, aus der die französischen, englischen, russischen und andere Politiker die ihnen passenden Schlußfolgerungen — vielleicht sehr übertriebene Schlußfolgerungen — für die Beurteilung der internationalen Beziehungen ableiten werden. In dem bisherigen Verhältnis des Deutschtums zum Slawentum in ganz Europa war es ein wichtiger Faktor, daß die slawische Volkskraft nicht ganz in dem Maße wirkte, das ihrer Zahl entspricht. Wenn sich dies jetzt allerorten ändert, in der einen und in der andern Weise und zum Teil unter gewaltigen revolutionären Erscheinungen, so hat man es mit einer Verschiebung von historischer Bedeutung zu tun, und viel Vorsicht und Klugheit, viel Wachsamkeit und Kraft wird erforderlich sein, um sich mit dieser Wandlung unter Wahrung aller Interessen in kritischen Zeiten auseinanderzusetzen.

Historiker als Geschichtsphilosophen.

Von Professor Ludwig Gumplowicz (Graz).

Je mehr die historische Literatur ins Unübersehbare anschwillt, je weniger auch der gelehrteste Universalhistoriker die Hoffnung hegen kann, den gesamten weltgeschichtlichen Stoff zu bewältigen, desto mehr drängt sich und desto häufiger die Frage auf, was denn das alles eigentlich bedeutet, welchen Sinn die Geschichte hat?

In früheren Zeiten waren es nicht die eigentlichen Historiker, die sich diese Frage stellten, sondern Philosophen; die eigentlichen Historiker, Geschichtsforscher, hatten für diese „Geschichtsphilosophen" nur ein mitleidiges Lächeln und kümmerten sich wenig um ihre „Phantastereien".

So finden wir denn auch in den Werken, welche sich die historische Darstellung dieser „Geschichtsphilosophie" zur Aufgabe stellten, wie z. B. in Rocholls „Philosophie der Geschichte" (1878) und auch in dem neuesten derartigen Werke von Goldfriedrich: „Die historische Ideenlehre" (1902) fast ausschließlich nur Philosophen aufgeführt und fast gar keine Fachhistoriker. Erst in der neuesten Zeit ändert sich das Verhältnis: die Historiker selbst ergreifen das Wort. Sie wollen es offenbar nicht mehr dulden, daß »sine nos de nobis« geurteilt werde, und so lassen sich denn in neuester Zeit immer häufiger die eigentlichen Fachhistoriker, die Geschichtsforscher, auch über den Sinn der Geschichte vernehmen.

Es ist möglich, daß zu dieser geänderten Haltung der Historiker auch der Umstand beigetragen hat, daß sie von den Herren Philosophen, die vielleicht in ihrem ganzen Leben keine einzige „Quelle" selbst durchforscht haben, geradezu provoziert wurden.

Denn diese Herren Philosophen nahmen sich heraus, der Geschichtsschreibung einfach den Charakter der Wissenschaft abzusprechen und die Geschichtsforscher nur als Materialiensammler, als „Archivkrämer", zu behandeln. Den ersten derartigen Angriff auf die Geschichte hat in Deutschland bekanntlich Schopenhauer unternommen.

Begreiflich war ja das von Seite der Philosophen. Denn sie, die immer nur das „Allgemeine" suchen, das „Ding an sich", die „Substanz", die „Idee" — was waren ihnen Beschreibungen von Hof- und Staatsaktionen, von Kriegszügen und Schlachten? Das waren ihnen doch nur lauter „Äußerlichkeiten".

Nun, die Historiker setzten solchen Angriffen zunächst ein geringschätziges Schweigen entgegen. Im Innern mochten sie wohl mit Recht sich denken: wenn wir keine Geschichte schrieben, könntet ihr keine Geschichtsphilosophie treiben. So angesehen, waren die Angriffe der Philosophen allerdings schnöder Undank.

Bald aber sollten die Historiker einen großen Triumph und eine große Genugtuung erleben.

Denn an den Geschichtsphilosophen bewahrheitete sich das Sprichwort: „Hochmut kommt vor dem Fall." So lange ging der geschichtsphilosophische Krug zum Brunnen, bis er brach. Hegel beschleunigte den Bankrott der Geschichtsphilosophie.

Die Historiker triumphierten; ihre emsige Tätigkeit erhielt neue Impulse; ihr Quellensammeleifer steigerte sich immer mehr. Deutschland erlebte in dem halben Jahrhundert nach dem Bankrott der Geschichtsphilosophie, ungefähr von 1840 bis 1890, den größten Aufschwung seiner Geschichtsschreibung. Eine Reihe der glänzendsten Namen fällt in diese Periode. Schlosser, Raumer, Ranke, Sybel, Waitz, Mommsen, Burkhard, Wattenbach, Lorenz — wer zählt die Namen!

Da plötzlich, in den Sechzigerjahren, brach der alte Streit wieder los. In Deutschland waren es die „Kulturhistoriker" Hellwald, Henne am Rhyn, Kolb u. a., die den „politischen Historikern" wieder den Fehdehandschuh hinwarfen. Von England her kam ihnen mächtiger Sukkurs; Buckles „Geschichte der Zivilisation" wirkte auch in Deutschland verblüffend. Der Schwerpunkt der Historie sollte entschieden in die Kultur und Entwicklung der Zivilisation verlegt werden.

Obendrein fielen noch die Naturforscher über die arg bedrängten Historiker her; Du Bois Reymond an der Spitze. In einem Vortrage über „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft" (1877) las er den Historikern den Text. Wovon erzählt uns „die Weltgeschichte, die gewöhnlich diesen Namen trägt?" fragt er und antwortet darauf: „Von nichts als vom Steigen und Fallen der Könige und Reiche ... von Kriegen und Eroberungen, von Schlachten und Belagerungen, von Städteverwüstungen und Völkerhetzen, von Morden und Hinrichtungen, von Palastverschwörungen und Priesterränken". Solche Angriffe der Naturforscher wirkten auf die Reihen der Geschichtsforscher verwirrend. Einer von ihnen ermannte sich wohl zu

einer Verteidigung. Lorenz veröffentlichte seine „Geschichtswissenschaft". Doch das war nur ein unbedeutendes Rückzugsgefecht. Denn hinter den Naturforschern kamen die Sozialisten mit ihrer „materialistischen Geschichtsauffassung" und schließlich die Soziologie mit ihrem Nachweis der Gesetzmäßigkeit der sozialen Entwicklung.

Da gab es keinen Ausweg mehr; die Historiker begannen andere Saiten aufzuziehen. Karl Lamprecht schrieb sein „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter" (1886). Damit war wohl der „materialistischen Geschichtsauffassung" eine große Konzession gemacht, aber — dabei konnte es nicht bleiben. Lamprecht selbst konnte bei der Einschränkung der Historie auf das bloße Wirtschaftsleben sich nicht begnügen. Denn vor nicht lange erst waren ja in nächster Nähe große geschichtliche Ereignisse vor sich gegangen, infolge deren es zur Gründung des Deutschen Reiches kam und die doch, trotzdem sie auch aus Kriegen und Schlachten sich zusammensetzten, von der „Geschichte" nicht gut übergangen werden konnten. Zudem konnte auch das mächtig angeregte nationale Bewußtsein in Deutschland sich jetzt nicht mit bloßer „Geschichte der Naturwissenschaft", wie es Du Bois Reymond wollte, und auch nicht mit bloßer „Kulturgeschichte", mit Übergehung der „politischen" Ereignisse begnügen. Und so unternahm es denn Lamprecht, eine „Deutsche Geschichte" zu schreiben, welche allen modernen Anforderungen an die Geschichtsschreibung Genüge leisten sollte, ohne dem nationalen Bedürfnis nach Verherrlichung der politischen Taten des eigenen Volkes Abbruch zu tun.

* * *

Schon das Erscheinen der ersten Bände dieser „Deutschen Geschichte" (seit 1891) entfesselte einen Kampf der „alten Richtungen" gegen die neue, die man als die „positivistische" bezeichnete. Lamprecht war gezwungen, neben der Förderung seiner Arbeit (seine Geschichte war auf zwölf Bände berechnet und ist noch heute nicht vollendet) sich nach mehreren Seiten hin der Angriffe zu erwehren und so entstanden mehrere seiner Flugschriften über „Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft" (1896), über „Die historische Methode des Herrn von Below" (1899) und über „Die kulturhistorische Methode" (1900). Daneben schritt sein Werk rüstig vorwärts, von weiten Kreisen der jüngeren Generation mit Enthusiasmus begrüßt.

Daß mit dem Fortschreiten seines Werkes der Verfasser selbst zu einer tieferen Begründung seiner Geschichtsauffassung gelangte, ist begreiflich; sein Blick weitete sich, seine Methode bildete sich immer mehr aus, seine Überzeugung von der Richtigkeit seiner Auffassung festigte sich immer mehr. Und die fortwährende Auseinandersetzung mit den gegnerischen Ansichten trug dazu nicht wenig bei.

Nun überrascht uns Lamprecht wieder mit einer Programmschrift „Moderne Geschichtswissenschaft",* in der er nochmals zusammenfassend und erschöpfend das Wesen seiner Geschichtsauffassung, wie es sich ihm aus eigener Arbeit an der

* Freiburg i. B. 1905 (Heyfelder).

„Deutschen Geschichte" und aus den mannigfachen Auseinandersetzungen mit seinen Gegnern endlich und schließlich ergeben hat, uns darlegt.

Um zwei Punkte vornehmlich drehte sich der bisherige Kampf zwischen Alten und Modernen in den letzten zwei Jahrzehnten: um den Gegenstand und die Methode der Geschichtswissenschaft. Was den Gegenstand betrifft, steiften sich die Alten auf die Ausschließlichkeit der „Politik" in der Geschichte. Nur Staatsaktionen und was damit unmittelbar zusammenhängt, also Krieg, Verfassung, Diplomatie, Staatseinrichtungen, sollten die alleinige Domäne des Historikers bilden. Schon den Kulturhistorikern genügte das nicht; sie verlangten Erweiterung des Gesichtskreises der Geschichte auf die „Kultur". Welche Stellung nimmt nun Lamprecht ein gegenüber dieser Streitfrage? Er übertrumpft alle Kulturhistoriker. Auf die Frage, was in die Geschichte hineingehört, antwortet er einfach: alles!

Da ihm die Geschichte jedes einzelnen Volkes nichts anderes ist als die „Geschichte der höchsten geistigen Funktionen" der „Volksseele", die er „vom Standpunkte einer Psychologie der Geschichte" betrachtet: so ist es klar, daß er nicht nur das ganze politische und wirtschaftliche Leben, sondern auch alle Äußerungen des Gemütslebens, des Kunstsinnes, des Forschungsdranges, kurz das ganze Leben und Streben eines Volkes als Gegenstand der Geschichte reklamiert.

Dagegen kann ja nichts eingewendet werden: wenn es dem einzelnen vielseitig und genial veranlagten Historiker „seine Mittel erlauben" uns statt bloßer politischer Geschichte eine allumfassende Geschichte des gesamten politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und geistigen Lebens eines Volkes oder gar der Menschheit zu bieten, so muß man ja eine solche Gabe mit Dank annehmen. Es fragt sich nur, ob es solche universelle Genies gibt und ob von solchen Bestrebungen nicht das französische Wort gelten wird: »Qui trop embrasse mal étreint«? Ob letzteres von Lamprecht selbst gilt, darüber brauchen wir uns hier nicht auszusprechen, da wir es hier nicht mit seiner „Deutschen Geschichte", sondern mit seiner Programmschrift zu tun haben.

Der zweite Streitpunkt zwischen den Alten und Modernen bezog sich auf die Methode, und zwar speziell auf die Frage, ob sich in der Geschichte Gesetze und Gesetzmäßigkeit des Verlaufs nachweisen lassen und ob somit die Geschichte in die Reihe der exakten Wissenschaften eintreten kann.

Lamprecht antwortet auf diese Frage mit einem entschiedenen „Ja!" Darin wäre er ja vollkommen in Übereinstimmung mit dem modernen Monismus, mit der Naturwissenschaft und auch der Soziologie, die alle die Gesetzmäßigkeit der geschichtlichen Entwicklung bejahen. Aber Lamprecht macht für seine Bejahung der obigen Frage ganz besondere Gründe geltend, die von der Naturwissenschaft und Soziologie nicht geteilt werden. Lamprecht nimmt nämlich aus dem Grunde eine Gesetzmäßigkeit alles historischen Geschehens und der geschichtlichen Entwicklung an, weil er einfach mit Herder und den „Völkerpsychologen" eine „Volksseele" annimmt, die sich analog wie die Individualpsyche entwickelt; daher Lamprecht auch seine Methode als eine „sozialpsychologische" bezeichnet.

scheinungen zu tage trat" (Neurasthenie als eine besondere Krankheitsform), woraus sich „ein entsprechender veränderter seelischer Habitus, der der Reizsamkeit bis auf heute" erhielt.

„. . . . als Begleiterscheinung mit dieser erhöhten Reizsamkeit gingen Zustände psychomotorischer Schwäche: leichte, aber auch seichte Erregungszustände des Wollens und Drang nach Erregungsgenuß zum vergeblich ersehnten Ausgleiche von Erregungen . . ." „Typische Vertreterin dieser modernen Reizsamkeit" ist „die sozial und politisch vielfach führende Schicht der oberen Bourgeosie . . . aber auch der Arbeiterstand unterliegt ähnlichen wenn auch abgewandelten psychischen Eindrücken", die sich bis zur „traumatischen Psychose" entwickelt haben. Auch die übrigen, „die alten Stände sind dieser modernen seelischen Haltung nicht ferne geblieben", Bauern, Handwerker und Kopfarbeiter; in diesen Kreisen hat sogar „die Reizsamkeit ihre geistig feinsten und ihre zugleich pathologisch verheerendsten Formen entwickelt." Fürwahr, ein trauriges Bild, das uns hier Lamprecht entwirft von dem Zustande der deutschen Nation nach Ablauf der fünf „Kulturzeitalter". Für den Historiker aber ersteht aus diesen Beobachtungen die Aufgabe, „das typische Bild solcher Übergangserscheinungen zu entwickeln" . . . „indem aus der bunten Welt der Einzelvorgänge deren psychologischer Kern herausgeschält wird und die psychologischen Elemente, die sich damit ergeben, in demjenigen Zusammenhange ihres Werdens und Vergehens beschrieben werden, der sich als der allen Einzelfällen der Beobachtung zugrundeliegende herausstellt." „Denn wie anders kann eine grundlegende historische Disziplin entwickelt werden, außer im Zurückgehen auf elementarste Vorgänge des Seelenlebens?"

Mit diesen letzteren Worten hat uns Lamprecht das treibende Motiv seiner ganzen Darstellung, die Grundidee und Tendenz seiner neuesten Schrift enthüllt. Darum handelt es sich ihm in erster Linie.

Die deutsche Geschichte lieferte ihm nur ein Schema („Paradigma"), das ihm, allerdings mit gewissen, nach Zeit und Ort gegebenen Modifikationen, übertragbar scheint auf alle und jede Nationalgeschichte überhaupt und daher auf die Universalgeschichte im allgemeinen. Und wenn nun letztere so behandelt wird, nach diesem Schema und nach dieser Methode: dann ist die Periode der „modernen Geschichtswissenschaft" herangebrochen.

Von der Idee einer solchen Geschichtswissenschaft ist Lamprecht ganz begeistert und was er uns im letzten Teil seiner Schrift bietet, ist ein schwungvoller Dithyrambus auf diese „Geschichtswissenschaft" der Zukunft, die uns den „allgemeinen psychischen Mechanismus der Kulturzeitalter" aufdecken wird, welcher „dem Verlaufe des psychischen Mechanismus des Einzelindividuums ebenso ähnlich ist, wie die sozialpsychischen Gesetze nichts als Anwendungsfälle der individualpsychologisch gefundenen Gesetzmäßigkeiten sind". Diese Geschichtswissenschaft wird ihren Schwerpunkt suchen „nicht so sehr in den gleichsam erdschweren Teilen des geschichtlichen Geschehens . . . sondern in den flüssigen, gleichsam erdleichten

„ . . . tausend Lebensformen treten in diesem Zeitalter zum ersten Male zwischen das Individuum und die nationale Gemeinschaft", welche „zeigen, daß ein neues Zeitalter nach dem des Symbolismus hereingebrochen war".

In diesem zweiten Zeitalter des Typismus „tritt die Einzelperson aus der Vormundschaft . . . des Geschlechts langsam heraus; sie wird freier . . . sie beginnt über sich zu disponieren, wirtschaftlich in einem Anbau, dessen kommunistische Fesseln sich zu streng genossenschaftlichen lockern, sozial in einem freieren Verhältnisse zum Staate". Letzterer hat sich ebenfalls verändert; es ist nicht mehr „der Staat der alten Völkerschaft der Urzeit mit seiner engsten militärisch-kameradschaftlichen Bindung; er hat einem ausgedehnteren Staatswesen Platz gemacht, dem des Stammes; und schon wölbt sich über diesem, wenigstens in den letzten Jahrhunderten des Zeitalters, der eine große nationale Staat".

„An Stelle der früheren Formen der Phantasietätigkeit (des „Trauerleichs und der Bandornamentik") sehen wir jetzt seit der Völkerwanderung andere treten und in bestimmter innerer Abwandlung blühen bis ins XI. Jahrhundert: Das Epos und die sogenannte typische Ornamentik". Denn der „Entwicklung des Epos läuft in der bildenden Kunst die Ausbildung der typischen Ornamentik parallel". Dieses Zeitalter des Typismus „bringt die Verlegung der Gefühle und Bewegungen in den Gegenstand, dessen Wesen und Art erst im Ungefährsten erkannt wird: Bringt Epos und Ornamentik".

Das „dritte Zeitalter der uns bekannten deutschen Geschichte" ist das „des konventionellen Seelenlebens . . . das bis ins XV. Jahrhundert hinein währt". Es ist ein Zeitalter „voll Leben und unendlicher Kraft des Pulsschlages". „Zwei große Reihen von Vorgängen drängen sich da vor allem der Betrachtung auf . . . die Entwicklung der Grundherrschaft . . . und des frühesten Städtewesens". Während nämlich in dem früheren Zeitalter „das bäuerliche Dasein und damit eine gewisse Ausgeglichenheit des Grundbesitzes und des agrarischen Erwerbes überwogen hatte . . . begann seit den Spätzeiten der Merovinger die Zersetzung dieser verhältnismäßig einheitlichen Grundlage: es entstand ein großgrundbesitzender Adel . . . ". Es entwickelte sich „Grundherrschaft und Hörigkeit". „Es war ein Vorgang von an sich schon außerordentlichen, auch seelischen Folgen. Eine soziale Verschiebung entstand, in deren Verlauf dem begünstigten, grundherrlichen Teil die Muße zufiel, seelisch intensiver zu leben . . . Und dieses Moment . . . war Ursache und Wirkung zugleich einer ersten aus deutschem Geiste her geborenen Annahme des Christentums." „ . . . im Bereiche von Grundherrschaft und Hörigkeit . . . sind es die schönen Zeiten des Emporkommens der Ministerialität . . " Lauter „Ereignisse, die ganze Volksschichten, vor allem die Ministerialen selbst, seelisch aufrütteln und umbilden mußten". Diese „Ereignisse . . . agrarischer Grundlage entsprießend, wurden zur Voraussetzung einer letzten rein agrarischen Geisteskultur, der Kultur der Ritterzeit des XII. und XIII. Jahrhunderts".

„Die Summe all der großen wirtschaftlichen und sozialen Vorgänge des neuen (konventionellen) Zeitalters lassen sich in den beiden Worten zusammenfassen:

theoretiker den Inhalt der Geschichte (und darin besteht ja die Frage!) in der Aufzucht der besten Rasse sehen.

Erfreulich ist in dieser Diskussion, daß die Historiker sich allmählich der früheren Abgeschlossenheit ihres engeren Arbeitsgebietes entwinden und die Frage: was denn eigentlich der Inhalt der Geschichte sei oder doch an der Geschichtsdarstellung sein solle, auch vom soziologischen Standpunkte zu prüfen beginnen.

In dieser Beziehung bildet die fast gleichzeitig mit obiger Schrift Lamprechts erschienene Schrift Lud. Moritz Hartmanns „Die geschichtliche Entwicklung" zu ersterer ein interessantes Pendant — vielfach allerdings einen grellen Gegensatz.*

Während Lamprecht die Geschichte nur als Äußerung seelischer Zustände betrachtet, daher sein Hauptaugenmerk auf diese letzteren richtet, hat sich Hartmann von Naturforschern (Mach) belehren lassen, daß eine solche Geschichtsbetrachtung ein „psychologisches", auf veralteten animistischen Anschauungen beruhendes „Vorurteil" ist.

Hartmann, der Historiker, weiß es schon, daß bezüglich der Methode „auf dem eigentlichen Gebiete der Geschichte . . . wir über animistische Anschauungen noch vielfach gar nicht hinausgekommen sind" und daß „unsere Denkgewohnheiten noch so wenig feste und einheitliche Formen angenommen haben, daß wir von einer Erklärungsweise und Auffassung zur anderen springen, sobald wir über die Feststellung und Darstellung des komplizierten Einzelvorganges hinausstreben, daß dieselben Tatsachenreihen von denselben Forschern bald in der einen Abfolge bald in der entgegengesetzten verknüpft, bald teleologisch, bald kausal betrachtet, bald als willkürliche Akte, bald als gesetzmäßig gebundene angesehen wurden." Ein solches Geständnis eines Fachhistorikers ist sehr wertvoll und beweist, daß die Historiker, die bisher den Naturwissenschaften und der Soziologie gegenüber vielfach beliebte Vogel-Strauß-Politik aufzugeben anfangen. Bei Hartmann wenigstens ist dieses löbliche Streben sichtbar. Allerdings können die ersten Schritte, die in dieser Richtung gemacht werden, wie wir das gleich sehen werden, noch nicht den vollen Erfolg bringen: doch begrüßen wir in Hartmann einen der ersten Fachhistoriker, dem die Ahnung dämmert, daß „in der Geschichtswissenschaft, die zu ihrem Nachteile gegenüber den anderen Wissenschaften das menschliche Bewußtsein als schwere Bürde mit sich schleppt, noch durchaus der Fetischismus herrscht, der den bewußten Willen als letzte Ursache des einzelnen Geschehens betrachtet." „Der Fetischismus" — Hartmann hat das richtige Wort gefunden und dem gediegenen Fachhistoriker muß es als doppeltes Verdienst angerechnet werden, als tiefe Einsicht und Mut der Überzeugung, daß er dies Wort offen ausgesprochen hat. Ja, das ist's! Fetischismus — und zwar fügen wir hinzu in verschiedenster Gestalt. Denn der Fetisch, in dem dieser „bewußte Wille" lebt, der die Geschichte macht, sitzt nicht immer auf Thronen mit Kron und Zepter und in Purpur gehüllt — dieser Fetisch erscheint ebenso oft als „Nation", als „Volksseele", als seelischer Zu-

* „Über historische Entwicklung". Sechs Vorträge zur Einleitung in eine historische Soziologie. Gotha, 1905 (Perthes).

Zeitalter (es ist das fünfte), das wir das des Subjektivismus benennen können". Die erste Periode desselben „begann mit den Erscheinungen der sogenannten Empfindsamkeit und währte dann durch Sturm und Drang, Klassizismus und Romantik, Realismus und Epigonentum bis in die Siebzigerjahre des XIX. Jahrhunderts, um darauf von den Anfängen einer zweiten subjektivistischen Periode, den seelischen Erscheinungen unserer unmittelbaren Gegenwart überholt zu werden". „Die großen idealistischen Erscheinungen" dieses Zeitalters des Subjektivismus sind: „Die unsterblichen Schöpfungen Schillers und Goethes, die Idealphilosophie, die realistische Naturwissenschaft, die Zusammenraffung der Nation zu einem Wirtschaftsleben, von unerhörter Bedeutung die politische und die Verfassungsbildung des Reiches".

Nachdem Lamprecht so die ganze Geschichte des deutschen Volkes bis zur Gegenwart als einen gesetzmäßigen Ablauf einer Reihe von Kulturzeitaltern darstellt, stellt er sich „die Frage nach der psychischen Mechanik der Kulturzeitalter" d. h. „die wichtige Frage: in welchen seelischen Prozessen" solche Kulturzeitalter „entstehen, sich entfalten und im Zerfall von der nächsten sozialpsychischen Zeit abgelöst werden?"

Nach Feststellung der fünf Zeitalter deutscher Geschichte und der „raschen Vorführung der ungeheuren seelischen Wandlungen, die im Verlaufe dieser Zeitalter beschlossen liegen", lenkt Lamprecht seine Aufmerksamkeit auf die Übergänge „aus einem Zeitalter in das andere". Denn auch in diesen findet er „typische Vorgänge einer sich ständig wiederholenden psychischen Mechanik des Überganges". Allerdings lassen sich diese „Übergangserscheinungen" am besten an dem jüngsten Zeitalter beobachten, weil hier das Material mehr zu tage liegt, also „der letzte Übergang zu der heute lebendigen Periode" steht im Vordergrund der Beobachtung. Doch ist ja dieser jüngste Übergang „mit der psychischen Übergangsmechanik der früheren Zeiten identisch", was „insofern nichts Überraschendes hat, als es sich auch von vornherein aus allgemeinen Gesetzen der Psychologie mit Bestimmtheit ableiten läßt."

„Die seelische Entwicklungsstufe, auf der sich das deutsche Volk heute befindet", ist die Folge einer Reihe von „Verschiebungen auf wirtschaftlichem, sozialem und politischem Gebiete", und zwar: modernes Unternehmertum, Kapitalismus, Industrialismus, kapitalistische Landwirtschaft, endlich „wuchs in den Städten seit den Vierzigerjahren schon deutlich ein neuer vierter Stand industrieller Arbeit heran", im Gegensatz zur „neuen bürgerlichen Aristokratie des bourgeoisen Unternehmertums", was zur „Begründung der sozialdemokratischen Partei führte". Dazu kamen die politischen Ereignisse von 1848, 1866 und 1870. So ward „die Seele der Nation in ihren Tiefen aufgerüttelt", „die alten Vorstellungs- und Affektionsverhältnisse verschwanden und an ihre Stelle trat zunächst ein Chaos von bedenklicher Ausdehnung". Dieses „Chaos" schildert Lamprecht ziemlich pessimistisch als eine „ungeheure Dissoziation des bisher bestandenen sozialpsychischen Zustandes", als eine „allgemeine nervöse Erregung, die vielfach geradezu in pathologischen Er-

scheinungen zu tage trat" (Neurasthenie als eine besondere Krankheitsform), woraus sich „ein entsprechender veränderter seelischer Habitus, der der Reizsamkeit bis auf heute" erhielt.

„. . . . als Begleiterscheinung mit dieser erhöhten Reizsamkeit gingen Zustände psychomotorischer Schwäche: leichte, aber auch seichte Erregungszustände des Wollens und Drang nach Erregungsgenuß zum vergeblich ersehnten Ausgleiche von Erregungen . . ." „Typische Vertreterin dieser modernen Reizsamkeit" ist „die sozial und politisch vielfach führende Schicht der oberen Bourgeosie . . . aber auch der Arbeiterstand unterliegt ähnlichen wenn auch abgewandelten psychischen Eindrücken", die sich bis zur „traumatischen Psychose" entwickelt haben. Auch die übrigen, „die alten Stände sind dieser modernen seelischen Haltung nicht ferne geblieben", Bauern, Handwerker und Kopfarbeiter; in diesen Kreisen hat sogar „die Reizsamkeit ihre geistig feinsten und ihre zugleich pathologisch verheerendsten Formen entwickelt." Fürwahr, ein trauriges Bild, das uns hier Lamprecht entwirft von dem Zustande der deutschen Nation nach Ablauf der fünf „Kulturzeitalter". Für den Historiker aber ersteht aus diesen Beobachtungen die Aufgabe, „das typische Bild solcher Übergangserscheinungen zu entwickeln" . . . „indem aus der bunten Welt der Einzelvorgänge deren psychologischer Kern herausgeschält wird und die psychologischen Elemente, die sich damit ergeben, in demjenigen Zusammenhange ihres Werdens und Vergehens beschrieben werden, der sich als der allen Einzelfällen der Beobachtung zugrundeliegende herausstellt." „Denn wie anders kann eine grundlegende historische Disziplin entwickelt werden, außer im Zurückgehen auf elementarste Vorgänge des Seelenlebens?"

Mit diesen letzteren Worten hat uns Lamprecht das treibende Motiv seiner ganzen Darstellung, die Grundidee und Tendenz seiner neuesten Schrift enthüllt. Darum handelt es sich ihm in erster Linie.

Die deutsche Geschichte lieferte ihm nur ein Schema („Paradigma"), das ihm, allerdings mit gewissen, nach Zeit und Ort gegebenen Modifikationen, übertragbar scheint auf alle und jede Nationalgeschichte überhaupt und daher auf die Universalgeschichte im allgemeinen. Und wenn nun letztere so behandelt wird, nach diesem Schema und nach dieser Methode: dann ist die Periode der „modernen Geschichtswissenschaft" herangebrochen.

Von der Idee einer solchen Geschichtswissenschaft ist Lamprecht ganz begeistert und was er uns im letzten Teil seiner Schrift bietet, ist ein schwungvoller Dithyrambus auf diese „Geschichtswissenschaft" der Zukunft, die uns den „allgemeinen psychischen Mechanismus der Kulturzeitalter" aufdecken wird, welcher „dem Verlaufe des psychischen Mechanismus des Einzelindividuums ebenso ähnlich ist, wie die sozialpsychischen Gesetze nichts als Anwendungsfälle der individualpsychologisch gefundenen Gesetzmäßigkeiten sind". Diese Geschichtswissenschaft wird ihren Schwerpunkt suchen „nicht so sehr in den gleichsam erdschweren Teilen des geschichtlichen Geschehens . . . sondern in den flüssigen, gleichsam erdleichten

Elementen, die universalgeschichtlich an erster Stelle fortzuleben bestimmt sind. Es sind dies die Elemente höchster geistiger Betätigung: die Elemente der Sittlichkeit und Religion, noch mehr der Kunst, Dichtung und Wissenschaft; sie recht eigentlich konstituieren daher den weltgeschichtlichen Zusammenhang".

Ich habe getrachtet, dem Leser einen Begriff zu geben von Lamprechts Auffassung einer deutschen Geschichte und der „modernen Geschichtswissenschaft". Um möglichst objektiv zu sein, tat ich das zumeist mit Lamprechts eigenen Worten. Soll ich zu dieser neuen Geschichtswissenschaft, etwa vom Standpunkt der Soziologie, kritisch Stellung nehmen? Ich halte das für überflüssig. Was Lamprecht schafft und schaffen will, das macht weder der Darstellung des „geschichtlichen Geschehens" (wie er sich selbst ausdrückt), noch der Soziologie Konkurrenz. Was er schafft und ferner schaffen will, ist ein Ding sui generis: ein philosophisches Kunstwerk. Denn es gibt Künstler nicht nur auf dem Gebiet der Poesie, Malerei, Bildhauerei, Architektur und Musik, es gibt auch Künstler auf dem Gebiet der philosophischen Ideen. Ein solcher ist Lamprecht. Er erinnert mich lebhaft an den geistreichen Franzosen Gabriel Tarde, der das ganze soziale Leben mittels dreier Begriffe erklärt: Imitation, Repetition und Opposition. Es ist ein hoher Genuß, seine Werke zu lesen: Les lois de l'imitation; La logique sociale; L'Opposition universelle u. s. w. Es sind in bestem Sinne des Wortes philosophische Kunstwerke. Ich möchte Lamprecht diesem Franzosen an die Seite stellen. Ähnlich wie Tarde das ganze soziale Leben mittels obiger Begriffe erklärt, so stellt Lamprecht die ganze deutsche Geschichte dar als Aufeinanderfolge seelischer Dispositionen: Symbolismus, Typismus, Konventionalismus, Individualismus, Subjektivismus. Dabei gehört Lamprechts Darstellung zu jenen modernen Kunstwerken, die man nicht aus der Nähe, sondern aus einer bestimmten Entfernung betrachten muß; denn nur aus einer solchen betrachtet empfängt man von ihnen den beabsichtigten künstlerischen Eindruck. Nahe herantreten darf man an diese Kunstwerke nicht. Ebenso bei Lamprecht. Nahe an sein Kunstwerk herantreten und Detailfragen stellen, z. B. warum er gerade das spätere Mittelalter als das Zeitalter des Konventionalismus bezeichnet, wo doch unsere Gegenwart gewiß weit mehr auf allen Gebieten des Lebens dem Konventionalismus huldigt — solche Fragen zu stellen halte ich für ganz unangebracht. Lamprecht bietet uns ein philosophisches Kunstwerk: wer für solche Kunstwerke Sinn hat, der genieße es; mit historischer Kritik an ein solches Werk heranzutreten, wäre ebenso unangebracht wie an ein Kunstwerk, das uns eine Schlacht darstellt, mit historisch-kritischen Detailfragen, ob sich das so zugetragen hat.

Übrigens wird Lamprechts Schrift anregend wirken und mannigfachen Widerspruch hervorrufend, ihre Mission erfüllen. Denn die durch Lamprecht in mehr künstlerischer Weise behandelte Frage wird noch lange die Geister beschäftigen und auf der Tagesordnung wissenschaftlicher Diskussionen bleiben. Beherrscht sie ja heutzutage nicht nur die historische und geschichtsphilosophische Literatur, sondern teilweise auch die soziologische und die naturwissenschaftliche, insoferne die Rassen-

theoretiker den Inhalt der Geschichte (und darin besteht ja die Frage!) in der Aufzucht der besten Rasse sehen.

Erfreulich ist in dieser Diskussion, daß die Historiker sich allmählich der früheren Abgeschlossenheit ihres engeren Arbeitsgebietes entwinden und die Frage: was denn eigentlich der Inhalt der Geschichte sei oder doch an der Geschichtsdarstellung sein solle, auch vom soziologischen Standpunkte zu prüfen beginnen.

In dieser Beziehung bildet die fast gleichzeitig mit obiger Schrift Lamprechts erschienene Schrift Lud. Moritz Hartmanns „Die geschichtliche Entwicklung" zu ersterer ein interessantes Pendant — vielfach allerdings einen grellen Gegensatz.*

Während Lamprecht die Geschichte nur als Äußerung seelischer Zustände betrachtet, daher sein Hauptaugenmerk auf diese letzteren richtet, hat sich Hartmann von Naturforschern (Mach) belehren lassen, daß eine solche Geschichtsbetrachtung ein „psychologisches", auf veralteten animistischen Anschauungen beruhendes „Vorurteil" ist.

Hartmann, der Historiker, weiß es schon, daß bezüglich der Methode „auf dem eigentlichen Gebiete der Geschichte . . . wir über animistische Anschauungen noch vielfach gar nicht hinausgekommen sind" und daß „unsere Denkgewohnheiten noch so wenig feste und einheitliche Formen angenommen haben, daß wir von einer Erklärungsweise und Auffassung zur anderen springen, sobald wir über die Feststellung und Darstellung des komplizierten Einzelvorganges hinausstreben, daß dieselben Tatsachenreihen von denselben Forschern bald in der einen Abfolge bald in der entgegengesetzten verknüpft, bald teleologisch, bald kausal betrachtet, bald als willkürliche Akte, bald als gesetzmäßig gebundene angesehen wurden." Ein solches Geständnis eines Fachhistorikers ist sehr wertvoll und beweist, daß die Historiker, die bisher den Naturwissenschaften und der Soziologie gegenüber vielfach beliebte Vogel-Strauß-Politik aufzugeben anfangen. Bei Hartmann wenigstens ist dieses löbliche Streben sichtbar. Allerdings können die ersten Schritte, die in dieser Richtung gemacht werden, wie wir das gleich sehen werden, noch nicht den vollen Erfolg bringen: doch begrüßen wir in Hartmann einen der ersten Fachhistoriker, dem die Ahnung dämmert, daß „in der Geschichtswissenschaft, die zu ihrem Nachteile gegenüber den anderen Wissenschaften das menschliche Bewußtsein als schwere Bürde mit sich schleppt, noch durchaus der Fetischismus herrscht, der den bewußten Willen als letzte Ursache des einzelnen Geschehens betrachtet." „Der Fetischismus" — Hartmann hat das richtige Wort gefunden und dem gediegenen Fachhistoriker muß es als doppeltes Verdienst angerechnet werden, als tiefe Einsicht und Mut der Überzeugung, daß er dies Wort offen ausgesprochen hat. Ja, das ist's! Fetischismus — und zwar fügen wir hinzu in verschiedenster Gestalt. Denn der Fetisch, in dem dieser „bewußte Wille" lebt, der die Geschichte macht, sitzt nicht immer auf Thronen mit Kron und Zepter und in Purpur gehüllt — dieser Fetisch erscheint ebenso oft als „Nation", als „Volksseele", als seelischer Zu-

* „Über historische Entwicklung". Sechs Vorträge zur Einleitung in eine historische Soziologie. Gotha, 1905 (Perthes).

stand", als „psychisches Diapason" und neuerdings als — „Rasse". Das sind lauter Fetische. Allerdings wendet sich Hartmann in der vorliegenden Schrift zunächst gegen den „psychologischen" Fetisch; gegen den aber mit großem Nachdruck. „Die psychologische Erklärung, sagt er, ist keine Erklärung, weil sie andere Zusammenhänge voraussetzt, als in der übrigen Natur angenommen werden und weil sie nichts tut, als zwei Seiten desselben Vorganges beschreiben. Eine historische Tatsache psychologisch erklären, bedeutet etwa eben soviel, wie wenn ein Naturforscher die bei einer Oxydation entstehende Wärme durch das Leuchten der zugleich entstehenden Flamme erklären wollte", denn „keinesfalls ist man berechtigt, den psychologischen Teil der Erscheinung loszulösen und ihm eine selbständige Wirksamkeit zuzuschreiben".

Das eine hat also auch schon der Fachhistoriker von der modernen Naturwissenschaft gelernt, daß sich „vom Standpunkte der Kontinuität und Einheitlichkeit der Forschung die Notwendigkeit ergibt, auch bei der geschichtlichen Forschung auf den bewußten Willen als Erklärungsprinzip zu verzichten". Diese Erkenntnis bedeutet nun allerdings einen großen Fortschritt auf dem Wege der Wissenschaftlichkeit: doch ist das nur sozusagen ein negativer Fortschritt. Denn diese Erkenntnis warnt nur den Historiker vor einem falschen Weg; sie warnt ihn vor allerhand „Fetischismus". Nun aber entsteht erst die Frage: wo ist der wahre Gott der Geschichte?

Wenn es nicht der gottbegnadete Heros ist, der, mit höherem Geiste begabt, nach seinem Willen der Völker Geschicke leitet; wenn es nicht der „Staatswille" ist, ein Fetisch, dem die Juristen so geschäftig zu opfern bereit sind; wenn es nicht die „Volksseele" ist, in die sich schwärmerische Philosophen versenken; wenn es nicht die „Nation" ist, deren „Geist" Chauvinisten anbeten und hoffentlich auch nicht der neueste Fetisch, die „Rasse", deren Wesen noch niemand in einer für die Geschichte brauchbaren Weise definieren kann: vor welchem Altar hat dann der Historiker niederzuknien? Was soll der Inhalt der Geschichte sein? Welche Idee soll den Historiker begeistern? — Zunächst eine Bemerkung. Die fetischistische Historie, so wie sie von jeher geschrieben wurde und heute geschrieben wird, wird nie verschwinden. Sie entsprach und entspricht heute noch einem tiefen Bedürfnis der Menschen. Dynasten wollen ihre Vorfahren gefeiert und verherrlicht sehen; Patrioten wollen die Rolle, die ihr Staat in der Geschichte spielte, rühmen hören; frommgläubige Konfessionalisten wollen von dem Heil hören, das ihre Kirche und ihre Konfession der Menschheit brachte; Nationalisten wollen sich an den Geistestaten berauschen, die ihre Nation vollbrachte; „Rassenmenschen" wollen das Blut verherrlicht sehen, das in ihren Adern fließt und den anderen Rassen gegenüber den Vorzug desselben „geschichtlich" nachweisen: und so ist denn für alle Ewigkeit dafür gesorgt, daß den „Historikern" der Stoff nicht ausgehe, der Sporn nicht fehle, der Ruhm gesichert sei, der Lohn nicht mangle.

Wenn nun denkende Historiker von nüchterner Wissenschaft angesteckt werden, wenn sie erkennen, daß die Historie Fetischismus treibe, so mögen sie im Übereifer

ja nicht glauben, daß „einst wird kommen der Tag, wo der Historie Mauern fallen" — nein! Der Tag kommt nie! Wenn einst nach Anastasius Grün mit dem letzten Menschen der letzte Dichter die Welt verlassen wird — wird der letzte Historiker bei diesem Exodus gewiß auch dabei sein. Dir aber, armer Historiker, geht es schlecht, dem eines Tages die Schuppen von den Augen fielen und der du im Heiligtume der Geschichte mit Enttäuschung den Fetisch erblickst, dem du bisher geopfert; dir geht es schlecht, armer Historiker, der du nicht mehr mit Lamprecht in hehrer Begeisterung „anbetend nahest dem Altar des Menschlichen" und keine „Regungen" fühlst „einer Andacht zur Menschheit, einer erhabenen und gefährlichen Versenkung in die Größe unseres Geschlechts!" Wie ein vom alten Glauben Abgefallener suchst du einen neuen Gott, ein neues Heiligtum und kannst es nicht finden. Du erholst dir Rats bei den Naturforschern, die sollten es ja wissen! So wenigstens macht es Hartmann. Beim Naturforscher Mach sucht er Belehrung. Da geriet er aber an die unrichtige Krippe. Denn der Naturforscher konnte ihn wohl von seinem „Fetischismus" befreien: aber den wahren Gott der Geschichte kennen die Naturforscher auch nicht; für den eigentlichen Inhalt, um mich philosophisch auszudrücken: für die Substanz der Geschichte haben auch die größten Naturforscher unserer Zeit, zu denen ich allerdings Mach zähle, weder Sinn noch Auge*. Denn unsere heutigen Naturforscher unterscheiden in der Natur nur zweierlei Prozesse: den physikalischen und den biologischen (wie Mach) und, wenn's gut geht, noch einen dritten, den psychologischen (wie z. B. Wundt). Mit diesen drei Naturprozessen hat aber der Ablauf menschlicher Geschichte unmittelbar nichts zu tun; sie bilden nicht ihren eigentlichen Inhalt. Hartmann hätte vielmehr die Soziologie, wenigstens eingehender als er es getan hat, zu Rate ziehen sollen. Diese hätte ihn über einen vierten Naturprozeß informiert, über den sozialen, von dem die Naturforscher nichts wissen und der den eigentlichen Inhalt der Geschichte bildet.** Zu dieser Erkenntnis ist Hartmann nicht vorgedrungen. Daher faßt er die Geschichte noch auf als einen Komplex und eine Abfolge biologischer Erscheinungen, und zwar teils als „menschliche Handlungen", teils als diese Handlungen begleitende und von ihnen beeinflußte „Denkgewohnheiten, Ideen". Die Darstellung jener (der Handlungen) ist bei ihm Aufgabe der „äußeren" Geschichte, die Darstellung der letzteren ist bei ihm „Ideengeschichte". Als den Inhalt nun der äußeren Geschichte sieht er an: „Völkerverschiebungen, Völkerzusammenstöße und Krieg". Das sind bei ihm „durch menschliche Handlungen hervorgerufene Geschehnisse", bestenfalls „Massenerscheinungen" im Sinne der Statistiker.

Das ist nun nicht ganz richtig: Hartmann hat den richtigen Begriff der „sozialen Erscheinung" verfehlt. Der Unterschied aber liegt darin, daß die soziale Erscheinung nicht „durch menschliche Handlungen hervorgerufen wird", sondern

* Vergleiche darüber meine „Geschichte der Staatstheorien". Innsbruck, 1905. S. 436, § 123.

** Über sozialen Prozeß vergleiche meinen „Grundriß der Soziologie". 2. Auflage. Wien 1905. S. 127.

menschliche Handlungen veranlaßt, in sich enthält und zur Folge hat. Dieser Fehler im Begriffe der Geschichte rächt sich in der Folge, und zwar da, wo Hartmann daran geht, die „Gesetzmäßigkeit" der geschichtlichen Entwicklung zu prüfen. Denn die Gesetzmäßigkeit menschlicher Handlungen kann er offenbar nicht behaupten: anderseits teilt er ja „das Bestreben, an die Stelle der vielgestalteten Willkür zu einer einheitlichen Auffassung der Zusammenhänge vorzudringen", das heißt für die Geschichte eine Gesetzmäßigkeit der Entwicklung zu finden. Wie soll er aus diesem Dilemma herauskommen? Es bleibt ihm nichts übrig, als die Gesetzmäßigkeit zu verneinen, weil — man höre! — die Handlungen der Menschen oft vom „Zufall" beherrscht werden.

Damit hat die Hartmannsche Geschichtstheorie, die schön und modern mit der Eliminierung des bewußten Willens aus der Geschichte anfing und scheinbar auf den Nachweis der Gesetzmäßigkeit der geschichtlichen Entwicklung lossteuerte, sich bankrott erklärt und die Schuld des Bankrotts auf den bösen „Zufall" abgewälzt. Die fatale Erklärung lautet: „Wenn also der Zufall in den Ausschnitten aus dem gesamten Weltgeschehen, die wir Geschichte nennen, an die Stelle des bewußten Willens oder der außermenschlichen Teleologie zu treten hat: müssen wir uns der leidigen Sitte entwöhnen, die Geschichte nach logischen Schlüssen rekonstruieren zu wollen . . . Die Abfolge der historischen Begebenheiten *kann eben nicht ausnahmslos exakt festgestellt werden* . . ."

Nun sollte man glauben, daß Hartmann nach einem solchen Bekenntnis auf jede Geschichtswissenschaft verzichtet. Dies kann er doch nicht tun; da steckt er doch zu tief in der naturwissenschaftlichen Kreide. Vielmehr beginnt er nach obiger Bankrotterklärung schüchterne Ausgleichsversuche mit der modernen naturwissenschaftlichen Weltanschauung. Sehen wir zu, was er uns da bietet. Zunächst nimmt er es als wahrscheinlich an, nachdem doch in der „organischen Welt" ein „Kampf ums Dasein" sich abspielt, aus dem Anpassung und natürliche Zuchtwahl resultieren, daß dieselben Vorgänge in der Geschichte des Menschen, „als organischen Wesens", sich wiederholen. Diese Annahme findet er bestätigt in dem von der Soziologie in eminenter Weise betonten Kampf sozialer Gruppen miteinander, und hebt die Notwendigkeit hervor, „soweit die Geschichte als der in Form von Menschengruppen geführte Kampf ums Dasein erscheint, die Organisation der einzelnen Gruppen zu kennen" „. . . es obliegt der Geschichte, die Organisation der menschlichen Gruppen in ihrer Veränderung und Entwicklung zu betrachten und zu untersuchen . . ."

Damit akzeptiert Hartmann als Gegenstand der Geschichte die sozialen Gruppen, deren Wechselbeziehungen den Hauptgegenstand der modernen Soziologie bilden.

Als weitere Gegenstände der Geschichtswissenschaft bezeichnet er: Milieu und Rasse, Anpassung und Auslese, Arbeitsteilung und Klassen. Wir sehen also, Hartmann ist bemüht, das Arbeitsfeld der Geschichte den Anforderungen der Soziologie und Naturwissenschaft gemäß abzustecken.

Das ist gewiß sehr anerkennenswert, allein das alles bezieht sich doch nur auf Nebensächliches. Denn Kampf ums Dasein, Anpassung und Auslese können doch

nur als Mittel betrachtet werden, durch welche irgend ein Ziel erreicht wird, aber nicht als Selbstzwecke. Das fühlt Hartmann sehr gut, daher er denn auch, nachdem er auf dem Altar der Naturwissenschaft geopfert und alle diese schönen „biologischen" Merkmale als auch im Geschichtsprozeß vorkommend zugestanden hat, dabei sich nicht beruhigt, sondern weiter nach dem „Gesetz der Geschichte" forscht. Denn offenbar und mit Recht betrachtet er alle oben angeführten „biologischen" Vorgänge, wie Kampf ums Dasein, Anpassung, Auslese, nur als Momente der Entwicklung, deren „Gesetz" ihm sagen soll, wohin sie eigentlich tendiert, was sie anstrebt, welchem vernünftigen Ziel entgegen sie sich abspielt?

Den Weg, den er nun einschlägt, um das zu erfahren, können wir nur billigen. Er meint: „Gerade aus dem Gruppenkampfe läßt sich auch deduktiv diese Entwicklungsrichtung erweisen". Das ist ganz richtig — denn nachdem dieser Gruppenkampf das eigentlich Essentielle der Geschichte bildet, so kann man die Entwicklungsrichtung des geschichtlichen Prozesses eben aus nichts anderm als aus diesem Gruppenkampf erschließen.

Allerdings aber kann man aus der Betrachtung dieser Gruppenkämpfe voreilig oder behutsam, optimistisch oder pessimistisch Schlüsse ziehen und auch die Resultate dieser Gruppenkämpfe nach den verschiedensten Seiten hin verfolgen, und bald die einen, bald die andern als das Essentiellere ansehen — was wieder die Schlußfolgerung „aus dem Gruppenkampfe auf die Entwicklungsrichtung" verschieden gestalten wird.

Hartmann akzeptiert nun jene Schlußfolgerung der Soziologie, die sich auf die Beobachtung der häufigen Vergesellschaftungen heterogener Gruppen stützt, und stellt die „fortschreitende Vergesellschaftung" als die „Entwicklungstendenz" all der Gruppenkämpfe hin, die den Inhalt der Geschichte bilden.

Dieser Formulierung des „soziologischen Grundgesetzes" kann man ja zustimmen, da unzählige Tatsachen der Geschichte dafür sprechen. In unzähligen Entwicklungsreihen, in unzähligen Nationalgeschichten können wir eine fortschreitende „Vergesellschaftung" konstatieren, so daß der Historiker genügenden Grund hat, dieselbe als ein „soziologisches Gesetz" anzusprechen.

Ganz über allen Zweifel erhaben ist aber die Sache noch keineswegs. Denn eben so oft, wie wir im Laufe der Entwicklung eine „fortschreitende Vergesellschaftung" konstatieren können, eben so oft können wir auch „fortschreitende Auflösung" konstatieren. Und zwar in den Perioden des sogenannten Verfalls von Staaten. Es unterliegt doch keinem Zweifel, daß z. B. nach einer jahrtausendelangen Periode „fortschreitender Vergesellschaftung", welche uns die Entwicklung des alten römischen Reiches darstellt, eine Periode fortschreitender Auflösung und sozialen Auseinanderfallens folgte. Dieselbe Erscheinung können wir auch anderwärts beobachten. Das Deutsche Reich stellte zu verschiedenen Zeiten das Bild fortschreitender Vergesellschaftung, und wiederum fortschreitender Auflösung dar. Ebenso Italien. Es hatte lange Perioden der Kleinstaaterei, und gelangte in der Gegen-

wart wieder zu nationaler Einheit. Diese gegensätzliche sozial-politische Bewegung einmal zu immer größerer Vereinheitlichung und Vergesellschaftung, sodann zu immer weiterer Auflösung und Dissolution äußert sich nicht immer in der Form der Gegensätze zwischen Groß- und Kleinstaaterei. Sie erscheint auch maskiert und verschleiert in der Form von Zentralisation und Dezentralisation oder Föderalisation. Die Tatsache aber der immer und überall sich in solchen Gegenströmungen abspielenden Entwicklung wird gewiß auch der Historiker Hartmann nicht in Abrede stellen. Dann müßte er aber sein historisches oder soziologisches „Grundgesetz“ modifizieren und zum Vicoschen Grundgesetz des sozialpolitischen corso e ricorso zurückkehren. Er müßte dann an Stelle der Kontinuierlichkeit der Entwicklung, die er anzunehmen scheint, eine Periodizität annehmen, die sich unter Aufschwung und Verfall, unter Fortschritt und Rückschritt vollzieht. Außer er wollte behaupten, daß er das Gesamtresultat all dieser Bewegungen im Auge habe und dieses in einer „fortschreitenden Vergesellschaftung“ erblicke. Doch darüber läßt sich ja vorläufig nichts Endgültiges aussagen.

Was Hartmann neben dieser „fortschreitenden Vergesellschaftung“ noch als grundgesetzliche Merkmale der geschichtlichen Entwicklung konstatiert, nämlich „fortschreitende Produktivität“ und „fortschreitende Differenzierung“ (der Individuen), ist teilweise in dem obigen historischen Grundgesetze enthalten, teilweise nur von problematischer Gewißheit. Denn „fortschreitende Produktivität“ geht ja allerdings mit fortschreitender Vergesellschaftung Hand in Hand, teilt aber auch ihr Schicksal, und wir kennen zeitlich und örtlich Perioden sinkender Produktivität. Was aber das dritte „geschichtliche Gesetz“ Hartmanns, das der „fortschreitenden Differenzierung“ anbelangt, so ist dasselbe sehr problematisch. Daß die Individuen der Naturvölker nicht differenziert sind, das ist unsere Annahme, die möglicherweise denselben Wert hat als die, daß alle Chinesen sich ähnlich sind oder alle Neger. Wahrscheinlich aber ist es unser ungeübtes Auge, welches uns diese Undifferenziertheit der Naturmenschen, ebenso wie der Chinesen und Neger vortäuscht; Tatsache ist nur, daß mit wachsender Vergesellschaftung die Berufe sich differenzieren; ob das eine Differenzierung der Individuen zur Folge hat, darüber ließe sich ja streiten.

Alles in allem müssen wir anerkennen, daß Hartmann den Weg betreten hat, der zu einer wissenschaftlichen Verwertung der Geschichte führt. Er trachtet den Tatsachen gerecht zu werden, und da diese Tatsachen, obwohl er sie als „biologische“ bezeichnet, doch im Grunde soziologische sind, so gerät er unversehens auf das Gebiet der Soziologie und rechtfertigt die teilweise richtige Ansicht Paul Barths, daß die Soziologie Geschichtsphilosophie sei.*

Insoweit aber Hartmann der Soziologie nicht ganz gerecht wird, ist auch seine Ansicht über den Wertmaßstab des Historikers etwas unzulänglich. Denn nach der Idee, die er sich vom Inhalt und Wesen der Geschichtsentwicklung macht, hält er dafür, daß der Historiker „jede Handlung darnach beurteilen wird, ob sie zur

* Vergl. Barths: „Die Philosophie der Geschichte als Soziologie.“ 1897.

Vergesellschaftung beigetragen oder deren Tendenz entgegengesetzt war", und er will auch die „einzelne Persönlichkeit" darnach beurteilt wissen, „ob ihre Motive Förderung oder Zersetzung der Vergesellschaftung waren". Ja! Hartmann will sogar den Kantschen kategorischen Imperativ zum Gebrauche der Historiker korrigieren, indem er dessen Inhalt also formuliert: „Handle so, daß deine Handlung beiträgt zur Vergesellschaftung". Das ist nun ganz einseitig und somit unrichtig. Denn es gibt Perioden in der Geschichte, wo die „Zersetzung der Vergesellschaftung" höhere zivilisatorische Zwecke verfolgt und wo es also ethischer ist, diese Zwecke zu fördern.

So leicht darf es sich also der Historiker nicht machen und lediglich nach dem Kriterium der „Förderung der Vergesellschaftung" seine Werturteile abgeben: vielmehr muß er in jedem einzelnen Falle erwägen, welche Bestrebungen „zivilisatorisch" sind, und welche antizivilisatorisch sind. Dieses Kriterium für politische Vorgänge und Bestrebungen, welches Ratzenhofer in seiner „Politik" für Beurteilung politischer Aktionen aufstellt, ist das allein richtige. Denn nach Zeit und Umständen können einmal z. B. zentralisierende, ein andermal föderalisierende Tendenzen „zivilisatorisch" sein. Diesen höheren Standpunkt hat der Historiker einzunehmen. Aber trotz all unseren Verwahrungen im einzelnen müssen wir anerkennen, daß Hartmanns vorliegende Schrift zur Orientierung über das Wesen der „geschichtlichen Entwicklung" viel beitragen und von unfruchtbaren Spekulationen, sowie von phantastischen Konstruktionen hinweg auf den Weg nüchterner Würdigung der sozialen Tatsachen und der soziologischen Entwicklung hinleitet.

Geschichtsschreibung wird immer ein künstlerischer Beruf bleiben: „Geschichtswissenschaft" aber wird allem Anscheine nach in der Soziologie aufgehen — wenigstens einen integrierenden Bestandteil derselben bilden.

Erinnerungen von Louise Gräfin Schönfeld-Neumann.

Mitgeteilt von Helene Bettelheim-Gabillon.

(Fortsetzung.)

Zur Ferienruhe sollte mein armer Vater nicht kommen. Während seiner Anwesenheit tauchte mit einemmale ein neuer, glänzender Stern am Theaterhimmel auf: Jenny Lind. Es war zur Zeit der italienischen Stagione im Kärntnertor-Theater; hören wollten sie die Wiener um jeden Preis. Da stellte denn der damalige Direktor des Wiedner Theaters mit bedeutenden Kosten eine Operngesellschaft mit Orchester zusammen, um die Debüts der schwedischen Nachtigall zu ermöglichen. Die ganze Stadt war in fieberhafter Aufregung. Die Erwartungen waren aufs höchste gespannt. Alles war vorbereitet, geordnet, Zettel gedruckt, die erste Vorstellung annonciert, da erkrankte plötzlich der Dresdner Tenor — und alles schien verloren.

In seiner Seelenangst stürzte Pokorny zu uns. Er hatte erfahren, daß mein Stiefvater hier sei. Schweißtriefend, händeringend beschwor er diesen, er möge sich seiner

erbarmen und den Elvino in der „Somnambula" singen, er wisse sich sonst nicht zu helfen, er sei ohnehin schon seit Wochen zu Tode gehetzt, habe schon ein kleines Vermögen geopfert und nun sei alles in Frage gestellt, und sagte in seinem böhmischen Dialekt: „I bitt Ihne, i weiß ja eh net, bin i Stubenmadl vun Lind oder Stiefelputzer vun Meyerbeer". — Obwohl er uns schrecklich erbarmte, mußten wir doch herzlich lachen, und Mutter redete aus Leibeskräften zu. Der Gatte ließ sich erweichen, aber seine Ruh' war hin. Wir andern aber waren ihm zu großem Dank verpflichtet, denn uns wurde durch seine Gefälligkeit ein Kunstgenuß bereitet, der seither nicht mehr seinesgleichen gefunden. Jenny Linds Gesang und Spiel war das einer Verklärten! Solche Töne konnten nur aus einer reinen Seele kommen. Sie riefen in den Zuhörern die edelsten Gefühle wach! So oft es meine Zeit erlaubte, eilte ich, sie zu hören, und war von jeder ihrer Rollen in gleichem Maße gefesselt; ich dachte an nichts anderes mehr als an sie, so lange sie sich im Weichbild unserer Stadt aufhielt. Wenn sie in der Apotheose der Vielka in den Himmel flog, glaubte man wirklich eine Engelstimme zu hören. Sie war der völlige Gegensatz meiner angebeteten Schröder-Devrient, denn diese war ein glühender Vulkan, während jene das keusche Licht des Mondes, aber eine jede unerreicht in ihrem Genre. Trotz meiner Begeisterung, blieb ich meinem Prinzip getreu, und vermied, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Es hätte mir schrecklich leid getan, wenn sie meinen Voraussetzungen nicht entsprochen hätte, obwohl mich eine ihrer Äußerungen, welche kolportiert wurde, sehr sympathisch berührte. Auf die Frage, wohin sie nach ihrem Gastspiel gehen werde, um neue Lorbeeren zu pflücken, soll sie geantwortet haben: „Ich gehe in meine Heimat, um auszuruhen, ich muß wieder etwas für meine Seele tun."

* * *

Im Herbst kam wieder einmal ein Lebenszeichen von Heinrich Laube, und zwar schrieb er mir, er habe eine neue Rolle für mich geschrieben und diese sei keine geringere als: Schillers Laura! — Das war ein zündender Funke! Er schickte mir ein gedrucktes Exemplar der „Karlsschüler" mit einer vorgedruckten Widmung — die er aber in den päteren Ausgaben wegließ — was meine Eitelkeit eigentlich verletzte — aber vermutlich hätte es irgend eine andere Laura übelnehmen können. Übrigens war ich von meiner Rolle nicht sonderlich erbaut, sie ist doch eigentlich nur skizziert, und im bedeutendsten Moment, wo Schiller seine Liebeserklärung macht, fällt geschwind der Vorhang — dafür aber gefiel mir umsomehr die Rolle der Generalin Rieger, welche für Mutter geschaffen schien. Daß das Stück so gefährliche Tendenzen barg, hatte ich in meiner Dummheit wieder nicht begriffen, aber daß es herrlich sein müßte, Schillers Laura darzustellen, das leuchtete mir ein, und es hat mich weidlich geärgert, als es verboten wurde. Da machte ich mich eines Tages auf den Weg und ließ mich in meiner politischen Kurzsichtigkeit beim Polizeiminister Grafen Sedlnitzky melden.

Seine Exzellenz waren höchlich erstaunt, mich bei sich zu sehen, und mehr noch über meine kühne Bitte: der Graf möge die Güte haben, einen Blick in das Manuskript zu werfen und die Aufführung gütigst zu gestatten, weil es eine so schöne, originelle Rolle für meine Mutter enthielte und es für ihre Stellung von großer Wichtigkeit wäre, in neuen Stücken beschäftigt zu werden. Seine Exzellenz waren sehr gnädig und sagten — was bei solchen Gelegenheiten immer gesagt wird — sie wolle sehen, was zu tun sei — und entließ mich! Aber das Verbot wurde natürlich nicht aufgehoben, was ja,

objektiv betrachtet, logisch richtig war. Eigentlich hätte ich mir das vorher sagen und diesen sauern Gang ersparen können, denn ich ging mit einer heillosen Angst auf die Polizei, weil ich mir dort, nicht lange vorher, einen fatalen Putzer holte!

Das kam so: in einer Saphirschen Akademie sprach ich ein satirisches Gedicht, worin die moderne Orthographie persifliert wurde. In einem der Verse heißt es: die Semmeln würden von nun an nur mehr mit einem „m" geschrieben, und deshalb seien die Semmeln jetzt so klein. Dieser Vers wurde von der Zensur gestrichen, weil zur Zeit die ganze Bevölkerung in Aufruhr war wegen der kleinen Brote; er war aber der beste in dem ganzen, ellenlangen Gedicht, und — trotz des Verbotes — sagte ich ihn doch! An dem Halloh, welches dieser Passus hervorrief, merkte ich erst, welches Unrecht ich begangen, aber geschehen war's; meinen Beifall hatte ich freilich geerntet, aber auch meinen Wischer gekriegt! Ich war sehr froh, daß Graf Sedlnitzky dessen nicht erwähnte — indessen war doch der Liebe Müh' umsonst, die „Karlsschüler" wurden vorderhand begraben und feierten erst nach zwei Jahren ihre Auferstehung!

* * *

Trotz unserer Niederlage blieb Laube doch mein getreuer Korrespondent, sogar in der Zeit des Frankfurter Parlaments, wohin er als Delegierter des Städtchens Elbogen in Böhmen berufen wurde und das Epitheton der „Tacitus von Elbogen" beigelegt bekam — weil er im Zentrum saß und niemals mitredete! Die Briefe aus jener Zeit habe ich verbrannt, weil ich die Indiskretion der Feuilletons fürchtete. Diese Furcht fand ich neuerdings gerechtfertigt durch die zitierten Äußerungen Bauernfelds über Grillparzer und die Schwestern Fröhlich. Wie kann man so etwas der Öffentlichkeit preisgeben! Ich war davon in tiefster Seele verletzt! Diese drei Schwestern, jede in ihrer Eigenart ganz ausgezeichnet an Charakter. Es wird ja völlig zum Fluch, von einem großen Mann geliebt zu werden, wenn die Nachwelt Herz und Nieren prüft und jede Regung auf dem Seziertisch zerlegt. Diese drei Schwestern waren wirklich mit allen bürgerlichen Tugenden geschmückt und rührend in ihrer anspruchslosen Einfachheit. Anna, die Professorin, gab Musiklektionen im Hause Menz, wo ich sie kennen lernte, und da ich mich gerade zu einem Streicherschen Flügel aufgeschwungen, so bat ich sie, mich auch unter ihre Schülerinnen aufzunehmen. Diese Stunden waren für mich Erholung und Genuß, denn Anna war sicher wie ein Kapellmeister, und wenn sie den Baß spielte, riß sie auch eine Stümperin wie ich mit sich fort. Durch sie bekam ich die erste Fühlung mit Grillparzer, vor dem ich mich eigentlich fürchtete, weil ich seine Melitta so schlecht spielte, aber als er mir einmal sagen ließ, ich sei eine gescheite Person, weil ich mit Vorliebe Haydn spiele, da hatte ich schon mehr Courage ihm gegenüber und machte auch bei der ersten gegebenen Gelegenheit mein Unrecht gut und trat Melitta an Auguste Anschütz unverzüglich nach ihrem Engagement ab, weil auch ihr klassisches Profil schon für die Griechin geschaffen schien. Diese Melitta ist deshalb so schwer zu geben, weil man sich einbildet, man müsse mehr aus ihr machen, als an ihr ist. Grillparzer sagte selbst von ihr: „Sie ist ein dummes Mädel", aber eine dumme Griechin im klassischen Zeitalter kann man sich nicht recht vorstellen! Über Grillparzer ist schon so viel gesagt worden, daß ich eigentlich nichts mehr hinzuzufügen wüßte, außer daß ich einmal in Römerbad, wo mein Mann die Kur gebrauchte, mit ihm zusammentraf. Es war in demselben Jahr, als er den unglücklichen Fall getan, der ihn um sein Gehör brachte. Wir sahen ihn täglich,

er fing an, recht zutraulich zu werden und erzählte uns, wie und wo er anfing, die Motive zu seinen Schöpfungen in sich aufzunehmen und wiederzugeben, da stürzte er eines Tages über eine steinerne Freitreppe und blieb am Fuße derselben ohnmächtig liegen. Es war ein entsetzlicher Anblick! Grillparzer war nach seiner Gewohnheit allein und ohne Bedienung gekommen, der Badearzt Dr. Leidesdorf kam in seiner Aufregung zu uns gelaufen, um sich zu erkundigen, wohin er das Unglück zu berichten habe, an wen er um Hilfe telegraphieren sollte. Da traf es sich denn günstig, daß wir Bescheid geben konnten und daß Kathi mit Pepi Fröhlich augenblicklich ankamen und seine Pflege übernahmen. Auf diese traurige Art war der schöne Verkehr mit ihm so schnell gestört. In seiner Rekonvaleszenz pflückte meine kleine Tochter die schönsten Blumen für ihn, brachte sie auch bis an seine Tür, war aber nicht mehr zu bewegen, sein Zimmer zu betreten, seit sie den Verwundeten gesehen. Mir jedoch trugen meine bescheidenen Aufmerksamkeiten später einen wunderschönen Brief von ihm ein, der das kostbarste Stück meiner kleinen Autographensammlung bildet. *

Er war ein Sonderling und nicht zu bewegen, in Gesellschaften zu gehen, nicht einmal in den Salon Wertheimers, wo sich alles zusammenfand, was zur dramatischen oder belletristischen Literatur gehörte. Dort traf ich Bauernfeld, Mosenthal, Auerbach, Prechtler, Franz v. Braunau, L. A. Frankl und als Hausgenossin Betty Paoli! Von Wertheimer selbst wurde ein aus dem Englischen übersetztes Stück, es hieß „Der Bucklige", gegeben, in welchem ich spielte und dadurch die Bekanntschaft des Autors und seiner freundlichen Gattin machte. Aber sein Wirken als Philanthrop übertraf bei weitem den

* Zuerst mitgeteilt von Anton Bettelheim in „Ein Wiener Stammbuch für Karl Glossy", Konegen, Wien; jetzt „Grillparzers Briefe", Cottasche „Bibliothek der Weltliteratur", S. 246.

An Gräfin Louise Schönfeld-Neumann.

Wien, am 30. Dezember 1863.

Verehrte Frau Gräfin!

Was werden Sie gedacht haben, daß ich allen den Dank, den ich Ihnen schuldig bin, zwar hundertmal in meinem Innern, aber offenkundig und erkennbar nie ausgesprochen habe? Aber teils ist es meine unglückliche Natur, alles in mir selbst als ein Einsamer abzumachen, teils ist meine Lage so, daß sie alles erklärt und entschuldigt. Die Folgen meines albernen Sturzes haben sich beinahe erhalten, wie sie waren. Auf einem Ohr taub, höre ich mit dem andern kaum halb, der Kopf ist verworren und dumm. Kaum zurückgekommen, mußte ich mich einer Augenoperation mit dem Messer unterwerfen, an deren Folgen die Augen noch jetzt leiden. Dazu die nie endenden Sorgen für eine von meinem verstorbenen Bruder hinterlassene heillose Familie von vier Personen, Sorgen, von denen die Auslagen noch die mindesten sind. Ich habe für diese Leute so viele herabwürdigende Gänge gemacht und so viele Bettelbriefe geschrieben, daß mir Tinte und Feder verhaßt worden sind, und ich mein Schreibzeug mit Schaudern betrachte.

Und doch möchte ich Ihnen noch vor dem Ende dieses unglücklichen Jahres ausdrücken, wie tief ich Ihr anteilvolles und vorsorgendes Benehmen zur Zeit meines Unfalles in Römerbad fühle und bis zu meinem wohl nicht mehr entfernten Ende fühlen werde, zugleich mit der Freude, mit einmal einen Charakter kennen gelernt zu haben, der mir die unerschütterliche Anhänglichkeit Ihres Gemahls erklärt und das Glück Ihrer Ehe.

Mit Hochachtung und Verehrung

F. Grillparzer.

Poeten, und als solcher wird sein Name gewiß in das Ehrenbuch der Stadt Wien eingetragen werden. In seinem Hause fand Betty Paoli ein Asyl, dort sah ich sie zum erstenmal, und angezogen von der interessanten Erscheinung mit den „unergründlich tiefen Augen" frug ich Dr. Frankl, wer diese Dame sei, worauf er mich sehr verwundert ansah und sagte: „Sie kennen nicht Fräulein Betty Paoli, das größte lyrische Talent, welches wir besitzen?" Da ich nun aber auch noch gar nichts von ihr wußte, so hatte ich auch gar nicht den Mut, mich ihr zu nähern, und erst im Alter holte ich nach, was ich in der Jugend versäumte. Ich hatte zu jener Zeit noch einen sehr irrtümlichen Begriff von Dichterinnen und meinte, sie müßten alle nach der Schablone der Wilhelmine v. Chésy, geborenen v. Klenke, aussehen, die in ihrer Genialität mit einem weißen und einem schwarzen Strumpf bei uns Besuch machte und statt des Taschentuches eine Schlafhaube gebrauchte. Ich war daher sehr erstaunt, in Betty einer äußerst soignierten Dame zu begegnen, der man ansah, daß sie sich nur in distingierten Kreisen bewegte. Sonderbarerweise hielt sich auch Frau v. Weißenthurn von Ihresgleichen fern. Sie bildete um sich einen Kreis von Menschen, die für sie ein Délassement d'ésprit waren. Vermutlich wollte sie abends beim Whist von ihrer geistigen Arbeit ausruhen, dabei war es ihr angenehm, wenn sich im Nebenzimmer etwas Jugend bewegte. Die Sonntage waren ihre Jourfix. Die Bewirtung unendlich einfach. Um 6 Uhr eine Tasse Tee mit Kipfel und zerschnittenen Semmeln und bei großen Festen um 8 Uhr eine Torte. Die Jugend in ihrem Übermut machte sich manchmal über die ehrbaren Whistpartnerinnen lustig und so entstanden folgende Schnadahüpfeln, die von einem alten Kollegen stammen, dessen Namen ich um keinen Preis nenne:

I.

Mit an Schädl, sagt er,
Fest wie Holz, sagt er,
Saubre Wuckerln, sagt er,
Abi rollt's, sagt er,
Mit Diamanten, sagt er,
D' Nasen stolz, sagt er,
Küss' die Hand, sagt er,
Frau von Bolz.

II.

Im De laine-Kleid, sagt er,
Mit an Schal, sagt er,
Und an Strohhut, sagt er,
Mit an Voil, sagt er,
Is gewiß, sagt er,
D' Frau von Carl, sagt er,
D' personifizierte, sagt er,
Langeweil!

* * *

Diese Sonntage nämlich fielen mir wieder ein, als ich dieser Tage in den Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler über den Abend las, welchen die vielgenannte Madame de Staël bei ihr zubrachte. Sie hoffte nämlich, die gewöhnliche Gesellschaft

ihrer Mutter würde ausbleiben, wenn sie erführe, wer da käme — aber das war ein großer Irrtum; im Gegenteil kamen alle aufmarschiert, pflanzten sich mit ihren Strickereien um den Teetisch, starrten die Fremde an, mit der sie nicht einmal reden konnten, und so hatte die Verfasserin der „Corinne" nur die Hausfrau, deren Mutter und einige Herren, die der französischen Sprache mächtig waren, zur Konversation. Die arme Pichler war in peinlichster Verlegenheit und erfuhr später, was vorauszusehen, daß Madame de Staël sich in einer Après soirée bei einer Aristokratin über den Zirkel der deutschen Schriftstellerin sowie über die »Tricoteuses de la tribune« gehörig mokierte. Aber trotz alledem waren die Pichler und die Weißenthurn zwei ganz vortreffliche Frauen und es waren gute Stunden, die ich bei meiner alten Gönnerin im Tête-à-tête verbrachte. Im Mai 1847 entschlief sie sanft und ich weinte ihr heiße Dankestränen nach.

* * *

Im Juli desselben Jahres wurden wir zu einem Gastspiel nach Berlin an das königliche Theater eingeladen. Dazu bedurften wir einer kleinen Verlängerung unseres Urlaubs, welche die Direktion mit großem Widerstreben zugestand, denn eigentlich nahm sie es ebenso übel wie die alten, erbgesessenen Mitglieder des Burgtheaters, daß wir diese vier Wochen nicht zu unserer Erholung benützten. Sie hatten ja von ihrem antediluvianischen Standpunkte recht, aber — wir auch. Ich fühlte die Notwendigkeit, meine Flügel auszubreiten, und wollte einmal vor einem kompetenten, fremden Publikum stehen. Das einheimische gewöhnt sich nach und nach auch an unsere Fehler, man wird verwöhnt und schläft endlich ein.

Also, wir reisten nach Berlin, bewaffnet mit einem Brief der Frau Erzherzogin Sophie an die Königin von Preußen, welcher uns die Pforten des neuen Palais in Potsdam eröffnete, wo der Hof derzeit residierte und wo wir die Ehre hatten, auf dem kleinen Schloßtheater auftreten zu dürfen.

Von Potsdam kehrten wir nach Berlin zurück, machten unsere Turnee und eilten zu Mutters Freundin Charlotte Birch-Pfeiffer, die uns unendlich freundlich aufnahm und wiederholt ihren Dank ausdrückte, daß sie durch Mutters Befürwortung hinsichtlich der „Marquise de Vilette" endlich das höchste Ziel ihres Ehrgeizes erreichte und burgtheaterfähig erklärt wurde. Wir verbrachten die angenehmsten Stunden in ihrem gastlichen Hause. Bei Schauspielern ist's immer unterhaltend und ihr Neffe Döring, ein berühmter Künstler, war einer der amüsantesten Menschen, die ich kenne. Nach Tische wurde deklamiert und musiziert, worunter Mutter und ich unter anderen Duettchen auch die kleinen Handwerksburschenliedchen sangen: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle naus" und „Morgen muß i fort von hier", die Charlotten ganz besonders gefielen.

Unter verschiedenen anderen Gastrollen spielte ich auch in einem kleinen Einakter von Bauernfeld, er hieß: „Das Versprechen", eine schwäbische Haushälterin. Wenn ich nicht irre, waren darin versteckte Anspielungen auf die damals ersehnte konstitutionelle Verfassung, denn das Ding gefiel sehr, obwohl ich den Grund dafür nicht kannte; denn Politik lernte ich erst im Jahre 1848 aus schrecklicher Erfahrung von meinen Fenstern auf dem Judenplatz, wo wir damals wohnten, kennen. Enfin, ich spielte diese Genoveva auch in Berlin, und zwar zu meinem Glück, denn nach dem Stück kam Lotte Birch in meine Garderobe gestürzt, fiel mir schluchzend um den Hals und rief: „Kind! was hast du mir für eine Freude gemacht! Du weißt ja gar nicht, was alles in dir liegt, aber

ich fühl es. Wenn ich nur einen Stoff hätte, ich würde dir eine Rolle schreiben, in der zutage käme, was noch in dir schlummert." Angeregt durch diesen liebevollen Enthusiasmus, bat ich: „Schreiben doch Sie mir die ‚Professorin' von Auerbach. Seit Monaten molestiere ich alle meine dichtenden Freunde mit dieser Bitte, aber weder Mosenthal noch Holbein, nicht einmal mein alter Freund Holtei wollten darangehen; alle behaupteten, diese Erzählung sei nicht zu dramatisieren." Das war genug für die geniale Frau. Sie kaufte sich gleich das Buch, welches sie höchlich anregte, sie nahm acht Tage Urlaub, ging in die Nähe von Berlin aufs Land, um ganz ungestört zu sein, und schon nach einer Woche kehrte sie zurück, um uns die zwei ersten vollendeten Akte von — „Dorf und Stadt" vorzulesen. Ich jubelte. Im November darnach reichte sie das fertige Stück beim Burgtheater ein, nachdem es in Berlin schon gegeben war und dort Furore machte. Die Bärbel schrieb sie in erster Linie für sich selbst und es war auch die erste Rolle, in welcher sie damals rückhaltlos gefiel. Also auch in Wien wurde das Stück aufgeführt. Es war vortrefflich besetzt mit Mutter, Beckmann, Lucas, Fichtner und der Peche, die Aufführung höchst gelungen, aber als der Vorhang fiel, rührte sich keine Hand! Sei es nun, daß man Anstoß nahm an den vier Dialektrollen, was bis dahin nicht Stil war, oder befremdeten die Bauern in dem vornehmen Burgtheater? — kurz, wir waren alle zweifelhaft über den Erfolg! Es wurde natürlich wiederholt, war auch immer voll, aber es kam dann die Weihnachtszeit, die das Theaterinteresse gewöhnlich abschwächt, es kam die schwere Erkrankung meiner Mutter, welche sie ein halbes Jahr von der Bühne fernhielt, so fürchteten wir, das Stück sei begraben. Und siehe da, als meine Mutter nach dieser Krankheit als Bärbel wieder auftrat, war des Jubels kein Ende, das Stück war neu geboren und bewies nun seine Lebensfähigkeit. Fünfzigmal habe ich das Lorle selbst noch gespielt, und wie viele andere nach mir in den 37 Jahren, seit ich darin von der Bühne Abschied nahm! Aber immer noch erinnere ich mich dankerfüllt meiner alten Freundin, die mir dadurch viele Erfolge bereitete und meinen Wirkungskreis um ein Bedeutendes erweiterte, ja, ich möchte behaupten, daß mit dieser Aufgabe ein Wendepunkt in meinen Leistungen eintrat.

Und was hat die arme Frau wegen dieses Stückes für Verdruß erleben müssen, als sich Auerbach so ungentil gegen sie benahm. Es half nichts, daß ich ihm schrieb, ich sei die Verbrecherin gewesen, welche Lotte veranlaßte, seinen Stoff zu benützen, auf mich möge er die Schale seines Zornes ausgießen, er war nicht zu beruhigen, er behauptete, man habe sein Kind verunstaltet und er habe selbst die Absicht gehabt, seine „Professorin" zu dramatisieren. Das war nun geradezu lächerlich. Er, der sich immer nur in reizenden Einzelheiten erging, in Reflexionen verlor, er hätte sich ja nie in die knappe Form eines Dramas konzentrieren können. Es war ganz schmachvoll, wie er gegen die geniale Frau zeterte — aber sie dagegen konnte sich trösten mit den ergiebigen Tantiemen, welche damals noch durch mich an sie befördert wurden und sich auf mehrere Tausende beliefen.

In Berlin besah ich mir in gewohnter Weise alle Merkwürdigkeiten, während Mutter ihre alten Bekannten aufsuchte. Sie liebte die Stätte ihrer größten einstigen Triumphe, während mir Berlin nicht sympathisch war. Wir wurden zwar sehr geehrt, es war dort sogar Sitte, daß die königlichen Prinzen selbst auf die Bühne kamen und persönlich ihre Zufriedenheit aussprachen, bei welcher Gelegenheit ich auch den nachmaligen deutschen

Kaiser kennen lernte, der sich sogar in mein Album schrieb. Die Leute sind dort alle sehr gebildet, ihr künstlerisches Interesse ist bedeutend, ihre Kritik erschöpfend — aber es fehlte mir die Wärme. In Berlin wird mit dem Kopfe geurteilt, in Wien mit dem Herzen. Die Mitte dieser beiden Städte hält Hamburg, wo wir auch einige Male auftraten. Da gefiel es mir ausnehmend. Seit dem großen Brande trat es wie ein Phönix aus seiner Asche hervor. Wir wohnten im Hotel de l'Europe am Alsterbassin und hatten eine so schöne Aussicht, daß sie schon allein die Mühe der Reise lohnte. Damals gab es dort nur zwei Bühnen. Das riesengroße Stadttheater, wo ich Anno 1839 gastierte, und dann das kleine Thaliatheater, das für mein Genre wie geschaffen schien. Da ging kein Blick, keine Nuance verloren und das lebhafte Publikum gab sein Verständnis kund durch das gewisse beifällige Gemurmel, wie ich es von Wien gewohnt war, das mehr elektrisiert als ein lautes Geklatsche. Der Direktor hatte sich sein Auditorium erzogen. Er war ein Franzose, hieß Maurice, und verstand sein Metier aus dem Fundament. Er hatte keine hervorragenden Kräfte unter seiner Truppe, aber ein jeder gab sein Bestes zum Gelingen des Ganzen in harmonischer Weise und schmiegte sich verständnisvoll unserer Spielart an. Wir blieben dort bis an die äußerste Grenze unseres Urlaubes und trennten uns schwer von den liebenswürdigen Menschen, die wir dort kennen lernten. Am 31. Juli rückten wir ein, denn am 1. August mußte ich bei uns wieder eröffnen helfen. Es ist unglaublich, was man in der Jugend aushalten kann. Wenn ich das alles bei meiner jetzigen Schwerfälligkeit überdenke, so kommt es mir wirklich vor, als sei ich vertauscht worden.

Der herannahende Herbst brachte wieder zahllose Wohltätigkeitsvorstellungen und Konzerte, die uns oft auch in die Umgebung führten, nach Baden, ja selbst bis Preßburg.

Einmal folgten auch Mathilde Wildauer und ich einer Einladung des Fürstenpaares Esterhazy nach Eisenstadt, um den Erzherzog Stefan zu fetieren, der dort auf der Durchreise zu Gast war, ich glaube vor seiner Palatinwahl. Ich weiß nur, daß ihm unter den Fenstern des Schlosses ein Fackelzug gebracht wurde und ich zum ersten Male eine Zigeunermusik mit obligatem ungarischem Enthusiasmus hörte, der wie Sturmesbrausen tobte.

Erzherzog Stefan war eine höchst einnehmende Erscheinung, der dem ungarischen Nationalgefühl sehr entgegenzukommen schien.

Es war eine glänzende Versammlung, vor der wir uns produzierten, jede in ihrem Genre, ich deklamierte, Mathilde sang, damals noch als Dilettantin, später trat sie über zur Oper, wozu sie ihre wunderschöne Stimme allerdings auch berechtigte, aber ihren ureigentlichen Beruf hatte sie doch verfehlt, denn sie war zur Lokalsängerin geboren. Ihre „Nandl" im „Versprechen hinterm Herd" steht einzig in ihrer Art in meiner Erinnerung. Da war alles in Haltung, in Gebärde, im Aussehen und in der Ausdrucksweise der Natur förmlich abgelauscht. Aber zu diesem Genre konnte sie sich nicht entschließen. Sie war zu sehr verwöhnt durch den gedämpften, feinen Ton des Burgtheaters und hatte überhaupt keine Freude an ihrem Beruf. Selbst ihre Triumphe als Doppelkünstlerin konnten sie nicht mit ihm versöhnen. Sie sagte oft in ihrer echt wienerischen Weise: „Wann i um drei Viertel auf 7 erfahr, daß i an Treffer g'macht hab, so laß i noch absag'n, eh der Vorhang aufzog'n wird und betret' um kein' Preis mehr die Bühn'." — Desgleichen Jenny Lind.

Die blieb auch nur so lange bei der Oper, bis sie sich ein Sort gemacht hatte, dann sang sie nur noch in Oratorien und zu philanthropischen Zwecken, teils in England, teils in ihrer schwedischen Heimat, wo die Armen ihr Andenken segnen.

Im Burgtheater gab es eben nichts ersprießliches Neues, wir fristeten unser Repertoire mit alten oder sonst harmlosen Stücken, da weder Freytag, Gutzkow, noch Laube Eingang bei uns fanden und ich kann nicht leugnen, daß es etwas schläfrig bei uns herging. Man fühlte, es hinge etwas in der Luft, das herabzufallen drohte.

Es war am 13. März 1848, als wir eben Probe von einem neuen Stücke Friedrich Halms hatten, es hieß „Verbot und Befehl", da rief man uns plötzlich an das große Fenster unseres Konversationszimmers, welches die Aussicht auf den Michaelerplatz hatte. Dort sammelten sich Menschen zu dichten Massen, aus der Herrengasse kam ein geschlossener Zug feingekleideter Herren, hinter ihnen eine Schar Studenten, die festen Schrittes in den Burghof marschierten. Das war der Beginn einer Revolution, die mit dem Spazierstock in der Hand anfing und mit blutigen Köpfen endete. Natürlich wurde die Probe unterbrochen, wir eilten alle nach Hause und harrten der Dinge, die da kommen sollten, die nun längst bekannt — ja, eigentlich schon Geschichte geworden sind. Nachmittags gab es Barrikaden und Verwundete, am 14. wurde Preßfreiheit proklamiert, die Bewaffnung der Bürger gestattet. Erzherzog Ludwig dankte ab, Fürst Metternich trat zurück und der Polizeiminister Graf Sedlnitzky wurde abgesetzt. Am 15. wurde die Konstitution gegeben, am 16. fuhr der gute Kaiser Ferdinand durch die Straßen, wurde bejubelt und am Abend mußten wir die Fenster beleuchten. Am 17. war das Leichenbegängnis der Gefallenen und dann trat scheinbare Ruhe ein, die sich fortsetzte bis zum 26. Mai.

Selbstverständlich waren in diesen sturmbewegten Tagen alle Theater geschlossen, aber sowie die äußerlichen Spuren der Revolution verwischt waren, mußten wir unsere Tätigkeit wieder aufnehmen — aber wir waren mit einem Male in eine ganz andere Atmosphäre versetzt. Vorläufig war sie schwül. In den Vorstädten griff man nun gleich nach den früher verbotenen Stücken und jetzt war auch bei uns der Auferstehungstag für die „Karlsschüler" gekommen. Laube eilte selbst herbei, sein Stück in Szene zu setzen und dies gab den Ausschlag zu seiner späteren Berufung. Bei den Proben, die er abhielt, erkannten wir alle unisono seine ungeheure Befähigung und unser Holbein an der Spitze hatte den dringenden Wunsch, ihn an seine Seite zu berufen — als Dramaturg. In diesem Sinne nun sollte ich wirken, ihn dem Oberstkämmerer als dazu geschaffen empfehlen, was ich auch mit voller Überzeugung tat. Wieso es dann später kam, daß er statt dessen Direktor geworden, hat er selbst umständlich in seinen Theatererinnerungen oder in der Geschichte des Burgtheaters erzählt. Am 24. April wurden die „Karlsschüler" zum ersten Male gegeben. Die Besetzung war außerordentlich, ein Zusammenwirken unserer besten Kräfte. La Roche, Wilhelmi, Beckmann, Julie Rettich und Amalie Haizinger, Fichtner als Schiller — hinreißend, Mutter als Generalin unvergleichlich. Laura ist eigentlich ziemlich untergeordnet, aber einen solchen Jubel, wie an diesem Abend, hatte ich in unserem ruhigen Burgtheater noch nie erlebt. Das Stück wurde zahllose Male wiederholt und es war merkwürdig, wie man eigentlich der Volksstimmung den Puls fühlen konnte, an den Stellen, die sich auf die jeweiligen politischen Verhältnisse bezogen — je nach dem Beifall, mit dem sie begleitet wurden.

So war denn mit einem Male der Ernst des Lebens an mich herangetreten, meine Harmlosigkeit war dahin — und doch wurde weiter und weiter gespielt, als ob alles wieder beim alten angelangt wäre und man ahnte nicht, wie die Flocke, die gelöst war, sich langsam zur Lawine ausbildete. Am 15. Mai war schon wieder ein Aufstand der Legion. Es muß vieles unter der Asche geglimmt haben, denn vom 25. auf den 26. Mai wurde in der Nacht die Sturmglocke von St. Stephan geläutet, das Zeughaus geplündert und es wurden wiederum, aber dieses Mal zahllose Barrikaden gebaut. Mein Schlafzimmer, getrennt von den übrigen, ging in den Hof, ich hörte nichts, schlief noch den Schlaf des Gerechten — als mich meine gute Mutter um 6 Uhr früh aufweckte. Die arme Frau hatte bei dem wüsten Lärm kein Auge geschlossen, ihre Fenster gingen auf den Judenplatz unweit des kaiserlichen Zeughauses. Sie hatte alles mitangehört und als endlich gegen Morgen etwas Ruhe eintrat und sie das Fenster öffnete, um ein bißchen frische Luft zu schnappen, stand mitten auf dem Platze ein geharnischter, schwarzer Ritter mit aufgepflanzter Standarte, der schrie, als er sie erblickte: „Da ist ja auch so eine schwarzgelbe Kanaille!" Sie prallte gleich zurück, duckte nieder, kroch ins Nebenzimmer, um aus der Schußlinie zu kommen, aber ihre Nerven waren natürlich furchtbar erschüttert und von den sich stets wiederholenden Aufregungen jener schweren Zeit datiert auch die Krankheit, welche später ausbrach und ihr Leben bedrohte.

An diesem Tage spielte sich auch die Szene ab, welche mein Gatte in seinen Memoiren schilderte, wo Mutter mit den Barrikaden-Männern unterhandelte, als diese ihre Möbel zum Bauen verlangten.

„Was wollet Ihr denn mit meinem kleinen Schreibtischle für Barrikaden baue? Des isch ja zu schwach. Aber da drübe wohnt einer, der verkauft große Kischte, die passe besser dazu." Das half. Ach, sie war ja selbst in ihrem Jammer noch komisch. Nicht lange danach ragte auch richtig eine regelrechte Barrikade bis zum Fenster unseres sehr niedrigen ersten Stockes, wo dann von Zeit zu Zeit ein Proletarierkopf auftauchte, um zu beobachten, was bei uns vorging. Es war nicht viel zu sehen, außer einem Paar schutzloser Frauen, die sich in diesen Zeiten des Umsturzes gar nicht zurechtfinden konnten. Bei jeder Barrikade stand eine Arbeiterin, die sogenannten „lieben Schwestern", mit den noch unpopulären runden Hüten und Tellern in den Händen, wo man seinen Obolus entrichten mußte. Man hatte zwar überall mit Kreide angeschrieben: „Heilig ist das Eigentum", aber wehe dem, der ohne Geld an diesen Megären vorüberkam. Aus Neugierde wagten wir uns einmal in die Nähe der Universität, am Ende der Bäckerstraße, wo Barrikade an Barrikade errichtet war und bei einer jeden stand auch eine edle Sammlerin.

Wir hatten bereits eine ziemlich bedeutende Barschaft ausgegeben, als wir uns dahin verloren, und wiesen die Teller zurück mit dem Bemerken, daß wir bereits schon alles hergegeben hätten. Was wir da anhören mußten, war nicht mehr heimlich und wir flüchteten eiligst zu Fräulein Adamberger auf den alten Fleischmarkt, baten um ein Darlehen, damit wir unberührt von der Liebe dieser Schwestern in unsere Behausung gelangen konnten. Hier wurden wir von Löwe mit der Nachricht empfangen, er habe soeben den Grafen Dietrichstein befreit. Der arme, alte Herr wurde mit noch einigen anderen Aristokraten als Geißel auf der Aula gefangengehalten. Wir hatten einen Todesschrecken. Kaum war Löwe davongerannt, stürzte Lukas zu uns (unsere

Schauspieler waren nämlich bei der Nationalgarde) und rief: „Ich will Euch nur schnell melden, daß es mir gelungen ist, den Grafen Dietrichstein zu befreien“ und wiederum nach einer halben Stunde kam atemlos Dr. Bacher mit derselben Kunde, daß er sich beeile uns mitzuteilen, Graf Dietrichstein sei durch ihn befreit. Welcher von den Dreien der eigentliche Befreier war, konnten wir nicht eruieren, aber das Faktum genügte, daß wir uns unverzüglich auf den Weg machten, um nachzusehen, wie die alte Gräfin die ganze Situation aufnahm. Es ging ihr aber wie mir in jener fürchterlichen Nacht, sie hatte keine Ahnung von allem, was inzwischen vorgefallen war, da ihr Schlafzimmer von dem ihres Gemahls durch mehrere Gemächer getrennt war.

Sie schlief ganz ruhig in den Morgen hinein, als mit einem Male die Vorhänge ihres Bettes auseinandergerissen wurden und ein fremder junger Mann mit dem Kalabreser auf dem Kopfe, den Schleppsäbel an der Seite, vor ihr stand. Sie glaubte zu träumen.

„Was ist denn los?“ schrie sie.

„Erschrecken Sie nicht, Exzellenz.“

„Ich bin aber schon erschrocken.“

„Ich komme nur, Sie zu beruhigen.“

„Wegen was denn? und wer sein S' denn?“

„Ich bin Student, komme von der Aula, wo Ihr Herr Gemahl als Geisel gefangengehalten ist, aber ich stehe dafür, daß ihm kein Haar gekrümmt werden soll.“

Damit empfahl er sich, ohne seinen Namen zu nennen.

Kaum hatte sich die arme, alte Gräfin von ihrem Schrecken erholt, als von neuem an der Glocke gerissen wurde und der Student zum zweiten Male erschien.

„Was wollen Sie denn schon wieder?“ rief sie erschrocken.

„Beunruhigen Sie sich nicht, gnädigste Gräfin, und entschuldigen Sie, daß ich Sie nochmals belästige, aber ich hatte leider das Wichtigste vergessen, ich sollte Sie nämlich fragen, was denn Se. Exzellenz gewohnt sei, zu Mittag zu speisen.“

Noch während wir bei der Gräfin waren, kam der Graf auch faktisch zurück und es scheint, daß wirklich alle drei Retter als Nationalgardisten für ihn eingetreten waren, daß aber die ganze Sache nicht ernsthaft zu nehmen war, denn alles wurde mit einer Gemütlichkeit abgetan, als ob man es nur mit Kindern zu tun gehabt hätte. Alle, wir mit inbegriffen, verstanden den Ernst der damaligen Zeit nicht im mindesten. Wir sollten ihn erst später kennen lernen.

Trotz dem allgemeinen Wirrsal zog es immer wieder Fremde von Bedeutung nach Wien. Teilweise aus Neugierde, teilweise in künstlerischer Hinsicht, da die Zensur aufgehoben und nun Aussicht war, die einst verbotenen Stücke vor die Lampen zu bringen. Wir empfanden diese Abwechslung auch im eigenen Hause als eine nicht zu unterschätzende Wohltat, die uns über die Misere der Gegenwart erhob. Ein sehr liebenswürdiger Gast stellte sich öfter bei uns ein, Gustav zu Putlitz, der sich als späterer Intendant des Karlsruher Hoftheaters unvergängliche Verdienste erwarb. Er war damals noch Anfänger und wir brachten seine niedlichen Stückchen, wie „Herzvergessen“ und „Ein Hausmittel“, zur Aufführung, deren Erfolge ihn sehr befriedigten. Laube gesellte sich oft dazu und in dieser Gesellschaft konnten wir doch wieder ein bißchen geistig aufatmen. Doch dies war nur eine kurze Episode, denn nach dem kritischen Moment des

26. zogen beide von dannen und Laube zwar so schnell, daß er seinen Koffer bei den Barrikaden durchzwängen mußte, weswegen er später oft geneckt wurde und Halm an seiner Courage zu zweifeln begann. Bald darauf kam auch unser guter Papa Haizinger aus Karlsruhe, aber trotzdem wir nun einen männlichen Schutz für alle Eventualitäten hatten, sehnten wir uns doch nach dem Ferienmonat — unserer Zeit der Freiheit, denn in Wien wurde es täglich unbehaglicher.

Wir waren nicht ganz im klaren, wohin unsere Schritte lenken. Ein sehr vorteilhaftes Gastspiel nach Hamburg lehnten wir ab, weil wir uns nicht so weit von der Heimat trennen wollten — da machte uns Vater den Vorschlag, wir sollten mit ihm nach Wilfersdorf gehen, um den Ort kennen zu lernen, wo er das Licht der Welt erblickte.

Das war ein böser Gedanke, aber aus Sentimentalität machten wir ihn zur Tat.

Wir wohnten dort in einem ganz neuen, kaum fertig gewordenen Haus ohne Garten, ohne jeglichen Komfort, wir waren halt nur unter Dach.

Kaum fing es an, etwas behaglicher zu werden, erhielten wir den Befehl zurückzukehren, da der Reichstag den Ukas erließ, das Burgtheater müsse eröffnet werden.

Das war eigentlich ganz ungesetzlich, aber darüber dachten wir nicht nach, als getreue Pflichthämmel folgten wir, während sich die anderen auf ihr Recht stemmten — und fort blieben.

So wurde denn am 25. Juli wieder mit „Dorf und Stadt“ begonnen und das Repertoire schleppte sich mühsam weiter bis zur Rückkehr des gesamten Personals. Unterdessen aber standen die Wohltätigkeitsvorstellungen in voller Blüte. Von jetzt an natürlich für die Studenten. Es kamen gleich sechs auf einmal, die Mitwirkung zu erbitten. Saphir schrieb dazu eigens neue Gedichte und — conditio sine qua non — wir mußten mit deutschen Farben erscheinen. Nun war ich zwar allerdings eine Deutsche von Geburt, aber eine naturalisierte Österreicherin und hing mit schwarzgelber Treue an dem Kaiserhause, dem ich zum tiefsten Danke verpflichtet war, und hätte mich zu einer Demonstration nie verstanden; als aber der Kaiser auf seine Burg selbst die schwarzrotgoldene Fahne aufhißte, so mußten auch wir diese Konzession machen. Am 12. August kehrte unser Monarch zurück und zog nach Schönbrunn. Im Schloßtheater wurde wieder gespielt, am 21. war wieder eine Arbeiterrevolution, kurz, keine Ruhe, ein trüber Horizont — da leuchtete uns plötzlich eine freundliche Sonne. Tony kam auf 48 Stunden nach Haus. Wir waren selig. Wir hatten ihn wieder, für dessen Leben wir so oft gezittert, er kam unversehrt mit geraden Gliedern aus dem glorreichsten Feldzug zurück. Unser erster Gang war nach St. Stephan, um Gott für seine Erhaltung zu danken. Unsere Herzen waren ja die ganze Zeit bei unserer Armee und alle sogenannten „Kiebitze“ des Feldmarschalls Radetzky, welche nach Wien kamen, wurden von uns wie Familienangehörige aufgenommen, zu diesen zählte auch Graf Karl Schönfeld, der sich am 4. Oktober mit einem Schreiben Tonys bei uns einführte. Mit Tonys Abreise aber verfinsterte sich wieder der Himmel.

Am 6. Oktober früh hörte ich wieder die Alarmtrommel schlagen, aber wir waren daran schon so gewöhnt, daß uns dieser Lärm keinen Eindruck mehr machte. Ich war nach Siebenbrunnen geladen, wollte eigentlich zu Hause bleiben, aber Mutter überredete mich, den schönen Herbsttag noch im Freien zu genießen. Ich fuhr also mit dem alten Dr. Menz zu seiner Familie, ahnungslos, was sich unterdessen in Wien vorbereitete und als ich gegen Abend zurückfahren wollte, kam mir schon innerhalb der Linie ein ver-

dächtig aussehender Pöbelhaufen entgegen, der johlte, schrie, den Livreekutscher vom Bocke reißen wollte und Triumph brüllte über die Ermordung des Kriegsministers Latour. Die Situation war entsetzlich, mit Schaudern empfand ich, daß nun die gefürchtete Lawine niedergegangen sei.

Es wäre Wahnsinn gewesen, weiterzufahren, ich befahl umzukehren und teilte meinen Freunden das Unerhörte mit.

Wir verlebten eine ganz entsetzliche Nacht, in der wir uns selbstverständlich nicht entkleideten, wir hörten nur von Ferne das Läuten der Sturmglocke. Ich erkaufte mir für teures Geld einen Boten, der sich in die Stadt zu meiner armen Mutter wagte und mir endlich gegen Morgen die erlösende Nachricht über sie brachte. Einen Brief, worin sie mich beruhigt und versichert, sie sei nicht schutzlos gewesen.

Den folgenden Tag, in aller Früh, schickte sie mir den damals noch jungen Arnsburg nach Siebenbrunnen, mich abzuholen. Nach den gestrigen Erfahrungen gingen wir zu Fuß nach der Stadt, über zerstörte Wege und Straßen, von einem unangenehmen Publikum verfolgt, welches uns links und rechts mit schwarzgelben Kanaillen traktierte. Als ich nach Hause kam, fiel mir meine gute Mutter in Aufregung weinend um den Hals. Sie hatte ja das fürchterliche Schauspiel in nächster Nähe erlebt, wie die Megären wirklich „mit Entsetzen Spott getrieben", wie sie mit den Tüchern herumtanzten, die sie in des unglücklichen Latour Blut getaucht hatten. „Das war wohl ein Tag — der kein Tag zu nennen war!" Und — nach all diesen vorangegangenen Greueln dekretierte der Reichstag abermals, es müsse zur Beruhigung der Gemüter im Burgtheater gespielt werden. Das war denn doch zu viel von uns begehrt — diesmal waren wir renitent und am 9. Oktober fuhren wir zeitig früh in aller Stille zur Stadt hinaus und flüchteten, da die Passage noch frei, nach dem schwarzgelben Baden. Dort aber sah es mit der Unterkunft sehr schlimm aus. Die Stadt war überfüllt und mit genauer Not bekamen wir hoch oben ein kleines Zimmerchen ohne Ofen im Gasthaus „zum Hirsch". Es war schon recht kalt und wir, die wir wie die Kinder davonliefen, waren mit nichts Warmem versehen, hatten nur ein bißchen Wäsche und Schuhzeug in einem Handkofferchen mitgenommen.

Wir dachten in unserer Unerfahrenheit — in 8 Tagen wäre die Stadt bezwungen und wir könnten dann ungehindert wieder zurückkehren. Ich hab's ja oft gesagt, daß mir der gesunde Menschenverstand fehlte, ich hatte nie die Fähigkeit, mich in fremde Situationen zu versetzen — dafür aber in alle möglichen fremden Empfindungen. Ich war ganz ratlos, denn Mutter bekam wieder schmerzhafte Krämpfe, deren Ursache wir damals noch nicht kannten. Sie sollte Umschläge von Haarlinsen bekommen, aber wir hatten weder Linnen noch Medikamente bei uns — es war wirklich rein zum verzweifeln. Doch „Der Herr verläßt die Seinen nicht". Eines Tages führte er uns eine gütige Fee zu, welche uns von diesem Jammer erlöste. Hofrätin Linden, eine Gönnerin des Burgtheaters, hörte von unserem Elend und war auch gleich bereit, uns beizustehen. Wir kannten sie kaum vom Sehen, sie kam einfach zu uns und bot uns die leerstehende Wohnung ihrer Tochter Wehli an, die nach Graz geflüchtet war. Unter den obwaltenden Umständen war dieser wohlwollende Antrag für uns eine Erlösung und so nahmen wir ihn denn auch mit dankerfülltem Herzen an. Meine arme Mutter war ja nun geborgen. Wir fanden nicht nur komfortable Unterkunft, sondern auch in der Hofrätin und in ihrer herzensguten Tochter Elise den liebenswürdigsten Umgang und — was in jener Zeit

nicht zu unterschätzen war — eine prächtige, alte Köchin, welche für des Leibes Notdurft sorgte. Mutter legten wir gleich zu Bette, machten ihr die verordneten Umschläge und ihre elastische Natur half ihr diesmal noch über den Ansturm des unerkannten Übels hinweg. Im Laufe der Begebenheiten fand sich auch ein tapferer Held, der aus der Wiener Wohnung die notwendigen Kleidungsstücke herbrachte und so versorgt, konnten wir ausharren, bis Jellacic die Wege nach der Metropole wieder ebnete. Wir lernten ihn auch persönlich kennen. Er war eine interessante Erscheinung, ein geist- und talentvoller Mann und hatte an seiner Seite einen ebenfalls künstlerisch angehauchten Begleiter, den Grafen St. Quentin, dessen Buch „Der deutsche Soldat" mit eigenhändiger Widmung in meiner Bibliothek zu finden ist. Fortsetzung folgt.

Die Ausstellung für religiöse Kunst in der Sezession.

Von Heinrich Swoboda.

Etwas Kühneres läßt sich kaum denken als der Entschluß, in der Sezession eine religiöse Kunstausstellung zu veranstalten. Das ist, wird mancher glauben, der höchste Übermut oder es bricht elementar ein inneres Bedürfnis durch, das seine glänzendste Rechtfertigung gerade vom Standpunkt der Kunst in sich trägt. Denn wenn wir vor einer Regenerierung der Kunst stehen, kann diese, ohne auf das religiöse Gebiet überzugreifen, nicht erfolgen. Die kirchlichen Probleme zwingen zur Monumentalität, und zwar mehr als jeder andere Kunstinhalt. Nichts war richtiger und unrichtiger zugleich, als der Versuch, der modernen Kunst den Eintritt in die Kirche zu versperren, mit der Begründung, daß sie „unkirchlich" sei. Das hieß so viel als: du hungerst, denn ich gebe dir keine Nahrung.

Es ist schon viel über diese Kluft zwischen Klerus und Künstlern, zwischen Kirche und Kunst in der letzten Zeit gesagt worden. Was sich in diesen Dezennien als kirchliche Kunst brüsten und auf unseren Altären breit machen durfte, gereichte der Kirche durchaus nicht zur Ehre. Die „Enkelin Gottes", wie Dante die Kunst nennt, war zur Fabriksmagd — wortwörtlich — erniedrigt worden. Aber ebenso suche man die andere Hälfte der Erklärung auf Seite der Künstler selbst. Sie entfremdeten sich innerlich der Kirche. Wie sollten sie da für die Traditionen und Vorschriften der Liturgie in der Architektur, wie für den psychisch vertieften Ausdruck der figuralen Künste ein Verständnis haben? Die trefflichsten Kräfte hat die Ausstellung der Leo-Gesellschaft im Künstlerhaus während des vorigen Jahres vorgeführt, aber ebenso ergab sich ein überraschender, wahrheitsgetreuer Querschnitt durch unsere Kunstzustände: so viel künstlerische Kraft, so viel guter Wille und ebensoviel Mangel an Aufträgen, weil das Seelenecho fehlte.

Wie Diagnose und Prognose verhalten sich die beiden Ausstellungen zueinander. Die jüngst eröffnete ist aber ein gewaltiger Schritt voran und im Wiener Kunstleben im allgemeinen trat damit eine wesentliche Wendung zum Besseren ein. Die Sezessionsausstellung ist nicht aus jener erwähnten Ausstellung der Leo-Gesellschaft hervorgegangen trotz persönlicher Berührungen und trotz der Identität des Hauptfaktors. Diese Ausstellung und der für sie charakteristische Gedanke, die Beuroner Benediktiner einzuladen, ist spontan, völlig und einzig von der „Rumpfsezession" ausgegangen, dabei den anschaulichsten Beweis

gebend, daß sie Herz und Kopf hat, eine Tatkraft, die vor dem Verblüffen nicht zurückscheut, aber auch jene überragende Intelligenz, die aus der Fülle von Zeitumständen und innerem Bedürfnisse aller Kunst heraus energisch denkt und urteilt. Darum mangelt dieser Ausstellung der kleinliche Zug, der vielleicht — es lag nahe — die Konkurrenz gefürchtet hätte. Im Gegenteile: die Beuroner Kunst und was wir an ihrer Seite jetzt stehen sehen, stützt und belebt sich wechselseitig, hätte aber auch, wenn die Ausstellung mißlungen wäre, wenigstens für Wien ein gemeinsames Grab gefunden.

Aber das Mißglücken war eben für jeden Tiefblickenden von vornherein ausgeschlossen. Einmal aus dem höchst einfachen Grund, weil jene Kunstrichtung, die wir mit dem Sammel- und Schlagwort „Sezession" nennen, eine notwendige Reaktion war, einen lange vorbereiteten und entwickelten, gesunden Kern hat, der vielleicht manchen ihrer eigenen Anhänger und gerade den blindesten Verteidigern verborgen blieb. Man mag über die Mißgriffe der gärenden Geister wie immer denken und Spottworte dafür prägen, ein billiges Vergnügen, aber die asketisch-romantische Veranlagung dieser Richtung gab einem ihrer Gegner das unfreiwillig wahre Wort, die Sezession lehne er ab wie den Cäcilianismus in der Kirchenkunst. Nicht als ob wir in der purifizierenden und uniformierenden Kirchenmusik den wünschenswerten Höhepunkt sähen, aber gewiß mußte auf die hohle, äußerliche Effektkunst der letzten Dezennien eine innerlich vertiefte Abkehr, herb im Beginn und im Verlauf, erfolgen, um so herber, als eben auch hier Extreme wieder zunächst ein Extrem hervorrufen.

Daß dabei die hochakademische Vollendung der Form nicht immer angestrebt wird, liegt im Wesen der romantischen, nicht der klassischen Tendenz. Vielleicht dürfen wir die Klassizistik (um das häßliche Wort zu gebrauchen) dahin definieren, sie sei das Streben, durch die absichtlich vollendete Form das Schöne zu erreichen, die Romantik entbehrt aber gern der „absoluten" irdisch-menschlichen Vollendung, sie prägt das Schöne auch im bewußt Unzulänglichen, für sie ist diese Vollendung nicht Selbstzweck. Ist sie damit weniger christlich? Zwischen diesen beiden Polen geht das Pendel des Kunstgeschmackes unablässig hin und her. Die erstere Richtung ist gewiß keine spezifisch heidnische, wie es Lübke und seine Nachbeter von der Renaissance sagten, und ebenso weit ist die letztere vom Kult des Häßlichen entfernt. Stil haben sie beide, denn sie sind künstlerisches Menschenwerk; eine stillose Schönheit ist nur im einzig Absoluten, im Unendlichen denkbar.

Der Ausstellung war aber das Gelingen auch noch aus einem anderen Grunde gesichert. Das ist das Geniale an diesem Plan, daß er ein konzipiertes Kunstwerk war, schon bevor die Ausstellung selbst zu stande kam. Oder richtiger, es war ganz natürlich und durchaus nichts Gekünsteltes, daß sich die hieratischen Mönchskünstler und die Wiener, nicht Exzessionisten, sondern Sezessionisten fanden. Man lese über diese zwei Wege, die sich schließlich finden mußten, das prächtige Geleitwort Kraliks im Katalog der Ausstellung. Vor Jahresfrist führte der Schreiber dieser Zeilen das Oberhaupt der Beuroner Kunstschule, P. Desiderius Lenz, einen Mann, ehrwürdig wie Moses, der die Natur liebt wie ein Franziskus von Assisi, mit einem Wort, einen wahren modernen Propheten, zu einem Propheten des Modernismus, zu Otto Wagner. Nie werde ich als einziger Zeuge jener Szene den mächtigen Eindruck vergessen, den diese Konfrontation der zwei Kunstpäpste machte. Das Befriedigende und das Unbefriedigte der Aussprache faßte P. Desiderius in dem Satz zusammen: „Jawohl, Herr Oberbaurat, wir Beuroner sind eben die

Sezession *vor* der Sezession.“ Gewiß aber geht, wie ich in den letzten Tagen genau erfuhr, der Gedanke zur vorliegenden Ausstellung nicht auf jene Begegnung zurück, sondern er bestand ganz unabhängig davon; ja, wie es scheint, plante ein organisatorischer Kopf der heutigen Sezession schon früher diesen sachlich und taktisch vollberechtigten Gedanken.

Nach der Scheidung der Geister wurde nun der Plan verwirklicht, und wir stehen vor einer der interessantesten Ausstellungen, die wir jemals in Wien gesehen haben. Ich kenne P. Desiderius und seine prinzipielle Zurückgezogenheit und hielt es, nachdem ich zu Ostern selbst in Monte Cassino in einer anderen Sache eine Fehlbitte an ihn gerichtet, für ausgeschlossen, daß die Klosterkunstschule mittun werde. Er hat gewiß ein großes Opfer gebracht, und der ganze Kultursegen des alten benediktinerischen Mönchtums zeigte sich für jeden deutlich, der die inneren Vorgänge der Verhandlungen, die auf die Bitte der Wiener Sezession folgten, kennt. Das war ein tiefer Blick in die Grundlagen des XX. Jahrhunderts, den diese weltfernen Geister taten, und endlich kam das ersehnte Wort der Zustimmung.

Das Opfer der Beuroner Kunstschule besteht in folgendem. Jeder sieht allerdings sofort ein, daß diese toten Kartone und flüchtigen Skizzenblätter kein eigentliches Vorstellungsbild der Ausführung geben. Aber schließlich kann man bald mit dem Schnellzug nach Prag fahren, um außer der Emauskirche, wo die Mönche eines ihrer Klöster haben, in St. Gabriel die Farbenpracht ihrer Fresken zu empfinden. Niemand hat dafür die große Trommel geschlagen und doch ist dieser Kirchenschmuck von dem Himmelsglanz des Altares und des Chores bis zu den indigoblauen Pfeilern herab, ohne jede Übertreibung, schon von rein koloristischem Standpunkt, eines der herrlichsten kirchlichen Werke, die wir haben. P. Willibrord gab uns ja in der Ausstellung mit seinem Bilde der Erbsünde eine kleine Probe für das feinfühlige Kolorit, die selbstbeschränkende Zucht seiner Schule. Nein, das ganze Opfer kann nur der ermessen, der in der Krypta von Monte Cassino diesen Kulminationspunkt der Beuroner Kunst geschaut. Ich bin gewiß ein Freund dieser Kunst und habe schon 1883 Hofrat Eitelberger veranlaßt, nach Prag zu gehen, um diese damals eueste Erscheinung am Kunsthimmel zu sehen. Eitelberger kam voller Bewunderung zurück und schrieb darüber auch, wenn ich mich recht erinnere, in den „Mitteilungen der Zentralkommission“. Durch die folgenden Jahre war mein Interesse für diese „ägyptische“ Kunst mit vollem Bewußtsein auch dessen, was ihr fehlt, stets wach, und ich erinnere mich auch gelegentlicher kleiner Auseinandersetzungen mit P. Desiderius — aber als ich heuer zu Ostern die in Restaurierung begriffene Krypta von Monte Cassino an der Seite des Meisters betrat, umfingen mich die Schauer eines heiligen Grabes, in dem sich soeben eine wahrhaft glorreiche Auferstehung vollzieht. Die Beuroner haben gewiß nicht die einzig zulässige Kunstform der Kirche, aber ebensowenig stehe ich an, zu erklären, daß das erste kirchliche Bild- und Dekorationswerk der Gegenwart die Krypta auf Monte Cassino ist. Und unter dem Eindrucke dieses Werkes gab ich, an jenes in Wien gesprochene Wort erinnernd, meine Überzeugung und kein profanes Kompliment für P. Desiderius: „Sie sind nicht die Sezession *vor* der Sezession, sondern *über* der Sezession.“

Zu diesen Kartonen unserer Ausstellung müssen nicht nur die Farben, sondern es muß aus innerlicher Notwendigkeit die Mosaiktechnik hinzutreten. Die monumentalste Technik für den monumentalsten Stil! In Monte Cassino sieht man, daß dies die Probe aufs

Exempel ist, nicht eine Äußerlichkeit, die hinzutritt. Prinzipiell darf in der kirchlichen Kunst die Technik nicht den Inhalt schlagen, dort sind sie aber wechselseitig Lebensbedingung. Darum fehlt eine wesentliche Voraussetzung für die Beurteilung der Beuroner Arbeiten im Wiener Ausstellungsgebäude. Man sehe sich einmal den Kelch an, gleich rechts beim Eintritt der erste. Er ist nicht gotisch und nicht romanisch und hat nicht sonst irgend einen in den Handbüchern registrierten Stil, aber er hat Stil und Farbe und Goldglanz und Email. Nun denke man sich daneben die Zeichnung desselben Kelches. Ebenso groß ist der Unterschied zwischen dem Eindruck jener verblaßten Kartone und ihrer Ausführung in Mosaik auf dem Cassinoberg. Darauf hat die Beuroner Kunstschule bei dieser Ausstellung verzichtet; das ist ihr größtes Opfer, vielleicht eine Gefahr, trotzdem aus den Zeichnungen schon der Geist jener hieratischen Kunst leuchtet, die wie die Musik für Leibniz „eine unbewußte mathematische Übung der Seele“ für unsere Mönchskünstler bedeutet. Nur blüht bei ihnen nicht unbewußt, sondern mit bewußter Absichtlichkeit jenes mathematische Stilelement auf, das alles in seine Fessel legt, ohne jedoch unnatürlich, leblos, krampfhaft oder lächerlich zu werden. „Stilisiertes, Karikiertes und schlecht Gezeichnetes sind Sachen, die durchaus verschieden sind. und doch ganz nahe beieinander liegen,“ sagt P. Desiderius. In diesen Bildern ist mehr Ethos als Pathos, was freilich erst der wiederholte Besuch der Ausstellung erkennen läßt. Der Verzicht dieser strengen Gestalten auf den Reiz der landläufigen prickelnden Vollendung wäre nur dann ein Fehler, wenn die Ruhe der Seele nicht auch noch Leben wäre. Die zwei schweren Geheimnisse: Ordnung und Leben, die sich oft bekämpfen und stets ergänzen, haben hier eine Kunst des positiv empfundenen, nicht des süßlichen, sondern des erkämpften Friedens geschaffen, nicht ein konturenloses Nirwana des Geschmackes.

Wir begrüßen also an dieser Ausstellung zunächst zweierlei. Die Tatsache, daß sie in der Wiener Sezession zu stande kam und die Vorführung der Schola artistica Beuronensis. Das hat aber auch eine Energie und eine Opferwilligkeit von den Wiener Künstlern verlangt, die nicht unerwähnt bleiben darf. Wir sehen ab von den materiellen Opfern, obwohl diese gerade hier sehr hohe sein mußten. Das ideale Kapital interessiert uns. Wir erfahren, daß am Abend, als die sieben Themen für die Baptisteriumwand vorgeschlagen wurden, dieselben sofort zwei- und dreimal vergriffen waren. Wer hätte diese Begeisterung für religiöse Gegenstände da vermutet? Die Bilder wurden al fresco an Ort und Stelle ausgeführt. Andri malte auf seinem Gerüste vom frühen Morgen an, ließ sich die Speisen ins Haus bringen und war dabei über die Klostergemeinde seiner Brüder ein strenger Regent. Eine Reihe von kirchlich sehr willkommenen Kreuzwegstationen in Majolika verunglückte beim Brand; Engelhart arbeitet noch im Untergeschosse des Hauses an einem Mahagonitabernakel, das kostbar ist in seinem Material und kostbarer in der Engeldekoration mit den Leidenswerkzeugen, während ein segnender Christus die Füllung des Türchens einnimmt: die altchristliche Turris eucharistica mit verschwenderischer Kunst ausgestattet, modern im edelsten Sinn und tadellos kirchlich. Hoffentlich wird es noch in der Ausstellung zu sehen sein. Aber auch das, was geleistet wurde, in drei Monaten während der unbequemsten Zeit des Jahres, verdient das volle Lob vom Standpunkt der Kunst und mit nur unwesentlicher Einschränkung auch vom Standpunkt der Kirche.

Das Arrangement des Ganzen bedeutet zunächst einen Sieg des Architekten Plecnik. Diese schmale und steile Apsis baut nur ein Moderner in das breite, gedrückte obere

Feld. Hier ist keine Linie nnmöglich, aber ihr Zusammenspiel ist so, wie wenn es eben so sein müßte. Nach der Beschreibung war es mir unfaßbar, wie sich darunter noch das Fenster als gelegentliche Benützung des rückwärtigen Tores einbaue, aber wer es einmal gesehen hat, möchte gewiß nicht das übrigens meisterhafte Fenster von Ederer aus dem Gesamtakkord lösen. Nicht nur weil es mit der goldstrotzenden Täuferfigur von Andri ästhetisch verwachsen ist, sondern weil es mit seinen kleineren Formen auch den gigantischen Eindruck des oberen Werkes fühlbarer macht.

Dort aber brausen die Engel als Gottesstimmen in die Welt hinaus und verkünden mit den Posaunen des Gerichtes das Evangelium der Erlösung. Gottes Ehre und die Rettung der Menschen von jener Erbschuld, die keines Beweises bedarf. Denn „die Natur seufzt noch immer und liegt in Geburtswehen" bekennt derselbe Paulus, dessen Bild hier die stürmisch erregten Züge zeigt, während ihm gegenüber Petrus, der Fels, ruhig die Schlüssel des Himmelreiches trägt.

Aber schon bei diesen zwei Gestalten wird der Beschauer die Empfindung haben, daß er dem Bilde zu nahe sei. Es verlangt die Dimensionen von S. Paolo fuori le mura. Man merkt dies insbesondere vor der Trinität. Es ist voll Gewalt empfunden und tief gläubig gedacht. Auch das vermögen wir biblisch-dogmatisch zu rechtfertigen, daß der Vater größer als der Sohn dargestellt ist. Nur stören uns die harten Schatten an der Stirn, die an Hodlers Tell oder an Moses-Hörner erinnern, es stören die in der Verkürzung doppelt groß erscheinenden Hände von Gott Vater. Doch das mögen unwesentliche Zufälligkeiten sein, andere stört es nicht. Nur gegen die Darstellung Christi halten wir Bedenken aufrecht, ohne sie eigentlich scharf ausprägen zu können. Die ganze Trinität ist in ein schattenloses Licht getaucht. Gewiß, „Gott wohnt in dem Licht, in dem keine Finsternis ist", sagt die Schrift. Aber das sagt eben die Schrift und nicht die Kunst. Wie die Kunst nicht das Licht, sondern nur die Farben malen kann, kann sie auch nicht ohne Schatten wirken. Gerade bei Christus, der die göttliche und die menschliche Natur vereinigt, fehlt dem Dogmatiker hier ein Ton der Körperlichkeit, den man bei Gott Vater viel eher vermissen kann. Es geht fast in einen künstlerisch-theologischen Disput über, wenn Herr Andri für seine Auffassung auf die Verklärung der menschlichen Natur Christi hinweist. Aber ohne Theologie geht es eben hier nun einmal nicht ab und darf nicht anders sein.

Schadet es der Kunsthöhe und der ästhetischen Wirkung der unteren sechs Bilder, daß sie gleichzeitig, unauffällig den Forderungen des Tridentinums entsprechend, eine monumentale Katechismusstunde bieten? Sechs verschiedene Künstler haben hier in wunderbarer Harmonie ein einheitliches Kunstwerk geschaffen. Sie führen uns das Taufsakrament nach Materie und Form, typologisch und biblisch-dogmatisch vor. Andri spricht, nein, betet die Taufformel: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Karl Müller läßt uns die Erschaffung des Wassers, richtiger die Scheidung des Festlandes von den Gewässern schauen, eine von Engeln bewunderte Urwelt-Landschaft, die auch für uns etwas Anheimelndes hat und sich neben den übrigen figuralen Bildern sehr gut als vollwichtiges monumentales Werk behauptet. In einer ganz neuen Auffassung, zart, aber durchaus nicht süßlich, zeigt der Beuroner Pater Willibrord den Sündenfall: Eva beugt das Knie vor der Immaculata. Aber ebenso überraschend ist die Tatsache, daß sein Bild aus den fünf übrigen nicht anders heraussticht, als wenn er eben auch einer der Wiener

wäre. Mit einer Spätwirkung der Corneliusrichtung langt hier die Erklärung, so viel Wahres sie auch enthalten mag, nicht aus. Die volle Individualität Jettmars zeigen die trauernd und furchtsam vor der, übrigens wenig deutlichen Wasserwand des Meeres hinwandernden Juden. Das typologisch auf die Taufe hinweisende Element der Rettung durch das Wasser kommt hier mehr durch die Tatsächlichkeit, als die subjektive Empfindung hievon zum Ausdruck. Aber dieser Künstler wird sich gewiß für kirchliche Arbeiten sehr gut eignen. Der Namensvetter des P. Desiderius scheint uns in seiner Wassertaufe einen Tropfen akademischen Öles zu haben. Die Glaubensinnigkeit des schwarzen Täuflings hat Maler Lenz vorzüglich ausgedrückt, ebenso möchten wir hier den erschütternd wahren und darum edlen Ausdruck im Antlitz des bekehrten Schächers auf dem Bilde „Begierdtaufe" von König hervorheben. Jeder, der in diesen Zügen liest, versteht die Stelle des Dies irae: Qui ... latronem exaudisti, mihi quoque spem dedisti. Der tote Christus mag vielleicht weniger gelungen sein. Dieses Problem aber war wohl das schwierigste. Es ist glänzend, künstlerisch und kirchlich bewältigt. Zwischen diesen zwei Bildern ist Engelharts „Bluttaufe", aber sein Thema liegt nicht zwischen den beiden anderen. Es ist schauriger als das letztgenannte, aber schon im Antlitz dieser trauernden Rachel liegt eine Ahnung des Trostes. Daß die toten Kinder abstoßend realistisch seien, kann nur der finden, der die obere Hälfte des Bildes nicht versteht. Es ist vielleicht kein Altarbild selbst, dazu eignet sich auch der Gegenstand nicht, aber an der Wand eines Baptisteriums kann diese Darstellung sehr wohl Platz finden.

Diese Künstler stehen wie eine festgeschlossene Phalanx da. Nehmen wir noch Schimkowitz mit seiner Herz Jesu-Statue, die in der Nähe dieser farb- und bewegungsreichen Wand verliert, und L. Bauer mit dem schwer hier anzureihenden, aber herrlich schönen Familienschrank und eine Auswahl von Mehofferschen Fensterentwürfen hinzu, so wird sich ein individuell verschiedener, aber dennoch unverkennbar homogener Charakter zeigen, den man in der Münchner Gruppe leider nicht findet. Doch von diesen und den übrigen haben wir nicht zu sprechen, so sehr uns Krämers Gartenszene entzückt und Tichys Seelenausdruck der bereuenden Stammeltern ergreift. Uns interessiert hier der Hauptraum, und da äußern wir den Wunsch, diese Wand in ihrer Gänze oder wenigstens so weit es sich tun läßt, zu erhalten. Die sechs unteren Bilder können sofort, vielleicht mit kleiner Revision, in einen kirchlichen Taufraum kommen; aber besser wäre es, die ganze Wand als das historische Dokument, das sie unbestreitbar ist und hoffentlich noch mehr werden wird, zu erhalten. Das wäre Aufgabe der modernen Galerie. Hier ist nicht „Christus im Olymp", sondern was wichtiger ist und wir leibhaftig erlebten: Christus in der Sezession.

Noch eine Folge des uns nunmehr tatsächlich Erwiesenen. Die Schwierigkeiten, für Künstler kirchliche Aufträge zu erlangen, gehen zum größten Teil auf die ungelöste Wiener Kirchenbaufrage zurück. Durch die Notkirchen ist die Kirchennot anschaulichst in Erinnerung gebracht. Aber damit ist nicht diese Baubewegung zu Ende gebracht und dem Bedürfnis genügt, sondern jetzt muß sie erst recht beginnen. Für das kirchlich praktische Leben der Gegenwart gibt es keine wichtigere Frage als die Organisation der großstädtischen Seelsorge. Das gilt nicht nur von Wien, sondern international wird und muß diese Erkenntnis sich durchbrechen. Und wenn es nun ein Frevel an der Kunst war, die Wiener Kirchenbauten zu verhindern, dann ist das lebendigste Kulturinteresse damit tangiert.

Chronik.

Neue Trauerspiele.

Ein bedenklicher Zug, den man nicht anders als artistisch nennen kann, geht durch das neuere Drama, das sich durch ein besonders starkes Abweichen von der Schablone Beachtung erzwingen will. Ein teurer Preis! Der ihn bezahlt, verliert bei dem Handel mehr, als er gewinnt: liegt nicht in einer gekünstelten Anlage oder Ausführung erst recht der Keim baldigen Todes? Übrigens ist in diesem Falle der Tod nicht einmal der Übel schlimmstes. Denn was sterblich ist, muß doch zuvor irgendwie gelebt haben. Kann man aber das papierene Dasein, zu dem neun Zehntel aller neuerschienenen Dramen aus Mangel an Nachfrage verurteilt bleiben, Leben nennen? Da werden nun allerlei Elixiere angewendet, um das in die Welt gesetzte Kind für den Kampf ums Bühnendasein zu kräftigen: wer aber kein geborener Dramatiker ist, vergreift sich leicht in den Mitteln und um so gründlicher, je mehr er klügelt. Es sind auch etliche Dichter darunter, die ihr Tiefstes und Bestes aussprechen — für ein winziges Häuflein von Lesern. In ihrem weltfremden Optimismus wähnten sie freilich, sich auch den Dank des großen Publikums verdienen zu können: die Enttäuschung, die ihnen nicht erspart bleiben kann, muß uns um ihretwillen aufrichtig leid tun. Es sind Dichter, wie gesagt, aber keine Dramatiker, und das an sich löbliche Wagnis des einen oder anderen, die Form des Dramas schöpferisch weiter zu entwickeln, mußte daher von Haus aus mißglücken. Der Liebe Müh' läuft schließlich wieder nur auf die Anbringung artistischer Züge hinaus; darnach kann man ihr Los des Nichtaufgeführtwerdens nicht einmal als ganz unverdient bezeichnen. Dem Zuschauer geschieht kein Gefallen mit noch so fein herausgearbeiteten Wortgemälden, die ihn, gehäuft, nur ärgerlich stimmen, weil er ihnen trotz seiner Bereitschaft zur raschen Auffassung nicht nachzukommen vermag; er fühlt sich durch eine seltsam verschnörkelte Fabel nur verwirrt und wird vollends kopfscheu vor Gestalten, deren hochgestimmte, hypermoderne Anschauung und Empfindung ihn mit Gewalt aus dem durch Lebenserfahrung gewonnenen Gleichgewichte seiner Seele ins Ungewisse zu stürzen strebt.

Selbst der Naturalismus greift jetzt, im Widerspruch zu seinem Namen und Begriff, zu künstlichen Mitteln, um den Weg aus der finsteren Sackgasse, in die er sich verrannt hat, herauszufinden. Das merkt man schon an der äußeren Toilette, in der sich Karl **Hauptmanns** jüngstes Drama „**Die Austreibung**" präsentiert.* Es ist wahr, Karl Hauptmann hat sich niemals in den Naturalismus so tief hineingewagt wie sein Bruder Gerhart, aber gerade dieses Stück läßt im Konflikt, in den Charakteren und der schlesischen Lokalfarbe den starken Einfluß des „Fuhrmann Henschel" erkennen. Nur reden die Leute in Versen statt in Prosa, eine rhetorische Ausschmückung, die vom Standpunkt der naturalistischen Kunst strengster Richtung geradezu als sündhaft bezeichnet werden muß, aber auch auf den objektiven Beurteiler, wie jede Inkonsequenz, fürs erste befremdend wirkt. Hauptmann sieht sich denn auch genötigt, seine Neuerung zu begründen und tut es in feinfühliger Weise. Rhythmus, sagt er, ist die heimliche Einteilung alles unseres lebendigen Tuns. Denn wir haben ein schlagendes Herz und wir atmen. Ohne Vordringlichkeit, als stiller Reigen, begleitet er jede Rede, er wächst mit der Erregung, und wenn ihn der Gang der Leidenschaft völlig aufgesogen hat, wird der freie Ausdruck der seelischen Bewegung gewonnen sein. Hauptmanns Stück ist in der Tat ein Drama der Leidenschaft: er nennt es tragisches Schauspiel, natürlich nur in dem Wortsinne, in dem man ein Lustspiel auch als komisches Schauspiel bezeichnen könnte; nicht im entferntesten ist etwa an eine neue Zwittergattung gedacht. Für diese Tragödie erschien es dem Dichter geboten, eben durch die Rhythmen die Umgangssprache seiner Häusler zu erhöhen, „um die Gestalten der Charakteristik der rein äußerlichen Wirklichkeit leicht zu entheben, ohne doch das Unmittelbare und Zufällige der natürlichen Rede preiszugeben". Diese Theorie ist wunderhübsch, aber leider hat ihr Verfechter sie durchaus unzulänglich in die Praxis umgesetzt. Von dem Rhythmus, um den es ihm zu tun ist, findet sich in den mit voller Absicht erbarmungswürdig zerhackten Versen nur eine verschwindend schwache

* Tragisches Schauspiel. München, 1905. Georg D. W. Callwey.

Spur. Eine kernige Prosa, aus der Mundart geschöpft, wäre hundertmal wohllautender gewesen. Wortkarg, wie seine in harter Arbeit aufgewachsenen Menschen sind, müssen sie sich nämlich linkisch, zaghaft, mehr stotternd und stammelnd als fließend ausdrücken. Ein ganzer Satz, zumal von mehr als primitiver Form, kostet sie schon einigen Schweiß. Uns will es freilich scheinen, als ob das Ungewohnte des metrischen Gewandes sie in ihrem sonst so selbstsicheren Wesen beirre! Natürlichkeit dort, die unvermeidliche Feierlichkeit taktmäßiger Schritte hier: so entsteht eine versifizierte Prosa, deren zwei Elemente Vers und Prosa sich genau so feindselig gegenüberstehen wie die bedauernswerten Hälften einer unglücklichen Ehe. Mit Wiederholungen, Selbstunterbrechungen, Exklamationen wird ein unglaublicher Unfug getrieben, und auf jeder Seite stören Flickworte, deren einziger Daseinszweck in der Ausfüllung der Verse besteht. Da ist vor allem der Ausruf: „Ha!", der ein-, zwei-, drei- und viersilbig immer wiederkehrt und dessen Betonung je nach Bedarf wechselt: bald hahāha bald hahāhahā — eine Spielerei, die zahlreiche Verse von der Art des folgenden zum besten gibt:

Hahahaha … ich möcht nur wissen, wie du

Und das will ein Fünffüßler sein! Der Dichter hat alle Ursache, in der Vorerinnerung den echten Leser zu bitten, den Vers nicht zu hören, und den echten Darsteller, ihn unhörbar zu machen. Die Verse sind eben darnach. Wer sie tadelt, hat nun wohl den Anspruch verwirkt, zu den „echten Lesern" zu zählen. Er muß darum aber noch lange nicht Splitterrichter gescholten werden. Denn die Form ist keineswegs eine so kleine Sache, daß die daran geübte Kritik den Vorwurf der Kleinlichkeit verdient. Obendrein hat der Fall symptomatische Bedeutung. Was verführte den Dichter dazu, statt guter Prosa schlechte Verse zu schreiben? Der wahre Schuldige ist wieder der artistische Zug, die Eitelkeit, sich lieber auf dem Drahtseil anstaunen zu lassen, als festen Fußes auf dem sicheren Erdboden vorwärtszuschreiten. Man darf dies umsomehr bedauern, als Hauptmanns Werk in allen übrigen Stücken wohlgeraten ist. Ein erotisches Problem, das uns in die dumpfe Sphäre der ungestümen Begierden, des tierischen Naturtriebes hinabführt, erscheint glücklich verbunden mit einer sozialen Frage, die uns an den fein geistigen Fäden des Heimatgefühles wieder in die Höhe zieht. Wie ein junges Weib, von unbändiger Sinnen- und Lebenslust erfüllt, den Böses ahnenden Gatten fast unter seinen Augen betrügt und gleichwohl so fest am Gängelbande hält, daß er, in einer schwachen Stunde den verderblichen Einflüsterungen der listigen Schlange Gehör schenkend, in seine eigene Austreibung von der erbgesessenen Scholle einwilligt, wie er dann aber zur vollen, niederschmetternden Erkenntnis der doppelten Untreue erwacht, der seines Weibes und der gegen sich selbst, um gleich darauf in eine Raserei zu verfallen, die nur von einem einzigen lichten Moment unterbrochen wird, dem Augenblicke nämlich, da er den Liebhaber erschlägt: das bildet den Inhalt des Dramas. Es ist kein Schattenspiel ohne Kern: die Menschen stehen leibhaftig vor uns, und niemand wird die Straffheit der Muskulatur vermissen, die dem dramatischen Körper notwendig ist. Und ein begabter Dichter hat es geschrieben, der ohne Raffinement, bloß durch seine Gestaltungskraft alle Saiten der Seele in Aufruhr zu versetzen weiß. Obendrein einer, der seine Heimat kennt und liebt. Er erfüllt uns mit Ingrimm gegen die Güterschlächterei, die auch in Schlesien die Einzelhöfe bedroht, und erwirbt sich unseren besonderen Dank, indem er es vermeidet, mit demokratischen Phrasen zu gunsten der Kleinen gegen die Großen zu wettern, sondern lediglich die Tatsachen für sich sprechen läßt. Und was die Wurzelechtheit seiner Gestalten betrifft, so kann sie keiner bestreiten, der die Bewohner Schlesiens mit den Augen seines Bruders Gerhart zu sehen gelernt hat. Die weichen Linien herrschen vor; etwas Gebundenes liegt in ihrem Wesen, und ein gewisser Fatalismus leitet sie an, wie in anderen Phänomenen so insbesondere in der Liebe eine Naturnotwendigkeit zu erkennen, der man sich beugen muß. Es mag landsmännische Dichter wohl reizen, in die Tiefen ihres Inneren, vor allem ihres Sexuallebens hineinzuleuchten. Eine Lieblingsfigur Gerharts begegnet auch bei Karl: das visionäre Mädchen im Grenzalter, halb noch Kind, halb schon verlangende Jungfrau. Eine, deren Phantasie unermüdlich arbeitet, deren Köpfchen voll bunter Märchenbilder steckt, die mit offenen Augen träumt. Gerharts Hannele und Ottegebe heißt bei Karl Anne und die an sich rührende Gestalt wird durch ihr Verhältnis zu den übrigen Personen nur noch rührender; denn der Geliebte ihrer zweiten Mutter, der am Ende erschlagen wird, ist auch der Erkorene ihres eigenen unschuldigen Herzens.

Hanneles Visionen nehmen einmal greifbare Gestalt an: wie ihr der trunkene Vater erscheint und sie bedroht. Die gleiche effektvolle Versinnlichung eines Wahngebildes gestattet sich Otto Hinnerk in seinem vieraktigen Trauerspiele „Kläre"*, dessen Heldin im übrigen freilich ganz andere Wege wandelt. Eine feine, ätherische Seele von einer so gesteigerten Sensibilität, daß sie nicht unter gesunde Menschen,

* Bonn, 1905, Karl Georgi.

sondern eher in eine Heilanstalt für Nervenkranke gehört: nicht umsonst spielt das Stück in Ärztekreisen. Es ist eine ererbte Anlage: ihr Vater war irrsinnig, sie wird es zum Schlusse auch. Ein weiblicher Oswald Alving? Nein; gleichwohl ist sie von Ibsens Geist mehr als bloß angehaucht: man mag sie mit Fug eine jüngere Schwester der Frau vom Meere nennen. Auch in ihre glückliche Ehe fällt der Schatten eines Mannes, nur noch grauenhafter anzusehen, und verfolgt sie im Wachen und Schlafen. Immer steht ihr das Bild des Jugendgefährten Egon vor der Seele, der sich um ihretwillen erschossen hat. Sie hat ihn in seinem Blute schwimmen gesehen und mit einer Schußwaffe in der Hand, einer klaffenden Wunde in der Schläfengegend erscheint er ihr in der erwähnten Halluzination. Hamlet würde sagen: „Schauderhaft, höchst schauderhaft!“ Gleichwohl wäre an der gruseligen Geisterbeschwörung nicht das geringste auszusetzen, wenn sie sich mit der nämlichen Notwendigkeit wie in eben diesem „Hamlet“ oder in „Macbeth“ in den Gang der Handlung einfügte. Aber das ist durchaus nicht der Fall. Zum wesentlichen Unterschiede von der Frau vom Meere gründet sich Kläres Gefühl der Zugehörigkeit zu dem Störenfried aus dem Jenseits keineswegs auf innere Seelenverwandtschaft, sondern nur auf die heftige Erschütterung ihres Gemüts durch den tragischen Tod des Freundes: unter andern Umständen hätte sie ihn vielleicht längst vergessen. Die ganze romantische Vorgeschichte scheint nur zu dem Zweck erfunden, um in die eine effektvolle Szene auszumünden; für das eigentliche Ehebruchsdrama, an dem Kläre nur passiv beteiligt ist, kommt sie nicht in Betracht. Dieses spielt sich vielmehr zwischen Kläres Gatten, dem Herrn Professor, und einer Schauspielerin ab. Dennoch ist das Stück mit Recht nach der weiblichen Hauptperson betitelt. Denn Kläre ist zwar keine Heldin im Handeln, wohl aber im Leiden und Entsagen. Ihre unfehlbare Hellseherei sieht die Ereignisse, die ihr Glück vernichten sollen, greifbar deutlich voraus; fern von dem Schauplatz der sich genau nach ihrer Prophezeiung vollziehenden Begebnisse fühlt sie in ihrer Stube alle Einzelheiten sozusagen körperlich mit. Eine betrogene Gattin und doch nicht betrogen. Schon deshalb nicht, weil die Personen ihr Herz auf der Zunge tragen; wie unter einem suggestiven Zwange beichten sie einander das Geheimste, auch das Sündhafteste, gleich nachdem es geschehen. Und das tun sie in einer merkwürdig gelassenen, gedämpften Sprache, deren gewollter Lakonismus sich mitunter seitenlang auf die kürzeste Form von Frage und Antwort, ein einsilbiges: „Wie?“ „Nun?“ „Ja“, „Nein“ u. s. w. beschränkt. Daran mag Gefallen finden, wer will; ich erblicke in dieser mißverständlichen Nachahmung des Ibsenschen Dialogs wieder nur einen artistischen Zug und finde ihn abscheulich. In das Grau dieser Sprache wird ein wenig Farbe und sehr viel Stimmung durch Sophokleische Verse hineingebracht, die der klassisch gebildete Verfasser zitieren läßt, um ihren Gedankeninhalt nicht nur weiter auszuspinnen, sondern auch durch sein Drama zu illustrieren. Man erhält so ein seltsames Gemisch von antiken und hypermodernen Elementen, deren Zusammenschweißung zu einem einheitlichen Ganzen trotz redlichsten Willens nicht gelungen ist. Und so sind auch die Gefühle gemischt, die das Stück in uns wachruft: halb Respekt vor dem immerhin nicht alltäglichen Mut des Verfassers, ein aus den Untiefen der menschlichen Seele geholtes Problem dichterisch zu bewältigen, halb Verdruß, daß er sich ohne Not in eine so starke Abhängigkeit von fremden Mustern begeben hat. Und der Schlußeindruck ist der: ein Talent ohne Zweifel, aber nicht gesundheitstrotzend und auf seine überschäumende Kraft pochend, sondern zart besaitet, feminin, das, wo es Hohes anstrebt, mitten auf dem Wege der Anlehnung und Stütze bedarf. Naturen von solchem Schlage pflegen nicht als Dramatiker, sondern als Lyriker und Epiker ihr Bestes auszusprechen.

Hinnerk entnimmt seine männlichen Figuren dem Ärztestande, dessen berufliche Wißbegierde gerade dem Dramatiker mannigfache technische Vorteile bietet. Auch Nasson, der Held in Wilhelm von Scholz' Tragödie „Der Jude von Konstanz“,* ist ein Arzt und obendrein ein guter Mensch, so daß seine Hilfsbereitschaft gewissermaßen zur zweiten Potenz erhoben erscheint. Kranken dient er mit seiner Kunst, Ratlosen mit seinem Verstande, Bedürftigen mit seinem Vermögen, nur sich selber weiß er nicht zu helfen und das ist das Tragische an ihm. Oder vielmehr: er wähnt zuversichtlich das Richtige zu treffen, als er sich, um seinen gefährdeten Glaubensgenossen ein desto besserer Anwalt zu sein, vom Judentum zum Christentum bekehrt, aber er irrt sich und geht darüber zu grunde. Ein Scheinchrist! Die eine Konfession haßt den Abtrünnigen, der andern ist er verdächtig: zu welcher gehört er eigentlich? Ein prächtiger, immer aktueller Stoff für ein Drama und der Dichter hätte sich's genügen lassen sollen, die Tragödie des Entwurzelten zu schreiben. Die Erkenntnis, der Nasson, den Tod vor Augen, in den beiden Schlußversen Ausdruck verleiht:

Ich habe keine Heimat, Benediktus,
auch nicht als Asch' und Staub, wie ihr doch alle

hätte dann folgerichtig den Sinn einer Klage, reuevoll angestimmt von dem Juden, der sich

* München und Leipzig, bei Georg Müller 1905.

selbst der Nährkraft seines ureigenen Bodens beraubt hat. Aber Nasson meint es anders; er spricht diese Worte triumphierenden Tones wie einer, der am Ziel seiner Wünsche angelangt ist. Und in der Tat ist es dem Dichter um alles eher als um den Zuruf zu tun: Mensch, bleib bei deinem Glauben! Er malt die Juden als Masse genau so schwarz wie die Christen und wir finden es sehr begründet, daß sich Nasson einen Standpunkt **über** den Konfessionen sucht, wo er nichts als Mensch sein kann. Der Fehler des Dichters ist nur der, daß er diesen Standpunkt des grüblerisch veranlagten Helden in ein metaphysisches Dunkel gehüllt hat, das im eigentlichen Stücke nirgends aufgehellt wird. Nasson tut sich viel auf die Kraft seines Willens zu gute und wähnt, durch ihn das Leben „überwinden“ zu können. Aber man wird nicht recht klug daraus und fragt sich, warum er nicht auch den Schmerz stoisch überwindet, als seine geliebte Braut Bellet, die als einzige den Weg des innerlich Einsamen zu teilen gesonnen ist, vor seinen Augen erstochen wird. Erst aus dem nur für den Leser bestimmten Nachspiel, das Scholz dem Stücke als eine Art „epischer Weiterführung des dramatisch erreichten Zieles“ angehängt hat, gewinnt man nähere Aufschlüsse über das geheimste Wesen des Helden. Wie früher das Leben, so hat er nun unbändigen Willens im voraus den Tod überwunden und setzt, ein Moriturus aus Überzeugung, allen Versuchen, ihn zu retten, seinen philosophischen Starrsinn entgegen. Er liebte die Welt über alles, bis die schlechten Kerle sie ihm verekelten. Wir kennen den Menschenfreund, der zum Menschenfeind wird, schon von der Bühne des XVIII. und XIX. Jahrhunderts her; aber ob auch unverstanden, so **unverständlich** wie Nasson war keiner. Indes — manches gute Wort fliegt auf, und was der Sprache an der fortreißenden Leidenschaftlichkeit des echten Dramatikers fehlen mag, das ersetzt sie durch Nachdenklichkeit. Scholz hat sich darin viel von der Seele geschrieben, was eben nur ein wirkliches Dichtergemüt bewegt und zur Gestaltung zwingt, und so darf man seinem Drama ehrlichen Herzens recht zahlreiche Leser wünschen. Leser, wohlgemerkt, nicht Zuschauer; denn Bühnenglück kann man ihm mit dem besten Willen nicht prophezeien.

Der Name Wilhelm von Scholz begegnet uns auch auf dem Widmungsblatt der fünfaktigen Tragödie „**Demetrios**“*, die den als begabten Novellisten und Essaiisten bekannten Paul **Ernst** zum Verfasser hat. Darin liegt der jüngste Versuch vor, die oft und oft behandelte Geschichte des Pseudo-Demetrius für die Bühne zu gewinnen. Aber nicht durch pietätlose Anstückelung des Schillerschen Fragmentes, sondern durch eine Umdichtung aus dem Russischen und Polnischen ins Griechische, genauer gesagt, Spartanische. Das ist kein übel gewähltes Äquivalent für das Slawische. Ernste, düstere Farben, Trauerfarben, wohin das Auge blickt; Menschen in Ketten, aber auch ohne sie unfrei; verschlossene, beherrschte Mienen, niemals von einem darüberhuschenden Strahl der Freude verklärt, als ob der hellenisch-heitere Himmel nicht auch über Sparta gelacht hätte. Daß der Dichter sich der Graumalerei befleißen wolle, deuten gleich die beiden ersten Verse programmatisch an:

> Nicht viel Oliven nähret Spartas Flur,
> Stets war Athene unhold unserm Lande.

Indes verträgt das moderne Empfinden von dem auf die Spitze getriebenen Spartanertum doch nicht so viel, als Ernst in seinen Stoff hineinverarbeitet hat. Zwei weibliche Gestalten ausgenommen, hauchen uns sämtliche Personen des Stückes so eiskalt an, daß uns fröstelt. Wir sind im Süden Griechenlands und doch wie auf einer Nordpolexpedition. Die Sache ist nämlich so: wir sehen den Verstand vieler bemüht, der Wahrheit über die Abstammung des Demetrios auf die Spur zu kommen. Das gibt wohl eine dramatisch bewegte Handlung, die, wie eine im Gleichgewicht schwankende Wage sich bald zu Gunsten, bald zu Ungunsten des Helden wendend, mit ihren Recherchen lebhaft an die Untersuchung einer Strafsache gemahnt, das gibt aber noch immer kein Drama, das uns innerlich aufrührt. Denn das Legitimitätsprinzip ist uns halb und halb gleichgültig. Der Konflikt hätte in der Brust des Demetrios, des schuldlos-schuldigen Betrügers, der er bei anderen Bearbeitern ist, zum Austrage kommen müssen, nicht äußerlich, wie es der Verfasser vorgezogen hat. Sein Demetrios ist eine ehrliche Haut; aber hier gilt der Satz: je weniger Betrüger, desto uninteressanter. Und was das Schlimmste ist: sein Held ist ihm viel zu klein geraten. Er schiebt nicht, er wird geschoben. Denn freilich: er ist ja in Wirklichkeit ein Sklave, eine Art Spartakus; angeborene Herrschertugenden, das Einschlagen einer neuen Richtung darf man von ihm nicht erwarten. Er stürzt den Nabis, der ein Tyrann ist, aber, um sich zu behaupten, muß er zu dem nämlichen Mittel der Gewalttätigkeit greifen und bald ist er dem Volke, das ihm vordem zugejauchzt hat, noch verhaßter als es sein grausamer Vorgänger war. Allenthalben tauchen Prätendenten auf, gesonnen, ihm das Schicksal des Nabis zu bereiten. Wir haben indes den tragischen Fall eines Hochgestiegenen im Drama schon zu häufig erlebt, um uns darüber noch sonderlich aufzuregen und am allerwenigsten dann, wenn der Held

* Leipzig, Insel-Verlag, 1905.

der Größe entbehrt. Indes söhnen uns, wie erwähnt, mit der vorwiegend verstandesmäßigen Behandlung des Stoffes zwei weibliche Gestalten aus, die, ganz auf den Gefühlston gestimmt, sich eben dadurch von ihrer Umgebung abheben: die Jugendgeliebte und die Mutter des Helden. Jene bringt sich der Staatsraison zum Opfer, die den Ehebund des Demetrios mit der Tochter des vormaligen Herrschers erheischt, und räumt sich durch einen freiwilligen Tod aus dem Wege; diese zittert für das Leben ihres Sohnes, zu dem sie, die Sklavin, sich doch nicht bekennen darf, soll er für den echten Demetrios gelten. An ihr erstarkt endlich sogar der schwächliche Pseudo-Demetrios, zugleich ein Pseudoheld, und rafft sich zur einzigen Kraftäußerung seines Daseins auf. Er könnte sich retten, wenn er dem versammelten Volke durch die Tötung seiner eigenen Mutter den Beweis lieferte, daß er nicht ihr Sohn sei — denn welcher Sohn beginge eine so unnatürliche Tat! —: aber ob auch die Mutter freudig ihr ohnehin abgelebtes Leben dahinzugeben bereit ist, das kindliche Gefühl, die Stimme des Blutes trägt in dieser mit unheimlicher Raffiniertheit ausgeklügelten Schlußsituation den Sieg davon. Demetrios verweigert die ihm auferlegte Probe auf seine Echtheit, bekennt sich offen als Sohn der Sklavin und wird nun selber erstochen. Nebenbei bemerkt, ein Ausgang, der viel zu lange auf des Messers Schneide steht, als daß man etwas von der reinigenden Kraft verspürte, die der heroische Tod sonst besitzt. Alles spitzt sich eher auf die zweite Möglichkeit zu, daß nämlich Demetrios wirklich zum Muttermörder wird, und wir sind überrascht, als er das schon erhobene Schwert wieder sinken läßt. Neben der unendlichen Erleichterung darüber, daß eine Tat, vor der uns schaudert, im letzten Augenblicke verhütet wird, kommt kein anderes Gefühl von gleicher Stärke auf und vor allem kein Mitleid mit dem Helden. Wenn dieser uns verhärtet findet, so ist es der Fehler des Dichters, der zu lange geschwankt hat, ob er ihn nicht doch mit Blutschuld beladen solle.

In diesem Prätendentendrama werden viele Töne angeschlagen, aber keiner findet ein willigeres, empfänglicheres Ohr als das hohe Lied auf die Mutterliebe. Das gleiche Lied stimmt in feinen, zarten Akkorden, wie es seine Weise ist, der Grazer Dichter Wilhelm Fischer in der fünfaktigen Tragödie „Königin Hekabe"* an, sein Vorhaben gleich im Motto verratend:

„Veraltet? —
Kann ein Mutterherz veralten?"

Die Frage „Veraltet?" nimmt den Vorwurf vorweg, den man gegen den Stoff erheben könnte, und gibt eine treffende, ja die einzig mögliche Antwort darauf. Kein Stoffkreis braucht für den modernen Dichter bloß darum ein Noli me tangere zu sein, weil sich eine erkleckliche Anzahl von Vorgängern darin herumgetummelt hat. Vielmehr überhebt ihn unsere Vertrautheit mit den Personen der Mühe, sie erst vorzustellen. Selbst die homerische Gestaltenwelt kann sich wie Neuland ausnehmen, wenn ein Dichter von einer in die Tiefe dringenden Originalität der Anschauung und Empfindung die alten Griechen und Trojaner verjüngt, indem er ihnen seine eigene Seele einhaucht. Da fällt alles Zeitlich-Vergängliche ab und nur das Ewig-Menschliche bleibt und übt seine nie versagende Wirkung auf empfängliche Gemüter. So braucht auch Wilhelm Fischer nicht zu besorgen, daß man ihn einen atavistischen oder, noch boshafter, aus fremder Tasche freigebigen Dichter nennen könnte, weil er wieder einmal auf Gestalten wie Agamemnon, Odysseus, Kalchas, Thersites zurückgreift. Er bekundet gleich in den ersten Szenen seines Dramas so viel Selbständigkeit, daß man es bald aufgibt, nach bekannten Zügen darin zu suchen. Sind seine spezifisch dramatischen Machtmittel auch gering und fällt die Tragödie mit ihren 173 Seiten wohl schon äußerlich aus dem Normalmaß heraus, so birgt sie doch eine staunenswerte Fülle feinsinniger und feinfühliger Gedanken, die uns den Dichter dem Weltgeräusch völlig entrückt und in geheimer Zwiesprache mit sich selber beschäftigt zeigen. Das Muster ist sichtlich Goethes „Iphigenie" und es will mich bedünken, daß Fischers Drama ihrer klassischen Schönheitslinie so nahe kommt, als es eine moderne Dichtung überhaupt vermag. Die gleiche Gelassenheit des Vortrags, ein großer Reichtum an Sentenzen, das nämliche Streben nach einer edlen und würdigen Sprache, an deren Tonfall man sich auf Schritt und Tritt gemahnt fühlt. Z. B.:

Es lernt der Arme den Besitz erst schätzen.

Oder da Agamemnon seiner Betrübnis über die Verzögerung der Heimfahrt Ausdruck verleiht:

Hart ist es, wenn nach einer großen Tat
Der Sieger sich beklagen muß bekümmert;
Wenn nach bezwungner Last die neue wächst
Und ein gehoffter Tag sich dunkler wölkt.
Hart ist's, wenn unter Menschen wer ein Held
Geblieben, rastlos unter Mühen ringend,
Der mächtigeren Hand des Gottes steht
Zu neuem Kampf, im Sieg geschwächt, entgegen.
Ich sehn' mich nach dem lieben Vaterland
Und stehe hier in Wirrnis trüb verstrickt.

Am liebsten hätte sich der Dichter seine Neigung zum beschaulichen Verweilen, zum Ausspinnen der Wechselreden über den Kopf wachsen lassen. Diese Versuchung zu überwinden,

* München und Leipzig, bei Georg Müller, 1905.

muß ihm schwer genug gefallen sein. Er hat indes schließlich doch den Sieg über sich selbst davongetragen, das muß man anerkennen, und für eine Handlung gesorgt, die man zumindest nicht undramatisch nennen darf. Achill, von einem Pfeile des Äneas tödlich getroffen, eben als er sich mit Priams und Hekabes Tochter Polyxena vermählen wollte, kommt noch als Schatten nicht zur Ruhe und die Götter gewähren den Griechen erst dann die Heimkehr, bis die Blutschuld gesühnt ist. Und nun der Konflikt: Polyxena, die mit ihrer Mutter als Gefangene im Griechenlager lebt, und Achills Sohn Neoptolem entbrennen in Liebe zueinander. Böses ahnend und doch mit einer leisen Hoffnung auf das Glück des einzigen Kindes, das ihr noch verblieben ist, gibt die gramgebeugte Hekabe ihr letztes Gut dem Brautwerber dahin. Aber noch vor der Hochzeitsfeier fordert der Seher Kalchas auf Geheiß des zürnenden Schattens den Sühnetod Polyxenas, und da Neoptolem keinen anderen Ausweg sieht, ersticht er erst sie, dann sich. Nun ganz allein, bricht Hekabe an ihrer Leiche zusammen. Es ist das Niobemotiv, das den Dichter zur Behandlung gereizt hat, wie sich denn Hekabe selbst einmal mit Niobe vergleicht. Nur daß man sie nicht auch in ihrem Glanze, als stolze Königin und glückliche Gattin und Mutter kennen lernt. Indes fühlte der Dichter, daß ein Hinweis auf diese Lichtseite ihres Daseins schon um des Kontrastes willen von größter Wirkung wäre, und so läßt er sie von ihrer einstigen Herrlichkeit wenigstens träumen. Sonst aber hat er das Unglück, das sich auf ihr armes Haupt gehäuft hat, in so düsteren Farben gemalt, daß unsere an und für sich begrenzte Aufnahmsfähigkeit für Eindrücke des Jammers ein Ende erreicht. Es tritt eine Abspannung ein, wie immer, wenn das Tieftraurige von allem Anfange an vorhanden ist und nun durch fünf lange Akte gesteigert wird. Dramatiker, denen es um eine gute Bühnenwirkung zu tun ist, ziehen es daher immer vor, wenn irgend möglich, den Umschlag ins Tragische in den Expositionsakten erst vorzubereiten. Was aber bis zum Schlusse ungeschwächt bleibt, das ist das Wohlgefallen an der geistigen Würze des Stückes. Sicher gehört zu jenen, die etwas zu sagen haben, und er mag es in welcher Form immer tun, der reiche Gehalt dieses Dichterlebens verdient stets Beachtung und Respekt.

Die Erotik fehlt in der „Königin Hekabe" keineswegs — das Verhältnis zwischen Neoptolem und Polyxena ist voll einer individuell angehauchten lyrischen Stimmung — aber sie tritt doch vor dem Niobemotiv in die zweite Reihe. Umgekehrt ist Alfred Nossigs dreiaktiges Drama „Göttliche Liebe"* fast ganz auf das erotische Problem gegründet. Von freier Liebe und freier Ehe widerhallt es darin an allen Ecken und Enden und vorurteilslose Geister, gewillt, das Herkommen zu durchbrechen, führen das große Wort. Daran erkennen wir sie als hypermodern empfindende Menschen oder noch besser: als Dilettanten im modernen Empfinden. Im Stück sind sie indes mit dem glänzenden Flitterwerk der Spätrenaissance behängt und zugleich von dem heißen Begehren dieser Epoche nach restlosem Ausleben, nach Farbe und Schönheit erfüllt. Dazu ein halb musikalischer Teil: gereimte Verse, deren ewiges Geklingel die Steigerung der geistreichen Liebeständelei zu einem förmlichen Sinnenrausch und blutigen Ernst aufstachelnd begleitet. Also ein Drama für Aug' und Ohr, höhere geistige Ansprüche bleiben unbefriedigt. Die Sprache leuchtet nur, aber erwärmt nicht. Sie entbehrt ebensosehr der sinnlichen Glut als der tragischen, zum Herzen dringenden Akzente, und darum läßt uns auf der einen Seite die Liebesszene ungerührt, nach der sich Vittoria dem Dichter Orlando hingibt, auf der anderen die Katastrophe, die mit der Erdolchung des ernüchterten Liebhabers durch die verschmähte Geliebte endet. Der Dichter braucht Freiheit von den Fesseln der Ehe und vor allem nehme er nie die Geliebte zum Weibe. Orlando hat den grausamen Humor, sich der verzweifelten Vittoria gegenüber auf ein klassisches Beispiel zu berufen:

Beatrix nannt' man nicht — Signora Dante!

Diese von allen Dächern gepredigte Straßenweisheit nochmals dramatisch zu illustrieren, lag eigentlich kein Anlaß vor. Es ist eine Wendung ins Triviale, die ziemlich überraschend kommt und nicht wenig ärgerlich stimmt. Denn das Drama, das als Plaidoyer für die freie Liebe und Ehe begann, endet als Erbauungsstück für Spießbürger. Dr. Emil Horner.

Kleine Mitteilungen.

Die zweite Haager Konferenz. Kürzlich hat Rußland wieder die Anregung zum Zusammentritt einer Völkerrechtskonferenz als Fortsetzung der sogenannten Haager Friedenskonferenz von 1899 gegeben. In einem ungemein interessant geschriebenen, dabei streng sachlichen Artikel der „Deutschen Revue" untersucht nun Hofrat Professor Dr. Lammasch, ob und inwiefern die von jenem ersten Kongreß geschaffenen Institutionen, insbesondere der ständige Schiedsgerichtshof, dessen Mitglied bekanntlich der hervorragende österreichische Gelehrte ist, sich bewährt haben. Die Erfolge der von der Haager

* Zweite Auflage. Berlin, „Concordia", deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock, 1906.

Konferenzakte an die Spitze der Mittel „zur Erhaltung des allgemeinen Friedens" gestellten guten Dienste befreundeter Mächte entziehen sich wegen der hiebei üblichen Geheimhaltung und der Kürze der Zeit noch der Beurteilung, die internationale Untersuchungskommission ist bisher nur einmal, und zwar beim russisch-englischen Konflikt zusammengetreten und hat hier ihre Schuldigkeit getan. Die Wirksamkeit der Bestimmungen über die internationale Schiedsgerichtsbarkeit lassen sich dagegen schon feststellen. Während vor 1899 unter europäischen Mächten nur ein einziger allgemein gehaltener Schiedsgerichtsvertrag zu stande gekommen war, sind seither mehr als 30 Verträge abgeschlossen worden, durch die sich die kontrahierenden Mächte entweder dauernd oder für eine bestimmte Anzahl von Jahren verpflichteten, Streitfälle der schiedsgerichtlichen Austragung zu unterwerfen. Daraus geht hervor, wie glücklich es war, das Hauptgewicht der ersten Konferenz auf die Schaffung eines internationalen Gerichtshofes zu legen. Professor Lammasch glaubt auch, daß es noch für die nächste Zeit vorsichtiger sein dürfte, bei den Spezialverträgen zu bleiben, statt einen allgemeinen, alle Konferenzstaaten für gewisse Fälle zur Anrufung des Schiedsgerichtes verpflichtenden Vertrag abzuschließen. Die im Haag bisher verhandelten Fälle sind mit einer einzigen Ausnahme einstimmig entschieden worden und mit Befriedigung läßt sich konstatieren, daß die Mächte zu der von ihnen geschaffenen Institution Zutrauen haben. Von besonderem Werte wäre es, wenn das Haager Tribunal durch seine Judikatur zum Organ der Fortbildung des materiellen Völkerrechts werden könnte. Allerdings läßt sich in der Organisation und Funktion des Schiedsgerichtshofes noch manches bessern und hoffentlich wird dies der nächsten Konferenz gelingen. Auch ein jüngst in der „Polnischen Korrespondenz" veröffentlichter Aufsatz des Reichsratsabgeordneten Prof. Dr. Gustav v. Roszkowski behandelt den gleichen Gegenstand. Der Lemberger Völkerrechtslehrer stellt fest, daß der Wert der Beschlüsse der ersten Haager Konferenz darin bestehe, daß sie auf dem Boden der tatsächlichen internationalen Verhältnisse ruhend, nicht das theoretisch Schöne, sondern das praktisch Erreichbare enthalten. Mit Recht habe die erste Konferenz die Abrüstungsfrage der Zukunft überlassen und sich damit begnügt, der Kodifizierung des Völkerrechts einen mächtigen Vorschub zu leisten. Der Verfasser wünscht, daß dieses „wirkungsvolle Friedenswerk im gleichen Sinne fortgesetzt werde" und verweist auf die zahlreichen Vorschläge hiezu, die sowohl in der neuesten Literatur, in der Tagespresse, als auch in den Beschlüssen der verschiedenen Kongresse und Konferenzen (der Konferenz der interparlamentarischen Union in Brüssel, und des XIV. Weltfriedenskongreßes in Luzern) enthalten sind. Schließlich bezeichnet er es als unbedingt notwendig, daß auf die Tagesordnung der nächsten Friedenskonferenz im Haag die wichtige Frage der Ausländerrechte gestellt werde. Die Lösung dieser Frage, die genaue Normierung der Rechte der Staaten den Ausländern gegenüber, sei, mit Rücksicht auf die Ereignisse, welche sich in den letzten Jahren in verschiedenen Staaten zugetragen haben, von eminenter Wichtigkeit.

—v—

Österreich-Ungarn als zweitgrößter Staat Europas. Durch die nunmehr vollzogene Trennung Norwegens von Schweden ist Österreich-Ungarn dem Flächeninhalt nach das zweitgrößte Reich Europas geworden. Bisher war die Reihenfolge: Rußland 5,427.590 km², Schweden und Norwegen 772.878 km², Österreich-Ungarn mit Bosnien 676.648 km². Nun treten wir, wie gesagt, an die zweite Stelle, das Deutsche Reich mit 540.438 km² an die dritte. Hierauf folgen der Reihe nach Frankreich, Spanien, Schweden, dann Norwegen, Großbritannien, Italien und die Türkei, diese ohne Bulgarien. Selbstverständlich sind hier nur die europäischen Gebietsteile in Rechnung gezogen. Hinsichtlich der Bevölkerung nimmt die Monarchie mit 48·59 Millionen die dritte Stelle ein: nach Rußland (105) und dem Deutschen Reich (59·5). I.

Amtliche Stilblüten. In dem vor kurzem veröffentlichten Bericht des k. k. Fregattenkapitäns v. Höhnel über die Vorgänge auf S. M. Schiff „Panther" heißt es: „Die geringfügige Ursache eines Wortstreites mit einem Unteroffizier brachte den Verstorbenen in Dschibuti in eine derartige Aufregung und Gemütsverfassung, daß er über chefärztlichen Antrag einer zweitägigen Beobachtung mit Posten unterzogen werden mußte, da er schon damals mit Selbstmord drohte und es nicht ausgeschlossen war, daß er einen solchen auch begehen werde. Seit dieser Zeit verhielt sich jedoch der Verstorbene vollkommen ruhig und war sein Verhalten vollkommen zufriedenstellend." Daß Verstorbene sich „vollkommen ruhig" verhalten, ist bekannt, daß sie aber mit Selbstmord drohen, dürfte noch kaum vorgekommen sein. Übrigens erinnert der ganze Bericht an Wippchens vorzüglichste Leistungen. —nk—

Feuilleton.

Luxemburg.

Nun ist auch er dahingegangen, der so lange Nestor unter den Souveränen gewesen, der Großherzog Adolf von Luxemburg, dessen Leben und Schicksale so eng verknüpft waren mit der ereignisvollen Geschichte Mitteleuropas in den letzten drei Vierteln des neunzehnten Jahrhunderts. In jungen Jahren bestieg er den Thron seines angestammten Landes; da er in der Vollkraft des Mannes stand, umtobten ihn die Stürme der Revolution; und nach einer mehr als 25jährigen Regierung wurde er seines Reiches für verlustig erklärt. Er ging ins Exil, sich dessen wohlbewußt, daß seine persönliche Niederlage notwendig gewesen, um ein großes Ganzes zu schaffen. Und wieder ein Vierteljahrhundert später rief ihn das Schicksal neuerdings unter die souveränen Fürsten. Aus dem Herzog von Nassau ward der Großherzog von Luxemburg. Während man in Wiesbaden längst seiner vergessen, empfing man ihn an der Alzette mit freudiger Begeisterung. Ein Siebzigjähriger, hielt er dort seinen Einzug und mit jugendlichem Eifer widmete er sich der neuen Aufgabe. Freilich war sie nicht allzu schwer. Wie einfach und behaglich ließ sich, mit Hilfe der langerprobten treuen Diener des Thrones, der Minister Eyschen und Ruppert, der kleine Staat regieren! Und wenn der alte Herr des Mittags an der Schildwache vorbei über den großen Platz seiner Residenz schritt, mitten unter den Markthändlern leutselig nach rechts und links grüßend, schien er sich so recht wohl zu fühlen. Alles war hier so wenig preußisch, an ihm und um ihn, von seiner eigenen, an den österreichischen Schnitt erinnernden Uniform angefangen bis zu den französischen Lauten, die dann und wann an sein Ohr drangen. So gab er sich durchaus als patriarchalischer Fürst des Vormärz; in seiner Erscheinung, wie sein ganzes Ländchen, an vergangene Tage erinnernd.

Unsere Zeit ist den Duodezstaaten nicht hold. Alles ist groß, drängt nach noch größeren Dimensionen. Und doch webt ein eigener Reiz um den kleinen Staat, wo jeder sich als Glied des Ganzen fühlt, wo alles sich so leicht übersehen, so genau kennen lernen läßt. Hier im kleinen gedeiht die stärkste Vaterlandsliebe, der reinste Patriotismus, der stolze Bürgermut. Hier regt sich das intensivste politische Leben, wenn es auch ruhig dahinfließt; jeder hat das sichtbarste Interesse am Ganzen und kümmert sich darum, was vorgeht. Hat doch bis vor kurzem jeder Wähler im Großherzogtum die stenographischen Berichte der Kammer gratis ins Haus zugestellt erhalten.

Luxemburg ist der zweitgrößte der europäischen Miniaturstaaten. Mit seinen rund 2500 km^2 folgt es auf Montenegro, das es jedoch an Bevölkerungszahl überragt. Auch liegt seine gleichnamige Residenz nicht abseits vom Fremdenstrom, bildet vielmehr eine wichtige Station im internationalen Verkehr. Aber die großen Expreßzüge mit den bequemen Schlafwagen durcheilen das Land mitten in der Nacht, sowohl die westwärts ziehen, um des morgens die Boote nach England zu erreichen, als auch jene, die zur Sommerszeit die Gäste der Nordseebäder nach den gastlichen Höhen der Schweiz entführen. So geschieht es, daß verhältnismäßig nur selten ein Fremder nach Luxemburg kommt. Aber mit Unrecht: denn es ist eine reizende Stadt. Freilich gilt es hier manche kuriose Dinge mit Lanne hinzunehmen. Wer französisch fragt, dem wird häufig deutsch geantwortet und umgekehrt. Wechselt man ein Goldstück, dann bekommt man zugleich deutsche und französische Münzen heraus und wer gar ausrechnen kann, wie spät es sei, ist völlig ein Rechenkünstler. Denn in Luxemburg haben die Uhren schier unzählige Zeiger. Die Züge aus Deutschland kommen nach mitteleuropäischer Zeit an; fährt man nach Belgien, so ist die Uhr nach westeuropäischer Zeit einzustellen; im nahen Frankreich gilt natürlich die Pariser Zeit; im Orte selbst — Stadtzeit. Der Fremde hört denn auch kaum eine Stunde nennen, ohne fragen zu müssen, nach welcher Zeit. Ich hatte oft Mitleid mit dem Portier des Hotels, der dieses komplizierte Rechenexempel den nervös gewordenen Reisenden immer wieder erklären mußte. Hier laufen vier Grenzen zusammen, und es gibt in der Nähe eine Gegend, wo ein Radfahrer, wie nirgends wieder in Europa, sieht man von Moresnet und vom Bodensee ab, in einer Stunde in vier Staaten gewesen sein kann.

Die Stadt Luxemburg liegt malerisch auf einem Plateau und ist nach drei Seiten von dem steil abfallenden Tal der Alzette umgeben, das mehrere Viadukte und die neue, bis zur Eröffnung der Eisenbahnbrücke über den Isonzo großartigste einbogige Steinbrücke Europas überspannen. Die felsigen Abhänge bildeten jene berühmten Mauern, die Luxemburg zu einer der stärksten Festungen gemacht haben, die erst 1867 geschleift wurde. Über 500 Jahre ist an diesen Werken gebaut worden; alle Besitzer der Festung, von Heinrich IV., Grafen von Luxemburg, an, als deutscher Kaiser der siebente Heinrich, durch die Zeiten der burgundischen, spani-

schen, französischen, österreichischen und wieder französischen Herrschaft bis auf unsere Tage, haben an ihr gearbeitet. Ein weit vorspringendes schmales Felsenriff — der „Bock“ — von oben bis unten ausgehöhlt und kasemattiert, gewährt eine herrliche Aussicht in das Tal, in dem jetzt in zahlreichen Fabriken eine reiche Industrie, das Werk des Friedens, blüht, während hoch oben die Verteidigungstürme an die alten Kriegs- und Ritterszeiten gemahnen. Nach der vierten Seite öffnet sich ein Kranz grüner Anlagen, mit uralten Bäumen bestanden.

Die Stadt macht einen ganz modernen Eindruck; hübsche Villen und stattliche Häuser deuten auf den Wohlstand ihrer Bewohner. Die Luxemburger sind, gleich ihrem Grafen im Liede, lustige Leute und wissen zu leben. In ihren Adern fließt deutsches und französisches Blut und auch in ihrem Dialekt finden sich Anklänge an beide Völker: „Mononk“ (mon oncle) geht auf die „Gare“, um den „Herrn Nevöh“ abzuholen. In den Gegenden, wo die Deutschen vorherrschen, wird das reine Lützelburgerische gesprochen, das merkwürdig an die Redeweise der Siebenbürger Sachsen erinnert.

Ein neuer Fürst besteigt den Thron. Er ist kein Fremder; schon seit mehr denn zwei Jahren hat er als Statthalter des greisen Vaters die Geschicke des Landes gelenkt.

Carl Junker.

Von der Woche.

10. November. Eröffnung des kroatischen Landtages. — In einer äußerst zahlreich besuchten Volksversammlung in Agram wird die Einführung des allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrechts verlangt.

11. Ministerpräsident Freiherr v. Gautsch erklärt einer Deputation von Industriellen, daß die Regierung mit Zustimmung der Krone eine Wahlreformvorlage ausarbeite, „die auf moderner Grundlage beruhen und den Ansprüchen der Zeit genügen“ werde. Es werde dann Sache des Reichsrates sein, die Reform noch in dieser Wahlperiode zum Abschluß zu bringen. — Konstituierende Versammlung der „Österreichischen Gesellschaft zur Bekämpfung des Kurpfuschertums“ in Wien. — Die kroatische Nationalpartei verurteilt in einer Resolution, daß ein Teil der Opposition durch die Fiumaner Beschlüsse sich mit den ungarischen Parteien in direkte Verhandlungen eingelassen habe, konstatiert aber mit Befriedigung, daß auch die Opposition die Inkorporierung Dalmatiens verlange.

12. In Wien und zahlreichen andern Städten finden neuerliche Wahlrechtsdemonstrationen statt. — Josef Koch v. Langentreu (geb. 1833), Komponist, in Graz †.

13. König Alfonso XIII. von Spanien trifft als Gast des Kaisers in Wien ein. — Wiedereröffnung der Vorlesungen an der Wiener und an der Prager tschechischen Universität. — Infolge entsprechender Zusicherungen seitens der Regierung beschließen die Eisenbahnarbeiter, die „passive Resistenz“ aufzugeben. — Wegen fortdauernder Demonstrationen wird über Agram das kleine Standrecht verhängt; die Vorlesungen an der Universität werden sistiert.

14. Blutige Exzesse in Lemberg. — Dr. Alexander Petter (geb. 1831), Direktor des Salzburger Landesmuseums, †.

15. Der österreichisch-ungarische Botschafter in Konstantinopel überreicht der Pforte eine Kollektivnote der Mächte, betreffend die Finanzkontrolle in Makedonien.

16. Der mährische Landtag nimmt in dritter Lesung mit qualifizierter Majorität den Gesetzentwurf über die Abänderung der Landesordnung und Landtagswahlordnung an. — Der Landtag von Dalmatien nimmt eine Resolution an, in welcher die Regierung aufgefordert wird, eine neue Wahlordnung auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Stimmrechtes und der Minoritätenvertretung einzubringen.

17. Der Landtag von Krain fordert die Regierung auf, zum Zwecke der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes Gesetzentwürfe über die Abänderung der Landesordnung und der Landtagswahlordnung auszuarbeiten und diese einer außerordentlichen Session des Landtages von Krain spätestens im nächsten Jahre vorzulegen. Für den Fall, als sich die Verwirklichung der Reform im parlamentarischen Wege als unmöglich erweisen sollte, wird die Zentralregierung aufgefordert, eine Allerhöchste Entschließung zu erwirken, durch welche die bestehende Landtags- und Reichsratswahlordnung außer Kraft gesetzt und eine neue Wahlordnung nach den Grundsätzen des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes oktroyiert werde. Der verfassungstreue Großgrundbesitz demonstriert gegen diesen Beschluß, indem er vor der Abstimmung den Saal verläßt.

18. Einweihung der Marienkirche in Margarethen in Wien. — Eröffnung des fünften allgemeinen österreichischen Katholikentages in Wien. — Der Landtag von Krain nimmt einen Dringlichkeitsantrag an, wonach die Sitzungsprotokolle künftig nur mehr slowenisch anzufertigen und zu verlesen seien. — Der Landtag von Kärnten spricht sich für die Einführung eines Zündhölzchenmonopols aus, dessen Erträgnis den Ländern zuzuweisen wäre. — Im dalmatinischen Landtag führt Abgeordneter Biankini aus, daß jeder gutdenkende Kroate für die Fiumaner Resolution sein müsse, „da es eine Einbildung wäre, von Österreich die Erfüllung der Ideale und gerechten Postulate der Kroaten zu erwarten“. — Das ungarische Amtsblatt verlautbart den Allerhöchsten Befehl vom 14. November, womit die ungarischen Staatsangehörigen der Ersatzreservejahrgänge 1903 und 1904 einberufen werden und angeordnet wird, daß die ungarischen Staatsangehörigen der mit 31. Dezember 1905 in die Reserve gelangenden Mannschaft zurückbehalten werden. — Die Gruppen der sogenannten „neuen“ und „alten Dissidenten“ im ungarischen Abgeordnetenhaus vereinigen sich zur „Verfassungspartei“.

*

Ein Erfolg. In unserem vom Nationalitätenkampf zerwühlten Vaterland hat sich dieser Tage ein erfreuliches Ereignis vollzogen, welches beweist, daß planmäßiges, vernünftiges Vorgehen, wenn auch mit großer Mühe, doch zu schönen Erfolgen führt. Der mährische Landtag hat die nach jahrelangen Beratungen ausgearbeitete neue Landes- und Wahlordnung für dieses Kronland genehmigt und damit die Grundlage geschaffen, daß der nationale Friede in Mähren wieder einziehen kann. Die Landtagssitzung vom 16. November kann historische Bedeutung für sich in Anspruch nehmen und der hier erfolgte Friedensschluß wird hoffentlich vorbildlich wirken. Die

wichtigsten Probleme zum Schutze der deutschen Minorität sind, das Kurienveto ausgenommen, genau nach den Anträgen des Subkomitees des Permanenzausschusses vom Landtag angenommen worden. Diese Anträge betreffen: Die Schaffung national getrennter Wahlbezirke; das Proportionalwahlsystem im Großgrundbesitze und in den Handelskammern, wodurch den Minoritäten – insbesondere also auch dem verfassungstreuen großen Grundbesitz – eine entsprechende Vertretung gesichert wird; endlich die Zusammensetzung des Landesausschusses und der Landtagsausschüsse. Dem Kurienveto wurde zwar nicht zugestimmt, an dessen Stelle aber die qualifizierte Majorität für die wichtigsten nationalen Angelegenheiten in einer Weise normiert, daß die Deutschen vor einer Vergewaltigung seitens der tschechisch-feudalen Majorität mindestens ebenso gut und mit viel einfacheren Mitteln als durch das Veto gesichert sind. Die Annahme des Gesetzes über die Teilung der Schulbehörden sowie des Gesetzes über den Sprachengebrauch bei den autonomen Behörden (Antrag Parma) durch den Wahlreformausschuß und zweifellos in der nächsten Sitzung durch den Landtag selbst schließt das Friedenswerk glücklich ab. Die Deutschen können sich der Sicherung ihres Besitzstandes erfreuen und auf geebneter Bahn nun mit den Tschechen zusammen an der Wohlfahrt des Landes arbeiten. An die Stelle einer bloß nationalen wird nunmehr eine gesunde, wahren Kulturzwecken dienende Politik treten können. Bedenkt man, daß die nationalen Verhältnisse Mährens weit größere Schwierigkeiten boten, den Frieden zu erreichen, als irgend ein anderes Kronland, so ist die Hoffnung wohl am Platz, daß ein gleicher Erfolg, wenn auch nicht mit denselben Mitteln, anderwärts ebenfalls wird erzielt werden können. Nur auf Grundlage gegenseitiger Duldung, gegenseitiger Achtung und gerechten Abwägens der Forderungen, nur auf dem Wege des Kompromisses können die einzelnen und ganze Völkerstämme ruhig nebeneinander leben und miteinander wirken. Diese Erkenntnis, die in der Brünner Landstube so klar zum Ausdruck gekommen ist, wird sich notgedrungen immer weitere Gebiete erobern und endlich dazu führen, daß ein innerlich gekräftigtes, geeintes Österreich zunächst das Reichsproblem lösen und sich endlich wieder den leider schon so lange vernachlässigten modernen Fragen der allgemeinen Wohlfahrt und Kultur wird zuwenden können. △

*

Die Retter Dalmatiens. Im dalmatinischen Landtag hat jüngst Abg. Biankini wieder das große Wort geführt, unter dem Beifall seiner Genossen gegen Österreich gewettert und die famosen Fiumaner Beschlüsse gepriesen. In Wien wimmert Herr Biankini um Hilfe für Dalmatien, die Regierung soll – mit österreichischem Geld natürlich – Eisenbahnen bauen, Meliorationen vornehmen ꝛc. ꝛc.; in Zara kokettiert er aber mit der ungarischen Koalition. Durch ein solches Vorgehen könnte Dalmatien leicht die Sympathien und die Förderung, die es in Wien stets gefunden hat, verlieren. Oder sollten die Herren da unten wirklich das Verlangen haben, ihr Land auf dem ungarischen Globus zu sehen? —nk—

*

Deutsches Volkstheater. Vallentin hat anläßlich der Aufführung des Gorkischen Dramas „Das Nachtasyl" auch mit diesem Ensemble, das immer einem Star zu dienen hatte, die gleiche, starke Wirkung herausgearbeitet, wie damals mit den Berlinern. Die Vorstellung war eine Probe auf die Empfindlichkeit und Bildsamkeit des Ganzen, wie des Einzelnen. Die Massenszenen waren präzis und aufs kühnste gesteigert; von den durchwegs schönen Einzelleistungen waren fesselnd und überragend die Damen Galafrés und Erl. —lz—

*

Raimund-Theater. Die Schablone, die Alois Berla mit seiner Posse „Drei Paar Schuhe" hinterlassen hat, leistet noch immer gute Dienste. Ihrer hat sich Julius Horst in seiner jüngsten Posse „Champagner!" wieder einmal mit Erfolg bedient. Der Titel verpflichtet zu irgend etwas Prickelndem, Tollem, Überschäumendem, und das Ausrufzeichen hinter ihm spannt auch die Erwartungen darauf. Davon ist aber in der neuen Glöckner-Posse des Raimund-Theaters kaum eine Spur. Julius Horst wollte offenbar etwas Besonderes machen: aus der Champagner-Stimmung moralische Nutzanwendungen ziehen. Es ist ihm jedoch dabei ergangen, wie jenem Koch, der auch einmal etwas Besonderes zu machen glaubte, als er sich anschickte, eine Champagnersuppe zu kochen. Natürlich wurde der Champagner umsonst verschwendet, denn das Herdfeuer hatte alles ausgetrieben, was ihn uns lieb und teuer macht. Auch von dem moralischabgekochten Champagner, den Horst kredenzt, kann man nichts anderes sagen, als: Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben. Zudem das Phlegma einer atavistischen Besserungsbeflissenheit, wie sie in den genügsamsten Zeiten des Wiener Volksstückes im Schwange war. Und dennoch hatte es den Anschein, als sollte in diesem Spieljahre die Posse Horsts der erste wirkliche Erfolg des Raimund-Theaters und des Gastspieles der Frau Glöckner werden. So bescheiden ist man hier geworden.

Auf das beifällig zustimmende Gelächter, von dem die Posse bei ihrer Erstaufführung begleitet war, paßt die scherzhafte Definition, die Wilhelm Busch in seiner launigen Spruchweisheit gegeben hat, wie angegossen:

„Bescheidenheit ist das Vergnügen,
An Dingen, welche wir nicht kriegen."

—tr—

*

Lustspieltheater. Drei kleine Einakter von österreichischer, norddeutscher und französischer Herkunft haben jüngst gefallen. Das Mittelstück von Paul Mongré „Der Arzt seiner Ehre" am besten. Verdiente es auch. Duellgegner treffen in der Nacht vor dem Kampfe in dem einzigen geheizten Zimmer des Hotels nächst dem Zusammenkunftsplatze zusammen. Die Sekundanten sind kluge Leute: sie vereinigen die Gegner zu germanischer, mit Alkohol reichlich begossener Blutsbrüderschaft; aus Feinden werden Freunde. Das geschieht mit tiefem Sinn und nicht aus spielerischer Laune. Die Satire geht wider das Weib. Das Stückchen ist voll streitbaren Geistes; wohltuend grob wird das unverstandene deutsche Weib und der romantische deutsche Minneritter verhöhnt. Die Sache ist nicht sehr originell, aber männlich, angenehm unliebenswürdig und in einer Art deutsch, wie wir es nicht sind. Leider vollzieht sich die Lösung überstürzt und in bedenklicher Possenmanier. Den Akt spielten die Herren Kneidinger und Dumont vorzüglich, die Herren Dalberg und Lessen gut. — „Die Gouvernante", von Auer-Waldborn, hat Charm, Witz und viel Lebendigkeit. Die Herkunft ist offensichtig: Schnitzler steht als Anreger nahe. Der lustige Einfall wurde mit guter Laune von Fräulein Krenn, den Herren Gutmann und Strauß heruntergespielt.

—lz—

*

Gastspiel Rejane. Und wieder hat uns Frau Rejane besucht und wieder fand sie ihre Gemeinde, die ihre Darbietungen kritiklos bewunderte. Ob die Bewunderung auch immer echt war? Es gibt bei uns eine Galanteriekritik, die vor allem, was aus Paris kommt, anbetend und nachbetend auf den Knien liegt. Und doch war nie weniger Grund zur Begeisterung vorhanden, als an den ersten zwei der vier Gastspielabende, die Frau Rejane in der vergangenen Woche im Theater an der Wien gegeben hat. Im Gegenteil: es war eine Kette von Enttäuschungen und heimlichem Ärger, die einst so lustige und graziöse Künstlerin mit den verfetteten Resten ihrer persönlichen Technik die Duse kopieren zu sehen. Natürlich kam dabei nichts anderes heraus, als ein gemachter nasser Jammer, der auf die Nerven geht, ähnlich dem der türkischen Klageweiber. Es gibt keinen größeren Gegensatz, als den zwischen der Duse, der jeder derben Theatralik abholden Seelenkünstlerin, die uns vergessen macht, daß wir im Theater sitzen, und der Rejane, der selbstherrlichen Virtuosin, die ihre Kunststücke mechanisch wie von einer Grammophonplatte abschnurren läßt, und die nur zu gut weiß, was sie kann, in der Besorgnis aber, daß es der Zuschauer nicht weiß, immer gleich handgreifliche Beweise ihrer Unfehlbarkeit gibt. Man atmete erleichtert auf, als Frau Rejane am dritten und vierten Abend zu ihren lustigen und pikanten Sächelchen zurückkehrte, die von den technischen Flitterkünsten einer leichtbeschwingten Darstellung leben. Hier ist sie noch immer in ihrem Element, noch immer unerreicht in der Fülle der ihr zu Gebote stehenden Hilfsmittel, die sie sich in den Jahrzehnten ihres Mimens angeeignet hat. Liegt auch über ihrer zuweilen schon sehr forcierten Munterkeit und Schalkhaftigkeit die Melancholie des Herbstes und sind ihre Farben auch schreiender geworden, so bekommt man doch wenigstens noch etwas von jener echten Rejane zu sehen, wie sie einst im Zenit ihres Ruhmes und ihrer künstlerischen Reife als fesche und resche Madame Sans-Gêne den korsischen Löwen zähmte und als Frou-Frou himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt durch die dümmste aller steifpedantischen Welten tollte. Es heißt, Frau Rejane führe jetzt ihre Kunst zum letzten Male auf Reisen und wolle dann Theaterdirektorin werden. Gott bestärke sie in ihrem Entschluß. Es gibt nichts Peinlicheres, als einer angejahrten Frau, die nicht aufhört, im Schweiße ihres Angesichts ewige Jugend vorzutäuschen, sagen zu müssen: Genug des grausamen Spiels.

Theodor Antropp.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 56. □ Redaktionsschluß 18. November 1906. □ Ausgegeben 23. November 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). □□
□□ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 57: 25. November 1906. □□

…ichereinlauf.

…Thoma. Acht Vorträge über … Malerei. Gehalten für ein … Raum an der Universität zu … im Sommer 1905 von Henri … idelberg, 1905. Karl Winter. M. 3.–

…r französischen Gesellschaft zur … g der Geschlechtskrankheiten. … Dr. Alfred Fournier. Die … ne soziale Gefahr. Deutsch von … Voerberg. Leipzig, 1905. Felix … M. –.60

… Baustile. Mit besonderer Be… ng des architektonischen und … Details von Othmar von … in 4 Bänden. Band I. Bau… ltertums. Band II. Die Bau… Mittelalters. Leipzig. Baum…

…le 1902/03 und 1903/04. Pro… n und Skizzen aus der Spezial… Architektur des Oberbaurates …agner. Leipzig, 1905. Baum… M. 16.–

…n Cornelius Gurlitt. Band I. …ltanschauung. Von Houston …hamberlain. Band II. Der …iche Verkehr. Von Oskar Bie. … Der alte Fritz. Von Wilhelm …rlin, 1905. Bard, Marquardt

…erer. Von der Verfasserin der … ihn nicht erreichten". Berlin … über Paetel.

… und Lamarckismus. Entwurf …ychischen Teleologie von Dr. …auly. München, 1905. Ernst M. 7.–

…s Buch des Lebens von Mariam … und Leipzig, 1905. Schuster

…n. Schwester Marianna und …briefe. Leipzig, 1905. Insel… M. 4.50

…rnier. Napoleon I. Band II. Kampf um die Weltherrschaft. …pzig, 1905. Tempsky & Freitag.

…dner. Weltgeschichte seit der …erung. IV. Band. Der Still… Orients und das Aufsteigen …ie deutsche Reformation. Stutt… …erlin, 1905. Cotta.

…nis wandeln. Ruthenische No… Sémène Zemlak. Berechtigte … aus dem Französischen von …ann. Leipzig. Felix Dietrich. M. 4.–

… in ihrer Verherrlichung durch …e Kunst. Von Dr. Walter …öln a. Rh. J. P. Bachem. M. 5.–

…hr. Die Andere. Berlin, 1906.

…woot. Schauspiel in vier Akten … Zwischenspiel von Hermann …n u. Stuttgart u. Berlin, 1905. M. 3.–

…terarhistorischer Seltenheiten. …ben von Fedor von Zobel… … Clemens Brentano. Der …r, in und nach der Geschichte. …ck des in Berlin im Jahre …enenen Originals mit einem … von Paul Müller. Berlin. …dorff. M. 3.–

… Marionetten. Ein Beitrag zur …es Theaters aller Völker. Von …iegfried Rehm. Berlin. Ernst M. 15.–

neuen Versuch zu machen, das Grab des Erlösers aus der Macht der Ungläubigen zu befreien. Fulco von Neuilly, der „heilige Mann", predigte in feurigen Worten an den Ufern der Seine und der Loire den Kreuzzug, und man rüstete sich, nach dem heiligen Lande aufzubrechen, unter der Führung des Bonifazius von Montferra und des ebenerwähnten siegreichen Grafen von Flandern, der ja dann auch am 16. Mai 1204 zum lateinischen Kaiser des byzantinischen Reiches gekrönt werden sollte. Auch Jean Bodel war voller Begeisterung; er wollte mitziehen, sein Leben für das hohe Ziel in die Schanze schlagen und auch andere dazu anfeuern. Aufs tiefste von diesem Gedanken ergriffen, dichtete er (wohl um das Jahr 1200) das Nikolausspiel, das wir gleich genauer kennen lernen werden. Als dann aber im Frühjahr 1202 die Kreuzfahrer sich auf den Weg zu machen begannen, da mußte Jean Bodel sie allein ziehen lassen. Denn er war von einem schrecklichen Übel, dem Aussatz, befallen worden.

Gräßlich war die Krankheit, die besonders zur Zeit der Kreuzzüge stark um sich gegriffen hatte, und schrecklich das Los, das die meist in jugendlichem Alter stehenden Kranken während der langen Zeit, oft 10 bis 20 Jahre, zu tragen hatten, ehe der barmherzige Tod ihren unsäglichen Qualen ein Ende machte. Wer als aussätzig erkannt war, wurde abgesondert, aus der Gesellschaft ausgestoßen; fern von den Seinigen und den Menschen überhaupt, in abgelegener, einsamer Behausung, mußte er sein bejammernswertes Dasein fristen. Dafür, daß ihm seine Gemeinde oder ein benachbartes Kloster täglich Nahrung lieferte, war er gehalten eine besondere Kleidung zu tragen, mit einem Stock die von ihm begehrten Gegenstände anzugeben, und mit einer hölzernen Klapper auf seine Nähe aufmerksam zu machen. Glücklich noch, wer, sei es auf Kosten der Familie oder auf Gemeindekosten in ein Sondersiechenhaus, Lazarett, das in einem entlegenen Teil der Stadt oder vor ihren Toren errichtet war, Unterkunft finden konnte, obwohl da eine harte Hausordnung herrschte und den Kranken alle denkbaren Beschränkungen auferlegt waren. Kein Wunder also, daß auch Jean Bodel die Krankheit so lange als möglich vor sich und andern zu verbergen suchte. Es half nichts, auf die Dauer konnte sein Übel doch nicht verheimlicht werden; keine Freundschaft, keine befreundete ärztliche Hilfe konnte es schließlich verhindern, daß er sich als Aussätzigen bekennen mußte. Da schrieb er (im Frühjahr 1202) seine berühmten Abschiedsworte (Congiés), ein Abschiedsgedicht, in dem er seinen Gönnern, Freunden und Bekannten Lebewohl sagt, sowohl denen, die in Arras blieben, als auch jenen, die so glücklich waren, sich zur Kreuzfahrt rüsten zu können, auf der er sie so gern begleitet hätte. Zum Schluß bittet er in diesem Gedicht den Bürgermeister und den Magistrat, sie möchten ihn auf Gemeindekosten in das Sondersiechenhaus zu Miaulens (jetzt Méaulens), einem früheren Vororte von Arras, aufnehmen, denn im Dienste der Stadt habe er sich ja die entsetzliche Krankheit geholt. Näheres darüber erfahren wir nicht; daß aber seine Bitte von den Vätern der Stadt gewährt wurde, ist einem Abschiedsgedichte zu entnehmen, das ein anderer, gleich-

„großen Mittels" der Kredit der Gesetzgebung und Verwaltung über Gebühr leidet; die „kleinen Mittel" stehen heute auf der Tagesordnung. Ein solches „kleines Mittel" soll auch zur Linderung, nicht etwa zur Lösung der Juristenfrage empfohlen werden. Schon jetzt, bevor noch das Rezept verschrieben ist, sei ein Vorzug unseres Vorschlages hervorgehoben, der für die Frage der Realisierung schwer ins Gewicht fällt: die eine Wirkung, Milderung der traurigen Verhältnisse auf dem juristischen Arbeitsmarkte, würde von anderen, nicht minder bedeutenden Wirkungen begleitet sein; schlechtestenfalls würde das Mißlingen in der einen Richtung durch ein Gelingen in einer anderen aufgewogen.

Die Aufgabe geht dahin, einen Modus zu finden, um einen Teil der Kandidaten zu veranlassen, sich nach Absolvierung ihrer juridischen Studien nicht dem öffentlichen Dienste oder der Advokatur, sondern einem anderen Wirkungskreise zuzuwenden. Die Agitation, die von dem Studium bestimmter Wissenschaften überhaupt abrät, kann in diesem Zusammenhange nicht in Betracht kommen.

Es soll, glaube ich, Juristen, welche die Befähigung zum Staatsdienste erlangt haben, die Möglichkeit geboten werden, einen anderen Wirkungskreis kennen zu lernen als den des Staatsdienstes, vor allem das Wirtschaftsleben. Dies könnte dadurch geschehen, daß der Staat eine gewisse, nicht allzu lange Zeit, die nachweisbar im Wirtschaftsleben des In- oder Auslandes, sei es Handel, Industrie oder Landwirtschaft, tätig zugebracht wurde, in die Staatsdienstzeit einrechnet. Dabei wäre die Tätigkeit im Auslande vor der im Inlande zu bevorzugen, etwa dadurch, daß 1 Jahr Ausland 1½ Jahre Inland zählt oder daß mehr Auslands- als Inlandsjahre einrechenbar sind.

Eine solche Maßregel wird in den ersten Jahren ihres Bestandes insofern nicht sehr wirksam sein, als nur wenige von dem Beneficium optionis, der Wohltat der Berufswahl, Gebrauch machen werden; aber sie hat die immanente Tendenz, mit der Dauer ihres Bestandes ihre Wirksamkeit zu erhöhen. Die Erklärung dafür ist einfach: unter den gegenwärtigen Verhältnissen haben nur wenige Juristen die Kenntnisse, die einen Erfolg in wirtschaftlichen Berufen wahrscheinlich oder nur möglich machen. Hat aber der Jurist die Möglichkeit, ohne allzu großes Risiko den Versuch zu wagen, dann werden sich nicht wenige bemühen, sie auszunützen. Jeder Absolvent des Gymnasiums, ja schon jeder Obergymnasiast, vor dem das Schreckgespenst der Berufswahl steht und der nicht durch Geburt, Umgebung oder Talent in eine bestimmte Richtung getrieben wird, hat das Bestreben, sich möglichst viele Lebenswege offen zu halten, den Scheideweg möglichst spät einzuschlagen. Jeder wird danach trachten, sich die Kenntnisse anzueignen, die ihn dazu qualifizieren, die letzte Wahl seines Berufes aufzuschieben. Mit anderen Worten, auf unseren Vorschlag angewendet: der Studierende der juridischen Fakultät, der häufig die Universitätsjahre abwechselnd damit zubringt, die Zeit mit möglichst viel Grazie untätig zu verbringen und mit Aufgebot aller Kräfte im entnervenden „Büffeln" sich den Stoff für die nächste Prüfung anzueignen, gar mancher Jus-

student würde trachten, sich die Kenntnisse zu verschaffen, die ihn eventuell auch für eine nicht streng juristische Laufbahn qualifizieren.

Dieser Vorteil, daß sich die Studenten bemühen würden, möglichst umfassende Kenntnisse zu erwerben, käme zweifellos einer großen Anzahl zu gute. Vor allem würde die Kenntnis der modernen Weltsprachen: Englisch, Französisch, Russisch, Italienisch, auch Deutsch darf nicht unerwähnt bleiben, allgemeiner als heute, die Kenntnis kaufmännischer Fächer würde zunehmen, das Studium angewandter Naturwissenschaften, besonders Technologie und Warenkunde, gewänne an Verbreitung. So träte der Jurist schon als Student der komplizierten Wirklichkeit näher, ihm wäre nicht mehr die Form das Wesentliche der Erscheinungen; die volkswirtschaftlichen Kenntnisse, die bisher zumeist nur aus dem Lehrbuch geschöpft werden, nur um die Prüfung zu bestehen, bekämen Leben und verlockten, wenn nicht zur Tat, so doch zur Tätigkeit. Das vertiefte Verständnis für die Aufgaben des modernen Staates und die Organisation der Wirtschaft würde Richter und Verwaltungsbeamte aller Instanzen in dem Bestreben einen, Recht und Wirtschaft in Einklang zu bringen.

Neben diesem Einfluß auf die Ausbildung der Beamten darf aber die Wirkung nicht vergessen werden, welche von den Juristen ausgeht, die in wirtschaftlicher Betätigung ihren Lebensberuf gefunden haben. Wenn bisher der Jurist in der Praxis nur mit oft berechtigtem Mißtrauen angesehen wurde, weil er sich über die Grenzen seiner Kenntnisse nicht klar war und im stolzen Bewußtsein, große Gesichtspunkte zu vertreten, den Details der Durchführung fremd gegenüberstand, so ist darin eine Änderung zu erwarten. Und ist erst einmal eine größere Anzahl Juristen als bisher in der Industrie, der Landwirtschaft und dem Handel tätig, so wird unser öffentliches Leben aus der Personalunion von Sachkenntnis und Jurisprudenz den allergrößten Nutzen ziehen.

Zwei mögliche Nebenwirkungen, deren Wert nicht gering anzuschlagen ist, seien noch kurz erwähnt, der Ausbau der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten und die Reform der Gymnasien. Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät müßte, um ihren Hörern die für das Leben notwendigen Kenntnisse zu übermitteln, eine Ausgestaltung erfahren; in dem Streben, ihre Stellung zu behaupten und zu festigen, würde sie sich Disziplinen angliedern, die für den künftigen Kaufmann und den künftigen Beamten unentbehrlich oder doch von Vorteil sind. Und von hier aus ginge die Wirkung weiter auf die Gymnasien. Wenn heute ein Teil des Lehrplanes unserer Gymnasien mit dem Bedürfnis der juridischen Fakultäten motiviert wird, so würde das geänderte Bedürfnis der juridischen Fakultäten auch eine Änderung unserer Gymnasien hervorrufen, die vor allem bestehen muß in der Weckung des Wirklichkeitssinnes und der Aufnahme der modernen Sprachen.

Die hier vorgeschlagene Maßregel hat also im wesentlichen die Tendenz, die Ausbildung der Juristen zu vervollkommnen und dadurch einerseits die Lebensfremdheit der als Juristen tätigen Beamten und Advokaten zu mildern, anderseits aber den

Strom von Frequentanten der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät auf Gebiete zu lenken, wo die Ausbildung an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät von Vorteil ist, aber in ihrem bisherigen Umfange nicht genügt. Men not measures ist das erste Ziel unseres Vorschlages; in einer Zeit, da umfassende Maßregeln aus mannigfachen Gründen nur selten anwendbar sind, ist dieser Spruch ein Trostwort. Aber den Männern werden über kurz oder lang auch die Maßregeln folgen.

Jean Bodels Nikolausspiel.

Von Wilhelm Cloetta (Jena).

I.

Fast siebenhundert Jahre sind es her, seit der französische Dichter Jean Bodel von seinen langjährigen qualvollen Leiden erlöst wurde. Sein Name und seine Dichtungen aber haben lange fortgelebt, sind zu neuem Leben erwacht und wohl geeignet, auch außerhalb des kleinen Kreises der Fachgelehrten die Aufmerksamkeit der Gebildeten zu erregen. Denn aus seinen Werken spricht eine Persönlichkeit voller Leben zu uns, die uns unwillkürlich fesselt, deren Streben, Denken, Hoffen, Leiden uns mit reger Anteilnahme erfüllt.

Sein dichterisches Schaffen fällt zumeist in das letzte Viertel des XII. Jahrhunderts, sein letztes Gedicht wahrscheinlich in das Jahr 1202. Die im Mittelalter durch reiches literarisches Leben und hervorragende Dichter ausgezeichnete artesische Hauptstadt Arras war seine Heimat; hier hatte er ein städtisches Amt inne und war ein hervorragendes Mitglied der Confrérie des jongleurs et bourgeois d'Arras, einer Gesellschaft, die literarische Ziele verfolgte und zumeist aus angesehenen Bürgern bestand.

Das umfangreichste der erhaltenen Werke unseres Dichters ist die Bearbeitung eines Sachsenliedes (4500 Alexandriner oder mehr), die lange reichen Ruhm genoß. Wir können hier dieses Gedicht ebensowenig näher betrachten wie die fünf auf uns gekommenen Pastorellen, von denen eine, aus dem Frühjahr 1199, wirkliche Originalität besitzt und uns einen Blick in die Seele des Dichters gestattet. Wir erfahren, daß er in dem Kriege, der damals zwischen Frankreich und Flandern wütete, mit seinen Sympathien völlig auf seiten des Landes stand, zu dem seine Vaterstadt 19 Jahre früher noch gehört hatte. Er jauchzte den Siegen Balduins IX. zu und hätte es wohl freudig begrüßt, wenn auch Arras wieder zu Flandern gekommen wäre, was ja in dem zu Péronne im Jänner 1200 geschlossenen Vertrage für das nördliche Artois auch wirklich geschah.

II.

Aber mit dem Frieden traten alsbald andere Bestrebungen auf, in denen sich Franzosen, Flamänder und Italiener vereinigten. Es galt die heilige Pflicht, einen

neuen Versuch zu machen, das Grab des Erlösers aus der Macht der Ungläubigen zu befreien. Fulco von Neuilly, der „heilige Mann“, predigte in feurigen Worten an den Ufern der Seine und der Loire den Kreuzzug, und man rüstete sich, nach dem heiligen Lande aufzubrechen, unter der Führung des Bonifazius von Montferra und des ebenerwähnten siegreichen Grafen von Flandern, der ja dann auch am 16. Mai 1204 zum lateinischen Kaiser des byzantinischen Reiches gekrönt werden sollte. Auch Jean Bodel war voller Begeisterung; er wollte mitziehen, sein Leben für das hohe Ziel in die Schanze schlagen und auch andere dazu anfeuern. Aufs tiefste von diesem Gedanken ergriffen, dichtete er (wohl um das Jahr 1200) das Nikolausspiel, das wir gleich genauer kennen lernen werden. Als dann aber im Frühjahr 1202 die Kreuzfahrer sich auf den Weg zu machen begannen, da mußte Jean Bodel sie allein ziehen lassen. Denn er war von einem schrecklichen Übel, dem Aussatz, befallen worden.

Gräßlich war die Krankheit, die besonders zur Zeit der Kreuzzüge stark um sich gegriffen hatte, und schrecklich das Los, das die meist in jugendlichem Alter stehenden Kranken während der langen Zeit, oft 10 bis 20 Jahre, zu tragen hatten, ehe der barmherzige Tod ihren unsäglichen Qualen ein Ende machte. Wer als aussätzig erkannt war, wurde abgesondert, aus der Gesellschaft ausgestoßen; fern von den Seinigen und den Menschen überhaupt, in abgelegener, einsamer Behausung, mußte er sein bejammernswertes Dasein fristen. Dafür, daß ihm seine Gemeinde oder ein benachbartes Kloster täglich Nahrung lieferte, war er gehalten eine besondere Kleidung zu tragen, mit einem Stock die von ihm begehrten Gegenstände anzugeben, und mit einer hölzernen Klapper auf seine Nähe aufmerksam zu machen. Glücklich noch, wer, sei es auf Kosten der Familie oder auf Gemeindekosten in ein Sondersiechenhaus, Lazarett, das in einem entlegenen Teil der Stadt oder vor ihren Toren errichtet war, Unterkunft finden konnte, obwohl da eine harte Hausordnung herrschte und den Kranken alle denkbaren Beschränkungen auferlegt waren. Kein Wunder also, daß auch Jean Bodel die Krankheit so lange als möglich vor sich und andern zu verbergen suchte. Es half nichts, auf die Dauer konnte sein Übel doch nicht verheimlicht werden; keine Freundschaft, keine befreundete ärztliche Hilfe konnte es schließlich verhindern, daß er sich als Aussätzigen bekennen mußte. Da schrieb er (im Frühjahr 1202) seine berühmten Abschiedsworte (Congiés), ein Abschiedsgedicht, in dem er seinen Gönnern, Freunden und Bekannten Lebewohl sagt, sowohl denen, die in Arras blieben, als auch jenen, die so glücklich waren, sich zur Kreuzfahrt rüsten zu können, auf der er sie so gern begleitet hätte. Zum Schluß bittet er in diesem Gedicht den Bürgermeister und den Magistrat, sie möchten ihn auf Gemeindekosten in das Sondersiechenhaus zu Miaulens (jetzt Méaulens), einem früheren Vororte von Arras, aufnehmen, denn im Dienste der Stadt habe er sich ja die entsetzliche Krankheit geholt. Näheres darüber erfahren wir nicht; daß aber seine Bitte von den Vätern der Stadt gewährt wurde, ist einem Abschiedsgedichte zu entnehmen, das ein anderer, gleich-

falls vom Aussatz befallener Arraser Dichter 70 Jahre später (um 1270) in Nachahmung Jean Bodels verfaßte. Er erwähnt darin, daß der Gemeindevorstand ihm die seinerzeit für Jean Bodel gegründete Freistelle im Aussätzigenspital zuerkannt habe. Dort wird also der Dichter des Nikolausspieles fast volle acht Jahre gelitten haben, da er zwischen dem 1. Oktober 1209 und dem 2. Februar 1210 gestorben ist.

III.

Was ist nun dieses Nikolausspiel, dieses Jeu de saint Nicolai? Es ist ein sogenanntes Mirakel, d. i. im literarischen Sinne die Darstellung einer Wundertat, die ein Heiliger oder die Jungfrau Maria zu einer Zeit vollbracht haben, als sie von ihrem irdischen Dasein schon längst ins Paradies eingegangen waren. Am Tage eines Heiligen verherrlichten die Gesänge, die zu seinem Gedächtnis in der Kirche erschallten, die zahlreichen Wunder, die man ihm zuschrieb. Schüler oder junge Geistliche unternahmen es nun, am Vorabend oder am Heiligenfeste selbst ein solches Wunder auch dramatisch in der Kirche vor den Andächtigen oder unter sich in der Klosterschule oder im Refektorium, aufzuführen. Und da Nikolaus der Schutzpatron der studierenden Jugend ist, so ist es begreiflich, daß er mit Vorliebe in dieser Weise gefeiert und daß gelegentlich seines Festes besonders gern das eine oder andere der ihm zugeschriebenen Wunder dargestellt wurde, zunächst natürlich in lateinischer Sprache. So sind uns in einer Handschrift des XIII. Jahrhunderts, die aus einem nordfranzösischen Kloster stammt, vier solcher lateinischer Mirakelspiele erhalten, die ganz knapp und ungelenk (das längste zählt 172, das kürzeste gar nur 76 Verse) je ein Wunder des heiligen Nikolaus dramatisch vorführen. Eines davon behandelt in 157 Versen das Wunder von dem Schätze hütenden Nikolausbilde, ein Wunder, das offenbar besonders beliebt und schon um das Jahr 1125 von Hilarius, dem Schüler Abaelards, in 123 Versen dramatisiert worden war, die größtenteils auch lateinisch, aber in beabsichtigt komischer Weise mit einigen französischen vermischt sind. Der Inhalt ist in beiden Bearbeitungen ziemlich übereinstimmend folgender:

Ein Heide übergibt seine Schätze zur Bewachung einer Nikolausstatue, die er in seinem Hause zu verehren pflegte. Kaum ist er jedoch zur Tür hinaus, so schleichen schon Diebe heran, die seine ganze Habe stehlen. Als der Heide nach Hause kommt, ist er außer sich vor Wut; das habe ihm der Glaube der Christen an Nikolaus eingetragen. Er schlägt das Nikolausbild und droht ihm, es noch mehr durchzupeitschen, wenn es ihm nicht wieder zu seinem Besitze verhelfe. Da erscheint nun Nikolaus unter den Dieben, als sie eben dabei sind, ihren Raub unter sich zu verteilen. Er befiehlt ihnen, das Gut, das sie gestohlen haben und das ihm anvertraut war, sofort zurückzuerstatten, sonst würden sie gehenkt werden. Ihre Missetat habe ihm so schon Schimpf, Schande und Schläge eingebracht. Die Diebe tragen auch wirklich alles zurück und der beglückte Heide bekehrt sich zum Christentum.

Dies ist auch der Stoff, der Jean Bodels Nikolausspiele zu grunde liegt, das er vermutlich zum Zwecke der Aufführung durch die Brüderschaft der Spielmänner und Bürger von Arras verfaßte, eine durchaus weltliche Genossenschaft, obschon sie als Palladium eine angeblich von der Jungfrau Maria stammende Kerze verehrte. Aber was hat er aus dem Stoffe gemacht? Die einfache Handlung, wie wir sie in den kleinen lateinischen Klosterdramen sahen, genügte ihm nicht; er benutzt sie vielmehr bloß, um daran ein lebensvolles, farbenprächtiges Bild zu knüpfen, in welchem neben der Vorführung einer gewaltigen Schlacht zwischen Christen und Muselmanen recht derb-realistische Vorgänge stehen, die uns einen Blick in das damalige Kneipen- und Vagabundenleben tun lassen. An Stelle des Lateinischen ist durchwegs das Französische getreten und aus den hundert und einigen Versen sind es deren 1540 von verschiedenster Länge und verschiedenster Reimordnung geworden. Dadurch wurde Jean Bodel der Dichter des ältesten uns erhaltenen französischen Mirakelspiels, ja des ältesten uns erhaltenen, auf dem Kontinent geschriebenen rein französischen Dramas überhaupt.* Es ist möglich, daß schon einige ältere französische Mirakelspiele bestanden, die uns verloren gegangen sind, aber die Idee zu einer solchen Ausgestaltung des Dramas, wie wir sie gleich kennen lernen werden, darf man wohl Jean Bodel zuschreiben, und das war eine geniale Tat.

Aus dem vorangehenden, von einer außerhalb des Stückes stehenden Person gesprochenen Prolog erfahren wir, daß es am Vorabend des Nikolausfestes, also am 5. Dezember, gegeben wurde. Zu Beginn des Stückes selbst tritt sodann der Bote Auberon auf, um dem König von Afrika zu melden, daß die Christen in sein Land eingefallen sind und es verheeren. Der König ist darob außer sich vor Wut. Er ist zwar Mohammedaner, aber für die Franzosen des Mittelalters waren die Muselmanen Heiden und Götzenverehrer, Mohammed, Apollo und Tervagan ihre höchsten Götter. Wir werden uns also nicht wundern, wenn wir den König in größter Erregung vor das Götzenbild Tervagan treten und es zur Verantwortung ziehen sehen. Mit den gröbsten Ausdrücken und Schimpfworten redet er es an, so daß der daneben stehende Seneschall seine Majestät auffordern muß, den Gott glimpflicher zu behandeln. Der König bittet darauf das Götzenbild, ihm zu verzeihen, denn er sei nur sinnlos betrunken gewesen, als er die Schimpfworte gebraucht habe. Er fleht es an, ihm beizustehen und ihn wenigstens durch ein Zeichen wissen zu lassen, ob er siegen oder unterliegen werde. Im ersteren Falle soll das Bild lachen, im letzteren weinen. Aber Gott Tervagan lacht und weint zugleich, was der Seneschall nach einigem Zögern und unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln dahin erklärt, daß der König zwar siegen, nachher aber sich zum Christentume bekehren werde. Natürlich ist dieser im höchsten Grade entrüstet, daß man ihm einen Abfall

* Das Adamsmysterium, das einzige rein französische Drama, das den Anspruch erheben könnte, älter zu sein als Jean Bodels Nikolausspiel, hat sich noch nicht ganz von der Kirche und der Liturgie losgelöst und ist auf englischem Boden von einem Anglonormannen verfaßt.

von seinem Glauben zutraue, und sogleich erteilt er den Befehl, daß seine amtlichen Heerscharen, von Spanien im fernen Westen bis zum Osten Asiens, aufgeboten werden. Diesen Auftrag erhält der Herold Connart, der auch sofort das Aufgebot überall ausruft. Außerdem wird der Bote Auberon ausgeschickt, um die Vasallen des Königs zur Teilnahme am Kriege aufzufordern. Auf seinem Wege kommt er an einem Wirtshaus vorbei, vor welchem der Wirt steht und seine guten Weine aus Auxerre anpreist. Der Bote läßt sich durch die Anpreisungen des Wirtes zu einem Trunk verleiten und spielt sodann Würfel mit dem Spitzbuben Cliket, von dem er auch seine Zeche gewinnt. Sodann tritt er hintereinander vor vier Emire, Vasallen des Königs von Afrika, deren Reiche sich in den verschiedensten und entlegensten Weltteilen befinden, und alle vier sagen ihre sofortige Hilfe zu. Sogleich ist Auberon auch wieder vor den König von Afrika zurückgelangt und berichtet ihm von den Ergebnissen seiner eiligen Reise durch ganz Arabien und ‚Heidenland'. Unverzüglich erscheinen auch an der Spitze ihrer Truppen die vier Emire, von denen einer mit eisenbeschlagenen Stiefeln 30 Tage lang über Schnee und Eis gehen mußte, um anzukommen. Nun werden die sarazenischen Heere in Schlachtreihe aufgestellt und rufen Mohammed an. Ihrerseits flehen die gegenüberstehenden Christen zum Heiland. Sie sind bloß einer gegen hundert, sie wissen, daß sie unterliegen müssen, aber sie wollen ihr Leben teuer verkaufen und sich das Paradies erwerben. Da erscheint ein Engel, um ihnen Stärkung zuzusprechen. Sie sollen sich nicht fürchten, sondern Gott vertrauen; der Tod, den sie sterben würden, sei für jeden Christen begehrenswert; sie würden zwar in Stücke gehauen, dafür aber mit der ewigen Seligkeit gekrönt werden. Wirklich werden sie auch alle miteinander niedergemacht, mit Ausnahme eines einzigen alten, greisen Mannes, den man betend und kniend vor einem hölzernen Standbild gefunden hatte, das die Sarazenen wegen der Mitra, die es auf dem Kopfe trägt, einen gehörnten Mohammed nennen, das in Wirklichkeit aber ein Nikolausbild ist. Während dieser letzte Überlebende ergriffen wird, erscheint wieder der Engel auf dem Schlachtfelde und preist die Leichen der gefallenen Christen selig, dem Gefangenen aber, der zu Nikolaus um Schutz betet, sagt er tröstende Worte; er möge nur auf Gott und Nikolaus vertrauen. Vor den König geführt, muß der gefangene Christ, der im Stücke einfach als Preudomme (Biedermann) bezeichnet ist, erklären, weshalb er das Heiligenbild verehre. Das sei der heilige Nikolaus, der einem alles wiedergebe, was man verloren habe, die Verirrten wieder auf den richtigen Weg führe, die Blinden wieder sehend, die Toten lebendig mache. Nichts, das seiner Obhut anvertraut sei, läge es auch ganz offen da, könne abhanden kommen. Selbst wenn der ganze Königspalast voller Gold läge, so könnte doch nichts davon verloren gehen, sobald das Bild darauf gestellt würde. Sofort will der König diese Wunderkraft erproben; wenn er aber nur ein Körnchen seines Goldes verliere, so soll der Biedermann verbrannt oder gerädert werden. Einstweilen vertraut er diesen der Obhut seines Peinigers an. Durant, so lautet dessen wenig arabisch klingender

Name, hält furchtbare Marterwerkzeuge in der Hand und freut sich über den Ankömmling, da sein Gefängnis wieder leer war. So lange ihm dieser Christ anvertraut sei und nur noch einen Zahn im Munde habe, werde seine Zange nicht ruhen. Aber wieder erscheint der Engel, um dem Biedermann Trost zuzusprechen.

Nun werden alle Truhen des Königs geöffnet, auf die daliegenden Schätze stellt man das Nikolausbild und die Wächter müssen sich entfernen. Der Herold Connart aber ruft öffentlich aus, daß die Schätze des Königs völlig frei liegen und von niemand mehr bewacht werden, außer von einem toten, gehörnten Mohammed. Darauf spielt das Stück wieder vor dem Wirtshaus, das wir bereits kennen gelernt haben. Der Wirt, der nur wenig Abnehmer für seinen Wein findet, läßt diesen durch den Ausrufer Raoul anpreisen, was jedoch dem Herold Connart als ein Eingriff in seine Rechte erscheint und ihn in gewaltigen Zorn versetzt. Er sei seit mehr als 60 Jahren Ausrufer der Stadt. Es sei nicht wahr, daß Raoul auch städtischer Ausrufer sei, und dann habe er ja auch eine gar zu schwache Stimme. Daraus entwickelt sich eine Prügelszene zwischen den beiden Ausrufern, der Wirt muß dazwischentreten und Frieden stiften, worauf endlich Raoul den neuangezapften Burgunderwein in beredten Worten und ungestört anpreisen kann. Dadurch werden auch glücklich drei Strolche und Trunkenbolde angelockt, zunächst Pincedé der „Würfelkneifer“, dann Cliket, den wir bereits kennen gelernt haben, und Rasoir. Es entspinnt sich eine lange Wirtshausszene, die für uns durch das Rotwälsch der Spitzbuben teilweise unverständlich ist, und in der es beim Würfelspiel zwischen Cliket und Pincedé zu Prügeln kommt. Es ist schon spät geworden, und wiederholt will der Hausknecht die drei hinauswerfen. Sie können nicht bezahlen, aber Rasoir hat seinen beiden Kumpanen von der Bekanntmachung des Königs erzählt. Sie verhandeln mit dem Wirt und versprechen ihm großen Lohn, den er sich selber aus einem Schatz werde nehmen können, der bei ihm verwahrt werden solle. Er leiht ihnen auch bereitwilligst einen großen Sack, und die drei Spitzbuben dringen in den Palast des Königs ein. Dort schläft alles; ungehindert tragen sie eine Kiste voller Goldstücke und den Sack mit Schätzen gefüllt fort. Als sie vor das Wirtshaus zurückgekehrt sind, öffnet ihnen der Wirt mit Freuden; es entsteht ein neues Trinkgelage mit hohem Würfelspiel, und schließlich kommt es wieder zu einer Prügelei, diesmal zwischen Pincedé und Rasoir. Abermals muß der Wirt intervenieren, und nachdem auf seinen Rat hin alles Geld wieder in die gestohlene Kiste geworfen ist, schlägt er vor, zur Teilung zu schreiten. Aber die drei Strolche sind müde geworden und wollen schlafen.

Inzwischen hat der Seneschall geträumt, daß des Königs Schatz in einen Abgrund versunken sei. Er unterrichtet sich von der Sachlage und weckt sodann den König, um ihm zu melden, daß sein Schatz fortgetragen sei. Das hölzerne Bild ist allein noch da und liegt auf dem Boden. Unverzüglich wird der gefangene Christ vor den König geführt, der befiehlt, ihn sofort eines grausamen Todes sterben zu lassen, worüber der für sein Handwerk begeisterte Peiniger Durant frohlockt, sich

zugleich die qualvollsten Todesarten ausdenkend. Da bittet der Gefangene um einen Tag Aufschub, und er erhält ihn auch bis zum nächsten Morgen. Ins Gefängnis zurückgekehrt, fleht der Christ zu Nikolaus, er möge doch den Schatz wieder zur Stelle schaffen; der Peiniger aber höhnt und freut sich auf die morgige Hinrichtung; er werde ihm schon einen Rosenkranz aus einem Stricke voller Knoten anfertigen. Aber wieder kommt der Engel, um dem greisen Gefangenen Mut und Vertrauen einzuflößen. In der Tat erscheint auch gleich darauf Nikolaus im Wirtshaus den noch schlafenden Strolchen; er schmäht sie und den Wirt aufs heftigste und droht ihnen mit dem Galgen, falls sie den Schatz nicht sofort zurückbringen und das Bild wieder darauf stellen. Der Wirt kommt darob sofort zu besseren Gefühlen; er will nichts von dem gestohlenen Gute haben. Der Hausknecht entreißt den drei Spitzbuben verschiedene Kleidungsstücke zur Bezahlung der Zeche und wirft sodann die Strolche hinaus. Diese tragen den Schatz zurück und wagen es nicht, etwas davon zu behalten, so gerne sie es auch täten.

Am nächsten Morgen weckt der König den Seneschall; beide haben einen guten Traum gehabt. Richtig findet sich der Schatz wieder an Ort und Stelle, noch dazu doppelt so groß wie vorher, und das Nikolausbild steht darauf. Durant erhält sofort den Befehl, seinen christlichen Gefangenen freizugeben, was das Herz des Peinigers mit Bedauern darüber erfüllt, daß er ihn nicht schon umgebracht habe. Aber der Seneschall führt den Christen vor den König; dieser, und dann alle übrigen Mohammedaner schwören ihre Götter ab, bekehren sich zum heiligen Nikolaus und fallen vor seinem Bilde auf die Knie. Nur einer der vier Emire weigert sich und muß mit Gewalt dazu gezwungen werden; im Herzen bleibt er Mohammed treu. Der Götze Tervagan aber gerät beim Anblick dieser Szene in heillose Wut und stößt völlig unverständliche Worte aus. Aber mit Hohn wird er von seinem Postamente heruntergeschlagen. Der König erklärt, sich mit seinen Leuten taufen lassen zu wollen, worauf der Christ ein begeistertes Te Deum laudamus anstimmt, eine Erinnerung an das liturgische Drama, an dessen Ende auch meist das Tedeum gesungen wurde.

Dies ist Jean Bodels Nikolausspiel, in welchem allerdings Nikolaus nur den Vorwand abgegeben hat zur ergreifenden Schilderung einer von den Christen durch die Sarazenen erlittenen Niederlage und zu einer Reihe höchst drastischer Wirtshausszenen. In der Vorführung der Schlacht ist Größe nicht zu verkennen; die betreffenden Szenen sind ergreifend und erhalten durch die erhabene Sprache der Christen und des Engels, im Gegensatz zu dem rohen Geprahle und Gespötte der blutdürstigen Muselmanen, einen eigenen Reiz auch für uns. Gewiß waren sie im Zeitalter der Kreuzzüge von packendster Wirkung auf die Zuhörer und kamen dem Dichter aus tiefstem Herzen, der ja selber vorhatte, sich am nächsten Kreuzzuge zu beteiligen. Die Wirtshausszenen sind sehr interessant, und wir können uns lebhaft denken, daß sie für die Zuhörer jener Zeit äußerst unterhaltend waren; für uns verlieren sie leider etwas an Reiz durch die vom Rotwälsch der Spitzbuben

herrührende teilweise Unverständlichkeit der im übrigen kernigen und witzigen Sprache. Daß in diesen Szenen die Lokalfarbe vollständig fehlt, daß diese liederlichen Gäste, obwohl sie Mohammedaner sind, Burgunderwein trinken, beim heiligen Kreuze, dem heiligen Jakob, Johann, Markus und Nikolaus schwören und fluchen, können wir unserm Autor, bei dem jener Zeit völlig fremden Verständnis für Lokalfarbe, nicht übelnehmen; wir müssen ihm vielmehr Dank wissen, daß er Leute und Sitten schilderte, die er kannte, und nicht solche, die ihm unbekannt waren.

Die Zeit, welche die Ereignisse dieses Dramas in der Wirklichkeit zu ihrer Abwicklung erfordert hätten, läßt sich auch nicht annähernd bestimmen. Es werden darin von bloß zwei einzelnen Sendboten Herrscher und Völker aus den entferntesten Gegenden im Osten, Westen und Süden zusammengerufen, um ein Heer zu bilden, was doch gewiß Jahre in Anspruch genommen hätte. Man denke: Kleinasien, Arabien, Afrika, Spanien. Und das ganze, ungeheure Aufgebot in allen diesen Gegenden geschieht vor unsern Augen durch einen Herold und einen Boten! Dann sehen wir eine große Schlacht mit der vollständigen Niederlage der Christen, worauf erst noch zwei Tage vergehen, bis das Drama endet. In bezug auf den Ort wechselt die Darstellung 38mal. Diese Verhältnisse sind durch die Einrichtung der mittelalterlichen Bühne erklärlich, die keinen abschließenden Vorhang noch Kulissen kannte, und auf der von vornherein alle im Stücke vorkommenden Orte nebeneinander markiert und zugleich mit ihren Insassen beständig sichtbar waren. Infolgedessen gab es zwar keinen Dekorationswechsel, aber dafür hatte man den Übelstand, daß man nichts als gleichsam hinter der Szene vorgegangen annehmen konnte; jeder Befehl mußte vor den Augen des Zuschauers ausgeführt, jeder Auftrag an dritte Personen diesen gegenüber wiederholt werden, so daß das Publikum die gleichen Worte und Berichte mehrmals zu hören bekam.

Das sind zweifellose Nachteile, die jedoch eine spätere Entwicklung leicht hätte beseitigen können, da sie das Wesen des Dramas nicht betreffen. Dagegen ist es offensichtlich, daß aus dem Mirakelspiel, wie es uns bei Jean Bodel zum ersten Male in französischer Sprache und gleich am bedeutendsten entgegentritt, ein wahrhaft nationales französisches Schauspiel hätte entstehen können, während die stets an die Bibel und die Heiligenlegenden gebundenen Mysterien ein viel weniger günstiger Boden dafür waren. Man denke sich das Mirakeldrama gänzlich losgelöst von dem Heiligenwunder, das ja schon bei Jean Bodel völlig nebensächlich geworden ist, so erhält man ein Schauspiel, das den von Viktor Hugo für das romantische Drama, im Gegensatze zur klassischen Tragödie, aufgestellten Forderungen derartig entspricht, daß man Jean Bodels Nikolausspiel selbst schon als romantisches Schauspiel, also als das älteste romantische Drama bezeichnet hat. Leider hat Jean Bodel keine Nachfolger von seiner Bedeutung gefunden; ihrer Talentlosigkeit ist es zuzuschreiben, daß die Mirakelspiele die Gunst des Publikums verloren, die sich immer mehr den endlos anschwellenden Mysterien zuwandte. Die französische

Bühne mußte dann erst noch die Jahrhunderte währende Herrschaft der aus dem Altertum wiederbelebten Tragödie über sich ergehen lassen, ehe sie das wirklich erhielt, wozu sie schon mehr als 600 Jahre früher die schönsten Ansätze gezeigt hatte.

Erinnerungen von Louise Gräfin Schönfeld-Neumann.

Mitgeteilt von Helene Bettelheim-Gabillon.

(Fortsetzung.)

Endlich, am 7. November, kam der Tag der Erlösung, wo wir wieder heimkehren konnten. Von der armen Klementine wurden wir empfangen, sie hatte die ganze Belagerung mitgemacht, da ihre alte, tiefsinnige Mutter unbeweglich zu Bette lag und nicht transportabel war. Sie war glückselig, uns wieder zu haben, der Sorge um uns enthoben zu sein, da sie mit rührender Sorgfalt über unsere zurückgelassenen Habseligkeiten wachte, die allen Eventualitäten preisgegeben waren. Es war wirklich ein Wunder, daß wir nicht unterdessen ausgeraubt wurden. So waren wir denn allerdings wieder daheim — aber es war doch alles anders geworden. Wir kündigten auch gleich die Wohnung, in der wir so viel Schreckliches erlebten, wir spielten auch wieder Komödie, aber ohne Freude — unser Hof war fern. Kaiser Ferdinand dankte ab, Erzherzog Franz Karl resignierte zu gunsten seines Sohnes und mit einem Male verbreitete sich die Kunde, er werde samt seiner erlauchten Gemahlin nicht wieder nach Wien zurückkehren. Das war wohl ein Donnerschlag für uns, denn Erzherzogin Sophie in alle Zukunft zu vermissen, der Gedanke, die hochverehrte Frau nicht wiedersehen, ja, ohne Abschied von ihr scheiden zu sollen — das konnten wir nicht fassen. Wir machten daher kurzen Prozeß, wir benützten die paar Tage Weihnachtsferien, reisten am 23. Dezember nach Olmütz, um unserer allerhöchsten Gönnerin zum letzten Lebewohl die Hand zu küssen. Die Fahrt nach Olmütz war schauderhaft. Das Wirtshaus „zum Goliath" greulich. Nicht einmal reine Wäsche für die Betten konnten wir erreichen: „Sie seind eh erst vor drei Tagen frisch überzogen word'n" gab man uns zur Antwort. Der Rest ist Schweigen. Aber unser Ziel hatten wir erreicht, wir wurden gleich den folgenden Tag von der Frau Erzherzogin und sogar von Sr. Majestät selbst empfangen. Von diesem blühenden, jungen Kaiser, der unter solch erschwerenden Umständen die Regierung antreten und von seiner Jugend Abschied nehmen mußte, von seiner großherzigen Mutter, die zu seinen Gunsten auf einen Kaiserthron verzichtete. Wir waren überwältigt von der Situation und kein Auge blieb trocken. Am 25. reisten wir wieder nach Hause mit unseren schmerzlich schönen Erinnerungen, aber kaum angekommen, mußten wir wieder umkehren, denn es kam der Befehl, wir sollten am 27. in einem Konzert bei Hofe mitwirken. Wir packten also wieder ein und nahmen einige Gedichte mit, gar gern hätte ich zur Abwechslung einmal ein französisches gesagt, aber davon mußte ich abstehen, wahrscheinlich aus politischen Gründen, die man mir natürlich nicht mitteilte. An die fremden Fürstlichkeiten, für welche diese Soiree arrangiert wurde, erinnere ich mich nicht mehr, ich weiß nur, daß ich entzückt war von der liebenswürdigen Grazie und Natürlichkeit des jungen Monarchen und von der Schönheit seiner „badischen Augen", wie die Frau Erzherzogin immer sagte,

denn ihre Mutter, die Königin von Bayern, war eine Tochter unserer alten Markgräfin Amalie von Baden. Ich erinnere mich nur eines höheren Offiziers, welcher an jenem Abend neben mir saß und lebhaft mit mir konversierte. Nachträglich erfuhr ich, daß es der vielgenannte Generaladjutant Graf Grünne war. Damals hatten wir wohl keine Ahnung davon, daß ich neun Jahre später die Frau seines Neffen sein werde.

Das neue Jahr 1849 kam heran, aber mit dem Frohsinn war's vorbei. Mutter kränkelte fortwährend, doch spielte sie dazwischen, weil sie sich nicht nachgab, bis zu dem Moment, wo sie — es war am Lichtmeßtag — ohnmächtig vom Tische weggetragen werden mußte, wonach eine schwere Krankheit zum Ausbruch kam. Durch 24 Tage und Nächte weinte und schrie sie vor Schmerz. Das Dekokt, welches ihr der gute, alte Doktor Brants verschrieb, hatte einen so greulichen Geschmack, daß ich ihr oft stundenlang zureden mußte, bis sie sich entschloß, es zu trinken, und als endlich eine scheinbare Besserung eintrat und wir zu hoffen anfingen, erklärte der Arzt bei einem neuen, anhaltenden Krampfanfall, jetzt sei erst eine Leberentzündung ausgebrochen. Also, statt der erhofften Besserung standen wir vor einer zweiten Krankheit. Es war recht trostlos. Die vielen Nachtwachen, dabei doch Proben abhalten und Komödie spielen müssen, hatten meine Kräfte fast erschöpft, aber, wie ich immer im Falle der Not eine Stütze fand, so kam auch jetzt der Moment heran, wo Clemy für mich eintrat und sich ihre seltene Freundschaft bewährte. Sie erbat sich die Erlaubnis, mit mir die Pflege teilen und abwechselnd bei Mutter wachen zu dürfen. Um mich zu schonen, ließ diese es geschehen und da gab es doch wirklich keinen Dienst, den die tapfere Freundin nicht geleistet hätte, sie benahm sich wie eine zweite Tochter.

Mitten in diesen Jammer hinein, kam wieder eine Einladung zu einem Gastspiel nach Olmütz — an den Hof, worauf ich unter den obwaltenden Umständen selbstverständlich verzichten mußte. Wie hätte ich denn meine kranke Mutter verlassen können? Ich bat daher untertänigst dispensiert zu werden, was mir auch gewährt wurde, aber trotzdem tat mir der Verzicht sehr leid. Indessen kam er meinen Kollegen zu gute, für welche wir schon oft die Mauerbrecher waren, und das sprach wieder für meine Theorie, daß immer einer für den anderen da ist und daß, was dem einen zum Übel, dem andern zum Vorteil gereicht. Ainsi soit-il. Dafür genoß ich das Glück, nach wochenlangem „Hangen und Bangen", daß endlich bei meiner geliebten Kranken eine entschiedene Besserung eintrat und sie am 6. Mai, ihrem Geburtsfest, den eintreffenden Gatten außer Bett empfangen konnte. Es war ein schmerzlich glückliches Wiedersehen. Was hatten wir alles in der zehnmonatlichen Trennung erfahren, erlebt und erlitten, aber in diesem Augenblick war es vergessen — denn es hätte ja noch viel Schlimmeres kommen können; und wir hatten noch immer Grund genug, unserem Schöpfer aus vollem Herzen zu danken.

Mutters Rekonvaleszenz schritt nun rasch vorwärts und so durfte sie auch wieder daran denken, die geliebten Bretter zu betreten. Bei ihrem ersten Erscheinen war der Jubel groß — ihr Humor ungebrochen, aber sie war doch noch nicht im Vollbesitz ihrer Kraft und ihr Arzt bestand darauf, sie müsse so bald als möglich zur Kur nach Marienbad abreisen. Meine Hoffnung, sie begleiten und unser Gastspiel in Hamburg aufgeben zu können, scheiterte an Maurices Hartnäckigkeit. Er bestand auf seinem Schein und da er auf die Mutter verzichten mußte, wollte er wenigstens die Tochter haben. Er hatte

große Vorbereitungen gemacht, ein neues Stück der Birch akquiriert, welches sie eigens nach »La mare au diable« von Georges Sand für mich schrieb, dann „Viel Lärm um nichts" einstudieren lassen, endlich war „Dorf und Stadt" noch nicht mit mir gegeben, so durfte ich nicht zurücktreten, ohne ihm materiellen Schaden zuzufügen. Enfin, ich mußte resignieren, so peinlich es mir auch war. Vater begleitete seine wiedererstandene Amalie nach Böhmen und ich fuhr mit meiner alten Kammerjungfer nach Hamburg. Dort fand ich auf und auch außer der Bühne dieselben Sympathien wie zwei Jahre vorher. Holtey hatte gerade einen Zyklus Vorlesungen beendet und blieb noch dort, um „Viel Lärm um nichts", das er nach Shakespeare einrichtete, in Szene zu setzen — vielleicht auch, um Fanny Elßler noch zu bewundern, für die er eine wahre Begeisterung hegte. Sie gastierte nämlich zu gleicher Zeit im Stadttheater und bezauberte alt und jung, Männer wie Frauen.

Sie war aber auch einzig in ihrer Art. Jetzt erst hatte ich Gelegenheit, sie in ihrer ganzen Vollendung anstaunen zu können. Jeden freien Abend brachte ich in ihren Vorstellungen zu. War sie mir schon in „Cachucha" als Inbegriff aller Grazie erschienen, so kam doch dieser Nationaltanz nicht in Vergleich zu ihrer mimischen Darstellung in den verschiedenen Charakteren. Man muß das Gedicht von Holtey: „Fanny Elßler als Schauspielerin", lesen, darin liegt alles, was man von ihr sagen muß, wovon meine steife Feder nur ein schwaches Echo geben könnte. Le comble pour moi aber war, daß ich — zu irgend einem Benefiz — mit ihr in „Nelva" die russische Waise spielen durfte. Diese Waise war natürlich stumm, aber jeder Blick, jede Bewegung versinnlichte, was in ihrer Seele vorging. Zuerst das naivste Liebesglück, dann die schmerzlichste Entsagung, endlich wie sie nach der heimlichen Flucht aus Frankreich bettelnd an das Schloß ihres unbekannten Bruders pocht, dort von Jugenderinnerungen überwältigt wird und zuletzt in der Todesangst um das Leben ihres einstigen Verlobten die Sprache wieder findet, das ist nicht wiederzugeben, das muß man gesehen haben, um zu begreifen, daß kein Auge trocken blieb, weder im Publikum noch bei den Mitspielenden. Übrigens war unsere Zuneigung gegenseitig, denn so oft ich auftrat, saß sie mit Blumen bewaffnet in einer Proszeniumloge, mit denen sie mich begrüßte, sobald ich mich blicken ließ. Ich spielte in den 25 Tagen meines Dortseins 14mal, darunter oft in drei verschiedenen Einaktern an demselben Abend, meist mit Davison, der seit zwei Jahren riesige Fortschritte gemacht hatte. Das erstemal, als ich ihn sah, war er noch nicht frei vom polnischen Akzent und auch sonst wenig soigniert in seinem Äußern, aber diese Raupe hatte sich nun zu einem glänzenden Schmetterling entpuppt, der sich in der Alten und Neuen Welt Lorbeeren holte.

Auf dem Rückwege hielt ich mich einen Tag in Berlin auf, um zu rasten und um meiner Gönnerin Birch über ihr Stück zu referieren, das einen freundlichen Erfolg errang, dann aber eilte ich nach Hause in die Arme meiner schwer entbehrten Mutter. Schon am Fuß der Treppe kam sie mir entgegen, weil sie nicht erwarten konnte zu hören, was ich über ihre Metamorphose sagen würde. Ich war auch komplett überrascht über ihre Verjüngung, sie trug kein Merkmal ihrer Krankheit mehr an sich, mit Ausnahme ihrer Chevelure, die noch nicht vollständig nachgewachsen sein konnte. Wir genossen noch einige Tage glücklichen Beisammenseins, dann mußte Vater wieder nach Karlsruhe zurück und ich — ins Joch. Von Ausruhen war natürlich keine Rede, im Gegenteil, im Sommer florierte besonders das Lustspiel, weil man bei der Hitze unsere tragischen Heldinnen und Helden nicht so anstrengen wollte, dafür wurde die leichte

Kavallerie vorgeritten. Je nun, 14mal im Monat war ohnehin meine Norm, die Wohltätigkeit nicht mitgerechnet und da galt keine Widerrede.

Aber es gab auch andere Ereignisse, die uns in Atem hielten, und zu diesen zähle ich in erster Linie den Einzug Radetzkys. Endlich ging uns auch dieser längst gehegte Wunsch in Erfüllung. Wir sollten den Mann sehen, auf welchen der Kaiser und das ganze Reich mit gerechtem Stolze blickten. Für uns aber war er nicht nur der große Feldherr, sondern auch der liebevolle Vater seiner „Kibitze", unter denen mein Bruder Tony in erster Linie sein Wohlwollen besaß. Der Name Kibitz stammt von Tonys Hund, nach diesem nannte der alte Herr dann seine Ordonnanzoffiziere, zuerst nur im Scherz — bis sich der Name mit der Zeit völlig eingebürgert hatte und auch auf die Galopins anderer Generale überging. Die Geschichte mit der Ziege war auch bald bekannt genug.* Lotte Birch, der er einmal in Versen seine Huldigung über „Dorf und Stadt" aussprach, schickte ihm folgendes Gedicht, als sie die Anekdote im Hackländer las.

An meiner lieben Male Einzigen!
O, einz'ger Tone
Welche Wonne
Hast mir bereitet,
Die stets beneidet
Die Mutter hat um solchen Sohn!
Viel Ärger gab mir „Dorf und Stadt",
Geschimpft ward d'rum ich früh und spat —
Dein Vers gab mir den Lohn!

D'rum schließ zu deinen Lieben
Ich jetzt ins Herz dich ein!
Und nächstens soll geschrieben
Ein neues Stück dir sein.
Poetisch wahr und rührend,
Wie du die Zieg' erspürend,
Das zarte Tier gemolken,
Wie du dem Marschall frierend
Die Schokolade rührend,
Verscheucht des Hungers Wolken.

Und wo ich dich auch sehe,
Daß ich's nur frei gestehe,
Gefällst du mir gar sehr.
Wär' ich in deiner Nähe,
So schrie ich täglich: Wehe
Nicht Achtzehn bin ich mehr!

* Graf Karl Schönfeld erzählt sie in seinen „Erinnerungen" aus dem italienischen Feldzuge folgendermaßen: „... Als eine seltene Ausnahme muß ich erwähnen, daß es an diesem Morgen mit dem Proviant schlecht bestellt und selbst für den Kaffee des Feldmarschalls keine Milch aufzutreiben war. Nun führte aber der alte General der Kavallerie Graf Louis Wallmoden, der unter dem Titel eines Adlatus den Feldmarschall begleitete, wegen eines Magen- oder Halsleidens eine Milchziege mit sich. Zu dieser schlich sich Oberleutnant Haizinger und molk sie für das Frühstück des alten Herrn bis auf den letzten Tropfen aus, und als Wallmodens Diener mit dem Melkkübel kam, fand er zu seinem Schrecken die Quelle versiegt." ...

Also, endlich kam der Held des Tages mit seinem Gefolge nach Wien. Man kennt die leicht erregbaren Gemüter hier. Alles jubelte und wir mit ihnen. Es war wirklich wie ein Fieber über uns gekommen und unser ganzes Streben ging dahin, ihn persönlich kennen zu lernen. Durch Vermittlung unseres herrlichen Freundes Heß ist's uns gelungen. Als Mutter und Schwester seines Ordonnanzoffiziers wurden wir zu ihm beschieden. Mit hochklopfendem Herzen standen wir vor der ehrwürdigen Erscheinung; bei all seiner Größe war er so human, so wohlwollend freundlich, daß man alle Scheu vergaß und rückhaltlos mit ihm plaudern konnte. Er sagte uns recht viel freundliches über seinen Urkibitz und erhobenen Hauptes, beglückten Herzens zogen wir von dannen — mit einer Erinnerung, die keine Tücke des Geschickes mehr rauben konnte.

Wie aber ein Wunsch den andern erzeugt, so hatte ich nun noch den zweiten, er möge doch ins Burgtheater kommen und mich spielen sehen. Man wird ja im Glück oft übermütig und unersättlich. Endlich hieß es, er käme wahrscheinlich ins Theater. Diese nackte Wahrscheinlichkeit aber (wie der selige Graf Heinrich immer sagte) war mir nicht genügend, ich schrieb daher an meine Protektorin Feldmarschallsgattin Heß wegen Sein oder Nichtsein. Sie antwortete: „Er kommt — er will Sie sehen." Er kam, er sah und — ich siegte. So gerne wie an jenem Abend habe ich noch nie in meinem Leben gespielt. Der Gedanke, einem Manne, dem Österreich so viel verdankt, durch mein bißchen Talent eine heitere Stunde bereiten zu können, hat mich ungemein beglückt. Wir gaben: „Die gefährliche Tante", worin auch Wilhelmi exzellierte und ich glaube, daß auch ich an diesem Abend mein Bestes geboten habe. Wir waren alle selig, daß sich der greise Marschall so gut unterhielt, er bewies es dadurch, daß er uns einige Tage später in dem alten Lustspiel „Ich bleibe ledig" abermals beehrte und zwar immer an der Seite seines kaiserlichen Herrn in dessen Loge.

Kaum war diese schöne, poetische Aufregung vorüber, kam eine häßliche und sehr prosaische an uns heran: Der Termin des Umzugs! Brrr! — So ein Umzug mit unserer riesigen Garderobe war eine ungeheure Remue-ménage, von welcher die Direktion selbstverständlich keine Notiz nehmen konnte; da hieß es den Kopf beisammen halten, damit das Notwendigste zur Hand blieb in diesem Chaos! Die Wohnung auf dem Judenplatz verließen wir ohne Regret, denn dort hatten wir des Entsetzlichen zu vieles erlebt; wir siedelten uns auf der Hohen Brücke an, wo mein Mütterlein noch einige Dezennien nach meiner Verheiratung domizilierte.

* * *

Endlich, nach einer langen Pause von nahezu 18 Monaten, erschien auch Laube wieder am Horizont, und zwar um seinen „Struensee" in Szene zu setzen, dem kein Zensurhindernis mehr im Wege stand.

Der außergewöhnliche Erfolg dieses Stückes scheint auch die endgültige Veranlassung gegeben zu haben, daß man ihn zum Direktor ernannte.

Holbein übernahm die Oper und Laube wurde Alleinherrscher im alten Burgtheater, was seiner despotischen Natur viel mehr zusagte als die Stellung eines Dramaturgen.

Am 28. Jänner 1850 eröffnete er seine Tätigkeit mit Goethes „Faust", der bis dahin nur bruchstückweise bei Wohltätigkeitsgelegenheiten aufgeführt werden durfte, nun aber, vollständig gegeben, auch vollständig reussierte.

Der außergeschäftliche Verkehr mit ihm war höchst angenehm, auch meist belehrend, und da zur selben Zeit gerade Holtei und Graf St. Quentin den Winter hier zubrachten, so verdankten wir diesem kongenialen Dreigestirn unendlich interessante Abende.

In diese Epoche fiel beiläufig auch meine erste Begegnung mit Marie Ebner, entweder durch meine englische Lehrerin oder meinen ästhetischen Professor Böhm vermittelt, ich erinnere mich dessen nicht mehr so genau.

Ich war damals sehr beschäftigt, vielfach belästigt, und konnte den konventionellen Verpflichtungen nur in dringenden Fällen nachkommen, und so blieb unser Verkehr ziemlich oberflächlich. Ich habe sie mit dem gewöhnlichen Maß der Komtessenschwärmerinnen gemessen und ahnte nicht, was in ihr lag. Ich zog mich überhaupt von der Geselligkeit im allgemeinen zurück. Man erlebt nicht ungestraft ein Stück Weltgeschichte, wie es sich sichtlich unter meinen Augen abspielte, es lehrte mich den Ernst des Lebens erkennen.

Viele meiner Bekannten, die durch die Revolution und deren Konsequenzen geschädigt wurden, zogen auf ihre Besitzungen oder verließen Wien für immer. Die sonst so heitere Geselligkeit hörte auf, neue Verbindungen wollte ich nicht eingehen, wollte überhaupt keinen Ersatz für das Verlorene, aber ich schloß mich desto fester an die zurückgebliebenen alten Freunde an. Diesen widmete ich fortan meine karg bemessene freie Zeit und für diese war mir kein Opfer zu groß, um sie an gegebenen Festtagen mit kleinen Scherzen zu erfreuen. In erster Linie war dies jedes Jahr am 21. Februar, dem Eleonorentag zu Ehren, bei meiner lieben Frau v. Elkan der Fall und dann auch für unseren hochverehrten Feldzeugmeister Heß. Der war aber auch ein ganz herrlicher Mann, samt den Seinen. Ich kann von ihnen nur sagen: ein Haus voll seltener Menschen, die an Wärme des Herzens und werktätiger Nächstenliebe untereinander wetteiferten. Dort fühlte man sich wohl und geborgen.

Dort saß der General „gebenedeit unter den Weibern", wie Fürstin Lori sagte, aber er war es mit Fug und Recht, denn er war eine Elitenatur, deren große Verdienste nur von seiner noch größeren Bescheidenheit übertroffen wurden.

Diesen Mann zu erfreuen, war das Bestreben des Kreises, der sich so gern um den liebenswürdigen Hausherrn und dessen liebenswerte Gemahlin versammelte.

Ich weiß nicht mehr, bei welcher Veranlassung wir einmal nach Angabe der Baronin in einem Tableau seine österreichischen Orden verkörperten. Der Gedanke war ebenso originell als die Ausführung brillant. In der Mitte auf einem Thron saß Maria Theresia (meine Mutter), zu ihrer Rechten — im Krönungsornat — Kaiser Leopold (Graf Philipp Cavriani), zu ihrer Linken ein alter Invalide mit dem Kanonenkreuz (Graf Franz Cavriani), und den erst jüngst kreierten Franz Josef-Orden stellte der damals noch kleine Fritz Heß-Diller vor, der zu Maria Theresias Füßen lag. Dazu wurde ein erklärender Text gesprochen, melodramatisch mit der Physharmonika von Georg Lickl begleitet.

Der Physharmonikasport wurde überhaupt zu jener Zeit eifrig bei uns betrieben, da Lickl, der Verbreiter des Instrumentes, mein Lehrer war und mir alle seine neuen Kompositionen widmete.

Durch ihn hatten wir eine Menge schöner, musikalischer Abende auch in unserem Hause. Einmal führten wir sogar das Bachsche Präludium von Gounod mit Klavier und Physharmonika auf, wozu Hellmesberger den Violinpart spielte!

nur pro forma dabei saß, mit einer Zähigkeit abhielt, die weit über die gewohnte Essenszeit hinausging, und wenn die Herren Kollegen auch unermüdlich nach ihren Taschenuhren griffen, es half ihnen nichts, Laube rührte sich nicht vom Fleck, bis nicht alles am Schnürchen ging, oder wie er sich auszudrücken pflegte: „so rasch, daß kein Sonnen-
dringen konnte".

Die Aufgaben, die er mir stellte, waren von Rolle zu Rolle bedeutender und gipfelten in der schwierigen Rolle der Königin von Navarra, in welcher sich all mein Können konzentrierte. Ich wollte nicht darangehen, aber Laube gab nicht nach. Wenn ich meine Zweifel aussprach, daß ich diese Aufgabe nicht lösen könne, kämpfte Laube sie nieder, machte mich auf die zahllosen Nuancen aufmerksam, die in jedem Satz enthalten waren, und so war mir sein Rat von großem Gewinn. Nach endlosen Proben, die sich durch eine ganze Woche hinzogen, kam endlich der Moment der ersten Aufführung heran.* Wir erfochten einen großen Sieg — aber ich blieb fast auf dem Schlachtfeld liegen.

Von da ab erweiterte sich mein Rollenkreis in aufsteigender Linie und mit jeder neuen rückte ich dem mir vorgesteckten Ziele näher, das war: in meinem Fach einen ersten Platz am deutschen Theater überhaupt einzunehmen.

Ich hoffe, nach dem Gesagten nicht für eitel gehalten zu werden, ich weiß ja, daß das Talent eine Gabe Gottes ist; aber es auszubilden, ist ein Verdienst, und das Bestreben, andere veredeln zu wollen, ist ein Kultus, weil der Anschauungsunterricht von der Bühne herab sehr oft nachhaltiger wirkt, als das einfache Wort von der Kanzel.

Darum beglückte mich auch kein Lob so aufrichtig, als die schlichten Zeilen eines Anonymus, der mir seinerzeit einmal schrieb:

„Ein Unbekannter dankt Ihnen von Herzen für den Eindruck, den er heute abend durch sie empfing. Alle edleren Gefühle wurden in ihm wachgerufen und er wird sich bestreben, sie festzuhalten; so tief hat Ihre Darstellung auf ihn gewirkt."

* * *

Im Juli hieß es, an einen ernsthaften Landaufenthalt denken und ich mußte ins Gebirge. Da Mutter nichts von „dene Länder" wissen wollte, so begleitete mich mein guter Stiefvater auf einer reizenden Fahrt, die wir im offenen Wagen von Reichenau über Gloggnitz, Mürzsteg auf den Semmering und von da bis Mariazell machten, wo wir uns aufhielten.

Zur selben Zeit war der junge Erzherzog Ludwig Viktor lebensgefährlich erkrankt. Ich ließ in aller Frühe eine stille Messe für ihn lesen, eine kleine Medaille weihen und schickte sie an den alten Grafen Dietrichstein mit der Bitte, sie heimlich an des Kranken Bett zu heften. Er genas und ich bildete mir wirklich ein, meine Medaille sei schuld an seiner Herstellung. Wer mir damals gesagt hätte, daß dieser junge Erzherzog einmal der Protektor meines Sohnes würde?

Von Mariazell weiter machten wir abermals eine entzückende Fahrt und ließen uns dauernd im Markte Aussee nieder, der damals noch äußerst primitiv gewesen.

Das Wetter war sehr ungünstig, es regnete fast täglich, und mein alter Vater fing aus Desperation an, Zither zu lernen, was ihm, der so viele Instrumente spielte, keine

* 18. Dezember 1850.

Um 5 Uhr mußten wir schon ins Theater fahren und es war bereits 3 Uhr geworden. Da der Adjutant nicht zu haben war, so ließen wir uns den Kammerdiener des Generals kommen, sagten ihm, was seinem Gebieter bevorstehe, wenn er sich öffentlich zeige, und baten ihn, er möge seinen Herrn abhalten, in seiner Loge zu erscheinen, denn ehe wir Zeuge sein sollten, daß ein österreichischer Offizier in unserer Gegenwart beleidigt werde, eher ließen wir alles im Stich und reisten mit dem nächsten Zuge ab. Der Kammerdiener behauptete, sein Herr sei nicht der Mann, der sich fürchte, im Gegenteil, so wie er ihn kenne, würde er dieser Provokation erst recht die Stirn bieten, aber vielleicht würde er, in Anbetracht der Verhältnisse, von seinem Vorhaben abstehen und er wolle tun, was in seiner Macht stünde, um unsere gerechtfertigte Bitte zu unterstützen.

Da die Kammerdiener gewöhnlich das Ohr ihrer Herrschaft haben, so fuhren wir denn etwas beruhigter in unsere Garderobe, wo es bereits bekannt war, daß der General seine Loge nicht benützen werde. Er mag sich wohl selbst von der gegen ihn herrschenden Stimmung überzeugt haben, weil ihm auf seiner Promenade durch die Stadt Pöbelhaufen mit höchst gemeinen Demonstrationen folgten. Die Vorstellung ging demgemäß nun glücklich von statten, aber vor unserem Hotel standen noch lange nach Mitternacht unheimliche Gestalten, deren unmusikalische Versuche uns nicht zur Ruhe kommen ließen.

Am folgenden Morgen wurden wir mit der Nachricht geweckt, der General sei mit dem Frühzug bereits abgereist; somit waren wir entlastet und gaben dem Drängen des Direktors nach, noch eine zweite Vorstellung zu geben. Es ging zwar knapp mit unserer Zeit, aber wir opferten eine Nacht und trafen am 1. August früh in der Wipplingerstraße ein.

Um mir nebst allem übrigen noch eine Privatunterhaltung zu verschaffen, gab mir meine großmütige Direktion auch gewöhnlich noch eine neue Rolle zum Einstudieren mit auf meine Ferien, damit ich gleich im August mit den erforderlichen Proben beginnen könne!

Laube wußte seine Leute gehörig auszunützen und ich war dumm genug, alles über mich ergehen zu lassen. *

Der Dienst unter ihm war überhaupt viel anstrengender als sonst. Unter dem früheren Regime hatten wir von einem neuen Stück nie mehr als drei Proben, damit stand das Ganze so fest, daß wir selbst nach Jahresfrist bei Wiederholungen nie mehr einer Probe bedurften, weil die Besetzung immer dieselbe blieb.

Laube stieß alles um; durch fortwährende Veränderung und jüngeren Nachschub in der Rollenverteilung hatten wir auch von alten Stücken immer wieder Proben und bei neuen mindestens fünf, oft sieben! die er, neben dem diensthabenden Regisseur, der

* Louise Neumann verleumdet sich hier ein wenig — sie machte einen kleinen Versuch, sich zu wehren, wie aus ihren Briefen an Heinrich Laube vom 26. Juni und 9. Juli 1850 hervorgeht (in der „N. Fr. Pr." vom 5. Nov. 1905 durch Alex. v. Weilen veröffentlicht). Letzterer Brief schließt, die Situation mit großer Sachkenntnis beurteilend, folgendermaßen: „.... Was ich dem Freunde sous main tue, davon braucht der Direktor nichts zu wissen, aber so ein Despote, wie gewisse Leute, sollen nicht glauben, daß das meine Schuldigkeit ist — Punktum. Wenn ich nicht mehr tue als meine Schuldigkeit und überhaupt wie alle, so möchte ich sehen, was der Etat würde." ... Ihre Äußerung half ihr wenigstens dazu, daß sie von einigen Rollen in unbedeutenden Stücken befreit wurde. A. d. H.

aus, der Mensch könne alles, was er wolle — aber schlecht. Nach dieser Theorie machte er Skulpturen, Bilder aus Rauch, schrieb er eine Ästhetik für junge Damen mit Illustrationen, wobei er die Venus züchtig verhüllte. Er war eine Providenz für alle Erzieherinnen, hatte Zutritt bei allen Elevinnen, weil er immer etwas Lehrreiches in seinen tiefen Taschen barg. Darunter auch ein Etui mit Mineralien, sogar mit kleinen Edelsteinen, an denen er die Probe der Echtheit auf der Zunge machen ließ.

Zu seinem Entsetzen wurde bei einer solchen Gelegenheit ein kleiner Diamant verschluckt.

Die Missetäterin war die mutwillige, schöne, schwarzäugige Auguste von Schäffer, spätere Frau von Koretz, welche Grillparzer in folgendem Gedichte verewigte, nachdem sie in jungen Jahren schon Witwe geworden.

Wintergedanken.

Willst du, Seele, nicht mehr blühen,
Da vorbei der Sommer Flucht?
Oder, wenn der Herbst erschienen,
Warum gibst du keine Frucht?
War vielleicht zu reich dein Frühling?
War zu bunt der Farben Licht?
Denn die Blüten geben Früchte,
Aber ach, die Blumen nicht.

Vöslau, 10. Mai 1843.

* * *

Dieser Mann genoß das unbedingte Vertrauen aller Mütter, die ihren Komtesserln sogar erlaubten, in Begleitung der Gouvernanten, Soireen bei ihm besuchen zu dürfen. Da war denn immer für irgend einen künstlerischen Genuß gesorgt.

Zu einer solchen Soiree wurde auch ich geladen, und zwar um Oskar v. Redwitz kennen zu lernen. Dieser ward eben nach Wien an die Universität berufen und sehr in der Mode. Seine „Amaranth" zählte enthusiastische Verehrer und er selbst, der sich gerade aus seinen religiösen Zweifeln herausgerungen hatte, rezitierte seine tendenziösen Gedichte mit wahrer Begeisterung.

Sein Vortrag war vortrefflich, seine Empfindung war echt, er fühlte sich selbst als Apostel und sein schöner Kopf erhöhte die Wirkung.

Sein Auditorium war entzückt, ich nicht minder, die Gouvernanten hauchten: „Es ist auferbaulich." Die kleine Marie Ebner saß neben mir, aus ihren Augen sprühte Geist, sie sprach nicht — aus Bescheidenheit — aber ein kleiner Schelm in den Grübchen ihrer Wangen ließ mich ihre Gedanken über diese seichten Akklamationen erraten.

Was nun Redwitz anbelangt, so glaube ich, hatte er mit der „Amaranth" seinen größten Trumpf ausgespielt, denn so viel ich mich erinnere, hat keines seiner späteren Werke ähnliche Popularität erreicht.

Er hatte damals die Absicht, ein Drama zu schreiben, und mir die Hauptrolle darin zugedacht, eine, wie er sagte, potenzierte „Amaranth", aber als er es einschickte, fand es Laube zu wenig dramatisch und wies es zurück. Ich glaube, er hat's dann aufgegeben, fürs Theater zu schreiben.

Weit entfernt, ein Urteil über seine Dichtungen fällen zu wollen, darf ich doch sagen, daß von allem, was ich ferner von ihm las, sein „Hermann Stark" mir das Liebste war. Viele fanden ihn zu breit, ich nicht.

Auch die religiöse Toleranz, welche die beiden christlichen Konfessionen Hand in Hand gehen läßt, hat mich wohltuend berührt. Schon als Adoleszentin schwärmte ich für den Gedanken einer Vereinigung beider christlichen Bekenntnisse und Witschels Epistel an die Christen las ich nie ohne Tränen. Freilich lebte ich damals in einem protestantischen Lande, wo der Unterschied der Konfessionen nie betont wurde. Ich begleitete meine katholische Freundin als Kerzenträgerin bei ihrer ersten Kommunion, wogegen ihr Beichtvater gar keine Einwendung machte. — So geschehen anno 1832! — Seitdem ist freilich vieles anders geworden, denn statt sich zu vereinen, haben sie sich so weit voneinander entfernt, daß man sich in katholischer Umgebung fast entschuldigen müßte, evangelisch zu sein, und wir haben doch denselben Gott, denselben Erlöser und dieselbe Hoffnung!

* * *

Von seinem „Hermann" an hat Redwitz noch verschiedene Wandlungen durchgemacht, sie auch redlich bekannt, aber Sensation, wie „Amaranth", machte keine mehr, im Gegenteil, sein Stern schien im Alter zu erbleichen.

Anders war's mit Marie! Seit dieser Soiree sahen wir uns öfter und es entspann sich nach und nach eine Freundschaft zwischen uns, die selbst jahrelange Trennung nicht abschwächen konnte, nur hat sich unser Verhältnis umgekehrt. Damals sah sie mit jugendlicher Schwärmerei an mir hinauf und jetzt blicke ich mit stets zunehmender Bewunderung zu ihr empor. Was ist aber auch aus dieser kleinen Marie für eine große Frau geworden! Von ihr kann man wohl sagen, es habe sich ihr Talent in der Stille zu einer künstlerischen Höhe hinangebildet, auf welcher sie keine Rivalin hat. Sie nimmt unbestritten den ersten Rang unter den lebenden Schriftstellerinnen ein. Ihr Stil ist vollendet, ihre Tendenz Liebe und Milde, aus jeder Zeile spricht der Wunsch, sie möge veredeln — wie sie eben selbst eine durchaus edle, vornehme Natur ist, und was ihren Erzählungen einen so originellen Reiz gibt, ist ihr echter, gesunder Humor. Der ist allerdings eine besondere Gottesgabe — den kann man nicht erlernen.

Im weiteren Verlauf dieses Jahres ergab sich nichts Bemerkenswertes, außer, daß Laube viele junge Talente engagierte, die er unermüdlich ausbildete, viele neue Stücke gab, die fast alle reussierten.

Der Arbeit gab's genug und so mußte ich mich resignieren und den Juli wieder zum Ausruhen benützen. Diesmal blieb ich in der Nähe, in Reichenau, wo ich in der damaligen Villa Warrens Wohnung unter den angenehmsten Verhältnissen fand. Warrens war ein höchst geistreicher, glänzender Verstand, seine Frau eine liebenswürdige Amerikanerin, um beide gruppierte sich eine gebildete Geselligkeit und so verbrachte ich vier recht genußreiche Wochen und kehrte neu gekräftigt ins Joch zurück und zu meiner einzig geliebten Mutter.

Wir zwei führten ja ein herrliches Leben miteinander. Wer nur irgend von Bedeutung nach Wien kam, kehrte bei uns ein. Was sich andere mit Mühe erringen, kam uns von selbst entgegen.

Namentlich Musik wurde bei uns sehr gepflegt, besonders wenn Tony auf Urlaub kam, da wurde das Klavier nie zugeschlossen. Von Jahr zu Jahr entwickelte sich seine

Stimme schöner und gewaltiger. Es war Mutters größter Jammer, daß er nicht zum Theater gegangen war, wie es ihr heißester Wunsch gewesen wäre. Aber darin konnten sich meine Eltern nie begegnen. Das war eigentlich natürlich. Mutter sah nur die Licht-, Vater nur die Schattenseiten dieser Laufbahn. Sie trieb ihr Genius auf die Bretter, ihn nur Notwendigkeit und das Zureden seiner Freunde. Sie war es auch, deren Energie ihren Mann zu der Höhe hinaufhob, die er erreichte. Er war aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, eine schüchterne Natur, ohne Selbstvertrauen, und war schon eine Berühmtheit, bevor er nach Karlsruhe kam, wo sie sich kennen lernten. Er hatte seine Sporen im alten Kärnthnerthortheater, an der Seite Henriette Sonntags verdient, doch das genügte Mutter nicht für ihren Gatten. Als man ihm das Engagement nach Paris antrug, wollte er unbedingt ablehnen — aber sie ließ es nicht zu. Ihre Zuversicht in seine herrliche Stimme, in seine außerordentliche Gesangskunst war unerschütterlich. In großer Aufregung machten beide die Reise nach Paris. Mutter behauptete, ihr Mann habe unterwegs aus lauter Nervosität seinen für drei Monate berechneten Tabaksvorrat verschnupft.

Um aber ihrer Voraussetzung ganz sicher zu sein und dem armen Haizinger mit vollster Überzeugung Mut zusprechen zu können, lief sie, kaum angekommen, heimlich ganz allein in die große Oper, um den französischen Rivalen, den berühmten Nourrit, zu hören. Dabei geschah es, daß sie im Finstern beim Nachhausegehen den Weg verfehlte, sich verirrte — ratlos dastand. Auf einmal erkannte sie eine Stimme, die sie schon gehört hatte, und richtig führte ihr ein günstiger Zufall den alten Herrn Mathias aus Leipzig in den Weg, der sie glücklich nach Hause brachte, denn Gott weiß, welch ein Abenteuer die schöne 30jährige Frau in dem verdorbenen Babel hätte bestehen müssen.

So aber kam sie glorios zu ihrem armen Mann, der in banger Sorge auf sie wartete und sich ihr langes Ausbleiben gar nicht erklären konnte. Sie aber ließ ihn gar nicht zum Fragen kommen, sondern flog auf ihn zu mit dem freudigen Ausruf: „Lieber Tony, du brauchst keine Angst mehr zu haben, du singst sie alle nieder" — und so kam es auch, wie ich schon an anderer Stelle erzählte. Seine Erfolge aber waren alle mühsam errungen, während bei seiner Frau alles von selber ging und darum wünschte er nicht, daß sein Sohn in seine Fußstapfen trete.

Um dem Zwiespalt ein Ende zu machen, nahmen wir endlich eine Autorität zu Hilfe, wir baten Meyerbeer, er möchte Tony einmal anhören und legten in seine Hand die endgültige Entscheidung.

Tonys Stimme und Vortrag gefielen ihm sehr, aber er war eine erwägende, eher ängstliche Natur. Wäre Tonys Stimmlage ein hoher Tenor gewesen, so hätte er unbedingt dafür gesprochen, seine Begabung zu verwerten, aber er meinte, die tieferen Stimmen hätten in der Oper nicht das erste Wort zu reden und deshalb fürchte er, würde ihm die dramatische Karrière kein Äquivalent bieten für die glänzend begonnene militärische.

Das gab den Ausschlag. Mutter beruhigte sich zwar nie vollständig darüber, aber sein Vater desto mehr und ich selbst freute mich damals dieses Urteilspruches, denn bei meiner Begeisterung für unsere Armee schien es mir viel begehrenswerter, ein wirklicher als ein Theaterheld zu sein, und überhaupt schien mir sein Charakter nicht dafür geeignet.

Jetzt aber, wo ich die Sache ganz objektiv betrachte, finde ich selbst, es war schade, daß man ihn nicht ursprünglich für die Kunst bestimmte, vielmehr ausbildete, die doch sein eigentlichster Beruf gewesen wäre.

Bevor noch diese Saison zu Ende ging, sollten uns noch außergewöhnliche künstlerische Genüsse geboten werden.

Laube, der sich die edle Aufgabe stellte, Grillparzer aus seinem Schmollwinkel hervorzulocken, studierte ein seinerzeit wenig beachtetes Stück: „Des Meeres und der Liebe Wellen" ein, und da er keine geeignete Darstellerin für die Hero hatte, berief er Frau Bayer-Bürck aus Dresden dazu. Sie war wie geschaffen für diese Rolle und gefiel außerordentlich. Die Dichtung wurde durch sie populär und wurde oft, bei stets ausverkauftem Hause, wiederholt. Die Jeunesse dorée schwärmte für die schöne Blondine. Mir gefiel sie auch sehr als Hero, aber noch mehr als Prinzeß im „Tasso". Die spielt ihr niemand nach. Aber „Tasso" hat freilich kein so großes Publikum wie „Hero und Leander" und darum konnte er nicht so oft wiederholt werden und sich in das Gedächtnis der Zuschauer einprägen. Grillparzer aber trat nach diesem Erfolg unserem Theater wieder näher und das war an und für sich schon ein großer Erfolg.

Auch am Konzerthimmel zeigte sich um jene Zeit ein wunderbares Doppelgestirn. Die beiden Milanollo, die ersten weiblichen Violinspieler in denkbar lieblichster Gestalt. Therese, die älteste, noch Adoleszentin mit herabhängenden langen, schwarzen Zöpfen und seelenvollen Augen und ihre jüngere Schwester, ein freundlicher, blonder Lockenkopf. Sie machten Furore und mit vollem Rechte. So, meinten wir, müßten die Engelein im Himmel musizieren.

Unser Enthusiasmus war noch nicht verraucht, als eines Tages ein Jüngling im Touristenhabit bei uns anklopfte und ein Empfehlungsschreiben vom Vater aus der Heimat überbrachte, worin wir gebeten wurden, dem jungen Mann zur Veranstaltung eines Konzertes behilflich zu sein, welche Bitte der Überbringer mündlich wiederholte. Nun ist das gewöhnlich ein sauersüßes Vergnügen, mit dem Revolver die Bekannten bitten, Sitze für einen Unbekannten, noch nicht Genannten nehmen zu sollen — aber wir taten's, baten nur, er möge uns doch früher etwas vorsingen, bevor wir uns für ihn in Bewegung setzten. „Natürlich," sagte er, „das Klavier steht ohnehin offen, also fangen wir an." Und er fing an mit der Arie des Seneschall aus „Jean de Paris", französisch, darauf folgte „Der Zwerg" von Schubert, natürlich deutsch, und zum Schluß die Arie des Figaro, italienisch, dazwischen erzählte er kleine Anekdoten und Scherze im Schweizer Dialekt voll Humor und Schelmerei, kurzum, da hatten wir es wieder mit einem neuentdeckten Genie zu tun und das war kein anderer als Julius Stockhausen. Wir waren ganz aufgepulvert, luden gleich eine kleine Gemeinde von Sachverständigen ein, die ihn auch hören und helfen mußten (damals waren die Reklamen noch nicht Mode), Propaganda für sein erstes Konzert zu machen; denn für die folgenden war uns nicht einen Moment bange, die Erfahrung sprach für uns. In sechs Konzerten hat man sich um die Sitze im damaligen kleinen Musikverein unter den Tuchlauben völlig gebalgt. Er kehrte oft nach Wien zurück und wurde jedesmal mit Jubel begrüßt. Er war der erste, der den ganzen Zyklus der Müllerlieder sang.

Er war es auch, der die Schumannschen Lieder hier einführte. Es gab eine Zeit, wo man diesen Kompositionen sehr kühl gegenüberstand, aber Stockhausen war für den

zu früh Dahingeschiedenen begeistert und hat sie dem Publikum förmlich oktroyiert. Als dieses bei einem Hervorruf fanatisch Schubert verlangte, trat er vor und wiederholte hartnäckig: „Der Sonntag am Rhein“ von Schumann. Auf diese Art machte er den bis dahin wenig gekannten und gewürdigten Künstler populär. Schluß folgt.

Das fremde Lächeln.

Von Stefan Zweig.

Mich hält ein leises Lächeln gebannt.
Es hing
Ganz licht und lose am Lippenrand
Einer schönen Frau, die vorüberging.

Die fremde Frau war schön und schlank,
Und fühlte ich gleich, es zielte ihr Gang
In mein Leben.
Und dies Lächeln, das ich in Glut und Scham
Von ihren zartblassen Lippen nahm,
Hat mir ein Schicksal gegeben.

Wie ist dies alles so wundersam,
Das Lächeln, die Frau und mein sehnender Traum,
Versponnen in törichten Tagen.
Mein Herz verirrt sich in Frage und Gram,
Woher dies seltsame Lächeln kam;
Und weiß ich doch kaum,
Wieso mir das heimliche Wunder geschehn,
Daß ich, erglutend in Glück und Scham,
Ein Lächeln aus fremdem Leben nahm
Und in das meine getragen!

Ich fühle nur: seit
Ich das Lächeln der leisen Lippen getrunken,
Ist die Ahnung einer Unendlichkeit
In mein Leben gesunken.
Meine Nächte leuchten nun still und lau
Wie ein Sternengezelt
In beruhigtem Blau.
Und der zarte Traumglanz, der sie erhellt,
Ist das Lächeln der Frau,
Der viellieben Frau,
Der schönen, an der ich vorüberging,
Der fremden, von der ich ein Schicksal empfing.

Hilligenlei.

Von Franz Zweybrück.

Der Dichter des „Joern Uhl" hat uns ein neues Buch geschenkt, eine bedeutsame Gabe, wie sie nur ein starker und edler Dichter seinem Volke bieten kann. Dies Buch zeigt in Fassung und Darstellung manche deutliche Schwäche, an künstlerischem Reichtum steht es „Joern Uhl" nach und doch muß es noch mächtiger wirken als die schöne Geschichte vom Holsteiner Bauernsohn. Mit kühnem Wahrheitssinn und heldenhafter Entschlossenheit erzählt hier Frenssen von dem geistigen Ringen, das in unseren Tagen das deutsche Volk durchzumachen hat, er selbst schreitet als Sänger den Reihen voraus und seinen Kampfesruf holt er aus den Tiefen einer in heiliger Erregung zitternden Seele.

Von seinen Niedersachsen berichtet er, zu ihnen spricht er vorallererst, ihnen persönlich gilt jede Zeile. Unter diesen Heimatsgenossen hat er bisher gelebt und gewirkt und so wird er es wohl auch fernerhin halten. Aber dieser sein Stamm wurzelt fest im deutschen Volkstum; was die gesamte Nation angeht, durchlebt er in der Besonderheit seiner meerumrauschten Landschaft und wie sich das in den Schicksalen des Geschlechtes von heute widerspiegelt, das will „Hilligenlei" — so wird seit Menschengedenken ein kleines holsteinisches Städtchen von den Stillen im Lande genannt — schildern. Da wachsen also sechs junge Menschen heran, die Kinder blutarmer Eltern, eines ist ganz ohne Vater und Mutter, durch seine Adern zuckt ein Tropfen sündigen, vornehmen Blutes und sein eitles Hirn wird zeitlebens dem Wahn dieser Abkunft dienstbar sein. Die anderen aber sind kräftiges Bauernblut, drei Jungen und zwei Mädchen. Ihre Eltern sind einander wohl bekannt, es sind wackere Leute, die sich hart durchs Leben bringen mußten, mit schlichtem Gottesglauben und ernsthaften Gedanken über irdische Dinge. Was von außen her ihre Seelen bewegte, die Dänennot und der Krieg von 1870, das ist für ihre Kinder schon zu fernliegender Legende geworden. Die denken an den maritimen Aufschwung, der so vieler junger Arme bedarf, und an den Werberuf der Sozialdemokraten, sie haben für die Theologie des Pastors ein kühles Lächeln oder ein trübes Kopfschütteln, und wenn ihre heißschlagenden Herzen in Liebesnot, gehen sie ihre kühnen, verschwiegenen Wege, die von den Geboten der landesüblichen öffentlichen Ehrbarkeit fernab liegen. Den Eltern hatte ihre starke Religiosität einen inneren Reichtum gewährt, ein Hochgefühl, das ihnen Arbeit, Heimat, Sitte mit erhabenem Glanz erfüllen mochte, über die Kinder ist der Zweifel gekommen, die alten Anschauungen sind morsch geworden, die Wahrheit ist aus ihnen entwichen und nun quält sie die Sehnsucht nach vollgültigem Ersatz, denn sie sind arm, arm an hohen Gedanken, die sie wehrhaft machen, Menschenschicksal zu tragen, die sie kräftig machen, sich der schönen Welt zu freuen und andern Freude zu gewähren. Die Jungen treibt's auf die See hinaus, auf hamburgischen Kauffahrteischiffen durchqueren sie die fernen Meere. In gefahrvoller Arbeit und anspannendem Kampf mit den Elementen werden zwei von ihnen zu Männern mit stolzem Verantwortungsgefühl und tüchtigem Streben nach Geltung und jene Sehnsucht in ihnen kommt zum Schweigen. Der eine wird ein ehrenhafter, kluger Bürger und Hausvater in der Heimat, das geliebte Mädchen, das jahrelang ihm trotzig widerstrebt, birgt sich endlich mit glücklicher Zuversicht an seiner Brust, der andere bleibt in der großen Hafenstadt als Schiffsbaukonstrukteur, in seiner Arbeit geht sein ganzes Sinnen auf, die hält ihm unnütze Gedanken fern ...

Kommt aber Piet Boje nach der stillen Heimatsstadt, dann freut er sich der beiden Schwestern, die nun prächtig herangewachsen sind, schöne, hochgewachsene Sachsenkinder, mit reinem Herzen und kräftigen Sinnes. Der kluge, emporstrebende Bruder wird wohl zeitlebens nie ahnen, welch schwüle Kämpfe sie durchgemacht, welch bittere Summe von Leid und Verzicht ihnen auferlegt worden, welche Seligkeit sie gewährt und genossen, welche Schuld sie auf sich geladen. Mädchenherzen müssen das still mit sich selbst ausmachen, kaum daß ihnen der besorgte Blick der Mutter zu folgen wagt, die fürchterliche Unfreiheit und Verlogenheit der gesellschaftlichen Anschauungen lastet auf ihnen und zwingt die Schwachen in stumpfe Resignation hinein. Und doch ist Weibesliebe das Höchste, das dem Manne beschieden, das Schönste und Holdeste, das ihm blüht, und wenn auch das Weib der Zukunft das Recht selbständiger Entwicklung und freier Selbstverfügung erringen wird, ihr Beruf, ihre Macht, ihr innerstes Wesen wird immer die Liebe bleiben. Die macht es zur hellsehenden Gefährtin des Mannes, zur ahnenden Vertrauten seiner tiefsten Gedanken. So klingt das hohe Lied, das Frenssen vom Weib und von der Liebe anstimmt. Er durchmißt in „Hilligenlei" die Himmel und Höllen sinnlicher Leidenschaft und sieht den Dingen mit ernsten Augen in ihr wahres Antlitz; in dem Buch sind schonungslose Aufrichtigkeiten zu vernehmen und die holdesten Liebesworte und Scherze. Zuweilen erfreut eine anmutige Stelle wie ein Volkslied, ein Goethescher Vers oder ein Kellersches Bild.

Inmitten der zu Männern reifenden Freunde und der aufblühenden Mädchen schreitet der „Träumer" Kai Jans durch das Buch, er wächst dann zur wichtigsten Gestalt empor, der ein gewaltiges Schlußwort in den Mund gelegt ist. Die anderen werden zu Männern, denen das Leben in tüchtiger Arbeit aufgeht, sein Geist bleibt jünglinghaft, weil er über den Lärm, über die Aufgaben und Freuden des Tages hinaus in die Ferne, in die Höhe späht. Von früh auf treibt ihn die Sehnsucht für sich und alle die Seinigen, für seine Heimat, für sein deutsches Volk, „heiliges Land" zu gewinnen, das mit der häßlichen, bösen Wirklichkeit nichts mehr zu tun haben soll. Als Schiffsjunge hofft er noch draußen wo ein paradiesisch Land zu finden, später aber, da er durch die Wissenschaften seine Wanderung getan und als Priester seines Amtes gewaltet, sucht er nach der neuen Lehre, die frischen Lebensinhalt gewähren soll, die den Menschen wiederum mit hohen Gedanken umgibt, so daß ihm sein Dasein, seine Arbeit, daß Leid und Freude in leuchtenden Farben erglänzen und er gehobenen Hauptes einherschreitet.

Er verzichtet auf pastorales Wirken, weil er die Stickluft der Orthodoxie nicht verträgt und totes Wort als das Wort des Heilandes der Gemeinde nicht bieten will; er wirft sich auf wirtschaftliche Studien, er schaut in das Parteileben der Sozialisten und gewahrt überall ein hoffnungsloses Ameisengetriebe, als Bestes ehrliche Arbeit, die nicht weiter denken will als an den nächsten Tag, weil eben den Augen des heutigen Geschlechts durch tausend nichtig gewordene Rücksichten und Gebote verwehrt ist, in reine Gotteshöhe zu schauen und sich Erhebung da zu holen. Und da seine Seele schon der Verzweiflung verfällt, gibt ihm die holde Freundin seiner Jugendjahre, die ihm wieder genaht, den Gedanken ein, den Seinen das Leben des Heilands in seiner Hoheit und Schönheit zu schildern, wie es in seiner Seele lebt. Sie will ihn durch ein solches kühnes Wagen aus seiner Hoffnungslosigkeit herausretten. Zagend, dann voll frohen Muts geht er ans Werk. Da trifft ihn ein letzter, furchtbarer Schlag; er glaubt geliebt zu sein, er muß

verzichten, er hört eine gute, ernste Stimme fragen: „Dachtest du, du könntest das Leben des Heilands lachend erzählen?“ Er ist nun für sein Werk geweiht.

Kai Jans geht nach Vollendung seiner Arbeit nach Südwestafrika in die deutschen Kolonien, als sterbenderMann kommt er zurück, in Abschriften wandert sein Vermächtnis still von Hand zu Hand, es nennt sich: „Das Leben des Heilandes nach deutschen Forschungen dargestellt“, und dann weiter: „Die Grundlage deutscher Wiedergeburt“.

Dies Jesuleben, dies reine Erfassen des Heilands, soll wieder nach Hilligenlei führen. Die Deutschen mit ihrem tiefsinnigen Wesen sollen den Weg zu Gott wieder frei haben von dem dicht wuchernden Gestrüpp morscher theologischer Systeme und gealterter Formen, das Leben des Heilandes mit dem Reichtum an echter Güte und lauterem Wahrheitssinn und heldenhafter Aufopferung, mit seiner hehren Gottesliebe, soll sie lehren, ebenso kühn und frei auf Erden umherzuschreiten und das Göttliche in aller Erscheinung zu suchen und zu erkennen. Von der Erzählung selbst kann nicht gesprochen werden, sie verlangt den Leser selbst, sie wirkt durch das persönliche Element, durch wundersame Stimmung und Farbe. Sie atmet deutsches Empfinden in jedem Wort. Wohl pilgert der Heiland durch sein palästinensisches Vaterland, aber deutsches Dorfleben, deutsches Heidefeld umgibt ihn, deutsches Handwerk und deutsche Heldenanschauung! Am alten Heiland gewahrt der Leser, welche Lust an Kampf und tapferem Wagen in dem frommen Dichter gelebt, auch Kai Jans hat in sein Werk keine fleischabtötende Askese, sondern heldenkräftige Bejahung des Lebens hineingetragen. Die Darstellung hält sich an die spärliche Kunde, die die Bibelkritik des XIX. Jahrhunderts beglaubigt hat, sie handelt dann vom Apostel Paulus und der Entstehung der theologischen Lehrmeinungen. Frenssen verweist auf die Kämpfe und Krisen, die sich bis auf den heutigen Tag innerhalb aller christlichen Kirchen abgespielt haben, er meint, daß im katholischen wie im protestantischen Lager ein Wandel bis in die Wurzeln gewärtigt werde, er hofft von einer neuen Phase des deutschen Christentums die Rettung des nationalen Wesens aus den schweren Wirrnissen der sozialen und politischen Kämpfe.

Mit scharfem unbarmherzigem Schwert schreitet Frenssen durch die Geschichte des Christentums. Sein Zorn über die erstickenden Hemmnisse von heute läßt ihn verkennen, welch reiches Leben einstens in den Formen sich barg, die heute Hemmnisse geworden. In deutscher Kultur bedeutet die Persönlichkeit und das Leben der Mutter Maria einen gar wichtigen unentbehrlichen Bestandteil; niemals werden wir diese köstliche Tradition aus dem deutschen Volksleben missen wollen und ähnlich verhält es sich mit der gesamten Überlieferung. Auf den Gehalt, der einmal in ihr gewesen, kann nicht verzichtet werden. Der Heiland der Weltgeschichte hat eben sein großes Werk zu verschiedenen Zeiten verschieden verrichtet und die Herrlichkeit seines Waltens hat auch inmitten von trockenen, verstandesmäßigen Dogmen zuweilen einen reinen göttlichen Ausdruck gefunden. Doch dies soll der kühnen Tapferkeit, in der „Hilligenlei“ und sein Abschluß gehalten ist, keinen Eintrag tun. So herzenerschütternd, so grundehrlich und so heldenhaft kühn ist schon lange kein Buch geschrieben worden. Es ist zu erwarten, daß ihm erbitterte Gegner erstehen werden, dies soll ihm gewünscht werden, denn das bedeutet erst eine starke, tiefgreifende Wirkung. „Hilligenlei“ mag als ein Kampfruf und sein Dichter als ein Kämpfer geehrt werden.

Die Regnikolardeputationen.

Von Dr. Julius Sylvester.

Wenn auch die Regnikolardeputationen des Jahres 1867 in keiner guten Erinnerung sind und Aktionen, welche auf eine Revision des 1867er Ausgleiches abzielen, im österreichischen Parlamente wenig Aussicht auf Erfolg haben, so muß gleichwohl, schon um dem konstitutionellen Gewissen zu genügen, der Versuch gemacht werden, durch solche Regnikolardeputationen Verhandlungen mit dem ungarischen Reichstage aufzunehmen. Daß eine Revision des 1867er Ausgleiches unaufhaltsam geworden ist, wird fast von allen politischen Faktoren anerkannt. Im Laufe des letzten Jahres sind von verschiedener Seite Verhandlungen von Parlament zu Parlament angeregt worden.* Man hütete sich aber, mit einem Antrag im Parlament hervorzutreten, weil man befürchtete, daß die Regierung einer solchen Anregung Hindernisse bereiten würde und daß, wie dies der Verschatta-Ausschuß zeigte, eine solche Aktion vollständig zwecklos verlaufen könnte.

Nachdem aber die Krone selbst am 23. September d. J. die Revision des 1867er Ausgleiches zur Diskussion gestellt und erklärt hat, daß die Revision nicht einseitig zwischen der Krone und der ungarischen Nation, sondern nur im Wege eines von der Sanktion abhängigen Kompromisses zwischen beiden Staaten erfolgen solle, kann man jetzt mit größter Beruhigung auf diesen Plan zurückgreifen, umsomehr als auch der Ministerpräsident in der letzten Session ausdrücklich bemerkt hat, daß dieser Weg zu beschreiten wäre. Die Revision hätte selbstverständlich nicht bloß wirtschaftliche Fragen, sondern, wie das Programm der Krone lautet, „auch sonstige, das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn tangierende Fragen" zu behandeln. Würde es bloß wirtschaftliche Fragen betreffen, so wäre die Form ohnehin bereits im Gesetze genau vorgeschrieben und es wäre eine besondere Art und Weise des Vorgehens gar nicht erforderlich.

Nachdem aber ausdrücklich auch die „übrigen Fragen", „insoweit sie die Grundlagen der Pragmatischen Sanktion unberührt lassen", in Verhandlung kommen sollen, so muß eben der Weg der Regnikolardeputationen beschritten werden.

Daß die Krone den Weg, den sie im Jahre 1867 gegangen ist, wo sie mit den Ungarn einseitig verhandelte und den Ausgleich zum Abschlusse brachte, nicht wieder beschreitet, muß als erfreulich bezeichnet werden, wenngleich dies auf die jetzige Differenz der Krone mit der Majorität des ungarischen Reichsrates zurückzuführen sein dürfte.

Der gegenwärtige Zeitpunkt für die Einsetzung einer reichsrätlichen Regnikolardeputation ist zwar im Hinblick auf den Kampf, den die ungarische Regierung gegen den derzeitigen ungarischen Reichsrat kämpft, nicht besonders günstig. Nichtsdestoweniger sollte dieser Schritt gemacht werden, weil in absehbarer Zeit dieser Kampf in Ungarn doch entschieden werden wird und es dann geboten ist, daß die Reichsratsländer mit einem bestimmten Programm mit dem ungarischen Reichstage in Verhandlung treten; denn auch bei uns wird noch einige Zeit verfließen, bis die Ansichten über die künftigen pragmatischen Beziehungen zwischen den beiden Staaten sich soweit klären, daß eine Majorität für eine bestimmte Richtung zu haben sein wird.

Der Weg, der im Verschatta-Ausschuß anfangs eingeschlagen wurde, erschien nicht unzweckmäßig. Er bestand in der Auflösung der einzelnen Fragen. Nur auf diese Weise kann eine ge-

* Vergl. Österr. Bd. II S. 577, III S. 470, V S. 46.

deihliche Erledigung für die künftigen, sei es staatsrechtlichen, sei es völkerrechtlichen Beziehungen herbeigeführt werden. Bei der Einsetzung der Regnikolardeputationen handelt es sich jedoch vorläufig nur um das formelle Moment, um die Art und Weise, wie die Verhandlungen eingeleitet werden sollen.

Überläßt man die Verhandlungen lediglich der Regierung, so wird zweifellos der einseitige Regierungsstandpunkt in den Vordergrund gerückt und die beteiligten Parlamente sind später nicht mehr in der Lage, unmittelbar durch mündliche Aussprachen Differenzpunkte aus der Welt zu schaffen, die sich vielleicht im Laufe der Zeit wieder zu bedeutenden Schwierigkeiten auftürmen. Die Interessen der beiden Staaten liegen oft nicht gerade dort, wo sie die Regierungen suchen. Schon die konstitutionelle Auffassung in Ungarn und in den Reichsratsländern ist verschieden. Der ungarische Reichstag hat von jeher mehr Einfluß auf die Geschicke seines Staates genommen als der cisleithanische Reichsrat.

Schon in der Richtung also wäre eine größere Reihe von Fragen zur Lösung zu bringen.

Das österreichische Parlament hat aber vor allem die Pflicht, sich möglichst gegenwärtig zu machen; den maßgebenden Faktoren muß zum Bewußtsein kommen, daß der Reichsrat die einzelnen Phasen aufmerksam und genau verfolgt und willens ist, sofort einzugreifen, wenn sein Interesse irgendwo in Mitleidenschaft gezogen wird.

Die 40 Jahre Konstitution in Österreich sollten das Volk belehrt haben, daß es stets, wenn staatsrechtliche oder völkerrechtliche Interessen in Frage kommen, auf der Hochwacht stehen müsse, und daher nichts außer acht gelassen werden dürfe, was zum Vorteile des Staates dienen kann.

Ist diese Regsamkeit und diese Aufmerksamkeit vorhanden, so wird man nicht so leichtfertig über die Interessen Cisleithaniens hinweggehen und mit Ungarn allein einen neuerlichen Ausgleich abschließen können, der dann hierzulande angenommen werden muß.

Wir müssen daher die von der Krone selbst vorgeschlagenen Grundsätze genau beachten und darauf sehen, daß sie auch von den Regierungen befolgt werden.

Aus diesem Grunde ist an den Regnikolardeputationen unbedingt festzuhalten und in der kommenden Session die Form zu beraten, wie sie ins Leben gerufen werden können, damit sie, wenn der entscheidende Zeitpunkt kommt, ihre Aufgabe gedeihlich zu lösen in der Lage sind.

Chronik.

Militärwesen.

Die militärischen „Forderungen" der ungarischen Koalition bilden seit drei Jahren den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses und haben in Österreich und in Ungarn eine Reihe von Enunziationen veranlaßt. Zwei dieser Broschüren: „Die Einheit der österreichisch-ungarischen Armee, militärpolitische Betrachtung eines alten Soldaten", aus dem Ungarischen, und „Zur militärischen Tagesfrage, von einem k. u. k. Feldmarschalleutnant", sind die gehaltvollsten. Niemand, am wenigsten der gebildete Soldat, wird den Wert und die Kraft, die im Nationalbewußtsein eines Volkes schlummern, verkennen oder negieren; doch birgt dieses Bewußtsein unter Umständen eine eminente Gefahr in sich, denn es hat gewöhnlich eine einseitige, um nicht zu sagen chauvinistische Bestrebung zur Folge. Einen solch einseitigen Standpunkt nehmen die Führer der ungarischen Koalition in militärischen Dingen ein und interpretieren den Artikel XII des Ausgleiches vom Jahre 1867 vom rein ungarischen Standpunkte. Der bewußte Gesetzartikel nun hat folgenden Wortlaut:

„Infolge der verfassungsmäßigen Herrscherrechte Seiner Majestät in betreff des Kriegswesens wird alles dasjenige, was auf die einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation der gesamten Armee und somit auch des ungarischen Heeres, als eines ergänzenden Teiles der gemeinsamen Armee Bezug hat, als der Bestimmung Seiner Majestät zustehend anerkannt."

Deutlicher konnte nicht gesagt werden, daß der Kaiser als „Oberster Kriegsherr" das unbedingte Herrscherrecht besitze, die gesamte Armee einheitlich zu leiten. Daß diese Fassung kein Provisorium war, sondern für Generationen Gültigkeit zu besitzen habe, hat Graf Julius Andrássy in seiner am 5. April 1889 im ungarischen Magnatenhause gehaltenen Rede über die Wehrgesetzvorlage klar genug bewiesen.

Aber alle die geistvollen und zutreffenden Argumente dieser Rede scheinen heute keine Bedeutung mehr zu besitzen. Vergeblich sind die wohlmeinenden Mahnrufe in letzter Stunde, umsonst alle Hinweise auf die Gefahren „koalierter Armeen". Der berühmte englische Historiker Macaulay zog aus der Geschichte die Lehre, „daß jede militärische Unternehmung, von der kleinsten bis zur größten, unter der unbeschränkten Leitung eines Geistes stehen muß und daß jeder, der eine untergeordnete Stellung hat, unbedingt und mit wenigstens scheinbarem Eifer allen jenen Befehlen gehorchen muß, die er mißbilligt oder deren Beweggründe vor ihm geheim gehalten werden", und gab damit die treffendste Schilderung über den Wert der einheitlichen Leitung. Dem halten die Anhänger der selbständigen ungarischen Armee entgegen, daß auch verbündete Armeen Siege erfochten haben. Zugegeben, aber nur als Ausnahme, denn die Geschichte lehrt uns als Regel anderes. Man denke beispielsweise an den Feldzug 1796 und an Napoleons Durchbruch gegen die verbündeten Österreicher und Sarden, der zwar gelang, Napoleon aber in die Gefahr brachte, vernichtet zu werden. Glücklicherweise — für Napoleon — dachten aber die Sarden zuerst an die Deckung Turins, die Österreicher an die der Lombardie und Napoleon — blieb Sieger! Hundert andere Argumente ließen sich für die gute Sache der einheitlichen österreichisch-ungarischen Armee finden und ins Treffen führen, wenige dagegen.

„Natur und Kunst des Krieges verlangen Respektierung ihrer Rechte und nur äußerst selten bleibt ihre Verletzung unbestraft. Tief begründet in der Natur des Krieges ist die Rolle des ‚Obersten Kriegsherrn' und man täusche sich nicht über die Gefahren, die heraufbeschworen werden, sobald an der Bedeutung derselben und an demjenigen, was sich daraus in bezug auf das Kriegswesen ergibt, gerüttelt wird."

*

Mit der Allerhöchsten Entschließung vom 25. August l. J. sind für die höheren Kommandos der k. k. Landwehr folgende neue Bestimmungen in Kraft getreten: Die Organischen Bestimmungen für das k. k. Landwehroberkommando, für die k. k. Landwehrkommandos und das k. k. Landesverteidigungskommando (für Tirol in Innsbruck), für die k. k. Landwehr-Infanterietruppendivisions-Kommandos und für die k. k. Landwehrinfanterie-, für Tirol Landesschützenbrigaden. Die im Reichsrate vertretenen

Königreiche und Länder sind in neun Landwehrterritorialbereiche eingeteilt, welche mit den korrespondierenden Militärterritorialbereichen (1., 2., 3., 8., 9., 10., 11., 14. Korpskommando und Militärkommando Zara) übereinstimmen. Gleichzeitig wurde verfügt, daß der den Militärterritorialkommandanten zugeteilte General zur Unterstützung des Korpskommandanten in seiner Eigenschaft als Landwehrkommandant berufen sei und ihm die Überwachung aller die Mobilisierung betreffenden Agenden der Landwehr und des Landsturmes übertragen. Ferner wurde den Landwehr-Infanterietruppendivisions-Kommanden das Inspizierungsrecht des nach der Ordre de bataille für den Kriegsfall zugehörigen Divisionsartillerieregimentes (pro Korps drei vorhanden) eingeräumt.

*

Die neue „Organisation der Kriegsschule" (Dienstbuch A—1, dd 9) enthält unter anderen den bemerkenswerten Passus, daß eine mindestens vierjährige Truppendienstleistung als Offizier Bedingung zur Aufnahme ist — bisher genügten schon drei Jahre — ferner besondere Bestimmungen für die Ausbildung der Offiziere der Artillerie, der technischen Truppen und jener Offiziere, welche die Verwendung im Geniestab anstreben. Während die Offiziere der Infanterie und Kavallerie nach Absolvierung des I. Jahrganges eine etwa dreiwöchentliche Mappierungsübung mitmachen, absolvieren die früher genannten zunächst applikatorische Übungen aus dem Gebiet ihrer speziellen Waffen, nehmen an Schießversuchen teil und besichtigen dann technische Etablissements und wichtigere Befestigungen; dann folgt eine gemeinsame Studienreise in Gruppen. Nach Absolvierung des II. Jahrganges machen alle Frequentanten eine fünf- bis sechswöchentliche Studienreise, die Frequentanten der Artillerie und der technischen Truppen, dann jene, welche in den Geniestab gravitieren, überdies eine etwa 14tägige applikatorische Übung im Festungskrieg im Umterrain einer modernen Festung mit. In diesen Neuerungen birgt sich der Keim einer künftigen Vereinigung des General- und Geniestabes.

*

Ein interessantes Dienstbuch, das gewiß auch in nichtmilitärischen Kreisen gelesen werden dürfte, ist der „Unterricht für die Ballonabteilungen" (Dienstbuch G—39). Er enthält Vorschriften für die Erzeugung und Instandhaltung des Materiales und ist zugleich Lehr- und Lernbehelf über Ausbildung und Verwendung der Festungs- und Feldballonabteilungen. Das fesselndste Kapitel ist wohl das über die Verwendung des Ballons im Kriege, aus dem wir entnehmen, „daß die allgemeine Aufklärung vor, während und nach dem Gefechte die Hauptaufgabe des Ballons ist" und daß Ballonmeldungen nicht „durch den Gang der Ereignisse überholte, sondern bestehende Situationen zur Kenntnis des Kommandanten bringen". Drachenballons steigen bis zu 500 m, Kugelballons bis zu 600 m Höhe auf. Der Aufstiegplatz des Ballons soll außerhalb des wirksamen Schrapnellertrages der feindlichen Geschütze liegen, demnach mindestens 4000 m vom Gegner entfernt sein. Die Verwendung des Ballons im Angriff und bei der Verteidigung sowie die Verwendung von Freiballons sind erschöpfend geschildert.

*

Von dem „Unterricht für die Beleuchtungsabteilungen der k. u. k. Festungsartillerie" (Dienstbuch G—38) ist das 1. Heft des II. Teiles erschienen, welches den „35 cm-Beleuchtungsapparat Modell 97 und 98" zum Gegenstande hat. Der Apparat dient zur Betätigung eines Scheinwerfers für Vorfeldbeleuchtung auf die Dauer von drei Stunden oder für die Beleuchtung von Arbeitsplätzen und Arbeitsräumen mit Glühlicht. Als Stromquelle dient eine Akkumulatorenbatterie von 60 Ampèrestunden Kapazität bei 20 Ampère Entladestromstärke, welche im Gebrauchsfalle einer täglichen Aufladung bedarf. Der Transport des Apparates Nr. 1 (Modell 97) geschieht auf vier, jener des Apparates Nr. 2 (Modell 98) auf drei Karren.

*

In der Ausrüstung der Infanterie- und Jägertruppe sind Änderungen veranlaßt worden Dienstbuch (E—17), die den Feld- und Gebirgskrieg betreffen und die Beweglichkeit und Kampffähigkeit der Fußtruppen durch Verminderung des Trains zu erhöhen suchen. Gleichzeitig wurde die Kriegstaschenmunition auf 120 Patronen erhöht und zur Förderung von Marschleistungen oder vor dem Eintritte ins Gefecht das Ablegen des Kalbfelltornisters oder der tragbaren Zeltausrüstung gestattet, wenn deren Fortbringung auf Fuhrwerken gesichert ist. Die Beladung der Fuhrwerke (Kompagniemunitionswagen, Proviantwagen und Bagagewagen) wurde wesentlich verringert, wodurch die bisher übliche Zuweisung von Beiwagen entfällt.

*

Die Traintruppe hat einen Entwurf für ein Exerzierreglement bekommen (Dienstbuch E—6), der den gesamten Dienst von der Ausbildung des Mannes zu Fuß bis zur Aufstellung und Bewegung einer Traindivision enthält,

ferner ist eine neue „Schießinstruktion für die Infanterie- und die Jägertruppe" (Dienstbuch E–7) erschienen, in welcher die Erfahrungen und Versuche der letzten Jahre berücksichtigt und verwertet sind.

*

An Stelle der bisher bestandenen Feldsignalabteilungen sind Infanterietelegraphenpatrouillen getreten, die im Kriegsfalle zur Versehung des optischen und telegraphischen Dienstes bei den Infanterietruppendivisionen und den Gebirgsbrigaden bestimmt sind. Zur Ausbildung wurden 6 Offiziere und 132 Unteroffiziere in den Infanterietelegraphenkurs nach Tulln kommandiert.

*

Die Aufnahme von Aspiranten in die tierärztlichen Hochschulen in Wien und Budapest zur Heranbildung unserer militärärztlichen Berufsbeamten hat das Reichskriegsministerium durch eine provisorische Vorschrift (Dienstbuch F–5, b) geregelt. Die „Militärveterinärakademiker", wie die Zöglinge dieser Institute genannt werden, genießen eine dreijährige Ausbildung, um dann auf mindestens sieben Jahre in die Armee zu treten. Sie haben weder ein Kollegiengeld zu bezahlen, noch für die Ablegung der Tentamina und strengen Prüfungen oder für die Ausfertigung des Diploms irgend eine Taxe zu erlegen.

*

Auch mit dem Beginne des heurigen Schuljahres (1905/06) wurden Offiziere als Korrepetitoren und Erzieher in Militärrealschulen und Kadettenschulen verwendet, deren Aufgabe es bekanntlich ist, den Zöglingen bei Sprachschwierigkeiten an die Hand zu gehen, mit ihnen zu korrepetieren nnd ihre Erziehung zu leiten. Diese Einführung gereicht wohl in erster Linie jenen Zöglingen zum Vorteil, die der deutschen Sprache nicht völlig mächtig sind, stellt aber an die betreffenden Offiziere beinahe zu große Anforderungen, da sie ja gezwungen sind, in allen Fächern des Lehrstoffes Bescheid zu wissen. Vom pädagogischen Standpunkte muß diese Einführung wärmstens begrüßt werden.

*

Eine praktische Neuerung ist die Flüssigmachung der Pensionen mittels Postschecks, die zur Vereinfachung des Geschäftsganges bei den betreffenden Militärkassen wesentlich beiträgt und die alten Herren der wenig angenehmen Pflicht enthebt, stundenlang auf die Auszahlung ihrer Gebühren warten zu müssen.

*

Der Krieg in Ostasien hat eine Fülle von Publikationen gezeitigt, von denen die „Einzelschriften über den russisch-japanischen Krieg", welche die Redaktion der militärischen Zeitschrift „Streffleur" herausgibt, für uns am wertvollsten sein dürften, denn sie sind auf Grund der offiziellen Daten unserer Militärattachés (Oberst v. Csicserics, Hauptmann Graf Szepticzki auf russischer, Hauptmann v. Dani auf japanischer Seite), die im Evidenzbureau des Generalstabes gesichtet wurden, bearbeitet und herausgegeben. Dem Chef des Generalstabes gebührt öffentlicher Dank, daß er die Erlaubnis zur Veröffentlichung dieser wertvollen Dokumente gegeben hat. Die „Einzelschriften" enthalten in erster Linie Gefechtsdarstellungen und authentische Beobachtungen über die Verwendung der drei Waffen (Infanterie, Kavallerie und Artillerie). – Kürzlich hat nun die Redaktion von „Danzers Armee-Zeitung" ein Preisausschreiben mit drei Ehrenpreisen veranstaltet und die Frage aufgeworfen: „Welche Lehren gestatten die bisherigen Nachrichten über den russisch-japanischen Krieg in bezug auf den Angriff der Infanterie zu ziehen?" Die preisgekrönten Arbeiten gehen in das Eigentum von „Danzers Armee-Zeitung" über und werden in ihr veröffentlicht.

*

Das Kriegsarchiv hat seine Übersiedlung in die ehemalige Technische Militärakademie (Stiftgasse 2) beendet und seine wertvollen Bestände – 21.000 Faszikel, 9000 Protokolle, 13.600 Kartenwerke, 2200 Porträte und fast 80.000 Bände – neu geordnet und aufgestellt. Die neuen Räume sind hell und entsprechen ihrem Zweck in befriedigender Weise. Wichtig ist, daß nunmehr das ganze Kriegsarchiv vereint ist, das früher wegen Platzmangels an fünf Orten untergebracht war. Das Kriegsarchiv ist an Wochentagen (von 10–2 Uhr) jedem Forscher gegen vorherige Anmeldung beim Direktor (FML. v. Woinovich) zugänglich.

*

Von „Kriegsgeschichtlichen Publikationen" die im Laufe des heurigen Jahres erschienen sind, ist wohl das vom Kriegsarchiv herausgegebene Werk über die Franzosenkriege (1792 bis 1815), von dem die zwei ersten Bände vorliegen, an erster Stelle zu nennen. Der Einleitungsband umfaßt mehrere interessante Aufsätze, wie: „Die politischen Verhältnisse vor Ausbruch des Krieges" (Hauptmann Criste), „Das Deutsche Reich und die habsburgische Monarchie zur Zeit des Revolutionskrieges 1792–1797" (Unterdirektor Langer), „Die Wehrwesen Österreichs und der fremden europäischen Staaten" und den militärisch besonders wertvollen Aufsatz: „Truppen-, Heeres- und Kriegsführung" (Generalstabsmajor Hoen). Der zweite Band behandelt den Feldzug 1792. Zur Säkularfeier des Jahres 1809 plant das Kriegsarchiv eine mehrbändige Darstellung dieses Feldzuges vom österreichischen Standpunkte, die bis heute fehlt und dazu bei-

tragen soll und wird, den Waffenruhm unserer Armee von häßlichen legendarischen Flecken zu reinigen.

Zwei Publikationen des Kriegsarchivs sind noch zu erwähnen: Major Semeks 4. Band der „Geschichte der k. u. k. Wehrmacht", der die organisatorische Entwicklungsgeschichte der Artillerie auf Grund der reichen archivalischen Quellen des Kriegsarchivs mit eminenter Sachkenntnis schildert, und Oberstleutnant Wlaschütz': „Bedeutung von Befestigungen in der Kriegsführung Napoleons", der die Korrespondenz Napoleons benützt hat, um ein vortreffliches Buch über diese interessante Frage zu schreiben.

Der Feldzug 1866 in Böhmen hat „einen Generalstabsoffizier" (Hauptmann v. Steinitz) zu zwei wertvollen Arbeiten angeregt: „Die kritischen Tage von Olmütz" (1904) und „Die letzte Operation der Nordarmee". Beide Bücher sind ungemein fesselnd und behandeln mit souveräner Beherrschung des gewaltigen Stoffes die Ereignisse bei der Nordarmee nach der Schlacht von Königgrätz, die ihren Abschluß in dem Gefechte von Blumenau fanden.

Karl Hofer.

Besprechungen.

Dr. Otto Siebert: „Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel." Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. X und 598 S. 1905. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Der einfache Bürger, welcher den die auswärtige Politik leitenden Kreisen ferne steht, der Laie, der die Bibliotheken und Laboratorien nur von außen sieht, sie erfahren immer erst dann von dem Walten der diplomatischen, beziehungsweise wissenschaftlichen Kräfte, wenn irgendeine Sensation die Öffentlichkeit bewegt. Dem Laien liegt die Vorstellung nahe, die Wissenschaft hätte gefeiert, bis einmal eine einzelne Entdeckung durch Röntgen, Behring und andere wenige Auserwählte geglückt sei. Natürlich sieht aber der Laie bald ein, daß von hundert Händen unaufhörlich kostbare wissenschaftliche Bausteine zusammengetragen und viele wissenschaftliche Gebäude aufgeführt werden, die durch das eine besondere, allgemein bekannte, an Größe oder praktischer Tauglichkeit meist nur um relativ weniges übertroffen werden. Oder man kann bezüglich der kontinuierlichen wissenschaftlichen Arbeit und eines auffallenden Erfolges sagen, es ist, als bemerkte man den endlichen Effekt eines Schusses, dessen Vorbereitungen man nicht gesehen hat. Ähnlich steht es in der Philosophie. Das Publikum kennt hier nur einige Namen und weiß nicht recht, daß es noch viele gleichartig Strebende und Schreibende gibt, die sich von den bekannten philosophischen Spitzen nur um geringe Dimensionen unterscheiden. Wir sagten nur, es stehe ähnlich in der Philosophie wie in den heutigen, Einzelbeobachtung und Einzelversuche treibenden Wissenschaften. In der Philosophie, wie in den Wissenschaften in ihrem Keimzustande, war es einmal so, daß die Urideen produzierenden Männer sich von den späteren Nachdenkern ganz wesentlich unterschieden und vom Himmel gefallen scheinen. Die gegenwärtig renommierten Philosophen, wie Schopenhauer, Nietzsche, sind aber auch nur Epigonen und es gebührt sich für denjenigen, der Interesse an dem Kultur- und Geistesgang nimmt, daß er die ganze Breite der Entwicklung überschaue, damit er nicht Dinge, die ihm zufällig zugeführt wurden, mit Unrecht als Hervorragendes bewundere. Eine solche Bekanntschaft mit philosophischen Leistungen vermittelt in anregender, liebenswürdiger Weise das obenstehende Buch. Die Masse der Produktionen ist wohl in der Darstellung bezwungen und mit Umsicht zu großem Reichtum zusammengetragen, nach guten Prinzipien klassifiziert. Ob diese philosophischen Marschkolonnen Ziele erreichen werden — das kann der Historiker nicht wissen. Die meisten Leser werden sich an den bunten Gedankenkombinationen erfreuen. Wir freilich sind strenger und glauben, Falsch von Wahr unterscheiden zu können, und wünschen dem einen Untergang, dem anderen Bestand. Aber unter allen Umständen wird die Lektüre dieses Werkes, das bei aller Tüchtigkeit nicht lehrhaft und pedantisch auftritt, eine angenehme sein; man hat es mit einem freundlichen Buche zu tun.

Univ.-Prof. Dr. Richard Wahle.

Hübner Max, Oberstleutnant z. D.: „Unbekannte Gebiete Marokkos." Berlin, Baensch, 1905.

Verfasser kennt Marokko gut aus eigener Anschauung und hat schon verschiedene Arbeiten über dieses Land und über Kleinafrika überhaupt veröffentlicht, die beifällig aufgenommen wurden. Er findet mit Recht, daß die Diskussion der Marokkofrage meist zu einseitig die Verhältnisse des Westens berücksichtigt, während gerade im Osten Marokko an europäische (französische und spanische) Besitzungen grenzt. Er teilt deshalb Eindrücke und Ergebnisse seiner Reisen in Ostmarokko mit. Das Buch behandelt die Nordküste und die Ostgrenze teils auf Grund seiner eigenen Erfahrungen, teils an der Hand der Literatur. Hervorzuheben ist die Schilderung des umfassenden Waffenschmuggels, der von den spanischen Presidios aus betrieben wird und den Rifpiraten sowie den Insurgenten zu gute kommt. Hübner ruft die kommende Marokkokonferenz dagegen an. Ausführlich und objektiv wird das Verhalten der Franzosen an der marokkanischen Grenze besprochen und

klar dargelegt, wie ungünstig diese Grenze ist, die in ihrem nördlichen Teil sich weder an wichtige natürliche Linien, noch an die Stammesgrenzen anlehnt, in ihrem südlichen Teil aber ganz unbestimmt ist. Das Streben der Franzosen nach Sicherung dieser Grenze und nach der Gewinnung maßgebenden Einflusses in Ostmarokko findet die vollen Sympathien des Verfassers. Stilistisch und selbst grammatisch („der einzigste" u. s. w.) läßt das kleine Buch viel zu wünschen. Auch ist es etwas trocken. Aber es bietet reichliche und zuverlässige Information.

Sieger.

»Emma Lady Hamilton«, from New and Original Sources and Documents. With 22 Portraits. By Walter Sichel. London, Constable. 1905.

Die Völker verlangen viel von ihren Heroen; sie wünschen ihr Andenken klar, bestimmt und unkompliziert. Was einen nationalen Helden auszeichnet, ist die bedingungslose Hingabe an eine allgemein als groß und patriotisch erkannte Aufgabe, und es muß diese Hingabe so erschöpfend sein, daß dem Helden für sein anderes Leben nichts Besonderes bleibt; er tut da am besten, ein Leben zu führen, das den durchschnittlichen bürgerlichen Idealen entspricht. Er muß zum Beispiel ein vortrefflicher Gatte sein, wenn er verheiratet ist, ein tüchtiger Vater, wenn er Kinder hat; in Frankreich wird man ihn gern auf einem Schimmel und galant gegen die Damen haben wollen, in Deutschland anspruchslos gegen die Annehmlichkeiten des Lebens, in Österreich vielleicht leutselig. Man könnte sagen, die Menge bringt sich den immer unheimlichen Ausnahmsmenschen damit näher, daß sie seinen Ausnahmscharakter als untrennbar mit den bürgerlichen Tugendidealen vereint konstatiert; sie nimmt eine Reduktion des Gigantischen auf die normalen Maße vor, um so am Genie gewissermaßen teilzuhaben, wenn auch nur in den Fiktionen.

Mit dem Helden von Trafalgar, welcher Seeschlacht Zentennarium man vor ein paar Wochen feierte, hat die englische Nation insofern einige Schwierigkeit, als es sich mit keinem Mittel der Legende und Fälschung aus der wohlbekannten Geschichte bringen läßt, daß Nelson, als er die Lady Hamilton sah, Weib und Kind für sie aufgab, sich in seinem Beruf von ihr bestimmen ließ, ungern zu Schiff ging, da er lieber bei ihr daheim war, und sie schließlich in seinem Testament feierlich der Fürsorge der Nation empfahl — die das übrigens ignorierte. Nelson entspricht somit nicht ganz dem populären Heroenschema, und man muß betrübt zugeben, daß manches das bekannte reine Andenken an den großen Mann trübe. Man spricht in England nicht davon und die englische Kritik nimmt es dem vortrefflichen Historiker Walter Sichel sehr übel, daß er, und gerade jetzt, sein Buch über die Lady Hamilton veröffentlicht hat, das man als die definitive Biographie der abenteuerreichen Frau bezeichnen muß, denn es bringt nicht nur das bekannte, sondern auch eine Fülle neues Material in sorgfältiger und geistvoller Verarbeitung — im ganzen das interessante Bildnis einer Frau, deren körperliche Talente wohl die Macht hatten, einen zu sich zu zwingen, deren geistige Qualität aber nicht auf der gleichen Höhe dieser körperlichen stand; und so diente sie immer nur, statt zu herrschen. Ich meine, was sie sagte und dachte, war immer wo anders her und nicht aus der Fülle ihrer körperlichen Schönheit. Rücksichten auf die in England stärker als sonstwo mächtige Hypokrisie in moralischen Dingen haben es Sichel wohl verboten, gewisse Briefe Nelsons an Emma Hamilton zu zitieren, die in der Morrison-Kollektion als Privatdruck publiziert wurden, Briefe, deren brutale Sinnlichkeit das Verhältnis der beiden viel bedeutsamer darstellt, als es die sentimentalischen Worte Nelsons tun, die ja auch nicht fehlen können, aber so allein den Helden doch leicht in die falsche Position eines bloßen Schwärmers oder eines vom Intellekt der Emma etwa Düpierten setzen. Er war hier weder ein Schwärmer noch ein Düpierter, sondern ein in den heftigsten Sinnen Gefangener und stark genug, darunter nicht zu leiden.

Franz Blei.

„Wildlinge." Von Peter Rosegger. Verlag von L. Staackmann. Leipzig, 1906.

Nicht vom hohen Stuhl des Berufsrezensenten aus, der übrigens weder beim besten noch beim schlechtesten Willen an einem so festumrissenen literarischen Charakterbild etwas Wesentliches zu ändern vermag, sondern vom Standpunkt des aufmerksamen und nachdenklichen Lesers, der zweifellos das Recht hat, nach geendeter Lektüre seine Meinung zu äußern, sei hier über Roseggers neuen Geschichtenband gesprochen. In den „Wildlingen" sind einige Stücke, die keinen nachhaltigen Eindruck erzielen und darum den Weg aus dem „Heimgarten" ins Weihnachtsbuch nicht zu machen brauchten. Dafür aber viele andere, die sich an Frische und Ursprünglichkeit mit den allerersten des neuentdeckten Talentes messen dürfen und sie zugleich an Tiefe weit übertreffen. Zum Beispiel „Am Tage der Sonne", diese farbenglühende, ergreifende Schilderung aus den Hütten und Felsen armseliger, weltentrückter Hochälpler; dann „Söhn", die rührende Verherrlichung von Kinderunschuld und Kinderglauben, die poetischeste Paraphrase eines berühmten Bibelwortes; „In der Finster", ein derber Bauernschwank und „Die Magd mit dem zugenähten Kittelsack", das fromme Leben und Sterben einer einfältigen Weibsperson. Mit dem

gewohnten Scharfblick geschaut, mit der bewährten Sicherheit gezeichnet sind die menschlichen Wildlinge. Großartig und prachtvoll aber ist der Rahmen, in dem sie stehen. Denn ganz besonders liebevoll hat sich Rosegger diesmal in die Wildheit der Elemente versenkt. Packendere, anschaulichere Naturschilderungen als den Wintersturm in den „ewigen Dingen", das Tauwetter im „Föhn", die Heimlichkeiten und Schrecknisse des „großen Waldes" wird man kaum finden; aber auch kein lieblicheres Landschaftsidyll als das Prosagedicht vom wilden Kirschbaum, der einst am Vaterhause grünte und blühte, dann mit diesem verödete und verfiel und schließlich noch einmal seine würzigen Früchte dem Bergsohn in die Stadt nachsendet. „Mit wahrer Andacht hat der Mann die Kirschen gegessen. Sie waren so wundersam süß, wie seit seiner Kindheit nichts mehr so süß gewesen. Aber der Tropfen, der dabei über seine Wange rann, war bitter..." Wilde Menschen, wilde Poesien — der Autor selber ein Wildling: so erklärt Peter Rosegger im Vorwort den Titel, wiederum mit jener trutzigen Bescheidenheit, die nur der Oberflächliche mit Koketterie verwechselt; und hofft, daß niemand werde sagen können, er sei sich untreu geworden. In der Tat, das ist er nicht. Der Alte ist jung geblieben mitsamt seinen 60 Jahren und 40 Bänden. Nicht trüb und sauer, nein, milder und feuriger ist sein Wein geworden. Des Knaben weiches Herz, des Jünglings Mut, des Mannes Kraft und des Greises Weisheit — glücklich, wer zwei davon sein eigen nennt. Peter Rosegger aber besitzt sie heute insgesamt. Wunderliches hat der Zeichner des Titelbildes geleistet, einen Mann in Meraner oder Passeirer Tracht. Der „Waldteufel" in der gleichnamigen Skizze kleidet sich auf die Art, das stimmt. Aber trotzdem hätte man auf ein Steirerbuch keinen Tiroler malen sollen.

F. St. Gunther.

„Aus Chamissos Frühzeit." Ungedruckte Briefe nebst Studien von Ludwig Geiger. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel, 1905.

Die fünf Aufsätze, welche der Verfasser in dem vorliegenden Buche vereinigt, bringen eine stattliche Anzahl von bisher unveröffentlichten Briefen von, an und über Chamisso. Sie stammen fast ausschließlich aus dem Varnhagenschen Nachlasse in der königlichen Bibliothek zu Berlin und enthalten manches neue Detail zur Kenntnis von Chamissos Jugendgeschichte, ohne jedoch das Bild, welches man von dem Dichter aus jener Zeit zu haben pflegt, wesentlich zu verändern. Wir sehen ihn (Nr. II) in seinem Freundeskreis, in reger Verbindung mit Varnhagen, W. Neumann, Theremin, Hitzig, de Lafoye und anderen, als das sentimentalste Mitglied des „Nordsternbundes", schmachtend in den Banden einer französischen Circe, der Witwe Ceres Duvernay. Seine Liebe zu ihr hindert ihn jedoch nicht, auch an anderen Frauen vorübergehend und dauernd Gefallen zu finden. Unter ihnen stehen Auguste Klaproth, Maschinka Burja und die Gattin des Buchhändlers Sander im Vordergrunde. Über die letztere schreibt er: „Sie ist ein wundersames, göttliches Wesen, wie alle Weiber, die ich gekannt und die mich angezogen haben." Das Jahr 1805 brachte ihm die Trennung von Ceres, die sich damals nach Frankreich begab. „Nun", schreibt er, „brannte meine Seele nach Frankreich hin, wie nach der Sonne stets, der Leuchterin, der Mond... Ich nage an meinem armen Herzen, wie der Pelikan um, die ich allein erzeuge, die dunklen Sorgen zu ernähren." Man sieht, daß Chamisso mit den Regeln der deutschen Sprache bisweilen auf dem Kriegsfuße stand. 1807 besuchte er Ceres in Paris und bei dieser Gelegenheit erfahren wir ihren Familiennamen: Barois. Psychologisch nicht weniger interessant sind Chamissos Beziehungen zu Helmina von Chézy, der Textdichterin von Webers „Euryanthe" (Nr. IV) und zu Frau von Staël (Nr. V). Jene begannen 1810, fünf Jahre nach Helminas Vermählung mit dem Orientalisten Chézy, waren aber 1812, zu welcher Zeit der Dichter sich bei Frau von Staël in Coppet aufhielt, schon erkaltet, und 1816 spricht Helmina von diesem Liebesverhältnis als von einer längst vergangenen Episode: „Mein Adalbert", schreibt sie ihm damals, „es ist etwas Großes und Seliges um eine recht wahrhaft süße Lebenszeit, sie leuchtet durchs ganze Leben." Als er drei Jahre später heiratete, konnte sie ihre Verstimmung hierüber jedoch kaum verbergen. In dem Herzensleben der Frau von Staël war Chamisso nur einer von vielen.

Lediglich mit literarhistorischen Fragen beschäftigen sich die Abschnitte I und III. Ersterer bringt eine zum Teil ungedruckte Selbstbiographie des Dichters aus dem Jahre 1835, letzterer handelt über den von Chamisso im Verein mit seinen Freunden geschriebenen satirischen Roman „Die Versuche und Erlebnisse Karls" (1808).

An wissenschaftlicher Genauigkeit läßt Geigers Publikation nichts zu wünschen übrig, doch hätten wir eine mehr organische, essaiistische Art der Verwertung des Materials der bloßen Aneinanderreihung von Briefen und ihrer Verbindung durch erklärende Notizen vorgezogen. Man wird dagegen einwenden, daß bei der Verarbeitung der Briefe in eine Abhandlung ihr wertvoller Wortlaut nicht immer intakt geblieben wäre. Das ist richtig; aber

wäre es dann nicht ratsamer gewesen, die Briefe der Reihe nach abzudrucken und sie, wo dies nötig, mit Anmerkungen zu versehen? Dies ist eine Prinzipienfrage, die sich dem Leser bei vielen Veröffentlichungen dieser Art aufdrängt. Die von Geiger gewählte Methode ist ein Mittelweg; ob jedoch das juste Milieu, muß dahin gestellt bleiben. Jedenfalls hat sich der Herausgeber den Dank aller Literaturfreunde verdient. Dr. Wolfgang v. Wurzbach.

„Die komische Oper nach Lortzing." Von Karl Maria Klob. Mit einem Porträt von Richard Wagner. „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. Berlin W. 35.

Man erwartet eine zusammenhängende Darstellung des Wachsens und Werdens, der Blüte oder des Verfalles der komischen Oper nach Lortzing und erhält dafür eine bescheidene Sammlung mehr oder weniger ausführlicher, aber beinahe ausnahmslos hübscher und anregender Feuilletons über Flotows „Martha", Nicolais „Lustige Weiber" und Verdis „Falstaff", Cornelius' „Barbier von Bagdad", Wagners „Meistersinger", Götz' „Der Widerspenstigen Zähmung", Neßlers „Trompeter von Säkkingen", Humperdincks „Hänsel und Gretel", Smetanas „Verkaufte Braut", Wolfs „Corregidor" und andere Werke der neuesten Zeit; eine Enttäuschung, die der Verfasser allerdings schon im „Geleitwort" ehrlich ankündigt. Der Grundgedanke des Büchleins ist der, daß Lortzing unbedingt einen Gipfelpunkt der rein komischen deutschen Oper bedeute, von dem sich alles auf diesem Gebiete Geschaffene mehr und mehr entferne. „Einesteils stiegen die Komponisten in die Tiefen flachster Unterhaltungsmusik hinab, anderseits untermischten sie die Elemente der komischen Oper, vornehmlich in musikalischer Hinsicht, mit jenen des Tondramas." Es würde sich verlohnen, diesen nicht üblen Grundgedanken in einer weiter ausgreifenden, alle hier in Betracht kommenden historischen, biographischen und literarischen Tatsachen und Behelfe wirklich verarbeitenden „Geschichte der komischen Oper seit Lortzing" zur überzeugenden Anschauung zu bringen. Eine Aufgabe, welcher der Verfasser des vorliegenden Skizzenbuches, wenn er mit Ernst und Fleiß ans Werk ginge, vermutlich wohl gewachsen wäre. Max Morold.

Feuilleton.

Laibach.

Im Monat April ist ein Dezennium verflossen, daß ein fürchterliches Erdbeben Laibach fast niederwarf und dadurch den Namen dieser Provinzialhauptstadt weit über die Grenzen unserer Monarchie hinaus bekannt gemacht hat. Leider ist vielfach dieser schlechte Ruf an Laibachs Namen haften geblieben, und doch war dieses Elementarereignis für die Stadt in mehr als einer Beziehung von großem Segen. Abgesehen davon, daß durch das Erdbeben unmittelbar kein Menschenleben zu beklagen war, sind durch die Schädigung der Häuser und viele Einstürze Neubauten notwendig geworden, an die man vielleicht sonst nicht gedacht hätte. Man hat Raum gewonnen für Neuanlagen von Straßen und Plätzen: und so wurde Laibach aus einem winkeligen, unansehnlichen Orte zu einer schmucken, mit zahlreichen modernen Neubauten gezierten Stadt.

Seiner Lage nach teilt Laibach mit so mancher anderen Hauptstadt in unserer Monarchie die Anlehnung an einen Schloßberg. Wie bei Salzburg, Graz, Prag, Pest sehen wir am Fuße des burggekrönten Hügels als suburbium, als Unterstadt, die Ansiedlung, natürlich an einem Fluß gelegen, dessen Schiffbarkeit in den früheren Zeiten bei allen diesen Orten von der größten Bedeutung war. Dazu gesellen sich noch andere Vorteile. Wie sich in der Mitte Steiermarks das Grazer Feld, in Kärnten die Ebene von Klagenfurt (Zollfeld) ausdehnt, so liegt im Mittelpunkte der Krainer Ebenen Laibach. Gerade hier erfahren sie dadurch eine bedeutende Einengung, daß von Südosten die Ausläufer des Unterkrainer Berglandes mit dem Golovc (438 *m*) bei Laibach enden; nur durch einen künstlichen Einschnitt, den Gruberkanal, der zur Zeit Maria Theresias ausgetieft wurde, um dem Morast eine Wasserabfuhr zu schaffen, ist der Laibacher Schloßberg (364 *m*) getrennt. Von Nordwesten dagegen nähern sich die Billichgratzer Dolomiten mit ihren scharfen Formen der Stadt und die vorgeschobene, allerdings isolierte Gruppe der Rosenbacher Hügel reicht mit ihrem sanften Ostabhange beim Tivoli bis an die Stadtgrenze heran. Dadurch entstand eine wichtige Toröffnung für den Verkehr, die denn auch jederzeit ihre Bedeutung behauptet hat.

In dieser Beziehung hat Laibach, was die Lage anlangt, eine gewisse Ähnlichkeit mit Mostar, das, zwischen Podveleš und Hum eingeschlossen, nördlich und südlich eine Ebene vorliegen hat. Asbóth sagt von Mostar: „Durch diese hohle Gasse muß jeder kommen, der vom Meere ins Land hinein will, es sei denn, er wolle auf unwegsamen Felssteigen irren; und der Kaufmann, mit Waren beladen, der Eroberer mit den Waffen in der Hand, kann sich

gar keinen anderen Weg bahnen. Diese Enge ist vom Meere her das einzige Tor des Landes und deshalb entstand hier die Hauptstadt auf diesem Flecke zu Schutz und Trutz. So kann sie sich denn auch keineswegs bequem ausbreiten." Alle diese Züge stimmen auffallend für Laibach. War hier auch kein Flußtal, wie das der Narenta, das offen zum Meere führte, so mußte doch jeder, der von Triest herankam, die Talfragmente der Poik, Unz und Laibach benützen, wenn er nicht über den unwirtlichen Karst oder über hohe Gebirge steigen wollte. Hier haben wir ferner die militärisch wichtige Lage und die Mißlichkeiten bei der Ausbreitung der Stadt.

Hieher haben denn mit scharfem Blicke die Römer ihr Emona angelegt (wiewohl darüber kurze Zeit ein recht unerquicklicher Streit herrschte) und später blieb es immer eine der wichtigsten Städte im Lande. In der neuesten Zeit kommt die zentrale Lage auch zum Ausdruck durch zahlreiche Bahnverbindungen, die allerdings zum Teil nur lokale Bedeutung haben. Im Süden der Stadt dehnt sich das große Laibacher Moor aus, das in den verschiedenen Zeiten einen so wechselnden Wasserstand hatte, daß es einmal als See dem Verkehr diente (Pfahlbauten), dann wieder als übler Morast die Quelle mancher Mißstände gewesen ist. Wie jedoch die Entsumpfung von Jahr zu Jahr größere Fortschritte macht, zeigt nicht nur die Abnahme der Überschwemmungen, sondern auch die wesentliche Besserung des Klimas für Laibach selbst. Valvasor sagt darüber (XI., 336): „Zeilerus giebt ihr (der Stadt) in seiner Reis-Beschreibung durch Teutschland das Lob, daß sie fein erbaut sey, gedenckt doch dabey, es sey allhie die Lufft sehr ungesund. Denen Schwindsüchtigen mögte die Lufft vielleicht nicht allzu dienlich seyn, andern soll sie dagegen gar erträglich fallen." An einer andern Stelle dagegen (XI., 708) läßt sich Valvasor so vernehmen: „Die feuchte Lufft ist sonst denen Schwindsüchtigen gesund; daher man selten zu Laybach einen solchen, er habe denn dies Kranckheit mit sich hingebracht, finden wird. Merian und Bleau legen zum Grunde ihres Fürgebens den Nebel, so im Herbst und Winter die Lufft vertunckelt; nun muß ich zwar gestehen, daß bey Anfange deß Winters und Abzuge des Herbstes öffters dicke Nebeln über der Stadt Laybach die Lufft etwas trübe machen; allein dieser Nebel ist nicht ohne Nutzen, indem der herbstliche das Türckische Korn zeitigt, der Winter-Nebel aber gesund und wann er des Morgens herabgefallen, zu Mittag einen heitern Himmel macht", eine Beobachtung, die noch heute bestätigt werden kann. Auch berichtet Valvasor ausführlich (XI., 674) über einen Entsumpfungsversuch des Moors aus dem Jahre 1554. Wenn auch heute die lästigen Nebel noch durchaus nicht verschwunden sind, so ist es doch schon viel besser geworden. Die Bahnlinien meiden natürlich die sumpfige Ebene: die Unterkrainer-Bahn hält sich an den Nordostrand des Moors, während die Ober-Laibacher-Bahn den Nordwestrand benützt. Dieser Linie folgt eine Strecke auch die Südbahn gegen Triest, bis sie einige Hügel antrifft, an deren Gehänge sie den Morast übersetzen kann.

Nördlich von Laibach breitet sich eine große Ebene bis an die Save aus, die von der Enge bei Zwischenwässern (zwischen den Wassern, da hier die Zeier mündet) so auffällig nach Osten umbiegt und ohne Serpentinen so geradlinig verläuft, daß der Gedanke aufgetaucht ist, ob der Fluß nicht schon seit der Römerzeit reguliert sei. Die gewaltigen steinernen Grundpfeiler einer Römerbrücke bei Tschernutsch würden damit zusammenstimmen. Diese Ebene erstreckt sich dann noch weit nach Norden bis gegen Stein, das reizend am Fuße der Steiner Alpen gelegen ist, und nach Nordwesten gegen Krainburg; doch tritt auch hier dadurch eine Abschnürung ein, daß eine Berggruppe ganz nahe an die Save bei Zwischenwässern herantritt. Der höchste Punkt ist der weit vorgeschobene, stolze Groß-Gallenberg (Kahlenberg, 671 *m*), von dem aus man einen herrlichen Ausblick über Mittel- und Oberkrain genießt. Hier benützen die Bahnen ebenfalls den Rand der Berge; nach Nordwesten zieht sich die Oberkrainer Bahn hin, sie führt an den reizenden Veldeser See, der mit dem Ausbau der Karawanken—Wocheiner-Bahn eine erneuerte Bedeutung bekommen dürfte, und nach Tarvis, wo die mannigfachsten Verbindungen ansetzen. Schnurgerade nach Osten strebt die Südbahn dem Berglande zu, das schon hinter Saloch das Savetal einengt und Bahn und Straße im Durchbruchstale bis Steinabrück führt, von wo die Bahn das Sanntal aufwärts nach Cilli eilt. Die dritte Linie erreicht im Norden die Stadt Stein. So strahlen sechs Bahnen von Laibach aus, von denen allerdings nur die Südbahn und die Oberkrainer Strecke Bedeutung haben.

Historisch ist Laibach, mit Ausnahme der Römerzeit, nur wenig hervorgetreten. Groß waren die Plagen und Schädigungen, die Krain und seine Hauptstadt in den verschiedenen Türkenkriegen erlitten hat, da ja diese Gebiete der Militärgrenze und Türkisch-Kroatien besonders nahe lagen. „Im 1416. Jahr ist dieses Laybach zu einer ansehnlichen Stadt erwachsen, indem es mit stärkeren Mauern eingefangen worden, welche jedannoch auf Befehl Keysers Friedrichs, noch mehrers im Jahre 1475 befestigt, und also Laybach dem Einfall deß Raub-gierigen Türkens entgegengesetzt worden" (Valvasor). Weitere Zubauten erfolgten noch zahlreich im XVI. und XVII. Jahrhundert; die Stadt hatte sechs Tore.

Der unermüdliche und gewissenhafte Schilderer Valvasor hat im XI. Buche seines Werkes: „Die Ehre des Herzogtums Krain", eine ausführliche Beschreibung der Stadt gegeben, und verschiedene Abbildungen zeigen uns Stadt und Schloß im XVII. Jahrhundert. An alten historischen Bauten ist nahezu nichts erhalten, nachdem auch der Auerspergische Fürstenhof im Erdbebenjahre zu grunde gegangen ist. Laibach führte ein stilles und beschauliches Leben, bis es nach dem Wiener Frieden von 1809 zur Hauptstadt des Königreiches Illyrien und zum Sitze des Gouverneurs gemacht wurde. Vorübergehend hat die Stadt durch den 1821 tagenden Kongreß einen erhöhten Glanz erhalten.

Gottfried Seume, der auf seinem „Spaziergange nach Syrakus" (1802) hier durchkam, spricht sich sehr anerkennend aus. „Die Lage des Laibacher Schlosses hat von ferne viel Ähnlichkeit mit dem Grazer und auch die Stadt liegt ziemlich angenehm an beiden Seiten des Flusses. Die Brücken machen hier wie in Graz die besten Marktplätze, da sie sehr bequem auf beiden Seiten mit Kaufmannsläden besetzt sind", eine Sitte, die sich noch lange erhalten hat. „Das Komödienhaus ist zwar nicht so gut wie in Graz, aber doch immer sehr anständig und auch hier sind am Eingange links und rechts Kaffee- und Billardzimmer. Die Kaffeehäuser sind in Graz und hier viel besser als in Wien und das hiesige Schweizer Kaffeehaus ist ganz artig und verhältnismäßig anständiger als das berühmte Milanosche in der Residenz, wo man sitzt, als ob man zur Finsternis verdammt wäre." Kurz und verdrießlich schreibt Grillparzer auf seiner Reise nach Italien (1819) in sein Tagebuch: „Die Stadt sieht traurig und öde aus, ist es aber von inwendig weniger, als sie es von außen scheint. Schlechte Wirtshäuser, elendes Essen . . ."

Es ist auffallend, daß keiner der beiden Autoren auch nur ein Wort über die landschaftliche Umgebung verliert, und doch liegt gerade in ihr ein Hauptreiz des Ortes, der es mit der gepriesenen Lage von Klagenfurt wohl aufnehmen kann. Haben wir auch keinen See in der unmittelbaren Umgebung der Stadt, so entschädigen uns dafür die stattlichen Berge, die im Norden gelegen, in der Sonnenbeleuchtung ihre herrlichen Formen weisen, ob sie mit leuchtendem Schnee bedeckt sind, oder ob sie die kahlen Wände und zackigen Felsgipfel vom blauen Himmel abheben. An die massigen Steiner Alpen reihen sich in langer Kette die Karawanken, die mit der eleganten Form des Mittagskogels abschließen. In dämmernder Ferne erscheint die stolze, weiße Pyramide des Triglav, der von vielen Punkten der Stadt und Umgebung sichtbar ist. Näher stehen im Westen die zierlicheren Formen der Billichgratzer Dolomiten, während das Gesichtsfeld im Süden durch die schwere lange Linie des Karstplateaus begrenzt ist, über das sich der massige Krim emporhebt. Außer den landschaftlich schönen Übergängen über den Würzner Sattel, den Loibl und durch die Kanker, der schönen Umgebung des Veldeser und Wocheiner Sees und den hochinteressanten Gegenden von Adelsberg und Zirknitz steht uns auch eine reiche Fülle von Spaziergängen in der unmittelbaren Umgebung der Stadt zur Verfügung, sei es in den Flußauen, sei es in den Wäldern an oder auf den Höhenzügen.

Doch kehren wir zur Stadt zurück, die durch das Erdbeben von 1895 zu einer so traurigen Berühmtheit gekommen ist. Die Katastrophe fand die Einwohner vollkommen unvorbereitet, obwohl, oder vielleicht gerade weil man an Erdstöße schon gewöhnt war. Was an seelischer Erregung auf den Menschen einstürmte, oder Erkältungen, denen man damals besonders leicht ausgesetzt war, haben mehr an Opfern gefordert als die rohe Gewalt des Erdbebens selbst. Wochenlang mußten die Leute in Holzbaracken hausen und glücklich noch, wer sich eine solche bauen konnte! In Krautfässern, Wagen oder im Freien mußte übernachtet werden. Die allgemeine Teilnahme, die so weite Kreise ergriffen hat, die kräftige Unterstützung des Staates haben verhältnismäßig bald den materiellen Schaden gut zu machen gesucht. Die damals neu errichtete Erdbebenwarte unter der bewährten Leitung des Professors A. Belar brachte einige Beruhigung und hat sich nunmehr zu einem bedeutenden, in wissenschaftlichen Kreisen wohlbekannten Institut herausgebildet, das schon für manche ähnliche Einrichtung vorbildlich geworden ist.

Aber auch die bauliche Neugestaltung Laibachs zählt von dieser Zeit an. Neue Schul- und Ararbauten sind entstanden: die Burg, die Landesregierung, das Gerichtsgebäude, Bankhäuser sind neu und würdig ausgebaut worden und an geschmackvollen Privathäusern mit und ohne Sezession ist kein Mangel. Stehen gelegentlich noch einzelne gesprungene Mauern, verfallene Häuser, so ist doch jedes Jahr tätig, umzubauen und zu erneuern. Neue Plätze und Anlagen entstehen, neue Gassen öffnen sich, große Mengen von Häusern werden erbaut und immer noch meldet sich Platzmangel; gewiß ein gutes Zeichen für das Emporblühen der Stadt in der letzten Zeit. Daß der Fremdenverkehr nach wie vor noch recht viel zu wünschen übrig läßt, das hat wohl seine vielen Gründe, auf die hier aber nicht näher eingegangen sei.

Ein großer Mißstand wird durch die natürliche Lage hervorgerufen. Schon Valvasor er-

wähnt von der Stadt: „Sie liegt für jetzo in einem halben Monde oder Zirkel erbaut, welcher den mit dem Schloß gekrönten Berg umfängt", das heißt, von der Enge erstreckt sich ein Teil nach Osten und Nordosten gegen das Spital, ein anderer nach Süden und Südosten. Durch die Anlage des Bahnhofes ist nun auch noch ein dritter Zwickel nach Norden gewachsen. Seit der Einführung der elektrischen Bahn, die sich natürlich längs dieser drei Achsen bewegen muß, bleiben viele Teile der Stadt außer Verbindung. Das Wachstum der Stadt ist nicht bedeutend. Im XVII. Jahrhundert schätzte man die Zahl der Einwohner auf etwa 20.000 (Valvasor, XI, 706); 1890 waren es 31.000 und heute hat die Stadt schon über 37.000 Einwohner.

Dr. Otto Jauker.

Von der Woche.

19. November. Der Panzerkreuzer „Sankt Georg" und der Kreuzer „Szigetvár" verlassen unter dem Kommando des Vizeadmirals Julius v. Ripper Pola, um zur internationalen Demonstrationsflotte zu stoßen.

20. Der Katholikentag beschließt die Gründung eines Reichspreßvereines. — Da infolge der Landtagswahlreform in Tirol die Städtevertreter durch die Landgemeindenvertreter majorisiert werden sollen, beschließen die deutsch-freisinnigen Vertreter der Städte und Handelskammern Innsbruck und Bozen sowie der Rektor der Innsbrucker Universität, bei der zweiten Lesung im Landtag mit der technischen Obstruktion einzusetzen. Sie bereiten über 100 Dringlichkeitsanträge vor. Die verfassungstreuen Großgrundbesitzer treten infolgedessen aus dem Freisinnigen Klub aus, der sich auflöst. — Der dalmatinische Landtag verlangt die Anerkennung der Hochschulstudien in Italien. Bei Verhandlung des Landesbudgets wird die Fiumaner Resolution erörtert. Abgeordneter Biankini befürwortet sie, da sie auf die Zerstörung des Dualismus hinarbeite. Abgeordneter Milic erklärt, weder die Tradition noch ein sonstiges Band verknüpfe Dalmatien mit Österreich. Diese Verbindung sei Dalmatien ohne seinen Willen zu seinem Schaden auferlegt worden. Das herbeigesehnte neue Verhältnis zu regeln, sei der ungarische Reichstag mit dem kroatischen Landtag ohne Ingerenz des österreichischen Reichsrates kompetent. — Der Landtag von Bukowina beschließt eine Entrüstungskundgebung wegen der Massacres in Rußland. — Wiedereröffnung der Agramer Universität.

21. Der Landtag von Tirol wird vertagt, die Landtage von Dalmatien und Schlesien werden geschlossen. — Der Landtag von Oberösterreich spricht einstimmig sein lebhaftes Bedauern darüber aus, „daß durch verschiedene Verfügungen auf dem Gebiete des Armeewesens und der auswärtigen Angelegenheiten die gemeinsamen, durch die Pragmatische Sanktion begründeten Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie erschüttert worden sind, und hält es für unzulässig, daß die diesseitige Reichshälfte materielle Opfer bringt für gemeinsame Einrichtungen, wenn diese den gemeinsamen Charakter verloren haben." Der Landtag fordert daher die Regierung auf, „schon jetzt alles zur Selbständigkeit der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder vorzubereiten, damit für den Fall, als eine die Rechte der diesseitigen Reichshälfte wahrende Einigung mit Ungarn nicht zu stande kommt, Österreich für diese Eventualität gerüstet ist".

22. Die allgemeine Kurie im Znaimer Bezirk wählt in der Stichwahl den Jungtschechen Josef Veleba mit 343 von 670 Stimmen in den Reichsrat. — Der Verein der Fortschrittsfreunde in Wien, spricht sich für eine Reform des Wahlrechtes im Sinne der Feststellung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes unter Aufhebung der bestehenden Wahlprivilegien aus. Der notwendige Schutz der nationalen, wirtschaftlichen und kulturellen Minoritäten erfordere bei dieser Wahlreform 1. eine entsprechende Aufteilung der Mandate des ganzen Reiches auf die einzelnen Länder und Wahlbezirke; 2. eine entsprechende Feststellung der einzelnen Wahlbezirke; 3. die Durchführung des Prinzipes der Proportionalwahl; 4. die Übertragung des Wahlgeschäftes auf staatliche Organe und Einsetzung eines Wahlgerichtshofes, um die Durchführung reiner Wahlen zu sichern; 5. Festsetzung einer bestimmten, der Mehrheit nach aus Wahlen hervorgegangenen Anzahl von Mitgliedern des Herrenhauses. — Der mährische Landtag nimmt die Gesetzesvorlagen über die Teilung der Schulbehörden und über den Sprachengebrauch bei den autonomen Behörden an und wird hierauf vertagt. — Der Görzer Landtag beschließt einstimmig, die Regierung einzuladen, im Reichsrat einen Gesetzentwurf, betreffend die Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechtes einzubringen, und beauftragt den Landesausschuß, eine Änderung der Landtagswahlordnung auf Grund des allgemeinen Wahlrechts auszuarbeiten. — Durchschlag des Bosrucktunnels. — Die Pforte überreicht der österreichisch-ungarischen Botschaft die Antwort auf die Kollektivnote der Mächte, in welcher in eine Verlängerung der Mandate der Zivilagenten auf längstens zwei Jahre eingewilligt, im übrigen aber alle Forderungen abgelehnt werden. — Die Demonstrationsflotte konzentriert sich im Piräus. Vizeadmiral v. Ripper übernimmt das Kommando der vereinigten Flotte. — Dr. Nikolaus v. Tomasic wird an Stelle des aus Gesundheitsrücksichten abgetretenen Grafen Stephan Erdödy zum Präsidenten des Klubs der Nationalpartei in Agram gewählt.

23. Die Landtage von Oberösterreich, Salzburg und der Bukowina werden geschlossen. — Der Landtag von Steiermark erklärt sich für die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Reichsratswahlrechtes, unter der Voraussetzung, daß hiebei auf die besonderen nationalen Verhältnisse Österreichs Bedacht genommen werde und der große kulturelle und wirtschaftliche Unterschied zwischen den einzelnen Gebieten des Staates ausreichende Berücksichtigung finde. Der Großgrundbesitz gibt hiebei eine Erklärung ab, daß er sich im wohlverstandenen Interesse des Staates und seiner Bewohner dermalen nicht für die unvermittelte Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts aussprechen könne. — Heinrich v. Angeli wird einstimmig zum Vorstand der Wiener Künstlergenossenschaft gewählt. — Hofrat Dr. Otto Stolz (geb. 1842), Professor der Mathematik an der Universität Innsbruck, †.

*

Gegen die Kurpfuscher. Je weniger gebildet die Bevölkerung ist, umso leichter fällt sie dem Aberglauben und dem Kampf gegen Wissenschaft und Aufklärung zum Opfer. Seit jeher war daher Österreich ein gesegnetes Land für die Kurpfuscher, von den eleganten Naturheilkünstlern angefangen bis zum kräuterkochenden alten Weib, vom Salbenfabrikanten mit seiner großartigen Reklame bis zu dem im geheimen arbeitenden spiritistischen Schwindler. Es ist daher mit großer Befriedigung zu begrüßen, daß von unseren Ärzten endlich der

Anstoß ausgegangen ist, eine Gesellschaft zur Bekämpfung des Kurpfuschertums zu gründen, deren Konstituierung jüngst erfolgte. Deutschland, das auf diesem Gebiete über weit modernere Gesetze verfügt, die einen wirksameren Kampf gegen die Ausbeutung der Dummheit gestatten, und das sich einer viel aufgeklärteren Bevölkerung rühmen darf, besitzt schon seit beinahe drei Jahren eine solche Vereinigung. Die „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung des Kurpfuschertums" wurde im Jahre 1903 in Berlin gegründet. Ihre Bestrebungen finden lebhaftes Interesse, ihre Arbeiten sind schon jetzt erfolgreich* und können den Behörden und gesetzgebenden Körperschaften nicht warm genug empfohlen werden. Eine weit größere Aufgabe harrt der österreichischen Gesellschaft. Sie wird sich wohl in erster Linie auch mit den Annoncenspalten unserer Zeitungen zu beschäftigen und dafür zu wirken haben, daß zum Bewußtsein der Bevölkerung gebracht werde, was von den Tausenden von Geheimmitteln, die hier alljährlich angepriesen werden, wirklich zu halten ist. Sie wird zu zeigen haben, daß hier oft die wertlosesten und indifferentesten Substanzen den Kranken um einen unerhörten Wucherpreis empfohlen werden, und Mittel und Wege finden müssen, um diesem Volksbetrug endlich ein Ende zu machen. R. C.

*

Deutsches Volkstheater. Drang nach der Helle, Schönheit, Menschengüte erfüllte das neue Stück Hermann Bahrs. Sein altes Thema. Seit dem „Franzl" tönt es immer wieder; neu ist nur die Hülle, nur andere Menschen suchte er, um zur endlichen Formulierung zu kommen. Zwischen Menschenverachtung und reiner Güte wölbt sich eine geheimnisvolle Brücke: „Das andere." Ein Wort für hunderttausendfältige, namenlose Regungen, Strömungen, Mächte. Zwei Wesen, zwei Seelen sind in Linda Lind, sind in dem von der Zeit und ihren Geschehnissen verwirrten August, sind in der zur Dirne gesunkenen Wanda, die doch einst eine reine Seele hatte. — „Ob das möglich wäre, daß in manchen Menschen zwei sind? Zwei. Und die wechseln dann ab. Einer und noch einer. Und keiner weiß vom andern. Damals, als ich mit dem Heinrich war, das war doch nicht ich? Eine kommt, eine geht. Immer hin und her. Und keine weiß. Darum kann ich mich auch gar nicht erinnern."

Nach der anämischen „Sanna" die hysterische Linda. Und nicht allein Linda, „die andere", auch Geist und Welt des Stückes sind voll von Hysterie. Bahr, der Dichter des „Franzls", des „Athleten", bodenlos verloren, hingegeben der Perversität! Wer Bahr schätzt, wünscht ihm die Befreiung aus seinem Rückfall zur „Mutter". Wedekind hat wenig Teil daran. In der 1891 erschienenen sexuellen Groteske ist bereits jene quälende, flackernde, unruhvolle Technik, die damals wenigstens apart, heute unausstehlich gesucht anmutet. Zurück, zurück!! Oder vielmehr: zu Neuem! Vorwärts! Dies wünschen, erwarten von Bahr alle, die ihn schätzen.

Wie schattenhaft ist dieses Stück! Wie furchtbar, wie ärgerlich erbarmungslos hat Bahr seiner Natur Gewalt angetan! Suchte er darin vielleicht einen anderen Stil? Oder eine Welt, die um ein paar Horizonte tiefer liegt, als die wir so am hellen Tageslicht sehen? Natürlich. Denn es ist zu dumm, einen geistvollen und so schwer mit sich und der Zeit ringenden Menschen wie Bahr, gedankenlos immer als literarischen Jongleur zu definieren. Vor allem ist dies die bequemste Art, mit einem Menschen fertig zu werden. Aber auch ebenso albern. Bahrs letzte Stücke dienen ihm — glaube ich — alle nur zur Schaffung eines neuen Bühnenstils, dessen Agens nicht mehr Leidenschaft, sondern potenzierte Leidenschaft: Hysterie sein soll. Seine Theorie mag man in dem prachtvollen „Dialog vom Tragischen" nachlesen.

Schade ist um die vielen herrlichen, tiefen Worte, denen man lange nachsinnt! Schade ist um den Geist, um die Herzenswärme, die einem ungezogenen Teil des Publikums zum Opfer fiel. Freilich war die Darstellung von unmöglicher Unzulänglichkeit. Fräulein Ritscher ist in ein paar Jahren möglicherweise eine zweite Eysoldt, heute vermag sie der Linda höchstens ein paar wundervolle Töne und Linien zu geben.

R. Holzer.

* Vergl. „Das Kurpfuschertum und seine Bekämpfung." Sieben Vorträge. Straßburg. W. Back.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 57. □ Redaktionsschluß 25. November 1905. □ Ausgegeben 30. November 1905. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends. □□
□□ Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). □□
□□ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 58: 2. Dezember 1905. □□

Bücher-Einlauf.

Der Schmidt. Der Sittlich. Sommerliche Skizzen aus dem Gemeinsamen ... Von F. A. Eich e. Felix Dietrich. M. 1.50

... Welt gegeben. Ein Zeitungsbuch ... Nachrichten, Glossen, Streitfragen ... gegeben von Leopold Katscher. 1906. Felix Dietrich. M. 2.—

... Von Lux Koreb. München. F. Lehmann. M. 2.—

er-Gauther. Dunkle Welt ... zum Weinen und Lachen. ... Robert Mohr.

... Komödie. Übertragen von ... Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta. M. 1.50

... Betrachtungen. Von Jakob ... Herausgegeben von Jakob ... und Stuttgart. 1906. ... M. 6.—

... Wiener Tage. Wien, 1906. Lehr.

... Leitsätze für Eltern und ... ausgewählt und herausgegeben ... Julius Reiner. Hannover. 1906. ... M. 5.—

... Wien, 1906. Robert Mohr.

... Gesammelte Sammlung ... M. 1.—

... Roman ... übertragung ... 1906. Bonsinger. M. 5.—

... Verlag der Kunstschule.

... Von Dr. Ludwig Keller. Berlin, 1906. ...

... Frage über die Freiheit der ... Berechtigung der Frauen ... Von Otto Caspari. ... J. D. Sauerländer. M. 2.50

... Dramatisches Gedicht in einem ... von E. G. Sternfeld. ... Dresden, 1906. M. 1.—

»OBSERVER«

Telephon Nr. 12.801

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

WIEN, I. Concordiaplatz 4

Liest sämtliche Wiener Tages-Journale, ferner alle hervorragenden Blätter der österr.-ung. Monarchie und des Auslandes (welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen), sowie alle wichtigeren Fach- u. Wochenschriften, und versendet an die Abonnenten jene

Zeitungsausschnitte

welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren.

Der »OBSERVER«

ist in der Lage, aus allen wichtigeren Journalen des Kontinents und Amerikas seinen Auftraggebern Preßstimmen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema schnellstens zu liefern.

Der beste und zuverlässigste Ratgeber für alle Freunde der Photographie ist:

Der Amateur

Illustrierte Monatsschrift für Amateurphotographie und Projektion

Preis ganzjährig 6 K

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel) in Wien I. Opernring 3

PROBENUMMERN GRATIS

Graz.

Hotel Erzherzog Johann

Verfasser

... Carl Wigand

Berlin-Wilmersdorf, ...

Schriftstelle...

Übersiedlungen

Einlagerung

Spedition von Reisegepäck

Th. Bindtner

k. u. k. Hof-Spediteur

WIEN

I. Fichtegasse 6,
II. Nordbahnhof, Magazin
III. Hauptzollamt, Magazin
VII. Andreasgasse 10,
X. Columbusgasse 8.

Verlangen Sie

Radhoste...

Raute

(bewährter Magenlikör)

Probesendung 5 K franko

V. Dockal, Brünn

Bäckergasse 8.

Invert-Lic...

Schönste, beste, billigste Beleucht...

Friedrich Pla...

II. ...straße ...

...1100.

Die habsburgische Monarchie und der einheitliche magyarische Nationalstaat.

Von E. Treumund.

Seitdem nach der Schlacht bei Mohács die ungarische ebenso wie die böhmische Krone an das Haus Habsburg gekommen ist, weil insbesondere die ungarischen Stände nur in der Anlehnung an das römische Kaisertum deutscher Nation genügenden Schutz vor der gewaltigen Türkengefahr zu finden hofften, hat der Gegensatz zwischen dem Bestreben der Dynastie nach straffer Zusammenfassung der Kräfte der unter ihrem Zepter vereinigten Länder und dem Drange des ungarischen Adels, seine Rechte und Privilegien unter dem schützenden Schilde selbständiger Staatlichkeit zu verteidigen, niemals aufgehört. War auch ein wesentliches Moment der Aufstände Bocskais, Bethlens, Tökölyis und Rákóczys die Verteidigung der protestantischen Religionsfreiheit gegen die bald milderen, bald schärferen gegenreformatorischen Maßnahmen der Habsburger, so ist deren vorwiegender Charakter doch der Kampf einer bevorrechteten Klasse gegen den fürstlichen Absolutismus und gegen eine „fremde Soldateska" gewesen, obwohl diese Ungarn vom Türkenjoch befreit hat.

Auch der Widerstand, den die reformatorischen Maßregeln Kaiser Josefs II. fanden, richtete sich in erster Linie gegen die Verletzung der Adelsprivilegien, deren sich der ungekrönt gebliebene König schuldig gemacht hatte, erst in zweiter gegen die Mißachtung des ungarischen Staatsrechts, und nur in dritter gegen den Versuch einer Germanisierung der Verwaltung. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die erste politische, über Gefühlsmomente hinausgehende Betätigung nationalmagyarischen Bewußtseins, allerdings ganz und gar im Rahmen und Gewande der damaligen lateinischen Staatssprache. Die Leopoldinische Gesetzgebung von 1790/91 mußte freilich auch der staatsrechtlichen Sonderstellung Ungarns volle Rechnung tragen — und auf dieses Blatt gehört die schon damals erhobene Forderung der magyarischen Kommandosprache — aber der Gedanke einer höheren Reichseinheit war damals noch nicht verpönt, und eine sehr zahme, durchaus formalistische Reaktion gegen eine engere politische Verschmelzung mit den österreichischen Erbländern machte sich erst geltend, als Franz I. den Titel eines römisch-deutschen Kaisers mit dem des Kaisers von Österreich vertauschte.

Die nach den Napoleonischen Kriegen erwachende nationalmagyarische Strömung richtete sich wohl dahin, die tote lateinische Sprache aus den Verhandlungen des Reichstages, der Komitate und der Gerichte zu beseitigen und durch die magyarische

zu ersetzen. Diese zu höheren, wissenschaftlichen, literarischen, wirtschaftlichen und politischen Aufgaben geeigneter zu machen, bemühte man sich mit feurigem Eifer, wenn auch nicht ohne zahlreiche Mißgriffe. Weit mehr noch bekämpfte aber die Opposition des ungarischen Landtages und die öffentliche Meinung Ungarns den Metternichschen Absolutismus aus freiheitlichen und fortschrittlichen Gründen, die damals wohl mehr noch als die traditionellen historisch-formalistischen, dem Bestreben nach größerer Selbständigkeit von Österreich zu grunde lagen, wenn sie auch angesichts der europäischen Machtstellung des nach außen durchaus als Einheit auftretenden habsburgischen Reiches sich größtenteils in gemäßigten und vernünftigen Grenzen geltend machten.

Das Jahr 1848 brachte der damals noch immer im Adel verkörperten politischen Nation Ungarns ein vorher kaum geträumtes Maß staatlicher Selbständigkeit. Das einzige über eine reine Personalunion hinausgehende Band zwischen den Ländern der ungarischen Krone und den übrigen Erbländern blieb die gemeinsame Vertretung nach außen. Daß damit aber nur der Schein einer einheitlichen Monarchie gerettet war, zeigte sich schon im Verlaufe weniger Monate. Das Magyarentum sympathisierte mit den Italienern, die die österreichische Herrschaft abzuschütteln versuchten, und das neue Ministerium Batthyányi-Kossuth-Deák unterzog sich nur sehr ungern der Erfüllung der aus der Pragmatischen Sanktion erwachsenden Verpflichtung gegenseitiger Verteidigung in dem Kriege gegen Sardinien. Als die durchaus liberalen Gesetze des Jahres 1848 den bisher ständischen Landtag durch eine wirkliche Volksvertretung ersetzten, zeigte sich sehr bald, daß die Herrschaft des wohl vorwiegend magyarischen, aber doch auch andere ungarische Volkselemente in sich schließenden Adels unter äußerlich parlamentarischen Formen durch die Herrschaft der magyarischen Rasse ersetzt werden solle. Das Freiheits- und Kulturbedürfnis der Kroaten, Serben, Rumänen und Slowaken, das sich „im Völkerfrühling" zum Teil in durchaus berechtigter Weise äußerte, fand von seiten der neuen konstitutionellen Regierung schroffe Zurückweisung und drückte diesen Völkerschaften alsbald die Waffen gegen das neue Regiment in die Hand, weil das nach mehr als dreihundert Jahren wieder selbständig gewordene Ungarn sehr entschieden und rücksichtslos Nationalstaat zu spielen begann. Als der ungarische Kriegsminister über die in Italien stehenden, dort unentbehrlichen ungarländischen Regimenter zu disponieren versuchte, mußten der Dynastie die Augen aufgehen über die für die europäische Stellung der Monarchie unabsehbaren Folgen, die sich naturgemäß aus der Erfüllung der Forderungen des Preßburger Landtages entwickeln mußten. Und als das ungarische Heer den aufständischen Wienern zu Hilfe zog und bei Schwechat allerdings geschlagen wurde, war der Gegensatz zwischen dem magyarischen Nationalstaat und der habsburgischen Monarchie vollzogen, und die Revolution mußte nach anfänglichen, recht bedeutenden Erfolgen mit Hilfe Rußlands bewältigt werden.

Ob die Beibehaltung der für das ganze Kaisertum Österreich ausgearbeiteten Verfassung der engeren Zusammenfassung sämtlicher Volksstämme zu einer politi-

schen Einheit nicht weit förderlicher gewesen wäre, als die auf absolutistischem Wege versuchte straffe Zentralisation, mag dahingestellt sein. Daß es aber kein lebensvoller organisatorischer Gedanke war, die nach geschichtlicher Vergangenheit, wirtschaftlicher Entwicklung und Kulturstufe so durchaus verschiedenen Völkerschaften über einen Kamm zu scheren, hat das Jahrzehnt bis zum 1859er österreichisch-französischen Kriege schlagend bewiesen.

Auch der an straffen Zügeln geführte absolutistische Polizeistaat der Fünfzigerjahre erwies sich unvermögend, neben den gemeinsamen fortschrittlichen und freiheitlichen Bestrebungen aller Völker der Monarchie auch ihre nationalen und staatsrechtlichen Aspirationen zu unterdrücken. Die nach der Niederlage von Solferino durch das Oktoberdiplom gewährten Konzessionen an die Länderautonomie und an das konstitutionelle Prinzip genügten insbesondere dem Magyarentum nicht. Der von Professor Lustkandl aufgestellten Verwirkungstheorie setzte Franz Deák den Grundsatz der Rechtskontinuität entgegen und verfocht ungebeugt in den beiden Landtagsadressen von 1861 und 1865 den Anspruch des Magyarentums auf Durchführung der 1848er Gesetzgebung, beziehungsweise auf die staatliche Sonderexistenz Ungarns. Doch ist wohl anzunehmen, daß der ungarische Landtag auch schon damals mit sich hätte reden lassen, wenn die Umkehr des Hofes zu konstitutionellen Zuständen für aufrichtig gehalten worden wäre. Wieder waren es fremde Waffen, welche die Krone veranlaßten, zur Reorganisierung der bei Königgrätz unterlegenen Monarchie eine neue Auseinandersetzung mit Ungarn, d. h. mit der magyarischen Rasse zu versuchen, bei der die im Jahre 1848 aus Übereilung gemachten staatsrechtlichen Fehler vermieden werden sollten. Die große Mäßigung Franz Deáks, der auch von dem in eine Zwangslage gebrachten Monarchen im Namen „seiner Nation" nicht mehr verlangte, als was in den beiden Adressen gefordert war, brachte im Bunde mit dem ohne Kenntnis der österreichischen Verhältnisse und der habsburgischen Tradition auf den Reichskanzlerposten berufenen Herrn v. Beust den 1867er Ausgleich zustande, der, von einem nicht unrichtigen Grundgedanken ausgehend, trotz des natürlichen Bestrebens Kaiser Franz Josefs, ausreichende Garantie für die internationale Einheitlichkeit und Großmachtstellung der Monarchie zu schaffen, durch mannigfache Fehler in der Konzeption und Ausführung aus dem wenn auch nicht theoretisch, so doch praktisch seit vierthalb Jahrhunderten wenigstens nach außen einheitlichen habsburgischen Staat tatsächlich einen Bund zweier Mittelstaaten gemacht hat.

Wie mangelhaft der durch eine staatsrechtliche Konstruktion ohnegleichen scheinbar gesicherte Zusammenhalt der beiden unabhängigen Staaten Ungarn und — Cisleithanien tatsächlich ist, trat freilich nicht sofort zutage.

Ungarn war mit der Umwandlung in einen modernen Staat, mit der Nachholung ungezählter Versäumnisse auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet viel zu beschäftigt, auch mit der in kaum gehofftem Maße erlangten Wiederherstellung seiner Staatlichkeit vorläufig bis auf einen am Kossuth-Kultus und am personal-

unionistischen Bekenntnis festhaltenden verschwindenden Teil seiner magyarischen Bevölkerung im Grunde genommen doch viel zu sehr befriedigt, als daß es an den verbliebenen Resten organischer Gemeinschaft (gemeinsame Vertretung nach außen und gemeinsame Armee) sofort zu rütteln gedacht hätte. Auch schien in den legislativen Schöpfungen von 1868 bis 1870 der für ein polyglottes Land so unentbehrliche Geist nationaler Toleranz und Gleichberechtigung eine innige Verschmelzung der verschiedenen Bestandteile der politischen Nation anzubahnen.

Die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder hatten mit dem Schutt rückständiger Verhältnisse aufzuräumen und für ihr gegenseitiges Verhältnis neue konstitutionelle Formen zu schaffen, wobei die Gegensätze zwischen Föderalismus und Zentralismus alsbald akute Formen annahmen.

Der dualistische Formalismus hatte seine Probe zunächst bei der ersten Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses und der gleichzeitigen Dualisierung der k. k. priv. österreichischen Nationalbank zu bestehen. Schon die ungarischerseits von Koloman Tisza geführten Verhandlungen mit dem Wiener Kabinett, die zur ersten Sezession aus der kaum gebildeten liberalen Partei und zur Ministerkrise führten, ließen erkennen, daß dem Bonmot von der Monarchie auf Kündigung eine sehr bedenkliche Aktualität innewohne. Immerhin verlief diese erste Belastung des neuen staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen Cis und Trans noch ziemlich glimpflich. Beide Staatsgebiete hatten die Erfahrung zu machen, daß das Hemd näher sei als der Rock, die Regelung der mannigfach in Frage gestellten inneren Verhältnisse wichtiger als akademische Erörterungen der Grenzen zwischen den Bestrebungen nach Betätigung der eigenen Staatlichkeit und den Erfordernissen der internationalen Stellung der Monarchie. Das Interesse der politischen Kreise war während des darauffolgenden Jahrzehnts in Ungarn auf die Herstellung des bedenklich erschütterten Gleichgewichts im Staatshaushalt, in Österreich auf die tiefgehende Wandlung der parlamentarischen Parteiverhältnisse gerichtet. Der Kampf für und gegen das böhmische Staatsrecht, für und gegen die Föderalisierung Österreichs, der Handel um autonomistische und sprachliche Konzessionen, und hie und da auch um die Garantien von Freiheit und Fortschritt, ließen Deutsche und Tschechen, Polen und Ruthenen, Italiener und Slowenen nicht bemerken oder nicht beachten, daß unter der parlamentarischen Diktatur Koloman Tiszas das Magyarentum zielbewußt an der Ausdehnung seiner nationalen Vorherrschaft und an der Festigung seiner anfangs mehr theoretischen als praktischen Staatlichkeit arbeitete. Die „ungarische Staatsidee" wurde das alles beherrschende Schlagwort der magyarischen Politiker. In ihrem Namen wurde der unmittelbar nach dem Inslebentreten des Dualismus von Deák, Andrássy, Eötvös und Horváth in einigen Gesetzen festgelegte Grundsatz nicht bloß der konfessionellen, sondern auch der nationalen Gleichberechtigung im Verwaltungswege immer mehr in den Hintergrund gedrängt und durch zahlreiche Gesetze auf dem Gebiete des Unterrichts, der Justiz und der Verwaltung nach und nach illusorisch gemacht. Dabei wurde auch die nationale Wehrkraft, die Honvedarmee — für alle Fälle — sorgfältig organisiert.

Der parlamentarische Diktator hatte, um zur Macht zu gelangen, seine als Führer des linken Zentrums verkündeten politischen Grundsätze an den Nagel gehängt. Er hatte sich nach seiner Ernennung zum Minister des Innern und dann zum Ministerpräsidenten bemüht, das in den Hofkreisen lange genährte Mißtrauen in die Auslegung und Anwendung der von Franz Deák formulierten staatsrechtlichen Bestimmungen zu bannen. Obwohl er für die Okkupation Bosniens und für alle Heeresforderungen eintrat, bereitete er doch durch die Verwaltungs- und Unterrichtspolitik seines Regimes die Entwicklung jenes Geistes vor, der sich bald nach seinem Rücktritt in der systematischen Vertiefung des Gegensatzes zu Österreich, in der wachsenden Abneigung gegen die „germanisierende" gemeinsame Armee und in der Verfolgung jeder nationalen Lebensäußerung der nichtmagyarischen Nationalitäten in immer schrofferer Weise äußerte. Tiszas Eintreten für das neue Wehrgesetz entfesselte im Abgeordnetenhause und in der magyarischen Bevölkerung so leidenschaftliche Ausbrüche des Hasses gegen seine Person und steigerte so sehr die unausrottbar in der magyarischen Volksseele schlummernde Abneigung gegen alles Deutsche, d. h. österreichische, und gegen alle organischen Beziehungen zum anderen Teile der Monarchie, daß „der alte General" es bald darauf geraten fand, seinen Platz zu räumen. Während die „Äußerste Linke" dem Deákschen Ausgleiche zur Zeit seines Abschlusses nur in der geringen Stärke von sieben Mann opponiert hatte, wuchs die Zahl ihrer Vertreter in der Ära Tisza auf hundert.

Diese Oppositionspartei suchte für das fieberhaft gesteigerte magyarische National- und Staatsbewußtsein ein scheinbar auf einem fremden Gebiete liegendes Ventil, das sich bald nach dem Rücktritte des Ministeriums Andrássy in einer immer deutlicher zutage tretenden nationalen Intoleranz, dann in der von Tisza zielbewußt, wenn auch vorsichtig verfolgten Unterdrückung der slawischen, rumänischen und deutschen Bewohner Ungarns zu äußern begann.

Die schon unter Tiszas unmittelbarem Nachfolger Szapáry eingeleitete, vom Kabinett Wekerle wesentlich geförderte und von Baron Desider Bánffy gänzlich durchgeführte kirchenpolitische Gesetzgebung, die als große freiheitliche und fortschrittliche Leistung des Magyarentums gepriesen wurde, hatte tatsächlich keinen andern Zweck, als die Machtbefugnisse des Staates über die national organisierten Kirchenautonomien auszudehnen, und den ungarischen Staatsgedanken, welcher sich bis dahin so ziemlich in dem Bestreben nach Magyarisierung der übrigen Nationalitäten erschöpft hatte, innerhalb der Grenzen des Landes so mächtig als möglich zu machen.

Das noch stärkere Hervorheben der ungarischen Staatlichkeit auch nach außen bildete die programmatische Existenzgrundlage der vom Grafen Albert Apponyi geführten, im Gegensatz zur Unabhängigkeitspartei auf der staatsrechtlichen Basis des Jahres 1867 stehenden Nationalpartei. Größere Berücksichtigung ungarischer Farben, Wappen und Abzeichen, sowie der magyarischen Sprache bei den gemeinsamen Behörden und in der gemeinsamen Armee waren die Forderungen,

durch welche die Herzen der magyarischen Wählerschaften gewonnen werden sollten, soweit sie nicht unrettbar dem Kossuth-Kultus der als regierungsunfähig betrachteten Unabhängigkeitspartei verfallen waren. Bei dem nebenher geführten Kampfe gegen das Herrschaftsmonopol der liberalen Partei und gegen das System politischer Korruption und Immoral, auf die es aufgebaut war, vergaßen die oppositionellen Fraktionen, daß auf diesen Säulen gleichzeitig die Hegemonie des Magyarentums, die künstliche Niederhaltung der übrigen konstitutiven Elemente des ungarischen Staates beruhte.

Als wichtiger Wendepunkt im politischen Leben Ungarns ist das Millenniumsjahr 1896 zu betrachten. Die eingehende Beschäftigung mit den historischen Ereignissen einer tausendjährigen Vergangenheit, von denen mit besonderer Vorliebe die Kämpfe gegen Österreich, die Insurrektionen gegen die habsburgische Dynastie hervorgehoben und verherrlicht wurden, nicht minder auch das Bewußtsein einer mit großer Mühe und mit großen Opfern endlich erreichten Sicherung der staatsfinanziellen Grundlage der neuen Staatlichkeit, bewirkten einen mächtigen Aufschwung des magyarischen Nationalgefühles, das dem ganzen ungarischen Staatswesen seinen ausschließlichen Stempel aufzudrücken willens ist. Bestärkt wurden die Magyaren hierin noch durch den mit frenetischem Enthusiasmus aufgenommenen Ofner Trinkspruch des deutschen Kaisers.

In dem unablässigen Kampfe der Parteien und Parteiführer des ungarischen Parlamentes spielte dann nach Ablauf der für das Millenniumsjahr zwischen ihnen geschlossenen Treuga Dei Ministerpräsident Baron Desider Bánffy den großen Trumpf gegen die „nationalen Aspirationen" des Grafen Albert Apponyi aus, indem er mit offiziellem Stempel das Schlagwort vom „Ausbau des einheitlichen magyarischen Nationalstaates" prägte, es sogar in eine Thronrede einzuschmuggeln verstand und es bei seinem durch eine beispiellos gewalttätige Politik selbst herbeigeführten Sturze seinem Nachfolger Koloman Széll hinterließ.

Damit hatte der inzwischen unausgesetzt gewachsene magyarische Chauvinismus seine so wohlklingende patriotische Formel gefunden. Magyarisierung auf allen Linien, früher nur ein stiller Herzenswunsch der Scharfnationalen, stets eingekleidet in den selbstverständlichen Verzicht auf jeglichen Zwang und in den Hinweis auf die Nützlichkeit der Staatssprache für jeden Bürger Ungarns, meist auch mit der feierlichen Versicherung verbrämt, daß ja niemand die Muttersprache und Kultur der Nichtmagyaren antasten wolle, wurde als unabweisliche Pflicht des Staates, als Existenzbedingung „der Nation" hingestellt. Die „Kulturvereine" wuchsen wie Pilze aus dem Boden. Soweit die bestehenden Gesetze den Deutschen, Slawen und Rumänen den Gebrauch ihrer Muttersprache und die Pflege ihrer Kultur garantierten, wurden sie von den Behörden ignoriert oder ungescheut verletzt, die unkodifizierte Vereins- und Versammlungsfreiheit wurde ihnen vorenthalten, die Namensmagyarisierung von Amts wegen organisiert, die Magyarisierung der Ortsnamen in Angriff genommen, das Petitionsrecht, wie die Antezedentien des rumänischen Memorandumprozesses und die Abweisung der sächsischen Frauendeputation be-

weisen, einfach konfisziert, die nationalistische Presse von einer Flut von Preß-prozessen wegen Aufreizung gegen die ungarische Nation heimgesucht. Immerhin ließ sich Bánffys Nachfolger, Széll, der persönlich keine chauvinistischen Neigungen hat, z. B. auch die gewalttätige Verhinderung deutscher Theatergastspiele hintanzuhalten verstand, nur auf dem Gebiete der inneren Politik zu einzelnen Ausschreitungen des Nationalismus drängen und wußte das Übergreifen derselben auf das Gebiet der gemeinsamen Angelegenheiten zu verhindern. Erleichtert wurde ihm dies dadurch, daß die Apponyische Nationalpartei, der langen Opposition müde, nach dem durch solidarische Obstruktion aller Oppositionsparteien herbeigeführten Sturze Bánffys in den liberalen Klub eingetreten war und besonders im Anfange nicht über die Stränge schlagen konnte. Dann mußte sich Széll ja doch bis zu einem gewissen Grade an seine mit Jubel begrüßte, als noch nicht dagewesene Offenbarung der ersten Regierungspflichten angestaunte Devise: „Recht, Gesetz, Gerechtigkeit“ halten. Als er aber, einer falschen Regung von Noblesse folgend, den Grafen Albert Apponyi nach dem Tode Szilágyis zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses er-erheben ließ, hatte er unwissentlich die Handhabe zu der neuesten Betätigung des Programmes vom Ausbau des einheitlichen magyarischen Nationalstaates nicht bloß nach innen, sondern auch nach außen, den denkbar unzuverlässigsten und gefährlichsten Elementen geboten.

Die Gesetzvorlage über die Erhöhung des Rekrutenkontingents der gemeinsamen Armee gab der Unabhängigkeitspartei die Gelegenheit, den selbständigen ungarischen Staat gegen die Existenzbedingungen der habsburgischen Monarchie zur Geltung zu bringen und den ihr so sehr entgegenkommenden Ministerpräsidenten Széll zu dem für sie selbst unerwarteten, ja unwillkommenen Rücktritt zu nötigen.

Die anfangs selbst von Franz Kossuth und von den gemäßigteren Elementen der Unabhängigkeitspartei mißbilligte Obstruktionstaktik einer kleinen Gruppe radikaler Parlamentarier führte zur Forderung der magyarischen Kommandosprache, anfangs nur als Kompensation, später als unumstößliche Notwendigkeit zur gänzlichen Nationalisierung des ungarischen Staatswesens. Es gelang auch, bald nachdem die Krone die Geduld zur Durchführung der von Széll empfohlenen passiven Resistenz verloren hatte, den Nachfolger, Grafen Khuen-Hedervárn, durch die liberale Partei zu Fall zu bringen. Das Aufstacheln eines leidenschaftlichen Nationalgefühls nahm ungeahnte Dimensionen an. So kam es, daß die auch im Lager der Regierungspartei im Stillen gehegten, aber aus opportunistischen Gründen als verfrüht betrachteten nationalstaatlichen Aspirationen auch in diesen Kreisen mehr und mehr zum Ausdruck gelangten.

Die kraftvolle Kundgebung der Krone im Armeebefehle von Chlopy erregte den stürmischen Widerspruch nicht bloß der oppositionellen Fraktionen, sondern auch der Regierungspartei. Weil Graf Khuen der ketzerischen Ansicht Ausdruck gab, daß auch die Österreicher auf die Angelegenheiten der ja auch von ihrem Gelde erhaltenen gemeinsamen Armee Einfluß zu nehmen berechtigt seien, wurde er von

seinen eigenen Leuten niedergestimmt. Die liberale Partei formulierte nun in einem vornehmlich vom Grafen Albert Apponyi beeinflußten Neunerkomitee auch ihre Forderungen auf militärischem Gebiet. Und abermals erwies sich die Krone nachgiebig, trotz der wiederholt gemachten Erfahrung, daß die Erfüllung jeder magyarisch-nationalen Forderung sofort die Aufstellung einer neuen zur Folge gehabt hatte.

Allerdings ging mit der Gewährung der meisten Programmpunkte des Neunerkomitees die Ernennung des Grafen Stephan Tisza zum Ministerpräsidenten Hand in Hand, von dem der Monarch hoffte, daß er die Obstruktion bezwingen und in Ungarn die parlamentarische Ordnung herstellen werde. Und obwohl diesem resoluten Politiker die Einstellung der nur mehr von einer kleinen Gruppe chauvinistischer Exaltados noch fortgesetzten Obstruktion gelang, sah er klar, daß eine Beseitigung der auf immer neue nationale Errungenschaften hinarbeitenden Obstruktion, eine gedeihliche parlamentarische Wirksamkeit, ohne Änderung der Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses ganz ausgeschlossen sei.

Und als die von intensivem Haß gegen den Ministerpräsidenten geleiteten Oppositionsfraktionen die Wahl von Mitgliedern in den Ausschuß zur Ausarbeitung der von Tisza beantragten Geschäftsordnungsrevision vorweg ablehnten, wurde die Lex Daniel eingebracht, deren vom Präsidenten Perczel enunzierte Annahme mit unmittelbar darauffolgender Vertagung des Hauses durch königliches Reskript die Opposition in Raserei versetzte, die vandalischen Szenen bei der Wiedereröffnung der Sitzungen zur Folge hatte, und schließlich die Auflösung des Abgeordnetenhauses im ex lex-Zustande zur unabweislichen Notwendigkeit machte.

Die späteren Ereignisse sind in jedermanns Erinnerung: die Niederlage der liberalen Partei bei den Wahlen, die Demission des Kabinetts Tisza, die Votierung der Adresse an den König, die Ernennung des lediglich zur Herbeiführung einer Verständigung zwischen der Krone und der Parlamentsmajorität berufenen Übergangskabinetts Fejérváry, die Organisation der passiven Resistenz gegen dasselbe, die Mißtrauensvoten beider Häuser des Parlaments, die in Folge davon angebotene aber nicht angenommene Demission des Kabinetts, der letzte Versuch der Krone, die Mehrheit des ungarischen Abgeordnetenhauses auf Grund der den fünf maßgebendsten Führern der Koalition in einer gemeinschaftlichen Audienz in der Hofburg mitgeteilten Bedingungen zur Bildung eines parlamentarischen Ministeriums zu bestimmen, die schroffe Ablehnung dieser Bedingungen in der am 15. September stattgehabten Sitzung des sofort wieder unter Protest vertagten Abgeordnetenhauses, schließlich nach langem Zögern die Reaktivierung des wegen gewichtiger Bedenken gegen die auf Grund des allgemeinen Wahlrechtes beabsichtigte Reform des Wahlrechtes und zur Ermöglichung des erwähnten vergeblichen Versuches von der Krone bereits fallen gelassenen Ministeriums Fejérváry.

In dem offen erklärten Kampfe zwischen dem ungarischen Abgeordnetenhause und der Krone will das nunmehr nicht bloß gesetzliche und konstitutionelle, sondern — wenigstens seiner Absicht nach — auch parlamentarische Ministerium

auf streng gesetzlichem Wege unter den vom Könige aufgestellten, aber im Ernennungsschreiben schon wieder „erläuterten“ Bedingungen, wie der landläufige Ausdruck lautet, „die Entwirrung in Angriff nehmen“.

Nach dem über alle Maßen feindseligen Empfange, den es nicht bloß bei der Koalition, sondern auch bei einem Teile der liberalen Partei, speziell bei deren bisherigem Führer Tisza, gefunden hat, erscheint es sehr zweifelhaft, ob es die Aufgaben zu lösen im stande sein wird, die es sich gestellt hat. Es will zunächst den passiven Widerstand der Munizipien, die Renitenz der Beamten brechen und in der Verwaltung gehorsame Organe zur Durchführung seiner Absichten schaffen, sich Anhänger im Lande, eine parlamentarische Partei, erwerben und, wenn eine Sprengung der heterogenen, aber durch das Ehrenwort der einzelnen Parteiführer gebundenen Koalition nicht gelingen sollte, sich durch Auflösung des Abgeordnetenhauses und Ausschreibung von Neuwahlen eine Mehrheit im Parlamente erobern.

Die Erörterung der Chancen dieses Unternehmens, die Darlegung der sich in Verfolgung desselben ergebenden Schwierigkeiten und Eventualitäten geht über den hier gesteckten Rahmen weit hinaus, und seine definitive Ausgestaltung, sei es durch Fejérváry, sei es durch einen weniger formalistisch skrupulösen Politiker, dürfte wohl noch für längere Zeit das aktuellste Problem der österreichisch-ungarischen Monarchie bleiben. Denn wie immer auch zunächst das Experiment Fejérvárys ausfallen möge, der erbitterte Widerstand, den er findet, kommt aus einer Wurzel, die immer wieder ganz ähnliche Krisen hervorrufen muß, wenn sie nicht gründlich ausgerottet wird. Auch die unerwartete Stellungnahme des Grafen Stephan Tisza gegen den vom Kabinett Fejérváry in Anwendung gebrachten rettenden Gedanken, gegen das allgemeine und geheime Wahlrecht, weist auf einen falschen Grundgedanken hin, auf den — neben andern richtigen — das dualistische System erbaut worden ist. Das ist die Vorherrschaft einer Rasse, die in Österreich von den Deutschen, wie in Ungarn von den Magyaren ausgeübt werden sollte. Wie diese — angeblich wenigstens — noch von Franz Deák selbst gehegte Voraussetzung seines Ausgleichswerkes diesseits der Leitha, wo sie doch als Frucht einer historischen und kulturellen Entwicklung eine gewisse Berechtigung hätte, sich als haltlos erwiesen hat, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Daß sie aber auch in den Ländern der St. Stephans-Krone nicht auf die Dauer haltbar ist, ergibt sich aus der Entwicklung der Dinge jenseits der Leitha, seitdem unter Koloman Széll die Obstruktion gegen die Erhöhung des Rekrutenkontingents begonnen und sich schließlich zur einhelligen nationalen Forderung der magyarischen Kommandosprache ausgewachsen hat. Diese eine Facette der vom Grafen Albert Apponyi zwar in Kurs gesetzten, aber von jeher in der Tiefe der magyarischen Volksseele schlummernden „nationalen Aspirationen“ zeigt indeß nur einen Teil der Ansprüche, die das Magyarentum in bezug auf seine künftige Weltstellung erhebt.

Zunächst tritt aus den innerpolitischen Ereignissen der letzten Jahre doch wohl für jeden politisch Denkenden genug deutlich der nach und nach zum unumstößlichen Dogma des gesamten Magyarentums gewordene „einheitliche magyarische National-

staat“ als das zu erreichende politische und staatsrechtliche Ziel der in Ungarn herrschenden Rasse in die Erscheinung.

Würde es sich bei der Erreichung dieses Zieles lediglich darum handeln, die größere nichtmagyarische Hälfte der Bevölkerung des Landes durch alle nur denkbaren Machtmittel des Staates zu entnationalisieren, ihrer besonderen Kultur und nach und nach auch ihrer Muttersprache zu berauben, um sie in das Magyarentum zu verschmelzen, so könnte man sich ja diesseits der Leitha auf den Standpunkt stellen, daß die eine Hälfte der Monarchie sich nicht im mindesten zu kümmern braucht, was in der andern vorgeht. Welche verderblichen Folgen zwar der törichte Respekt vor dem Nichteinmischungsprinzip für Österreich gehabt hat, will man in manchen Kreisen noch immer nicht einsehen, obwohl man sich magyarischerseits nicht einen Augenblick besinnen würde, sich in österreichische Dinge zu mischen, sobald die magyarischen Interessen es fordern, wie dies ja auch zur Zeit des Hohenwart'schen Fundamentalartikelexperimentes vom Grafen Julius Andrássy dem Älteren, als ungarischem Ministerpräsidenten, unbedenklich getan worden ist.

Aber der einheitliche magyarische Nationalstaat mit dem unerläßlichen Korrolar der magyarischen Kommandosprache bedeutet nicht bloß die Knechtung der größeren Hälfte der Landesbewohner Ungarns, er bedeutet auch den zielbewußten Versuch einer Beherrschung der Völker Österreichs. Indirekt zugestanden hat dies Tisza noch als Ministerpräsident, als er zur Gewinnung der durch die chauvinistischen Phrasen der Opposition entflammten magyarischen Wählerschaften die Notwendigkeit der Verlegung des Schwerpunktes der Monarchie nach Ungarn proklamierte. Wenn nun die Magyaren einen Teil der gemeinsamen Armee in die Hände bekommen, angeblich zur wirksameren Durchführung ihrer erst seit kurzem offen eingestandenen Magyarisierungspolitik in den Ländern der ungarischen Krone, neben dieser ja wirklich vorhandenen Absicht dann aber auch zur Abwehr jedes Versuchs, von „Wien“ aus ihrer politischen Präponderanz entgegenzutreten, dann erst wird die Krone und werden die Völker Österreichs im vollen Umfange erkennen, was das Magyarentum unter der Ausübung des ungarischen Schwerpunktes und unter der nicht bloß von der nationalen Eitelkeit, sondern auch von einem rücksichtslosen Herrschaftsbedürfnis geforderten „vollen“ Parität versteht.

Unter den derzeit noch obwaltenden Verhältnissen will z. B. das Magyarentum von einer Großmachtstellung der Monarchie nichts wissen und es erklärt den heute doch nur scheinbaren Bestand dieser politischen Reminiszenz für gänzlich überflüssig und für eine bloße Frage der Eitelkeit der Dynastie. Sollten die Budapester parlamentarischen Machthaber nur erst einen Teil der Wehrkraft ihren nationalen Aspirationen dienstbar zu machen imstande sein, so würden sie alsbald zur Durchführung ihres von unvorsichtigen Politikern ja schon wiederholt ausgesprochenen Lieblingsgedankens, zur Wiederherstellung des Reiches von Matthias Corvinus, eines Großungarns, schreiten, in dem von der jetzt so ungestüm geforderten Parität mit der österreichischen Reichshälfte nicht mehr die Rede wäre.

Die dualistisch organisierte österreichisch-ungarische Monarchie hat aber zu ihrer elementarsten Voraussetzung nicht bloß die rechtliche Gleichheit ihrer Bestandteile, sondern auch das Vorhandensein und die Betätigung bundesgenossenschaftlichen Gefühls. Wenn nun auch Liebe, wie zwischen einzelnen Menschen, so auch zwischen Nationen und Rassen nicht erzwungen werden kann, so kann doch gegenseitige Rechtsachtung erzwungen werden. Und dieser Zwang wird zur unabweisbaren Notwendigkeit, wenn das politische Zusammenleben und Zusammenbleiben eine so eklatante höhere europäische Notwendigkeit ist, wie eine gewisse Einheit der habsburgischen Monarchie als Element des europäischen Gleichgewichtes.

Die Krise steht heute auf ihrem Höhepunkt. Wird sie durch Nachgiebigkeit von der einen oder andern Seite oder durch eine mehr oder weniger faule Übereinkunft beigelegt, so ist es unter allen Umständen nur die Frage einer kurzen Zeit, daß sie in irgendwelcher Gestalt, aus irgendwelchem Grunde, unter irgendwelchem Vorwande wieder auflebt. Ein erträgliches dauerndes Verhältnis zwischen den beiden Staaten der Monarchie ist nur dann denkbar und möglich, wenn die nicht einmal durch Blut und Eisen realisierbare Utopie des einheitlichen magyarischen Nationalstaates jenseits der Leitha endgültig fallen gelassen wird. Denn in ihren voll ausgedachten Konsequenzen ist sie mit dem gesicherten Bestande der Habsburgischen Monarchie absolut unvereinbar. Auf diese Utopie wird aber das Magyarentum gutwillig nicht verzichten, so wenig wie sich das Osmanentum in Europa jemals aufrichtig mit dem Gedanken seiner völligen politischen und sozialen Gleichstellung mit den ungläubigen Untertanen des Padischah befreunden wird.

Wer also den Fortbestand der habsburgischen Monarchie im europäischen Staatensystem als objektive Notwendigkeit oder vollends als Herzenssache empfindet, muß sich mit dem Gedanken an schwere Kämpfe zur Erreichung dieses heute ernstlich gefährdeten Zieles vertraut machen. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß ohne eine gründliche Revision der dualistischen Staatsordnung — wobei der gesunde Grundgedanke derselben nicht beseitigt zu werden braucht, wohl aber den Anforderungen sowohl der modernen Staaten- und Wirtschaftsentwicklung, wie des europäischen Gleichgewichts angepaßt werden muß — eine dauernde und gesunde Staatsordnung im Südosten unseres Weltteiles nicht hergestellt werden kann. Die Fragen formaler Verfassungsmäßigkeit werden da aber vor den unabweislichen Erfordernissen internationaler Stabilität und freier Kulturentwicklung zurückstehen müssen.

Der Respekt des Kabinetts Fejérváry vor dem Buchstaben des Gesetzes, der von der Opposition mißbraucht wird, um den Geist, die Ratio desselben ad absurdum zu führen, dürfte sich in allerkürzester Zeit als unüberwindliches Hindernis seiner Mission herausstellen. Das Magyarentum hat nicht die geringsten Skrupel, gesetzliche Bestimmungen, die ihm nicht passen, die den übrigen Nationalitäten des Landes die Möglichkeit politischer Betätigung und kulturellen Fortschrittes gewähren würden, einfach für undurchführbar zu erklären und sowohl in der Verwaltung wie im Unterrichte und ganz besonders bei der Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte

systematisch und zielbewußt, auch mit einem gewissen Cynismus zu ignorieren. Undurchführbar, d. h. für den Bestand der Monarchie mit tödlicher Sicherheit verderblich sind aber die ungarischen Grundgesetze der dualistischen Staatsordnung wenigstens in der neuen Interpretierung, die ihnen der staatsrechtliche und nationale Chauvinismus des Magyarentums angedichtet hat, undurchführbar, d. h. auf die Dauer unerträglich sind die Gesetze, aus denen die formale Berechtigung des einheitlichen magyarischen Nationalstaates deduziert wird, ohne daß man nach der materiellen, nach der ethischen, nach der moralischen Berechtigung frägt. Darum wird der Versuch Fejérvárys, in Ungarn Ordnung zu schaffen, unbedingt mißlingen, wenn er sich nicht aus den Fußangeln der magyarischen willkürlichen Gesetzesinterpretation befreit. Die Unvereinbarkeit der ungarischen Nationalstaatsidee und aller ihrer logischen Konsequenzen mit der Weltstellung und wirtschaftlichen Existenzmöglichkeit der habsburgischen Monarchie wird sich schließlich unwiderstehlich der öffentlichen Meinung nicht bloß der betroffenen Länder und Völker, sondern ganz Europas aufdrängen. Je früher, desto besser, je später, desto schlimmer für alle Beteiligten.

Das elektrische Fernsehen und die Fernphotographie.

Von Hofrat Kareis.

Unsere Zeit ist eine sehr realistische. Aus der Philosophie wird die Metaphysik verbannt; aus der Naturwissenschaft die Hypothese. In der Kunst herrscht der Verismus, herrschen die Impressionisten, in der Politik und im sozialen Leben verschwinden die alten Schlagworte, die althergebrachten Traditionen und Privilegien: ein jeder will sein Plätzchen an der Sonne haben; „kein Völkchen, und sei es noch so klein, es will sein eigener Herre sein!" Alles drängt sich zu den Wirklichkeiten:

„Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Das Jenseits mag uns wenig kümmern!"

Die Ideale haben die Menschheit lange hingehalten, jetzt herrscht die Tat und das Mittel, die Taten in die Welt zu setzen: die Macht und das Geld!

Inmitten dieses fürchterlichen Dranges, der alles betäubt, bei dessen ängstlicher Befolgung vor eitler Hast nach den Mitteln zum Leben und Genuß, Genuß und Leben gar oft versäumt werden, ist es der Techniker, der die einzig berechtigten Ideen, die ewigen Normen der Natur, verwirklichen will; er ist der richtigste Idealist, und gar erst der Erfinder, der das Nochniedagewesene realisieren will! Er will die das Reich der Möglichkeiten umschließenden Schranken niederreißen, um dasselbe der Mit- und Nachwelt zu erschließen. Bei der unendlich großen Menge der Erfindungen, die gegenwärtig das Tageslicht erblicken, gehört aber der volle Enthusiasmus der Jugend — auch betagte, wirkliche Erfinder bleiben ewig

jung — dazu, sich an das Werk zu wagen; beim Erfinden vollzieht sich ja eigentlich und wahrhaftig die Materialisation des Geistes.

*

Die Aufgabe, mittels Elektrizität in die Ferne sehen zu wollen, ist ein echt modernes Problem. Denn mittels Spiegeln und Linsen beträchtlich entfernte Gegenstände sichtbar zu machen, das hat man schon früher zuwege gebracht. Katharina v. Medici ließ sich sogar von Nostradamus' Spiegeln Bilder aus dem Jenseits vorgaukeln, mittels des sogenannten Polemoskops ist man im stande gewesen, Vorgänge jenseits einer Hügelkette, wohin man direkt nicht sehen konnte, wahrzunehmen. Ptolemäus Evergetes soll vom Leuchtturm in Alexandrien aus eine etwa 450 *km* entfernte feindliche Flotte beobachtet, Julius Cäsar aber will gar vom französischen (gallischen) Ufer aus mittels eines Hohlspiegels die britannischen Städte und Lager ausgenommen haben.

Auch die Luftspiegelung über dem Meere verhilft zu großartigen Fernsichten. Am 26. Juli des Jahres 1798 gegen 5 Uhr abends gewahrte man von Hastings aus ganz deutlich die 80 *km* entfernte französische Küste mit all den Fahrzeugen, die sich vor derselben bewegten.

Und schließlich, seitdem man weiß, daß elektrische Wellen eigentlich langgestreckte Lichtwellen und letztere eingeschrumpfte elektrische Wellen sind, seitdem man das Telephon und das Photophon erfunden und endlich gar mittels drahtloser Telegraphie den Erdball zu umkreisen vermag, darf man an der Möglichkeit des elektrischen Fernsehens nicht zweifeln, zum mindesten braucht man an seiner Ausführbarkeit nicht zu verzweifeln.

In der Tat: die Erfindung des Telephons war ein Weckruf! Ist das gelungen, dann muß noch Schwereres gelingen, dachten die unverbesserlichen Optimisten des Gedankens. Am 14. Februar 1876 reichten Bell und Elisha Gray gleichzeitig ihre Patente in Washington ein und schon 1877 konstruierte der Franzose Senlecq sein auf den Wirkungen belichteten Selens beruhendes Telektroskop. Ihm folgte Perosino mit seinem Telephotographen (1879), de Paiva brachte 1880 sein elektrisches Teleskop, Carey, ebenfalls 1880, kam mit Sawyer gleichzeitig; sie brachten ganz genial ersonnene, aber nur gedachte Dinge. Shelford Bidwell und Ayrton-Perry erschienen 1881 mit ihren Telephotographen, und sie waren, wie wir sehen werden, nicht die Letzten!

Andere als Selenwirkungen benützten Mercadier, Liesegang, Nipkow, Hoorweg u. a. m.

In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts — das Jahr 1890 war besonders fruchtbar — erschienen: Heinzerling, Eaton, Amstutz, Kiszelka und Szczepanik. Letzterer machte mit seiner Veröffentlichung (1897) großes Aufsehen; einer der gewiegtesten Physiker und Denker sah die Sache, wie sie der polnische Erfinder beschrieb, als realisierbar an. Doch hat sich Szczepanik seitdem anderen Erfindungen zugewandt, deren Nutzen er mehr in der Nähe sah, als den, welchen ihm das Fernsehen versprach.

Wir wenden uns vorerst zur Fernphotographie.

Die Fernphotographie Korn's.

Wir sahen, daß Professor Artur Korn in München, der sein Verfahren der elektrischen Fernphotographie am 1. Februar 1902 veröffentlichte, viele Vorgänger hatte und wir haben nicht einmal alle aufgezählt. Erfindungen springen ja nicht wie die gepanzerte Minerva aus dem Haupte ihrer Autoren; sie entwickeln sich aus unscheinbaren Keimen, wachsen, assimilieren in ihrer Evolution verwandte Ideen, vermählen sich mit andern — kurz, sie verhalten sich wie wahre Lebewesen; auch gibt es viele totgeborene Kinder und ebensoviele mißratene! Hoffen wir, daß die Erfindung Korns nicht zu den zwei letztgenannten Kategorien zählt.

Ehe wir auf die Beschreibung des Kornschen Verfahrens eingehen, möchten wir das Wesen der sogenannten Kopiertelegraphen einigermaßen klar machen, da das Kornsche Verfahren ein Abkömmling derjenigen Prozedur ist, deren sich Caselli seinerzeit bediente, um Schriften, Zeichnungen &c. von einer Station zur andern zu übertragen. Der Ursprung der für dieses Verfahren konstruierten Apparate fällt sogar schon in den Beginn des XIX. Jahrhunderts und die Verwirklichung der betreffenden Idee ist mit zwei berühmten Namen verknüpft: mit den Namen des Physiologen Sömmering und des Chemikers Davy; sie waren es, welche die chemischen Wirkungen des Stromes zum Telegraphieren verwenden wollten. Denselben Endzweck verfolgten auch die anderen Erfinder, besonders aber, der zu wohlverdienter Berühmtheit gelangte, bereits genannte Abbé Caselli. Sein mit aller Sorgfalt, deren die damalige französische Feinmechanik — man schrieb 1855 — fähig war, hergestellte Apparat kam aber erst 1865 auf den Linien Paris—Amiens und Paris—Lyon in Betrieb. Die wesentlichen Bestandteile dieses — sowie jedes Kopiertelegraphen sind: 1. Der Aufgabsapparat, auf welchem eine Walze in rotierender Bewegung das abzutelegraphierende Objekt: Schrift, Zeichnung &c. aufnimmt. Diese Schrift oder die Zeichnung ist mit nichtleitendem Material auf ein Stanniolblatt aufgetragen. Während der Rotation streicht ein Metallstift, der mit der Linie verbunden ist über die Walze, die mit einem Pol der am andern Pole geerdeten Batterie verbunden ist. 2. Der Empfangsapparat, bestehend aus einer kongruenten Walze, deren Rotation mit jener der Aufgabsstation vollständig synchron sein muß. Die Walze ist, mit einem Papier bedeckt, das mit einem durch den Strom zersetzbaren und sich dann verfärbenden Stoffe getränkt ist. Über diese Walze streicht ebenfalls ein Stift, der zur Erde verbunden ist. Es ist daher einleuchtend, daß, sobald der Stift mit der nichtleitenden Tinte in Berührung kommt, der Strom eine Unterbrechung erfährt, die in der Ankunftsstelle auf dem durch die Zersetzung blau gestreiften Papier eine Lücke läßt und daß sich so nach und nach eine Kopie des aufgegebenen Originalobjektes auf dem Empfangsapparat herstellt. Es war notwendig diese ganze Prozedur zu beschreiben, weil sich herausstellt, daß die Erfindung des Herrn Professors Korn in genialer Weise unter prinzipieller Beibehaltung des Ablaufes der geschilderten Vorgänge alle seither von der Wissenschaft und

Technik gebotenen Hilfsmittel anwendet, um ganz überraschende Leistungen zu stande zu bringen. Um nun aber die Funktion des Kornschen Apparates vollkommen zu erfassen, müssen zwei Bestandteile desselben dem Verständnis des Lesers näher gerückt werden. Der eine Bestandteil ist eine Selenzelle, der andere eine Geißlerröhre. Beiden Apparaten haben Wissenschaft und Technik viel zu danken!

Das Selen, ein zur Gruppe des Schwefels, des Jods, des Fluors, Broms ꝛc. gehöriges chemisches Element, das namentlich ein steter Begleiter des Schwefels ist, hat hinsichtlich seines elektrischen Verhaltens ganz merkwürdige Eigenschaften. Vom Lichte bestrahlt, wird es ein guter Elektrizitätsleiter, im Finstern aber leitet es fast gar nicht. Beim Wechsel der Belichtungsstärke wandelt sich die Leitungsfähigkeit dieses sonderbaren Stoffes proportional! Mit der Leitungsfähigkeit wächst ebenfalls proportional die Stärke des durchfließenden elektrischen Stromes. Die drahtlose Telephonie, die Fernphotographie, das Fernsehen — all dieses ist an die benannte Eigentümlichkeit des Selens gebunden; ohne Selen fängt sich in diesem Erfindungsgebiet nichts an; mit demselben jedoch sind die obgenannten wunderbaren Leistungen — bis aufs Fernsehen — gelungen! Jene Eigenschaft hängt vielleicht damit zusammen, daß, wie beim Kohärer in der drahtlosen Telegraphie die Hertzschen Wellen, die Metallspäne polarisieren — durch das Licht die Selenmoleküle näher aneinander gerückt oder metallisch verändert werden und den durch sie gebildeten Körper, das Selen, zum guten Leiter machen.

Der zweite Apparat, der so Wesentliches zum Gelingen der Kornschen Fernphotographie beiträgt, ist die von ihm entsprechend abgeänderte Geißlerröhre. Diese Apparate kennt man ja von den Schaufenstern der Mechaniker her: es sind luftleer gemachte Glasröhren, in welchen die durchgeleitete, hochgespannte Elektrizität die wunderbarsten Lichteffekte hervorruft. Diesen Röhren verdanken wir die herrlichen Entdeckungen von Crookes, von Röntgen, Becquerel ꝛc. Das in ihnen auftretende Glimmlicht variiert nach Maßgabe des durch die Selenzelle modifizierten Stromdurchganges; dieser Strom wird einem vom genialen Elektriker Tesla konstruierten Umwandlungsapparat entnommen, der niedrige Spannungen in ungemein hohe transformiert. Wenn diese verschiedenen und wechselnden Lichtintensitäten auf einen lichtempfindlichen Film wirken, so verändern sie selbstverständlich mehr oder minder die Oberfläche dieses Blättchens, schwärzen dieselbe mehr oder minder und so wird der elektrische Strom zum Photographen, der auf hunderte von Kilometern wirkt. Eine bewunderungswürdige Leistung!

Die Prozedur Professor Korns besteht in nachfolgender ingeniöser Anwendung der erst in neuerer und neuester Zeit vervollkommneten Mittel und Methoden. Daß er schon jetzt eine 200 cm^2 große Photographie in ungefähr 24 Minuten auf eine Entfernung von 5000 km (das ist den achten Teil des Äquators) zu übertragen vermag, ist keine Kleinigkeit! Der hiezu verwendete Strom hat ja nicht einmal den hundertsten Teil der Intensität, welche zum Betrieb einer 16kerzigen Glühlampe nötig ist.

Die zu übertragende Photographie wird auf einen gläsernen Hohlzylinder geklebt, der vermittels sehr glücklicher mechanischer Anordnung binnen 24 Minuten

— um eine vertikale Achse rotierend — sich um eine ganze Bildhöhe emporwindet. Ein auf die Bildfläche durch eine Linse geworfener Lichtkegel, dessen Strahlen von einer im Parabolspiegel befindlichen Glühlampe herrühren, beschreibt also, die einzelnen Punkte der Photographie belichtend, eine Spirallinie — ähnlich wie der Griffel beim Grammophon oder Phonographen oder auch wie der Metallstift beim geschilderten Kopiertelegraphen. Im gläsernen Hohlzylinder ist ein Spiegel so angebracht, daß die durch das Bild durchgegangenen Lichtstrahlen auf ihn auffallen und von dort senkrecht — also parallel zur Zylinderachse auf die Selenzelle, welche in die Leitung des oberwähnten Telegraphierstromes eingefügt ist, herabgeworfen werden. Die mehr oder minder lichten Stellen des Bildes lassen entsprechend mehr oder weniger Licht durch und ändern so proportional die Leitungsfähigkeit der Selenzelle — also auch die Intensität des Telegraphierstromes.

In der Empfangsstation angekommen, bewirkt dieser Strom in seiner variierenden Stärke die entsprechende Änderung eines Teslaschen Lokalstromes von hoher Spannung, der vermöge der sinnreich angeordneten Konstruktion Korns in der obenerwähnten Geißlerröhre mehr oder weniger Licht entwickelt. Fällt dieses Licht nun in seiner veränderlichen Stärke auf einen rotierenden Photographiefilm, dessen Rotation jedoch vollständig synchron mit der des Glaszylinders der Abgangsstation stattfinden muß, so werden die mehr oder weniger belichteten Stellen dieses Films selbstverständlich mehr oder minder chemisch verändert — geschwärzt — und geben so eine — in Anbetracht der zu überwindenden Schwierigkeiten — überraschend ähnliche Kopie des Originalbildes. Professor Korn läßt die Aufnahmswalze mit dem Film sich konstant drehen, während die Geißlerröhre sich synchron vermittels einer Schraube ohne Ende mit dem Glaszylinder der Abgangsstelle, wo das Originalbild auf demselben befestigt ist, langsam nach vorwärts gleitend fortbewegt. Durch geschickte Dimensionierung des Films in der Empfangsstation können die empfangenen Bilder verkleinert aufgenommen werden. Wie erwähnt, ist die Ähnlichkeit frappierend! Das wäre nun das Photographieren in die Ferne. Genial genug ist dem Lichtstrahl sowohl auf der Abgangs- als auch in der Empfangsstation diejenige Funktion zugewiesen worden, die in den ehemaligen Kopiertelegraphen der grobmaterielle Metallstift oder Griffel leistete. Der, jeder Schwankung des ihm verwandten elektrischen Stromes folgende Lichtstift dringt auf der Abgangsstation in die Zwischenräume der Selenatome oder Moleküle, auf der Empfangsstation aber sendet das Glimmlicht der Geißlerröhre seine Pfeile in die Molekülgruppen des Aufnahmsfilms! Welch gewaltiger Fortschritt gegenüber dem alten, Kopiertelegraphen Casellis und seiner Nachfolger!

Das Fernsehen.

Bleibt bei aller Vorzüglichkeit der Anordnungen des Professors Korn den kommenden Zeiten viel zu leisten übrig, um Vollkommenes in der Fernphotographie zu erreichen, so finden wir uns bei der Kunst, in die Ferne zu sehen

ganz und gar im Bereich der Zukunftsoptik. Das Licht, der klarste und doch geheimnisvollste Bote aus dem Himmelsraum, soll da Wirkungen hervorbringen, die wohl nicht außer den Grenzen des Möglichen liegen, allein: der Weg zu diesen Effekten des Lichtes liegt noch — wenn man bei Licht so reden darf — in tiefem Dunkel! Aber unmöglich braucht die Lösung dieses Problems darum nicht zu sein. Um mittels des elektrischen Stromes in die Ferne zu sehen, müssen wir Lichtschwingungen des Äthers in elektrische Schwingungen verwandeln; diese fortzuleiten obliegt dann der drahtlosen oder drahtlichen Telegraphie, nur handelt es sich dann darum, an der Ankunftsstelle die elektrischen Oszillationen in optische umzuwandeln. Lichtschwingungen werden nach Millionteln von Millimetern gemessen. Das rote Licht, dessen Wellenlänge unter allen Lichtarten die größte ist, mißt nur 810 Milliontel Millimeter, die Wellenlänge des violetten Lichtes gar nur 380 solcher Minimallängen; die Wärmewellen sind 900mal länger als die des roten Lichtes! Die Länge der elektrischen Wellen beträgt — nach Hertz — 50 *m*, sie wären also 60millionenmal länger als die Wellen des roten und 130millionenmal länger als die des violetten Lichtes. Marconi, als er über den Ozean telegraphierte, bediente sich 200 *m* langer Wellen! Die oben geforderte Umwandlung ist also keine Kleinigkeit. Und doch wird seit langem (1839 durch E. Becquerel) Elektrizität direkt aus Licht erzeugt: die Ströme, die man so erhielt, wieder in Licht umzuwandeln, beziehungsweise in Bilder, ist aber bisher nicht gelungen. Verschiedene Erfinder haben — wie bereits angedeutet — sehr phantasievolle Vorschläge und wahrhaft stupende Verheißungen in die Öffentlichkeit geschleudert: reelle Leistungen in direktem Fernsehen haben sie jedoch nie vorgewiesen. Kein Wunder, daß dieses Wunder nicht Wirklichkeit wird. Denn es ist das Größte, was die arabischen Scheiks, denen Napoleon I. durch die jüngsten Ergebnisse damaliger chemischer und physikalischer Forschung imponieren wollte, als er solche durch Monge und Berthollet produzieren ließ, von ihm verlangten: „Mache, daß wir in Kairo sehen, was in Marokko geschieht, dann glauben wir, daß ihr wahre Hexenmeister seid!"

Wir sind bescheidener, wir haben warten gelernt! Das Telephon, das Photophon, die drahtlose Telegraphie und Telephonie — all das schien ja vor dreißig Jahren selbst dem größten Teil der Eingeweihten unglaublich: heute sind das Wirklichkeiten. Auch im Lexikon der Naturwissenschaft wird das dräuende Wort „unmöglich" gestrichen werden müssen!

Erinnerungen von Louise Gräfin Schönfeld-Neumann.

Mitgeteilt von Helene Bettelheim-Gabillon.

(Schluß.)

Im Juli desselben Jahres folgten wir einer Einladung nach Pest. Wir spielten im Fluge dreizehnmal in 17 Tagen und heimsten nun selbst den ungarischen Enthusiasmus ein, der mir einst in Eisenstadt so begehrenswert erschien.

Zu gleicher Zeit machte Therese Milanollo dort Furore, und ich versäumte, trotz der tropischen Hitze, keines ihrer Konzerte. Nachdem sie sich vom großen Publikum verabschiedet hatte, veranstaltete sie noch ein rührendes Abschiedsfest in der Vorhalle des Theaters am Vormittag für ein geladenes Auditorium. Zirka 1500 Arme, in Lumpen gehüllt, saßen oder lagerten um sie herum. Sie spielte ihre Glanzpiecen: das Rheinweinlied, den Karneval, das Schlummerlied aus der „Stummen von Portici" mit derselben Verve und Gefühlstiefe vor diesem nicht gewählten, aber ergriffenen Publikum, welches auch in hellen Jubel ausbrach, als ob es wirklich sachverständig wäre; es erhob sich nach jeder Variation, um sich tief zu verneigen — und so seinen Dank auszudrücken.

Wie eine Heilige stand das liebliche Mädchen unter diesen seltsamen Gestalten, welche zum Schluß auf sie losstürmten, um ihre Feenhände zu küssen. Sie hatte für jeden ein freundliches Wort und ein kleines Geschenk in klingender Münze, was natürlich den allgemeinen Jubel noch erhöhte!

* * *

Kaum war ich einen Monat in Wien eingenistet, wurde wieder die Alarmtrommel gerührt und es hieß marschbereit sein fürs Olmützer Lager. Am 22. September reisten wir mit mehreren Kollegen dahin, wo wir für fremde Monarchen zu einigen Theatervorstellungen befohlen wurden; dort trafen wir mit Tony zusammen, der dem Prinzen von Preußen — nachmaligem deutschen Kaiser — beigegeben war, und in Begleitung des Prinzen kam als Berichterstatter unser alter Freund Geheimer Hofrat Schneider aus Berlin auch dahin, eine angenehme Überraschung!

Diesmal waren wir in einem Privathaus eingemietet, zwar nicht elegant, doch rein, und vom Hof wurden wir in corpore ernährt.

Der ganze Scherz dauerte nur acht Tage. Wir spielten lauter kleine, heitere Stückchen, wie „Eigensinn", „Zu Hause", „Hochzeitsreise", „Salzdirektor" u. dgl., und besuchten dazwischen im Lager unseren Rittmeister. Wir brachten ihm Viktualien, die nach unserer Ansicht eine Woche dauern konnten — die geteilt — im Nu verschlungen waren, und in anderen freien Stunden erfreute uns Schneider, der Vorleser des Königs Friedrich Wilhelm IV. war, mit poetischen Vorträgen.

Der Rest des Jahres wickelte sich in herkömmlicher Weise ab, und das neue Jahr brachte — erst im April — ein welthistorisches Ereignis: Unser geliebter Kaiser führte seine engelschöne Gemahlin heim!

Ein Jubel ging durchs ganze Reich. Wir hatten die Erlaubnis, vom Balkon der Bellaria den Einzug mitansehen zu dürfen.

Lieblicheres, Holdseligeres als Elisabeth von Bayern kann sich die menschliche Phantasie nicht vorstellen. Die Schönheit ist eine Macht, die im Fluge die Menschen erobert! Es war eine allgemeine Freude über diesen Herzensbund und man sah ihn als Kompensation des Geschickes an, für den so früh geprüften Monarchen, dessen Jugend so schwere Lasten auf ihren Schultern zu tragen hatte.

Wien war im Fieber, alles drängte nach der Burg, dort standen die Massen wie die Mauern, um nur wenigstens den Schatten der jungen Kaiserin an irgend einem Fenster vorüberhuschen zu sehen. Sie war mit einem Schlage so populär, daß, als wir in unseren Hausflur traten, das Abwaschweib uns entgegenschrie: „Unsere Frau Liesl is käme!" — Die alte Wiener Gemütlichkeit hatte sich wieder herausgekehrt, denn die Anhänglichkeit an

unser Kaiserhaus konnte durch keine Revolution erschüttert werden! Das hat man ja wieder bei der silbernen Hochzeit unseres Herrscherpaares erlebt. Solche Ovationen wie damals, können nur aus dem tiefsten Herzen eines Volkes kommen.

„Gott erhalte unsern Kaiser!" so bete ich täglich, und — daß er mich überlebe!

Im darauffolgenden Juli wurden wir zu einem epochemachenden Gastspiel nach München berufen. Zur gleichen Zeit, bei Eröffnung der ersten deutschen Industrieausstellung, wollte man dem dort zusammenströmenden, kosmopolitischen Publikum quasi eine Ausstellung der ersten deutschen Meisterwerke im Drama vorführen, und zwar mit vereinten Kräften aller hervorragender deutscher Schauspieler. Dies war der leitende Gedanke des Münchener Theaterintendanten Dingelstedt, der diese sogenannten Mustervorstellungen ins Leben rief, wo jede Rolle, ob groß, ob klein, von einem ersten Künstler dargestellt werden sollte. Sämtliche Theaterdirektoren gaben bereitwillig den betreffenden Mitgliedern Urlaub dazu, wir bedurften dessen nicht, denn im Juli war ja ohnehin unsere Ferienzeit.

Da aber das klassische Repertoire nicht meine Domäne war, so fand sich eben für mich in dem ganzen Zyklus nur eine Rolle: die Franziska in „Minna von Barnhelm". Dies genügte aber Dingelstedt nicht, und so veranstaltete er vor der Eröffnung eigens für La Roche, Mutter und mich ein kleines Extragastspiel, um uns in einigen Hauptrollen vorzuführen.

Um uns en pays de connaissance des dortigen Geschmacks zu setzen, besuchten wir gleich nach unserer Ankunft eine Vorstellung der dortigen Mitglieder. Man spielte den „Damenkrieg" — und ich empfing den Eindruck, der mich entmutigte, daß meine einfache Darstellungsweise dem Publikum nicht gefallen könne. Dazu imponierte mir das riesig große Haus und ich fürchtete, daß mein Organ diesen Raum nicht ausfüllen werde, kurz, ich war am Tage unseres ersten Auftretens in einem pitoyablen Zustand. Mein ganzes Renommee stand auf dem Spiel, und eine Niederlage hätte mich tief gedemütigt. Am Nachmittag konnte ich vor lauter Herzklopfen nicht ruhen, kurz, mir war zu Mute wie einem Verurteilten. Zum Überfluß kam auch noch die Birch eigens von Berlin hergefahren, um mich zu sehen — enfin — es war ein ganz fürchterlicher Tag.

Als ich auf die Szene trat, klebte mir die Zunge am Gaumen, ich rang nach Atem, ich sollte heiter sein — aber mir stand das Weinen näher! — Und siehe da — wie denn immer alles anders kommt, als man es denkt — es ging über alle Erwartung gut! — Die Wahrheit erringt doch überall den Sieg!

Lotte Birch saß in der ersten Sperrsitzreihe und begleitete jedes meiner Worte mit einem zustimmenden Laut, sie war sehr expansiver Natur, und wenn sie sich rührte, so riß sie die andern mit fort.

Nach dem Schluß kam sie zu mir in die Garderobe, umarmte mich mit tränenüberströmtem Antlitz und versicherte mich ihrer vollsten Zufriedenheit.

Die Münchener Herrlichkeiten beschreibe ich nicht, doch muß ich es aussprechen, wie hoch ich Ludwig I. verehrte, wegen allem, was er für seine Residenz, für die Kunst, ja für die Menschheit getan. Er hat mit geringen Mitteln Unsterbliches geleistet und zu einer Zeit, wo er mit seinen Bestrebungen einzig dastand.

Jetzt, wo so viele Jahre über seinen Tod dahingegangen sind, jetzt erst weiß man ihn gehörig zu schätzen und hat kein Gedächtnis mehr für seine Schwächen, desto mehr für seine Größe. Unsere zweite Vorstellung war die „Lästerschule" mit La Roche, und

erst am 11. Juli fand die „Braut von Messina“ als erste Mustervorstellung statt, mit unserer Rettich und unserem Anschütz. Die zweite, „Minna von Barnhelm“, mit unserem La Roche und meiner Wenigkeit. Man behauptete, bis jetzt hätten die Wiener den Vogel abgeschossen. Gebrüllt haben die Leute vor Entzücken. Ja, die Bierstimmen geben was aus!

Am 15., zur Eröffnung der Ausstellung, „Nathan der Weise“ mit Anschütz, Mutter und La Roche von den Unsrigen, und da der König bis dahin abwesend war, so befahl er für den 17. eine Wiederholung der „Minna von Barnhelm“. Den folgenden Tag wurde ich zur Audienz befohlen, wo mir Se. Majestät sehr viel Freundliches über meine Franziska sagte, eine halbe Stunde sehr gnädig mit mir plauderte und mich dringend einlud, im nächsten Jahre wieder zu kommen.

Als Egoistin habe ich bis jetzt nur von mir gesprochen, aber man kann es wohl als selbstverständlich annehmen, daß Mutter zu denjenigen gehört, welchen die Palme gebührt. Auf und außer der Bühne, hat sie die Herzen erobert, namentlich das des alten Kobell, dem sie seine pfälzischen Gedichte vordeklamierte, worüber er aus Rand und Band geriet.

Leider erinnere ich mich nicht mehr der Namen aller Mitwirkenden, nur muß ich erwähnen, daß Konstanze Dahn (die Mutter des Felix) als vollendete Künstlerin die Minna spielte, desgleichen Emil Devrient als Riccaut de la Marlinière unvergleichlich fein und vornehm war.

Die „Antigone“, mit Fräulein Damböck (nachmalige Straßmann), sah ich auch. Die Bühne war nach griechischem Muster eingerichtet, mit den Chören von Mendelsohn-Bartholdy aufgeführt, ein Kuriosum, aber ich stehe nicht auf der Höhe klassischer Bildung, daß ich mir eine Wiederholung zu sehen wünschte.

In „Faust“ trat ein bis jetzt unbekanntes Mädchen, mit dürftigem Körperbau, aber mit großen, sprechenden Augen und einem schönen Organ, als Gretchen auf. Sie gefiel doppelt, weil man früher nichts von ihr gehört hatte. Sie wurde gleichsam entdeckt. Sie war das beste Gretchen, das ich bis jetzt gesehen, weil sie ein Ganzes bot. Ihr Ruf hat sich von da ab weithin verbreitet und, wäre sie dem Burgtheater unter der strengen Kontrolle Laubes treu geblieben, sie wäre ebenso eine Zierde desselben geworden, wie ihre Kolleginnen Zerline Würzburg und Marie Boßler. Aber sie konnte der Ruhmsucht nicht widerstehen, kam leider auf den Virtuosenweg und verfiel in Manier, während Zerline ihren Weg langsam verfolgte und schließlich mit ihrem Gatten Ludwig Gabillon zu einer Stütze des Burgtheaters heranreifte.

Die Industrieausstellungen waren damals Mode geworden und die nächstfolgende war im Sommer 1855 in Paris angesagt.

Paris wiederzusehen, namentlich Rose Chéri, die am Gymnase glänzte, kennen zu lernen, war mein Ziel. Wir waren ohnehin zu einigen Gastrollen nach Mainz eingeladen, so ließ sich das Projekt leicht vereinigen und ich faßte den Entschluß, meinen verlängerten Urlaub zu benützen, Bruder Tony Paris zu zeigen und meinen guten Vater zu bitten, daß er uns auf dieser Fahrt chaperonnieren möchte, was er bereitwillig zugestand.

In Karlsruhe war um diese Zeit ohnehin das Theater geschlossen, also dachten wir gar nicht daran, dort aufzutreten, nur meldeten wir uns wie gewöhnlich zur Audienz

bei unserer Großherzogin Sophie und wurden auch gleich empfangen. Als der Großherzog durch seine Mama erfuhr, wir seien da, so hatte er auch den Wunsch, uns auf der Bühne zu sehen. Die Mitglieder waren alle beurlaubt, im Moment war der allerhöchste Wunsch nicht zu realisieren, aber Eduard Devrient, der dortige Intendant, hoffte bis zum 1. August dem Befehle nachkommen zu können. Da beschlossen wir denn, gleich nach Paris zu fahren, dann Mainz zu absolvieren und mit der Vaterstadt zu schließen.

Aber es kam wieder anders. Wir wurden dringend gebeten, nach Mannheim zu kommen und wenn es auch nicht möglich wäre zu einem größeren Zyklus, so doch wenigstens zu einem einmaligen Auftreten in „Dorf und Stadt".

Wir schnürten unser Bündel und kamen wirklich a tempo, denn der Großherzogin Koffer waren schon für Baden-Baden gepackt und nur als sie von unserem Auftreten hörte, verschob sie ihre Abreise um 24 Stunden.

Schon am Vormittag, gleich nach der Probe, berief sie uns zur Audienz. Das Wiedersehen war rührend. Meine ganze Kindheit tauchte vor mir auf, als ich das alte Schloß betrat. In den 25 Jahren, seit ich nicht dort gewesen, hatte sich absolut nichts verändert. Dieselben alten Möbel standen auf denselben alten Plätzen und dieselben alten Diener öffneten die Türen und in derselben unversiegbaren Liebenswürdigkeit »dont elle avait le secret« empfing uns die gnädigste Fürstin.

Der Abend ging sehr glücklich von statten. Eine Unzahl von Jugendfreundinnen war herzugereist um uns zu sehen. Die teure Fürstin befand sich in der Proszeniumsloge und ihr gegenüber, der reizendste blonde Lockenkopf, Komtesse Alexandrine, die Claque dirigierend, mit Blumen bewaffnet, denen viele andere folgten. Natürlich, die ganze Garnison lag ihr zu Füßen, wie hätte sie nicht dem Befehle eines so lieblichen Kommandeurs folgen sollen? Den nächsten Tag hatten wir noch ein Diner mit ihr bei ihrer Großmama, der alten Fürstin Ysenburg, nahmen den Tee bei ihrer Mama, der Gräfin Buol, und kehrten erst in der Nacht ins väterliche Nest zurück, mußten aber vorher versprechen, nach meiner Pariser Lustfahrt wieder zu kommen.

Am 14. endlich trat ich mit Vater und Bruder die Reise nach Paris an. Die französischen Waggons sind meist überfüllt, man ist unbarmherzig eingezwängt, und ich, die ohnehin so ungern unterwegs bin, verwünschte innerlich mein Vorhaben. Aber jetzt mußte ich durch. In der Ferne sieht alles meistens schöner aus als in der Nähe. Der ganze dortige Aufenthalt war eher eine Robot als ein Vergnügen. Des Vormittags in der Ausstellung, des Nachmittags in den Galerien, oder in Versailles, Fontainebleau, St. Cloud und des Abends in den Theatern bis weit über Mitternacht.

In den Theatern gab man trotz der Ausstellung während des Juli nichts von Bedeutung. Interessant war mir nur die alte Déjazet, die mit ihren 70 Jahren noch als toller Junge über Tisch und Stühle sprang, dann Rachels Abschied als Andromaque, die schon sehr leidend war, sich brustkrank auf eine Nilreise begab, ungeheilt zurückkehrte und bald darauf starb.

Auch die Perle des Lustspiels im Théâtre français, Madeleine Brohan, lernte ich kennen, sonst aber nichts von Belang. Eine miserable Aufführung des „Propheten", mit abgeschabten Dekorationen, und die Hauptsache für mich war verfehlt, denn Rose Chéri spielte nicht, weil sie im Begriff stand, Mutter zu werden. Das war niederschlagend. Dennoch besuchte ich das Gymnase, ihre Domäne, welches damals mit dem Théâtre

français rivalisierte, und ich hatte es nicht zu bereuen, denn ich brachte doch von meinem Argonautenzug ein kleines Goldenes Vlies mit heim: ein allerliebstes Lustspiel »Le fils de famille«. Es wurde vortrefflich gespielt und auf meine Empfehlung hin von Laube übersetzt und mit dem Titel: „Der Freiwillige" im Burgtheater gegeben. In meiner Szene mußte ich singen und da es ein Soldatenstück war, riet mir Tony das Liedchen: „Wer will unter die Soldaten" einzulegen. Das geschah, das gefiel und wurde schließlich ebenso populär wie: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus."

Im ganzen kehrte ich sehr ernüchtert von Paris nach Hause und nur ein Gedanke versöhnte mich mit der Expedition, daß ich meinem Bruder damit eine Freude gemacht hatte.

Wir blieben bloß 16 Tage und nahmen uns keine Zeit, Besuche zu machen, nur mußte ich mich Klementinen zu Liebe bei ihrer alten Gönnerin, der Fürstin Bagrathion, melden, und mir selbst zu Liebe bei der Herzogin von Hamilton, meiner geliebten Prinzessin Marie von Baden, die ich seit 1838 in Wien nicht mehr sah.

Sie hatte sich seitdem mit dem Herzog von Hamilton vermählt, ihm drei Kinder geschenkt und war sehr stark geworden, aber ihre feinen, freundlichen Gesichtszüge, der liebliche Ausdruck, der so viel Herzenswärme verriet — alles war unverändert, so wie ihre Güte für mich. Beim Abschied zerfloß ich in Tränen.

Ihr völligster Gegensatz war die alte Fürstin Bagrathion. Einst eine berühmte Schönheit — zur Zeit des Wiener Kongresses — wo ihr, einem On dit zufolge, ein großer Staatsmann zu Füßen gelegen sein soll. Jetzt war sie nur noch eine Mumie, sehr vornehm, sehr aimable, aber voll kleiner Minauderien. Sie wollte sich durch nichts beengen lassen, nicht einmal durch eine Haube, ihre paar Härchen wurden mit einem riesigen Kamm zusammengehalten und ihre Schläfe verdeckten einige leicht gepuderte neige Löckchen, wie man sie in den Zwanzigerjahren trug. Ihr leichtes Spitzenkleid ließ ihre mageren Arme sehen. Sie schnupfte Tabak, führte ihn aber nur mit einem kleinen, goldenen Löffelchen zur Nase. Nie trug sie feste Schuhe, sie duldete nur Sohlen von Handschuhleder, sie ging nie einen Schritt zu Fuß, damit dieser seine historisch-berühmte, klassische Form nicht verlöre. Sie fürchtete sich derart vor Mäusen, daß sie überall, wo sie hinkam, ihr Bett mitten ins Zimmer stellen ließ, und hatte eine Aversion gegen Fliegen, deren Summen sie nervös machte. Ihre Diener waren immer auf der Jagd, sobald sich eine hören ließ, und sie war nicht eher beruhigt, bevor ihr nicht der Leichnam präsentiert wurde.

»Montrez la moi«, rief sie immer. Ich hatte Mühe, an mich zu halten. Sie war eine geistreiche, aber höchst originelle Dame. Kurz vor ihrem Ende kam sie noch einmal nach Wien, auf den Schauplatz ihrer einstigen Triumphe, wo man trotz aller Pietät für ihren Rang und ihre gesellschaftlichen Vorzüge etwas befremdet war über ihre äußere Erscheinung. Sie kleidete sich noch in Rosa und trug Rosen auf dem Hut. Die gegenwärtige Generation hatte sie ja noch nie gesehen, die frühere war ausgestorben bis auf den einen, der damals in ihren Banden lag. Um diesen einen nochmals in ihrem Leben zu sehen, kam sie hierher. Sie wurde von ihm und seiner Familie mit allen ihr gebührenden Ehren empfangen. Man tat das möglichste, ihr den Aufenthalt hier angenehm zu machen, und sehr befriedigt verließ sie Wien, bald darnach erkrankte sie und starb in Venedig.

Dieser so schnell erfolgte Tod war sehr überraschend und setzte auch die Familie des großen Herrn in begreifliche Aufregung, weil sie nicht wußte, auf welche Weise ihm

diese Nachricht am schonendsten beizubringen sei. Drei volle Tage zögerte sie damit, endlich war sie nicht mehr zu verheimlichen, da bereits die Zeitungen davon Notiz nahmen. Man faßte sich ein Herz — kam zögernd mit dem entscheidenden Wort hervor — aber die Vorsicht war ganz unnütz, denn als man ihm sagte: »La pauvre princesse Bagrathion vient de mourir«, antwortete er: »Au fond cela m'étonne qu'elle ait vécu si longtemps.« So kommt gewöhnlich alles anders als man sich's vorstellt.

Am 24. abends verließen wir Paris. Am 25. mittags kamen wir nach Karlsruhe, packten unsere Koffer mit 15 Toiletten ein und fuhren am 26. früh nach Mannheim, unser Wort einzulösen. Am nämlichen Abend machten wir Probe, spielten am 27. in den „Krisen", am 30. „Am Klavier" und „Geistige Liebe", fuhren am 31. nach Mainz, auch wieder gleich zur Probe und traten am 1., 2. und 4. in den obligaten drei Steckenpferden auf. Es handelte sich eben immer um solche Stücke, in denen wir beide bedeutende Rollen hatten. Nach dieser Hetze trafen wir am 5. August wieder im Vaterhause ein.

* * *

Während ich ferne war, bemühte sich Devrient, Hand in Hand mit Frau Louise Schönfeld, meiner lieben Landsmännin, um unsere Interessen zu fördern. Viribus unitis trommelten sie alle Kollegen zusammen, die in der Nähe waren. Frau Schönfeld war die Zierde des Karlsruher Hoftheaters, geliebt und geachtet von den Allerhöchsten Herrschaften sowie von der ganzen Stadt, folglich auch tonangebend. Devrient, ein höchst geistvoller, gebildeter Künstler, dem wir nicht nur eine vortreffliche Geschichte des deutschen Theaters verdanken, sondern auch mehrere Dramen, wie z. B. „Treue Liebe" und „Verirrungen", die ich mit Vorliebe spielte und die jahrelang unserem Repertoire einverleibt waren.

So brachte man denn richtig zwei Vorstellungen zu stande. Die Mitglieder waren alle von der größten Bereitwilligkeit, die Rollen sehr gut besetzt, nur für den Komponisteur im „Klavier" war niemand aufzutreiben, weil der auch ein bißchen singen mußte! Da fügte es wieder einmal ein günstiger Zufall, daß der damals sehr junge Jauner um den Weg war, der kurz zuvor im Burgtheater seinen ersten theatralischen Versuch mit vielem Glück gemacht hatte; der wurde geworben und zog sich ganz vortrefflich aus der Affäre.

Devrient war eine feinere Natur als Laube, nicht so „resch", aber ebenso zäh und noch pedantischer im Probieren. Er studierte förmlich auf den Proben den Schauspielern ihre Rollen ein, und war es für uns auch ein bißchen langweilig, die oft gespielten Stücke immer zu wiederholen, so war doch der Liebe Müh nicht umsonst, denn er brachte ein gutes Ensemble zu stande.

So kam denn am 9. August der solenne Moment heran, wo Mutter, die adoriert war von ihrer Vaterstadt, nach zehnjähriger Abwesenheit wieder vor ihren Landsleuten erschien. Das Haus war wirklich zum Brechen voll. Von 5 Uhr an konnte kein Apfel mehr zur Erde fallen, die Erregung war unbeschreiblich und der Jubel über allen Ausdruck, als man ihrer ansichtig wurde. Die Bühne war so mit Kränzen überdeckt, daß wir faktisch keinen Schritt vorwärts machen konnten, bevor nicht abgeräumt war! Es war ein schöner, ein ganz unvergeßlicher Abend!

* * *

Den folgenden Abend wurde das vierblättrige Familienkleeblatt zum Tee bei unserer allergnädigsten Frau Großherzogin befohlen. Nun durfte auch Tony sein Licht leuchten lassen. Seine königliche Hoheit wünschte ihn zu hören. Schubert war zur Stelle und als alter Korrepetitor akkompagnierte ich, tant bien que mal.

Trotz seiner engen Ulanenuniform sang mein Bruder sehr schön und wiederum begriff man nicht, warum er nicht den Säbel mit der Leier vertauschen wollte. Eine praktische Engländerin, die anwesend war, bemerkte: „Dem Sänger flöge das Geld in die Tasche, dem Soldaten flöge es heraus." Allein dafür wäre es jetzt auf alle Fälle zu spät gewesen, denn er war ja schon nahe am Major.

Am 11. wurden noch „Geistige Liebe" und „Am Klavier" gegeben, aber dann hieß es, fort, in sausendem Galopp. Nach der Vorstellung ließ uns die edle Fürstin noch in ihre Loge zitieren, um uns persönlich Lebewohl zu sagen, und ich ahnte damals nicht, daß es für immer sein sollte.

* * *

Das Befinden des armen jungen Schönfeld wollte sich nicht bessern. Meine Hoffnung, ihn seinem Berufe wiedergegeben zu sehen, scheiterte nach kurzen Versuchen.

Da sich die Aussicht auf völlige Genesung nach und nach illusorisch erwies, so mußte er sich endlich entschließen, in Pension zu gehen.

Sein Gemüt verdüsterte sich à mesure als seine Leiden zunahmen, und wenn er auch einen vortrefflichen Stiefvater hatte, so fehlte doch bei dieser hartnäckigen Krankheit, die wohl nicht vollständig erkannt war — die weibliche Pflege. Der Fürst brachte den größten Teil des Jahres auf seinem Besitze und auf Jagden zu, sein Hausstand in der Stadt wurde aufgelöst — man kann sich daher denken, wie unbehaglich der Aufenthalt des armen Leidenden in Wien gewesen, und so kam es, daß ich endlich meine Vorurteile gegen eine Mißheirat überwand und den siebenjährigen Werbungen des jüngeren Mannes nachgab, mich in aller Stille, in Gegenwart meiner Eltern, mit ihm verlobte.

Im Juli hatten wir noch in Pest ein Gastspiel von zwölf Rollen zu absolvieren, dann in Graz, von wo aus wir zu Tony in die Garnison nach Fürstenfeld fuhren, um ihm meinen Entschluß mitzuteilen.

So geheim wir aber auch alles abmachten, so drang doch das Gerücht von meiner Verlobung in die Öffentlichkeit und so trat denn auch der Moment an mich heran, wo ich meiner Direktion offiziell meinen Rücktritt anzeigen mußte. Laube war wirklich trostlos, und als er trotz seines Zuredens begriff, daß mein Entschluß unwiderruflich feststehe, da rannen dem sonst so abgehärteten Manne zwei dicke Tränen über die gebräunten Wangen. Und meine gute Mutter konnte doch trotz ihrer Liebe zu Schönfeld, den Gedanken nicht verwinden, mich hergeben zu sollen. Der Reiz ihres Lebens war ihr genommen — denn als ich sie einmal frug, um was ihr mehr leid sei, um mich oder um mein Talent, da antwortete sie: „Um dein Talent".

Es war für mich auch nicht leicht, mich von ihr zu trennen, zumal sie im praktischen Leben oft hilflos war wie ein Kind, aber ich zählte auf Clemy und in gewissem Sinne auch auf Resi, ihre Dienerin, eine „schwarze Perle", wie La Roche sie immer nannte.

Übrigens viel Zeit ließ man mir nicht, über „Sein oder Nichtsein" nachzudenken, denn jetzt ging die wahre Robot erst an. Ich mußte in den letzten fünf Monaten nicht

nur jeden dritten Tag spielen, weil das Haus jedesmal ausverkauft war, sondern ich mußte auch bis zum letzten Moment noch neue Rollen lernen.

Man war wirklich unbarmherzig. Die Wohltätigkeit lief auch noch nebenher. Man wünschte noch einen Abend für das Institut der barmherzigen Schwestern, dem ich mich um keinen Preis entzogen hätte, und wählte dazu das kleine Stück „Am Klavier". Aber wiederum fehlte der junge Kompositeur, der seit Davisons Abgang nicht zu ersetzen war. Da fiel die Wahl auf unser jüngst engagiertes Mitglied, ein blasses, schlankes Männchen, das nicht ohne Glück debütierte, dem man aber doch etwas zaghaft die Rolle anvertraute. Ich lud es zu mir, wir nahmen das Stückchen miteinander durch, ich war frappiert von der großen Leichtigkeit seiner Auffassung, von dem geschickten Eingehen in jede Nuance und konnte Laube über den eventuellen Erfolg beruhigen. Dieses Männchen war — Adolf Sonnenthal — der nach Jahren der Stolz und, wie unser Monarch ihm selbst das Zeugnis gab, die Stütze unseres alten Burgtheaters geworden. Und dieser Mann hatte Charakter genug, auch seinem Glauben treu zu bleiben.

* * *

Eine zweite exotische Vorstellung arrangierte Saphir im Carl-Theater. Er dichtete eine Art Revue all meiner Lieblingsrollen, an welche sich eine hübsche Abschiedshuldigung anschloß, gesprochen von Ludwig Löwe, Julie Rettich und Mathilde Wildauer, die mit symbolischen Blumen an mich herantraten, was vom Publikum mit Akklamation entgegengenommen wurde.

Eine dritte Ausnahmsvorstellung wollte ich mir aber selbst nicht versagen, die war im Palais bei Czartoryski mit meinen fürstlichen Kollegen. Wir spielten „Buch III, Kapitel I" deutsch, und darauf »L'Héritière« französisch. In das Schlußcouplet flochten die Darsteller einige wehmütige Abschiedsstrophen, die mich tief ergriffen.

Mit dankbarem Herzen schied ich von dieser liebenswürdigen Truppe, deren Mitglieder mir alle, bis auf den Fürsten Georges, schon vorangegangen sind — wie lange werde ich sie noch überleben?

Endlich, last but not least, wurde auch noch bei Hof eine kleine Soiree arrangiert, wo ich die Szene „Vor dem Balle" spielen durfte und das Glück hatte unsere entzückend schöne Kaiserin in der Nähe zu sehen und — von ihr angesprochen zu werden. Abgesehen von ihrer herrlichen Erscheinung, welche den ganzen Damenkreis weit überragte, von der hoheitsvollen Grazie ihrer Haltung, hatte sie dazu noch ein Organ wie eine Silberglocke, dessen hellen Klang man sein ganzes Leben lang forttönen hört, und so kann ich mit Recht sagen: Tout vient à point pour ceux qui savent attendre, weil mir dieser Herzenswunsch auch noch in Erfüllung ging.

In diesem ewigen Treiben und Trubel kam endlich der entscheidende Moment heran.

Allgemein wurde „Dorf und Stadt" als Abschiedsvorstellung verlangt. Ich hatte nichts dagegen, nur widerstrebte mir der traurige, letzte Akt des Stückes. Da bat ich denn Lotte Birch, sie möge einen anderen Schluß komponieren. Sie tats mit ihrer merkwürdigen Schlagfertigkeit. Sie ließ uns enden nach der Szene beim Fürsten und die alte Bärbel mit dem Wadeleswirt ins Schloß stürmen. Er war recht heiter und effektvoll und durch die Abkürzung in vier Akte gewann ich Raum, um vorher in „Er will's nicht anders", eine charmante Causerie, nach dem „Chandelier" übersetzt, in meinem eigentlichen Fach mit meinem liebsten Partner Karl Fichtner zu erscheinen. Das Ganze ist

quasi ein Duett zwischen Mann und Frau. Wir waren so gut miteinander eingeschult durch 18 Jahre gemeinschaftlichen Zusammenwirkens, daß es uns gegenseitig Freude machte Hand in Hand zu gehen.

Fichtner war ja unnachahmlich in seiner vornehmen Grazie und Natürlichkeit. Und wie ein Unikum als Künstler, so war er es auch als Mensch. Sittlicher Ernst war der Grundzug seines Charakters. Nie erlaubte er sich einen unzeitigen Scherz, nie hat er seine Frau, selbst in ihrer Abwesenheit, auch nur durch einen Blick, einer anderen gegenüber, verletzt. Wie leicht, wie angenehm spielte es sich mit einer so feinen Natur. Eine Frage, wie die jüngst aufgeworfene, wegen des realistischen Kusses wäre in jener Zeit nie in Betracht gezogen worden, aber freilich waren auch unsere Lustspiele damals eine Schule des guten Tones.

Endlich ging auch die Sonne des 19. Dezember 1856 auf. Meine Aufregung war grenzenlos, ärger noch als damals in München. Als ich um 6 Uhr meine Garderobe betrat, war sie in einen Blumengarten verwandelt. Die Unsitte des Blumenwerfens auf die Bühne war noch nicht eingeführt in unseren ernsten Räumen, aber das ganze untergeordnete Personal, selbst die Mitglieder des Orchesters, drückte mir seine Teilnahme in sehr hübsch ausgestatteten Adressen aus. Ein jeder war bestrebt, mir noch eine Freude zu machen oder mir sein Bedauern über mein Scheiden auszudrücken.

Das Haus war zum Brechen voll, alle Logen dreifach besetzt — nun, das kennt man ja, wie es an solchen Tagen zugeht, wo eigentlich ein Familienfest zwischen der Bühne und dem Publikum begangen wird. Von dem Rechte des Hervorrufens wurde reichlich Gebrauch gemacht, jede Allusion hervorgehoben und zum Schluß, als ich Abschied nahm, weinten nicht nur Frauen sondern auch Männer, in erster Linie mein Bräutigam und sein Stiefbruder Rudy Liechtenstein, die nach jedem Akt hinter die Kulissen gelaufen kamen, denn an diesem Abend wurden alle Schranken niedergerissen.

Beim ersten Hervorruf trat ich an die Rampe und sagte:

„So erscheine ich denn zum letzten Male an dieser Stelle, die so lange meine Welt, vor einem Auditorium, dessen Wohlwollen mein einziges Ziel war.

Ich stehe hier, um Ihnen den Dank darzubringen, mit welchem ich Ihnen so tief verschuldet bin, von dem Augenblick an, als meine Mutter vor 17 Jahren die schüchterne Anfängerin Ihrer Teilnahme empfahl. Seit jener Zeit betrachtete ich mich als ein Kind dieses Hauses und wie das Kind im Elternauge beistimmende Zufriedenheit sucht, so lauschte ich auf Ihr Urteil, auf Ihre nachsichtige Anerkennung meines Talentes.

Sie haben mit nie ermüdender Geduld die rastlos Strebende geleitet, den Willen oft für die Tat genommen und wenn es mir gelang, dem Künstlerkreis, der mich umgibt, manchmal ebenbürtig zu erscheinen, so danke ich es Ihnen, so sind es die Früchte, welche unter der Sonne Ihres Wohlwollens gereift. Das ehrende Bewußtsein, Ihnen gewesen zu sein, was Ihre Liebe mich glauben läßt, bleibt der Stolz meines ganzen künftigen Lebens und so verlasse ich Sie nun mit dem Gefühle eines Kindes, welches aus dem geliebten Elternhause zieht; und wie vor 17 Jahren meine Mutter für mich gebeten, so bitte ich heute scheidend für *sie*, daß ihr Ihre Gunst erhalten bleibe.

Und nun erlauben Sie mir die Hoffnung mitzunehmen, welche mich allein über das Schmerzliche dieser Abschiedsstunde erheben kann, daß Sie dem Andenken der Scheidenden in diesen mir unvergeßlichen Räumen ein freundliches Gedächtnis nicht versagen werden."

Bei dem Passus, wo ich meine Mutter dem ferneren Wohlwollen empfahl, da war ein solches Wüten, daß den Hausgesetzen zum Trotz die alte Bärbel auch erscheinen mußte und Hand in Hand mit ihr verabschiedete ich mich von meinen geliebten Wienern und von dem geliebten alten Hause, meiner zweiten Heimat.

* * *

Als sich die Zuschauer endlich beruhigt und entfernt hatten, erhob sich mit einem Male die Kurtine des Hintergrundes der Bühne, wo alle meine Kollegen und Kolleginnen in Festkleidern versammelt waren. Anschütz, als Ältester, trat an mich heran und übergab mir mit herzerschütternden Worten unverdienter Anerkennung das Ehrengeschenk der Mitglieder: die bekannte Vase nach Kriehubers wohlgetroffener Lithographie, wozu Halm die Widmungsverse dichtete, welche auf der rückwärtigen Seite verzeichnet sind. Sie lauten:

„Belohnend längst, dein edles, treues Streben,
Hat ihren Lorbeer dir die Kunst gewährt.
Nun bringt der Liebe Rosen dir das Leben!
O möchten sie von keinem Sturm versehrt,
Wie jener ewig frisch dein Haupt umweben.
Sei reich an Glück, wie reich Verdienst dich ehrt.
Wir werden minder schmerzlich dich vermissen,
Wenn wir dich froh, wenn wir dich glücklich wissen!“

So war nun dieser schöne Traum ausgeträumt. Der Vorhang war zum letzten Male und auch für immer für mich gefallen. Nichts hätte mich vermocht nach diesem feierlichen Abschied je wieder die Bretter zu betreten. Ich blieb meiner Devise treu:

„Du mußt der Kunst dich ganz, nicht halb ergeben,
Sonst taugt nicht deine Kunst und nicht dein Leben!“

Vollendet den 21. März 1895.

Am Fenster.

Von Hermann Heyermanns.

Aus dem holländischen Manuskript für die „Österreichische Rundschau“
übersetzt von Regina Ruben.

„Eine junge Liebe,“ sprach Edi, ein Verliebter, und seine Stimme erklang wie ein Lächeln, „eine wahre, junge Liebe findet im Schweigen ihr Glück. Ein kurzer, inniger Blick, ohne Worte, ohne Gebärde, ohne daß man sich sagt, wie innig, wie treu und ewig treu man sich liebt, ein verirrtes, zögerndes Tasten mit den Augen ist eine Seligkeit. Ja, dabei zieht ihr alten verlebten Menschenkinder wohl spöttische Gesichter, dabei stoßt ihr euch wohl an und ich merke das auch ganz gut und ich springe deshalb eine Tirade zurück. Nur die erste Torheit wiederhole ich: eine junge Liebe findet im Schweigen ihr Glück — seid doch 'mal eben etwas still, ihr Verheirateten! — findet im Schweigen ihr Glück, sage ich, genau so, wie das auch bei alten Menschen bestellt ist. Ist das noch nicht deutlich genug? Wenn man jung und verliebt ist, spricht man wenig — wenn

unser zahnloser Mund das abgeschlossene Zimmerleben bemummelt, wenn man alt an Jahren und weiß an Haaren spazieren geht und ißt und trinkt und herumsitzt, dann fühlt man sich auch wieder wohl beim Schweigen. Alte Menschen — um mich 'mal vollständig aus der Sache zu lassen — verstehen das prächtig. Die haben ausgerast, die sind zahm, die kennen ihre gegenseitigen Gebrechen, sie haben sie sogar voneinander übernommen. Junge Verliebte sind wie die Turteltauben, verheiratete Leute — excusez du peu, mes amis! — verleben viele saure Jahre, sind mißgünstig, spielen Komödie, zerhacken ihr Eheschifflein zu einem rissigen, immer wieder zusammengeflickten Wrack — laßt mich doch, bitte, aussprechen, meine Lieben, ihr seid ja lauter Ausnahmen von der Regel! — alte verheiratete Leute, Verheiratete mit grauem und silberweißem Haar, befreit vom Ballast, von der Leidenschaft und allen bösen Meinungsverschiedenheiten, scheinen sehr oft in abgeklärter, großer und ruhiger Zuneigung dem Tod entgegen zu träumen."

Einen Augenblick fuhren seine Finger durch seinen Bart.

„Das Mittelstück der Ehen scheinst du absichtlich auszuschließen," bemerkten wir trocken.

„Wenn es geht, ja," sprach er, „das Unglück ist, daß wir alles gleichzeitig möchten, wir Nachteulen, die wir sind, die niemand glauben. Doch ich habe keinen Grund zu klagen. Meine Ideale liegen gut wattiert. Ich fühle mich ja schon durch einen Blick, durch ein Anschauen beglückt. Mein Onkel — so, nun bin ich, wo ich sein wollte, bin bei der Geschichte, die ich euch erzählen möchte — mein Onkel war ein liebes, altes Männchen, meine Tante ein gebeugtes, grauhaariges Frauchen. Habt ihr auch etwas Geduld? Es ist eine kleine, etwas seltsame Geschichte, die ihr Leuten, die gerade einen schweren Kummer gehabt haben, lieber nicht nacherzählen müßt. Ich war ein Knabe von zwölf Jahren, ein verträumter Knabe, der gern zu Hause hockte und las und für sich herumwirtschaftete. Mein Vater und meine Mutter waren sehr früh gestorben. Onkel Bernard hatte mich zu sich ins Haus genommen — ich denke noch mit schwerem Herzen daran, der gute Kerl hatte selbst kaum sein Auskommen. Seine Frau, ein flinkes, braves Weib, tat alles selbst, sie putzte, scheuerte, wusch und bohnte. Wenn ich meine Strümpfe zu sehr zerrissen hatte, knurrte sie über die Löcher, die in den Socken klafften, und abends bei der Lampe, wenn sie die Löcher mit dickem Wollgarn stopfte, guckte sie mich wohl manchmal unwirsch über ihre Brillengläser an. Tante Marretje nahm dann meine Partei. Die rief dann mit ihrer harten, schrillen Stimme — sie war nämlich taub: ‚Ein Junge ist ein Junge, Ninette!' Ninette hieß meine löcherstopfende Tante. Ja, sie hieß Ninette. Ein wirklich lieber Name, der mit ihren borstigen Augenbrauen, ihren scharfen Zügen, ihrer knochigen Stirn und ihrer Mannesnase sehr im Widerspruch stand. ‚Bekümmere du dich nicht darum, Marretje,' schrie dann Tante Ninette unter der Lampe weg. Und Tante Marretje rieb dann, an Ninettens Grobheit gewöhnt, unruhig ihren Rücken im Lehnstuhl. Onkel Edi — ich bin nach ihm benannt — gab dann auch seinen Senf dazu: ‚Was schimpfste nun schon wieder,' sagte er, wobei er seine zahnlosen Kiefer ruckweise bewegte und mit seinen trüben, beinah' blinden Augen Tante Ninette suchte, ‚hast du deine Strümpfe nicht zerrissen, als du jung warst?' ‚Nein,' sagte die Stopferin dann steif und die Stopfnadel fuhr durch die Wollfäden, als ob sie skalpierte. ‚Nein, so gottsjämmerlich versteht er das nur!' Ich hielt meinen Mund. Ich wäre ja gern, um Tante Arbeit zu ersparen, auf den

Händen gelaufen und mit den Füßen in der Luft. Nach solch kleinem Zwischenfall lag dann das Gespräch wieder eine Viertelstunde oder auch noch länger still, bis Onkel Bernard von seinem Kontor kam und mit seinem schnellen, fröhlichen Wesen etwas von dem Leben da draußen vermuten ließ. Ihr begreift wohl ohne weiteren Kommentar, daß wir zusammen wohnten, die beiden Tanten, die beiden Onkel und ich, der kleine Neffe. Onkel Bernard und Onkel Edi hatten gemeinsame Sache gemacht, um besser durchkommen zu können. Ein Feuer, ein Licht, eine Miete, ein Kochtopf; es war höchst notwendig gewesen, dieses Sparen — Onkel Bernard verdiente nur 15 Gulden die Woche, Onkel Edi hatte ungefähr 6 Gulden Pension. Die 6 Gulden aßen die beiden Alten lange nicht auf. Tante Marretje lebte fast nur von Kaffee, Kaffee mit recht vielem Satz — Onkel Edi konnte nur noch das Weiche aus seinem Butterbrote kauen — die Krusten aß ich. Aber wenn sie auch nicht 2 Gulden von den sechsen, die sie Tante Ninette zukommen ließen, verzehrten, und obschon es ein netter Beitrag zum Haushalt war, so hatte es doch wahrhaftig den Anschein, als ob der Fünfzehnguldenonkel ihnen noch etwas zu gute täte. Wenigstens Tante Ninette faßte es so auf. Die saß vergraben in ihr Geknurre über die drei Familienmitglieder, die sie unterhielt. Und die beiden Alten, die froh über das warme Heim waren, akzeptierten alles voll Dankbarkeit. So königlich fein hätten sie es ja nirgends für 6 Gulden haben können.

Tante Marretje hockte den ganzen Tag in ihrem Lehnstuhl am linken Fenster. Onkel Edi bekaute seine nikotinschwarze Pfeife am rechten Fenster. Spazieren gingen sie gar nicht mehr. Wenn ich morgens mit meinem Bücherränzelchen die Treppe hinunterstürmte, waren ihre Stühle noch leer, dann strampelte Onkel Edi, der zuerst aufstand, im Alkoven herum und war damit beschäftigt, seine Wangen mit einem nassen Handtuchzipfel zu betupfen. Um 10 Uhr, nach dem Frühstück, nahmen sie ihren Platz ein. Er stopfte sich dann seine Pfeife, nahm ein Prieschen und lehnte sich behaglich hintenüber — sie rieb ihre Brillengläser ab, las ihm die Zeitung vor, das Morgenblatt, Neuigkeit auf Neuigkeit, Politik und vermischte Nachrichten, Ankündigung auf Ankündigung. Wenn ich um 12 Uhr, hungrig, Leben in das Zimmer brachte, las sie noch immer, langsam, bedächtig, gleichmäßig, klanglos vor, weil sie mit ihren tauben Ohren ihre eigene Stimme nicht verstand. Während ich dann auf meine drei dicken Butterbrote dort wartete — anderes bekam ich nichts — steckte ich mir die Finger in die Ohren, um die grau hindröhnende, ausdruckslose Stimme nicht zu hören, während ich meine Aufgaben repetierte. Er, Onkel Edi, der tastend im Zimmer umherging — ‚es ist mir gerade, als ob ich Seewasser vor meinen Augen habe,' sagte er manchmal, erstaunt lächelnd — nickte zu all den Neuigkeiten und Ankündigungen und Namen, die Tante ihm vorlas, mit seinem silberweißen, lockigverworrenen Köpfchen und lachte breit zu den altbekannten Sachen und mummelte sie mit dem losen, zahnlosen Kiefer nach. Manchmal auch wollte er noch genauer darüber Bescheid wissen, manchmal hatte er auch die Namen nicht gut verstanden, dann setzte er die welken, knochigen Hände mit den schmalen Fingerspitzen an den Mund und informierte sich laut krächzend und hüstelnd, bis sie begriff, was er wollte. Nach dem Kaffeetrinken hielten sie nebeneinander in den Stühlen ein Schläfchen. Tante Ninette knurrte sie, wenn sie mit ihrem Hausstand fertig war, wach. Man konnte ihr das wirklich nicht einmal übel nehmen, denn die beiden Alten schnarchten gemeinschaftlich so, daß die Tüllgardinchen davon in Bewegung gerieten und die Katze sich in die Küche

verkroch. Wenn sie sich dann so ausgeruht hatten, blieben sie friedlich nebeneinander sitzen und blickten nach draußen, in das winzige Gäßchen mit seinem Krämerladen und der Waschfrau und dem Grünkeller darin. Bei Tisch sprachen sie fast kein Wort. Er rauchte, schnupfte und mummelte mit den Kinnbäckchen auf dem durchgekauten Pfeifenmundstück; sie saß unbeweglich, mit verschwommenen Augen hinter den stahlglänzenden Brillengläsern; die dickäderigen, knöchernen Hände kraftlos in den Schoß gelegt, schien sie mit sanftem Grübeln die Gardinen, Fensterbänke und Häusermauern an der Straßenseite gegenüber zu besprechen. Wenn ich dann, selbst ein träumerischer Knabe, neben ihr saß und die Abenteuer von Cooper, Aimard oder Jules Verne verschlang, brauchte ich mir nicht wieder mit meinen Fingern die Ohren zu verkorken — Onkel Edi schmackte auf seiner Pfeife — Tante Marretje holte so regelmäßig Atem, als ob sie schliefe. Ein paarmal passierte es mir, daß das Buch, das ich bis zur letzten Blattseite durchschnüffelt hatte, vor mir liegen blieb und ich mit dem in den Händen ruhenden Kopf die schweigenden Alten tief verwundert anstarrte. Wie seltsam doch, dachte ich dann, über die säuselnde Zimmerstille grübelnd, wie seltsam doch — wie beängstigend — was haben sie nun davon, so nebeneinander hinzuträumen — der eine taub — der andere halb blind — welch ein Vergnügen nun, so den Mund zu halten — und nur einander anzugaffen. Und wenn ich dann um 9 Uhr zu Bett geschickt wurde, zu Bette gedroht durch Tante Ninettes steuernde Mannesaugen — wenn ich der ekken Tante Marretje einen Kuß auf ihr dürr-welkes Gesichtchen gegeben hatte und meine warme Hand in die kühle Knochenhand Onkel Edis gelegt hatte und dann im Dunkeln im andern Alkoven unter der warmen Decke auf das Stimmengesumme und die einzelnen Geräusche von der Straße her lauschte, dann erschien mir das Leben zum Heulen langweilig und die tändelige Zufriedenheit der beiden alten Menschen beunruhigte mich ... Als dumm-verträumtes Kind hatte ich damals keine blasse Ahnung von der Reinheit solch eines abgeklärten Daseins, von der göttlichen Innigkeit solch einer Ehe an der Grenze von Leben und Tod. Wenn ich sie jetzt so in meiner Einbildung da noch sitzen sehe, die grauweißen Köpfchen an den Fenstern — nebeneinander — nichts fragend — nichts sagend — unbeweglich — das kleinliche tägliche Getue der Menschen und Dinge beobachtend — freundlich — gebärdenlos in das gleichmäßige Nichts versunken — dann überkommt mich ein seltsames Glücksbewußtsein, ein Glücksbewußtsein, das bei uns selbst immer zu spät empfunden wird. Laßt mich weiter erzählen. Auf das andere werdet ihr nicht neugierig sein.

Ganz plötzlich, mitten im Winter, starb Tante Marretje. Morgens hatte sie noch am Fenster ihren Kaffee getrunken — abends war sie tot. An Onkel Bernards Hand, der in den Tagen zu Hause geblieben war, durfte ich sie am folgenden Mittag 'mal eben sehen. Sie war gar nicht verändert. Sie lag mit demselben starr-ruhigen Gesichtchen auf dem weißen Laken. Ihr graues Silberhaar, das Tante Ninette hübsch gekämmt hatte, lag gescheitelt unter der Mütze.

‚Schläft sie nun immer so weiter?' fragte ich ängstlich.

‚Ja,' sagte Onkel Bernard, ‚sie ist eine gute Frau gewesen, eine sehr gute Frau — das merke dir für später.'

Mehr sagte er nicht — mehr fragte ich nicht — war froh, als er mich wieder fortzog.

Im Vorderzimmer saß Onkel Edi vor den heruntergelassenen Gardinen, etwas gebückter, ohne Pfeife im Mund. Niemand las die Zeitung, niemand sprach. Onkel Bernard und

Tante Ninette gingen flüsternd hin und her, von vorne nach hinten, und ich hockte kalt und ängstlich am Ofen. Zwei Tage lang schwieg Onkel Edi. Manchmal erhob er sich mühsam aus seinem Stuhl, ging auf den Strümpfen an den Alkoven und starrte mit trüben Augen in die Dunkelheit. Dann wankte er unsicher mit fest zugepreßten Lippen in den Hautfalten seines Gesichtes zurück und ließ sich krachend auf seinem alten Platz nieder. Sein Schweigen war so aufregend, so peinlich störend, daß Tante Ninette und Onkel Bernard ihn abwechselnd zu trösten versuchten.

‚Komm, komm doch, Edi,' sprach Tante rauh-gütig. ‚Sitze da nun nicht wie ein Salzsack, Edi. Hörst du mich nicht, Edi, verstehst du mich nicht? Du mußt jetzt an dich selbst denken, Edi! Willst du nicht ein Täßchen Kaffee trinken?'

Er antwortete nicht, nickte nur wie abwesend.

Onkel Bernard versuchte es auf seine Weise, ihn aufzumuntern, indem er ihm eine lange Zigarre zuschob — das greise Männchen sprach kein Wort, weinte nicht und klagte nicht.

Dann kam das Begräbnis. Morgens um 10 Uhr strampelten sie die enge Treppe herunter und einen Augenblick später wurde uns Bescheid gesagt, daß wir einsteigen möchten. Mit den beiden Onkeln zusammen saß ich in der einen Trauerkutsche. Es hatte geschneit. Die Kutsche glitt so sanft wie ein Schlitten dahin. Am Kirchhof standen die Pferde öfter still, weil die Räder einsanken. Zu dreien folgten wir dem Sarge. Zu dreien warfen wir je eine Schaufel Schnee und Erde in die Tiefe. Nur Onkel Bernard weinte. Onkel Edi und ich schritten gerade wieder so in die Kutsche — er konnte nicht weinen — und ich, von töricht-ängstlichen Träumen bewegt, noch weniger. Schneller noch fuhren wir zurück. Tante Ninette hatte bestrichene Korinthenbrötchen und Schnittchen Brot mit Wurst aufgestapelt. Erst mußte ich mein Sonntagszeug ausziehen. Tante Ninette zog die Rouleaux hoch und schnitt Onkel Edi die Krusten vom Butterbrot. Früher hatte das Tante Marretje getan, früher hatte sie mit am Tisch gesessen. Sonst war nichts verändert, gar nichts. Wir aßen tüchtig. Auf dem Kirchhof und in der Kutsche war uns kalt geworden. Onkel Bernard aß wie ein Wolf — Onkel Edi knabberte unsicher seine mit Wurst belegten Streifen weiches Brot — gerade wie er es vor drei Tagen auch getan hatte. Aber er sprach kein Wort. Wenn Onkel Bernard und Tante Ninette auf ihn einsprachen, nickte er ganz ruhig — mitsprechen tat er nicht.

Nach dem Essen ging Onkel Bernard aus. Tante räumte das Zimmer auf und klärte dann das Geschirr in der Küche. Ich saß am Ofen, begann in einem Buche zu lesen und blickte manchmal nach Onkel Edi, der sich mit gewohnten Bewegungen seine Pfeife stopfte, das Schwefelholz anzündete und kleine Rauchwölkchen durch seine Lippen blies. Und dann, als er sich in seiner altgewohnten Haltung hintenüberlehnte, um sein Schläfchen zu halten, las ich in einem Satz fort.

Aber auf einmal sank mir das Buch aus den Händen, und ich wurde kalt vor Schreck.

Onkel Edi sprach. Die Pfeife in seiner Hand ruhte auf seinem Knie, den Kopf hielt er etwas vorgebeugt, die Worte langsam kauend, schrie er nach dem leeren Stuhl zu:

‚. . . . Bist du wach, Marretje? Das ist heute morgen ein widerliches Schneewetter gewesen . . . .'

‚Sagst du etwas, Onkel?' fragte ich zitternd vor Angst.

‚Ich sagte, daß wir seit langer Zeit nicht solch ein Schneewetter gehabt hätten,' sprach er, dem anderen Fenster zunickend.

‚Tante ist ja nicht da, Onkel,‘ sagte ich, indem ich aufstand.

Mit seinen trüben Augen blickte er mich an, sein Silberköpfchen blinkte noch heller durch das den Schnee bestrahlende Sonnenlicht draußen und senkte sich nachdenklich — die Pfeife fuhr bebend nach seinem geschlossenen Munde, er stützte sich auf die Kissen des Lehnstuhls und schwieg. Ich erzählte das Onkel und Tante, die es mir nicht glaubten. Er war doch immer so klaren Geistes gewesen, immer so flink bei der Hand. Abends, bei der Stille im Zimmer — Tante wusch das Geschirr ab — Onkel las die Zeitung — ich holte meine Schularbeiten nach, bewegte Onkel Edi sich plötzlich unruhig in seinem Lehnstuhl. Die Hände wie ein Rohr um den Mund gelegt, sprach er laut nach der Seite des leeren Stuhles hin.

‚Zieht es bei dir auch so, sag?‘

Die Zeitung in Onkel Bernards Hand sank raschelnd herab, Tante wurde totenbleich.

‚Mit wem redest du?‘ — fragte Onkel Bernard mit rauh hervorgestoßener Stimme.

‚Mit wem?‘ — stotterte das alte Männchen verwirrten Tones, ‚mit wem — mit wem . . . .‘

Mehr sagte er nicht. Blöde strich er ein Schwefelholz an und sog aus der dampfenden Pfeife.

‚Das ist ja, um einem einen Krampf auf den Leib zu jagen,‘ grollte Tante Ninette mit blassen, zitternden Lippen.

Die Zimmerstille umspann uns aufs neue, Onkel las, Tante nähte, ich schrieb. Ich glaube nicht, daß einem von uns damals dabei wohl zu Mute war. Um 9 Uhr stand ich auf und gab ihm furchtsam die Hand. Einen Augenblick hielt er sie fest und fragte etwas erstaunt: ‚Gibst du denn Tante Marretje heute abend keinen Kuß?‘

‚Die ist doch nicht da,‘ sagte ich, indem ich weinend meine Hand losriß.

‚Wie seltsam benimmst du dich, Edi,‘ sprach da Onkel Bernard, der blaß aussah beim Lampenlicht, ‚Marretje ist doch tot. Das weißt du doch!‘

‚Ja — ja — ja, gewiß,‘ sprach er seltsam lächelnd, ‚das macht so die Gewohnheit, die Gewohnheit . . .‘

In den ersten Tagen nach dem Begräbnis glaubten wir, daß er irre geworden wäre. Immer während seines Alleinseins und auch wenn wir dabei waren, sprach er mit dem Stuhl, so daß wir dabei zusammenfuhren. Dann sprach er verlegen, gleichgültig: ‚Ja, ich muß mich erst noch daran gewöhnen — ich werde mich auch wohl daran gewöhnen . . .‘ Und wir erschraken auch bald nicht mehr. Auch nachts nicht, wenn er laut aussprach. Nach Monaten tat er es noch, nickte nach der Seite des Stuhles hin, bewegte sich nach der Seite des Stuhles hin, indem er plötzlich laut nach dem Stuhle hin etwas sprach. Sein Verstand war dabei hell und klar. Wenn er bei Tisch saß, sprach er nie etwas Seltsames, nie, nie. Aber am Fenster vergaß er sich immer, da sprach er mit ihr, da fragte er, ob sie auch keine kalten Füße hätte, ob sie höre, wie der Wind rausche, wie der Regen klatsche . . . Ich war bange und erschrocken darüber und wagte gar nicht mehr, mit ihm allein zu sein . . . Das ist meine ganze Erzählung. Ein Jahr später starb er. Wenn ich euch mit meiner Erzählung gelangweilt habe, müßt ihr es entschuldigen, müßt ihr bedenken, daß es auf mich, als Kind, einen tiefen Eindruck gemacht hat."

Er zündete sich eine Zigarre an und schwieg.

Wildes „Intentionen".

Von Gustav Schwarzkopf.

Die „Intentions" von Wilde liegen in einer neuen Übersetzung vor.* In einem Vorwort, das der Übersetzer Artur Roeßler dem Buch mit auf den Weg gegeben, ist zu lesen: „Der gegen Wilde erhobene Vorwurf, seine Arbeiten wären nur Aneinanderreihungen von Paradoxen, ist nicht unberechtigt. — Wilde stieß ohne Zaudern die ursprüngliche Anlage einer Arbeit um, nur damit er einige ihm inzwischen eingefallene Paradoxa unterbringen konnte. — Er begehrte auch die Anerkennung weniger als die Verblüffung. — Nicht durch Wahrhaftigkeit wollte er siegen, wahr sein, im moralischen Sinne, galt ihm gleichbedeutend mit geschmacklos sein. — Wilde erklärt als Vivian: ‚Ich bin bereit, alles zu beweisen.' — Er beweist auch tatsächlich alles — er selbst glaubte freilich nicht an das Bewiesene und nicht an den Beweis. — Es ist ein entzückender Genuß, wahrzunehmen, wie Wilde — in faszinierender Form — Entgegengesetztes beweist." Mit diesen Sätzen ist die Art des Künstlers Wilde ausreichend charakterisiert und sie enthalten auch zugleich die beste kritische Würdigung des vorliegenden Buches. Man könnte das umständlicher oder unverständlicher, in kostbaren Worten, aber man kann nicht mehr, nichts Besseres sagen. Ja, es ist ein Vergnügen, diese Seifenblasen entstehen und zerplatzen zu sehen. (Ich weiß, daß dieser Vergleich schon degradiert und nicht mehr recht hoffähig ist, aber er paßt.) Ja, es ist ein Vergnügen, diesem souveränen Eskamoteur zuzusehen, für den es keine Schwierigkeiten gibt, der vor unseren Augen Krähen in weiße Tauben verwandelt. Es ist ein Vergnügen, diesen außerordentlichen Jongleur anzustaunen der Begriffe, Meinungen, Grundsätze, Urteile so geschickt durcheinander wirft, daß er ihnen jede beliebige Deutung geben kann. Und wenn er graziös auf dem Kopf steht oder das große Rad schlägt, dann ist es zum Entzücken gar. Aber es ist ein Vergnügen, dem man sich nicht lange hingeben kann. Bald stellt sich Ermattung, Überdruß ein. Man braucht Erholung: man ist noch immer geneigt, die Geschicklichkeit zu bewundern, aber man kann nicht länger hinsehen. Nach einigen Tagen oder Wochen ist man wieder aufnahmsfähig und dann wirkt der Zauber wieder.

Und doch, wenn „der Künstler Wilde in Deutschland nun wieder aufersteht" — vielleicht wäre es nicht unbedingt notwendig, sogar seine modernen Dramen zu übersetzen und aufzuführen, die wirklich nur minderwertige Nachahmungen des Theaters von Sardou und Dumas sind — so dankt der Künstler dies nicht allein oder nicht in erster Linie seinem glänzenden Geist, seiner faszinierenden Wortkunst, seinem erstaunlichen Wissen, sondern der Barbarei der „prüde verlogenen Gentryleute", die ihm zu einer Märtyrerkrone verholfen haben. Und zu der zweifelhaften Ehre, Unheil anzurichten in unreifen Köpfen und von Hinz und Kunz nachgeahmt zu werden. Wie viel Unnatur und Verlogenheit, wie viel Affektation und Snobismus ist durch Wilde in die Welt gekommen! Er hat es ausgesprochen, daß das Leben die Schülerin der Kunst ist, „daß das Leben die Kunst weit mehr nachahmt als die Kunst das Leben", daß die Menschen immer so lebten und empfanden, wie es ihnen Shakespeare, Goethe, Musset, Balzac, Dostojewskij u. s. w. vorgeschrieben haben. Er glaubte wahrscheinlich, wieder nur geistreich paradox zu sein, und er mußte das Seinige dazu beitragen, um diese von ihm zufällig gefundene

* Übersetzt von Ida und Artur Roeßler. Leipzig, Friedrich Rothbart.

geistreiche Wahrheit wieder einmal zu beweisen. Denn jetzt leben die jungen Herren unfrei nach Wilde. So weit die vorhandenen Mittel eben reichen. Man wird bald sagen, daß Oskar Wilde ein Massenartikel geworden ist. Schon die Achtzehnjährigen etablieren sich als Renaissancemenschen und sind eifrig bestrebt, sich in Schönheit auszuleben.

Freilich, die Brokate, Samte, Spitzen, Gobelins, die seltenen Musikinstrumente, mit denen er sich umgab, die Edelsteine, die er durch die Finger gleiten ließ, sind nicht so leicht zu beschaffen, darauf muß man entweder ganz verzichten oder mit den Surrogaten arbeiten, die beim Trödler zu finden sind, aber den übrigen Anforderungen, die der Beruf des Renaissancemenschen stellt, ist wirklich nicht schwer zu entsprechen. Wilde sagt, daß nur „die Dummköpfe und die Doktrinäre Grundsätze haben". Also weg mit den Grundsätzen. Verursacht wirklich keine Kosten. Wilde sagt: „Wir wollen uns von Vorkommnissen, die sich in den untern Volksschichten abspielen, nicht belästigen und anekeln lassen." Auch nicht schwer zu befolgen. Wilde predigt: „Unsere Pflicht ist es, die Kunst der Lüge wieder zu beleben" — er findet die Wahrheit abgeschmackt und langweilig und so hört man auch schon gelehrige junge Damen gehorsam zirpen: „Wahr? Was ist wahr? Liegt Ihnen wirklich daran, daß etwas wahr ist?" Das Lügen ist zur Ehrensache, zum künstlerischen Glaubensbekenntnis geworden; wer sich respektiert oder sich zur geistigen Elite zählen will, muß von dem Verdacht rein sein, daß er zur Wahrheit in unerlaubten Beziehungen stehe. Wilde meint, daß das Mitleid eine Menge von Übeln verursacht — also fort mit dem Mitleid, man trägt es nicht mehr — er findet, daß „die bloße Existenz des Gewissens ein Zeichen unserer mangelhaften Entwicklung ist". Wer will wohl als mangelhaft entwickelt gelten? Fort mit dem Gewissen, man läßt es rasieren wie den Schnurrbart.

Wilde hat das Wort von der „schöpferischen Kritik" gemünzt, von der Kritik, die eine „schaffende Kunst" ist und höher steht als das zu beurteilende Werk. Wie er es eigentlich meint, kann man es allenfalls gelten lassen. Er meint die schriftstellerische Arbeit, die von einem Kunstwerk nur die Anregung empfangen hat, die ganz selbständig ihr eigenes Dasein zu führen berechtigt ist. Ein einziger, gar nicht besonders kluger Satz in einem ganz dummen Stück kann die Anregung zu einer höchst wertvollen Arbeit geben. Nur paßt dann für dieses nun selbständige Werk eben nicht mehr die Bezeichnung Kritik. Das ist ein Wortstreit. Aber das Schlagwort war so bequem, so geeignet, absichtlich mißverstanden zu werden, und aus allen Erdlöchern krochen sie hervor, die „schaffenden" jungen Kritiker, denen das Kunstwerk nichts gilt und die eigene werte Person alles, und jetzt kritisiert jeder von ihnen „an einem Ding nur das, was er zu sehen wünscht".

Wilde war so großmütig, bekanntzugeben, was ein Kritiker nicht sein soll. Ein Kritiker soll nicht unparteiisch, nicht gerecht, nicht aufrichtig und nicht vernünftig sein. Das wirkte nun wirklich wie eine Erlösung, denn das muß zugegeben werden, es kostet Überwindung, es ist wirklich oft schwer, gerecht und unparteiisch zu sein. Wenn es aber ein Beweis von Eigenart und Vornehmheit ist, es nicht zu sein, um so besser. Wilde dekretierte: „Natürlich sein, heißt klar sein, und klar sein, heißt unkünstlerisch sein", und eine Armee von dichtenden Jünglingen sank bewundernd zu seinen Füßen und schwur ihm ewige Treue. Wenn man nichts braucht als eine Portion Unklarheit, um die reinsten und höchsten künstlerischen Wirkungen zu erzielen, dann konnte es keinem mißglücken. Die ungeheure Überschätzung der Kunst und der Form, sie wird Wilde nachgebetet, und

der Ich-Kultus, die absolute Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht dem eigenen Leben dient, ist auch Wildes Gebot. Er gibt das Rezept, sich, wie die Götter, nur der eigenen Vollkommenheit zu widmen und mit ruhigen Augen der Tragikomödie der Welt zuzusehen; er erklärt, daß schon der Versuch, sich nützlich zu machen, das sicherste Mittel sei, nichts über das eigene Leben zu erfahren. Auch das Lob des Sachunverständigen, es wurde von Wilde gesungen. Er verkündet: „Eben, weil einer ein Ding nicht machen kann, vermag er es richtig zu beurteilen." Es ist nur selbstverständlich, daß auch dieser Glaubenssatz zahlreiche Bekenner fand.

Ob Wilde es als Genugtuung empfinden würde, daß seine Saat so herrlich aufgegangen ist? Wahrscheinlich. Denn dieser geistvolle Mann, dieser glänzende Künstler war unwahrscheinlich eitel. Aber er war auch stolz und hochmütig, und die Qualität seines Gefolges würde ihm nicht immer behagen. Es ist also auch wahrscheinlich, daß er sich über seine allzu gelehrigen Schüler lustig machen würde, schon deshalb, weil sie ihn ernst nehmen. Daß er sie mit dem Satz abfertigen würde, mit dem er den Richter, vor dem er sich zu verantworten hatte, verblüffte: „Ich halte das, was ich schreibe, selten für wahr."

Und als der Richter ihn fassungslos anstarrte, nahm Wilde seine Kraft zu einer letzten großen Pose zusammen und fügte hinzu:

„Ich hätte auch sagen können: Nie."

Das Mondlicht.

Das Mondlicht schlug die blassen Lider auf:
„Ich grüß' euch, die ihr das seid, was ich bin,
Euch Silberweiden an des Baches Lauf,
Im Frauenhaar den ersten Silberstreifen,
Ihn grüß' ich und den weißen Silberreifen
Im blonden Haare einer Königin,
Die Birken, die sich eng und immer enger
Anschmiegen an der Tannen schwarzen Wall,
Und dich, mein kleiner, graubeschwingter Sänger,
Meine Nachtigall."

Hedda Sauer.

Chronik.

Erzählende Literatur.

Der konstruktive Gedanke der epischen Kunst, menschliche Bildungen, die Entwicklung von Einzelschicksalen in der Steigerung eines Lebens vom jugendlichen Anfang bis zur Höhe schicksalsvoller Entscheidungen zu zeigen, liegt naturgemäß dem Hauptmotiv erzählender Werke zu grunde, die nicht im Singulären, sondern in der Durchdringung des Typischen, nicht in der ästhetischen Vereinzelung und Ablösung des Individuums oder des bildnerisch interessanten Vorganges, in der Bezwingung reichen Details, sondern in der größeren Einordnung eines Geschickes in die allgemeinen Zusammenhänge nationaler, wirtschaftlicher Kulturgemeinschaft, in den umfassenderen Kreis des ganzen Lebens die Aufgabe des erzählenden Dichters sehen. Unsere größten deutschen Romane, vom „Wilhelm Meister" über „Maler Nolten" zum „Grünen Heinrich", aber auch die mächtigsten Schöpfungen der stammverwandten nordischen Literatur, etwa Jakobsens „Niels Lyhne", Garborgs epische Idyllen sind Bildungsromane in dem Sinne der Darstellung einer sich bildenden, das heißt, aus dem vegetativen und unbewußten Jugendwerden stetig zu willkürlichem, sittlich-besonderem, geistig durchgearbeitetem Menschentum aufsteigenden Persönlichkeit, deren Schicksale durch ihre innere Fülle, durch ihre dichterische Beseelung und Durchklärung das Leben der Gesamtheit, die Entwicklung der Zeit aufhellen. Etwas kräftig Bejahendes, eine zuversichtliche Heiterkeit, eine Art von Zutrauen, welches daraus entspringt, daß der Dichter einen tiefen Zusammenhang mit dem Ganzen seiner Welt niemals verliert, ein stillerer, tröstender oder ein lauter, voll figurierter Humor gehört mit zu den Kennzeichen dieser germanischen Epik, die das Dunkel, die Schwere und fragwürdige Bedeutung alles Menschlichen harmonisch an die Unerschöpflichkeit, an das Licht und die Ewigkeit der Natur gebunden fühlt.

Der leichte Sieg eines so deutschen erzählenden Talentes wie Hermann Hesses, erklärt sich vielleicht eben aus der grundepischen Natur dieses Dichters und seiner Produktion. Sein zweiter Roman „Unterm Rad"*, motivisch enger als der erste, ist ein Bildungsroman von eingeschränkterer Absicht, eine Schulgeschichte als Lebensläufchen, ist doch das Kapitel „Schule" im deutschen Dasein noch immer ein wunderliches Pudendum. Die Erinnerung an das Gymnasium gehört zu den Schmerzen der meisten geistigen Menschen. Nur der kümmerliche Durchschnitt vergißt gern und leicht, was er gelitten, die geistige, tiefer wurzelnde und höher wachsende Natur hat mehrere an die Gründe ihrer Existenz reichende Erlebnisse, von denen sie sich in Wohl oder Wehe ihres Werdens bestimmt weiß, und zu den negativsten dieser Erlebnisse, zu den Grundübeln gehört nur allzuoft ihre Schulzeit. Die Jahre der Bildung, welche der jungen Seele die dauerndsten Lebensimpulse, die geistige Daseinsrichtung geben sollen, trüben gerade diese Ernährungsquelle und eine individuelle, persönliche Entwicklung wird gebrochen um eines willkürlich und flach gedachten Niveaus willen, um eines staatsbürgerlich prüfungsfähigen Durchschnittsideales willen, das zu fruchtbarer Arbeit im Gemeinwesen unfähig, wohin es später beruflich gelangt, einen bildungsphiliströsen Formel- und Bureaugeist an Stelle schöpferischer Verantwortlichkeit und Selbstgerechtigkeit setzt. Aber sieht man von dieser Fernwirkung einer unzulänglichen Organisation der Schule ab, so ist ihr Urteil schon dadurch gesprochen, daß sie die freieste, aufnahmsfähigste Zeit des jugendlichen Alters verbittert, in das rettungslose Alltagsgrau maschinenmäßiger Bildungszucht versinken läßt. Man höre darüber nur einmal die Stimme von repräsentativen Menschen in Deutschland, denen man glaubt, was man dem „voreingenommenen" „tendenziösen" Radikalismus simpler Schriftsteller abstreitet, etwa die Worte Lichtwarcks in seinen Kunsterziehungstagsreden*. Aber eine konkrete Darstellung im Kunstwerk leuchtet stärker ein als jedes Pathos der Beredung. Schon Emil Strauß in seinem „Freund Hein"** hat mit feiner, vorsichtiger Hand ein solches tragisches Jugendschicksal herausgehoben und ein verwandtes faßt Hermann Hesse kräftiger, entschlossener und derber an, beide schlechthin poetisch, nicht tendenziös und absichtlich überbetont, darum doppelt eindringlich durch die zwingende Wahrheit des Gegenstandes. Nicht jedes Jünglingsleben endet durch die Schule und an ihr, aber daß sie die Jahre der Knaben zu Jahren der Leiden macht, wo diese Knaben einmal die Freude des Volkes bedeuten sollen, daß sie den Wuchs an das Licht gewaltsam umbiegt und an die Lebenswurzeln jeder jungen Seele mit ihren groben Instrumenten tastet, richtet sie im Bewußtsein des Volkes. Und es bleibt dabei, sie hat es nur dem Zufall und der größeren Lebenskraft und Derbheit ihres Menschenmaterials zu danken, wenn ihre Eingriffe nicht eben immer tödlich

* Berlin, S. Fischer, 1906.

* „Der Deutsche der Zukunft", Berlin, B. Cassirer, 1905.

** Berlin, S. Fischer.

sind. Aber physisch und geistig gefahrvoll und unauslöschlich bleiben sie. Daß solche Reden wie die Lichtwarcks und solche Romane wie die von Hesse und Strauß in das gegenwärtige deutsche Leben mächtig tönen und fast gleichzeitig, beweist einen starken Unterstrom, der aus dem Volk, aus der wortlos duldenden Masse hervordringt und wenigstens den ärgsten Schlamm wegspülen wird, der den Gedanken der organisierten nationalen Erziehung, die Idee der Schule entstellt. Was den Roman von Hesse selbst betrifft, ist er wohlgelungen durch seine körnige, saftige Gedrungenheit. Das Schülerleben und -sterben eines kleinen schwäbischen Stiftlers, eingefaßt in das Milieu einer württembergischen Spießbürgerkleinstadt und der Maulbronner Erziehungsanstalt, wo gratis solide Staatsreligionsverkünder produziert werden sollen. Ein David Friedrich Strauß wird, wenigstens eingestandenermaßen, dabei nicht beabsichtigt, wenngleich sich nachher die Schule seiner berühmt, die kein Verdienst an seiner Natur hat. Die typischen Leiden eines begabten, aber allzu empfindlich organisierten Knaben, der zwischen Fleiß, Ehrgeiz, Streben und unbewußten Menschheitsinstinkten schwankt, an sich und der Welt irre wird, das Gleichgewicht verliert und unters Rad des Lebens kommt. Die stärkeren revolutionären oder phlegmatischen Burschen haben mehr Möglichkeit, sich herauszuarbeiten, entweder durch die Krise oder an ihr vorbei, aber es ist der künstlerisch feinste Zug, daß hier ein Knabe an seinem armen Knabenwesen zu grunde geht, das von der Anspannung des jugendwidrigen Schulzwanges physisch und geistig erdrückt wird. Das Ende ein früher, nicht einmal gewollter Tod — auch dies Sichsterbenlassen ist so bezeichnend — und eine karge Nachrede ohne viel Leid und Liebe. Einer mehr, einer weniger, was tut's! Je knapper und zusammengehaltener die Lebensfülle, desto ergreifender die Bitterkeit des Motivs. Man braucht nicht erst zu sagen, welche Sicherheit in der Darstellung alles Sachlichen, in dem leisen, leichten Gegeneinander aller Stimmungswerte, in dem reinen Ansatz, in der dichten Fügung des Ganzen waltet, dabei welche saubere, frische, wohllautende Sprache, die zuweilen den alten schwäbischen Unterton des Sarkasmus, der wohlwollend kuriosen Ironie hat und damit das geistige, das innere Pathos des Stoffes völlig ausschöpft. Sehen wir vom gelungenen Roman ab und nach der Weiterentwicklung des Dichters selbst: er steht auf gleichem Stand wie beim „Camenzind“, nur sicherer seiner Gaben, aber nicht bedeutender in seinem Wollen. Das Gleichmaß einer ruhigen Existenz prävaliert, wer weiß, wie viel an ungezügelterer Absicht ein schwerer Jugendweg etwa auch ihm genommen haben mag, der so früh reif, in sich gefaßt und bescheiden sein kann. Was er jetzt macht, kommt aus einem prachtvoll ausgeruhten Wesen doppelt reich hervor, aber das Ausruhen, geistig auf dem alten Besitz früherer Erlebnisse, physisch in ungestörter Einsamkeit, ist nicht die Steigerung zum Größten. Das Idyll steht zwischen den Schlachten. Aber sollen wir ernstlich einem Glücklichen das Unglück forttreibender Elementarkräfte, ruhelose Instinkte von Zerstörung, Neuschöpfung und Unmuße aller Art wünschen und uns nicht lieber vergnügt des Besten freuen, das er zu bieten hat: das lieblichste Schwabenidyll unserer Dichtung seit seinem Meister Möricke!

Diese verwandte idyllische Grundstimmung und die epische Richtung nach dem Bildungsweg und -wesen typisch deutscher Menschen findet sich in Jakob Schaffners Roman „Irrfahrten“.* Aber der Verfasser steht geistig und künstlerisch, sozial und persönlich um eine gute Stufe tiefer als etwa Hesse. Sein Erbteil ist die alte Sprech-, Lebens- und Gefühlsweise des wanderhaften deutschen Handwerksburschen, mit einer gewissen derben, natürlich wohllautenden, dialektgefärbten Erzähler- und Lügenlust, mit Freude an möglichst bunten, selbst bis zur innern Unwahrheit gesteigerten Ereignissen, mit großem Respekt vor dem „Höheren“ und mit einer treuherzigen Sehnsucht nach spießbürgerlicher Seßhaftigkeit und wohlgeordneten Lebenszuständen. Es ist ein Typus, der immer mehr ausstirbt und heute schon etwas Fossiles hat, wie das ideale Kleinbürgertum des Ludwig Richter, das von verschollener liebenswürdiger Simplizität erzählt. Die Zustände sind gefahrvoller, die Gegenüberstellungen der Menschen feindlicher geworden, viele Mauern sind gefallen und die phantastische Erfindung solcher unwahrer Amerika- und Goldlandserlebnisse wird durch die großartige Möglichkeit unseres gigantischen Arbeitsdaseins weit überboten. Der Dichter, der von ungefähr in den Bann Gottfried Kellers geriet, wird zu zeigen haben, ob er sich auf den eigenen, neuen Wegen unserer Zeit und in der strengeren Wahrheitspflicht, die dem Schöpfer persönlicher Werke auferlegt ist, zurechtfinden und behaupten wird. Die Tradition kann auch ein Fluch werden, wo sie zeitlich überlebt, mit der inneren und äußeren Wahrheit der Dinge in Widerspruch kommt. Nicht umsonst redet die alte Sage von der größten Gefahr im Heldendasein: vom „Verliegen“. Und ein Stück Held steckt in jedem Künstler, oder er ist nie einer gewesen.

Ein ganz anderes Stück Erziehungsleben erscheint in dem berühmten, eben übersetzten Roman von Léon Frapié „Die Kinderschule“**.

* Berlin, S. Fischer

** Egon Fleischel & Co., Berlin.

Es handelt sich hier, dem demokratischen Grundcharakter der romanischen Kunst- und Volksbedürfnisse gemäß, nicht um die individuelle Bildung und um die Frage der Einzelentwicklung, sondern um das Zuständliche. Die Komposition befaßt sich nicht mit einer Figur, um die ein Ganzes lebt und wirkt, sondern mit der Masse, mit dem Menschenmaterial als solchem. Die Zustände einer Pariser Kleinkinderschule, die etwa zwischen unserm Kindergarten und den ersten Volksschulklassen steht. Sie liegt draußen in einem Armenviertel. Eine intelligente Frauensperson aus besserem Hause kommt als Gehilfin, als eine Art Dienstbote in diese Vorstadtschule und schreibt ihre Beobachtungen nieder. Sie sieht eine arme, kranke, früh wissende, von Verderben, Not, Armut bedrohte Kindergeneration vor sich, die ganze Willkür und Gewalt unnatürlicher sozialer Zustände, die tiefe Ungerechtigkeit und Anmaßung der Gesellschaft, deren Sorge für diese Kleinen etwas Demütigendes, Hohles, Unwürdiges hat; zwischen den Fugen dieser armseligen Lehrmethode des „moralischen" Unterrichts — es ist ein phraseologisches Gegenstück zu unserer „sittlich-religiösen" Erziehung — blüht die unwillkürliche Schönheit des Kindlichen auf. Wie alle diese Kleinen beobachtet sind, jedes in seiner Weise bedingt und wieder frei, wie alle diese furchtbaren Schicksale der Armen, Würde- und Glücklosen in aufleuchtenden Einzelzügen ans Licht gebracht werden und wieder in die Dumpfheit und Gleichgültigkeit des Milieus zurücktauchen, ist schlechthin meisterhaft. Es ist ein Buch und eine Kunst, die vielleicht nur in Frankreich möglich sind; denn den Deutschen fehlt bei aller Eindringlichkeit und schöpferischen Stärke ihres sittlichen Bewußtseins die edle Beweglichkeit der Impulse, die Lust an aufrührerischer, aufreizender Wahrheit, ihnen genügt viel leichter die Intensität des Gedankens, das eroberte Bewußtsein, die ästhetisch oder sittlich ausgereifte Klarstellung. Der Franzose aber wagt die Tat, auch ohne genügende geistige Vorbereitung, er schreibt, auch ohne peinliche Vollendung, er überläßt sich seinem Pathos, komme, was da mag. So schafft er Lebenswerte, sei auch der Kunstwert fragwürdig, und Frankreich wird, wenn auch nicht das Gewissen Europas, so doch der Zeiger des europäischen Gewissens. Und Bücher wie diese „Kinderschule" weisen auf tiefere Grundursachen unserer halbschlächtigen, innerlich kläglichen Kulturformen hin. Nicht in der Bildung selbst liegt hier das Problem, sondern in der Bildungsmöglichkeit oder besser -unmöglichkeit der Armut, die Gesellschaft und ihre Schichtung, die Zustände unserer Wirtschaft, welche die Masse rettungslos in den Schmutz und die Verkommenheit hinabdrückt und mit einem Armeleutetrost einer dürftigen „moralischen" Erziehung, mit einer Traktätchenwohlredenheit triefender Fürsorgeheuchelei abspeist. Auch bei uns im Lande möchte mancher Volksschullehrer darüber ein Wort zu sagen haben, wenn ihm das Reden erlaubt wäre. In Frankreich aber spricht, wer etwas zu sagen hat. Auch das ist ein fundamentaler Gegensatz zu unseren Gepflogenheiten. Die Goncourtsche Oppositionsakademie — wo hätten wir eine Organisation der Begabung und des revolutionären schöpferischen Geistes — hat diesem Buche den Preis zuerkannt. In Frankreich läuft das Preisgericht nicht der Notorietät nach, sondern es schafft sie, in Frankreich wird nicht der gekrönt, den das Urteil der Masse begünstigt, sondern man lehrt die Masse, wen sie zu krönen habe. Kurz, es gäbe immerhin in dem demokratischen Frankreich auch für den aristokratischen und individualistischen Geist, dessen der Deutsche sich rühmt, manches zu lernen.

Hätten wir zum Beispiel in Wien statt vielfältiger feindseliger Literatentrüppchen und -sippchen und statt wohlbedenklicher, immer angstvoll um sich blickender Preisgerichte eines, das sich die Entdeckung, die Durchsetzung neuer, geistig schöpferischer Talente zu seiner wahren Aufgabe stellen würde, so wüßte es zum Beispiel, daß in Wien seit vielen Jahren ein selbständiges, von Grund aus neuschöpferisches, bei aller Exzentrizität und Besonderheit echt und rein dichterisches Talent lebt und in kleinen Gestaltungen das Wesen der Großstadtkultur ausschöpft, mit allen ihren fein organisierten nervösen Reizen und Eigentümlichkeiten, mit ihrer Beseeltheit im zerwühlenden Treiben der Gesellschaft und des Erwerbes. Dieses Preisgericht wüßte, daß ein solcher Künstler Formen, Ausdrucksmöglichkeiten, Verdichtungen der vielfältigen Erscheinungen, einen Stil geschaffen hat, der ganz sein ist und doch jeden aufrichtig Empfindenden belehrt und beeinflußt, er wüßte, daß diese Leistung, so willkürlich, so höchstpersönlich und barock sie auch erscheinen mag, eine tiefe belebende Kraft besitzt, einen Lebenswert über den singulären, für meinen Geschmack exquisiten Kunstwert hinaus, es wüßte, daß es diesem dichterischen Lebenswert vor allem einen Kranz zu reichen habe. Peter Altenberg bekommt aber in Wien keinen Preis, darauf möchte ich einen Eid ablegen. Ich habe nichts, als mein bescheidenes, in diesem Falle wahrscheinlich nur vielbelachtes Urteil, ihm zu bieten, aber ein Schelm, der mehr gibt, als er hat: ich für meinen Teil kränze Peter Altenbergs neues Buch „Prodromos",* obgleich es künstlerisch viel weniger wert ist, als seine früheren, aber menschlich, erzieherisch, geistig steht es

* Berlin, S. Fischer.

auf seiner besonderen Höhe und das genügt wohl. Es ist ein Lobgedicht des hygienischen Lebens. Die Ärzte mögen darüber ihre besondere Meinung haben, was Peter Altenberg den Großstadtmenschen als Gesundheitslehre bietet. Und ich glaube für meinen Teil, daß der nervös überreizte Mensch Peter Altenberg schlimm genug dran ist, sich mit den feinsten Mitteln verschaffen zu müssen, was ein gesunder reichlich besitzt: die Ungestörtheit eines physischen Gleichgewichts. Aber nicht die medizinischen Einzelheiten sind wesentlich, sondern die Aufrichtigkeit und Begeisterung, womit als einzige Aristokratie die der Gesundheit erkannt wird, die Kraft der Empfindung, die eine Poetisierung des scheinbar Poesiewidrigsten durchsetzt, die selbst den Stoffwechsel romantisiert oder besser gesagt, gerade diesen, die Fähigkeit eines Wortes, vibrierend, stammelnd, trunken aus den groben Nüchternheiten von Speis und Trank, von Bad und Freiübungen, von Leibwäsche und Verdauungsmitteln ebensoviele feine Zartheiten zu machen und dem verpönten physischen Leben seinen ureigentlichen Adel zurückzugeben. Wer könnte dies, als ein Dichter, und welcher Dichter anders, als eben nur dieser! Ich möchte wahrlich keinen andern Preis vergeben müssen, ehe dieser eigenste, persönlichste Dichter, der noch dazu ein Österreicher zu sein das besondere Vorrecht hat, den seinen bekam.

Nun hätte ich noch von etlichen andern Büchern zu sprechen, aber was soll's, nachdem ich meine Stimme erschöpft habe. Was sollen uns die seinerzeit berühmten „Portugieserbriefe", die Karl Larsen als „Schwester Marianna und ihre Liebesbriefe"* neu herausgibt, oder eine Tragigroteske von Erich Lilienthal „Peter Schüler"**, in welcher die fatale Entwicklung einer literarischen Talentlosigkeit so wichtig genommen wird, wie immer ein kleiner Mensch seine eigenen Angelegenheiten wichtig nimmt, oder Otto Hausers „Angelika und Malwine"***, ein geziertes, artistisch feingepinseltes Bild voll roher und grober Untertöne. Ich habe einen Preis, der mich nichts angeht, bereits vergeben und habe somit niemand mehr etwas zu bieten. Otto Stoeßl.

Kleine Mitteilungen.

Zur Geschichte des alten Landstraßer Theaters. Wie auf allen Gebieten brachte die josefinische Ära auch auf jenem des Theaters in Wien einen großen Aufschwung. Die Bühnen in der Leopoldstadt, auf der Wieden und in der Josefstadt wurden in dieser Zeit begründet, und viele kleine Theatergesellschaften ließen sich meist für kurze Zeit in dieser oder jener Vorstadt nieder. Schon in der theresianischen Zeit, im Jahre 1776 wurde auf der Landstraße von solchen wandernden Komödianten eine Bühne im Hause „zum silbernen Ochsen" errichtet. Diese sowie die von dem Schauspieldirektor Oelperl im sogenannten „Spiegelmacherhaus" errichtete (1785) waren nur von kurzer Dauer. Anders war es mit dem von dem Schriftsteller Johann Rautenstrauch gegründeten Theater bestellt, das sich ungefähr gegenüber dem jetzigen Gemeindehause befand.

Gebaut wurde dieses Theater im Jahre 1789, eröffnet wurde es 1790. Der erste Direktor war wie erwähnt der Schriftsteller Johann Rautenstrauch, von dem das Protokoll der niederösterreichischen Statthalterei vom Jahre 1789 ein Gesuch um Bestätigung des Kaufes des Schauspielhauses auf der Landstraße und die Freiheit, daselbst Vorstellungen geben zu dürfen, verzeichnet. Danach scheint dieses Haus ursprünglich nicht von Rautenstrauch gebaut, sondern von diesem erst nach der Vollendung gekauft worden zu sein.

Es ist also falsch, wenn Scherzer als erster Direktor genannt oder wenn Bäuerle Kettner als solchen anführt. Übrigens verweisen wir auch auf einen Zeitgenossen, den lustigen Joachim Perinet, in dessen „theatralischem Guckkasten", 1807, p. 7, folgende Verse stehen:

„Sehen Sie nun da linkerhand auch
Das Theater auf der Landstraß vom Rautenstrauch;
Dort treibt in der Folge auch Kettner seine Flausen,
Brüllt und wühlt sich das Haar und ruiniert seine Krausen."

Rautenstrauch hatte sich mit der Kumpfschen Gesellschaft verbunden, die in Wien bereits bekannt war, denn sie hatte sich unter anderem im Kärntnertortheater produziert.

Ein uns erhalten gebliebener Zettel vom 26. April 1790 kündigt eine „neue Oper" zum zweiten Male an, und zwar: „Die unbekannte Dame oder die Unterhaltung im Weingebirge, eine kom. Oper v. F. X. Girzik, Mitgl. d. Gesellschaft, mit der Mus. v. Herrn Jos. Gazzariga." Ein anderer noch vorhandener Zettel vom 18. Mai 1790 zeigt zum ersten Male „Die seltene Sache oder Schönheit u. Jugend, kom. Op. i. 2 A. v. V. Martin" an. Beide Zettel verzeichnen folgende Preise: „Eine Loge 2 fl. 30 kr., Part. u. Gal. 1. Stock 34 kr., 2. Stock 20 kr. und 3. Stock 10 kr.

Die Gesellschaft Rautenstrauch-Kumpf scheint nicht länger als bis zum Herbst des Jahres 1790 bestanden zu haben. Nun trat Franz Scherzer auf den Plan, der schon von Maria Theresia ein weitgehendes Privilegium erhalten und auf verschiedenen Vorstadtbühnen gewirkt hatte.

* Leipzig, „Insel-Verlag", 1905.
** Minden i. W., Bruns Verlag, 1905.
*** Bonz, Stuttgart, 1905.

Franz Scherzer hatte sich mit Nanette Ferdinandi vereinigt, doch auch diese Unternehmung reussierte nicht, und Scherzers Nachfolger war wahrscheinlich Josef Kettner, vormals Mitglied der Schikanederischen Gesellschaft und Theaterunternehmer in Penzing, der seine Direktion am 1. September 1791 eröffnete. Was uns Bäuerle in seinen „Memoiren" (1858, S. 113 ff.) über das Landstraßer Theater berichtet, vermag die Wahrheitsprobe nicht zu bestehen. So erzählt er unter anderem, daß Kaiser Leopold II. das Theater am „Eröffnungstage" mit seinem Besuch beehrt habe. Kaiser Leopold war aber schon am 22. August nach Prag abgereist, wo im September 1791 die Krönungsfeierlichkeiten stattfanden, und traf erst am 8. Oktober wieder in Wien ein. Bäuerle, der damals ein fünfjähriges Kind war, spricht aber von dieser feierlichen Eröffnung wie ein Augenzeuge. Hoffentlich hat er den Beginn der Kettnerschen Ära mit dem 1. September 1791 richtig datiert. Er gibt wenigstens einen Theaterzettel an, nach welchem an diesem Tage ein Lustspiel von Schletter „Blaue Augen und schwarze Haare" und ein Ballett „Weiß und Rosenfarb" gegeben wurden. Über das Repertoire der Kettnerschen Gesellschaft sind wir nur spärlich unterrichtet. Man gab alle Gattungen des Dramas: Lustspiele, Schauspiele und Trauerspiele, darunter auch Lessings „Emilia Galotti". Kapellmeister war der Virtuose auf der Violine und Tonsetzer Franz Pechatschek, der für diese Bühne auch mehrere Opern und Ballette komponierte. Die Preise waren, um das Publikum anzulocken, verringert worden. Der Beginn der Vorstellung war auf halb 7 Uhr angesetzt, da man von den Bewohnern der Landstraße boshaft behauptete, daß sie sich schon um 7 Uhr zu Bette legten.

Alle diese Direktoren stellten sich in der Leitung ihres Theaters durchaus keine künstlerischen Aufgaben; die Hauptsache für sie war, ein gutes Geschäft zu machen. Nun sollte aber das Landstraßer Theater in Christoph Seipp einen Direktor erhalten, der Zeit seines Lebens das Geschäft hintangesetzt hatte und seinen Ehrgeiz darin suchte, die Bühne zu einem wirklichen Kulturfaktor zu erheben. Seipp, der hauptsächlich in Ungarn, Mähren und Schlesien spielte, war es auch, der Shakespeares „Lear" zuerst für die deutsche Bühne bearbeitete. Er schrieb auch eine Anzahl Theaterstücke. Seinen Idealismus findet man an manchen Orten des Gothaschen Theaterkalenders bezeugt. So schrieb er selbst in diesem Kalender im Jahre 1789: „Ich führe gewiß meine Grille aus, eine Gesellschaft von lauter gut gesitteten, gesetzten, ordentlichen und fleißigen Gliedern um mich zu haben." Mehr als einmal sagte er: „Lieber keinen Kreuzer in der Kasse, als mein Theater durch Spektakelstücke beschimpfen zu lassen." Ja, als ein Schauspieler seiner Truppe in einem Stücke Lessings unanständig extemporierte, pfiff er selbst den Betreffenden aus und stellte ihn öffentlich zur Rede. Dieser ehrenwerte Mann übernahm von Elise Kettner das Theater und eröffnete es mit seiner wohlgeschulten Truppe am 5. Mai 1793 wieder.

Leider wirkte Seipp nur kurze Zeit, denn schon am 20. Juni 1793 erlag er, erst 46 Jahre alt, einer Lungenentzündung. An Vermögen hinterließ er nichts. „Indem der Verlebte", heißt es in den Verlassenschaftsakten, „durch Zuschuß guter Bekanten begraben worden, solle Nichts vorhanden seyn, dahero kein Sperr angeleget." Seipps Andenken wurde in einem Nachruf von Gruber von Grubenfels, der nachmals auch die Biographie seines Freundes schrieb, auf dem Landstraßer Theater gefeiert.

Nach dem Tode des allgemein bedauerten Seipp übernahm dessen Gattin Sophie die Entreprise des Landstraßer Theaters.

Mit ihrem Repertoire hielt sie sich an die gute Tradition ihres Gatten, nur scheint sie die Oper bevorzugt zu haben. Freilich mußte auch Frau Seipp notgedrungen bald zu „Spektakelstücken" greifen, um den Schaupöbel anzulocken. Wir besitzen einen Theaterzettel vom 7. Oktober 1793, der „Hansis letzter Tag. Eine neue Pantomime mit Tänzen, Flugwerken und Maschinen in 3 Akten" ankündet. So endete auch die Seippsche, die beste Unternehmung ohne künstlerischen Erfolg. Im Wiener Theateralmanach für das Jahr 1794, p. 40, der sich über das Landstraßer Theater überhaupt sehr abfällig äußert, heißt es „. . . jetzt spielt unter der Direktion einer gewissen Madame Seipp eine äußerst unbedeutende Truppe". Zu Michaelis des Jahres 1793 dürfte das letztemal gespielt worden sein. Bereits im Jahre 1794 wurde das Theater abgebrochen und an dessen Stelle wurden Zinshäuser gebaut.

Indessen hätte sich wohl wieder ein unternehmungslustiger Schauspieler gefunden, der den Kampf mit dem indolenten Landstraßer Publikum aufgenommen hätte, aber es war nicht allein dieses Publikum, das vor einem solchen Vorhaben abschreckte. Wir finden im Protokoll für Niederösterreich vom September 1794 folgenden Vermerk: „Decret an Regg. Erhält Wissenschaft, daß in Folge des mit dem Hoftheatral-Vicedirector v. Bauer abgeschlossenen Kontrakts in Hinkunft keine neuen Theater weder in, noch vor der Stadt errichtet und selbst aus den gegenwärtig bestehenden, wenn eines derselben eingehen sollte, dasselbe nicht mehr fortgesetzt werden dürfe." Dieser Erlaß, der einer drohenden Konkurrenz der Vorstadttheater

Wildes „Intentionen".

Von Gustav Schwarzkopf.

Die „Intentions" von Wilde liegen in einer neuen Übersetzung vor.* In einem Vorwort, das der Übersetzer Artur Roeßler dem Buch mit auf den Weg gegeben, ist zu lesen: „Der gegen Wilde erhobene Vorwurf, seine Arbeiten wären nur Aneinanderreihungen von Paradoxen, ist nicht unberechtigt. — Wilde stieß ohne Zaudern die ursprüngliche Anlage einer Arbeit um, nur damit er einige ihm inzwischen eingefallene Paradoxa unterbringen konnte. — Er begehrte auch die Anerkennung weniger als die Verblüffung. — Nicht durch Wahrhaftigkeit wollte er siegen, wahr sein, im moralischen Sinne, galt ihm gleichbedeutend mit geschmacklos sein. — Wilde erklärt als Vivian: ‚Ich bin bereit, alles zu beweisen.' — Er beweist auch tatsächlich alles — er selbst glaubte freilich nicht an das Bewiesene und nicht an den Beweis. — Es ist ein entzückender Genuß, wahrzunehmen, wie Wilde — in faszinierender Form — Entgegengesetztes beweist." Mit diesen Sätzen ist die Art des Künstlers Wilde ausreichend charakterisiert und sie enthalten auch zugleich die beste kritische Würdigung des vorliegenden Buches. Man könnte das umständlicher oder unverständlicher, in kostbaren Worten, aber man kann nicht mehr, nichts Besseres sagen. Ja, es ist ein Vergnügen, diese Seifenblasen entstehen und zerplatzen zu sehen. (Ich weiß, daß dieser Vergleich schon degradiert und nicht mehr recht hoffähig ist, aber er paßt.) Ja, es ist ein Vergnügen, diesem souveränen Eskamoteur zuzusehen, für den es keine Schwierigkeiten gibt, der vor unseren Augen Krähen in weiße Tauben verwandelt. Es ist ein Vergnügen, diesen außerordentlichen Jongleur anzustaunen der Begriffe, Meinungen, Grundsätze, Urteile so geschickt durcheinander wirft, daß er ihnen jede beliebige Deutung geben kann. Und wenn er graziös auf dem Kopf steht oder das große Rad schlägt, dann ist es zum Entzücken gar. Aber es ist ein Vergnügen, dem man sich nicht lange hingeben kann. Bald stellt sich Ermattung, Überdruß ein. Man braucht Erholung: man ist noch immer geneigt, die Geschicklichkeit zu bewundern, aber man kann nicht länger hinsehen. Nach einigen Tagen oder Wochen ist man wieder aufnahmsfähig und dann wirkt der Zauber wieder.

Und doch, wenn „der Künstler Wilde in Deutschland nun wieder aufersteht" — vielleicht wäre es nicht unbedingt notwendig, sogar seine modernen Dramen zu übersetzen und aufzuführen, die wirklich nur minderwertige Nachahmungen des Theaters von Sardou und Dumas sind — so dankt der Künstler dies nicht allein oder nicht in erster Linie seinem glänzenden Geist, seiner faszinierenden Wortkunst, seinem erstaunlichen Wissen, sondern der Barbarei der „prüde verlogenen Gentryleute", die ihm zu einer Märtyrerkrone verholfen haben. Und zu der zweifelhaften Ehre, Unheil anzurichten in unreifen Köpfen und von Hinz und Kunz nachgeahmt zu werden. Wie viel Unnatur und Verlogenheit, wie viel Affektation und Snobismus ist durch Wilde in die Welt gekommen! Er hat es ausgesprochen, daß das Leben die Schülerin der Kunst ist, „daß das Leben die Kunst weit mehr nachahmt als die Kunst das Leben", daß die Menschen immer so lebten und empfanden, wie es ihnen Shakespeare, Goethe, Musset, Balzac, Dostojewskij u. s. w. vorgeschrieben haben. Er glaubte wahrscheinlich, wieder nur geistreich parador zu sein, und er mußte das Seinige dazu beitragen, um diese von ihm zufällig gefundene

* Übersetzt von Ida und Artur Roeßler. Leipzig, Friedrich Rothbart.

Kommentator Edwin Bormann, allerdings erst einige Jahrhunderte später, in so meisterhafter Weise gelungen ist.

Aber selbst wenn unsere berechtigten Erwartungen, wie wir fast fürchten müssen, in dieser Hinsicht nicht in Erfüllung gehen sollten, so sind wir doch überzeugt, daß die neuesten Bacon-Forschungen Edwin Bormanns dem für Humor empfänglichen lesenden „Buwligum" schon in wenigen Wochen eine reich sprudelnde Quelle exaltiertester Freude eröffnen werden, so daß endlich die Prophezeiung in Erfüllung gehen wird, die Bormann aussprach, als er auf so lustige Weise in seinem „Leipziger Allerlei" seinen „Begasus" tummelte:

„Dasses Buwligum ver Freeden (vor Freuden)
Seines Leibs Extremideeden,
Wenn diß Werk ersch̄t ufgelegt,
Iwwern Haupt zesammenschleegt."

J. Schipper.

Feuilleton.

Schönherrs „Familie".

(Burgtheater: Donnerstag den 30. November.)

Unter den Wiener Schriftstellern nimmt Karl Schönherr eine ganz eigene und selbständige Stellung ein. Ihm fehlen die Grazie und die Leichtigkeit, mit der Schnitzler seine feinen Dialoge, Hofmannsthal sein überzartes Versgespinst zu Papier bringt, ebenso wie der kecke Wurf, mit dem Hermann Bahr seine bunten Glaskugeln eine nach der andern über das Ziel hinausschleudert. Er ist zwar ein Dichter von echtem Schrot und Korn, aber nicht Schriftsteller von Beruf, sondern Arzt. Er hat es nicht nötig, in jeder Saison sein Stück schlecht und recht abzuliefern; er läßt die Sachen lang in sich reif werden und wird erst, kurz bevor der Vorhang aufgeht, und auf den Brettern selbst, mit ihnen fertig. Man sieht es ihnen dann auch an, daß sie nicht als neunmonatliche Durchschnittskinder leicht vom Stamm gefallen sind, sondern eine lange und bange Werdezeit durchgemacht haben. Einakte, in denen er seine ganze Kraft zusammenhielt, haben zuerst die Aufmerksamkeit auf Schönherr gelenkt; aber auch, als er dann zu größeren Kompositionen überging, behielt er die lakonische, fast epigrammatische Ausdrucksweise und die stramme Szenenführung bei. Fast möchte man ihm etwas von der größeren Leichtigkeit und dem kecken Wurf seiner Wiener Kollegen wünschen; denn seine wortkarge Gegenständlichkeit erscheint uns mitunter mehr absichtlich und künstlich als natürlich. Noch mehr aber möchte man ihm eine kleine Dosis von dem prächtigen Humor jenes Wiener Dichters wünschen, mit dem er, leider nur von der ernsten Seite, die nächste Verwandtschaft hat: Anzengrubers. In der aufrichtigen und sicheren Erfassung der Probleme, die sich aus dem Leben der unteren Stände ergeben, ist der stilisierende Nachfolger seinem großen Vorgänger näher gekommen, als die massenhaften Volksdichter mit Dialekt und Gesang. Aber der Humor, ohne den es kein Volk und daher auch kein Volksstück gibt, scheint ihm ganz zu fehlen und nie fällt ein befreiendes Wort: „Es kann dir nichts g'schehn!"

Auch in seinem neuen dreiaktigen Schauspiel führt uns Schönherr wieder unter ein solches Geschlecht von schweren und tief innerlichen Menschen. Nicht bloß die beiden Hauptfiguren, sondern alle, mit einziger Ausnahme einer boshaften Klatschbase, haben schwer an dem Leben zu tragen. Sogar die alte Großmutter keucht unter ihrer Last und die Kinder — ach ja, diese armen Kinder, sie haben es längst erfahren, daß ihre angebetete Mutter die Dirne eines schlecht beleumundeten Soldaten ist! Was aber die Buben auf der Gasse und die Weiber auf dem Markte sich erzählen, dafür findet unter diesen verschlossenen Menschen weder der Bruder gegenüber der Schwester, noch der Sohn gegenüber dem Vater ein Wort. In dem zerstörten Heim rennen sie alle, wie von einem bösen Geist getrieben, durcheinander, treppauf und treppab, hinaus und hinein, und schlagen die Türe zu. Mir ist kein modernes Stück erinnerlich, in dem die innerliche Unruhe sich so sinnfällig in äußere Bewegung umgesetzt hätte.

Als junger Mensch ist der Oberförster der Verführung einer Frau erlegen, die ihm durch ein Licht am Fenster die freie Bahn zu ihrem Schlafzimmer bezeichnet hatte. Ihrem fünfjährigen Buben hat sie weisgemacht, das Licht brenne dem lieben Gott zu Ehren. Der Mann hat sie ertappt und ist vom Schlag gerührt zusammengebrochen. Die Mutter ist aus Verzweiflung mit dem Kind ins Wasser gegangen; der Knabe ist zwar gerettet worden, aber verwahrlost aufgewachsen und nun Soldat.

Neunzehn Jahre später fällt der Sohn des Oberförsters in die Ache. Im Begriff, ihn herauszuholen, erinnert sich der Vater der Frau, die durch ihre und seine Schuld in derselben Ache geendet hat, und er bleibt wie angewurzelt stehen. Inzwischen ist der Soldat in das Wasser gesprungen und hat den Burschen gerettet. Zugleich mit dem Dank nimmt der weibergierige Gesell auch die Liebe der Mutter in den Kauf, die ihm nun auch ein Licht ans

Fenster stellen muß, wenn ihr Mann nicht zu Hause ist. Ohne es zu wissen (denn er kennt den Liebhaber seiner Mutter nicht), ist also der Soldat der Rächer geworden, hat er Gleiches mit Gleichem vergolten.

Und das ist der gesunde Kern des Stückes, dem es auch seinen Titel verdankt. „Wer nicht Familie hat, ist nur ein halber Mensch", sagt der Oberförster; aber er vergißt, daß er seine Familie auf dem Untergang einer andern erbaut hat, die durch seine Schuld zu grunde gerichtet worden ist. „Wenn es einmal in einer Familie nicht mehr richtig ist, dann sind die Kinder auch gleich aus dem Hause", sagt die Großmutter. In dieser starken Betonung des Segens und des Fluches, der aus der Familie hervorgeht, erinnert Schönherr an die beste Seite des alten Iffland, mit dem er auch das Milieu des Försterhauses gemein hat. Selbst die Familienlosen sind von diesem Geiste ergriffen: der Soldat macht für den „faulen Kern" in seinem Herzen seine Mutter und den Lumpenhund verantwortlich, der seine Familie zertreten hat; und in einer sehr glücklichen Szene findet sich der Familienlose zuletzt doch noch mit dem Findelkind Rosa in der Sehnsucht nach dem Eia popeia zusammen – welcher der Dichter leider keine Erfüllung hat zu teil werden lassen.

Nun sind wir es aber bei den modernen Dramatikern längst gewohnt, daß das, was ein Mann der alten Schule herzhaft in den Mittelpunkt gerückt hätte, uns mit der raffinierten Technik des neueren Dramas in dutzendfacher Umhüllung gereicht wird, den Vexiergeschenken ähnlich, die einen wertvollen, aber kleinen Kern in hundert Schachteln oder Papiere einwickeln. So ist auch in Schönherrs „Familie" der Kern nur allmählich aus Andeutungen und Erzählungen zu erraten; die eigentlichen Vorgänge aber, die unser Auge und unser Ohr beschäftigen, haben ein ganz anderes Ziel. Es handelt sich hier darum, daß der Oberförster die Schuld seiner Frau erfährt; und die handelnden Personen teilen sich in solche, die ihre Schuld kennen oder nicht kennen, die ihm ihre Schuld verraten oder verheimlichen wollen. Eine lange Strecke hindurch bildet ein Diebstahl den Angelpunkt, um den sich die Vorgänge drehen. Der Oberförster hat ein Kuvert mit einer Banknote absichtlich liegen gelassen, um den Soldaten zu prüfen: wenn er ehrlich ist, will er ihn in den gräflichen Dienst bringen, wenn er unehrlich ist, will er ihn fortjagen. Um die Entfernung des Verführers seiner Mutter zu bewirken und den Gassenjungen das Maul zu stopfen, steckt der Sohn das Kuvert ein und läßt den Verdacht des Diebstahls auf dem Soldaten sitzen, der sein Lebensretter ist. Durch die Näherin Rosa, die das Kuvert in dem Rock des Burschen gefunden hat und in den Soldaten verliebt ist, kommt die Wahrheit ans Licht. Aber erst einen Akt später verfolgt der Oberförster diese Spur weiter, indem er den Sohn zum zweitenmal auffordert, dem Verleumdeten Abbitte zu leisten, worauf dieser den Verführer seiner Mutter als Schurken brandmarkt. Hier habe ich das Gefühl, daß die Enthüllung gewaltsam hinausgezogen ist; und daß der Oberförster bei festerem Auftreten schon im ersten Akt hätte Klarheit erhalten müssen.

Diese Technik, welche ein spannendes Moment als Mittelglied zwischen die Ereignisse schiebt und einen Ehebruch mittels eines Diebstahls enthüllt, haben die Modernen, Ibsen so gut wie Laube, von dem alten Scribe erlernt. Von der analytischen Methode der älteren Schicksalstragödie und auch Ibsens unterscheidet sich Schönherrs Schauspiel wesentlich dadurch, daß der Zuschauer und auch die meisten handelnden Personen über die Schuld der Frau längst im klaren sind. Die Enthüllungen sind nur Enthüllungen für den Oberförster, nicht für den Zuschauer. Auch auf die fatalistischen Motive kann ich kein so großes Gewicht legen. Das alte Schicksalsdrama, das ja freilich auch gern im Försterhause spielt und dem unser Dichter vielleicht auch in der Stimmungsmalerei manchen Zug abgesehen haben mag, besteht auf dem genauen dies fatalis; unser Stück aber spielt nicht an demselben Tag, sondern einen Tag später, als an dem die Eltern des Soldaten vor 19 Jahren gestorben sind. Das Licht, das den sündigen Paaren beidemal leuchtet, ist, wie die Lampe Heros, ein sprichwörtliches Liebeszeichen; und der Soldat, der es bei seiner Mutter leuchten gesehen hat, kann es sich auch bei der Oberförsterin bestellt haben. Auch mit der Ache verbindet sich kein unheimliches Schicksalswalten: denn nicht der Sturz des Knaben in das Wasser, sondern die Gedanken, die der Vater mit psychologischer Notwendigkeit daran knüpft, führen das Unheil herbei.

Es macht sich ja freilich als Kehrseite unserer hochentwickelten Technik immer mehr fühlbar, daß über dem Äußerlichen das Innerliche und Wesentliche mehr und mehr vernachlässigt wird; und während es unseren Dramatikern keine Mühe macht, das Auftreten und Abtreten der Personen durch seitenlange Dialoge zu motivieren, muß man sich die Hauptmotive der Handlung aus kurzen Andeutungen, zufälligen Dialogwendungen und abgerissenen Erzählungen mühsam zusammenzählen. So will es die Wahrheit, die vollständige Objektivität! Wie wir neulich bei Schnitzler hinter den glatten Dialogwendungen vergeblich Aufschluß über wichtige seelische Motive suchten; wie wir bald

darauf bei Sudermann zwar sehr viel über Steinmetzen und Strafhäuser erfuhren, aber über den Helden selber recht im Dunkeln tappten: so gehen auch in dem musterhaft ausgeführten, zeitlich und räumlich völlig konzentrierten Schauspiel Schönherrs die Personen stets wohlmotiviert aus und ein, es werden Koffer gepackt und Hühneraugen ausgeschnitten — man ist immer beschäftigt, mit dem und mit jenem, und man bemerkt erst später, daß man über dieser angenehmen Zerstreuung, auf die es die moderne Technik abgesehen hat, manche Frage ganz aus den Augen verloren hat, die man gerne beantwortet gesehen hätte. Wie hat es denn nur geschehen können, daß die von dem jungen Oberförster verführte Frau gleich in das Wasser gegangen ist? Hat sie an ihrem Geliebten, dem Oberförster, keine Stütze gesucht oder nicht gefunden? Und wie steht es denn mit der Oberförsterin und ihrem Geliebten? Man muß und kann sich ja am Ende auch diese ungleichen Menschen zusammendenken; der Dichter hilft an dieser gefährlichsten Stelle nicht nach, er setzt das einfach voraus. Und zuletzt, als sie erfährt, daß der Soldat eine andere liebt und sie wie eine Dirne besudelt hat, was geht denn da in ihr vor? Sie küßt dem Mann, den sie beschmutzt an Leib und Seele nennt, die Hand, die ihr Kind gerettet hat, und verflucht in dem Mörder, der ihn getötet, ohne es zu wissen, ihr eigenes Kind. Diese plötzliche Unterscheidung zwischen dem Liebhaber und dem Lebensretter, die ihr immer eins waren, ist so epigrammatisch zugespitzt, wie der ganze Schluß. Denn gleich darauf verrät sich der Oberförster durch eine Anspielung auf das „Licht, dem lieben Gott zu Ehren" und der sterbende Soldat erkennt in ihm den Verführer seiner Mutter, den er verdammt. Damit läßt der Dichter den Vorhang fallen. Nachdem das Enthüllungsdrama zu Ende ist, hat auch die „Familie" das Interesse für ihn verloren; und nachdem die Lehre aus der Familiengeschichte gezogen ist, läßt er die Personen stehen, wie der Fabeldichter seine Tiere. Was wird nun aus dem Oberförster und der Oberförsterin? Was aus der Mutter und dem Kinde, das der Mutter den Geliebten getötet hat? Die Familiengeschichte beginnt von neuem! Abgeschlossen ist nur der Lebenslauf des Soldaten, der als unschuldiges Opfer fremder Sünden gefallen ist, wenn es dem Dichter mit dem Satze wirklich Ernst ist, daß der faule Kern in ihm seine Mutter war. Gerne hätte ich den Soldaten, den nach der letzten Unterredung mit Rosa ohnedies jeder Zuschauer im Trockenen glaubt, mit seiner Geliebten eine bessere Familie gründen, den Oberförster aber mit seiner Gattin abrechnen sehen. Das Opfer der Familie kann nicht noch für die Sünden der Familie verantwortlich gemacht werden und für sie büßen.

Mit Ausnahme des letzten Aktes ist die ernste Arbeit von dem Publikum sehr warm aufgenommen worden. Die Vorstellung, von Thimig inszeniert, war vorzüglich. Als Oberförster ist Herr Pittschau zum erstenmal in einer Novität aufgetreten: schon von Natur aus ein riesiger Mann, unterstreicht er nach norddeutscher Sitte die Männlichkeit noch und übertreibt die Gebärden; im ganzen aber war seine Leistung sehr respektabel. Von den übrigen seien die Älteste, Frau Mitterwurzer als Großmutter, und der Jüngste, Herr Frank als Sohn des Oberförsters, besonders genannt.

J. Minor.

Von der Woche.

24. November. Der Landtag von Kärnten wird geschlossen; die Landtage von Niederösterreich, Böhmen und Krain werden vertagt. — Der galizische Landtag spricht sich für eine Ausdehnung des Wahlrechtes unter Aufrechterhaltung des Prinzips der Kurienvertretung aus und wird hierauf geschlossen. — Im Sozialpolitischen Verein in Wien hält Dr. Theodor Barth aus Berlin einen Vortrag über Deutschlands Erfahrungen mit dem allgemeinen Wahlrecht. — In Budapest beginnt die Schwurgerichtsverhandlung wegen der unter dem Pseudonym Prof. Zenſig in Berlin erschienenen Broschüre „Die ungarische Krise und die Hohenzollern".

25. Der Landtag von Görz wird vertagt, jener von Steiermark geschlossen.

26. In Wien finden vormittags zahlreiche sozialdemokratische Versammlungen, nachmittags eine christlich-soziale Massenversammlung vor dem Rathaus statt, in welchen die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes verlangt wird. — Eröffnung des ersten Reichskongresses der Konfektionäre Österreichs in Wien. — Die internationale Demonstrationsflotte trifft vor Mytilene ein. — Der Kaiser beglückwünscht telegraphisch den König von Norwegen zu dessen Thronbesteigung.

27. Der erste Wahlkörper in Triest wählt den Magistratsassessor Dr. Pitacco mit 207 von 260 Stimmen in den Reichsrat.

28. In zahlreichen Orten finden Arbeitseinstellungen und Arbeiterdemonstrationen zu gunsten des allgemeinen Wahlrechts statt. In Wien defiliert ein Zug von ungefähr 100.000 Personen unter Führung einer sozialdemokratischen Deputation vor dem Parlament. Die Deputation wird vom Ministerpräsidenten und den Präsidenten der beiden Häuser des Reichsrates empfangen und verlangt die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes. — Wiedereröffnung des Reichsrates. 356. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Ministerpräsident gibt eine Erklärung ab, in welcher das Verhältnis mit Ungarn besprochen und die Einbringung eines Gesetzentwurfes, betreffend die Einführung des allgemeinen Wahlrechts für spätestens Februar 1906 in Aussicht gestellt wird. Im Zusammenhang hiemit wird eine neue Geschäftsordnung für das Abgeordnetenhaus und eine „entsprechende Ausgestaltung" des Herrenhauses als notwendig bezeichnet. Über diese Erklärung wird die Debatte eröffnet. Redner: die Abgeordneten Graf Sternberg und Ritter v. Onciul. — Der freie Verband der alldeutschen Abgeordneten und der Verband der deutsch-nationalen Vereine für Österreich fordern, daß

bei Einführung des allgemeinen Wahlrechtes die historische und kulturell begründete Geltung des deutschen Volkes anerkannt werde. Eine längere ununterbrochene Seßhaftigkeit müsse Voraussetzung des Wahlrechtes sein, und die Verteilung der Mandate auf die Provinzen müsse nach einem aus der Bevölkerungsziffer und Steuerleistung gebildeten Koeffizienten bei Berücksichtigung der nationalen Verhältnisse erfolgen. Die Ausarbeitung einer neuen Geschäftsordnung müsse dem neuen Abgeordnetenhause überlassen bleiben und dem Beschlusse über die Wahlrechtsreform müsse die Festlegung der deutschen Sprache als Verhandlungssprache angefügt werden. — Eine Massenversammlung in Zara fordert von der Regierung die Einführung des allgemeinen geheimen Wahlrechtes. — Baurat Otto Thienemann (geb. 1827), in Wien †. — FML. David Freiherr Gyurits v. Vitez-Sokolgrado (geb. 1822), in Triest †.

29. Im Ministerium des Äußern in Wien beginnen die Verhandlungen mit den serbischen Delegierten, behufs Erneuerung des Handelsvertrages.

30. 357. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Debatte über die Erklärung des Ministerpräsidenten. Es sprechen die Abgeordneten: Dr. Sylvester, Prof. Stedl, Dr. Adler, Glöckner und Dr. Kramarz. — Im Burgtheater findet die erste Aufführung des Schauspieles „Familie“ von Karl Schönherr statt.

1. Dezember. 53. Sitzung des Herrenhauses: Der Ministerpräsident kündigt die Arbeiten der Regierung, betreffend die Wahlreform und die Ausgestaltung des Herrenhauses an und erbittet hierzu die Unterstützung des Hauses. Der Gesetzentwurf betreffend fundierte Bankschuldverschreibungen (Beil. 310. Berichterstatter Freih. v. Niebauer) wird in zweiter und dritter Lesung angenommen. — 358. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Erklärungsdebatte. Es sprechen die Abgeordneten Dr. Herold, Romanczuk, Hybesch, Dr. Baxa, Choc und Noske. — Sitzung des Staatseisenbahnrates. — Sitzung des Industrierates. — Reichsratsabgeordneter Dr. Rudolf Pfaffinger (geb. 1859), in Wien †.

2. 54. Sitzung des Herrenhauses: Graf Franz Thun, Fürst Auersperg, Hofrat Lammasch, Dr. Mattusch, Dr. Ernst v. Plener, Graf Pininski, Fürst Karl Schwarzenberg und Graf Friedrich Schönborn nehmen zur Erklärung des Ministerpräsidenten Stellung; Freiherr von Gautsch erwidert. — Die „Wiener Zeitung“ veröffentlicht eine kaiserliche Entschließung, in welcher eine Ehrenmedaille für 25jährige verdienstvolle Tätigkeit auf dem Gebiete des Feuerwehr- und Rettungswesens gestiftet wird. — Josef Edler von Schönbrunner (geb. 1830), Direktor der Albertina, in Wien †.

•

Die Wahlreform. Während ungezählte Tausende, rote Abzeichen tragend, ruhig und geordnet, fast lautlos an dem Parlament am 28. November vorbeischritten, verkündete Freiherr v. Gautsch im Abgeordnetenhause, daß die Regierung, das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht einführen wolle. Niemand hatte erwartet, daß die Erklärung des Ministerpräsidenten anders lauten würde, es überraschte nur, daß ein so schwerwiegender, in die politischen Verhältnisse des Staates so tief eingreifender Entschluß in solcher Eile gefaßt wurde. Daß die Notwendigkeit auch bei uns bestehe, veraltete Schranken zu fällen, den breiten Schichten der arbeitenden Bevölkerung einen Anteil an der Staatsgewalt einzuräumen, dieses natürliche Verlangen, das durch die Fortschritte der Entwicklung zu einem Recht geworden, zu befriedigen, darüber besteht kein Zweifel; aber für viele lag die Frage nahe, ob der gegenwärtige Zeitpunkt für diese Reform der geeignete sei. Die Bewegung in der Bevölkerung war freilich in den letzten Wochen sehr gewaltig, aber man weiß, daß bei uns Agitationen wenig Wirkung haben, wenn keine Aussicht besteht, daß die Regierung sich entgegenkommend zeigen werde. Es berührt sonderbar, denkt man, daß ein Auskunftsmittel, auf das die jetzige ungarische Regierung in ihrer Bedrängnis fast zufällig verfiel, der Anlaß zu großen politischen Veränderungen bei uns sein soll. Auch fehlte es nicht an solchen, die in Freiherrn v. Gautsch lediglich den Helfer seines ungarischen Kollegen sahen. Und endlich stellen viele die Frage, ob dieses Abgeordnetenhaus, welches bisher seine Befähigung zur Lösung großer Aufgaben wahrlich nicht erwiesen hat, nun kurz vor seinem natürlichen Ende im stande sein wird, ein so großes Werk zu vollbringen. Doch heute ist es zu spät, über diese Fragen zu sprechen. Die Kugel rollt und die Wahlrechtsfrage kann bekanntlich, ist sie einmal ernstlich aufgeworfen, nie wieder von der Tagesordnung verschwinden, ehe sie ihre Lösung gefunden.

Interessant und bedeutungsvoll war die Aufnahme der Worte, die der Ministerpräsident im Parlamente gesprochen. Während man sich mit sehr wenigen Ausnahmen im Abgeordnetenhaus bemühte, die Gedanken in endlosen Reden zu verbergen, gewundene Erklärungen abgab, durch Zwischenrufe seiner Erregung Luft zu machen suchte und Intrigen spann, hat das Herrenhaus in einer denkwürdigen, an die glänzendsten Zeiten des österreichischen Parlaments erinnernden Sitzung seine Stellung klar zum Ausdrucke gebracht. Die eingangs erwähnten Bedenken und so manche Erscheinung der letzten Zeit bildeten den Gegenstand der strengen Kritik, die das Vorgehen des Ministerpräsidenten in diesem Kreis gefunden hat. Man mag die Meinungen, die hier vorgebracht wurden, teilen oder nicht, rückhaltlose Anerkennung muß man jedesfalls der vornehmen Form und dem imponierenden Ernst zollen, mit welchem sie ausgedrückt wurden. Wer jener Sitzung angewohnt, die ruhigen, sachlichen Erörterungen gehört, die rhetorischen Leistungen ermessen hat, muß von tiefer Achtung für wahres parlamentarisches Leben erfüllt worden sein. Bei den brutalen Mitteln, mit welchen heute so häufig gegen Ansichten gekämpft wird, zeigt es selbst bei einem Fürsten Schwarzenberg von Mut, daß er offen ausspricht, was er denkt. Alle Redner betonten, daß sie und ihre Parteien sich eine definitive Stellungnahme zu den Absichten der Regierung für die Zeit vorbehalten müßten, wann der Entwurf eingebracht sein werde. Im übrigen wurde die Frage von sehr verschiedenen Standpunkten erörtert und

Chronik.

Erzählende Literatur.

Der konstruktive Gedanke der epischen Kunst, menschliche Bildungen, die Entwicklung von Einzelschicksalen in der Steigerung eines Lebens vom jugendlichen Anfang bis zur Höhe schicksalsvoller Entscheidungen zu zeigen, liegt naturgemäß dem Hauptmotiv erzählender Werke zu grunde, die nicht im Singulären, sondern in der Durchdringung des Typischen, nicht in der ästhetischen Vereinzelung und Ablösung des Individuums oder des bildnerisch interessanten Vorganges, in der Bezwingung reichen Details, sondern in der größeren Einordnung eines Geschickes in die allgemeinen Zusammenhänge nationaler, wirtschaftlicher Kulturgemeinschaft, in den umfassenderen Kreis des ganzen Lebens die Aufgabe des erzählenden Dichters sehen. Unsere größten deutschen Romane, vom „Wilhelm Meister" über „Maler Nolten" zum „Grünen Heinrich", aber auch die mächtigsten Schöpfungen der stammverwandten nordischen Literatur, etwa Jakobsens „Niels Lyhne", Garborgs epische Idyllen sind Bildungsromane in dem Sinne der Darstellung einer sich bildenden, das heißt, aus dem vegetativen und unbewußten Jugendwerden stetig zu willkürlichem, sittlich-besonderem, geistig durchgearbeitetem Menschentum aufsteigenden Persönlichkeit, deren Schicksale durch ihre innere Fülle, durch ihre dichterische Beseelung und Durchklärung das Leben der Gesamtheit, die Entwicklung der Zeit aufhellen. Etwas kräftig Bejahendes, eine zuversichtliche Heiterkeit, eine Art von Zutrauen, welches daraus entspringt, daß der Dichter einen tiefen Zusammenhang mit dem Ganzen seiner Welt niemals verliert, ein stillerer, tröstender oder ein lauter, voll figurierter Humor gehört mit zu den Kennzeichen dieser germanischen Epik, die das Dunkel, die Schwere und fragwürdige Bedeutung alles Menschlichen harmonisch an die Unerschöpflichkeit, an das Licht und die Ewigkeit der Natur gebunden fühlt.

Der leichte Sieg eines so deutschen erzählenden Talentes wie Hermann Hesses, erklärt sich vielleicht eben aus der grundepischen Natur dieses Dichters und seiner Produktion. Sein zweiter Roman „Unterm Rad"*, motivisch enger als der erste, ist ein Bildungsroman von eingeschränkterer Absicht, eine Schulgeschichte als Lebensläufchen, ist doch das Kapitel „Schule" im deutschen Dasein noch immer ein wunderliches Pudendum. Die Erinnerung an das Gymnasium gehört zu den Schmerzen der meisten geistigen Menschen. Nur der kümmerliche Durchschnitt vergißt gern und leicht, was er gelitten, die geistige, tiefer wurzelnde und höher wachsende Natur hat mehrere an die Gründe ihrer Existenz reichende Erlebnisse, von denen sie sich in Wohl oder Wehe ihres Werdens bestimmt weiß, und zu den negativsten dieser Erlebnisse, zu den Grundübeln gehört nur allzuoft ihre Schulzeit. Die Jahre der Bildung, welche der jungen Seele die dauerndsten Lebensimpulse, die geistige Daseinsrichtung geben sollen, trüben gerade diese Ernährungsquelle und eine individuelle, persönliche Entwicklung wird gebrochen um eines willkürlich und flach gedachten Niveaus willen, um eines staatsbürgerlich prüfungsfähigen Durchschnittsideales willen, das zu fruchtbarer Arbeit im Gemeinwesen unfähig, wohin es später beruflich gelangt, einen bildungsphiliströsen Formel- und Bureaugeist an Stelle schöpferischer Verantwortlichkeit und Selbstgerechtigkeit setzt. Aber sieht man von dieser Fernwirkung einer unzulänglichen Organisation der Schule ab, so ist ihr Urteil schon dadurch gesprochen, daß sie die freieste, aufnahmsfähigste Zeit des jugendlichen Alters verbittert, in das rettungslose Alltagsgrau maschinenmäßiger Bildungszucht versinken läßt. Man höre darüber nur einmal die Stimme von repräsentativen Menschen in Deutschland, denen man glaubt, was man dem „voreingenommenen" „tendenziösen" Radikalismus simpler Schriftsteller abstreitet, etwa die Worte Lichtwarcks in seinen Kunsterziehungstagsreden*. Aber eine konkrete Darstellung im Kunstwerk leuchtet stärker ein als jedes Pathos der Beredung. Schon Emil Strauß in seinem „Freund Hein"** hat mit feiner, vorsichtiger Hand ein solches tragisches Jugendschicksal herausgehoben und ein verwandtes faßt Hermann Hesse kräftiger, entschlossener und derber an, beide schlechthin poetisch, nicht tendenziös und absichtlich überbetont, darum doppelt eindringlich durch die zwingende Wahrheit des Gegenstandes. Nicht jedes Jünglingsleben endet durch die Schule und an ihr, aber daß sie die Jahre der Knaben zu Jahren der Leiden macht, wo diese Knaben einmal die Freude des Volkes bedeuten sollen, daß sie den Wuchs an das Licht gewaltsam umbiegt und an die Lebenswurzeln jeder jungen Seele mit ihren groben Instrumenten tastet, richtet sie im Bewußtsein des Volkes. Und es bleibt dabei, sie hat es nur dem Zufall und der größeren Lebenskraft und Derbheit ihres Menschenmaterials zu danken, wenn ihre Eingriffe nicht eben immer tödlich

* Berlin, S. Fischer, 1906.

* „Der Deutsche der Zukunft", Berlin, B. Cassirer, 1905.

** Berlin, S. Fischer.

sind. Aber physisch und geistig gefahrvoll und unauslöschlich bleiben sie. Daß solche Reden wie die Lichtwarcks und solche Romane wie die von Hesse und Strauß in das gegenwärtige deutsche Leben mächtig tönen und fast gleichzeitig, beweist einen starken Unterstrom, der aus dem Volk, aus der wortlos duldenden Masse hervordringt und wenigstens den ärgsten Schlamm wegspülen wird, der den Gedanken der organisierten nationalen Erziehung, die Idee der Schule entstellt. Was den Roman von Hesse selbst betrifft, ist er wohlgelungen durch seine körnige, saftige Gedrungenheit. Das Schülerleben und -sterben eines kleinen schwäbischen Stiftlers, eingefaßt in das Milieu einer württembergischen Spießbürgerkleinstadt und der Maulbronner Erziehungsanstalt, wo gratis solide Staatsreligionsverkünder produziert werden sollen. Ein David Friedrich Strauß wird, wenigstens eingestandenermaßen, dabei nicht beabsichtigt, wenngleich sich nachher die Schule seiner berühmt, die kein Verdienst an seiner Natur hat. Die typischen Leiden eines begabten, aber allzu empfindlich organisierten Knaben, der zwischen Fleiß, Ehrgeiz, Streben und unbewußten Menschheitsinstinkten schwankt, an sich und der Welt irre wird, das Gleichgewicht verliert und unters Rad des Lebens kommt. Die stärkeren revolutionären oder phlegmatischen Burschen haben mehr Möglichkeit, sich herauszuarbeiten, entweder durch die Krise oder an ihr vorbei, aber es ist der künstlerisch feinste Zug, daß hier ein Knabe an seinem armen Knabenwesen zu grunde geht, das von der Anspannung des jugendwidrigen Schulzwanges physisch und geistig erdrückt wird. Das Ende ein früher, nicht einmal gewollter Tod — auch dies Sichsterbenlassen ist so bezeichnend — und eine karge Nachrede ohne viel Leid und Liebe. Einer mehr, einer weniger, was tut's! Je knapper und zusammengehaltener die Lebensfülle, desto ergreifender die Bitterkeit des Motivs. Man braucht nicht erst zu sagen, welche Sicherheit in der Darstellung alles Sachlichen, in dem leisen, leichten Gegeneinander aller Stimmungswerte, in dem reinen Ansatz, in der dichten Fügung des Ganzen waltet, dabei welche saubere, frische, wohllautende Sprache, die zuweilen den alten schwäbischen Unterton des Sarkasmus, der wohlwollend kuriosen Ironie hat und damit das geistige, das innere Pathos des Stoffes völlig ausschöpft. Sehen wir vom gelungenen Roman ab und nach der Weiterentwicklung des Dichters selbst: er steht auf gleichem Stand wie beim „Camenzind", nur sicherer seiner Gaben, aber nicht bedeutender in seinem Wollen. Das Gleichmaß einer ruhigen Existenz prävaliert, wer weiß, wie viel an ungezügelterer Absicht ein schwerer Jugendweg etwa auch ihm genommen haben mag, der so früh reif, in sich gefaßt und bescheiden sein kann. Was er jetzt macht, kommt aus einem prachtvoll ausgeruhten Wesen doppelt reich hervor, aber das Ausruhen, geistig auf dem alten Besitz früherer Erlebnisse, physisch in ungestörter Einsamkeit, ist nicht die Steigerung zum Größten. Das Idyll steht zwischen den Schlachten. Aber sollen wir ernstlich einem Glücklichen das Unglück forttreibender Elementarkräfte, ruhelose Instinkte von Zerstörung, Neuschöpfung und Unmuße aller Art wünschen und uns nicht lieber vergnügt des Besten freuen, das er zu bieten hat: das lieblichste Schwabenidyll unserer Dichtung seit seinem Meister Mörike!

Diese verwandte idyllische Grundstimmung und die epische Richtung nach dem Bildungsweg und -wesen typisch deutscher Menschen findet sich in Jakob S c h a f f n e r s Roman „Irrfahrten".* Aber der Verfasser steht geistig und künstlerisch, sozial und persönlich um eine gute Stufe tiefer als etwa Hesse. Sein Erbteil ist die alte Sprech-, Lebens- und Gefühlsweise des wanderhaften deutschen Handwerksburschen, mit einer gewissen derben, natürlich wohllautenden, dialektgefärbten Erzähler- und Lügenlust, mit Freude an möglichst bunten, selbst bis zur innern Unwahrheit gesteigerten Ereignissen, mit großem Respekt vor dem „Höheren" und mit einer treuherzigen Sehnsucht nach spießbürgerlicher Seßhaftigkeit und wohlgeordneten Lebenszuständen. Es ist ein Typus, der immer mehr ausstirbt und heute schon etwas Fossiles hat, wie das ideale Kleinbürgertum des Ludwig Richter, das von verschollener liebenswürdiger Simplizität erzählt. Die Zustände sind gefahrvoller, die Gegenüberstellungen der Menschen feindlicher geworden, viele Mauern sind gefallen und die phantastische Erfindung solcher unwahrer Amerika- und Goldlandserlebnisse wird durch die großartige Möglichkeit unseres gigantischen Arbeitsdaseins weit überboten. Der Dichter, der von ungefähr in den Bann Gottfried Kellers geriet, wird zu zeigen haben, ob er sich auf den eigenen, neuen Wegen unserer Zeit und in der strengeren Wahrheitspflicht, die dem Schöpfer persönlicher Werke auferlegt ist, zurechtfinden und behaupten wird. Die Tradition kann auch ein Fluch werden, wo sie zeitlich überlebt, mit der inneren und äußeren Wahrheit der Dinge in Widerspruch kommt. Nicht umsonst redet die alte Sage von der größten Gefahr im Heldendasein: vom „Verliegen". Und ein Stück Held steckt in jedem Künstler, oder er ist nie einer gewesen.

Ein ganz anderes Stück Erziehungsleben erscheint in dem berühmten, eben übersetzten Roman von Léon F r a p i é „Die Kinderschule"**.

* Berlin, S. Fischer

** Egon Fleischel & Co., Berlin.

Franz Scherzer hatte sich mit Nanette Ferdinandi vereinigt, doch auch diese Unternehmung reussierte nicht, und Scherzers Nachfolger war wahrscheinlich Josef Kettner, vormals Mitglied der Schikanederischen Gesellschaft und Theaterunternehmer in Penzing, der seine Direktion am 1. September 1791 eröffnete. Was uns Bäuerle in seinen „Memoiren" (1858, S. 113 ff.) über das Landstraßer Theater berichtet, vermag die Wahrheitsprobe nicht zu bestehen. So erzählt er unter anderem, daß Kaiser Leopold II. das Theater am „Eröffnungstage" mit seinem Besuch beehrt habe. Kaiser Leopold war aber schon am 22. August nach Prag abgereist, wo im September 1791 die Krönungsfeierlichkeiten stattfanden, und traf erst am 8. Oktober wieder in Wien ein. Bäuerle, der damals ein fünfjähriges Kind war, spricht aber von dieser feierlichen Eröffnung wie ein Augenzeuge. Hoffentlich hat er den Beginn der Kettnerschen Ära mit dem 1. September 1791 richtig datiert. Er gibt wenigstens einen Theaterzettel an, nach welchem an diesem Tage ein Lustspiel von Schletter „Blaue Augen und schwarze Haare" und ein Ballett „Weiß und Rosenfarb" gegeben wurden. Über das Repertoire der Kettnerschen Gesellschaft sind wir nur spärlich unterrichtet. Man gab alle Gattungen des Dramas: Lustspiele, Schauspiele und Trauerspiele, darunter auch Lessings „Emilia Galotti". Kapellmeister war der Virtuose auf der Violine und Tonsetzer Franz Pechatschek, der für diese Bühne auch mehrere Opern und Ballette komponierte. Die Preise waren, um das Publikum anzulocken, verringert worden. Der Beginn der Vorstellung war auf halb 7 Uhr angesetzt, da man von den Bewohnern der Landstraße boshaft behauptete, daß sie sich schon um 7 Uhr zu Bette legten.

Alle diese Direktoren stellten sich in der Leitung ihres Theaters durchaus keine künstlerischen Aufgaben; die Hauptsache für sie war, ein gutes Geschäft zu machen. Nun sollte aber das Landstraßer Theater in Christoph Seipp einen Direktor erhalten, der Zeit seines Lebens das Geschäft hintangesetzt hatte und seinen Ehrgeiz darin suchte, die Bühne zu einem wirklichen Kulturfaktor zu erheben. Seipp, der hauptsächlich in Ungarn, Mähren und Schlesien spielte, war es auch, der Shakespeares „Lear" zuerst für die deutsche Bühne bearbeitete. Er schrieb auch eine Anzahl Theaterstücke. Seinen Idealismus findet man an manchen Orten des Gothaschen Theaterkalenders bezeugt. So schrieb er selbst in diesem Kalender im Jahre 1789: „Ich führe gewiß meine Grille aus, eine Gesellschaft von lauter gut gesitteten, gesetzten, ordentlichen und fleißigen Gliedern um mich zu haben." Mehr als einmal sagte er: „Lieber keinen Kreuzer in der Kasse, als mein Theater durch Spektakelstücke beschimpfen zu lassen." Ja, als ein Schauspieler seiner Truppe in einem Stücke Lessings unanständig extemporierte, pfiff er selbst den Betreffenden aus und stellte ihn öffentlich zur Rede. Dieser ehrenwerte Mann übernahm von Elise Kettner das Theater und eröffnete es mit seiner wohlgeschulten Truppe am 5. Mai 1793 wieder.

Leider wirkte Seipp nur kurze Zeit, denn schon am 20. Juni 1793 erlag er, erst 46 Jahre alt, einer Lungenentzündung. An Vermögen hinterließ er nichts. „Indem der Verlebte", heißt es in den Verlassenschaftsakten, „durch Zuschuß guter Bekanten begraben worden, solle Nichts vorhanden seyn, dahero kein Sperr angeleget." Seipps Andenken wurde in einem Nachruf von Gruber von Grubenfels, der nachmals auch die Biographie seines Freundes schrieb, auf dem Landstraßer Theater gefeiert.

Nach dem Tode des allgemein bedauerten Seipp übernahm dessen Gattin Sophie die Entreprise des Landstraßer Theaters.

Mit ihrem Repertoire hielt sie sich an die gute Tradition ihres Gatten, nur scheint sie die Oper bevorzugt zu haben. Freilich mußte auch Frau Seipp notgedrungen bald zu „Spektakelstücken" greifen, um den Schaupöbel anzulocken. Wir besitzen einen Theaterzettel vom 7. Oktober 1793, der „Hansis letzter Tag. Eine neue Pantomime mit Tänzen, Flugwerken und Maschinen in 3 Akten" ankündet. So endete auch die Seippsche, die beste Unternehmung ohne künstlerischen Erfolg. Im Wiener Theateralmanach für das Jahr 1794, p. 40, der sich über das Landstraßer Theater überhaupt sehr abfällig äußert, heißt es „... jetzt spielt unter der Direktion einer gewissen Madame Seipp eine äußerst unbedeutende Truppe". Zu Michaelis des Jahres 1793 dürfte das letztemal gespielt worden sein. Bereits im Jahre 1794 wurde das Theater abgebrochen und an dessen Stelle wurden Zinshäuser gebaut.

Indessen hätte sich wohl wieder ein unternehmungslustiger Schauspieler gefunden, der den Kampf mit dem indolenten Landstraßer Publikum aufgenommen hätte, aber es war nicht allein dieses Publikum, das vor einem solchen Vorhaben abschreckte. Wir finden im Protokoll für Niederösterreich vom September 1794 folgenden Vermerk: „Decret an Regg. Erhält Wissenschaft, daß in Folge des mit dem Hoftheatral-Vicedirector v. Bauer abgeschlossenen Kontrakts in Hinkunft keine neuen Theater weder in, noch vor der Stadt errichtet und selbst aus den gegenwärtig bestehenden, wenn eines derselben eingehen sollte, dasselbe nicht mehr fortgesetzt werden dürfe." Dieser Erlaß, der einer drohenden Konkurrenz der Vorstadttheater

mit den Hoftheatern vorbeugen sollte, dürfte wohl der Hauptgrund gewesen sein, weshalb die Landstraße fortan ohne Theater blieb.

Gustav Gugitz.

Zur Shakespeare-Bacon-Hypothese. Das Wort ist und bleibt doch wahr allezeit: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." Kaum hatten wir die Leser dieser Zeitschrift in einer der letzten Nummern* derselben über die ebenso unzweifelhafte Hinfälligkeit der in neuerer und neuester, wie der in früherer Zeit vorgebrachten Gründe für die Behauptung, daß Bacon der Verfasser der Shakespeare-Dramen sei, wenn auch nicht endgültig, so doch wenigstens für einige Jahre, wie wir glaubten und hofften, aufgeklärt und beruhigt, da kommt uns nachstehende, dem Börsenblatte für den deutschen Buchhandel vom 25. November entnommene Notiz zu:

Neues zum „Bacon-Shakespeare-Geheimnis". — Über neue Ergebnisse seiner unermüdlichen Forschung über Francis Bacon als Urheber der Shakespeare-Dramen teilte uns Herr Edwin Bormann in Leipzig folgendes mit:

„Leipzig, November 1905.

Es ist mir geglückt, das endgültige Geständnis Francis Bacons, daß er der heimliche Shakespeare-Dichter ist, aufgefunden zu haben. Dieses Geständnis ist in Form von Hunderten von reichgereimten, teils ernsten, teils drolligen Versen niedergelegt, die Bacon auf eine höchst geistvolle (zugleich diskrete und doch ganz deutliche) Weise kurz vor seinem Tode, gleichsam als literarisches Testament, gedruckt in die Welt gesandt hat. Das Geständnis erstreckt sich auf die Verheimlichung und ihre Gründe, auf die Dramengesamtausgabe, auf eine Reihe von Einzeltiteln der Shakespeare-Dramen, auf das Wort „Shakespeare" und auf das Verhältnis Francis Bacons zu dem Schauspieler, der ihm als literarischer Deckmantel diente. Es wird dadurch um so deutlicher, als es nicht nur in englischer, sondern auch in lateinischer und französischer Sprache niedergelegt ist. Alles gereimt, alles gedruckt, alles mit Francis Bacons Namen gezeichnet. — Näheres darüber Anfang nächsten Jahres . . . . .

Hochachtungsvoll

(gez.) Edwin Bormann."

Sollen wir nun über die uns bevorstehenden Enthüllungen Tränen vergießen oder sollen wir uns darüber freuen? Sicherlich, unsere Tränen werden fließen, aber es werden Tränen sein reinster, hellster Freude, wie sie uns noch immer Edwin Bormanns, im Leipziger Dialekt geschriebenen reizenden Dichtungen und seine Shakespeare-Bacon-Forschungen, die ja dem Wesen wenn auch nicht der Form nach, mit jenen identisch sind, mühelos und in reichlichen Strömen zu entlocken vermocht haben. Und gerade so wird es allen Lesern ergehen, die für echten, sieghaften Humor — freiwilligen wie unfreiwilligen — Sinn und Verständnis haben.

Man bedenke nur, welche Genüsse solchen literarischen Feinschmeckern bevorstehen! Das endgültige Geständnis Francis Bacons, daß er, wie Bormann gefunden hat, der heimliche Shakespeare-Dichter gewesen sei, ist in Form von Hunderten nicht nur gereimten, sondern sogar reich gereimten, teils ernsten, teils drolligen Versen von Bacon niedergelegt worden, die er, gleichsam als literarisches Testament, gedruckt in die Welt gesandt hat — und noch dazu kurz vor seinem Tode! Welche Seelengröße dieses seltsamen Mannes, von dem man bisher nur zu wissen geglaubt hat, daß er nicht lange vor seinem Tode auf dem Krankenbette einige kurze Gedichte erbaulichen Inhalts verfaßt habe, in denen er trachtete, sich, bevor er das Zeitliche segnete, mit seinem Schöpfer auf guten Fuß zu stellen!

Und nun erfahren wir, daß dieser tiefe Denker, dessen größte Bewunderer ihm die mannigfachsten Geistesgaben, nur leider nicht wirkliche Begabung für Dichtkunst und ebensowenig für wahren Humor zuerkannten, nicht nur Hunderte von Versen, sondern sogar von drolligen Versen gedichtet habe. Und „alles gereimt, alles gedruckt, alles mit Francis Bacons Namen gezeichnet". „Näheres darüber Anfang nächsten Jahres" verheißt uns hochachtungsvoll Edwin Bormann. Also gedulden wir uns noch einen kurzen Monat und danken wir dem liebenswürdigen Leipziger Dialektdichter und Bacon-Forscher, daß er unsere freudigen Erwartungen so bald zu befriedigen gedenkt. Die Spannung, in der wir uns befinden, ist so groß, daß sie durch die kühnsten Phantasiebilder, die ja schon jetzt durch Bormanns Verheißungen in uns rege werden, kaum noch übertroffen werden könnte. Oder doch? Wir ahnen und sehen eine Möglichkeit!

Bormann stellt uns in Aussicht, daß die reichgereimten, ernsten und drolligen Verse, in denen Bacon seine Enthüllungen niedergelegt hat „nicht nur in englischer, sondern auch in lateinischer und französischer Sprache geschrieben seien". Warum aber, so fragen wir, hat Bacon, der Sprachgewandte, der ahnungsvoll in die Zukunft Schauende, nicht wenigstens einige seiner Enthüllungen auch in deutscher Sprache, und zwar im Leipziger Dialekt, geschrieben? Er, der so vieles wußte und voraussah, hätte doch wohl auch ahnen können, welche Effekte gerade mit drolligen Versen und Reimen im Leipziger Dialekt zu erzielen sind, wie dies seinem Leipziger

* Vgl. Band V, Heft 55, vom 10. November 1905.

Kommentator Edwin Bormann, allerdings erst einige Jahrhunderte später, in so meisterhafter Weise gelungen ist.

Aber selbst wenn unsere berechtigten Erwartungen, wie wir fast fürchten müssen, in dieser Hinsicht nicht in Erfüllung gehen sollten, so sind wir doch überzeugt, daß die neuesten Bacon-Forschungen Edwin Bormanns dem für Humor empfänglichen lesenden „Buwligum" schon in wenigen Wochen eine reich sprudelnde Quelle exaltiertester Freude eröffnen werden, so daß endlich die Prophezeiung in Erfüllung gehen wird, die Bormann aussprach, als er auf so lustige Weise in seinem „Leipziger Allerlei" seinen „Begasus" tummelte:

„Dasses Buwligum ver Freeden (vor Freuden)
Seines Leibs Extremideeden,
Wenn diß Werk erscht ufgelegt,
Iwwern Haupt zesammenschleegt."

J. Schipper.

Feuilleton.

Schönherrs „Familie".

(Burgtheater: Donnerstag den 30. November.)

Unter den Wiener Schriftstellern nimmt Karl Schönherr eine ganz eigene und selbständige Stellung ein. Ihm fehlen die Grazie und die Leichtigkeit, mit der Schnitzler seine feinen Dialoge, Hofmannsthal sein überzartes Versgespinst zu Papier bringt, ebenso wie der kecke Wurf, mit dem Hermann Bahr seine bunten Glaskugeln eine nach der andern über das Ziel hinausschleudert. Er ist zwar ein Dichter von echtem Schrot und Korn, aber nicht Schriftsteller von Beruf, sondern Arzt. Er hat es nicht nötig, in jeder Saison sein Stück schlecht und recht abzuliefern; er läßt die Sachen lang in sich reif werden und wird erst, kurz bevor der Vorhang aufgeht, und auf den Brettern selbst, mit ihnen fertig. Man sieht es ihnen dann auch an, daß sie nicht als neunmonatliche Durchschnittskinder leicht vom Stamm gefallen sind, sondern eine lange und bange Werdezeit durchgemacht haben. Einakte, in denen er seine ganze Kraft zusammenhielt, haben zuerst die Aufmerksamkeit auf Schönherr gelenkt; aber auch, als er dann zu größeren Kompositionen überging, behielt er die lakonische, fast epigrammatische Ausdrucksweise und die stramme Szenenführung bei. Fast möchte man ihm etwas von der größeren Leichtigkeit und dem kecken Wurf seiner Wiener Kollegen wünschen; denn seine wortkarge Gegenständlichkeit erscheint uns mitunter mehr absichtlich und künstlich als natürlich. Noch mehr aber möchte man ihm eine kleine Dosis von dem prächtigen Humor jenes Wiener Dichters wünschen, mit dem er, leider nur von der ernsten Seite, die nächste Verwandtschaft hat: Anzengrubers. In der aufrichtigen und sicheren Erfassung der Probleme, die sich aus dem Leben der unteren Stände ergeben, ist der stilisierende Nachfolger seinem großen Vorgänger näher gekommen, als die massenhaften Volksdichter mit Dialekt und Gesang. Aber der Humor, ohne den es kein Volk und daher auch kein Volksstück gibt, scheint ihm ganz zu fehlen und nie fällt ein befreiendes Wort: „Es kann dir nichts g'schehn!"

Auch in seinem neuen dreiaktigen Schauspiel führt uns Schönherr wieder unter ein solches Geschlecht von schweren und tief innerlichen Menschen. Nicht bloß die beiden Hauptfiguren, sondern alle, mit einziger Ausnahme einer boshaften Klatschbase, haben schwer an dem Leben zu tragen. Sogar die alte Großmutter keucht unter ihrer Last und die Kinder — ach ja, diese armen Kinder, sie haben es längst erfahren, daß ihre angebetete Mutter die Dirne eines schlecht beleumundeten Soldaten ist! Was aber die Buben auf der Gasse und die Weiber auf dem Markte sich erzählen, dafür findet unter diesen verschlossenen Menschen weder der Bruder gegenüber der Schwester, noch der Sohn gegenüber dem Vater ein Wort. In dem zerstörten Heim rennen sie alle, wie von einem bösen Geist getrieben, durcheinander, treppauf und treppab, hinaus und hinein, und schlagen die Türe zu. Mir ist kein modernes Stück erinnerlich, in dem die innerliche Unruhe sich so sinnfällig in äußere Bewegung umgesetzt hätte.

Als junger Mensch ist der Oberförster der Verführung einer Frau erlegen, die ihm durch ein Licht am Fenster die freie Bahn zu ihrem Schlafzimmer bezeichnet hatte. Ihrem fünfjährigen Buben hat sie weisgemacht, das Licht brenne dem lieben Gott zu Ehren. Der Mann hat sie ertappt und ist vom Schlag gerührt zusammengebrochen. Die Mutter ist aus Verzweiflung mit dem Kind ins Wasser gegangen; der Knabe ist zwar gerettet worden, aber verwahrlost aufgewachsen und nun Soldat.

Neunzehn Jahre später fällt der Sohn des Oberförsters in die Ache. Im Begriff, ihn herauszuholen, erinnert sich der Vater der Frau, die durch ihre und seine Schuld in derselben Ache geendet hat, und er bleibt wie angewurzelt stehen. Inzwischen ist der Soldat in das Wasser gesprungen und hat den Burschen gerettet. Zugleich mit dem Dank nimmt der weibergierige Gesell auch die Liebe der Mutter in den Kauf, die ihm nun auch ein Licht ans

Fenster stellen muß, wenn ihr Mann nicht zu Hause ist. Ohne es zu wissen (denn er kennt den Liebhaber seiner Mutter nicht), ist also der Soldat der Rächer geworden, hat er Gleiches mit Gleichem vergolten.

Und das ist der gesunde Kern des Stückes, dem es auch seinen Titel verdankt. „Wer nicht Familie hat, ist nur ein halber Mensch“, sagt der Oberförster; aber er vergißt, daß er seine Familie auf dem Untergang einer andern erbaut hat, die durch seine Schuld zu grunde gerichtet worden ist. „Wenn es einmal in einer Familie nicht mehr richtig ist, dann sind die Kinder auch gleich aus dem Hause“, sagt die Großmutter. In dieser starken Betonung des Segens und des Fluches, der aus der Familie hervorgeht, erinnert Schönherr an die beste Seite des alten Iffland, mit dem er auch das Milieu des Försterhauses gemein hat. Selbst die Familienlosen sind von diesem Geiste ergriffen: der Soldat macht für den „faulen Kern“ in seinem Herzen seine Mutter und den Lumpenhund verantwortlich, der seine Familie zertreten hat; und in einer sehr glücklichen Szene findet sich der Familienlose zuletzt doch noch mit dem Findelkind Rosa in der Sehnsucht nach dem Eia popeia zusammen — welcher der Dichter leider keine Erfüllung hat zu teil werden lassen.

Nun sind wir es aber bei den modernen Dramatikern längst gewohnt, daß das, was ein Mann der alten Schule herzhaft in den Mittelpunkt gerückt hätte, uns mit der raffinierten Technik des neueren Dramas in dutzendfacher Umhüllung gereicht wird, den Vexiergeschenken ähnlich, die einen wertvollen, aber kleinen Kern in hundert Schachteln oder Papiere einwickeln. So ist auch in Schönherrs „Familie“ der Kern nur allmählich aus Andeutungen und Erzählungen zu erraten; die eigentlichen Vorgänge aber, die unser Auge und unser Ohr beschäftigen, haben ein ganz anderes Ziel. Es handelt sich hier darum, daß der Oberförster die Schuld seiner Frau erfährt; und die handelnden Personen teilen sich in solche, die ihre Schuld kennen oder nicht kennen, die ihm ihre Schuld verraten oder verheimlichen wollen. Eine lange Strecke hindurch bildet ein Diebstahl den Angelpunkt, um den sich die Vorgänge drehen. Der Oberförster hat ein Kuvert mit einer Banknote absichtlich liegen gelassen, um den Soldaten zu prüfen: wenn er ehrlich ist, will er ihn in den gräflichen Dienst bringen, wenn er unehrlich ist, will er ihn fortjagen. Um die Entfernung des Verführers seiner Mutter zu bewirken und den Gassenjungen das Maul zu stopfen, steckt der Sohn das Kuvert ein und läßt den Verdacht des Diebstahls auf dem Soldaten sitzen, der sein Lebensretter ist. Durch die Näherin Rosa, die das Kuvert in dem Rock des Burschen gefunden hat und in den Soldaten verliebt ist, kommt die Wahrheit ans Licht. Aber erst einen Akt später verfolgt der Oberförster diese Spur weiter, indem er den Sohn zum zweitenmal auffordert, dem Verleumdeten Abbitte zu leisten, worauf dieser den Verführer seiner Mutter als Schurken brandmarkt. Hier habe ich das Gefühl, daß die Enthüllung gewaltsam hinausgezogen ist; und daß der Oberförster bei festerem Auftreten schon im ersten Akt hätte Klarheit erhalten müssen.

Diese Technik, welche ein spannendes Moment als Mittelglied zwischen die Ereignisse schiebt und einen Ehebruch mittels eines Diebstahls enthüllt, haben die Modernen, Ibsen so gut wie Laube, von dem alten Scribe erlernt. Von der analytischen Methode der älteren Schicksalstragödie und auch Ibsens unterscheidet sich Schönherrs Schauspiel wesentlich dadurch, daß der Zuschauer und auch die meisten handelnden Personen über die Schuld der Frau längst im klaren sind. Die Enthüllungen sind nur Enthüllungen für den Oberförster, nicht für den Zuschauer. Auch auf die fatalistischen Motive kann ich kein so großes Gewicht legen. Das alte Schicksalsdrama, das ja freilich auch gern im Försterhause spielt und dem unser Dichter vielleicht auch in der Stimmungsmalerei manchen Zug abgesehen haben mag, besteht auf dem genauen dies fatalis; unser Stück aber spielt nicht an demselben Tag, sondern einen Tag später, als an dem die Eltern des Soldaten vor 19 Jahren gestorben sind. Das Licht, das den sündigen Paaren beidemal leuchtet, ist, wie die Lampe Heros, ein sprichwörtliches Liebeszeichen; und der Soldat, der es bei seiner Mutter leuchten gesehen hat, kann es sich auch bei der Oberförsterin bestellt haben. Auch mit der Ache verbindet sich kein unheimliches Schicksalswalten: denn nicht der Sturz des Knaben in das Wasser, sondern die Gedanken, die der Vater mit psychologischer Notwendigkeit daran knüpft, führen das Unheil herbei.

Es macht sich ja freilich als Kehrseite unserer hochentwickelten Technik immer mehr fühlbar, daß über dem Äußerlichen das Innerliche und Wesentliche mehr und mehr vernachlässigt wird; und während es unseren Dramatikern keine Mühe macht, das Auftreten und Abtreten der Personen durch seitenlange Dialoge zu motivieren, muß man sich die Hauptmotive der Handlung aus kurzen Andeutungen, zufälligen Dialogwendungen und abgerissenen Erzählungen mühsam zusammenzählen. So will es die Wahrheit, die vollständige Objektivität! Wie wir neulich bei Schnitzler hinter den glatten Dialogwendungen vergeblich Aufschluß über wichtige seelische Motive suchten; wie wir bald

darauf bei Sudermann zwar sehr viel über Steinmetzen und Strafhäuser erfuhren, aber über den Helden selber recht im Dunkeln tappten: so gehen auch in dem musterhaft ausgeführten, zeitlich und räumlich völlig konzentrierten Schauspiel Schönherrs die Personen stets wohlmotiviert aus und ein, es werden Koffer gepackt und Hühneraugen ausgeschnitten — man ist immer beschäftigt, mit dem und mit jenem, und man bemerkt erst später, daß man über dieser angenehmen Zerstreuung, auf die es die moderne Technik abgesehen hat, manche Frage ganz aus den Augen verloren hat, die man gerne beantwortet gesehen hätte. Wie hat es denn nur geschehen können, daß die von dem jungen Oberförster verführte Frau gleich in das Wasser gegangen ist? Hat sie an ihrem Geliebten, dem Oberförster, keine Stütze gesucht oder nicht gefunden? Und wie steht es denn mit der Oberförsterin und ihrem Geliebten? Man muß und kann sich ja am Ende auch diese ungleichen Menschen zusammendenken; der Dichter hilft an dieser gefährlichsten Stelle nicht nach, er setzt das einfach voraus. Und zuletzt, als sie erfährt, daß der Soldat eine andere liebt und sie wie eine Dirne besudelt hat, was geht denn da in ihr vor? Sie küßt dem Mann, den sie beschmutzt an Leib und Seele nennt, die Hand, die ihr Kind gerettet hat, und verflucht in dem Mörder, der ihn getötet, ohne es zu wissen, ihr eigenes Kind. Diese plötzliche Unterscheidung zwischen dem Liebhaber und dem Lebensretter, die ihr immer eins waren, ist so epigrammatisch zugespitzt, wie der ganze Schluß. Denn gleich darauf verrät sich der Oberförster durch eine Anspielung auf das „Licht, dem lieben Gott zu Ehren" und der sterbende Soldat erkennt in ihm den Verführer seiner Mutter, den er verdammt. Damit läßt der Dichter den Vorhang fallen. Nachdem das Enthüllungsdrama zu Ende ist, hat auch die „Familie" das Interesse für ihn verloren; und nachdem die Lehre aus der Familiengeschichte gezogen ist, läßt er die Personen stehen, wie der Fabeldichter seine Tiere. Was wird nun aus dem Oberförster und der Oberförsterin? Was aus der Mutter und dem Kinde, das der Mutter den Geliebten getötet hat? Die Familiengeschichte beginnt von neuem! Abgeschlossen ist nur der Lebenslauf des Soldaten, der als unschuldiges Opfer fremder Sünden gefallen ist, wenn es dem Dichter mit dem Satze wirklich Ernst ist, daß der faule Kern in ihm seine Mutter war. Gerne hätte ich den Soldaten, den nach der letzten Unterredung mit Rosa ohnedies jeder Zuschauer im Trockenen glaubt, mit seiner Geliebten eine bessere Familie gründen, den Oberförster aber mit seiner Gattin abrechnen sehen. Das Opfer der Familie kann nicht noch für die Sünden der Familie verantwortlich gemacht werden und für sie büßen.

Mit Ausnahme des letzten Aktes ist die ernste Arbeit von dem Publikum sehr warm aufgenommen worden. Die Vorstellung, von Thimig inszeniert, war vorzüglich. Als Oberförster ist Herr Pittschau zum erstenmal in einer Novität aufgetreten: schon von Natur aus ein riesiger Mann, unterstreicht er nach norddeutscher Sitte die Männlichkeit noch und übertreibt die Gebärden; im ganzen aber war seine Leistung sehr respektabel. Von den übrigen seien die Älteste, Frau Mitterwurzer als Großmutter, und der Jüngste, Herr Frank als Sohn des Oberförsters, besonders genannt.

J. Minor.

Von der Woche.

24. November. Der Landtag von Kärnten wird geschlossen; die Landtage von Niederösterreich, Böhmen und Krain werden vertagt. — Der galizische Landtag spricht sich für eine Ausdehnung des Wahlrechtes unter Aufrechterhaltung des Prinzips der Kurienvertretung aus und wird hierauf geschlossen. — Im Sozialpolitischen Verein in Wien hält Dr. Theodor Barth aus Berlin einen Vortrag über Deutschlands Erfahrungen mit dem allgemeinen Wahlrecht. — In Budapest beginnt die Schwurgerichtsverhandlung wegen der unter dem Pseudonym Prof. Zensig in Berlin erschienenen Broschüre „Die ungarische Krise und die Hohenzollern".

25. Der Landtag von Görz wird vertagt, jener von Steiermark geschlossen.

26. In Wien finden vormittags zahlreiche sozialdemokratische Versammlungen, nachmittags eine christlich-soziale Massenversammlung vor dem Rathaus statt, in welchen die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes verlangt wird. — Eröffnung des ersten Reichskongresses der Konfektionäre Österreichs in Wien. — Die internationale Demonstrationsflotte trifft vor Mytilene ein. — Der Kaiser beglückwünscht telegraphisch den König von Norwegen zu dessen Thronbesteigung.

27. Der erste Wahlkörper in Triest wählt den Magistratsassessor Dr. Pitacco mit 207 von 260 Stimmen in den Reichsrat.

28. In zahlreichen Orten finden Arbeitseinstellungen und Arbeiterdemonstrationen zu gunsten des allgemeinen Wahlrechts statt. In Wien defiliert ein Zug von ungefähr 100.000 Personen unter Führung einer sozialdemokratischen Deputation vor dem Parlament. Die Deputation wird vom Ministerpräsidenten und den Präsidenten der beiden Häuser des Reichsrates empfangen und verlangt die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes. — Wiedereröffnung des Reichsrates. 356. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Ministerpräsident gibt eine Erklärung ab, in welcher das Verhältnis mit Ungarn besprochen und die Einbringung eines Gesetzentwurfes, betreffend die Einführung des allgemeinen Wahlrechts für spätestens Februar 1906 in Aussicht gestellt wird. Im Zusammenhang hiemit wird eine neue Geschäftsordnung für das Abgeordnetenhaus und eine „entsprechende Ausgestaltung" des Herrenhauses als notwendig bezeichnet. Über diese Erklärung wird die Debatte eröffnet. Redner: die Abgeordneten Graf Sternberg und Ritter v. Onciul. — Der freie Verband der alldeutschen Abgeordneten und der Verband der deutsch-nationalen Vereine für Österreich fordern, daß

bei Einführung des allgemeinen Wahlrechtes die historische und kulturell begründete Geltung des deutschen Volkes anerkannt werde. Eine längere ununterbrochene Seßhaftigkeit müsse Voraussetzung des Wahlrechtes sein, und die Verteilung der Mandate auf die Provinzen müsse nach einem aus der Bevölkerungsziffer und Steuerleistung gebildeten Koeffizienten bei Berücksichtigung der nationalen Verhältnisse erfolgen. Die Ausarbeitung einer neuen Geschäftsordnung müsse dem neuen Abgeordnetenhause überlassen bleiben und dem Beschlusse über die Wahlrechtsreform müsse die Festsetzung der deutschen Sprache als Verhandlungssprache angefügt werden. — Eine Massenversammlung in Zara fordert von der Regierung die Einführung des allgemeinen geheimen Wahlrechtes. — Baurat Otto Thinemann (geb. 1827), in Wien †. — FML. David Freiherr Gyurits v. Vitesz-Sokolgrado (geb. 1822), in Triest †.

29. Im Ministerium des Äußern in Wien beginnen die Verhandlungen mit den serbischen Delegierten, behufs Erneuerung des Handelsvertrages.

30. 357. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Debatte über die Erklärung des Ministerpräsidenten. Es sprechen die Abgeordneten: Dr. Sylvester, Prof. Stedl, Dr. Adler, Glöckner und Dr. Kramarz. — Im Burgtheater findet die erste Aufführung des Schauspieles „Familie" von Karl Schönherr statt.

1. Dezember. 53. Sitzung des Herrenhauses: Der Ministerpräsident kündigt die Arbeiten der Regierung, betreffend die Wahlreform und die Ausgestaltung des Herrenhauses an und erbittet hierzu die Unterstützung des Hauses. Der Gesetzentwurf betreffend fundierte Bankschuldverschreibungen (Beil. 310. Berichterstatter Freih. v. Niebauer) wird in zweiter und dritter Lesung angenommen. — 358. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Erklärungsdebatte. Es sprechen die Abgeordneten Dr. Herold, Romanczuk, Hybesch, Dr. Baxa, Choc und Noske. — Sitzung des Staatseisenbahnrates. — Sitzung des Industrierates. — Reichsratsabgeordneter Dr. Rudolf Pfaffinger (geb. 1859), in Wien †.

2. 54. Sitzung des Herrenhauses: Graf Franz Thun, Fürst Auersperg, Hofrat Lammasch, Dr. Mattusch, Dr. Ernst v. Plener, Graf Pininski, Fürst Karl Schwarzenberg und Graf Friedrich Schönborn nehmen zur Erklärung des Ministerpräsidenten Stellung; Freiherr von Gautsch erwidert. — Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht eine kaiserliche Entschließung, in welcher eine Ehrenmedaille für 25jährige verdienstvolle Tätigkeit auf dem Gebiete des Feuerwehr- und Rettungswesens gestiftet wird. — Josef Edler von Schönbrunner (geb. 1830), Direktor der Albertina, in Wien †.

*

Die Wahlreform. Während ungezählte Tausende, rote Abzeichen tragend, ruhig und geordnet, fast lautlos an dem Parlament am 28. November vorbeischritten, verkündete Freiherr v. Gautsch im Abgeordnetenhause, daß die Regierung, das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht einführen wolle. Niemand hatte erwartet, daß die Erklärung des Ministerpräsidenten anders lauten würde, es überraschte nur, daß ein so schwerwiegender, in die politischen Verhältnisse des Staates so tief eingreifender Entschluß in solcher Eile gefaßt wurde. Daß die Notwendigkeit auch bei uns bestehe, veraltete Schranken zu fällen, den breiten Schichten der arbeitenden Bevölkerung einen Anteil an der Staatsgewalt einzuräumen, dieses natürliche Verlangen, das durch die Fortschritte der Entwicklung zu einem Recht geworden, zu befriedigen, darüber besteht kein Zweifel; aber für viele lag die Frage nahe, ob der gegenwärtige Zeitpunkt für diese Reform der geeignete sei. Die Bewegung in der Bevölkerung war freilich in den letzten Wochen sehr gewaltig, aber man weiß, daß bei uns Agitationen wenig Wirkung haben, wenn keine Aussicht besteht, daß die Regierung sich entgegenkommend zeigen werde. Es berührt sonderbar, denkt man, daß ein Auskunftsmittel, auf das die jetzige ungarische Regierung in ihrer Bedrängnis fast zufällig verfiel, der Anlaß zu großen politischen Veränderungen bei uns sein soll. Auch fehlte es nicht an solchen, die in Freiherrn v. Gautsch lediglich den Helfer seines ungarischen Kollegen sahen. Und endlich stellen viele die Frage, ob dieses Abgeordnetenhaus, welches bisher seine Befähigung zur Lösung großer Aufgaben wahrlich nicht erwiesen hat, nun kurz vor seinem natürlichen Ende im stande sein wird, ein so großes Werk zu vollbringen. Doch heute ist es zu spät, über diese Fragen zu sprechen. Die Kugel rollt und die Wahlrechtsfrage kann bekanntlich, ist sie einmal ernstlich aufgeworfen, nie wieder von der Tagesordnung verschwinden, ehe sie ihre Lösung gefunden.

Interessant und bedeutungsvoll war die Aufnahme der Worte, die der Ministerpräsident im Parlamente gesprochen. Während man sich mit sehr wenigen Ausnahmen im Abgeordnetenhaus bemühte, die Gedanken in endlosen Reden zu verbergen, gewundene Erklärungen abgab, durch Zwischenrufe seiner Erregung Luft zu machen suchte und Intrigen spann, hat das Herrenhaus in einer denkwürdigen, an die glänzendsten Zeiten des österreichischen Parlaments erinnernden Sitzung seine Stellung klar zum Ausdrucke gebracht. Die eingangs erwähnten Bedenken und so manche Erscheinung der letzten Zeit bildeten den Gegenstand der strengen Kritik, die das Vorgehen des Ministerpräsidenten in diesem Kreis gefunden hat. Man mag die Meinungen, die hier vorgebracht wurden, teilen oder nicht, rückhaltlose Anerkennung muß man jedesfalls der vornehmen Form und dem imponierenden Ernst zollen, mit welchem sie ausgedrückt wurden. Wer jener Sitzung angewohnt, die ruhigen, sachlichen Erörterungen gehört, die rhetorischen Leistungen ermessen hat, muß von tiefer Achtung für wahres parlamentarisches Leben erfüllt worden sein. Bei den brutalen Mitteln, mit welchen heute so häufig gegen Ansichten gekämpft wird, zeigt es selbst bei einem Fürsten Schwarzenberg von Mut, daß er offen ausspricht, was er denkt. Alle Redner betonten, daß sie und ihre Parteien sich eine definitive Stellungnahme zu den Absichten der Regierung für die Zeit vorbehalten müßten, wann der Entwurf eingebracht sein werde. Im übrigen wurde die Frage von sehr verschiedenen Standpunkten erörtert und

es läßt sich heute nicht erkennen, ob und welche Partei die Regierung für sich gewinnen wird. Die staunenerregende Sicherheit und Ruhe, die glänzende Eleganz, mit welcher Baron v. Gautsch antwortete, verfehlte ihre Wirkung nicht. Jeder mußte in ihm den Mann erkennen, der, seiner Verantwortlichkeit sich voll bewußt, den Ernst und den festen Willen besitzt, den Weg zu gehen, der ihm der rechte erscheint. Jeder mußte auch in ihm den wahren Patrioten fühlen, der wirklich nur die „Größe seines Vaterlandes und den Frieden der österreichischen Völker" vor Augen habe. Diese Überzeugung hat wohl auch den lebhaften Beifall ausgelöst, der in so grellem Gegensatz zur eisigen Kühle stand, mit der die Worte des Ministerpräsidenten am Vortag aufgenommen worden waren.

Bei der zutage getretenen Divergenz der Ansichten hat aber die Regierung keine leichte Aufgabe. Möge es ihr gelingen, ein Werk zu schaffen, das die Zustimmung des Abgeordnetenhauses finden und auch dem Herrenhaus lebensfähig erscheinen kann. Selbst der Konservativste muß die Verbesserungsfähigkeit unseres Wahlrechtes erkennen, und das Herrenhaus hegt gewiß die Überzeugung, daß die Forderungen nach dem allgemeinen Stimmrecht niemals wieder verstummen werden. Der richtig verstandene Konservativismus besteht nicht bloß darin, den Staat bleibend in den bestehenden, sondern auch in guten und geordneten Verhältnissen zu erhalten. Und an politischer Klugheit und Einsicht hat es dem österreichischen Herrenhaus nie gefehlt. △

*

Raimund-Theater. Ein Eisenbahndrama, „Die Strecke", von Oskar Bendiener, hat hier lebhaften Beifall gefunden. Es ist ein technisch gut gefügtes und bühnenwirksam gearbeitetes Milieustück, in dem auch ein Hauch von jenem sozialen Mitgefühl zu spüren ist, das Gerhart Hauptmann in seinen jungen Jahren veranlaßt hatte, stundenlang der Genosse eines einsamen Bahnwärters zu sein und über einen Nachtwächter, der sich im Winter der Eisluft aussetzen mußte, einen Gesang zu dichten, darin es heißt, man habe diesem Manne zwar Brot gereicht, aber in das Brot den Tod hineingebacken. In dem Drama Bendieners würde dieses soziale Mitgefühl allerdings reiner, tiefer und sachlicher zum Ausdrucke gelangt sein, hätte es sich nicht in eine alltägliche Ehebruchsgeschichte mit letalem Ausgang verirrt. Daß ein gewissenloser Oberbeamter der in Großstadtfreuden aufgewachsenen Frau eines Unterbeamten durch das Versprechen, diesem zur rascheren Beförderung und zur Versetzung in die Stadt zu verhelfen, ein Schäferstündchen ablistet, beweist nichts gegen den harten, von tausend Gefahren umlauerten Bahndienst, nichts gegen das Übermaß von Verantwortung, das er jedem einzelnen, auch dem mindest besoldeten, auferlegt; es beweist höchstens, daß eine junge, lebenslustige Wienerin keinen kleinen Unterbeamten von der Strecke heiraten soll, weil für die an Vergnügungen und Gesellschaft gewöhnte Städterin das Gefühl der Vereinsamung und der Langeweile der gefährlichste Feind der Zufriedenheit und Tugendhaftigkeit ist. Das gehört aber in ein anderes soziales Kapitel und hat mit dem Tod, der in das karge Brot des Eisenbahners hineingebacken ist, kaum etwas zu tun. Die Schilderung des Lebens und Treibens auf einer verschlagenen Bahnstation ist zwar ein wenig auf amerikanische Gruseleffekte hingearbeitet, zeigt indes einige gut beobachtete und mit sicheren Strichen umrissene Episodenfiguren, die von den Herren Kirschner, Popp, Seitz, Wehle, Heller, Göstl und Ramharter charakteristisch wiedergegeben werden. In die effektreiche Darstellung der Ehebruchsgeschichte teilen sich die Herren Balajthy und Charlé und Fräulein Reingruber. Ein Wort der Anerkennung verdient auch die umsichtige und stets hilfsbereite Souffleuse, deren anonyme Kraft bei den letzten Premièren des Raimund-Theaters in ungewöhnlichem Maße beansprucht worden ist.

—tr—

□□ Österreichische Rundschau, Heft 58. □ Redaktionsschluß 2. Dezember 1906. □ Ausgegeben 7. Dezember 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends. □□
□□ Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). □□
□□ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 59: 9. Dezember 1906. □□

Büchereinlauf.

Die religiösen Bewegungen innerhalb des Judentums im Zeitalter Jesu. Von M. Friedländer. Berlin, 1905. Georg Reimer. M. 7.—

Münchener volkswirtschaftliche Studien. Herausgegeben von Lujo Brentano und Walter Lotz. 71. Stück: Zur Entstehung des Kapitalismus in Venedig von Dr. Reinhard Heynen. Stuttgart und Berlin, 1906. J. G. Cotta. M. 3.—

Gustav Wied. Der Stolz der Stadt. Komödie in fünf Akten. Stuttgart. Axel Juncker. M. 2.50

Florentiner Novellen. Von Isolde Kurz. Stuttgart und Berlin, 1905. J. G. Cotta. M. 3.50

Gesammelte Werke von Theodor Fontane. Band VI. Quitt. — Unterm Birnbaum. Band VII. Unwiederbringlich. Band VIII. Frau Jenny Treibel. Die Poggenpuhls. Band IX. Effi Briest. Band X. Der Stechlin. Berlin, 1905. F. Fontane & Co.

Der Entwurf eines österreichischen Gesetzes über den Versicherungsvertrag. Von Dr. Edmund Weissel. Sonderabdruck aus der „Österreichischen Revue“. Wien, 1906. Selbstverlag der „Österreichischen Revue“.

Wiedergeboren. Roman von A. W. Lawson. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Mit Zeichnungen von Artur Johnson. Leipzig. Lotus Verlag. M. 3.—

Russen über Rußland. Ein Sammelwerk Herausgegeben von Josef Melnik. Frankfurt a. M., 1906. Literarische Anstalt Rütten & Loenig. M. 12.—

Weltausstellung St. Louis 1904. Die chemische Industrie. Von Dr. Paul Cohn. Wien, 1905. Alfred Hölder.

Volkstümliche Studie über die Frage des Zollgebietes von „Practicus“. Wien, 1906. Wilhelm Frick. K 1.—

Verkäufe bäuerlicher Besitzungen an Personen nichtbäuerlichen Standes in Steiermark in den Jahren 1903 und 1904. Zwangsversteigerungen land- und forstwirtschaftlicher Grundstücke in Steiermark in den Jahren 1903 und 1904. (Statistische Mitteilungen über Steiermark, XVI. Heft, Graz 1906, in Kommission bei Leuschner und Lubensky.)

W. Shakespeares dramatische Werke. Übersetzt von August W. Schlegel und Ludwig Tieck. Revidiert von Hermann Conrad. Band 1—5. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Harmonie und Melodie von Camille Saint-Saëns. Autorisierte deutsche Ausgabe mit Vorwort von Wilhelm Kleefeld. Berlin. Harmonie. M. 4.—

Zur Verständigung über die Begriffe Nation und Nationalität. Von Alfred Kirchhoff. Halle a. d. S., 1906. Buchhandlung des Waisenhauses. M. 1.—

Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, Herausgegeben von Dr. Franz Muncker. Band XXIX.: Franz Grillparzers Ästhetik. Von Dr. Fritz Strich. Band XXX.: „Der arme Heinrich“ in der neueren Dichtung. Von Dr. Hermann Tardel. Berlin, 1906. Alexander Duncker.

Friedrich Hölderlin. Gesammelte Werke. Band I. Hyperion. Mit Einleitung und Auswahl seiner Briefe. Herausgegeben von Wilhelm Böhm. Band II.: Gedichte. Herausgegeben von Paul Ernst. Band III.: Dramen und Übersetzungen. Empedokles, Ödipus, Antigonae. Herausgegeben von Wilhelm Böhm. Jena und Leipzig. Eugen Diederichs. M. 9.—

Patriotismus.

Von Dr. Emil Löbl.

Die folgenden Zeilen gelten in erster Linie einer auffallenden Krankheitserscheinung des öffentlichen Geistes in Frankreich, die außerhalb der Republik noch nicht hinlänglich gewürdigt worden ist. Es ist dies die grundsätzliche, erbitterte, bis in die letzten Konsequenzen durchgeführte Leugnung und Verwerfung des Patriotismus seitens einer ansehnlichen Gruppe der sogenannten Intellektuellen. Das Phänomen verdient Beachtung, nicht nur weil es merkwürdige Schlaglichter wirft auf den Zustand der Geister in der Republik, sondern auch weil das Thema des Patriotismus heute aktueller denn je geworden ist. Man spricht viel davon und, was noch wertvoller, man denkt reiflich darüber nach. Das ist auch eine der vielen zum Teil noch gar nicht erkannten Ausstrahlungen und Nebenwirkungen des ostasiatischen Krieges.

Die Vorstellung vom Patriotismus war, wir dürfen uns darüber nicht täuschen, im Laufe der letzten Jahrzehnte überall ein wenig verwässert, entkörpert, denaturiert worden. Schuld daran war zunächst die fabelhafte Vervollkommnung der Maschinerie, die wir Staat nennen. Wir sehen, wie dieser sinnreiche Apparat immer mehr alle Beziehungen unseres Lebens ergreift, wir sehen, wie er trotz seiner ungeheueren und verwickelten Arbeitsleistungen im großen und ganzen geräuschlos und ohne Störungen funktioniert, wir sehen mit einem Worte einen bewundernswerten Mechanismus, der, ganz automatisch und in ruhigem Gange, unsere normalen Bedürfnisse leiblich, in mancher Beziehung tadellos befriedigt. Und da wir dieses Schauspiel jahraus, jahrein vor Augen haben, haben wir uns allmählich des Gedankens entwöhnt, daß die Maschine schließlich doch nur Maschine ist, wir haben uns daran gewöhnt, dieses geistreiche System von Rädern und Hebeln, Schrauben und Transmissionen als das Um und Auf, als das wahre Wesen des Gemeinlebens anzusehen. Gewiß, es war uns nicht unbekannt, daß es daneben auch moralische Elemente gibt, Staatsgesinnung, Bürgertugend, Patriotismus, aber das alles war mehr oder minder zu einem dekorativen Werte herabgesunken, den man in Augenblicken erhöhter Stimmung zu den gebührenden Ehren kommen ließ, der aber für den unmittelbaren Dienst des Gemeinlebens wenig in Betracht kam. Auch der korrekteste Staatsbürger glaubte genug getan zu haben, wenn er durch Leistung der öffentlichen Abgaben und der sonstigen genau umschriebenen Pflichten dafür sorgte, daß die Maschinerie im geregelten Betriebe blieb, im übrigen aber verließ er sich auf den gut funktionierenden Apparat und nahm das

Recht in Anspruch, seine ganze Lebensenergie ausschließlich in den Dienst seiner eigenen Angelegenheiten zu stellen.

Gefördert wurde diese Umwertung und Entwertung der moralischen Elemente des Gemeinlebens durch den Umstand, daß Europa im großen und ganzen seit dreieinhalb Jahrzehnten das Gut des Friedens genießt. Was es in diesem Zeitraume an kriegerischen Verwicklungen gab, war zweiten und dritten Ranges und vermochte jedenfalls nicht, die Lebensbedingungen großer Völkermassen entscheidend zu beeinflussen. In dieser milden, einschläfernden Atmosphäre eines ungewöhnlich langen Friedenszustandes konnte sich leicht die Vorstellung festsetzen, daß man dem staatlichen Apparat beruhigt den ganzen Betrieb der öffentlichen Dinge überlassen könne, und aus dem Vertrauen wurde die Vertrauensseligkeit.

Da kam der Zusammenstoß im äußersten Osten, der erste große Krieg, den wir seit dem deutsch-französischen erlebt haben. Man sah ein verhältnismäßig kleines, bis dahin wenig gekanntes und wenig beachtetes Volk Wunder der Tapferkeit, der Hingebung, der Selbstaufopferung verrichten, und man sah, wie sich diese bloß moralischen Werte unmittelbar in greifbare kriegerische Erfolge umsetzten. Mit einem Schlage wurde der gesamten Kulturwelt wieder der positive und sozusagen materielle Wert des Patriotismus zum Bewußtsein gebracht, man erkannte, daß das, was man als eine Dekoration am Staatsgebäude zu betrachten sich gewöhnt hatte, ebenso wertvoll ist wie ein gutes Gewehrmodell und schnellfahrende Kriegsschiffe, ein gesundes Staatsbudget und sichere Wechselkurse. Der alte Rabelais hat wieder recht bekommen: „Il n'est tels remparts, que des poitrines d'hommes." Der Krieg ist die stärkste Prüfung der Völker und Staaten, er ist das Rigorosum, das Rigorosissimum, bei dem die falschen Werte zerstört, die echten zutage gefördert werden, und in diesem letzten großen Kriege hat sich's gezeigt, daß der Patriotismus zu den realsten, echtesten Werten des Gemeinlebens zählt.

Darum ist dieses Imponderabile, das die Eigenschaft besitzt, sich in durchaus meß- und wägbare Erfolge umzusetzen, wieder aktuell geworden. Während es sich aber dort um den Patriotismus an sich, um den Patriotismus pur et simple und seine Stellung als staatlicher Kraftfaktor handelt, tritt in Europa der Patriotismus in Beziehung und Wechselwirkung zu zwei wichtigen Phänomenen des öffentlichen Geistes, zum Nationalismus einerseits, zum Internationalismus andererseits und daraus ergeben sich neue Probleme, neue Kontroversen, die im politischen Leben der Gegenwart einen breiten Raum einnehmen.

Den sichersten Ausgangspunkt ihrer Erörterung, so sollte man meinen, müßte eine Begriffsbestimmung des Patriotismus bilden. Allein gewonnen wäre damit nichts, denn jeder Versuch einer Definition enthielte, wie es in politischen Dingen schon zu geschehen pflegt, eine petitio principii, der Definierende würde, je nach seiner persönlichen Stellung zu den Problemen, schon die Definition auf dieser oder jener Entscheidung der Kontroversen aufbauen. Es ist darum besser, sich un-

mittelbar den Streitfragen selbst zuzuwenden. Die erste betrifft das Verhältnis des Patriotismus zum Nationalismus und spitzt sich in die Alternative zu: Haftet der Patriotismus vorzüglich an dem Volkstum oder an dem historisch-politischen Staatsgebilde? Überspannter Nationalismus ist geneigt, den Patriotismus lediglich für das Volkstum zu konfiszieren und ihn darum innerhalb der Staatsgrenzen auf die eigene Nationalität zu beschränken, über die Staatsgrenzen hinaus auf stammesgleiche oder stammverwandte Völker auszudehnen. Diese Auffassung bedarf erst keiner theoretischen Kritik, sie wird durch die offenkundigen Tatsachen sowohl der Entwicklungsgeschichte wie des heutigen Völkerlebens widerlegt. In den ersten Zeiten der Menschheit, sagt Gabriel Tarde, „war Patriotismus lediglich der Clan-Geist. Außerhalb des engen Kreises der Familie gab es nur ein großes Jagdgebiet. Der Mensch war für den Menschen nichts als ein Wild, gut genug, um gejagt und gefressen zu werden. Nach und nach erfährt der Clan-Geist eine Milderung, Verflachung, Ausdehnung, es erweitern sich die Grenzen jener sozialen Einheit, innerhalb deren der Gottesfriede herrscht: zuerst ist es die befestigte Ansiedlung, dann die Stadt, endlich der Staat" ... Also: in der primitiven Periode des Menschengeschlechtes ist der Patriotismus auf die allerengsten Grenzen eingeschränkt; sprachliche, nationale Zusammengehörigkeit ist kein Schutz gegen den grausamsten Vernichtungskrieg, Patriotismus und Nationalität decken sich keineswegs. Ebenso genügt auch heute durchaus nicht die Stammesgleichheit, die Identität der Nation, um jene Übereinstimmung der Gefühle, jenes Bewußtsein der Solidarität hervorzurufen, das die Grundlage des Patriotismus bildet. Niemandem wird es beifallen, zu behaupten, daß etwa der Deutschrusse und der deutsche Ansiedler in Argentina und der Siebenbürger Sachse durch die spezifischen Empfindungen des Patriotismus vereinigt wären. Die unmittelbare Grundlage und der wahre Nährboden des Patriotismus sind vielmehr staatlicher und politischer Natur, der Patriotismus wird geschaffen durch das Band gemeinsamer Geschichte, gemeinsamer Rechtsentwicklung, gemeinsamer Traditionen, durch gegenseitige Hilfeleistung und tägliches Zusammenwirken, mit einem Worte durch jene Solidarität der Rechte und Interessen, welche durch staatliche Zusammengehörigkeit bedingt ist. Darum können ganz verschiedene Volksstämme durch den lebendigsten Patriotismus verbunden sein. Lehrreich in diesem Betrachte ist das Beispiel der beiden national gemischten Republiken, der Schweiz und der Vereinigten Staaten von Nordamerika — lehrreich besonders darum, weil hier das dynastische Band fehlt, das an sich ein starker Faktor des Patriotismus ist.

Die Verhältnisse in Nordamerika insbesondere rechtfertigen ein kurzes Verweilen. Der Patriotismus hat heute keinen begeisterteren Herold als den Präsidenten Theodor Roosevelt. „Die Liebe zum Vaterland", sagt er (»Bachelor of arts«, Mai 1896), „ist eine elementare Tugend, wie die Liebe zum häuslichen Herd, wie die Wohlanständigkeit, wie der Mannesmut. Mögen manche Neuerer behaupten, daß in fernen Zeiten der Patriotismus, wie das Institut der monogamischen Ehe, über-

flüssig und veraltet sein werde; aber für die Gegenwart ist der Mensch, der die anderen Länder ebenso sehr liebt wie das seinige, ein nicht weniger schädliches Mitglied als jener, der die anderen Frauen ebenso liebt wie die seine." Wenn nun Roosevelt, dieser intensivste und typischeste Amerikaner, den Patriotismus so begeistert lobpreist, so ist er offenbar der Meinung, daß diese Tugend auch für Amerika nicht bloß wünschenswert, sondern sehr wohl möglich ist, und in der Tat ist der amerikanische Patriotismus eine sehr reale Tatsache; hat er sich ja bereits zum Jingoismus gesteigert und verzerrt. Dieser amerikanische Patriotismus aber ist naturgemäß ein ausschließlich politischer, ein nicht nationaler, ein anationaler, fast könnte man sagen, ein antinationaler, denn in seinen Bann zwingt er die gegensätzlichsten nationalen Elemente, die auf anderen Schauplätzen feindlich einander gegenüber stehen: Engländer und Iren, Deutsche und Slawen, Slawen und Italiener, germanische Antisemiten und russisch-polnische Nationaljuden kommen in dieselbe Retorte des amerikanischen Patriotismus.

Interessant zu sehen ist es, wie er hiebei verfährt. Der Patriotismus bildet in Amerika geradezu einen Unterrichtsgegenstand. Die Kinder lernen Patriotismus, wie sie das Einmaleins lernen, das Lesen und Schreiben oder das Turnen. In dem Berichte eines Referenten über amerikanisches Unterrichtswesen (»La France de demain«, 4. Juli 1904) heißt es: „Das Zuströmen der fremden Bevölkerungen schafft eines der schwersten Probleme, welche die New York Board of Education zu lösen hat. Es handelt sich darum, diese fremden Herkömmlinge in amerikanische Bürger umzuwandeln. Die Mittel, die hiezu angewendet werden, sind lehrreich. In der Schule werden patriotische Lieder gesungen, das amerikanische Sternenbanner wird im Innern der Schule an einer weithin sichtbaren Stelle angebracht, und ein Gesetz des Staates New York ordnet an, daß die Flagge während der Unterrichtszeit an der Außenseite des Schulgebäudes wehe. Jeden Morgen leisten die Kinder dem Banner ihren Salut und wiederholen davor einen Treuspruch" ... „Der Erfolg," heißt es in einem anderen Referate (von Professor K. F. Reichel) „womit der Patriotismus gelehrt wird, ist ein außerordentlicher." „Die öffentliche Schule", meinte ein Redner, „ist der Magen der Nation, der alles verdaut, was man hineintut. Sie ist das Laboratorium unserer nationalen Einheit, die Bürgschaft unserer Zukunft. Dieser patriotische Unterricht mag manchmal übertrieben und theatralisch erscheinen, aber zweifellos hilft er mit, in den jungen Generationen ein hohes Ideal echter staatsbürgerlicher Gesinnung zu schaffen und zu erhalten." Dasselbe berichtet Professor T. Gregory Toster.

Wir sehen also: das historisch-politische Staatsgebilde hat die Kraft, Patriotismus zu erzeugen, trotz der nationalen Verschiedenheit seiner Angehörigen und über diese Verschiedenheit hinweg — eine Tatsache, die speziell wir Österreicher uns nicht verdunkeln lassen wollen.*

* Erwähnt sei hier ein Wort Paul Berts, des Unterrichtsministers im Kabinett Gambetta: „Das Vaterland wird nicht bestimmt durch die natürlichen geographischen Grenzen, auch nicht

Viel jüngeren Datums, aber vielleicht noch erbitterter sind die Anfechtungen, die der Patriotismus vom Gegenspiel des Nationalismus, vom Internationalismus, her erfährt. Die Sozialdemokratie hat der Menschheit das Bild eines zukünftigen Glückes gezeigt, eines idealen Zustandes allgemeiner Menschenverbrüderung, und von anderer Seite her, von anderen Voraussetzungen ausgehend, hat die Friedensbewegung ein ähnliches Ideal entwickelt. Da mußte nun naturgemäß die Frage auftauchen, ob das Streben nach diesem am fernen Himmel leuchtenden Ideal der allgemeinen Verbrüderung überhaupt noch vereinbarlich sei mit dem Gefühl des Patriotismus, des „Egoismus der Völker" (Spencer), und ob nicht vielmehr der Weg zu dem beglückenden Ziele nur über die Leiche des Patriotismus führe. Nirgends hat diese scheinbar fernabliegende, ganz und gar akademische und staatsphilosophische Frage zu einer so heftigen Erschütterung der Gemüter geführt und die Geister in einen so bedenklichen Aufruhr versetzt wie in Frankreich.

Man begreift das nur, wenn man sich vor Augen hält, daß die Franzosen das abstrakteste aller Völker sind. Keine andere Nation hat so sehr die Neigung, dem Theorem zu opfern und staatsphilosophischen Träumereien die unmittelbare Herrschaft über die staatliche Praxis einzuräumen. Die Scheidung zwischen Lehre und praktischer Übung ist den Franzosen nicht geläufig, sie nehmen nicht das Recht für sich in Anspruch, anders zu philosophieren und anders zu handeln, immer und immer wieder fühlen sie sich versucht, ihr staatliches und soziales Gebäude nach den Plänen spintisierender Staatsbaumeister einzurichten und aus der ausschweifendsten Idee den blutigsten Ernst zu machen. Daher ihre Neigung, die einseitige Theorie in die einseitige Tat umzusetzen, in allen Dingen bis ans letzte Ende zu gehen und verwegene Gedankengänge zu den realsten, oft schrecklichsten Konsequenzen zu verfolgen. So ist den Franzosen die heroische, aber undankbare Rolle von Experimentierobjekten der Weltgeschichte zuteil geworden, an dem Leibe dieser Nation hat der Genius der Weltgeschichte mit Vorliebe seine Versuche darüber angestellt, wie sich gewisse Theorien in der Praxis ausnehmen. Frankreich hat in der großen Revolution mit Hekatomben von Menschenleben und mit einer grenzenlosen Zerrüttung des Gemeinwesens die Lehrkosten für das Unternehmen gezahlt, Freiheit und Gleichheit zur absoluten Staatsmaxime zu erheben; Frankreich hat mit nicht geringeren Menschenopfern die Kosten eines großartigen zäsaristischen Wahnes bestritten; Frankreich hat in der Kommune mit Strömen Blutes das Lehrgeld entrichtet für die Verwirklichung ausschweifender und verworrener sozialer Ideale.

durch Sprache und Rasse, es hat fast nichts gemein mit Geographie, Linguistik, Etnographie.... Das Vaterland bildet sich vielmehr durch die Erinnerung an gemeinsame Kämpfe, die zur Erreichung des gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes führten, durch die Gemeinschaft der Schlachtfelder und des vergossenen Blutes, durch die gemeinsamen Ziele und gemeinsamen Interessen." Diese Erklärung des Patriotismus ist um so bemerkenswerter, als sie von dem Bürger eines national einheitlichen Staatswesens herrührt, bei dem die Versuchung nahe läge, Patriotismus und Nationalismus zu identifizieren.

Man hätte glauben mögen, daß diese Erfahrungen das französische Volk von seiner Neigung geheilt hätten, die Messiasrolle zu spielen. Aber der heroisch-hysterische Zug der Selbstaufopferung ist unausrottbar bei dem auch in seinen Verirrungen bedeutenden Volke. Darum hat gerade die Streitfrage des Verhältnisses zwischen dem Patriotismus und dem Zukunftsideal der allgemeinen Menschenverbrüderung die Franzosen tiefer berührt und heftiger ergriffen als andere Völker. Was bei Deutschen, Engländern, Amerikanern bestenfalls Gegenstand eines gefälligen, schönrednerischen Gedankenaustausches ist, das ist den Franzosen Anlaß zu einer tiefgehenden Gemütserschütterung, zu schweren Gewissensskrupeln und zu heftiger innerer Pein. So stark wurde diese seelische Qual, daß eine angesehene französische Zeitschrift sich veranlaßt sah, bei den Denkern, Dichtern, Künstlern und anderen führenden Geistern des Landes eine große Umfrage zu veranstalten, die ausschließlich dem Probleme galt, ob der Patriotismus mit der Liebe zur Menschheit vereinbarlich sei oder nicht. (»Le Patriotisme est-il compatible avec l'amour de l'Humanité?« »La Revue«, 15. Jänner und 1. Februar 1904.) Die Mehrheit der Befragten sprach sich für die Kompatibilität beider Empfindungen aus. Es geschah mit der Begründung, daß der Patriotismus geradezu die Vorbedingung der Liebe zur Menschheit sei; denn wenn man nicht damit beginne sein Vaterland zu lieben und jene Menschen, die einem am nächsten und am ähnlichsten sind, wie sollte man dann jene lieben können, die einem weniger nahe stehen? Daneben gab es aber zwei Minoritäten, welche die beiden Empfindungen als unvereinbar erklärten. Die eine optierte für den Patriotismus gegen die Menschenliebe, die andere Minorität sprach sich kühn und schlankweg für die Hinopferung und Preisgebung des Patriotismus zu gunsten der Menschenliebe aus. Hieher gehören der Sprachforscher Michel Bréal, der Direktor des Pasteurschen Institutes H. Duclaux, der Geograph Elisée Reclus, der Dichter Octave Mirbeau. Die beiden letzten Namen sind bezeichnend: der eine steht ganz, der andere zur Hälfte auf anarchistischem Boden — wobei selbstverständlich nicht der Anarchismus der Bombe, sondern der der Theorie gemeint ist. Diese Beziehung zwischen theoretischem Anarchismus und Antipatriotismus ist alten Datums; sie wird besonders deutlich in der Person Leo Tolstois. Er hat eine Streitschrift gegen den Patriotismus verfaßt,* den er als ein „unnatürliches, unvernünftiges, schädliches, schreckliches Gefühl" bezeichnet; die Erlösung der Menschheit werde erst kommen, wenn sie aus der „Hypnose des Patriotismus" erwache. In derselben Schrift fordert er aber auch die Abschaffung aller Regierungen, also die Rückkehr zu dem organisationslosen, amorphen, anarchischen Zustande der Gesellschaft.

Grelle Beleuchtung erfährt die französische Sinnesart, wenn man das Verhalten der eigentlichen Träger des internationalen Gedankens, der Sozialdemokraten, außerhalb Frankreichs ins Auge faßt. Bebel hat bekanntlich im deutschen Reichstage erklärt, seine Partei würde gegebenen Falles Schulter an Schulter mit den

* „Der Patriotismus und die Regierungen", ins Deutsche übersetzt von Czumikow, Leipzig, 1900.

anderen Deutschen das Vaterland gegen einen auswärtigen Feind verteidigen; in der italienischen Kammer hat der Sozialist Bissolati bei der Verhandlung der Militärkredite im Frühjahre 1905 eine ganz analoge Erklärung abgegeben, die ihm den warmen Beifall des Ministerpräsidenten eintrug. In Frankreich aber schreibt der Senator Alfred Naquet im Mai 1904:

„Die republikanischen Lehrer sollten sich damit befassen, das Dogma vom Patriotismus auszurotten, das, nicht mehr und nicht weniger als die religiösen Dogmen, ein Überbleibsel der Vergangenheit ist, lediglich geeignet, die Befreiung des Menschengeschlechtes zu verzögern. Ginge es nach mir, ich würde Frankreich ohne Zaudern den Rat erteilen, es möge das vornehmste Beispiel geben, das je ein Volk geboten, indem es abrüstet, ohne von irgend einem andern Volke das gleiche zu verlangen. Von diesem großen Akte der Selbstaufopferung würde ich eine ungeheure moralische Wirkung erwarten, von der alle Mächte des Rückschrittes wie von einem Schlage gerührt würden. Diese Selbstaufopferung einer ganzen Nation im Dienste des menschlichen Fortschrittes würde mich mit Bewunderung erfüllen. Möglicherweise würde dann Frankreich unter irgend einem ungeheuerlichen Angriffe erliegen; aber auch dann würde es nicht völlig zugrunde gehen."

Man könnte diesen Erguß als die Narretei eines verstiegenen Geistes betrachten, der den Boden der realen Verhältnisse unter den Füßen verloren hat, wenn nicht der Gedankengang Naquets bereits sehr vielen Angehörigen der französischen Intelligenz gemeinsam wäre. Und hier ist vielleicht eine Bemerkung angebracht über eine wichtige Änderung im französischen Volksgeiste.

Wir leben in einer Zeit jäher und tiefgreifender Wandlungen, die uns immer wieder nötigen, eingewurzelte, für unantastbar gehaltene Vorstellungen zu revidieren und sie im geschichtlichen Archiv zu hinterlegen. Eine dieser Vorstellungen, die vor der Wirklichkeit keinen Bestand mehr haben, ist die vom französischen Chauvinismus. Die Nation des Vercingetorix, des Ritters Bayard, des Duguesclin und der Johanna d'Arc galt als die vornehmlichste Trägerin jenes aktiven, oft übertriebenen, angriffslustigen und säbelrasselnden Patriotismus, der bezeichnenderweise mit einem französischen Worte, Chauvinismus, benannt wird. Das Jahr 1905, das Jahr der Marokko-Verwicklung, hat aber dieser Vorstellung wohl für lange Zeit ein Ende bereitet. Die öffentliche Meinung Frankreichs zeigte sich da besessen von einer geradezu krankhaften Friedensliebe, die gesamte Presse, einschließlich der nationalistischen, wies den Gedanken eines Krieges mit Deutschland schaudernd von sich, und die französische Kammer ging in ihrem Friedensfanatismus so weit, daß sie Herrn Delcassé, dessen Geschäftigkeit ihr bedenklich erschien, keinen Tag länger auf dem Posten eines Ministers des Äußern duldete. Schon jahrelang vorher war die unkriegerische Neigung der Franzosen offenbar geworden in ihrem friedfertigen, maßvollen Verhalten zur Zeit der schlimmen Faschoda-Verwicklung. Gerade die Kolonialpolitik hat ja mitgewirkt, die Nation friedfertig zu machen, denn man

kann nicht einen ausgedehnten überseeischen Besitz verwalten und schützen, wenn man wie hypnotisiert auf das Loch in den Vogesen starrt und die gesamte Lebensenergie des Volkes durch die einzige Revancheidee mit Beschlag belegen läßt. Dazu kamen aber noch die Fortschritte der Friedensbewegung und der von der Sozialdemokratie gepredigte Internationalismus. Hier zeigte sich wieder die radikale, abstrakte Veranlagung der Franzosen: anderswo begnügen sich die Anhänger der neuen Ideen vorläufig Ausgleichungen, Kompromisse zu suchen; in Frankreich stellten sie sich sofort in einen bewußten, positiven Gegensatz zum Patriotismus.

Mehr noch: es entwickelte sich ein fanatischer Antipatriotismus von solcher Offenherzigkeit, fast möchte man sagen Nacktheit und Unverschämtheit, daß er wohl zu den seltsamsten Erscheinungen unserer Zeit gerechnet werden muß. Die Bewegung fand eine starke agitatorische Kraft in Gustave Hervé, einem ehemaligen Professor am Lyceum zu Dens, der es verstand, seine Ideen in weite Kreise der Intelligenz und namentlich der Lehrerschaft zu tragen. Hervé ist radikaler Freigeist, Sozialist und Internationalist. Schon in seinem Lehrbuch der Geschichte Frankreichs hatte er sich als entschiedener Gegner des Patriotismus bekannt, wie man ihn bis in die letzten Jahre der Republik gelehrt habe, jenes Patriotismus, der Frankreich nur heuchlerische Deklamationen über die Revanche eingetragen habe, die doch niemand wolle, vor der alle Welt Angst habe ... Das war ein Satz, der noch glimpfliche Deutungen zuließ; man konnte ihn auffassen als einen Protest gegen den falschen, gegen den säbelrasselnden Patriotismus, der die Nation in unselige Abenteuer stürzen will und die Jugend dem höheren Kulturideal entfremdet. Aber Hervé wurde immer deutlicher und unzweideutiger, insbesondere in seiner »Revue de l'Enseignement public«, die er als Chefredakteur leitet und die in den Lehrerkreisen Frankreichs große Verbreitung genießt.* Die Revancheidee lehnt Hervé alsbald noch viel entschiedener ab: „Wir würden Elsaß-Lothringen

* Die folgenden Zeugnisse der antipatriotischen Bewegung sind Emile Bocquillons »La Crise du Patriotisme a l'École«, Paris 1905, entnommen. Das Werk und der Verfasser sind von den Anhängern Hervés als nationalistisch, reaktionär und denunziatorisch verschrien worden — ob mit Recht oder nicht, sei hier nicht weiter untersucht und ist für uns durchaus gleichgültig, da wir uns ausschließlich an die dort mitgeteilten, von keiner Seite bestrittenen Dokumente halten. Übrigens ist die Hervéische Bewegung und die patriotische Gegenbewegung etwas, was ganz außerhalb des Rahmens der politischen Parteiverhältnisse Frankreichs fällt und darum nicht nach den landläufigen Kategorien des Parteiwesens beurteilt werden darf. Auch die radikale und durchaus freisinnige republikanische Presse Frankreichs verurteilt in der schärfsten Weise die antipatriotischen Agitationen; freimaurerische Minister haben über die Anhänger Hervés die strengsten Maßregelungen verhängt; erst am 3. September d. J. hat der frühere Ministerpräsident Edgar Combes, der Vater der antiklerikalen Gesetzgebung, aufs entschiedenste jede Gemeinschaft mit diesen Umtrieben von sich gewiesen, und der Sozialist Professor Ferdinand Buisson, bis vor kurzem ein Anhänger Hervés, hat sich öffentlich davon losgesagt. Der Hervéismus und seine Bekämpfung verlaufen also ganz außerhalb der sonstigen Gruppierung der politischen Parteien Frankreichs; der Hervéismus ist überhaupt weit mehr eine soziale Dekadenzerscheinung als eine Tatsache des politischen Parteiwesens.

zurückweisen, selbst wenn die Revanche sicher von Erfolg und eine bleibende wäre, da wir sie bezahlen müßten mit dem Blute von Hunderttausenden von Menschenleben, französischen und deutschen. Dem Fetisch des Vaterlandes wollen wir nicht mehr solche Menschenopfer bringen" (13. Jänner 1903). Denselben Gedanken variiert einer seiner Anhänger auf einer Versammlung im Gebäude der Arbeitsbörse: „Im Jahre 1870 hätte sich Frankreich nicht gegen Preußen verteidigen, sondern, um Hunderttausende von Menschenleben zu schonen, Elsaß-Lothringen kampflos an die Deutschen abtreten sollen." (25. Mai 1904.) Hervé und die Seinen sind selbstverständlich für die Auflassung des stehenden Heeres, für die Einführung des Milizsystems. Hieß es ehemals: »Si vis pacem, para bellum«, so verkündet er mit seinen Anhängern, das beste Mittel den Frieden zu sichern sei, den Krieg nicht vorzubereiten; es gäbe nichts, was nicht dem Kriege vorzuziehen wäre; lieber der innere Aufruhr als der Krieg. „An dem Tage, da welche französische Regierung immer versuchen sollte, Deutschland mit den Waffen in der Hand Elsaß-Lothringen zu entreißen, würden die französischen Sozialisten, da sie nun einmal ihr Leben in die Schanze schlagen müßten, es zweifellos lieber für eine Sache riskieren, die ihnen viel mehr am Herzen liegt, als Elsaß-Lothringen, nämlich für die soziale Revolution, und eine Kriegserklärung an Deutschland wäre das Signal einer revolutionären proletarischen Bewegung, von der die Pariser Kommune nur eine schwache Vorstellung gäbe."

Der Patriotismus wird in hundert Formen bekämpft. Er ist der Schädling, er ist die soziale Ursache aller Reaktionen. Diese Ideen dringen in immer weitere Kreise, vor allem der Lehrerschaft. Eine Anzahl von Lehrervereinen reiht Hervés Werke unter die klassischen Bücher ein, die meisten pädagogischen Zeitschriften schwimmen in demselben Fahrwasser. Von dem Umfange und dem Erfolge der Agitation zeugt der folgende Vorfall. Ein Buchhändler soll als Teil der großen biographischen Sammlung: »Les grands français« auch eine Lebensbeschreibung des Unterrichtsministers Paul Bert veröffentlichen. Plötzlich verzichtet er auf das Unternehmen und entschuldigt sich gegenüber der Witwe Paul Berts mit den Worten: »Le patriotisme, il ne faut plus en parler.« Mit dem Patriotismus sind also keine buchhändlerischen Geschäfte mehr zu machen. Nun muß man sich erinnern, wer Paul Bert war: ein radikaler Freigeist, Demokrat und Antiklerikaler, ein Vorkämpfer des Laienunterrichtes, einer von den unbedingtesten und absolutesten Fortschrittsmännern. Und das Andenken dieses Mannes darf nicht literarisch verewigt werden, weil er ein aufrechter Bekenner des französischen Patriotismus war!

Die Gefahr wurde so groß, daß sich endlich eine »Union des instituteurs patriotes« bildete, mit dem Zwecke, jenen Umtrieben entgegenzuwirken. Mit dem Manifeste vom 14. März 1904 tritt sie ins Leben. Ihr erster Erfolg ist die Zustimmung des ehemaligen Ministerpräsidenten und Unterrichtsministers René Goblet, der auch ein Vorwort zu Bocquillons Buche geschrieben hat. Der neue Verein wird sofort von den Gegnern als reaktionär-nationalistische Gründung erklärt und eine

endlose Zeitungspolemik schließt sich daran. Aber die antipatriotische Bewegung hält nicht inne. Junge Lehramtskandidaten singen auf einer Reise durch Elsaß-Lothringen, auf diesem den französischen Patrioten teuren Boden, nicht die „Marseillaise", sondern die „Internationale"; patriotischen Jugendschriftstellern wird vorgeworfen, sie predigten eine Religion des Hasses und gäben den Kindern eine Apachenerziehung; Herr Payot, Rektor der Akademie zu Chambéry, schreibt: „Glauben unsere Patrioten, daß die Schule, anstatt in den Kindern die Ideen der Zivilisation zu entwickeln, die Barbarei in den Herzen befestigen soll, die Roheit, den Haß, die Brutalität? Das wäre der Bankerott und besser wäre es, unsere Schulen zu schließen." Ein Kongreß zu Nîmes (10. April 1904) drückt auf Antrag Ferdinand Buissons, Professors an der Sorbonne und Abgeordneten von Paris (der sich seither losgesagt hat), seine Bewunderung jenen jungen Franzosen aus, die die Waffen nicht tragen wollen. Die französische Kammer verurteilt in der Sitzung vom 3. Juni 1904 mit 468 gegen 47 Stimmen die antipatriotische Propaganda, aber Herrn Hervé ficht das nicht an. Am 26. April 1905 erklärt er in einer Versammlung zu Tivoli-Vaux Hall: „Welche Regierung immer einen Angriffskrieg unternehmen sollte, wir werden es ablehnen, einen Tropfen Blutes herzugeben; wir sind entschlossen, den Mobilisierungsbefehl durch den Streik der Reservisten zu beantworten." Und wenige Tage später schreibt er im „Avant-garde": „Wir kennen nicht die Liebe zum Vaterlande und wir wissen nicht, was das ist, die nationale Ehre."

Es würde zu weit führen, alle Stadien der Bewegung und der Gegenbewegung im einzelnen zu schildern; ihren vorläufigen, freilich sehr wenig klärenden Abschluß hat die Angelegenheit vor kurzem gefunden. In den Tagen vom 28.—31. August dieses Jahres wurde zu Lille der vierte Kongreß der Hilfsvereine („Amicales") der öffentlichen Lehrer und Lehrerinnen von Frankreich und den Kolonien abgehalten. Etwa 1200 Lehrpersonen beteiligten sich daran; Hervé war nicht erschienen, für ihn sprach sein Mitarbeiter Clemendot. Schon bei der Wahl des Bureau bekundete die Majorität des Kongresses ihre Gesinnung dadurch, daß sie mehrere gemaßregelte Lehrpersonen in das Präsidium entsendete. In der Schlußsitzung verhandelte man über die Methoden des Geschichtsunterrichtes und es wurde, allerdings mit schwacher Mehrheit, eine Resolution der Anhänger Hervés angenommen, lautend: „Die Geschichte ist das unparteiische Studium der Vergangenheit, bestimmt, die Gegenwart verstehen zu lehren. Der Kongreß ist entschlossen, dem Geschichtsunterrichte den rein wissenschaftlichen Charakter zu wahren, das heißt, ihn nicht benützen zu lassen zur Heranbildung bestimmter Gefühle und sozialer Ideale." Ferner wurde über das Verhältnis zwischen Friedensbewegung und Patriotismus verhandelt. Die Beratung schloß mit der einstimmigen Annahme nachstehender Resolution: „Der Kongreß, empört über die Schmähungen, die gegen die Lehrerschaft wegen der angeblichen Krise des Patriotismus in der Schule geschleudert wurden, beschließt: die französische Lehrerschaft ist der Friedens-

sache aufs wärmste zugetan und huldigt dem Wahlspruche: Krieg dem Krieg! Gleichwohl wäre sie entschlossen, ihr Land zu verteidigen, wenn es Gegenstand eines drohenden Überfalles würde." Wie man sieht, hat sich der Kongreß in der ersten Resolution völlig auf den Boden Hervés gestellt; die zweite Kundgebung bedeutet ein weites Entgegenkommen an die Ideen Hervés, sucht jedoch die äußersten, für das patriotische Gefühl der Franzosen anstößigsten Konsequenzen zu vermeiden.

Die Absicht der vorstehenden Zeilen war nur die, einige der wichtigsten Dokumente der seltsamen Bewegung vorzuführen; eine eingehende Kritik dürfen wir wohl dem Leser ersparen. Der Patriotismus ist das selbstverständliche Korrelat des derzeitigen politischen und sozialen Zustandes der Erde und in diesem Zustande durchaus unentbehrlich. Unentbehrlich sogar für die Verwirklichung der allgemeinen Menschheitsideale. Denn sehr vernünftig sagt der Abgeordnete Henri Maret: „Primum vivere! Zuerst muß man leben, das ist die unerläßliche Voraussetzung, um was immer ins Werk zu setzen; und wenn wir Franzosen uns umbringen lassen, dann fürchte ich, daß wir nicht mehr zu großen Aufgaben taugen ... So lange die Deutschen ihr Deutschland über alles setzen, müssen wir Franzosen das gleiche tun. Die Hingebung für die große Menschheit darf nicht die Maske der Feigheit und der Selbstpreisgebung sein ..." Schon Edgar Quinet hatte einst bemerkt: „Wenn Frankreich kosmopolitisch wird, dann wird es der Dupe der andern Völker sein"; Gioberti lachte über das hohle Allmenschentum, das „uns lehrt, die Liebe zur Heimat durch die Liebe zu den Gegenfüßlern zu ersetzen", und geistreich äußert sich Alfred Fouillée mit den schwer übersetzbaren Worten: „Les nations ne sont ni ange ni bête, et si la France veut faire l'ange, elle fera la bête."

Man braucht kein Treitschke zu sein, der die Anschauungen eines preußischen Rittmeisters in die wissenschaftliche Form gegossen hat und für den es außerhalb des historischen Staatsgebildes überhaupt keine ernst zu nehmende Gemeinschaft gibt, keine Gesellschaft, keine Menschheit und dergleichen — man kann viel weniger Staatsfanatiker sein, als der preußische Gelehrte und man wird doch das Treiben der französischen Antipatrioten als eine ungeheuerliche Verirrung bezeichnen müssen. Sie opfern die Notwendigkeiten der Gegenwart für eine Zukunft, von der nicht nur fraglich ist, ob sie jemals, selbst in fernen Jahrtausenden, zur Wirklichkeit wird, sondern noch fraglicher, ob ihre Verwirklichung wünschenswert wäre. Denn so weit solche Dinge unserer Erkenntnis überhaupt zugänglich sind, scheint sich der Fortschritt des menschlichen Geschlechtes sowohl in der materiellen, wie in der ideellen Kultur vornehmlich auf der festen Grundlage des besonderen Volkstums und der besonderen Staatlichkeit aufgebaut zu haben; in dem utopistischen Zukunftsreiche aber, das keine nationalen und keine staatlichen Grenzen und deshalb auch keinen Patriotismus mehr kennen soll, würde das Individuum jedes festen Haltes entbehren, es würde nur eine unter Hunderten von Millionen gleichartiger Zellen werden, und die Menschheit würde das einbüßen, was Herbert Spencer als das Kennzeichen jedes höher gearteten Gebildes nachgewiesen hat: Mannigfaltigkeit und Differenzierung.

Das Leben als Naturerscheinung.

Von Hans Przibram.

Was ist Leben? Woher stammen unsere Lebewesen? Wie ist das Lebendige ursprünglich entstanden? Dies sind die letzten Fragen der Biologie, der Lehre von den Erscheinungen des Lebens. Viele Antworten sind darauf gegeben worden. Oft wird die Unmöglichkeit der Beantwortung versichert. Eine der ältesten Lösungen hat uns die Bibel erhalten. Die Schöpfungsgeschichte gibt eine einheitliche Beantwortung der drei Fragen nach der naheliegenden Analogie der Schaffung eines Kunstwerkes. Das Wesen des Lebens bestünde danach in der fortdauernden Ausführung bestimmter Zwecke, die ursprünglich jedem Lebewesen als eigene Gesetzmäßigkeit eingepflanzt worden.

Die Abstammung der jetztlebenden Tiere (und Pflanzen) ist bis auf das erste „geschaffene" Paar, die Urbilder jeder Art, zurückgeführt. Die ursprüngliche Entstehung des Lebendigen endlich erklärt sich aus dem Willen eines übermenschlichen Künstlers, der aus Staub die Kunstwerke der Natur schafft.

Lange Zeit begnügte man sich mit dieser Lösung. Die herrschende Kirche hatte sie unter ihre Dogmen aufgenommen. Erst die Fortschritte einzelner Sonderwissenschaften um die Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts führten zu einer Kritik der Schöpfungslehre. Die Versteinerungen konnten vernünftigerweise bloß als die Überreste früher lebender Vorfahren unserer heutigen Organismen (Tiere und Pflanzen) aufgefaßt werden. Dabei ergaben die Ausgrabungen, daß in den tieferen, also älteren Erdschichten bloß Überreste niedrigerer Organismen aufgefunden werden konnten. Dies führte auf den Gedanken einer allmählichen Entwicklung der höheren, komplizierteren Formen aus einfacheren. Bald fand man allerorts Beweise für diese „Abstammungslehre" (Deszendenzteorie).

Es zeigte sich, daß jedes einzelne Individuum noch jetzt seinen Ursprung aus einer einzelnen Zelle nimmt. Es wiederholt gewissermaßen in Kürze die Stufen seiner Stammesentwicklung (Haeckels „Biogenetisches Grundgesetz"). Oft werden Stadien durchlaufen, deren Organe infolge der geänderten Lebensbedingungen nicht mehr zum zweckmäßigen Arbeiten kommen: so die Kiemenspalten an den Embryonen der Säugetiere, die auf einen fischartigen Vorfahr bezogen werden. Solche zwecklos gewordene „Rudimente" fehlen auch nicht bei ausgewachsenen Tieren, z. B. die Überreste von Hinterbeinen bei Walfischen und Schlangen. Vielfach ist eine Änderung des Zweckes bemerkbar („Funktionswechsel"), so die Verwendung der Vorderbeine zu Flugwerkzeugen bei den Vögeln, zu Schwimmwerkzeugen bei den Seehunden, wobei jedoch der Plan der ursprünglichen Schreitbeine noch in den Knochen erhalten ist. Die Zweckmäßigkeit der organischen Bildungen selbst erklärten Darwin und Wallace durch das „Überleben des Passendsten" im „Kampfe ums Dasein". So konnte die Frage: „Woher stammen unsere Lebewesen?" dahin beantwortet werden, daß sie sich aus einfacheren Formen früherer Zeit entwickelt hätten. Die

Freude über den Sieg des Entwicklungsgedankens war eine so nachhaltige, daß man mit demselben die ganze Biologie für erledigt hielt. Ganz allgemein wurde das Wesen des Lebens in der Entwicklung selbst gesucht. Alle Lebenserscheinungen waren Produkte von „natürlicher Auslese", „geschlechtlicher Zuchtwahl", „Kampf ums Dasein", „Vererbung", „Anpassung" u. a. m. In gleich historischer Weise wurde die Frage nach der Urzeugung beantwortet. Es war nicht gelungen, Lebendiges entstehen zu lassen, wenn alle Keime vorher abgetötet worden waren. So nahm man seine Zuflucht zu einer „Urzeugung", die zu jenen Zeitläufen stattgefunden haben „mußte", als noch die Erde weniger abgekühlt war und daher „andere Bedingungen" geherrscht hätten. Weniger Anklang fand die Ansicht, daß die ersten Keime überhaupt nicht auf unserer Erde entstanden, sondern in Meteoren eingeschlossen herabgelangt seien. Diese Auffassung würde natürlich dieses Problem immer weiter zurückschieben.

Einer späteren Generation von Forschern wurde die Darwinsche Lehre fast selbst schon als ein „Dogma" gelehrt. Aber in der Verteidigung und dem Ausbau des Abstammungsgedankens durch die spekulative Konstruktion von „Stammbäumen" der jetztlebenden Arten konnten die jungen Forscher keine ausreichende Befriedigung ihres Wissensdranges erblicken. Sie erkannten die Unvollständigkeit der „historischen" Lösung. Eine neue Methode wurde gesucht, um in das Wesen der Lebenserscheinungen tiefer einzudringen. Den Weg wies die Physik. Im vergangenen Jahrhundert hatte sie die größten Triumphe gefeiert und demselben durch ihre praktische Anwendung in der Technik den Stempel aufgedrückt. Der Grund ihres Aufschwunges war aber die konsequente Anwendung des „Experimentes", der künstlichen Abänderung von Versuchsbedingungen gewesen.

Bei jeder Naturerscheinung treten uns drei analoge Fragen, wie jene, die ich dem vorliegenden Aufsatze vorangestellt habe, entgegen: die Frage nach ihrem „Wesen", nach ihrer „Geschichte", nach ihrer „Entstehung". Nehmen wir als Beispiel das Licht, mit dem sich die Optik befaßt. Sein Wesen ist als Wellenbewegung erkannt. Die Geschichte jedes einzelnen Lichtstrahles kann zurückverfolgt werden, so z. B. des Mondlichtes auf die Reflexion des Sonnenlichtes. Die Entstehung des Lichtes endlich liegt in unserer Hand, indem wir sehen, daß auf hohe Temperatur gebrachte Körper zu leuchten anfangen. Hier ist die Verschiedenartigkeit der Probleme leicht zu erkennen. Niemand wird mit der Erledigung der „Geschichte" das Wesen der Erscheinung für aufgeklärt halten. Wer mit Schlagworten, wie „Anpassung", Auslese", „Kampf ums Dasein", die Erscheinungsformen der einzelnen Lichtarten „erklären" wollte, würde seitens der Physiker nur auf ein mitleidiges Achselzucken rechnen dürfen.

Auf welche Weise ist nun die Einsicht in das Wesen der physikalischen Erscheinungen, also z. B. des Lichtes als Wellenbewegung zu gewinnen?

Wir verändern die Bedingungen für den Ablauf einer Erscheinung. Nun werden uns die mit der Erscheinung selbst vor sich gehenden Veränderungen viel-

leicht an ähnliche Veränderungen erinnern, die einfachere oder uns besser bekannte Erscheinungen unter gleicher Versuchsanordnung erleiden. Weitere Versuche sind nun eigens daraufhin anzustellen, möglichst ähnliche Resultate in beiden Erscheinungsreihen zu erhalten. Die unterscheidenden Merkmale sind genau festzustellen. Endlich sind diese womöglich auf eine einzige Verschiedenheit zurückzuführen. So ist das Licht als eine transversale (d. i. quer zur Fortpflanzungsrichtung schwingende) Wellenbewegung (genau bestimmbarer) sehr geringer Wellenlänge zu definieren.

Hat die Annahme (Hypothese) das Richtige getroffen, so muß man imstande sein vorherzusagen, was unter neuen Bedingungen stattfinden wird. Man zieht hiezu das Verhalten der besser bekannten, als Vergleich dienenden Erscheinung unter Berücksichtigung der unterscheidenden Merkmale in Betracht. Auf Grund der Wellentheorie des Lichtes wurde vorausgesagt, daß es möglich sein müsse, aus dem Zusammenwirken von Lichtstrahlen eine Aufhebung der Lichtwirkung, d. i. Finsternis, zu erzeugen. Man wußte nämlich, daß durch das Zusammenwirken zweier Wellenbewegungen größerer Wellenlänge etwa im Wasser oder an einem gespannten Seile Aufhebung derselben, d. h. Ruhe eintreten konnte. Die Bestätigung einer analogen „Interferenz" des Lichtes hat der Wellentheorie des Lichtes zur allgemeinen Anerkennung verholfen.

Ist denn aber das Experiment auch in der Biologie anwendbar? Die Antwort auf diese Frage wird am besten durch eine kurze Aufzählung einiger Erfolge gegeben, welche die junge Wissenschaft der experimentellen Morphologie* (Lehre von der Form) auf zoologischem Gebiete bereits aufzuweisen hat.

Die eine Hälfte eines Froscheies wird abgetötet (mit einer heißen Nadel angestochen), die andere entwickelt sich trotzdem weiter zu einer halben Larve (Roux); Eier anderer Tiere werden in mehrere Stücke geschnitten und aus jedem Teilstück, das noch einen Rest des sogenannten „Zellkerns" enthält, wird ein ganzes Tier nur — in entsprechend verkleinertem Maßstabe (Chabry, Driesch u. a.); die Befruchtung von Eiern (Seeigel z. B.) kann ohne Besamung, z. B. durch künstlich hergestellte Salzlösungen (J. Loeb) erreicht werden; umgekehrt kann auch der sonst notwendige Zellkern des Eies entfernt und durch den Samen allein Weiterentwicklung bewirkt werden (Boveri, Delâge, Rawitz); Froschlarven (Born, Harrison) oder Schmetterlingspuppen (Crampton) werden mitten entzweigeschnitten und aus Teilstücken verschiedener Arten wieder zusammengesetzte Frösche, beziehungsweise Schmetterlinge aufgezogen; durch Entfernung des Kalziums aus dem Seewasser werden Seeigellarven ohne Skelett erhalten (Pouchet) und durch künstlich zusammengesetzte Salzgemische wird die Notwendigkeit der einzelnen Stoffe für die einzelnen Entwicklungsprozesse nachgewiesen (Herbst); das Auge eines Krebses wird abgeschnitten, und man hat es in der Hand, ob man wieder ein Auge nachwachsen („regenerieren") oder an seiner Stelle einen Fühler sprossen lassen will, je nachdem

* Eine gedrängte Darstellung dieses Wissensgebietes versucht meine „Einleitung in die experimentelle Morphologie der Tiere", Wien, F. Deuticke, 1904, zu geben.

man den Augenstiel ohne die darin liegende Nervenanschwellung („Ganglion") oder mit dieser entfernt hatte (Herbst); Eidechsen mit mehreren Schwänzen, Wassermolche mit fünf Füßen (Tornier), oder deren Larven mit zwei Köpfen (Spemann) können durch Verletzungen mit nachfolgender „Regeneration" von allen Verletzungsflächen aus künstlich hergestellt werden; bei noch niedrigeren Tieren (z. B. Strudelwürmern, Infusorien, Manteltieren) können aufs Geratewohl aus dem Körper geschnittene sehr kleine Stückchen sich zu einem ganzen Tiere proportional verkleinerter Form umgestalten („Morphallaxis"; Morgan u. v. a.); gewisse kleine Meereskrebse (Alpheus-Arten), deren rechte und linke Schere von einander in Größe und Form stark verschieden sind, vertauschten sie, wenn man zuvor die größere Schere entfernt hatte, während des Weiterwachsens (Przibram); Einwirkung besonders hoher oder niedriger Temperaturen auf Puppen verändert namentlich die Flügelfarbe der ausschlüpfenden Schmetterlinge und diese Veränderungen können auf ihre Nachkommen übertragen („vererbt") werden, wenn deren Puppen auch stets unter normalen Temperaturen gehalten werden (Standfuß, Fischer); der Feuersalamander wird durch Fernhaltung von Wasser, in das er für gewöhnlich mit Kiemen versehene Larven ablegt, gezwungen, die Embryonen länger in sich zu tragen und in der bereits für das Landleben fertigen Form (ohne Kiemen) zu gebären (P. Kammerer) u. s. f.

So hat vielfach die Anwendung des Versuchs ein ausgedehntes neues Tatsachenmaterial zutage gefördert. Viele Einzelprobleme wurden der vollständigen Lösung sehr nahe gebracht. Doch die erwartete Zurückführung des Lebens selbst auf einfachere (physikalische) Wirkungsarten ist noch nicht erreicht worden. Freilich hat man stets, wenn eine Erscheinung an einem Lebewesen vollständig physikalisch-chemisch erklärbar schien, diese aus dem Wesen des „Lebendigen" ausgeschlossen. So blieb immer nur das Unerklärte zurück. Dann wurde gesagt, daß überhaupt nichts am Leben erklärbar sei. Wir begegnen hier demselben logischen Fehler, den die Gegner der Abstammung des Menschen von affenähnlichen Vorfahren begingen, wenn sie alle aufgefundenen versteinerten Reste der Zwischenstufen entweder „noch" zu den Affen oder „schon" zum Menschen stellten und dann keine Übergangsformen gelten ließen.

Die unerklärte Eigenheit aller engeren Lebenserscheinungen führte zur Vorstellung eines eigenen „Lebenssondergeschehens" („Autonomie der Lebensvorgänge"): Im Gegensatze zu den bloß im Verhältnis von Ursache und Wirkung verknüpften anorganischen Vorgängen soll im Lebendigen noch eine übergeordnete Gesetzmäßigkeit in dem Verhältnis von Mittel zu Zweck oder Ziel bestehen. In jedem besonderen Falle bestimmen Oberkräfte („Dominanten", Reinke), was einzutreten hat. Der Verlauf der Erscheinung folgt jedoch streng physikalisch-chemischen Gesetzen. Wie ja auch eine zu einem bestimmten Zweck konstruierte Maschine sich von diesen nicht freimachen kann. Diese Lehre wird als „Neovitalismus" bezeichnet, weil sie ebenso wie viele vordarwinische Physiologen eine besondere vitale, d. h. nicht auf

physikalisch-chemische Wirkungsarten zurückführbare Wirkungsart annimmt, aber diese Anschauung in ganz neuer Art ausbaut und begründet.

Driesch,* der gewandteste Verfechter des „Neovitalismus", gibt geradezu Beweise für die Unmöglichkeit der Zurückführung des eigentlichen „vitalen" Geschehens auf physikalische Wirkungsarten. Der Hauptsache nach stützen sie sich auf die erwähnten Versuche an Eiern oder ganzen Tieren niederer Art, die, beliebig in Stücke geschnitten, proportional verkleinerte, jedoch ganze Bildungen liefern. Hier ist also der Ausgangspunkt ein beliebiger, das erreichte Ziel jedoch stets dasselbe (was die Form anbelangt). Driesch weist nun darauf hin, daß sich keine Maschine ersinnen lasse, die solches zu leisten im stande sei. Alles anorganische Geschehen gebe bei Veränderung des Ausgangspunktes Verschiedenes. Die Vitalisten behaupten also, daß eine Analogie zwischen Leben und irgend welchem anderen Geschehen überhaupt nicht bestehe. Die Lebewesen seien noch am ehesten mit Fabriken zu vergleichen (Pfeffer), die zu bestimmten Zwecken etwas anfertigen (und sich selbst dabei erneuern), dessen Form nicht durch das verwendete Material, sondern durch den zweckmäßigen Plan bestimmt wird. Driesch erscheint die Kluft zwischen anorganischem und vitalem Geschehen so groß, daß ihm die Anreihung einer „Lebensautonomie" an die physikalische, chemische Gesetzmäßigkeit (oder Autonomie) nicht genügt. Allen anderen Autonomien wird die Lebensautonomie vielmehr als „Entelechie" entgegengestellt. Dieser Ausdruck stammt, jedoch in etwas anderer Bedeutung, von Aristoteles.

Im Gegensatze zu den „Vitalisten" halten die „Mechanisten" an der Hoffnung auf Zurückführbarkeit der Lebenserscheinungen auf einfacheres physikalisch-chemisches Geschehen fest. Sie verweisen namentlich auf die gelungene Darstellung von teilweisen Analogien zu Lebenserscheinungen.

Der eigenartige Bau der lebenden Substanz konnte durch Ölseifenschäume nachgeahmt werden (Bütschli, Quincke); die Aufnahme, teilweise Verdauung und Wiederabgabe von Stoffen, z. B. bei Amoeben, einzelligen Tieren, findet ihre Nachbildung durch die Aufnahme eines mit Schellack überzogenen Glasfadens in einen Chloroformtropfen, der nach Auflösung des Schellacks den Glasfaden wieder ausstößt (Rhumbler); auch die Ausstreckung von Fortsätzen und die Abscheidung eines Gehäuses von Glassplittern an der Oberfläche des Tropfens kopiert analoge Vorgänge bei lebenden Amoeben (Rhumbler). Die Mechanisten glauben nun, daß durch Kombination physikalischer Wirkungsarten schließlich das Leben erklärt werde. Gelänge es, die richtige Kombination zu treffen, so würde Lebendiges stets wieder entstehen, etwa in der Art wie Kristallisation unter bestimmten Bedingungen stets „von neuem" eintrete. Der Kristall ist auch als teilweises Analogon zum Lebendigen angeführt worden, namentlich seit seine Regenerationsfähigkeit aufgefunden wurde (Jordan, Rauber).

* H. Driesch, „Der Vitalismus als Geschichte und als Lehre", natur- und kulturphilosophische Bibliothek III. Leipzig, Barth, 1905, ist seine neueste Publikation. In Wien ist als Vertreter des Vitalismus Professor K. C. Schneider zu nennen. „Vitalismus, elementare Lebensfunktionen." Wien, Deuticke.

Sowohl bei den Mechanisten, als auch bei den Vitalisten habe ich jedoch eine konsequente Anwendung des oben auseinandergesetzten Forschungsganges der Physik auf biologische Probleme vermißt.

Es möge einem künftigen Aufsatze vorbehalten sein, über dahin zielende eigene Versuche zu berichten, die zugleich eine Versöhnung der beiden gegensätzlichen Anschauungen herbeizuführen geeignet sind.

Das Taggespenst.

Von Franz Carl Ginzkey.

Hrukow, den 6. September 19 . .

Von allen galizischen Nestern, deren trübseliger Gast ich nunmehr seit drei Monaten bin, ist dieses Hrukow jedenfalls das schäbigste. Das ganze Dorf, aus der feuchtkalten Ackererde hervorgekrochen und mit ihr verwachsen, wie ein ungeheurer schmutziger Pilz, hat kein einziges Haus, das ganz oder auch nur teilweise aus Stein gebaut wäre. Nichts als Holz- und Lehmhütten. Selbst die dürftige, kleine Kirche ist aus Holz gezimmert und ihr Türmchen ist so windig und dünn, daß es seine eigene Stimme nicht zu tragen vermochte und man gezwungen war, die heisere Dorfglocke seitwärts in einem turmartigen, etwas solider gebauten Holzverschlag unterzubringen.

Es ist gut, daß mir meine angestrengte Arbeit nicht viel Zeit läßt zum Grübeln und Mißgestimmtsein. Im Morgengrauen hinaus auf die Felder, durch nasse Wiesen und Hutweiden, vorsichtig um die Sümpfe herum, schnurrstracks in die Wälder hinein. Das dauert so, mit kurzer Mittagspause, bis spät in die Dunkelheit.

Je geschwinder sich mein Brettchen mit den „konventionellen Zeichen" dieser armseligen Natur bedeckt, um so früher komme ich wieder heim. Wenn die Leute, die gemütlich ihre „Landkarten" lesen, wüßten, wie mühselig ihre Entstehung sich anläßt! Da gibt es keinen fußhoch mit Kot erfüllten Karrenweg, keine launenhafte Krümmung eines siechen Bächleins, keinen verkümmerten „einzelstehenden" Baum oder Strauch, der nicht aufgenommen werden müßte.

Meine zwei Soldaten machen immer dümmere Gesichter. Das soll ihnen aber kein Vorwurf sein, sie haben das Recht dazu. Sie sind beide ehrliche Steirer und möchten gerne im Grünen sein, während hier alles nur braun und grau ist.

Einmal versuchte der eine, der kleine, kurzbeinige Matthias Hinterhuber, während wir Mittagsrast hielten, mit meiner speziellen Erlaubnis ein wenig zu jodeln. Aber er brachte es kaum bis zum ersten Triller und brach verzweifelt ab, indem er meinte, es sei hier alles so flach, und der Jodler, das Luder, wolle nicht steigen. Dabei hieb er mit dem Fuß in die Luft hinaus, zum Zeichen seiner höchsten Verachtung. Er hat so kurze Beine, der Matthias Hinterhuber, daß ich, wenn er mir die Wege oder Feldraine abschreitet, auf je zehn Schritte immer zwei dazu geben muß, um die richtige Schätzung zu bekommen.

Und doch hat dieses Land trotz seiner armseligen Vegetation, trotz aller Flachheit und Trübe auch seine große Schönheit. So besonders des Abends, wenn die Sonne in phantastischer Größe im Nebel des verschwommenen Horizontes versinkt, und wenn nun die Stille, die tagsüber träge auf den Feldern schlief, langsam und riesenhaft sich aufrichtet und drohend nach den Sternen greift.

Hrukow, den 8. September 19 . .

Ich kann das Philosophieren und Spintisieren noch immer nicht lassen. Seit meiner Kindheit liegt mir das Grübeln und Träumen näher als alle „Wirklichkeit", und nur selten kam ich bisher zum unmittelbaren Bewußtsein des Lebens. Dazu kommt eine gewisse Schwere des Blutes, die mich aber weniger in raschen Entschlüssen hindert, als mich hinterher mit einem übermäßigen Verantwortlichkeitsgefühl belastet.

Als ich als vierzehnjähriger Knabe zum ersten Male die weichen Lippen eines Mädchens küßte, vermochte ich dieser süßen und von Seite des Mädchens leise erwiderten Berührung keine Dauer zu geben, sondern küßte ihr hastig die Hand und stürzte aus ihrem Zimmerchen wie berauscht auf die laute Gasse hinaus, als wollte ich mein Glück nun ganz für mich allein genießen und die Erregungen meines überwältigten Gemüts mit den wundersamen Harmonien des brausenden Sommerabends zusammenschlagen lassen in eine große Seligkeit. Unterdessen dürfte das arme Mädchen verblüfft und fassungslos in seiner Kammer gesessen sein, ohne sich meine Verrücktheit erklären zu können. Ich aber trug mich jahrelang mit dem Gedanken, das schöne Kind, obwohl ich es nicht wiedersah, um jeden Preis zu meinem Weibe zu machen, weil meiner knabenhaften Phantasie ein Ehebündnis zwischen uns beiden wie eine unabwendbare Folge jener süßen Berührung schien.

Sie aber dachte längst nicht mehr an mich und wiegte wenige Jahre später die Kinder eines braven Andern, während ich noch auf der Schulbank hockte.

Was immer mir auch später an tieferen und seichteren Liebesfreuden beschieden war, niemals besaß ich jene fröhliche Keckheit des Abenteurers, die eigentlich zum guten Ton eines vorübergehenden Liebesverhältnisses gehört. So mag ich wohl den meisten meiner ehemaligen „Freundinnen" als ein rechter „Fadian" in Erinnerung geblieben sein.

Dauernder aber als alle irdischen Frauen schlugst du mich in deinen Bann, Sophia, du Strahlende, der ich aber wohl der armseligste aller Schleppenträger bin. Ich möchte dir gerne aus ganzer Seele dienen, bin aber nicht neugierig genug, zu wissen, wie andere dir bisher gedient haben.

Du lieber Gott, das ist ja auch schließlich nicht mein Beruf! Ich bin ja in erster Linie Offizier, bin gegenwärtig Mappeur in der 3. Mappierungsabteilung in Galizien und kann mich, alles in allem, über mein Schicksal nicht beklagen.

So begnüge ich mich nun, meine jungen Freunde in Zivil Doktoren der Philosophie werden zu lassen und sie dann zu fragen, wie weit sie jetzt den Quellen der wahren Erkenntnis nahegekommen seien. Sie lachen dann alle und meinen: Das wisse heutzutage doch jeder Säugling, daß wir schließlich nichts wissen, aber gelernt muß man es haben und man bliebe dadurch vor dem Schlimmsten bewahrt: vor der Blamage, Gedanken als eigene auszugeben, die von andern längst ausgesprochen wurden und vor der vergeblichen Mühe, aus eigener Kraft dorthin gelangen zu wollen, von wo man erst mit frischen Kräften auszugehen habe.

Soeben bringt mir Matthias mein Abendbrot — zwei hartgekochte Eier, etwas ranzige Butter und saures, sandiges Weizenbrot. In diesem armseligen Nest ist nichts Anständiges zu bekommen, und gerade heute täte mir etwas Besseres wohl. Wir stelzten heute stundenlang in den sumpfigen Wiesen und Wäldern herum, meine Schuhe waren ganz durchnäßt und es nagt mir ein peinliches Frösteln im Gebein, das hoffentlich nicht der Vorbote eines Fiebers ist. Das fehlte mir gerade noch in diesem gottverlassenen Nest!

Gottverlassen! Dieses Wort verursacht mir Unbehagen. Wie oberflächlich wir im allgemeinen sprechen und schreiben. Wir schaffen uns Gott, um dann mit ihm zu spielen, setzen ihn hierhin und dorthin, sind bei ihm und wieder von ihm fort und verkneten ihn schließlich in ein abgeleiertes, blödsinniges Adjektiv.

Diese wenigen Zeilen in mein Tagebuch sind jetzt meine einzige „geistige Erholung". Erholung an mir selbst. Mich fröstelt und meine Lampe flackert in den letzten Zügen. Gute Nacht!

Hrukow, den 9. September.

Es ist nicht gut, daß Menschen, die nicht zu Großem geschaffen sind, zur Erkenntnis jener unbegrenzten Einsamkeit gelangen, in der wir alle, alle uns befinden. Was sind mir alle Freunde und Kameraden, was sind mir alle geliebten und schönen Frauen, wenn die tiefe Stunde kommt? Sie sollte aber nur Menschen kommen, die ihr ganz gewachsen sind und die auch „dem Schicksal gewachsen sind."

Wie spricht mein lieber Mörike?

Kann auch ein Mensch dem andern auf der Erde
Ganz, wie er möchte, sein?
In langer Nacht bedacht' ich mir's, und mußte sagen, nein!

Hrukow, den 10. September.

In grauer Frühe weckte mich heute Matthias und wir rüsteten zum Aufbruch. Im Dorf war alles noch still. Ein frostiger Nebel kroch auf den Dächern herum und tappte die Wände und Fenster entlang.

Ich trete auf die Gasse hinaus, um nach dem Wetter zu schauen. Da höre ich plötzlich aus der Ferne schrille, kreischende Rufe, wie Hilfeschreie eines Menschen in höchster Angst.

Schon stürzen auch Leute aus den Hütten, und nun laufen wir alle dem Geschrei entgegen.

Immer näher kommt es, und wo die Dorfstraße sich biegt, stürzt ein alter, zerlumpter Bauer auf uns zu und winkt und deutet immer nach rückwärts.

Da ich nicht zehn Worte polnisch kann, verstehe ich nicht, was er atemlos und in heftiger Erregung den andern erzählt, die ihn ungläubig anstarren und ängstlich, ratlos, finster, drohend auf ihn lossprechen.

Unterdessen laufe ich allein die Dorfstraße hinab, um zu sehen, was es denn eigentlich gebe.

Überall Stille und kein Mensch ist weit und breit zu sehen.

Wie ich nun über die Felder hinspähe, gewahre ich plötzlich, seitwärts, nur wenige hundert Schritte vor mir, etwas Ungeheuerliches, Unfaßbares.

Eine riesengroße, schillernde, durchsichtige Kugel scheint es zu sein, die sich scharf und gespenstig vom grauen Morgenhimmel abhebt. Sie ist höher als das größte Haus des Dorfes und steht ruhig auf der frischgepflügten Ackererde, als wäre sie wie eine gigantische Blase aus ihr hervorgequollen.

Trotz des völlig Unbegreiflichen und Unerklärlichen dieser Erscheinung empfinde ich seltsamerweise weder Furcht noch Grauen oder ein sonstiges Unbehagen. Ich schreite vielmehr, wie unwiderstehlich angezogen, immer näher und näher, bis ich nur wenige Schritte von der ungeheuren Kugel entfernt bin.

Sie ist vollkommen durchsichtig, wie aus feingesponnenem Glas, und über ihre Oberfläche ziehen leise und stetig breite, farbige Ströme von wunderbarer Schönheit, wie magische Spiegelungen der zarten Morgenröte, des blassen Grüns der fernen Wälder, des goldigen Brauns der frischen Ackerscholle und des hellen Silbers der scheidenden Sterne. Eine herrliche Farbensimfonie, in geheimnisvollen Strömen sich anmutig verschlingend und wieder lösend, harmonisch zusammenfließend und sich wieder trennend.

Mein ganzes Wesen ist in seliges Staunen aufgelöst. Eine traumhafte sanfte Ruhe beginnt mich zu erfüllen, eine unendlich wohltuende Harmonie, wie ich sie ähnlich in meinem armen, zerquälten Leben noch niemals empfunden habe.

Sowohl die herrlich in sich vollendete Rundung der Kugel überhaupt als auch das wundervolle Farbenspiel auf ihrer Oberfläche stimmen mich zu einer fröhlichen, sich ihrer selbst bewußten Andacht, wobei mir das Unheimliche und in seiner völligen Neuheit eigentlich schauerlich Rätselhafte dieser unerklärlichen Naturerscheinung gar nicht zu Bewußtsein kommt.

Aus meiner Versunkenheit werde ich plötzlich durch lautes Geschrei und Gejohle herausgerissen.

Eine vielhundertköpfige Menge steht hinter mir. Sie tobt, gestikuliert und springt wie besessen umher.

Das ganze Dorf war herausgelaufen, Männer, Greise, Weiber und Kinder.

Aber niemand getraut sich, näher heranzukommen, als könne sich mit einem Male ein fürchterliches Unheil von der gespenstigen Erscheinung loslösen.

Nur jener weißbärtige Alte, der uns zuerst entgegengelaufen war, steht einige Schritte näher als die anderen und gebärdet sich wie verrückt vor Angst und Verzweiflung. In der Faust hält er den Stiel einer Schaufel und schlägt damit in der Luft herum. Ich vermute, daß er der Eigentümer dieses Ackers und nun in höchstem Grade darüber aufgebracht und wütend sei, daß das furchtbare Gespenst gerade auf seinem Felde sich niedergelassen habe.

Aus seinem wüsten Geschimpfe und Gefluche verstehe ich nur die Worte »djabel« und »czort«. Er sieht also sich und sein Eigentum von höllischen Mächten bedroht, der Teufel ist es, der in dieser ungeheuren Kugel sein verruchtes Spiel treibt, und das scheint wohl auch der Glaube all der anderen zu sein, denn nur so kann ich mir ihre teils aufs höchste erbitterten, teils angstverzerrten Mienen erklären.

Einige haben sich unterdessen mit allerlei Ackergeräten, andere wieder mit langen Stöcken und Stangen bewaffnet, und ein allgemeiner Angriff der wilderregten Menge auf den fremdartigen Gast scheint mir unausbleiblich zu sein.

Plötzlich verstummt alles und ich höre einen eintönigen lauten Gesang. Alles kniete nieder und entblößte das Haupt.

Der Pfarrer des Dorfes war im Meßgewande eilig herausgekommen, ein großes, schwarzes Kruzifix in den hocherhobenen Händen, hinter sich die Ministranten im weißen Chorhemd, Weihrauchfässer schwingend und geweihtes Wasser und Bilder der Heiligen tragend.

Starr vor sich hinblickend, geht der Priester festen Schrittes auf die furchtbare Erscheinung los, während seine Begleiter immer zögernder zurückbleiben, bis er endlich ganz allein vor der ungeheuren Kugel angekommen ist.

Und schon schreitet er auch furchtlos in sie hinein, scharf und deutlich ist seine Gestalt zu sehen.

Und schon tritt er auch auf der anderen Seite wieder hervor, ohne daß ihm irgend ein Leid geschehen wäre.

Und mit todblaßem Antlitz und funkelnden Augen wendet er sich um und schreitet abermals durch das geheimnisvolle Luftgebilde zu seiner ihn angstvoll anstarrenden Gemeinde zurück.

Noch schweigt alles und wagt kaum zu atmen. Die rätselhafte Erscheinung war, wie auch der Priester, vollkommen unversehrt geblieben, als wäre sie da und doch nicht da.

Was war dieses Gespenst, daß es sich vor dem Bildnis des Gekreuzigten nicht fürchtete, daß es der Macht des Priesters zu trotzen wagte? Ein neuer Bote der Hölle und der Finsternis, der stärker sein wollte als das Heiligste?

Immer näher und drohender drängte jetzt alles an die Kugel heran und schon schlagen auch die Vordersten, ermutigt durch die Unversehrtheit ihres Priesters, wie rasend mit ihren Sensen, Schaufeln und Stöcken in sie hinein.

Und auch die Rückwärtigen getrauen sich immer näher, bald haben sie alle die Kugel umringt und versuchen nun in maßloser Wut die unbegreifliche Erscheinung zu zerstören. In eine dichtgedrängte brüllende Masse zusammengeballt, durchwühlen sie den unteren Teil der Kugel, so hoch sie zu gelangen vermögen.

Indessen verbleibt der obere Teil in völliger Ruhe und Klarheit und läßt seine zauberhaften Farbenströme stetig und in anmutvollster Weise ineinander fließen. Und hatte mich, der ich wie in einem Fiebertraume abseits stand und all dem ratlos zusah, anfangs Erbitterung und Abscheu erfüllt, so überkommt mich nun immer tiefer eine lächelnde Gewißheit, und ein spöttisches Mitleid erfaßt mich mit diesen wahnwitzigen Leuten. Denn ich zweifelte nicht mehr, daß die wundersame Erscheinung sich durch all diese menschliche Raserei in ihrer himmlischen Schönheit und Stille nicht werde stören oder beflecken lassen.

Und siehe — ich hatte mich nicht getäuscht.

Wie einer nach dem andern ermüdet die Arme sinken läßt und sich keuchend und schweren Schrittes entfernt, steht die Kugel wieder in ihrer früheren Klarheit und harmonischen Reinheit unverändert da, als wäre ihr niemand auch nur nahe gekommen und als wäre sie da und doch nicht da.

Nun haben sich alle von der Kugel zurückgezogen und lagern im Kreise um sie herum, wie ein johlender Haufen wüster Kriegsknechte. Mit großen Feldsteinen und Erd-

schollen bewerfen sie jetzt ihren rätselhaften Gast. Auch aus den benachbarten Dörfern strömte die Menge herbei, aus allen Richtungen kommt sie über die Felder gelaufen, keines Weges achtend, keine Saaten schonend, immer mehr werden es und alle scheint allmählich eine große Verzagtheit und müde Bangigkeit zu überwältigen.

Was mag dieses furchtbare und unzerstörbare Zeichen bedeuten? Und warum war es gerade hier erschienen, auf dem Acker dieses armen Bauern, inmitten dieser dürftigen, vom Elend zerfressenen Gemeinde?

Und warum war es nicht in der großen Stadt erschienen, etwa auf der Zinne eines ihrer stolzen Paläste, um die Reichen und Mächtigen zu schrecken, die in Sünde und Übermaß dahinlebten?

Sollte von diesem armen, verlorenen Stück Erde aus das Ende der Welt beginnen?

Und während der Pfarrer finster und verstört ins Dorf zurückgekehrt war, gehen jetzt die Ältesten der Gemeinde in ihren schmutzigen Schafpelzen predigend und weissagend herum und sprechen vom jüngsten Gericht und der großen Vergeltung.

So verging nun Stunde für Stunde dieses rätselhaften Tages. Immer stiller wurde die Menge und hatte sich in dumpfer Angst und schwüler Erwartung um die Kugel herum gelagert. Nur wenige getrauten sich in ihre Dörfer zurück. Fast alle blieben auf dem Felde, als zögen sie es vor, das Unheil von Angesicht zu Angesicht zu schauen und als fürchteten sie, in der Einsamkeit und Düsterheit ihrer engen Kammern von etwas Schrecklichem überfallen zu werden.

Der Himmel war tagsüber gleichmäßig grau und trübe gewesen. Nun, da es Abend wurde, begannen die Wolken sich zu ballen und am westlichen Himmelsrand befreite sich plötzlich ein Streifchen Firmament, durch das die untergehende Sonne blinzelte, wie ein zorngerötetes Auge Gottes. Ich habe mich abseits von der Menge ins Feld gesetzt und verspüre weder Hunger noch Durst, obwohl ich tagsüber noch nichts genossen habe. Es ist mir unbegreiflich, wie schnell mir Stunde für Stunde in Bewunderung dieser herrlichen Erscheinung verrinnt. Nicht mehr fühle ich die Gegenwart als die Scheide dessen, was war und dessen, was kommen wird, sondern ganz ausgefüllt ist meine Gegenwart mit der vollen Harmonie eines starken und tiefen Daseins. Niemals noch fühlte ich mich jenem Wunder so nahe, das wir das Leben nennen, ohne es erklären zu können.

So selig vor mich hinträumend, gewahre ich plötzlich, wie ein kleines höchstens fünfjähriges blondhaariges Mädchen sich von der Menge loslöst und einem anderen Kinde, einem kleinen Knaben, entgegenläuft, den es, durch die Kugel hindurch, auf der anderen Seite erblickt hat. Und — noch ehe sich jemand recht besinnen kann — sind beide Kinder eilig aufeinander zugelaufen, nun treffen sie im Innern der Kugel zusammen und jetzt umarmte der Knabe das Mädchen in der drollig-lieblichen Weise, wie Kinder sich umarmen, und gibt ihm einen herzhaften Kuß, während der Abendwind die blonden Locken der beiden Kinder in eine einzige goldene Flamme zusammenschlagen läßt.

Und siehe — o Wunder über Wunder — in diesem Augenblick beginnt die Kugel sich leise von der Erde zu lösen und sanft in die Höhe zu steigen, zu Häupten der Kinder, die noch immer Hand in Hand stehen, sich freundlich anlächeln und sich um nichts bekümmern. Langsam schwebt die Kugel immer höher und höher — ganz von der Glut des scheidenden Abends erfüllt — in unsagbar triumphierender Schönheit — immer höher schwebt sie — und immer undeutlicher wird ihr Umriß — immer blasser ihre

Farben — als beginne sie sich leise in die Abendröte aufzulösen — kaum seh' ich noch ein zitterndes Flimmern — und — nun erlischt —

* * *

Hier bricht dieses seltsame Tagebuch plötzlich ab und alle folgenden Blätter sind unbeschrieben, für immer unbeschrieben geblieben. Denn am 11. September starb jener Offizier, der mein bester Freund war. Er verschied in heftigen Fieberphantasien und der Landarzt, der zu spät gerufen worden war, konnte nur noch einen Sterbenden betrachten.

Ich glaube dem Sinne des Verstorbenen nicht entgegenzuhandeln, wenn ich diese Blätter veröffentliche, die ich mir aus seiner Verlassenschaft zu retten vermochte. Denn mein Freund war wohl sehr einsam, aber kein Menschenfeind und er pflegte oft zu sagen, wir alle hätten mehr oder weniger die Verpflichtung, vor einander Zeugnis abzulegen von den Offenbarungen, die wir den uns allen noch so verworrenen Geheimnissen des Lebens etwa abzulauschen vermögen.

Es erübrigt mir nur noch, zu erwähnen, daß ich wenige Tage nach dem Tode meines Freundes seinem Diener Matthias, der sofort zu seinem Regimente eingerückt war, schrieb, er möge mir doch mitteilen, was sich denn mit seinem Herrn an jenem rätselhaften Abend des 10. September weiterhin begeben habe.

Matthias antwortete, er könne sich nicht entsinnen, daß am 10. September, also am Tage, bevor sein guter Herr so schrecklich sterben mußte, irgend etwas Auffälliges oder Ungewöhnliches im Dorfe sich ereignet habe. Er könne sich mit bestem Willen nicht erklären, was ich eigentlich meine. Er wisse es ganz bestimmt, daß sein Herr sich den ganzen Tag nicht aus seinem Zimmer entfernt habe — und daß er, wenn auch angezogen, immer auf seinem Bette gelegen sei und phantasiert habe. Nur gegen Abend sei er plötzlich aufgestanden, habe die Lampe angezündet und sei nun stundenlang am Tisch gesessen, habe immer geschrieben, vor sich hingemurmelt und in die weiße Lampenkugel gestarrt, bis er, Matthias, plötzlich einen dumpfen Fall gehört und seinen Herrn bewußtlos am Boden liegend gefunden habe.

Friedrich Marx.

Von Hermann Kienzl.

In der Mitte der Siebzigerjahre gab es in Graz einen erlauchten Kreis: Söhne und Adoptivkinder der Steiermark. Hier lebte seit vielen Jahren und starb 1876 Anastasius Grün, hier schuf vom „Ahasver in Rom" und „König von Zion" bis zum „Homunkulus" und den „Blättern im Winde" Robert Hamerling die Reihe seiner reifen Werke, und hier ruht sein leidensmüder Staub. Hier sah Karl Gottfried von Leitner, der nächst Lenau innigste der Lyriker Österreichs, Geschlecht auf Geschlecht an sich vorüberwallen, er, den sie nahe der Wende des XX. Jahrhunderts begruben und der aus eigener Anschauung geschildert hatte, wie Napoleons I. Grenadiere in die Straßen seines lieben „Grätz" einzogen. Und schon vor dem Jahre 1870 war der Stern des Dichters

der Steiermark aufgegangen, der das Volk der Älpler aufs innigste mit dem großen Vaterlande, mit der deutschen Seele verband: der Stern Roseggers. Auch Otto v. Leixner, Sacher-Masoch, K. E. Franzos und andere bekannt gewordene Literaten lebten zu jener Zeit, zum Teil noch unberühmt, in Graz. Leitner, Grün, Rosegger haben es — wie oft — bekundet, daß sie zu der Stadt in dem wesentlichen Verhältnisse standen, das einem dichterischen Schaffen Wurzelsäfte der Heimat gibt, und ein Gedicht Hamerlings klingt aus:

„Sei gegrüßt von meinem Psalter,
Du blühende Grazienstadt!
Du ruhst wie ein schimmernder Falter
Auf einem Lorbeerblatt!"

Neben Hamerling, Grün, Rosegger und Leitner wurde damals gerne Friedrich Marx genannt, dem die Grazer, wie den anderen Ansiedlern ihres Parnasses, eine Art ungeschriebenen Bürgerrechtes verliehen, weil er in ihrer Stadt lebte. In seinem jungen Mannesalter hatte der Lyriker Marx rasch Anerkennung und Geltung in weiteren Kreisen gefunden. Nicht nur Hamerling und Rosegger, auch Hermann Lingg und Wilh. Jordan traten zu ihm in nahe Beziehung und seine Gedichtsammlung „Gemüt und Welt" (Leipzig, Günther) erlebte bis 1877 drei Auflagen. Marx' Dramen „Olympias" und „Jakobäa von Bayern" wurden im Grazer Theater mit vielem Beifall, „Olympias" auch im Wiener Burgtheater aufgeführt. Namhafte Komponisten vertonten viele seiner Gedichte. Wenn man in der steirischen Hauptstadt die Besten rief, vergaß man nicht des angesehenen Dichters. Das war, als Marx, den auch seine Vermählung mit einer Tochter des alten obersteirischen Gewerkengeschlechts Pesendorfer der grünen Mark verbunden hatte, zehn Jahre als nichtaktiver Offizier in Graz dem literarischen Schaffen lebte. Später trat er, der schon achtzehnjährig nach den Wirren des Jahres 1848 unter Radetzkys Fahnen geraten war, viele Länder gesehen, Kriege mitgemacht und Schlachten mitgefochten hatte, wieder in den Heeresdienst, und der profane Beruf entführte ihn seiner Dichterklause. Erst 1891 kehrte Marx als Oberst in Pension nach der Stadt zurück, die Scheffel „Pensionopolis" getauft hat, und die letzten 14 Jahre seines Lebens verbrachte er teils in Graz, teils in seiner Kärntner Heimat. Nahe an Oberdrauburg — die Marktgemeinde machte den Dichter zu ihrem Ehrenbürger — war Friedrich Marx am 30. September 1830 als Sohn des Steinfelder Eisenwerksverwalters geboren worden.

Auch in den frischen Mannesjahren war Marx ein sparsamer Dichter. Es lag in seiner fast schüchternen Natur, daß er der Muse nicht nahte, wenn sie ihn nicht an Feiertagen mit einem Kusse grüßte. Der Offiziersrock, den Marx mit Ehren getragen, engte doch seine Brust ein. Das Sichbescheiden liegt ja wie Mehltau auf so vielen Dichterseelen Österreichs; es zieht der leise Ton der Entsagung auch durch die Dichtungen Saars und Hofmannsthals. Der Verzicht wurde dem bescheidenen, an die Unterordnung im Dienste gewohnten Manne nur allzu eigentümlich. Und obwohl er zeitlebens stetig an seinem inneren Ausbau tätig war und auf der Höhe moderner Bildung und Vorurteilslosigkeit stand, hatte der alte Soldat doch etwas Vormärzliches, das seine Gedichte nicht ganz verleugnen. Ein ergreifendes Gedicht des greisen Leitner klagt den Druck des Metternichschen Österreichs an für ein verstaubtes Leben, für vertrocknete Knospen.

Marx hat das „Zu spät!" in keinem Liede ausgesprochen, aber seine Hand rührte im silbernen Lebensalter immer seltener an die Saiten. Geschah es, so gab die Leier einen klaren, zarten Ton. Die Zeiten, in denen viele auf seine künftigen Lieder gewartet hatten, waren vorüber, und die Menge vergißt rasch einen jeden, der ihr sein Dasein nicht immer wieder laut verkündet. So vergaß man auch in Graz, den siebzigsten Geburtstag des Dichters zu beachten und nur die Kärntner Heimat ehrte ihn.

Wer diesen von klugem Wohlwollen und vornehmer Gesinnung erfüllten Mann persönlich kannte, für den behalten seine Lieder nicht nur den Wert hübscher Gedichte; der erkennt in ihnen des Dichters lebensvolles Spiegelbild. Das Gedichtbuch „Gemüt und Welt" ist ein Ziergarten, ein wenig nach älterer Mode angelegt und sauber gepflegt — Marx war ein Meister des Sonetts, er verehrte Platen und alle seine Formen sind tadellos. Doch in diesem Garten gibt es auch Rosen, die immer wieder blühen. Junger Liebe Lust und Leid haben sein empfängliches Herz oft beseligt, ohne daß Entsagung und Verlust seine Männlichkeit entwurzeln konnten. Sein Gefühl war reich und zärtlich, doch die heiße Leidenschaft, die im Leben und in der Kunst am mächtigsten schafft und zerstört, hat ihn nicht bedroht. So erhielt er sich von allem Erlebten und Erlittenen einen späten Nachklang des Schönen. Daß Marx ein Dichter der Liebe, wenn auch nicht der Leidenschaft war, bezeugen seine liedartigen Gedichte, unter denen kleine Perlen sind, wie das „Portugiesische Volkslied":

„Wenn du noch schläfst, erwach, mein Lieb,
Und öffne mir das Tor,
Der Tag bricht an, wir müssen fort
Über Wiesen, Berg und Moor.

Such deine Schühlein nicht zu lang,
Nein, komm mit nacktem Fuß,
Wir wandern ja durchs tauige Gras
Und durch den tiefen Fluß."

Aus dem italienischen Süden, der ihn oft beglückte, holte Friedrich Marx manchen fremden Klang; in ihm wurde er zur deutschen Weise. Diese charakteristische Umwandlung spricht für des Dichters Eigentümliches. Aus Barkarolen werden traumhafte Kahnfahrten. Hie und da schlug doch übrigens auch die rote Woge des Blutes in seine Liebeslyrik; so in dem schwülen Gedichte „Die Schnitterin" und in dem Nachtstück „Wilde Schwäne", das der weiße Alabaster dämonischer Weiber durchleuchtet. Doch schreckte ihn die heiße Glut der Titanide, und eine Reihe geharnischter Sonette schleuderte er gegen Ada Christen, die einst berühmte Dichterin der „Lieder einer Verlorenen". Es ist der Sadismus der Flagellantin, den seine gesunde und — korrekte Muse nicht begriff. Es klingt wohl so, als dränge er in die unheimlichen Rätsel der Natur, wenn er „Lust und Qual" Kinder eines Dranges nennt und sagt:

„Die hoch den Thyrsus schwang, ich seh beklommen
Der Freude Kind, die trunkene Mänade,
Nach dem Erlöser Schmerz die Arme breiten."

Doch endigt das Sonettenbündel sozusagen mit einem christlichen Bußtag, einem Aschermittwoch. In den primären Empfindungen, ohne Halbdunkel, ist Marx nichts weniger als oberflächlich. Auch er fühlt, daß es eine Sehnsucht ohne Gnade gibt, weil keine Stillung sie löschen kann:

„Ein Pilger vor den Pforten, ringt
Nach Worten der Gedanke;
Es bleibt, was kosend uns umschlingt,
Zugleich doch eine Schranke.

Ein falscher Lehrer ist dein Mund,
Wenn laut die Herzen pochen,
Das letzte Wort, der letzte Grund,
Das bleibt unausgesprochen.“

Friedrich Marx hat den Frieden des Herdes gefunden. Länger als dreißig Jahre ging ihm die treue Lebensgefährtin zur Seite. Unter den Liedern, die ihr der Dichter darbrachte, ist ein sehr schlichtes das innigste:

„Als ich um dich geworben, dich errungen,
Da hab' ich's laut in alle Welt gesungen.

Doch seit du mir vor dem Altar zu eigen,
Bewahrt mein Lied ein liebend ernstes Schweigen.

Bei Sorg' und Arbeit war's ein tüchtig Wandern,
Das ist ein Menschenschicksal wie die andern.

Doch sängen auch nicht Nachtigallenzungen
Wie wir in Glück und Jammer uns umschlungen!“

Und in der Hut eines gefestigten Familienglückes hat der alternde Dichter auf das Leben zurückgeblickt:

„Will noch bei des Tages Sinken
Uns von heller Frühlingsau
Holden Gruß ins Auge blinken
Junger Liebe Silbertau?

Ob der Himmel wolkenmächtig
Später sich verhüllen mag,
War dein Morgen klar und prächtig,
Ist's ein voller Lebenstag!“

So sehen wir an dem Leben und Dichten von Friedrich Marx dessen Wahlspruch erfüllt: „Eine Rose für jedes Leid.“ Im Zeitalter des Pessimismus und Individualismus mutet seine verzichtende und überwindende Genügsamkeit wunderlich an. Welch ein Gegensatz zwischen den tiefen Versen von Hieronymus Lorm:

„Wohin das Auge dringt,
Ist Schuld und Leiden,
Und was der Zeitlauf bringt,
Ist Fliehen und Scheiden.

Dazwischen hat der Traum
Von Glück und Liebe
Nur noch so viel an Raum,
Daß er zerstiebe" —

und dem Worte von Marx: „Taufrisch wie die junge Rose ist ein ungenossenes Glück!" Und nicht ein platonisch schmachtender Adoleszent, ein reifer Mann hat das Gedicht: „Nur von ferne" geschrieben:

„Nur von ferne will ich schauen
All' den Frühling, der dich schmückt,
Bis die lieblichste der Frauen
Einst den besten Mann beglückt.

Deine Schönheit, Huld und Milde
Will ich nur von ferne seh'n,
Wie an dem Marienbilde
Stumm an dir vorübergeh'n.

Ob du jemals mir gewogen,
Ob du einmal mein gedacht?
Schöner Traum, du bist entflogen!
Heller Stern, du sankst in Nacht.

Doch ein Duft ist's sondergleichen,
Der, in Jahren still durchlebt,
Über der entsagungsreichen,
Ungestand'nen Liebe schwebt."

Ähnlich, aber nach einem furchtbaren Kampfe der Elemente in der Menschenbrust, sagt auch Ibsen in „Brand", daß nur das Nichtbesessene oder das Verlorene ewiger Gewinn sei. Eine Welt liegt zwischen den friedlosen Stürmer-, Dränger- und Eroberernaturen und dem freundlichen Dichterpensionisten, und wieder denken wir Epiktets: „Nicht was uns geschieht, wie wir es empfinden, das allein macht unser Glück und Unglück aus."

Zur vollen Höhe der Weltbetrachtung scheint uns arme Menschen freilich nur der Pfad zu führen, der von den dunkelsten Gründen des Schmerzes ausgeht. Doch spricht in Marx' philosophischen, von Weltschmerz freien Gedichten ein geklärter, an den Früchten der Bildung gesättigter Geist, ein natursinniger und versöhnlicher Pantheismus, eine individuelle Betrachtung.

Von dem sozialen Unrecht und Elend, der slawischen Gefahr, der klerikalen Geisterknechtung, der nationalen Felonie und Versumpfung eines Großteils des Adels, dem Byzantinismus und dem deutschfeindlichen System der Machthaber wurden die deutschen Dichter Österreichs zur politischen Lyrik entflammt, die sich in Grüns und besonders in Hamerlings Dichtungen hoch über die Tages- und Parteienerscheinungen erhob. Friedrich Marx war dem politischen Liede nicht eigentlich zugetan, doch schlug auch in seiner Soldatenbrust ein warmes Herz für Deutschtum und Freiheit, wenn es sich auch mit den Illusionen des Altösterreichers zu vertragen suchte.

Für Marx war die staatspolitische Scheidung der Begriffe „deutsch" und „österreichisch" nie recht Tatsache geworden. Seinem Gemüte, das gar nicht anders konnte, als redlich

deutsch sein, war der zentralistische Gedanke eingeboren. Er nennt den Großglockner den Markstein deutscher Lande, aber rüstig zückte er sein Dichterschwert gegen alles schwarze Nachtgewürm. Darum fühlte er sich auch begeistert hingezogen zu dem „Wiener Spaziergänger", dem Vorkämpfer des gesunden alten Liberalismus. Unter Marxens Festgedichten und Prologen, die fast durchwegs den Aufflug von der Gelegenheit zu wahrer Dichtung nehmen, ragen die beiden Anastasius Grün-Gedichte hervor; sie sind Zeugen seiner Gesinnung — mehr Konsonanz als Resonanz. Wie ungescheut Marx, der österreichische Offizier, sein ehrlich Wort sagte, höre man aus dem Sonett „Weltleben":

„Gilt es den Kampf um Weideplatz und Herde,
Für Freiheit oder der Gesittung Saaten,
Gilt es den Schutz der frommen Hauspenaten,
Wohlan, so ruft „Gott will's!" und steigt zu Pferde.
Doch muß, daß einem Wahn Erfüllung werde,
Cäsarenstolz durch Ströme Blutes waten,
So stellt euch nicht, als ob von Gott beraten,
Und schweigt von Recht, ihr Mächtigen der Erde."

Kühner und unmittelbarer noch richtete der Dichter sein zorniges Wort gegen die Staatslenker nach dem töricht vergossenen Blute des italienischen Feldzuges von 1859, den er selbst als Kombattant mitgemacht hatte.

Merkwürdig aber ist ein Sonett, das Marx lange vor dem sozialistischen „Lied der Arbeit" veröffentlicht hat und in dem er dem Fluche, mit dem das Alte Testament die Arbeit bedachte, den Segen der Arbeit entgegenhält. Der im besten Sinne moderne Gedanke des Gedichts vertreibt aus dem neuen Paradiese die Gaffer und Laffen.

Die schönsten Gedichte von Marx sind es, in denen sich sein Gemüt in die stillen Wunder der Schöpfung ergießt — stand er nun an der blauen Adria, in der sonnigen Pracht des Morgenlandes oder im Waldeszauber seiner Bergesheimat.

Die Heimatliebe! In der weiten Welt werden von dem bescheidenen, herzwahren Dichter bald nur mehr wenige wissen. Wohl hat er längst sein ehrsam Ewigkeitsplätzchen in der Literaturgeschichte (s. Heinrich Kurz, „Deutsche Literaturgeschichte" IV. Bd., Hans Sittenberger, „Das deutsche Drama in Österreich", Ernst Gnad „Friedrich Marx", in der neuen Folge der „Literarischen Essays"), wohl wandern einzelne seiner Gedichte durch die lyrischen Anthologien (Maximilian Berns „Deutsche Lyrik seit Goethes Tod" bringt deren eine reiche Auslese), wohl wird der Historiograph Innerösterreichs Marx als eine Erscheinung des geistigen Vorfrühlings, den das Befreiungsjahr 1848 weckte, mit in Betracht ziehen. Was ihn aber im engeren Kreise der Landsgenossen lebendig halten sollte, ist sein Aposteltum für die Schönheiten der Heimat. Die Treue des Kindes der Berge, von der der ergreifende Alphornklang des Straßburger Volksliedes singt, war auch ihm eingeboren. Kärnten, das Land der weichen Lieder, hat unter seinen Kunstsängern keinen, der ihm näher am Herzen läge als Friedrich Marx, und auch die schwesterliche Steiermark schmückt dieses Dichters Liebe. Das Gedicht „Kärnten" schöpft alle Schätze des heimatlichen Bodens aus, wert ist es, Gemeingut der Deutschen zu bleiben, wie das Firnenjuwel unserer Alpen selbst. Die lyrische Trilogie „Die Alpen" führt uns wie an der Hand der Bergfee auf des Dichters Lebensweg. Die Silberkuppen haben

dem Knaben geleuchtet, den träumenden Jüngling hat das Waldesgrün gelockt und um seine Berge hat er den ersten bittern Trennungsschmerz gelitten, als die Trommel schlug. Nach Kampf, Not und Niederlage kehrte er aus dem fernen Süden zurück:

„Ein Trauerzug nun heimwärts, dumpf und bang.
Und doch, wie schlug mein Herz im Hochgefühle,
Als über mir die deutsche Lerche sang,
Tief unten klapperte die deutsche Mühle!
Mit Wäldern, Auen, Seen, Burgen trat,
Mit Dorf und Stadt, mein Kärnten mir entgegen,
Und segnend kam ein greises Paar genaht,
Aufs Jünglingshaupt die Hände mir zu legen."

Das Drei-Gedicht endet mit den Worten:

„Und haltet mir, erlischt einst meine Flamme,
Daß so mein letztes Heil von euch noch stamme,
Ein friedlich Grab in eurem Schoß bereit."

Auf dem Friedhofe von Oberdrauburg, einen Büchsenschuß entfernt von der Stätte seiner Geburt, schläft nun der Dichter, und die Alpen schlingen um sein Grab den ewigen Kranz . . .

Friedrich Marx hat, wie schon erwähnt, auch zwei Dramen geschrieben: „Olympias" (Wien, Herm. Margraf, 1869, und Reclams Univ.-Bibl. Bd. 231) und „Jakobäa von Bayern" (Univ.-Bibl. Bd. 158). Beide haben schöne dichterische Stellen, sind aber doch nur Typen der jambischen Epigonen-Dramatik. Als Übersetzer bewährte Marx eine besondere Begabung, und Gnad beklagt in seinem Essay mit Recht, daß diesem Talente nicht mehr Muße zur Pflege geblieben war. In Stimmung und Sprachgeist dem Original getreu, gab unser Dichter den fremden Gedichten ein neues Kleid deutscher Worte, das zwanglos um ihre Glieder fließt. Die deutsche Ausgabe der Gedichte Longfellows stammt von Marx (Univ.-Bibl. Bd. 238), seine Übersetzung von Gubernatis' italienischem Drama „König Nal" ist bei J. F. Richter, Hamburg, erschienen. In „Gemüt und Welt" finden sich meisterlich übersetzte Gedichte von Walter von der Vogelweide, Edgar Poe u. a.; schließlich gab Marx die Gedichte von Poerio mit der Biographie dieses italienischen Dichters heraus.

Am 19. Juni 1905 ist Friedrich Marx gestorben. Wenige Stunden, nachdem Hermann Lingg, sein Freund und sinnverwandter Genosse, das Auge geschlossen hatte. Lingg, dem Marx die „Jakobäa von Bayern" gewidmet hat, starb am 18. Juni.

Es wäre schön, des Dichters eigene Worte auf seinen Stein zu setzen:

„Wie einst mein Herz, ein ungestümer Freier,
Der Braut in Jugenddrang entgegenschlug,
So segne dich in deinem Sternenschleier,
Du schöne Welt, mein letzter Atemzug!"

Chronik.

Bergbau. *

Bei einer Rundschau über das ganze geistige und wirtschaftliche Leben in Österreich darf auch der Bergbau, die älteste aller Industrien, nicht übersehen werden. Dies könnte um so leichter geschehen, als sich ja die Wirksamkeit des Bergmanns nur zum kleinen Teile im Lichte der Sonne, vor den Augen der großen Menge abspielt. Das engere Reich des Bergmanns entzieht sich dem Blicke des Laien und die nähere Kenntnis des Bergwesens ist daher in viel geringerem Grade ein Gemeingut der Gebildeten als die Kunde anderer exakter Wissenschaften, z. B. der Elektrotechnik. Dazu kommt, daß das Verständnis der Grundelemente des Bergbaues gewisse Vorkenntnisse der Geologie und Mineralogie voraussetzt, welche auch nicht in weitere Kreise dringen. Die Unrast des Lebens, die Fülle stets neuer Erzeugnisse des menschlichen Erfindungsgeistes lassen dem einzelnen auch nicht die Zeit, sich die Genesis aller der tausendfältigen Bedarfsartikel des täglichen Lebens vor Augen zu führen.

Die Hausfrau, der Gewerbsmann, der Fabrikant denken, wenn sie die Kohle, den „schwarzen Diamanten“, ihrem wärmespendenden Zwecke zuführen, nicht daran, wie dieses Naturprodukt Millionen von Jahren gebraucht hat, um zu werden, wie es erst nach mühsamer Entdeckung bergmännisch erschlossen und zu Tage gebracht werden mußte. Auch bei den Metallen, die das Gerippe unserer täglichen Gebrauchsgegenstände bilden, beim Eisen, bei Blei und Kupfer, bei Zink und Zinn, bei Gold und Silber denken nur wenige des langen Werdeganges, den die Metalle vor ihrer Nutzbarmachung für den menschlichen Gebrauch durchmachen mußten.

Der Bergbau wird im großen Publikum noch vielfach wie eine — große oder kleine — Lotterie betrachtet, in der man auf gut Glück seinen Einsatz wagt. Wäre die Kenntnis der Vorbedingungen und der Betriebsweise des Bergbaues mehr verbreitet, so würden viele Enttäuschungen vermieden werden und Bergbauunternehmungen würden viel mehr als dies heute der Fall ist, von Anfang an auf eine wissenschaftlich fundierte, technisch vorbedachte Grundlage gestellt werden. Dies erfordert vor allem eine gründliche geologische Eklairierung des Terrains; der Geologe muß dem Bergmann vorangehen, er muß die Schichtung und das Alter der möglicherweise Kohle, Erze oder Naphta führenden Gesteine feststellen. Ihm folgt der geologisch gebildete Bergingenieur mit seiner Detailaufnahme und mit der praktischen Untersuchung, ob die vom Geologen vermuteten Lagerstätten auch vorhanden und bauwürdig sind, d. h. in genügender Qualität, Mächtigkeit und räumlicher Verbreitung vorkommen, um einen volks- und privatwirtschaftlich rationellen Bergbau einrichten zu können.

Zur Förderung dieses geologisch-montanistischen Aufklärungsdienstes könnte und sollte der Staat, wenn auch nicht durch die Erneuerung der heute nicht mehr zeitgemäßen staatlichen Schürfungskommission, so doch auf andere Weise, etwa durch eine den Bedürfnissen der Praxis Rechnung tragende Ausgestaltung der Geologischen Reichsanstalt in Wien, volkswirtschaftlich befruchtend eingreifen. Im großen und ganzen gibt es allerdings in Österreich nur wenig Gebiete, deren geologischer Aufbau nicht wenigstens im allgemeinen bekannt wäre, aber im einzelnen sind selbst Bergbaugebiete, die schon längst in Betrieb stehen, hinsichtlich ihrer Lagerungsverhältnisse noch immer nicht genügend aufgeklärt.

So ist das Studium des immer wahrscheinlicher werdenden engen Zusammenhanges der Ostrau-Karwiner Kohlenformation mit dem preußisch-schlesischen Kohlenbecken und mit den neuerschürften Kohlenflözen Westgaliziens fast ganz dem privaten Interesse der beteiligten Schürfer überlassen und ermangelt der staatlichen Förderung. Die Petroleumterrains Galiziens verdanken ihre zunehmende Erschließung nur dem privaten Unternehmungsgeiste und auch die zahlreichen unerschlossenen Erzlager der Alpen erfreuen sich nur eines geringen staatlichen Interesses. Es wäre eine der volkswirtschaftlich dankbarsten Aufgaben des Staates, die Tätigkeit der staatlichen Geologen auch der praktischen Erforschung nutzbarer Lagerstätten systematisch dienstbar zu machen. Die heute im Budget figurierenden geringen Summen für Aufschließung von Lagerstätten werden fast ausschließlich von den Kosten der Ausrichtungsbaue der bereits bestehenden Staatsbergwerke aufgezehrt.

In den letzten Dezennien hat der Staat nur einmal ein neues Terrain zu erschließen versucht, ist aber beim ersten Mißerfolge zurückgeschreckt; es war dies die im Jahre 1903 im Erdgasgebiete der Welser Tiefebene auf 1060 m mit einem Kostenaufwande von ca. 150.000 K durchgeführte Tiefbohrung, welche die Erschlie-

* Dieser Aufsatz ist die letzte schriftstellerische Arbeit unseres hochgeschätzten Referenten für das Bergbauwesen, des so früh verstorbenen Reichsratsabgeordneten Dr. Rudolf Pfaffinger. Anm. d. Red.

hung von Erdöl zum Ziele hatte. Da keine sicheren Spuren von Erdöl angetroffen wurden und da die Geologen aus den Bohrresultaten die Unwahrscheinlichkeit des Zusammenhanges der Welser Erdgase mit Petroleum folgerten, wurde die weitere Untersuchung aufgegeben, obwohl die Genesis der Welser Erdgase durch diese eine Bohrung noch keineswegs festgestellt ist.

Welches sind nun die Naturschätze des Mineralreiches, mit denen unser Vaterland gesegnet ist? Sie sind so mannigfaltig wie kaum in einem anderen Lande, nur sind die Schätze von Mutter Natur bei uns etwas spärlich gestreut und oft an schwer zugänglichen, weltfernen Punkten, an den steilen Hängen der Alpen, dem rationellen Betriebe kaum erreichbar. Gold bergen die Gebirge Salzburgs, Silber führt der uralte Bergbau Přibram, der Süden des Staates ist mit dem kostbaren Quecksilber gesegnet, die durch ihren Gehalt an Radium in neuester Zeit so wertvoll gewordenen Uranerze gaben Joachimsthal einen neuen Aufschwung, auch die seltenen Nickel- und Wismuterze kommen, erstere in Böhmen und Salzburg, letztere im nordwestlichen Böhmen vor, allerdings nur ganz sporadisch, auch die wertvollen Wolframerze sind in Österreich (Böhmen) nicht ganz unbekannt, ebenso gibt es in Böhmen einige kleine Bergbaue auf Zinnerze, an verschiedenen Stellen solche auf Antimon- und Manganerze, auf Kupfer, Schwefelerze, Asphalt und Naphtha. Reicher gesegnet ist unser Vaterland mit Braun- und Steinkohlen der verschiedensten geologischen Formationen, mit dem in Europa sonst ziemlich spärlich vertretenen Graphit, ferner mit Eisenerzen, allen voran mit dem allbekannten steirischen Erzberg und mit Blei- und Zinkerzen. Allerdings steht unser Kohlen- und Erzreichtum vielen Ländern, vor allen den Vereinigten Staaten Nordamerikas recht bescheiden gegenüber. Österreich kann aber immerhin unter die bergbautreibenden Staaten gerechnet werden, während z. B. Italien und die Schweiz als solche fast keine Bedeutung haben.

Ein kurzer statistischer Rundblick über den Umfang der heutigen Bergwerksproduktion Österreichs einschließlich Bosniens mit vergleichenden Blicken auf Ungarn und das Ausland wird zur Charakterisierung der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Bergbaues in Österreich nicht entbehrt werden können; anschließend daran sollen sodann die sonstigen wirtschaftlichen und sozialpolitischen Verhältnisse des österreichischen Bergbaues und die neueren bergbautechnischen Errungenschaften dargestellt werden.

Das für die moderne Kultur wichtigste Erz, das Eisenerz, ist in Österreich recht stattlich vertreten; an erster Stelle steht der steirische Erzberg zwischen Vordernberg und Eisenerz mit seinem schier unerschöpflichen Erzreichtum, dann folgen in Böhmen die reichen Nučicer Erzlager, welche die Eisenhütten der Prager Eisenindustriegesellschaft und der Böhmischen Montangesellschaft alimentieren. Außer diesen Hauptgewinnungsstätten gibt es noch kleinere Erzbergbaue an vielen Stellen unseres Vaterlandes, so in Kärnten (Hüttenberger Erzberg), in Krain, in Niederösterreich bei Edlach am Fuße der Rax, in Mittel- und Nordböhmen, in Salzburg bei Werfen, in Mähren und Schlesien, in Galizien und in der Bukowina. Der moderne Eisenhüttenprozeß verlangt aber reichhaltige billige Erze und so liegen die meisten Eisenerzlager in Österreich heute brach, weil die Gestehungs- und Transportkosten und die Qualität eine Konkurrenz mit den böhmischen und steirischen sowie mit den ausländischen (hauptsächlich ungarischen, schwedischen, russischen) Erzen nicht ermöglichen. In früherer Zeit alimentierten jene Erzbergbaue verschiedene kleine Hüttenwerke, die das Roheisen mit Holzkohle erbliesen, die aber seither dem durch die internationale Konkurrenz auch in Österreich erstandenen Großbetrieb weichen mußten. Heute wird in Österreich das Roheisen überwiegend mit Koks in Hochöfen erblasen, die täglich bis 30 Waggons Roheisen und mehr liefern, wie z. B. die neuen Hochöfen amerikanischen Systems der Alpinen Montangesellschaft in Eisenerz und Donawitz, während die alten Hochöfen nur einen oder wenige Waggons pro Tag erzeugen konnten. In Österreich und England erzeugt ein Ofen im Jahre durchschnittlich 26.000 t, in Deutschland 39.000 t, in Amerika 74.000 t. Auch heute gibt es noch Holzkohlenhochöfen, so in Steiermark und Kärnten wie auch in Böhmen, da das Holzkohlenroheisen wegen seiner Reinheit auch heute noch für manche Zwecke sehr geschätzt wird; das Koksroheisen verdrängt es jedoch durch seine zunehmende Vervollkommnung mehr und mehr.

Die österreichische Erzeugung an Eisenerzen betrug im Jahre 1904 1,700.000 t (1 t = 1000 kg), vor 20 Jahren die Hälfte. Ungarn ist in derselben Zeit von 600.000 auf 1,500.000 t, also auf mehr als das Doppelte gestiegen. Bosnien erzeugte 1904 schon 137.000 t Eisenerze und verarbeitete dieselben in den eigenen Hüttenwerken zumeist mit Koks zu 47.000 t Roheisen.

Die Weltproduktion an Eisenerzen wird auf über 90,000.000 t geschätzt, woran die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 30,000.000 t partizipieren; die österreichische Quote der Weltproduktion von Eisenerzen drückt sich also in der bescheidenen Ziffer von 2 Prozent aus und Nordamerika erzeugt zehnmal so viel

Erze als Österreich und Ungarn zusammen. Österreich führt zur Roheisenerzeugung, zum Teil für Spezialeisen, noch 500.000 *t* Eisenerze ein, davon 300.000 *t* aus Ungarn, welche hauptsächlich die mährischen und schlesischen Eisenwerke (Witkowitz und Erzherzogliche Hüttenwerke bei Teschen) versorgen. Die früher größere Ausfuhr österreichischer Eisenerze, insbesondere vom steirischen Erzberg, ist auf die Hälfte gesunken, was im Interesse der Nachhaltigkeit der heimischen Eisenerzeugung volkswirtschaftlich nur zu begrüßen ist.

Österreich erzeugt aus den eigenen und importierten Erzen rund 1,000.000 *t* Roheisen, Ungarn 400.000 *t*. Im Vergleich zur Weltproduktion — 45,000.000 *t* Roheisen — erscheint diese Ziffer wieder recht klein; die Vereinigten Staaten haben auch hieran wieder den Löwenanteil — 17,000.000 *t* — ihm folgt sogleich Deutschland mit 10,000.000 *t* und das von diesem bereits überflügelte England mit 9,000.000 *t*.

Von den Edelmetallen ist in Österreich leider nicht viel zu erzählen; der Goldschatz unserer Bank wächst nicht auf heimischem Boden.

Eine eigene Golderzeugung findet heute in Österreich nur an zwei Stellen statt, bei dem uralten Bergbau am Rathhausberg bei Gastein und bei dem vor einigen Jahren mit englischem Kapital wieder eröffneten Goldbergbau bei Borkowitz, Bezirk Benisch in Böhmen. Bei dem ersteren salzburgischen Bergbau wurden 1904 nicht ganz 7 *kg* Gold (1 *kg* Gold hatte einen Wert von 2600 K) erzeugt; hingegen erzeugte der böhmische Bergbau schon 77 *kg* Feingold (davon 25 *kg* in Freiberg aus böhmischen goldhältigen Schlichen geschmolzen) mit einem Werte von über 3000 K pro Kilo. Der uralte Bergbau am Hohen Goldberge in der Rauris (Salzburg), welcher seine Einbaue in der Gletscherzone hat und früher durch den bekannten Meteorologen Rojacher betrieben wurde, kam dann in französische Hände und nach einigen verunglückten Investitionsversuchen ganz außer Betrieb. Auch der zu Zeiten der Angehörigkeit Salzburgs zu Bayern ziemlich schwunghaft betriebene und vor zirka 10 Jahren von österreichischem Privatkapital neu aufgenommene Goldbergbau Schellgaden am Katschberg bei St. Michael im Lungau kam wieder zum Erliegen. Außer Betrieb stehen auch die uralten Goldbergbaue am Fuße des Altvaters in Schlesien, wo Ortsnamen wie Goldseifen, Dürrseifen an die frühere Goldgewinnung erinnern, und die ebenso alten kärntnerischen Goldbergbaue. Ein Versuch, den alten Goldbergbau Zell am Ziller in Tirol mit reichsdeutschem Kapital wieder zu beleben, scheint bisher noch nicht gelungen zu sein.

Dagegen wird Gold in Österreich auch als Nebenprodukt gewonnen, so im Jahre 1904 aus Antimonerzen in Schönberg (Böhmen) 11·7 *kg* Feingold und aus den Kupferrückständen der ärarischen Kupferhütte Brixlegg in Tirol 2·7 *kg* Feingold.

In Bosnien wurden im Sommer 1905 von einer Privatunternehmung ausgedehnte Untersuchungen goldhaltiger Gebiete vorgenommen, welche aber die frühere Annahme reicher Goldseifen nicht bestätigten.

In Ungarn ist die Goldproduktion viel bedeutender als in Österreich; es wurden im Jahre 1903 3375 *kg* Gold im Werte von rund 11,000.000 K erzeugt.

Die Weltproduktion an Gold, die infolge der Aufnahme chinesischer Arbeiter bei den Goldminen in Transvaal konstant steigt, beträgt über 400.000 *kg* Feingold, welcher Ziffer gegenüber unsere Produktion fast verschwindet.

Das außer Platin, welches bei uns nicht vorkommt, dem Golde an Wert zunächst stehende Edelmetall Silber wird in Österreich fast ausschließlich vom Ärar in dem uralten Silber-, Berg- und Hüttenwerke Přibram erzeugt, wo die Grubenbaue schon eine Tiefe von über 1100 *m* erreicht haben. Im Jahre 1904 wurden dort aus zirka 220.000 *q* Erzen 38.660 *kg* Feinsilber im Werte von 3,500.000 K erzeugt. Das Přibramer Werk litt im letzten Jahrzehnt sehr unter dem niedrigen Silberpreise und hatte im Jahre 1903 eine Einbuße von über 1,250.000 K, da sich das Montanärar mit Rücksicht auf die ansässige Arbeiterbevölkerung nicht entschließen konnte, den Arbeiterstand entsprechend zu reduzieren. Die Silberpreise sind zwar heute besser (100 K gegen den Tiefstand von 74 K pro Kilo), aber es wird doch die Frage auftauchen, ob die Steuerträger Österreichs verpflichtet sind, zur Erhaltung einer lokalen Arbeiterbevölkerung Millionen daraufzuzahlen.

Bosnien erzeugt kein Silber, in Ungarn ist hingegen die Produktion nicht unbedeutend (1903 19.280 *kg*). Die Weltproduktion ist dagegen eine ungeheure, zirka 5,500.000 *kg*, und eine infolge steter Ausdehnung der nordamerikanischen Minen konstant wachsende.

Dem Werte nach reiht sich an die Edelmetalle zunächst das Quecksilber, das einzige in normalem Zustande flüssige Metall; 100 *kg* Quecksilber kosten 500—600 K. Auch die Quecksilberproduktion wird in Österreich vom Ärar beherrscht; die Gesamtproduktion Österreichs an Quecksilber, welche 1904 5363 *q* betrug, wurde von dem Berg- und Hüttenwerke „Idria" in Krain bestritten, welches unter den wenigen rentablen Staatsbergbauen am erträgnisreichsten ist und im Jahre 1903 einen Überschuß von rund 738.000 K abwarf. Zur Erzeugung dieses Quantums metallischen Quecksilbers mußten 882.000 *q* Erze im Bergbaue

zu Idria gefördert und verhüttet werden. Ein Teil des Quecksilbers wird in Idria selbst auf Zinnober verarbeitet.

Auch sonst finden sich Quecksilbererze an verschiedenen Stellen, so in St. Anna in Krain, wo durch Jahrzehnte eine Produktion von mehreren 100 *q* Quecksilber jährlich stattfand, bis infolge äußerer und innerer Hindernisse vor einigen Jahren der Betrieb eingestellt wurde. Auch in Kärnten, so im Gailtal, in Reichenau 2c., finden sich Zinnobererze, ebenso in Dalmatien bei Spizza.

In Bosnien wurden aus Fahlerzen im Jahre 1904 auf primitive Weise 81 *q* Quecksilber erzeugt; in Ungarn 437 *q*.

Die Weltproduktion an Quecksilber nähert sich 40.000 *q*, Österreich-Ungarn repräsentiert also den immerhin nicht unbeträchtlichen Anteil von 15 Prozent. An erster Stelle marschiert wieder Amerika mit 15.000 *q*, an zweiter Spanien mit 10.000 *q*.

In die unbedeutende österreichische Kupferproduktion (im Jahre 1904 nicht ganz 9000 *q* mit einem Werte von 1,300.000 K) teilen sich Salzburg und Tirol. Kupfererze werden außerdem auch in Böhmen (Klingental—Graslitz) und in der Bukowina gefördert, jedoch nicht verhüttet, sondern an andere Kupferhütten verkauft. In Salzburg ist es eine private Gewerkschaft, welche am Fuße des Hochkönigs den in die Keltenzeit zurückreichenden Mitterberger-Kupferbergbau betreibt, die Erze zu Tale bringt und verhüttet. Sie erzeugt zwei Drittel der ganzen österreichischen Kupferproduktion, nämlich über 6000 *q* Kupfer, außerdem auch noch Kupfervitriol (385 *q*). In Tirol ist es das Ärar, welches aus Fahlerzen und zum Teil silberhältigen Kupferkiesen bei der Hütte in Brixlegg im Jahre 1904 1890 *q* Raffinadekupfer (im Werte von 270.000 K), außerdem als Nebenprodukt 4480 *q* Kupfervitriol und gold- und silberhältige Halbprodukte gewonnen hat.

Bosnien erzeugte 1904 ca. 600 *q* Kupfer, Ungarn ca. 450 *q*.

Die Weltproduktion an Kupfer wird auf mehr als 6,000.000 *q* geschätzt, davon beträgt die Produktion Österreich-Ungarns die verschwindende Quote von ein Siebentel Prozent. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben hieran wieder den Löwenanteil mit rund 3,600.000 *q*, dann folgt England mit 650.000 *q* und Deutschland mit 300.000 *q*.

Die Erzeugung von Bleierzen und Blei hat ihren Schwerpunkt in Kärnten und in Galizien, außerdem werden Bleierze erzeugt in dem alten Erzrevier von Mies und bei dem ärarischen Silberbergwerke in Přibram, wo das Silber meist an Bleierze gebunden vorkommt. In Kärnten erzeugt die Bleiberger Bergwerks-union an fünf zum Teil sehr hoch gelegenen Betriebsstätten über 100.000 *q* Bleierze jährlich, außerdem in Raibl das Ärar über 6000 *q* und eine Privatunternehmung in ihren Zinkerzgruben über 22.000 *q*, welche letzteren derzeit in der Hütte zu Littai in Krain verhüttet werden.

Die Kärntner Bleihütten erzeugten 1904 über 78.000 *q* Blei im Werte von über 2,500.000 K, Galizien erzeugte bei 70.000 *q* Bleierze, die aber durchwegs auswärts verhüttet werden. In Tirol wurden bei den zumeist ärarischen Kupfer- und Zinkerzbergbauen über 2000 *q* Bleierze erzeugt. Die Gesamtproduktion von Blei betrug in Österreich über 126.000 *q* im Werte von 4,200.000 K.

Bosnien hat keine Bleierze, hingegen erzeugt Ungarn ca. 20.000 *q* Blei.

Die Weltproduktion von Blei beträgt 962.000 *t* (9,620.000 *q*), die österreichisch-ungarische Quote beträgt also nicht mehr als 1 1/8 Prozent; auch hier ist wieder Nordamerika an erster Stelle mit seiner Jahresproduktion von 284.000 *t*, dann folgt Spanien, Deutschland und Mexiko.

Bei Zink ist hinsichtlich der räumlichen Verteilung der Produktionsstätten ein Unterschied zwischen der bergbaumäßigen Gewinnung und der Verhüttung der Erze. Während der Schwerpunkt der Erzgewinnung ebenso wie bei Blei in den Alpenländern liegt, konzentriert sich die Gewinnung des Zinkmetalls aus den Erzen hauptsächlich auf Galizien; die alpenländischen Zinkerze gehen mit Ausnahme der ärarischen Raibler Zinkerze, welche in der k. k. Zinkhütte in Cilli verschmolzen werden, zur Verhüttung in das Ausland.

Mehr als zwei Drittel der Gesamtproduktion (bei 300.000 *q*) entfallen auf Kärnten, davon nicht ganz ein Drittel auf das alte ärarische Blei- und Zinkbergwerk in Raibl bei Tarvis, bei welchem durch einen kürzlich vollendeten Tiefbaustollen neue Erzgebiete aufgeschlossen wurden.

Nach Kärnten kommt Galizien und Tirol mit dem ärarischen Bergbau am Schneeberg und Pflundererberg bei Klausen in Tirol. In Böhmen werden Zinkerze neben Blei und Silber in Přibram und im alten Mieser Bergrevier gewonnen.

Zinkmetall wird außer in der schon erwähnten ärarischen Zinkhütte in Cilli und in Galizien nur noch in Krain, in der privaten Zinkhütte in Sagor, erzeugt. Galizien erzeugte 1904 in drei Zinkhütten bei 58.000 *q*, die ärarische Hütte in Cilli 27.000 *q* Zink. Bosnien erzeugt weder Zinkerze noch Zink, Ungarn nur eine geringe Menge Zinkerze.

Im Vergleich zur Weltproduktion (625.000 t Zink) sind wir leider verschwindend klein mit unseren zirka 9000 t (kaum 1½ Prozent). An erster Stelle marschiert wieder Nordamerika mit 165.000 t, dann folgt Preußisch-Schlesien mit 125.000 t.

Von den übrigen einleitend erwähnten selteneren Erzen und Metallen wäre nur hervorzuheben, daß die wertvollen Antimonerze in Österreich in Přibram als Nebenprodukt und in dem wegen der Golderzeugung schon erwähnten Bergbau bei Schönberg (Böhmen) gewonnen werden und daß in der zu letzterem Bergbau gehörigen Hütte in Milleschau 360 q Antimonglas, Antimonregulus und Antimonpulver im Werte von zirka 10.000 K erzeugt werden. Auch in Steiermark, Kärnten und Tirol gibt es einige kleine Antimonerzvorkommen.

Bosnien hat kein Antimonerz, wohl aber Ungarn (6300 q).

Die Weltproduktion von Antimonmetall beträgt rund 80.000 q.

Außerdem wären noch zu erwähnen die für die Erzeugung von Eisenlegierungen (Spiegeleisen, Ferromangan) wichtigen Manganerze, welche außer in dem hochgelegenen Bergbau Vigunšica in Krain nur in der Bukowina vom griechisch-orientalischen Religionsfonds gewonnen werden, ferner Schwefelerze (Kiese) in Böhmen, in Steiermark und in Tirol (1904 insgesamt zirka 63.000 q), in größerem Umfange in Bosnien und Ungarn.

Asphaltstein und Asphalt wird hauptsächlich in Dalmatien auf sekundärer Lagerstätte in den Karsttrichtern (Dolinen), in wertvollerer Beschaffenheit zur Ölgewinnung und Verarbeitung zu dem bekannten Ichthyol in Seefeld in Tirol gewonnen.

Mit seiner Graphitproduktion (im Jahre 1904 zusammen 28.000 t) steht Österreich an erster Stelle und übertrifft sogar diejenige von Ceylon. Nahezu die Hälfte der österreichischen Produktion liefern die größtenteils fürstlich Schwarzenbergschen Graphitwerke in Schwarzbach und Krumau, dann folgen Obersteiermark und Mähren mit je einem Viertel; geringere Mengen werden auch im niederösterreichischen Waldviertel, in den Ausläufern des böhmischen Massivs, gewonnen. Besonders in Niederösterreich gibt es sehr viele Fundpunkte von Graphit, unter anderem auch im Raxgebiete. Die Primasorten des böhmischen Graphites erreichen mit 88 Prozent Kohlenstoffgehalt nahezu die Reinheit des besten Ceylongraphites und finden hauptsächlich bei der Fabrikation feiner Bleistifte Verwendung. In der Nähe von Budweis bestand bis vor kurzem ein Graphitwerk (Kollowitz), welches unter anderem aus sogenanntem Flinzgraphit als Schmiermaterial verwendbaren Flockengraphit herstellte. Der steirische Graphit ist gleichfalls hochwertig und dient zur Herstellung von Schmelztiegeln, der mährische und niederösterreichische fast nur als Gießerei-, Farb- und Blockgraphit.

Mehr als ein Drittel (10.000 t) unseres Graphites geht ins Ausland; importiert wird sehr wenig, zumeist Ceylongraphit. In Ungarn und Bosnien wird kein Graphit gewonnen. Die Weltproduktion von Graphit wird auf 82.000 t geschätzt.

Die Kohle, neben Eisen wohl das für die technische und wirtschaftliche Entwicklung eines Reiches wichtigste Bergbauprodukt, findet sich in allen österreichischen Kronländern in den verschiedensten geologischen Altern, vom Lignit bis zum Anthrazit vor. Dem Alter der Kohle nach ist das jüngste, wenn auch nach vielen Jahrtausenden zählende Produkt der Lignit; die bedeutendsten Lignitlager sind jene von Wolfsegg-Thomasroith in Oberösterreich mit einer Jahreserzeugung von über 4,000.000 q.

Die wichtigsten und ausgedehntesten Braunkohlenablagerungen sind jene des nordwestlichen Böhmens, wo das Brüxer Becken, das Komotauer Becken und endlich das Falkenauer Becken mit vielen einzelnen Kohlenmulden sich aneinanderreihen und zusammen eine Jahresproduktion von 181,000.000 q liefern. Nicht von Bedeutung sind die südmährischen und die galizischen Braunkohlenbecken. Auch in Niederösterreich finden sich nur kleinere und minderwertige, allerdings ziemlich zahlreiche Braunkohlenmulden; ein sehr mächtiges reines Flöz wurde in den letzten Jahren im Hart bei Gloggnitz erbohrt und weiter aufgeschlossen. Große Bedeutung haben die hochwertigen obersteirischen Glanzkohlenbecken von Leoben und Fohnsdorf und die mittel- und untersteirischen von Köflach und Trifail. In Kärnten birgt das Lavant-Tal und der Nordrand der Karawanken, sowie das Eocän bei Cilli einige Braunkohlenmulden, in Krain gibt es mannigfache, nur zum Teil in Exploitation stehende Kohlenvorkommen, am Karst und in Istrien ist die steinkohlenähnliche Arsa-Kohle Gegenstand der Gewinnung und in Dalmatien, dem Lande der Zukunft, warten zwei benachbarte, ziemlich mächtige Braunkohlenmulden auf einen größeren Absatz ihrer heute schon 140.000 t betragenden Produktion durch Eisenbahn- und Schiffsverkehr und Fabriken.

Die gesamte Braunkohlenproduktion in Österreich betrug 1904 bei 22,000.000 t, wovon auf Böhmen allein über 18,000.000 t entfallen.

Bosnien produzierte die nicht unbedeutende Menge von 480.000 t, Ungarn über 5,000.000 t, hauptsächlich in Salgo-Tarjan,

Petrozeny und dem uns am nächsten liegenden Totis.

An der Steinkohlenproduktion (1904 in ganz Österreich bei 12 Millionen Tonnen) partizipiert das gesegnete Bergbauland Böhmen wieder mit mehr als 4 Millionen Tonnen in seinen mächtigen Steinkohlenrevieren von Kladno, Pilsen und Schatzlar-Schwadowitz. Daran reiht sich das Ostrau-Karwiner Revier mit einer Förderung von über 6 Millionen Tonnen, Galizien mit nicht ganz 1 Million Tonnen, Südmähren (Rossitzer Revier) mit über 400.000 *t* Niederösterreich mit über 60.000 *t*, wovon über 50.000 *t* auf den interessanten Kreidekohlenbergbau Grünbach am Schneeberg, der Rest auf die Schrambach-Lilienfeld-Kirchberger Triaskohlen entfallen, während die übrigen Alpenländer mit Ausnahme einiger mehr geologisch als bergmännisch interessanter Steinkohlen- und Anthrazitvorkommen keine Steinkohle führen.

Anthrazit, die dem Brennwerte nach hochwertigste Kohle, wird derzeit nur bei Budweis gewonnen.

In Bosnien kommt Steinkohle nicht vor, dagegen hat Ungarn zwei ansehnliche Steinkohlenreviere im Banat (Steierdorf-Anina) und in Fünfkirchen mit einer Gesamtjahresproduktion von über 1 Million Tonnen.

Mit der Weltproduktion an Mineralkohlen (Stein-, Braunkohle und Lignit) verglichen, welche auf 875 Millionen Tonnen geschätzt wird, ist unsere Gesamtproduktion von rund 34 Millionen Tonnen ziemlich unbedeutend. Die Vereinigten Staaten figurieren allein mit 322 Millionen Tonnen, England mit 236 Millionen Tonnen, Deutschland mit 169 Millionen Tonnen.

Eine vortreffliche Übersicht der österreichischen Kohlenvorkommen bietet das vom Komitee des in Wien im Jahre 1903 abgehaltenen Bergmannstages herausgegebene Werk „Die Mineralkohlen Österreichs". *

Das Salz, gleich unentbehrlich für den Haushalt wie für viele Fabriksbetriebe und für die Landwirtschaft, ist in Österreich reichlich vorhanden. Die allbekannten Salzlager im Salzkammergut, am Dürnberg bei Hallein und am Haller Salzberge in Tirol liefern jährlich 1,460.000 *q* Salz, wovon die überwiegende Menge (1,200.000 *q*) Sudsalz, das übrige Steinsalz (60.000 *q*) und Industriesalz (200.000 *q*) ist. Die Salzbergbaue in Galizien und in der Bukowina, vor allem das berühmte Bergwerk in Wieliczka-Bochnia, erzeugen vorwiegend Industriesalz (860.000 *q*) und Steinsalz (335.000 *q*) und relativ weniger Sudsalz (538.000 *q*). Die Seesalinen in Istrien und Dalmatien, in welchen das Salz durch natürliche Verdunstung aus dem Meereswasser gewonnen wird, liefern über 500.000 *q* Salz. Außerdem werden in Kalusz in Galizien über 90.000 *q* des wegen seines hohen Kaligehaltes als Düngmittel wertvollen Kainites (Kalisalzes) gewonnen.

Das Salz ist in Österreich wie auch in Bosnien und Ungarn ein staatliches Monopol und liefert in Österreich einen jährlichen Reinertrag von zirka 35 Millionen Kronen. In Ungarn werden in den ärarischen Salzbergbauen und Sudwerken im Marmaroser und Maros-Ujvarer Reviere über 1,800.000 *q*, in Bosnien 180.000 *q* Salz erzeugt. Die Weltproduktion an Salz wird auf rund 13,000.000 Tonnen geschätzt.

Naphtha (Erdöl und Wachs) kommt nur in Galizien vor. Das Zentrum der Naphthaproduktion ist das Boryslaw-Drohobyczer Revier, außerdem sind größere Naphthafelder bei Jaslo und Stanislau in Ausbeute.

Auf Erdöl waren im Jahre 1904 im ganzen 17 Schächte und 1819 Bohrlöcher im Betriebe, die nach der Statistik des Ackerbauministeriums über 6,700.000 *q* Rohöl produzierten. Da nur wenige Bohrlöcher selbstfließend sind, muß das meiste Rohöl mit Hand- oder Dampfbetrieb gepumpt werden. Erdwachs wird nur in Boryslaw und Truskawice sowie in geringeren Mengen im Revierbergamtsbezirke Stanislau gewonnen. Es wird bergbaumäßig abgebaut, an Ort und Stelle verschmolzen und unraffiniert an die Zeresin- und Paraffinfabriken des In- und Auslandes abgegeben. Die Produktion betrug im Jahre 1904 28.500 *q*, wovon mehr als die Hälfte ins Ausland abgesetzt wurde.

In Bosnien ist kein Naphthavorkommen bekannt, hingegen erzeugt Ungarn ca. 28.000 *q* Rohöl und 24.000 *q* Erdpech.

Die Weltproduktion an Erdöl beträgt über 28 Millionen Tonnen, an der Spitze stehen die Vereinigten Staaten mit 15 Millionen Tonnen, dann folgen Südrußland (Baku) mit 10 Millionen Tonnen und die Sundainseln, worauf aber gleich Galizien kommt.

Zum Schlusse dieser größtenteils aus offiziellen Daten geschöpften Produktionsstatistik des österreichischen Bergbaues, welche leider mit allen derlei Darstellungen die Gefahr der Ermüdung des Lesers durch Ziffern teilt, aber anderseits zur gelegentlichen Orientierung vielleicht einigen Anwert findet, möge noch erwähnt werden, daß beim Bergbau in Österreich im Jahre 1904 im ganzen, ohne die Salinen- und Naphthagruben, über 135.000 Bergarbeiter beschäftigt waren, und daß der Gesamtwert der Bergbauproduktion im selben Jahre 221 Millionen Kronen betrug.

Dr. Rudolf Pfaffinger.

* Im Buchhandel (Franz Deuticke, Wien) oder beim Zentralverein der Bergwerksbesitzer Österreichs, Wien, I. Nibelungengasse 13, zum Preise von 25 K zu beziehen.

Besprechungen.

„Das österreichische Recht." Ein Hilfsbuch für praktische Juristen, Beamte, Gewerbetreibende, Kaufleute, Haus- und Grundbesitzer u. s. w. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. E. Friedmann, Artur Sandig und Dr. Josef Wach. Drei Bände. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Wien, Berlin, Leipzig und Stuttgart.

Es ist jüngst von Professor Hans Groß das Wort „unehrliche Paragraphen" geprägt worden. Diese Bezeichnung soll auf Bestimmungen Anwendung finden, die sich in das Gesetz einfügen, ohne daß sie aber ernsthaft genommen und immer angewendet werden wollen, wenn sie nach ihrem Sinn und Wortlaut angewendet werden sollten. Dieses Wort ist so richtig und für das österreichische Recht leider so wahr, daß wir bedauern möchten, wenn es bald zur gedankenlosen Phrase würde. Unser ganzes Recht wird von der zivil- und strafrechtlichen Norm beherrscht: „Mit der Gesetzesunkenntnis kann sich niemand entschuldigen." Es ist ganz unbegreiflich, wie ein ehrlicher Gesetzgeber eine derartige These aufstellen, wie er nur einen Augenblick daran denken konnte, daß das Gebot der allgemeinen Gesetzeskenntnis befolgt werden kann, ohne daß seinerseits auch nur das geringste geschieht, um die Rechtskunde zu verallgemeinern. Die österreichische Gesetzgebung, welche seit langem stockt und in den letzten Jahrzehnten mit Ausnahme des Zivilprozeßrechtes eigentlich keine Auffrischung erfahren hat, ist noch immer dem großen Publikum unverständlich. Eine populäre Rechtsliteratur besteht in Österreich nicht. Einige Versuche, die in unserer Heimat unternommen wurden, sind stark mißglückt. Das Beginnen ist zu schwierig, als daß es wohl von Geschäftserfahrenen, aber von juristischen Laien unternommen werden könnte. Wir gestehen ehrlich ein, daß uns diese sogenannte populäre Literatur nie recht behagte. Im Deutschen Reich beispielsweise wuchert sie jetzt mehr, als daß sie blüht, aber selten weist sie eine Erscheinung auf, von der man sagen kann, daß sie ihren Zweck erfüllt. Das vorliegende Werk ist nun ein solcher Versuch, auch weiten Kreisen einen Einblick in unsere Gesetze zu verschaffen, ihnen die Möglichkeit zu bieten, sich selbst in einfachen Rechtsfragen Bescheid zu holen. Man wird diesen stattlichen drei Bänden, welche zusammen mehrere tausend Seiten umfassen, nicht den Vorwurf machen können, daß sie zu wenig bieten; im Gegenteil, sie fordern bisweilen gerade deshalb unseren Tadel heraus, weil sie zu viel bringen. Die Erklärung mag in dem Umstande liegen, daß sich die Herausgeber dieses Hilfsbuches — juristische Praktiker — an einen allzu bunt zusammengestellten Leserkreis wenden. Es ist nicht gut möglich, daß praktische Juristen und Gewerbetreibende mit ein und demselben Werk, welches Gesetze interpretiert, ein zufriedenstellendes Auskommen finden. Eine Gruppe von den beiden muß unbedingt den Herausgebern die Gefolgschaft versagen und es werden im vorliegenden Fall hauptsächlich die Nicht-Juristen sein, die bald bemerken dürften, daß für sie hier nicht viel geboten wird. An sich wäre das selbstverständlich kein Tadel für ein Werk, aber man sollte eben mit den reklamhaften Anpreisungen des „Hilfsbuches für alle" aufhören. Allein, nicht nur diese eine Einschränkung hinsichtlich des Leserkreises muß gemacht werden, sondern noch eine andere hinsichtlich des Gebrauches dieses Kompendiums ist notwendig.

In dieser Hinsicht kommt uns einigermaßen das Vorwort selbst zu Hilfe, welches zeigt, daß die Herausgeber sich über ihre Intentionen im klaren waren. Das Vorwort sagt ausdrücklich, daß dieses Werk jedem Staatsbürger einen „Behelf" bieten soll, daß man aber in ihm nicht einen sogenannten Selbstadvokaten erblicken dürfe. So wollen die Verfasser eigentlich selbst eine behutsame Benützung empfehlen; ob ihnen das gelingen, ob nicht so mancher Autodidakt sich finden wird, der nun glaubt, sich durch diese drei Bände in allen Rechtsfragen selbst Rat schaffen zu können, mag dahingestellt bleiben. Wir möchten vor jedem Optimismus warnen, denn nicht selten muß man in diesen Fällen ein nicht unbeträchtliches Lehrgeld zahlen. Das wirkliche Leben paßt sich doch nicht dem Gesetzestext an und, mag dieser auch noch so vollständig wiedergegeben sein — was gegenständlich, so weit man es überhaupt überprüfen kann, wohl zugegeben werden muß — wird man mit ihm allein sein Auskommen kaum finden. In einer Zeit, wo Befähigungs- und Bildungsnachweis auf der Tagesordnung stehen, wird man akademisches Wissen nicht gut durch Druckerschwärze ersetzen können. In das Detail können wir uns hier nicht einlassen. Anerkennend sei hervorgehoben, daß wirklich alle bestehenden Gesetze wiedergegeben sind, ja es dürfte kaum eine nennenswerte Verordnung vergessen worden sein. Dem Gesetzestext ist eine knappe Kommentierung beigegeben, die jede Kritik vermeidet und sich ebenso ängstlich hütet, auf Streitfragen einzugehen. Erfahren kann man aus diesen drei Bänden viel, verstehen wird sie jedoch nur der Jurist — gerade derjenige, für welchen dieses Hilfsbuch nicht in erster Linie bestimmt ist. Es haben sich die Herausgeber mit ihrer Arbeit, auf die sie zweifellos sehr viel Fleiß verwandten, eigentlich nur in der Adresse geirrt.

Dr. Moriz Sternberg.

Friedrich Schlegel 1794—1802. Seine prosaischen Jugendschriften. Herausgegeben von J. Minor. Zweite (Titel-) Auflage. Zwei Bände. Wien, 1906, Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Vor fast einem Vierteljahrhundert habe ich die Vorrede zur ersten Auflage mit den Worten geschlossen: „Und nun möge der paradoxe Freund sich im XIX. Jahrhundert, von dem er die Anerkennung aller seiner Doktrinnen erwartete, einen aufmerksamen, wenn auch nicht immer strenggläubigen Leserkreis zu erobern suchen!"

Damit habe ich mich nur um wenige Jahre verrechnet. Denn das Ende des XIX. und der Anfang des XX. Jahrhunderts haben wirklich eine Neuromantik entstehen sehen, die nicht weniger auf Friedrich Schlegel als auf Novalis zurückzuführen ist. Meine Ausgabe ist um zehn Jahre zu früh gekommen; sie hat deshalb in weiteren Kreisen nicht die volle Beachtung gefunden, die sie beanspruchen durfte. Denn sie enthält weit mehr als die modernen Neudrucke, die in letzter Zeit auf den Markt gebracht wurden. Friedrich Schlegels Fragmente sind zweimal abgedruckt worden: einmal durch von der Leyen in der Sammlung „Erzieher zur deutschen Bildung" (Jena und Leipzig, 1904), dann durch Franz Deibel in der Sammlung: „Fruchtschalen" (Berlin, 1905). Die Athenäumsaufsätze hat kürzlich Fritz Baader in der Sammlung: „Das Museum" (Berlin, 1905) herausgegeben. Alles das findet man in meiner Ausgabe vereinigt und überdies noch alle in Buchform erschienenen Schriften Friedrich Schlegels aus dieser Zeit. Dazu kommen noch die Athenäumsfragmente von W. Schlegel, Novalis und Schleiermacher, die in kleinerer Schrift aufgenommen sind, und der genaue Nachweis der Autoren der einzelnen Fragmente. Unter diesen findet man auch Schleiermachers „Katechismus der Vernunft für edle Frauen", der kürzlich gleichfalls einen Neudruck (Berlin, 1905) erfahren hat.

Man wird also in meiner Ausgabe nicht bloß den vollständigsten, sondern auch den billigsten Neudruck des jungen Friedrich Schlegel finden. Minor.

Kleine Mitteilungen.

„Faust" auf dem Josefstädter Theater. „Heute Samstag den 27. December 1800," verkündet ein vor mir liegender vergilbter Theaterzettel, „wird in dem Kaiserl. Königl. privil. Josephstädter Theater aufgeführt Zum Zweytenmale: Der allegorische Faust. Ein Schauspiel mit Tänzen und Chören in 5 Aufzügen, vom Verfasser des Bettelstudenten." Hierauf folgt das Personenverzeichnis, dann die vielversprechenden Anmerkungen: „In dem mit dem Stück verbundenen Ballett wird Herr Pardini durch einen englischen Solo sich bestens zu empfehlen suchen. Den gänzlichen Beschluß macht eine Gruppe von guten und bösen Geistern mit Flammenschwertern und Fackeln." — Dieses Faust-Stück hatte damals schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich: ein Vierteljahrhundert früher war es zum ersten Male in Prag, im selben Jahre (1775) noch in München aufgeführt worden. 1782, kaum ein Jahr nach Lessings Tod, stellte ein noch erhaltener Nürnberger Theaterzettel die freche Behauptung auf: „verfaßt von Hrn. G. E. Lessing", die noch den Literarhistorikern der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts zu schaffen machte. Fast gleichzeitig sind Aufführungen in Köln bezeugt, 1795 sogar in Kronstadt in Siebenbürgen. Der Verfasser war der Offizial im Geheimen Kabinett Josefs II., Paul Weidmann, dessen „Bettelstudent" sich fast ein halbes Jahrhundert einer ähnlichen oder noch größeren Popularität erfreute als Millöckers gleichnamige Operette. Rudolf v. Payer.

Die chemische Industrie in St. Louis 1904. Über Einladung des Handelsministeriums hat der Dozent am Gewerbemuseum Dr. Paul Cohn einen eingehenden Bericht über die chemische Industrie auf der Weltausstellung in St. Louis erstattet, der im Verlage von A. Hölder in Wien erschienen ist. Bei der mangelhaften Anlage der Ausstellung waren die Objekte der chemischen Industrie so zerstreut, daß sich einer Übersicht große Schwierigkeiten entgegenstellten. Um so wertvoller erscheint die gelungene Anordnung im Bericht, der ein knappes, aber klares Bild über die ausgestellten Objekte und über den gegenwärtigen Stand dieser Industrie überhaupt gibt. Von besonderem Interesse ist die Schilderung der Unterrichtsabteilung des Deutschen Reiches, zumal der Referent zu dem Schlusse gelangt, daß Deutschland und England in Bezug auf Erzeugungsmethoden und auf Schulung der Chemiker in St. Louis nichts zu lernen hatten, sondern im Gegenteile nach wie vor als die Lehrmeister der Amerikaner erscheinen. Diese sind aber fleißige und gelehrige Schüler und es wäre sehr zu wünschen, daß unsere österreichische chemische Industrie sich das Tempo, mit dem die Amerikaner sich deutsche und englische Fortschritte auf chemischem Gebiete anzueignen wissen, zum Beispiel nehmen würde. Hoffentlich trägt Dr. Cohns Bericht hiezu bei. —r.

Zeitschriftenschau. In der „Zukunft" bespricht der neue Ministerialrat und bisherige Chefredakteur des Pesti Naplo, Josef Vészi, das „Wahlrecht in Ungarn". Er preist den

„glücklichen Einfall" Josef Kristoffys, der „gestern noch ein Outsider", heute „ein von der ganzen zivilisierten Welt beachteter Reformminister großen Stils geworden" sei. Der überaus lesenswerte Artikel entwirft ein klares Bild der politischen und sozialen Situation, konstatiert, daß heute kaum 6½ Prozent der Bevölkerung stimmberechtigt seien, das Parlament daher nicht der Ausdruck des Volkswillens, sondern nur ein Art ständischer Vertretung sei. Der auf diese Weise „anämische Vertretungskörper" sei die Hauptursache der Krise, und seine fixe Idee bilde heute die Armeefrage. Wolle man in Ungarn ernstlich magyarisieren, gäbe es viel geeignetere Gebiete als die Armee und das Land bedürfe der Lösung weit wichtigerer Fragen als der Armeefrage. Dies habe Kristoffy erkannt und zu seiner richtigen Diagnose die einzig heilbringende Therapie gefunden: die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes, das an die Stelle einer „Politik der nationalen Eitelkeit eine gesunde soziale und wirtschaftliche Politik" bringen werde. — Dieselbe Frage behandelt Lutz Korodi im Novemberheft der „Preußischen Jahrbücher". Auch er begrüßt natürlich aufs lebhafteste die Einführung des allgemeinen geheimen Wahlrechts. Er rühmt, daß Fejervary, der „als Honvedminister den magyarisch-nationalen Wünschen wohl schon über das der Gesamtmonarchie ersprießliche Maß hinaus Rechnung getragen" und deshalb nicht des Nachweises mehr bedürfe, daß er sein Volk nicht verraten werde, der Forderung der Chauvinisten nicht nachkommen wolle, das Wahlrecht an die Kenntnis des magyarischen Lesens und Schreibens zu knüpfen. Eine derartige Entrechtung von 83 Prozent der nichtmagyarischen Bevölkerung — ohne Kroatien — würde die Leidenschaft so entfachen, daß eine Katastrophe hereinbrechen müßte. Eine solche wäre übrigens auch unausbleiblich gewesen, wenn die Koalition, um zur Regierung zu gelangen, vorläufig ihre Forderungen in der Armeefrage zurückgestellt hätte. Es sei daher als ein Glück für das Land zu betrachten, daß sie in ihrer blinden Wut zur Wiederernennung des Kabinetts Fejervary die Veranlassung gab. Die ehrliche Durchführung des Kristoffyschen Planes bedeute für Ungarn den Beginn einer neuen Epoche. Endlich seien die Männer da, die es wagten, „nicht nur den magyarischen Chauvinismus im allgemeinen als verderblich für das Magyarentum selbst zu bezeichnen und theoretisch die Absurdität des magyarischen Nationalstaatsideals nachzuweisen, sondern auch die Folgerung für die praktische Politik daraus zu ziehen". Korodi zweifelt an der Möglichkeit, das allgemeine Wahlrecht mit dem gegenwärtigen oder einem neuen nach dem bisherigen System gewählten Parlament einzuführen. Er hält aber eine in der gegenwärtigen „Zwangslage verfügte, die Volkssouveränität zum Richter anrufende Oktroyierung" für verfassungsmäßig zu rechtfertigen. — Die drei letzten Hefte der „Grenzboten" enthalten eine lesenswerte historische Studie von Otto Kaemmel über Salzburg und die Tauernpässe. — In derselben Wochenschrift bespricht Julius Patzelt die österreichisch-ungarische Reichskrise und das Verhältnis zwischen Deutschen und Magyaren. Auf die von Dr. Lueger auf dem Eggenburger Parteitag entwickelten Grundsätze hinweisend, lehnt er eine Reform der 1867er-Verfassung ab und wünscht, daß, um den Bestand der Monarchie aufrechtzuerhalten, durch Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Ungarn die Macht der magyarischen Oligarchie gebrochen und dadurch die Möglichkeit geschaffen werde, „Ungarn zu Österreich in eine engere organische Verbindung zu bringen, die in einer zentralen, von allen Volksstämmen beschickten Reichsvertretung ihren Ausdruck fände". — Der tschechische Professor Hantich behandelt im »Courrier Européen« das österreichisch-ungarische Problem und den Pangermanismus. Er weist nach, wie wenig Aussicht die Alldeutschen haben, daß ihre Träume jemals Wirklichkeit würden, und glaubt, daß eine Umgestaltung der Monarchie in föderalistischem Sinne den Nationalitätenstreitigkeiten ein baldiges Ende bereiten würde. — Neuerdings scheinen die Italiener die Franzosen im Mangel an geographischen Kenntnissen überbieten zu wollen. Nr. 36 der »Illustrazione Italiana« bringt eine Ansicht des reizenden Puchberger Tales in Niederösterreich und des Monumentes für Franz I. am »Schneeberg sopra Bodenbach in Boemia«. — Die „Deutsche Revue" veröffentlicht eine sehr interessante Studie des Grazer Professors Karl B. Hofmann über die Baustoffe der Organismen. — Hofrat Kaltenegger beschreibt in der „Umschau" das von ihm und Dr. Norbert R. v. Lorenz-Liburnau erprobte Sauerstoffzuführungs- und Imprägnierungsverfahren „Hydrobion", welches geeignet erscheint, die Frage des Lebendtransportes von Fischen und anderen Wassertieren definitiv zu lösen. — In Westermanns Monatsheften schreibt Walter Berg anläßlich des hundertsten Geburtstages von Ferdinand Lesseps am 19. November über Lesseps und sein Lebenswerk. In der interessanten Studie heißt es: „Im Jahre 1841 wurde durch Vermessungen englischer Offiziere nachgewiesen, daß die beiden (durch die Landenge von Suez getrennten) Meere eine annähernd gleiche Spiegelhöhe hätten, und wenige Jahre später, 1847, fanden durch einen auf Anregung Metternichs berufenen internationalen Ausschuß neue Untersuchungen statt.

In diesem Ausschuß befand sich neben dem Engländer Stephenson und dem Franzosen Talabot auch der Generalinspektor der österreichischen Eisenbahnen Negrelli, der auch noch 1855 und 1856 an dem Kanalplan arbeitete. Er legte 1856 seinen Plan einer Pariser Kommission vor, die ihn annahm. Zwei Jahre später wurde Negrelli vom Vizekönig Said zum Generalinspektor der Suezarbeiten ernannt. Er starb jedoch schon am 1. Oktober 1858. Seine Papiere erstand nun Lesseps." Wenn auch der Verfasser hiezufügt, daß mit Lesseps „erst die eigentliche Geschichte des heutigen Suezkanals beginnt", so scheint er doch durch obige richtige Ausführungen zuzugeben, daß der wirkliche geniale Schöpfer des Kanals der Österreicher Negrelli war.

Feuilleton.

Der Weihnachtsbaum in Österreich.

Als Ableger des himmlischen Lichtbaumes der Indogermanen bleibt der freundliche Weihnachtsbaum auch dann der merkwürdigste unserer Pflanzenbräuche, wenn wir die Unmöglichkeit der direkten Ableitung aus altgermanischer Zeit und Sitte offen einbekennen.

Noch in Scheffels Ekkehart und auf dem bekannten Bilde, das Luther im Kreise seiner Familie unter dem prangenden Christbaum darstellt, ist dieser grünende Festzeuge krasser Anachronismus.

Wie in Deutschland, so kam in Österreich und in Wien die Sitte des Weihnachtsbaumes erst nach den Franzosenkriegen zu Beginn des XIX. Jahrhunderts auf. Da der Christbaum ein Geschenk Deutschlands an Österreich darstellt, so ist auch in Deutsch-Österreich, wenn man auf dem Boden der Tatsachen bleibt, für den Christbaum eine nur kurze Vergangenheit nachweisbar.

Der als Beilage zu M. Auers „Faust" edierte „Christabend" im altdeutschen Kostüm vor der lichtergeschmückten Tanne ist durchaus ein Phantasiegebilde, und Canovas als „Weihnachtsbaum" bekannte Plastik ist gewiß kein Weihnachtsbaum in unserem Sinne. Das anmutige Marmorbildwerk von mehr als $1^3/_4$ m Höhe ziert jetzt den sogenannten Goldsalon im Wiener Liechtenstein-Palais in der Bankgasse. Herzige Putten drängen sich, bemüht, an dem Stamm emporzuklettern, um einen Baum, dessen aus stilisiertem Lorbeer- und Eichenblattwerk bestehende, mit Trompeten, Flöten, Lyren, Ordenskreuzen, Perlenschnüren ꝛc. gezierte Krone von einem Blumenkonvolut überwipfelt wird.

Vom Negativen zum Positiven. Der berühmte Wiener Schauspieler Heinrich Anschütz, der den Christbaum jedenfalls in seiner Heimat in der Niederlausitz kennen gelernt hatte und, 36 Jahre alt, im Jahre 1821 nach Wien kam, war hier einer der ersten, die im bürgerlichen Kreise einen Christbaum im heutigen Sinne aufputzten. Er erzählt darüber in seinen „Erinnerungen": „Als ich zur Weihnachtszeit 1821 die vorbereitenden Einkäufe besorgen wollte, war ich nicht wenig erstaunt, auf beinahe gänzliches Unverständnis dieser lieblichen Feier zu stoßen. Es kostete mir Mühe, ein Tannenbäumchen aufzutreiben. Als ich mein Verlangen auseinandersetzte, hörte ich an allen Verkaufsorten die verwunderte Frage: ‚Christbescherung? Was ist das? Ah, Sie meinen den Nikolo? . . . .' Ich befand mich allerdings in einem katholischen Lande, wo man eigentlich von diesem Feste keine Notiz nimmt. Es war ja in Frankreich nicht anders. Dennoch wunderte ich mich, daß das lebensfrohe, fast kindliche Wien nicht längst eine freundliche Sitte nachgeahmt hatte, welche durch die Gemahlin des Erzherzogs Karl doch schon bekannt sein mußte. Und doch hatte dieses unvergleichliche Kinderfest faktisch noch keine Verbreitung gefunden. Ich war eine bekannte Persönlichkeit, meine Einkäufe und Anstalten fielen auf, ein Freundeskreis, der die Vorbereitung meiner Mysterien mit Interesse beobachtete, hatte nichts Eiligeres zu tun, als meinem Beispiel noch in demselben Jahre zu folgen, und ich kann wirklich sagen, daß mein Eintritt in Wien nicht wenig dazu beigetragen hat, das Christfest so schnell in allgemeine Aufnahme zu bringen, denn schon im nächsten Winter wurden förmliche Waldungen nach Wien geschleppt und alle Spielwarenhändler und Kaufleute richteten sich für die neuen Marktbedürfnisse ein . . . . ." Franz Schubert war am ersten Weihnachtsabend Gast bei Anschütz.

Hervorragende Bühnenkünstler waren auch damals wie jetzt für gewisse Moden bestimmend.

Der berühmte Wiener Maler Rudolf von Alt erzählte dem Berichterstatter des Wiener „Fremdenblatt": „Mein Vater, der aus Frankfurt a. M. stammte, brachte im Jahre 1817 zum ersten Male einen Weihnachtsbaum nach Wien, wo man noch nicht diese wonnesam-traute, erhebend-erhabene Institution kannte. Der Weihnachtsbaum breitete damals wohl schon in Frankfurt seine lieblichen Ästlein über Kinderglück und Kinderwonne, aber noch nicht in Wien. Hier war er ganz fremd, der herrliche Baum, hier hatte man seinen goldigen Schimmer noch nicht kennen und lieben gelernt. Und wenn ich noch so alt werde, ich werde nie, nie an diesen ersten, fremden Weih-

nachtsbaum vergessen. Plastisch und gravitätisch, milde und bezaubernd steht er vor mir — ich sehe ihn, sehe auch mich, den dummen fünfjährigen Jungen, der wahre Freudentänze um dieses neue und doch so sympathische Bäumchen aufführte, der sich nicht zu gute geben konnte über den Glanz, über den Flitter, über all die niedlichen Spielereien. Und wie bezaubernd winkten und blinkten die lieblichen Lichtlein! Wie warfen sie ihren Schein hinein in mein junges, aufnahmsfähiges Herz, wie enthusiasmierten sie mich! Noch tagelang schwärmte ich von dem neuen Baum und schwor mir, würde ich Maler, in den herrlichsten Farbentönen diesen „ersten Weihnachtsbaum in Wien" der Nachwelt zu erhalten, in dessen Bild all meine Gefühle, mein Gemüt hineinzulegen. Tat ich es auch? Ich glaube nicht..... Und dann entsinne ich mich auch der verdutzten Gesichter meiner kleinen, winzigen Freundchen und noch kleineren Freundinnen, als ich ihnen erzählte, was der Vater Neues aus Frankfurt heimbrachte. „Aber wieso?" „Woher?" „Warum?" — so erscholl es voll Neugierde in der jugendlichen Korona. Und nicht früher beruhigte sich der ungestümen Jugend Sinn, sie ruhten nicht früher, als bis ich sie hinaufgeführt zu dem Baume, der schon ganz entkleidet war, aber selbst in seiner trockenen Nüchternheit die Büblein und Mägdlein vollständig gefangennahm. Und dieser Weihnachtsbaum, dieser Frankfurter Weihnachtsbaum des Weihnachtsabends von 1817 gehört zu meinen denkwürdigsten Weihnachtserinnerungen. Er war der erste, der in Wien seinen zauberhaften Lichterglanz ausstrahlte. Der allererste. Denn der Weihnachtsbaum wurde erst viel später in Wien eingeführt."

Indes wirkte bei der Einführung des Christbaums in Wien hauptsächlich das „Beispiel von oben". Die protestantische Erzherzogin Henriette, geborene Prinzessin von Nassau-Weilburg, des Siegers von Aspern Gemahlin und Mutter der Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, stellte den ersten historischen Wiener Christbaum anno 1817 im damaligen erzherzoglichen Palais an der Seilerstätte (Ecke der Annagasse) auf. Bei Erzherzogin Henriette lernte ihr Schwager, Kaiser Franz, die hübsche Sitte kennen.

Durch eine zweite deutsche Prinzessin, Maria Dorothea von Württemberg, Gemahlin des Erzherzogs Josef, wurde der Christbaum im Jahre 1819 nach Ungarn (Ofen) gebracht, wo er erst nach 1840 populär wurde.

Eine Lithographie in Querfolio im Anfang der Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts stellt die kaiserliche Familie in Wien um den Christbaum gruppiert dar. Rechts vom Beschauer das erzherzogliche Paar Franz Karl und Sophie mit seinen drei Knaben, darunter auch der gegenwärtige Kaiser Franz Josef. Die kleinen Prinzen spielen mit den Geschenken, die ihnen das Christkind gebracht hat.

Der greise österreichische Historiker Freiherr v. Helfert erzählt: „Mein seliger Vater hat sich oft gerühmt, in keiner Prager Familie habe man vordem von einem Christbaum etwas gewußt, in der seinigen ist zuerst, also gewiß in den ersten Zwanzigerjahren, ein solcher aufgestellt worden und hat dann in anderen Häusern Nachahmung gefunden."

Auch der Schauspieler Franz Rudolf Bayer war einer der ersten, die in Prag den Weihnachtsbaum aufrichteten, den er jedenfalls auf seinen Gastspielreisen in Deutschland kennen gelernt hatte.

Der pensionierte, zu Wien im Jahre 1828 geborene Baßbuffo der Wiener Hofoper, Karl Mayerhofer, der noch täglich mit der Frischheit eines jugendlichen Sängers seine Stadtpromenade absolviert, teilte mir folgendes mit: „Auch Hofschauspieler Nikolaus Heurteur (geboren in Wien 1781, gestorben ebenda 1844), mit welchem mein Vater kollegialisch sehr befreundet war — nicht bloß am Burgtheater, sondern schon vom Theater an der Wien unter Graf Palffy her — hatte in den Dreißiger- und Vierzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts regelmäßig in seinem Hause einen großen Christbaum für seine Familie, für Freunde und Hausgenossen, zu dem auch meine Eltern und ich stets geladen waren." — Der Vater Karl Mayerhofers, Franz Mayerhofer (geboren 1786, gestorben 1871 zu Wien), war in den Jahren 1827 bis 1850 Mitglied des Hofburgtheaters und machte sich auch als Homöopath bekannt.

In „Bäuerles Wiener Theaterzeitung" ist im Jahrgang 1834 (Nummer vom 24. Dezember, Seite 1023) ein ernstes Gedicht des Spötters M. G. Saphir enthalten, welches immerhin zeigt, daß der Christbaum in Wien nicht mehr unbekannt war.

Fürstin Pauline Metternich-Sandor beantwortete meine Frage nach ihrem ersten Christbaum in folgender Weise:

„Meine Christbaumfeier fand bis zum Jahre 1848 immer in der Staatskanzlei statt und wurde mit großem Glanze im Kreise zahlreicher Freunde begangen. Da ich damals noch ein Kind gewesen, habe ich nur wenige Erinnerungen an diese Feste. Mein Großvater, der Staatskanzler, hatte an dem Familienfeste große Freude, beschenkte uns alle reichlich, verbat sich aber selbst jegliches Geschenk. Das eine aber weiß ich von meiner Mutter, die es uns oft erzählte, daß der Christbaum von ihrer Mutter, der Fürstin Eleonore von

Metternich, geborenen Prinzessin Kaunitz, zu Anfang des XIX. Jahrhunderts in Wien eingeführt wurde."

Der englischen Schriftstellerin Frances Trollope aus Heckfield, die Weihnachten 1837 in Wien weilte, danken wir eine anschauliche Schilderung der Weihnachtsbeteilung im Palais des damals allmächtigen Staatskanzlers Fürsten Metternich: „Der große runde Eßtisch stand in der Mitte des großen Salons und auf demselben ein Fichtenbaum, der fast bis zur Decke reichte. Auf den Zweigen desselben waren unzählige kleine Wachslichter angebracht sowie die Andächtigen damit den äußern Rand der Heiligtümer, vor denen sie beten, zu schmücken pflegen. Über, um und unter dieser funkelnden Milchstraße von kleinen Sternen hing an bunten Bändern eine unzählige Menge von Bonbons und andern niedlichen Dingen, die in ihren Strahlen glänzten. Sie losmachen und sie unter die Gesellschaft verteilen, war für den Schluß der Feier vorbehalten; einstweilen aber umstand ein schöner Kreis von Kindergesichtern, strahlend vor Wonne, den großen Tisch, wo sie in dem einen Augenblick den funkelnden Glanz des Baumes betrachteten und in dem andern mit noch größerem Entzücken, jedes ein Geschenk von dem reichen Überflusse von Spielsachen erhielt, die entweder den Tisch bedeckten oder rings um ihn aufgestellt waren. Alsbald wurde die Szene noch lebendiger. Hier wurde ein großes hölzernes Pferd durch seinen glücklichen Besitzer in lebhafte Bewegung gesetzt, dort war ein Kegelspiel in voller Tätigkeit. Auf der einen Seite ließ ein kleiner Prinz in vollem Kutscherkostüm seine Peitsche über die Köpfe seiner hölzernen Pferde knallen und auf der anderen machte ein liebliches, kleines Mädchen Bekanntschaft mit einer prächtigen Puppe. Winziges Tee- und Tischgeschirr, Kabinette, Bibliotheken en miniature und eine Welt von anderen Dingen, an die ich mich nicht namentlich zu erinnern vermag, war schnell unter eine so glückliche Schar niedlicher Geschöpfe verteilt, als nur je an einem Christabende blickten und vor Freude strahlten. Unter ihnen war die Herrin des Festes nicht die am mindesten bezaubernde. Es gibt Menschen, welche, wenn sie Freude gewähren, in ihrem eigentlichen Element zu schweben scheinen und dabei zu einem innigeren Gefühle des Lebens und der Lust erwachen als bei jeder anderen Veranlassung. Die Fürstin Metternich gehört zu diesen himmlischen Wesen und ich weiß aus guter Hand, daß sie dies nicht bloß an einem Jour de fête beweist. Außer den schönen Metternichschen Kindern war eine zahlreiche Familiengesellschaft versammelt. Die Gräfin Zichy-Ferraris, Mutter der Fürstin, die Gräfin Szechenyi und die Fürstin Odescalchi, zwei andere ihrer Töchter, dann der Graf und die Gräfin Sandor, welche Dame eine Tochter des Fürsten Metternich von seiner ersten Gemahlin ist, befanden sich darunter. Nachdem an alle Kinder Geschenke ausgeteilt worden waren, bemerkte ich, daß der Baum sein Licht auf andere Beweise der Zuneigung und des Wohlwollens werfe. Viele sehr elegante Geschenke wurden von der Fürstin unter ihre Umgebung verteilt. Niemand der Anwesenden war vergessen .... Nachdem der Tisch von seinen vielen und verschiedenartigen Schätzen geräumt worden war, wurde der Baum nicht ohne Schwierigkeit auf den Boden gehoben und die an seinen erleuchteten Zweigen hängenden Bonbons herabgenommen und unter die tanzende und jubelnde kleine Schaar verteilt, die ihrer harrte. Während ich den Glanz und die sinnreichen Verzierungen des Baumes bewunderte, sagte die Fürstin zu mir: „Der Portier unten hat auch einen solchen Baum, und verlassen Sie sich darauf, er hat genau einen so glücklichen Kreis um sich, wie es der meinige ist."

Kleinbürgerlichen Kreisen Wiens muß indes die Weihnachtstanne noch gegen 1830 etwas Ungewöhnliches gewesen sein. Der Wiener Beamte Christian Joß erzählte, daß in seinem Elternhause der Christbaum 1829 oder 1830 als etwas ganz Neues erschien. Sein Vater, aus Usingen im Nassauischen gebürtig, wurde von einem Freunde angeregt, für die Kinder „e Bemche zu putze".

Nach dem Sturmjahre 1848 war der Christbaum in Wien allgemein. Gegenwärtig werden zur beglückenden Weihnachtszeit über eine Million Christbäume nach Wien gebracht, die aus dem Wiener Wald, dem Waldviertel, dem Schneeberg- und Raxgebiet, zumeist aber aus Böhmen, Mähren, Steiermark, Ungarn und selbst aus Siebenbürgen stammen. Die fürstlich Liechtensteinschen und Schwarzenbergischen Wälder kommen zum Weihnachtsfeste buchstäblich nach Wien zu Besuch, wie der Harz die Berliner grüßt.

Vor Weihnachten 1904 hat die Statthalterei an alle Bezirkshauptmannschaften in Niederösterreich und an die beiden Stadträte von Wiener-Neustadt und Waidhofen a. d. Ybbs einen Erlaß gerichtet, in dem die Ämter beauftragt werden, die Waldbesitzer und die Gemeindevorstehungen, dann das Forst- und Jagdschutzpersonal sowie die Gendarmerie zu erhöhtem Forstschutz vor und während der Weihnachtszeit zu verhalten und zur sofortigen Anzeige jeder eigenmächtigen oder waldzerstörenden Gewinnung von Christbäumchen zu verpflichten. Waldbesitzer haben die Bewilligung „zur Erzeugung von Christbäumchen", wie es im Amtsdeutsch heißt, mit Erzeugungszertifikaten zu be-

stätigen. Christbaumsendungen nach auswärts müssen durch Ursprungszertifikate belegt sein. Gegen Schuldtragende sei mit aller Strenge des Gesetzes vorzugehen ꝛc.

Professor Laube von der deutschen Universität Prag erinnert sich, daß noch während seiner Kindheit das Aufputzen eines Christbaumes in der Teplitzer Gegend „nicht allgemein üblich" war. Wie Rudolf Müller bemerkt, kam der Christbaum in den Vierzigerjahren in Reichenberg auf.

Der vor kurzem verstorbene Wiener Arzt, Hofrat Professor Doktor Anton Ritter v. Drasche, geboren zu Lobendau in Böhmen im Jahre 1826, erinnerte sich, daß 1834 der Christbaum in seinem Elternhause aufgerichtet war, ebenso schon im ganzen Dorfe.

Dagegen äußerte sich Hofrat Professor Dr. Stellwag v. Carion (†), der am 28. Jänner 1823 auf der Herrschaft Eulenburg in Mähren das Licht der durch ihn für ungezählte Hunderte von Blinden erhellten Welt erblickt hat: „Ich bin erst im Jahre 1843 nach Wien gekommen. In meiner Heimat, Mähren und Schlesien, war der Christbaum vor Anfang der Dreißigerjahre ganz bestimmt nicht gebräuchlich, wenn überhaupt bekannt. Es wurde ausschließlich das Nikolofest mit Geschenken an die Kinder gefeiert. Am Vorabend des Festes erschien in meinem Elternhause der eine Amtsschreiber als Bischof mit der Mitra, der andere Amtsschreiber als Teufel in einer schwarzen Wildschur mit Ketten umgürtet, eine gewaltige Rute in der Faust schwingend. Der Nikolo fragte die in einer Reihe aufgestellten Kinder über verschiedene Gegenstände aus und nahm ihnen eine Art Beichte ab. Die guten Kinder wurden schließlich belobt, die schlimmen Buben vom Krampus mit der Rute bearbeitet. Ich habe öfters einige hinaufgekriegt. Des andern Morgens waren dann die Geschenke in der Brotschüssel aufgestellt. Der erste Christbaum wurde in meinem Vaterhause zu Anfang der Dreißigerjahre aufgestellt. Ich habe selbst bei der Ausschmückung geholfen. Es wurden aber nur die „Nichtwissenden", die Kinder beteilt, die andern begnügten sich mit dem Zusehen. 1840 fand ich in Prag und später in Wien schon die Beschenkung Erwachsener, wenn auch in sehr bescheidenem Maße, üblich. Ich habe niemals etwas bekommen. Es gilt alles Gesagte bloß vom Mittelstande. Wie es bei reichen Leuten gehalten wurde, hatte ich keine Gelegenheit zu erfahren."

So lassen sich für die verhältnismäßig kurze Vergangenheit des Christbaumes auch in Österreich vielfache Beweise anführen. Wir riefen das Zeugnis zeitgenössischer Persönlichkeiten an, deren Erinnerung weit genug zurückreicht, um uns die ersten in dem betreffenden Hause aufgestellten Christbäume zu bestätigen. Es ist historisch beglaubigt, daß die edle Gemahlin des Erzherzogs Karl in Wien zuerst den Christbaum aufstellte. Es geschah dies im Jahre 1817 im damaligen erzherzoglichen Palais auf der Seilerstätte (Ecke der Annagasse). Ein früheres unzweifelhaftes Zeugnis des beleuchteten und aufgeputzten Tannenbaumes als Festgenossen des Weihnachtsabends für Wien beizubringen, ist bisher nicht gelungen. Nehmen wir dazu die wertvollen Belege der Familientraditionen, so ist die Auffassung des Christbaumes als eines altgermanischen Brauches widerlegt und abgewiesen: der Weihnachtsbaum ist kein Heidenbaum.

In Österreichisch-Schlesien ist der Christbaum auch bei den Armen allgemein verbreitet; nach Graz kam er in den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts durch protestantische Familien und nach Tirol kurz vor 1863. Im Jahre 1851 war er beispielsweise den Innsbruckern noch neu. Im katholischen Tirol wurde früher von der Kanzel herab vor dem Anzünden des Weihnachtsbaumes als einer Freimaurersitte (!) gewarnt. Im Städtchen Mals im Vintschgau ist er seit 1889 mit Lichtern und buntem Putz eingezogen.

In entlegene Alpentäler gelangt der Christbaum förmlich nur zufällig. Die Gemahlin des Mitschöpfers der Sonnblickwarte, Generalmajors Albert v. Obermayer in Wien, war es, die erst vor wenigen Jahren in das Tal von Rauris einen Christbaum brachte.

Vom kärntnerischen Drau-Tale schreibt Francisci* noch zu Ende der Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts: „Das Anzünden des Weihnachtsbaumes ist beim Landvolke nicht in Brauch." — Im Gail-Tale findet man nach demselben Gewährsmann den Weihnachtsbaum in seiner ursprünglichen Form; da wird in einigen Orten, namentlich bei den „Bergern", in der heiligen Weihnacht ein „Barz'n" (astreiches Fichtenbäumchen), ohne allen farbigen Schmuck, ein Zeichen stiller Freude in der heiligen Zeit, im Schnee an der Ecke des Gehöftes aufgestellt. Wenn die Sonne es anblickt an frostigen kalten Wintermorgen, da ist es mit Eiskriställchen behangen und schimmert wie der Christbaum im Lichterschmucke.** Im steirischen Ennstale stellt man zu Weihnachten einen „Graßbaum" (Tannenbaum) neben dem Gehöfte vor dem Stalle auf. Wenn das Vieh gewassert ist und vorbeigeht, soll es sich am Baume wetzen, damit es vor Seuchen behütet bleibt.

* „Kulturstudien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten", Wien, 1879, S. 31.

** Francisci, a. a. O., S. 77.

Eine der liebenswürdigsten Schilderungen des Weihnachtsbaumes in Deutsch-Österreich danken wir Adalbert Stifter in seinem „Weihnachtsabend“ (1846). Hier heißt es: „Man zündet Lichter und meistens sehr viele an, die oft mit den kleinen Kerzlein auf den schönen grünen Ästen eines Tannen- oder Fichtenbäumchens schweben, das mitten in der Stube steht. Die Kinder dürfen nicht eher kommen, als bis das Zeichen gegeben wird, daß der heilige Christ zugegen gewesen ist und die Geschenke, die er mitgebracht, hinterlassen hat. Dann geht die Tür auf, die Kleinen dürfen hinein, und bei dem herrlichen schimmernden Lichterglanze sehen sie Dinge auf dem Baume hängen oder auf dem Tische herumgebreitet, die alle Vorstellungen ihrer Einbildungskraft weit übertreffen, die sie sich nicht anzurühren getrauen und die sie endlich, wenn sie sie bekommen haben, den ganzen Abend in ihren Ärmchen herumtragen und mit sich in das Bett nehmen. Wenn sie dann zuweilen in ihre Träume hinein die Glockentöne der Mitternacht hören, durch welche die Großen in die Kirche zur Andacht gerufen werden, dann mag es ihnen sein, als zögen jetzt die Englein durch den Himmel, oder als kehre der heilige Christ nach Hause, welcher nunmehr bei allen Kindern gewesen ist und jedem von ihnen ein herrliches Geschenk hinterbracht hat.“

Während hier die Bescherung wie in der Stadt vor sich geht, ist auf dem interessanten Bilde Ferdinand Waldmüllers im Wiener kunsthistorischen Hofmuseum der Christmorgen auf dem Lande in Niederösterreich so dargestellt, daß die Kinder sich ihre Geschenke aus den am Abend ins Fenster gestellten Schuhchen holen. Eines der Bübchen, das „schlimm“ war, geht leer aus. Das eindrucksvolle Gemälde stammt aus dem Jahr 1844 und zeigt im Hintergrunde die geschmückte, mit Kerzen besteckte Tanne förmlich als Zeugin des Vorganges, der an die heute den Wiener Kindern bereitete Bescherung zum Nikolaustage (Nikolo) erinnert.

Die Slawen haben in den gemischtsprachigen Landschaften den Christbaum von den Deutschen angenommen. Ende der Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts war er in den Städten Galiziens gewöhnlich. Reinsberg-Düringsfeld verzeichnet im Jahre 1863 aus Böhmen: „In vielen tschechischen Familien beleuchtet man noch ein Fichten- oder Tannenbäumchen, welches mit Papiergirlanden geschmückt und mit Obst, Backwerk, Süßigkeiten und mit Kleidungsstücken behangen ist. In und um Prag stellt man diesen Weihnachtsbaum auf den mit einem glänzend weißen Tischtuch bedeckten Ehrentisch im Winkel der Stube, an welchem man das Abendessen einnimmt und der Hausherr mit dem ganzen Gesinde kniend oder stehend vor und nach dem Essen betet und Kolendalieder singt.“

Auch bei den Polen Galiziens heißen die Weihnachtlieder, die die von Haus zu Haus ziehenden Kinder singen, Kolenda. Dafür erhalten die Kleinen Geschenke.

In der Bukowina singen die rumänischen Burschen uralte Weihnachtslieder, die Corindele heißen und teils den Hausherrn mit seinen schönen Töchtern, teils die Geburt Christi feiern. Die Sänger nennt man Corindatori oder Colindatori. Die Ruthenen haben gleichfalls ihre Weihnachtslieder, die von den Weihnachtssängern vorgetragen werden.

Auch zu den Südslawen, die einen unter großen Feierlichkeiten angezündeten Julblock haben, ist der Weihnachtsbaum gedrungen.* Bei den Katholiken Dalmatiens wird die Seestrandskiefer und die Pinie als Weihnachtsgrün verwendet. Die steigende Nachfrage bedeutet eine neue Gefahr für das ohnehin waldarme Dalmatien. Die Serben Sarajewos haben noch heute keinen Christbaum, während er in den deutschen Beamten- und Offiziersfamilien der österreichischen Reichslande zu Hause ist.

Dr. E. M. Kronfeld.

* „Mitteilungen des Vereines zur Förderung der volkswirtschaftlichen Interessen des Königreiches Dalmatien.“ 1902, Nr. 9—10, S. 5.

Von der Woche.

3. Dezember. Herrenhausmitglied Karl Freiherr v. Krauß (geb. 1834), Sektionschef im Ministerium des Äußern a. D., in Millstadt †. — XVIII. Verbandstag des Zentralverbandes der Industriellen Österreichs in Graz. — Die Budapester Sozialisten beschließen, daß die Setzer jener Blätter, welche gegen die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes schreiben, in Ausstand treten sollen. — Ein Teil der internationalen Demonstrationsflotte besetzt die Insel Lemnos.

4. 359. Sitzung des Abgeordnetenhauses: In Fortsetzung der Debatte über die Erklärung der Regierung sprechen die Abgeordneten: Kubik, Schuklje, Lenassi, Dr. Straucher und Graf Dzieduszycki. — Der Verein „Freie Schule“ in Wien protestiert gegen die vom letzten Katholikentag verlangte Abänderung des Reichsvolksschulgesetzes.

5. Eine Anzahl von Infanterie- und Dragonerregimentern in Wien, Wiener-Neustadt, Linz, Wels, Salzburg, Olmütz und Krakau erhalten Marschbereitschaft, um eventuell bei befürchteten Exzessen in Böhmen verwendet zu werden. — 360. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Erklärungsdebatte. Es sprechen die Abgeordneten Breiter, Dr. Menger, Daszynski, Graf Stürgk, Zazvorka, Dr. Ofner und Ritter v. Placzek. — Dr. Lueger spricht in einer Versammlung in „Franz Josefs-Land“ über die „Los von Rom“-Bewegung und die Arbeiterdemonstrationen am Tage der Parlamentseröffnung. — In Wien

findet ein Posthilfsbeamtentag statt, bei welchem mit der passiven Resistenz gedroht wird, wenn die Wünsche der Beamten nicht bis Weihnachten erfüllt werden sollten. — Bei der Inauguration des neuen Rektors, Professors der Theologie Dr. Vrestal, kommt es an der tschechischen Universität in Prag zu antiklerikalen Demonstrationen. — Die Pforte überreicht dem österreichisch-ungarischen Botschafter in Konstantinopel eine Note, die die Annahme der Finanzkommission, jedoch mit zahlreichen Modifikationen des Reglements, enthält. — Der König von Griechenland trifft in Wien ein.

6. Die österreichisch-ungarische Zollkonferenz berät in Wien über den Schweizer Handelsvertrag. — Reichskongreß der Gastwirte in Wien. Es wird beschlossen, an der Forderung des Befähigungsnachweises im Gastwirtgewerbe festzuhalten. — 361. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Beendigung der Debatte über die Regierungserklärung. Es sprechen die Abgeordneten Dr. Herold, Klofac und als Generalredner Graf Sternberg. — Der Budgetausschuß beschließt die Annahme des von der Regierung eingebrachten sechsmonatlichen Budgetprovisoriums. Der Ministerpräsident gibt eine Erklärung über die Bestreitung der gemeinsamen Auslagen ab. — Der Setzerstreik in Budapest wird infolge einer Erklärung beigelegt, in welcher sich die boykottierten Blätter verpflichten, künftig gegen die Arbeiter keine gehässigen Angriffe mehr zu veröffentlichen. — Bei der Etatsberatung im deutschen Reichstag gibt der Reichskanzler Fürst Bülow zu, daß „zwischen Österreich-Ungarn und Italien Mißverständnisse obwaltet haben“, es sei aber durch beiderseitigen guten Willen alles Unebene beseitigt. Das Bindeglied zwischen Österreich-Ungarn und Italien bilde Deutschland, das für jedes dieser beiden Reiche auch der natürliche Bundesgenosse sei. Die gegenwärtige italienische Regierung sehe in dem Dreibund die Grundlage der auswärtigen Politik, aber auch die große Mehrheit des italienischen Volkes sei so patriotisch, einzusehen, daß ein vom Dreibund losgelöstes Italien noch stärker sein müßte, als es ist, um nicht Gefahren ausgesetzt zu sein, die jeder Italiener aus seiner Geschichte nur zu gut kenne.

7. In der Sitzung des Wiener Gemeinderates erklärt Bürgermeister Dr. Lueger in Beantwortung einer an ihn gerichteten Interpellation, daß seine Rede im Vereine „Donaustadt“ vollkommen korrekt gewesen sei, er verurteile alle Greueltaten, sei aber stets entschlossen, sein Vaterland zu verteidigen, wenn es angegriffen werde. Er habe noch nie einem Juden einen Schatten von Unrecht getan, im Gegenteil, sehr häufig gegen den Willen seiner Partei Juden beschützt. — 362. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Abgeordneten Dr. Vogler und Genossen interpellieren den Ministerpräsidenten wegen der gegen die Juden gehaltenen Rede des Bürgermeisters von Wien. Verhandlung des Dringlichkeitsantrages des Abgeordneten Stein, betreffend das Verhältnis Österreichs zu Ungarn und die Einführung der Personalunion. Der Ministerpräsident führt aus, daß dieser Antrag nichts anderes als die Zertrümmerung der Monarchie bedeute, und bittet das Haus, ihn abzulehnen. — Eröffnung des „Wiener Bürgertheaters“.

8. Allgemeiner österreichischer Tischlertag in Wien. — Gewerkschaftskongreß in Wien. — Hofrat Alois Christ (geb. 1824), erster Leiter der Finanzlandesdirektion für Bosnien und die Hercegovina, in Graz †.

9. Vierter allgemeiner Staatsbeamtentag in Wien. In einer Resolution wird die Öffentlichkeit auf die „gewaltige Erregung und Erbitterung“ aufmerksam gemacht, die in der Beamtenschaft wegen der Nichterfüllung ihrer Forderungen seitens der Regierung herrsche. — Der Gewerkschaftskongreß lehnt die von den Tschechen aufgestellte Forderung auf nationale Teilung der Organisation ab. — Das Exekutivkomitee der ungarischen Koalition beschließt eine Proklamation an die Ersatzreserve, in der dargelegt wird, daß die Verfügung der Einberufung der Ersatzreservisten auf einer falschen Auslegung des Gesetzes beruhe und nur dazu diene, das Rekrutenbewilligungsrecht des Reichstages zu vereiteln.

*

Zur Frage des Zollgebietes. In deutscher und in ungarischer Sprache ist gleichzeitig dieser Tage eine anonyme Broschüre (Wien, W. Frick) erschienen, die in „volkstümlicher Weise“ die Frage des Zollgebietes behandelt. Die augenscheinlich von einem Industriellen stammende Schrift spricht sich gegen eine Lostrennung Ungarns von Österreich aus und kommt zu dem etwas phantastischen Schluß, daß die „Aspirationen Ungarns nur im Rahmen einer europäischen Zollunion greifbare Formen annehmen und verwirklicht werden könnten“. Von größerem Wert sind jene Ausführungen des Verfassers, in welchen gezeigt wird, daß in Anbetracht des geringen Inlandkonsums die ungarische Industrie stets auf den Export angewiesen sein und selbst bei einem Zollschutze nur sehr schwer zu Erfolgen gelangen wird. —v—

*

Deutsches Volkstheater. Die „Triviale Komödie für seriöse Leute“ ist durchaus eine artistische Komödie für Artisten. Handlung — keine. Tendenz — keine, oder wenn etwas davon zu spüren ist, so ist sie nicht „gereift“ oder „gefestigt“. Weltanschauung — auch nicht löblich. Mit einem Worte, die „drei Akte“ — Wildes eigene Bezeichnung, wodurch gesagt wird, daß er es nicht für unumgänglich nötig hält, „Stücke“ zu schreiben — sind nicht für „Leute“, sind nicht für Theatergänger, die sich für seriös halten — und sie sind anderseits gar nicht „trivial“. Man sieht also: die Ironie fängt beim Titel des Stückes an; sie ist hier treibendes Moment, ersetzt die Spannung und ist zu einem Stil ausgestaltet.

Der Glanz, die Unerschöpflichkeit und Kühnheit dieses Geistes sind paradox, also unwiderstehlich. Als goldschillernde Pfeile, als feurig-leuchtende Garben, schießt seine Diktion empor; versendet einen Regen von Paradoxen, die unheimlich höhnisch sind. Inhalt des Stückes: Verhöhnung der englischen Gesellschaft. Zwei Freunde. Der eine erfindet sich einen mißratenen Bruder, der andere einen kranken Freund, um zu „pumperysieren“; das heißt, sich ungestört zu vergnügen. Der eine läßt den „Bruder“ sterben, indes der Freund als eben dieser Bruder sich dem Mündel des Freundes vorstellt und ihre Liebe gewinnt. Jede Szene eine Groteskmummer.

„Die triviale Komödie für seriöse Leute“ wird, glaube ich, die schönste Erinnerung an die heurige Saison bleiben. Sie wird ausgezeichnet gespielt, mit einer Noblesse und einer Laune, die unwiderstehlich wirkt.

R. Holzer.

*

Raimund-Theater. In jedem Jahr erscheint hier ein neues Tendenzstück, darin Freisinn und Klerikalismus aneinandergeraten. Das diesjährige nennt sich „Der Herr auf Ronewalde“ und es ist nicht von Josef Werkmann, sondern von Ludwig Huna, einem jungen Offizier, der schon vor drei Jahren im Josefstädter Theater mit einem Schauspiele, „Erstarrte Menschen“, als dramatischer Schriftsteller debütiert hat. Das neue Schauspiel Hunas, das jetzt auf dem Theaterzettel als „soziales Drama“ bezeichnet erscheint, führte ursprünglich den Untertitel „Eine Komödie der Dummheit“. Er war nicht glücklich gewählt, denn die Handlung führt zu blutigen Katastrophen, und die Zensur hat jedenfalls soziales Taktgefühl bewiesen, als sie ihn strich. Daran scheint es dem Verfasser überhaupt zu fehlen, sonst hätte er seine Sache wohl mit feinerer Klinge geführt. So stehen halt wieder einmal der obligate Hetzgeistliche und der Mann mit den sozialen Forderungen sich feindlich gegenüber und der Kampf zwischen Zelotismus und Aufklärung wird dadurch kaum interessanter, daß der Vertreter des Fortschrittes ein reicher Gutsherr ist, den die Lektüre der Schriften von Marx und Lassalle bewogen hat, den Glauben und den Adel seiner Väter abzulegen. Eine gut erfundene Gegenfigur hätte, dramatisch richtig verwendet, den mit Knüppeln geführten Streit der Gegensätze leicht auf ein höheres geistiges Niveau emporheben können. Es ist ein sozialdemokratischer Agitator, der zu aristokratischen Anschauungen gelangt ist und schließlich ein Werkzeug der Kirche wird. Da aber diese Gegenfigur nur episodisch auftritt und nicht als ernstes Widerspiel geistiger Wandlungsmöglichkeiten, sondern mit allen Merkmalen eines rotfrisierten Bösewichtes als ein egoistischer Überläufer und als ein erkäuflicher Gesinnungslump hingestellt erscheint, bleibt sie für den ideellen Gehalt des Stückes unfruchtbar. Alles in allem: es ist theatralisch-tendenziöse Dreschflegelarbeit, die Ludwig Huna bietet, und erfreulich an ihr ist nur das jugendliche Temperament, womit sie verrichtet wird. —tr—

*

Wiener Bürgertheater. Wien hat ein Theater mehr. Es ist seit den Tagen, wo das Stadttheater Laubes und das Ringtheater ein Raub der Flammen wurden, das vierte, das zu den restlichen hinzugekommen ist. Wir haben somit in den letzten drei Jahrzehnten einen Nettozuwachs von zwei Schauspielhäusern zu verzeichnen. Das ist im Verhältnis zur Erweiterung, die Wien in der gleichen Zeit erfahren hat, gewiß nicht viel, bei der Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse aber just auch nicht wenig. Wenig nur im Hinblick auf die ungleich größere und raschere Vermehrung der Variétébühnen. Keinesfalls liegt aber ein Grund vor, zu raunzen, wir hätten ohnedies genug Theater. Schließlich ist jedes neue Theater, das gegründet wird, eine Notwendigkeit. Schon deshalb, weil mit jedem neuen Theater der künstlerische Wettbewerb erhöht wird und weil der erhöhte Wettbewerb neue Kräfte, neue Energien auszulösen pflegt. Es handelt sich nur darum, ein neues Unternehmen, und sei es auch bloß ein Geschäftsunternehmen, richtig in den Dienst vorhandener Bedürfnisse zu stellen. Freilich ist heute das Bürgertheater nicht mehr als eine leere Form, in die erst ein Inhalt gegossen werden muß. Es fällt auch ganz aus der demokratischen Entwicklungslinie der letzten Wiener Theatergründungen, und man braucht nur zu verfolgen, wie sich die volkstümliche Grundlage unserer gesellschaftlichen Theaterunternehmungen von Fall zu Fall erweitert hat, um die exzeptionelle Stellung zu erkennen, die das Wiener Bürgertheater einnimmt. An der Gründung des Stadttheaters, womit sich Wiener Geldleute ein eigenes Haustheater errichteten, weil sie in den von der erbgesessenen Aristokratie allein in Beschlag genommenen Logen des alten Burgtheaters keinen Platz finden konnten, beteiligten sich 140 Familien mit einem Kapital von einer Million Gulden. Der Anteilschein lautete auf 2500 Gulden. In der Zeit des „volkswirtschaftlichen Aufschwunges“ hat man es nicht wohlfeiler getan. Da kam der große Krach und die Tausender lagen nicht mehr auf der Straße. Die Anteilscheine des fünfzehn Jahre später errichteten Deutschen Volkstheaters lauteten nur mehr auf 500 Gulden, dagegen stieg die Zahl der Gründerfamilien von1 40 auf 500. Und während für das Raimund-Theater die Anteilscheine anfangs auf 400 Gulden und später gar auf die Hälfte herabgesetzt wurden und schließlich schon 600 Familien sich an der Zeichnung eines Kapitals von 700.000 Gulden beteiligen konnten, war man bei der Gründung des Jubiläumstheaters bei der schier antikapitalistischen Tendenz angelangt, überhaupt nur mehr Anteilscheine zu 100 Gulden auszugeben, damit auch der oft zitierte „kleine Mann“ sich einmal an der Gründung eines Kunstinstitutes beteiligen könne. Die Folge davon war, daß mehr denn 2000 Wiener Familien Gründer des Jubiläumstheaters wurden. Ob sie es auch geworden wären, wenn sie die Krisen und Wandlungen vorausgesehen hätten, die das Theater durchmachen mußte, bis es als Volksoper seine Daseinsberechtigung fand, das ist eine andere Frage. Jedenfalls genügte für den Anfang das Interesse von 2000 Familien, um das neue Theater wenigstens in den Sattel zu heben. Dieses Vorteiles mußte das Bürgertheater von

vornherein entraten, weil es nur als Mittel zu einem andern Zweck ins Leben trat, und die Geschichte seiner Entstehung läßt sich in einen Satz zusammenfassen: „Im Anfang war der Baugrund." Ein neues Wohnviertel sollte durch ein neues Theater inauguriert werden, und darum wurde die Losung ausgegeben: die Landstraßer brauchen ein Theater. Welche künstlerische Aufgabe es erfüllen soll, danach wurde nicht gefragt. Und das scheint mir das Hauptübel an der jüngsten Wiener Theatergründung: nicht daß sie ein kapitalistisches Unternehmen ist, sondern daß sie ihre künstlerische Sendung noch nicht erkannt hat. Die unglückliche Eröffnungsvorstellung machte denn auch gleich die ganze Ratlosigkeit offenbar und ärger hätte die ausgegebene Losung, daß die Landstraßer ein Theater brauchen, nicht Lügen gestraft werden können, als durch die Tatsache, daß die erste Sonntagsnachmittagsvorstellung von kaum hundert Personen besucht war. Und dennoch wäre es ungerechtfertigt, gleich alle Hoffnungen sinken zu lassen. Kommt Zeit, kommt Rat, kommen vielleicht auch die Stücke, die dem Bürgertheater Sinn und Daseinszweck geben. Die Form, das Haus ist nun einmal da. Ein schönes, sympathisches Theatergebäude. Möchte man ihm außen vielleicht auch blühendere und leichtere Formen wünschen, innen ist der Typus für ein nicht zu kleines Theater, das auch intim wirkt, glücklich gefunden worden und er stellt zugleich die Summe aller praktischen Erfahrungen im modernen Theaterbau dar. Der Fehlgriff, der mit der Wahl des Eröffnungsstückes getan wurde, hat dem jungen Unternehmen zwar sehr geschadet und ihm auch schon zwei boshafte Spitznamen eingetragen. Der eine lautet „Spießbürgertheater", der andere nach einem der beiden Hauptgründer „Schweinburgtheater" mit der malitiösen Betonung der beiden Silben „Schwein" und „Burg". Mit Witzworten aber leistet man so wenig Positives, so wenig man mit Sittensprüchlein Eisenbahnen erbaut. Vorläufig heißt es, die Leute des neuen Theaters nicht kopfscheu machen, sondern wohlwollend zuwarten, bis sich zur schönen Form auch der rechte Inhalt findet. Theodor Antropp.

*

Jugendschriftenausstellung. Mit feinem Geschmack hat der „Neue Wiener Frauenklub" in seinem Saale (I., Tuchlauben Nr. 11) eine Ausstellung von Jugendschriften veranstaltet, in der rühmenswerten Absicht, den Eltern Gelegenheit zu geben, mit Muße in jene Bücher Einsicht zu nehmen, die das Verzeichnis des Wiener Volksbildungsvereines und des Hamburger Jugendvereines als empfehlenswert bezeichnet. Neben teueren Prachtwerken liegen auch spottbillige Ausgaben auf, wie die Wiesbadener Volksbücher, mit wundervollen deutschen Bilderbüchern wetteifern englische (Walter Crane) und französische (Monvel). Die Wände zieren prächtige Bilder für Kinderzimmer. Durch ihre besondere Schönheit und meisterhafte Ausführung fallen vor allem die Wandtafeln von Fitzroy auf.

Die Erkenntnis der Bedeutung der Jugendlektüre ist jüngsten Datums. Das außerordentliche Verdienst, diesem Gebiete in Österreich seine Fürsorge zugewendet zu haben, fällt dem Wiener Volksbildungsvereine und jenen Frauen zu, welche sich in seinem Auftrage einer Prüfung der Jugendschriften unterzogen und die besten in einem Verzeichnis zusammengestellt haben, welches der Verein unentgeltlich abgibt. Es wird erwartet, daß die Unterrichtsverwaltung diese große Frage der Erziehung durch eine Musterung der Schülerbibliotheken der praktischen Lösung zuführt.

Dr. Franz Moßhammer.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 59. □ Redaktionsschluß 9. Dezember 1906. □ Ausgegeben 14. Dezember 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends. □□
□□ Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). □□
□□ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 60: 16. Dezember 1906. □□

Büchereinlauf.

Der Zukunftsstaat. Eine neue Staatseinrichtung. Jedermann wird ein glückliches und sorgenfreies Dasein gesichert. Von F. E. Bilz. Leipzig. F. E. Bilz.

Wolfram Waldschmidt. Dante Gabriel Rossetti. Der Maler und der Dichter. Jena und Leipzig, 1905. Eugen Diederichs. M. 6.—

Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark. Herausgegeben von der historischen Landeskommission für Steiermark. VI. Band. 1. Heft. Genealogische Studien zur Geschichte des steirischen Uradels. Das Haus Stubenberg bis zur Begründung der habsburgischen Herrschaft in Steiermark. Von Prof. D. J. Loserth. Graz, 1905. Verlagsbuchhandlung „Styria". K 2.40

Hermann Bahr. Der arme Narr. Schauspiel in einem Akt. Wien, 1906. Carl Konegen. K 2.40

Der Amtsunterricht für die Amtsvorstände bei Post- und Telegraphenämtern. I. bis III. Klasse, dargestellt von Rudolf Will. Wien, 1906. Carl Konegen. K 3.50

Eig'nbau. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moritz Schadek. Wien 1906. Carl Konegen. K 1.20

Ortsregister von Österreich-Ungarn. Mit Bezeichnung von zirka 30.000 Orten in bezug auf ihre Zugehörigkeit zur Bahn-, respektive Dampfschiffstation und Postortsbezeichnung, nach amtlichen Quellen zusammengestellt von Josef Löcker. Wien, 1906. Carl Konegen. K 3.—

Einige Weltprobleme. Zweiter Teil. Gegen die Wahnvorstellung vom ‚heißen Erdinnern. Von Th. Newest. Wien, 1906. Carl Konegen. K 1.80

Lillys Flitterwochen von L. D'Ory. Wien, 1905. Carl Konegen. K 3.—

Meine Alpenfahrt. Von W. Junk. Mit Zeichnungen von Luzian Bernhard. Berlin. Moderner Humoristischer Verlag.

Rosen. Von Ludwig Finckh. Mit einer Einführung von Otto Julius Bierbaum. Stuttgart und Leipzig, 1906. Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Rosendoktor. Von Ludwig Finckh. Stuttgart und Leipzig, 1906 Deutsche Verlags-Anstalt.

Das grüne Band. Roman aus jungem Leben Von Georg Hirschfeld. Berlin, 1906. S. Fischer. M. 5.—

Bauernfelds ausgewählte Werke. In vier Bänden. Mit einer biographisch-kritischen Einleitung herausgegeben von Dr. Emil Horner. Band I. Leipzig. Max Hesse. K 2.40

Johann Gabriel Seidls ausgewählte Werke in vier Bänden. Mit einer biographisch-kritischen Einleitung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Dr. Wolfgang von Wurzbach. I. Bd. Leipzig. Max Hesse. K 2.40

Manien und Halluzinationen. Sonette und Phantasien von H. O. Raozli. Straßburg i. E., 1905. Josef Singer.

Moeller van den Bruck. Die Zeitgenossen. — Die Geister. — Die Menschen. Minden i. W., 1906. J. C. C. Bruns. M. 4.50

Angelika und Malwina. Erzählung von Otto Hauser. Stuttgart, 1906. Adolf Bonz & Comp. M. 3.20

Das Gesetz der Erde. Roman von Anton Freiherrn von Perfall. Buchschmuck von Hugo Engl. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. M. 4.50

Die Italo-Albanesen und die Balkanpolitik.

Von Leopold Freiherrn von Chlumecky.

Vor etwa fünf Jahrhunderten hat sich eine Art Völkerwanderung en miniature vollzogen, deren Rückwirkungen in gewisser Beziehung erst heute fühlbar zu werden beginnen. Es ist dies das Abströmen kleiner albanischer Scharen nach den westlichen Ufern der Adria, das, im Jahre 1416 beginnend, seinen Höhepunkt erreichte, als König Ferdinand von Neapel dem „Heros Albaniens", Skanderbeg, die drei apulischen Städte Trani, Monte Gargano und S. Giovanni in Rotondo überließ. Diese aus Albanien auswandernden Stämme gründeten namentlich im Süden Italiens, in der Puglia und in Calabrien zahlreiche Siedelungen. Sie drangen aber auch weiter vor, das bunte Rassengemisch Siziliens um einen neuen Einschlag vermehrend. Ihren Abschluß fand diese Bewegung, wenn man von späteren unbedeutenden Transmigrationen absehen will, mit der im Jahre 1468 erfolgten Einwanderung unter Führung Kastriotas, des Sohnes Skanderbegs.

Jahrhunderte lebten sie so, eingekeilt zwischen einer sie der Zahl nach erdrückenden, kompakten Volksmasse, ohne daß von ihrer nationalen Existenz irgendwie Notiz genommen, ja selbst ohne daß ihrerseits auch nur entfernt an nationale Sonderbestrebungen gedacht wurde.

Und doch sind diese kleinen, vom skypetarischen Mutterlande abgetrennten Inseln in dem sie umbrandenden Meere romanischen Blutes und italienischen Lebens nicht untergegangen, fast unwillkürlich und ohne daß ihre Bestrebungen in bewußter Weise darauf abzielten, bewahrten sich die Albanesen Italiens ihre etnographische und nationale Eigenheit.

Sie hatten fast keine Schulen, keine einheitliche Sprache, ja nicht einmal eine feststehende Schreibweise oder ein allgemein gültiges Alphabet, und trotzdem pflanzte sich von Generation zu Generation die Kenntnis der skypetarischen Sprache fort. Unberührt bleiben die heimatlichen Sitten und Gebräuche, und noch immer wird an Festtagen die altüberkommene Tracht angelegt, deren es aber nur selten bedarf, um den Italo-Albanesen vom Italiener zu unterscheiden — so markant sind ihm noch meistenteils die typischen Kennzeichen seiner Rasse aufgeprägt.

Die Verbindung mit dem Mutterlande war freilich eine ganz lose geworden, und es bedurfte erst des allgemeinen Erwachens lebhafteren Nationalbewußtseins in ganz Europa, um den Italo-Albanesen ein wenig aus seinem Schlaf zu rütteln

und ihn zur Anknüpfung etwas regerer Beziehungen mit dem alten albanischen Stammlande zu bewegen. Diese ersten Regungen reichten aber Jahrzehnte hindurch nicht über den Umfang einer ganz lokalen Aktion hinaus, welche auch unter den Italo-Albanesen nur wenige, in Albanien selbst noch spärlichere Anhänger fand und vollends in Italien von Volk und Regierung einfach ignoriert wurde. So konnte noch im Jahre 1885 ein Kenner der Verhältnisse wie Gustav Mayer konstatieren (»Nuova Antologia«), daß die beginnenden literarischen und nationalen Betätigungen der in Italien lebenden Albanesen von den Italienern in keinerlei Weise bemerkt, geschweige denn gefördert würden.

Damals legte Italien unter dem Motto der „Politik der reinen Hand" eine geradezu ostentativ zur Schau getragene Interesselosigkeit an allen Balkanfragen an den Tag. Die innere Durcharbeitung und Vollendung des Einigungswerkes, die Notwendigkeit der Konsolidierung der inneren Verhältnisse, die schweren Kämpfe mit der bittersten Finanznot, welche das Rüstzeug der Großmachtstellung zu einem ungemein drückenden gestaltete, dies und noch vieles andere waren zwingende Gründe für das junge Königreich, einer aktiven Balkanpolitik zu entsagen. Dann kamen auch noch die schweren Tage von Adua und die bittere Enttäuschung in Tunis, welche erst nach vielen Jahren den Gedanken zeitigte — in Valona einen Ersatz für Bizerta zu suchen. Vom strategischen wie vom kommerziellen Standpunkte wäre eine Okkupation von Tunis für Italien von unendlicher Bedeutung und von unschätzbarem Werte gewesen, und wenn es ein Gebiet gibt, welches aus geographischen, ökonomischen und militärischen Gründen zur natürlichen Einfluß- und Interessensphäre Italiens gehörte, so war es Tunis, wohin sich überdies seit Jahrzehnten ein so starker Auswandererstrom aus dem Königreiche ergoß, daß so manche Gebiete und einzelne Stadtteile ganz italianisiert wurden, und daß noch heute die Italiener allüberall gegenüber den Franzosen die erdrückende Majorität bilden. Italien war aber für eine größere Aktion noch nicht genügend vorbereitet, als es der großen Gewandtheit Jules Ferrys gelang (1878), im Handumdrehen das französische Protektorat in Tunesien zu etablieren. Es ist begreiflich, daß diese Umstände, sowie die unerfreulichen Erfahrungen an der Ostküste Afrikas anfangs die Aufmerksamkeit Italiens von den Vorgängen am Balkan ablenkten, umsomehr als es hier tatsächlich keinerlei vitale Interessen zu wahren hat, und so erklärt es sich auch, daß die Italo-Albanesen anfänglich so wenig Entgegenkommen und so geringes Verständnis für ihre Intentionen fanden.

Um das Jahr 1895 kann man den Beginn ihrer lebhaften agitatorischen Tätigkeit setzen, die in geradezu staunenerregendem Kontraste zu ihrer früheren Apathie steht, und der es schließlich doch gelang, die ganze öffentliche Meinung Italiens und selbst die maßgebender Faktoren mit sich fortzureißen — einen gründlichen Wandel in der Stellungnahme zu den Balkanfragen sowie des politischen Kurses erzeugend. Man wird wenig Beispiele in der Geschichte dafür finden, daß es einer Handvoll Leuten wie den an dieser Agitation Beteiligten in so wenigen

Jahren gelingt, ein ganzes Volk für eine Frage zu erwärmen, der es ehedem denkbarst fremd und kühl gegenüberstand, und schließlich sogar zum Teil der auswärtigen Politik ein Ziel zu setzen, welches den bisherigen Traditionen fast diametral gegenübersteht. Schon aus diesem Grunde dürfte es sich lohnen, die einzelnen Etappen dieser Bewegung und ihrer allmählichen Wirkungen auf die öffentliche Meinung Italiens zu verfolgen.

Die erste markante Aktion der Italo-Albanesen war die auf Initiative des poetischen Schwärmers Girolamo de Rada erfolgte Abhaltung eines albanesischen Sprachenkongresses, welcher im Jahre 1895 in Corigliano Calabro tagte. Nicht bloß linguistische Fragen waren es aber, welche auf diesem Kongresse zur Beratung kamen, denn neben den Beschlüssen auf Herausgabe eines Wörterbuches, auf Feststellung des albanesischen Alphabets und nebst einer die Errichtung einer albanesischen Lehrkanzel am Istituto Orientale di Napoli fordernden Resolution, finden wir auch solche, welche auf die Gründung einer Zeitschrift sowie auf die Anbahnung regerer politischer und kommerzieller Beziehungen mit dem Mutterlande abzielen. Und auf diesem Kongresse wurde auch zum ersten Male die geographisch-politische Formel geprägt, welche in dem naiv-lapidaren Satze ihren Ausdruck fand: »L'Adriatico è mare italiano ed albanese«.

Damals von den Herren in Corigliano Calabro, welche die Existenz einer anderen Großmacht in der Adria zu übersehen schienen, vielleicht bloß ad captandam benevolentiam der öffentlichen Meinung Italiens erfunden, ging dieses Diktum, in hundertfachen Wiederholungen bei jeder Gelegenheit stets wieder aufgetischt, fast zum Überdrusse in jede Publikation und Rede eingeflochten, schließlich wie durch eine Art Autosuggestion so sehr in den Vorstellungskreis der Beteiligten über, daß sie endlich daran, so fest wie an ein religiöses Dogma glaubten, das man nicht prüft, sondern einfach hinnimmt — ohne Zweifel und ohne Fragen. Und es ist wirklich erstaunlich zu sehen, mit welch naiver Glaubensstärke diese neue politische Lehre verkündet und wiederholt und ohne Widerspruch von den ernstesten Personen akzeptiert wurde — ohne die leiseste Befürchtung, mit ihr doch irgendwo Anstoß erregen, oder bei ihrer Realisierung einer Schwierigkeit begegnen zu können!

Anfangs freilich, waren es die Italo-Albanesen allein, welche dieses neue geographische und politische Axiom verkündeten, und selbst dieses konnte ihnen nicht sofort die Sympathien der breiten Massen gewinnen — oder auch nur verhindern, daß man ihre Bestrebungen recht abfällig beurteilte. Und wenn auch nicht die gesamte Presse Italiens eine so herbe Kritik an den Wünschen der Italo-Albanesen übte, wie es seitens der napoletanischen Zeitungen, mit der »Libertà cattolica« an der Spitze, geschah, so war doch die Haltung der meisten Organe eine durchwegs ablehnende, ja es fehlte nicht an Insinuationen, als habe diese Bewegung kein anderes als das verwerfliche Ziel, Albanien zur Erhebung und zur Vereinigung mit Italien zu drängen. So finden wir in einem der wenigen Blätter, welche

ihre Spalten der albanesischen Sache öffneten, dem »Calabro«, so manchen Stoßseufzer über die spröde Haltung der italienischen Presse, „welche es unter ihrer Würde fand, bis zu den Italo-Albanesen herabzusteigen", und selbst noch im Jahre 1897 klagt deren Organ, die »Nazione Albanese«, daß ein einziges Blatt (die »Giostra« in Catanzaro) sich angelegentlich ihrer Interessen annehme, doch auch diese Publikationen — wird kleinlaut hinzugefügt — stammen bloß aus albanischer Quelle.

Die ungemein tätigen Männer, welche an der Spitze der Bewegung standen, ließen sich aber durch diese ersten Mißerfolge keineswegs entmutigen. Sie verdoppelten vielmehr ihre Anstrengungen um die öffentliche Meinung Italiens zu gewinnen, ohne darüber ihr Hauptziel außer Auge zu lassen, in Albanien selbst das Nationalbewußtsein zu wecken und auch dort ihrem politischen Programme Eingang zu verschaffen. Es ist eine ganz eigenartige Erscheinung, daß es der Initiative der seit Jahrhunderten vom Stammlande getrennten Auswanderer bedurfte, um im Mutterlande ein etwas regeres nationales Empfinden zu wecken.

Zwar haben die Albanesen wiederholt und lange vor dem Aufleben der aus Italien kommenden Agitation ein politisches Programm mit der Forderung völliger Autonomie der von Albanesen bewohnten Wilajets Kossowo, Monastir, Skutari und Janina formuliert; und im bekannten, dem Lord Beaconsfield für den Berliner Kongreß überreichten Promemoria wurde unter volltönenden Phrasen über die Einheit des Volkes „von der Bojana bis zu den Toren Janinas" die Schaffung eines Groß-Albaniens unter Mitwirkung einer internationalen Kommission gefordert. Man braucht bloß des weiteren der Entstehung des Prisrender Bundes sowie der mannigfachen Petitionen an die Hohe Pforte zu gedenken, um zu erkennen, daß es wenigstens den führenden Elementen schon damals zum Bewußtsein gekommen war, man könne über das vom Volke hochgehaltene, engbegrenzte Stammesbewußtsein hinaus sich zu einem umfassenderen, die religiösen Divergenzen nivellierenden Nationalgefühl emporschwingen. Dabei darf man aber doch wieder nicht verkennen, daß diese Demonstrationen und Petitionen häufig nicht viel anderes waren, als der Ausdruck vorübergehenden Unwillens über die eine oder andere unliebsame Regierungsmaßregel, manchmal auch wohl nur ein Menetekel an den Großherrn, wenn die Albanesen Grund zur Befürchtung zu haben glaubten, man beabsichtige in Konstantinopel an ihren weitgehenden Freiheiten zu rütteln!

Von allen Privilegien ist das wertvollste wohl jenes der Steuerfreiheit, beziehungsweise das einzelnen Stammeshäuptern gewährte Recht der Steuereinhebung in ihren Gemeinden. Die Katholiken in den Bergen sind die einzigen Rajahs denen grundsätzlich das Waffentragen gestattet ist, und die Autorität der türkischen Behörden — soferne man von einer solchen überhaupt sprechen kann — ist eine so geringe, daß diese oft zu den schmählichsten, dem europäischen Rechtsbewußtsein hohnsprechenden Transaktionen mit den einzelnen Stämmen greifen müssen, so daß, um nur eines anzuführen, man geradezu von einem Recht auf Mord und Totschlag in Albanien sprechen kann. Einzelne Stämme, wie die Mirditen, an-

erkannten die türkische „Herrschaft" nur unter der Bedingung, daß — kein einziger Türke je in ihr Gebiet eindringe oder hier angestellt werde, daß ihre Gebräuche, ihre Gesetze, ihre rudimentäre Selbstverwaltung unangetastet bleiben, wogegen sie sich verpflichteten in Kriegszeiten für jedes Haus je einen Soldaten zu stellen. Die Leistung der Militärpflicht ist überhaupt so ziemlich die einzige Form, in welcher der Albanese seine Zugehörigkeit zum Osmanischen Reich bekundet. Die albanesischen Truppen sind aber auch die tapfersten und verläßlichsten des ganzen türkischen Heeres, denen daher der Sultan fast ausschließlich den Schutz seiner Person anvertraut, und die Soldaten dieser Albanesengarde sollen angeblich die einzigen Konstantinopels sein, die auch in Friedenszeiten mit scharfen Patronen versehen werden. Daher die Ausnahmestellung, welche die Albanesen in so mancher Beziehung einnehmen — daher auch die Nachsicht, welche ihnen so oft im Jildiz entgegengebracht wird!

Daß sich die Albanesen an all diese Privilegien um jeden Preis festklammern, liegt klar auf der Hand, und das erstemal, daß die Neuzeit die sonst stets entzweiten Christen und Mohammedaner Albaniens zum Teil geeinigt sah, das geschah, als sie sich zusammenschlossen, um Reformen zu bekämpfen, weil sie glaubten, daß zu deren Durchführung die Einhebung von Steuern erforderlich sein werde. Sonst aber wird man vergebens nach einem geeinigten Vorgehen, nach einem lebhafteren Einheitsbewußtsein, geschweige denn nach einem selbständigen Auftreten nach außen suchen. Auch italienische Schriftsteller, wie z. B. Arturo Galanti (»L'Albania«, Roma, 1901) müssen das Überwiegen der trennenden Momente zugeben. Albanien hat, wenn man von der ruhmvollen Epopöe Skanderbegs im XV. Jahrhundert absieht, sich niemals selbst angehört und selbst Skanderbeg, welcher sich hochtrabend »Epirotarum Rex et Macedoniae« nannte, hat nicht viel mehr als einen zwar glorreichen, darum aber nicht minder fruchtlosen Kampf gegen den Halbmond geführt. Auch diese Epoche konnte keine bleibenden Spuren in die ehernen Tafeln der Geschichte eingraben.

Nie spielten die Albanesen eine selbständige Rolle und die Geschichte kennt sie nicht. Ein gewisses Stammesbewußtsein vermochte sie vielleicht zeitweise zu einigen, immer wieder aber wurde dieses vage Gemeinsamkeitsgefühl aufgehoben, durch den sie trennenden religiösen Fanatismus.

Katholiken und Orthodoxe nicht weniger als jene, die zum Propheten schwören, sie alle sind stets bereit ihre Religion dem Andersgläubigen gegenüber mit der Waffe in der Hand zu verteidigen und eine oft nur unbedeutende Ehrfurchtsverletzung des fremden Glaubens führt nicht selten zu schweren, blutigen Konflikten. Christen und Mohammedaner in Albanien sind wohl Brüder, aber feindliche Brüder, welche religiöser Haß und konfessioneller Hader entzweien. Wenn man weiters bedenkt, daß die Blutrache, gegen die der katholische Priester ebenso machtlos ist, wie die türkische Behörde, nicht bloß einzelne Familien, sondern ganze Stämme verfeindet, so wird man sich ein Bild davon machen, wie es mit dem Einigungs-

gedanken der Albanesen beschaffen wäre, wenn nicht das Nationalitätsbewußtsein von außen hineingetragen würde, durch Elemente, welche diesem heißen Boden entrückt sind, auf dem man sich von Wilajet zu Wilajet, von Stadt zu Stadt, ja von Berg zu Berg befehdet und tödlich haßt.

Auch hier hatten daher die Italo-Albanesen keine leichte Arbeit. Sie mußten bis auf Skanderbeg zurückgreifen, um eine Epoche zu finden, in welcher die Albanesen geeinigt und scheinbar zeitweise auch unabhängig waren.

Mit großem agitatorischen Geschick wurde diese kurze und einzige Periode albanischen Selbständigkeitsdranges, deren Ruhm das Volkslied preist, ausgenützt. Im Grunde ist auch Skanderbeg nicht viel mehr als ein mutiger Truppenführer, dem der Erfolg im Kampfe gegen die Türken die Gefolgschaft stets zahlreicherer albanischer Stämme sicherte. Darum darf man ihn aber doch nicht, wie Geblesco (»La question d'Orient et son caractère économique«, Paris, 1904), bloß als einen „Abenteurer" bezeichnen, denn, mag auch die Sage und die orientalische Phantasie so manches zur Verherrlichung seiner Waffentaten beigetragen haben, das steht fest, daß er mit starker Hand durch Jahrzehnte dem Vordringen der Türken Halt gebot. An diese ein halbes Jahrtausend zurückliegenden Großtaten wurde angeknüpft, um die Möglichkeit und Berechtigung der nationalen Einigung Albaniens zu erweisen. Skanderbegs Ruhm sollte heute noch der Kitt sein, um so disparate Elemente in ein Ganzes zu verschmelzen. Mit gleicher Klugheit wurde der tödliche Haß des Albanesen gegen Slawen und Griechen ausgespielt.

Serben und Bulgaren, sowie nicht minder auch die Griechen, die wir alle in Macedonien wohl vermengt, aber dennoch nie geeinigt sehen, kämpfen seit Jahren um die Vorherrschaft im Lande und in diesem Streite werden auch die Albanesen hier von der einen, dort von der andern Seite nicht selten schwer bedrängt. Die sehr eifrige bulgarische Propaganda der Tat hat — wenn auch hauptsächlich gegen die anderen Völkerschaften dieses unglücklichen Landes gerichtet — dennoch auch häufig zu Reibungen mit den Albanesen geführt, und Griechenland hinwieder gab seinen Aspirationen auf den Süden Macedoniens durch andauernde und nachhaltige Versuche zur Hellenisierung der Albanesen Ausdruck.

Und wiederum ein Beweis dafür, daß das nationale Leben der Albanesen erst neuesten Datums ist, und daß ihr Widerstand gegen die Entnationalisierung ehedem kein großer war: es gelang den Griechen, ganze Gebiete Südalbaniens zu hellenisieren und heute noch sprechen so manche albanische Stämme ausschließlich nur mehr griechisch, während andere zweisprachig sind und sich in gleichem Maße des einen wie des andern Idioms bedienen.

Die Kräfteverteilung der einzelnen Nationalitäten Macedoniens nach den uns vorliegenden Statistiken abzuschätzen, dies dürfte ein vergebliches Beginnen sein, denn, je nach der Quelle, aus welcher diese Ziffern stammen, variieren sie in der denkbar größten Weise. Es ist einfach unmöglich, diese verschiedenen Angaben auch nur halbwegs miteinander in Einklang zu bringen — und nur in einem

Punkte treffen sich die Statistiker und Stimmführer aller Nationen: in der Klage, daß die türkischen Behörden die Statistik zu ihren Ungunsten fälschen! Daß aber tatsächlich ein großer Teil der zur griechischen Nationalität gezählten Bevölkerung des Südens albanischer Abstammung ist, darüber dürfte wohl kein Zweifel herrschen — ebenso wie die Albanesen vielleicht nicht ganz mit Unrecht wiederum im Norden die Serben als „Eindringlinge" bezeichnen. Und etwas Wahres mag wohl daran sein, wenn die Albanesen in ihrem im Jahre 1896 dem Großwesir überreichten Memorandum darüber Klage führen, daß man die Katholiken mit Gewalt dazu zwinge, in ihren Pässen, in amtlichen Dokumenten, ja selbst in ihren Taufscheinen sich als Griechen oder Serben oder Bulgaren zu bezeichnen, um so die Reihen fremder Nationalitäten zu stärken.

Viel mehr aber als diese nationalen Velleitäten haben bei der breiten Masse des Volkes die zahllosen Grenz- und Besitzstreitigkeiten, die sich daranschließenden Kämpfe und Feindschaften, jenen unausrottbaren Haß gegen Slawen und Griechen erzeugt. Wegen eines Nichts, wegen der widerrechtlichen Aneignung einer Ziege, muß nur allzu oft Blut fließen und hallen Flintenschüsse in den Bergen diesseits und jenseits der Grenze.

Diesen atavistisch blinden Haß gegen alle Nachbarvölker auf einen bewußten Rassengegensatz zurückzuführen, das war ein Programmpunkt der Italo-Albanesen, dem sich noch ein anderer anschloß: gegen Österreich-Ungarn Mißtrauen zu säen, um auf diese Weise zahlreiche Elemente dann um so leichter dem von Italien aus geübten Einflusse zugänglich zu machen.

Daß Österreich-Ungarn, welches das Protektorat über die Katholiken Albaniens besitzt, dort einige Schulen unterhält, den Bau von Kirchen fördert und den Klerus unterstützt, in dieser bescheidenen Weise einem Kultur- und Kultusbedürfnisse entgegenkommend, dem von der türkischen Regierung in keiner Weise Rechnung getragen wird — dies mußte den Italo-Albanesen als ein Vorwand dienen, um der Monarchie die weitestgehenden Annexions- und Eroberungsgelüste in die Schuhe zu schieben. Die Albanesen selbst waren es, welche vor längerer Zeit dem Gedanken des Protektorats von seiten irgendeiner europäischen Großmacht näher getreten waren. Von ihrer eigenen Ohnmacht, von dem Zustande ihrer vollkommenen Unreife für eine selbständige Verwaltung überzeugt, hatten sie selbst in einigen Petitionen dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß eine dauernde Autonomie, verbunden mit einer das Land aus dem gegenwärtigen Zustand entsetzlicher Verwahrlosung führenden, geregelten Administration bloß unter Anlehnung an einen europäischen Machtfaktor verwirklicht werden könne. Und wenn auch dieser Gedanke in Albanien selbst nicht lange unwidersprochen blieb, so muß doch den späteren höchst agressiven Insinuationen der Italo-Albanesen gegenüber mit allem Nachdrucke darauf verwiesen werden, daß er keineswegs in Österreich-Ungarn, sondern ohne unser Zutun auf albanischem Boden zu keimen begann, sowie auch von dort aus die Gerüchte von der Möglichkeit einer österreichischen Intervention aufflatterten,

gedanken der Albanesen beschaffen wäre, wenn nicht das Nationalitätsbewußtsein von außen hineingetragen würde, durch Elemente, welche diesem heißen Boden entrückt sind, auf dem man sich von Wilajet zu Wilajet, von Stadt zu Stadt, ja von Berg zu Berg befehdet und tödlich haßt.

Auch hier hatten daher die Italo-Albanesen keine leichte Arbeit. Sie mußten bis auf Skanderbeg zurückgreifen, um eine Epoche zu finden, in welcher die Albanesen geeinigt und scheinbar zeitweise auch unabhängig waren.

Mit großem agitatorischen Geschick wurde diese kurze und einzige Periode albanischen Selbständigkeitsdranges, deren Ruhm das Volkslied preist, ausgenützt. Im Grunde ist auch Skanderbeg nicht viel mehr als ein mutiger Truppenführer, dem der Erfolg im Kampfe gegen die Türken die Gefolgschaft stets zahlreicherer albanischer Stämme sicherte. Darum darf man ihn aber doch nicht, wie Geblesco (»La question d'Orient et son caractère économique«, Paris, 1904), bloß als einen „Abenteurer" bezeichnen, denn, mag auch die Sage und die orientalische Phantasie so manches zur Verherrlichung seiner Waffentaten beigetragen haben, das steht fest, daß er mit starker Hand durch Jahrzehnte dem Vordringen der Türken Halt gebot. An diese ein halbes Jahrtausend zurückliegenden Großtaten wurde angeknüpft, um die Möglichkeit und Berechtigung der nationalen Einigung Albaniens zu erweisen. Skanderbegs Ruhm sollte heute noch der Kitt sein, um so disparate Elemente in ein Ganzes zu verschmelzen. Mit gleicher Klugheit wurde der tödliche Haß des Albanesen gegen Slawen und Griechen ausgespielt.

Serben und Bulgaren, sowie nicht minder auch die Griechen, die wir alle in Macedonien wohl vermengt, aber dennoch nie geeinigt sehen, kämpfen seit Jahren um die Vorherrschaft im Lande und in diesem Streite werden auch die Albanesen hier von der einen, dort von der andern Seite nicht selten schwer bedrängt. Die sehr eifrige bulgarische Propaganda der Tat hat — wenn auch hauptsächlich gegen die anderen Völkerschaften dieses unglücklichen Landes gerichtet — dennoch auch häufig zu Reibungen mit den Albanesen geführt, und Griechenland hinwieder gab seinen Aspirationen auf den Süden Macedoniens durch andauernde und nachhaltige Versuche zur Hellenisierung der Albanesen Ausdruck.

Und wiederum ein Beweis dafür, daß das nationale Leben der Albanesen erst neuesten Datums ist, und daß ihr Widerstand gegen die Entnationalisierung ehedem kein großer war: es gelang den Griechen, ganze Gebiete Südalbaniens zu hellenisieren und heute noch sprechen so manche albanische Stämme ausschließlich nur mehr griechisch, während andere zweisprachig sind und sich in gleichem Maße des einen wie des andern Idioms bedienen.

Die Kräfteverteilung der einzelnen Nationalitäten Macedoniens nach den uns vorliegenden Statistiken abzuschätzen, dies dürfte ein vergebliches Beginnen sein, denn, je nach der Quelle, aus welcher diese Ziffern stammen, variieren sie in der denkbar größten Weise. Es ist einfach unmöglich, diese verschiedenen Angaben auch nur halbwegs miteinander in Einklang zu bringen — und nur in einem

Bezug auf Brindisi »le Calais de cette Douvre d'Italie« nennt, eine große kommerzielle Bedeutung zukommt und daß er, wenn einmal die Kommunikationsverhältnisse ins Innere geregelt sind, eine wichtige Einbruchsstation für den europäischen Handel, noch mehr aber ein weites Ausfallstor für den Export des mächtigen Hinterlandes bis zur Donau hinauf bedeuten müßte.

Dies alles erklärt aber nicht, wieso der Besitz Valonas in Händen einer anderen Macht als der Türkei von derartigen Folgen für Italien begleitet sein sollte, wie die Italo-Albanesen es unaufhörlich verkünden.

Ebensowenig die Adria ein italienisches Meer ist, weil Italien das ganze westliche Ufer sein eigen nennt, und sowie sie auch keineswegs ein österreichisches Meer genannt werden kann, weil Pola und Teodo Kriegshäfen der Monarchie sind und die österreichische Fahne bis Spizza weht, ebensowenig würde dieses Meer in ausschließlich österreichischen Besitz gelangen, wenn (ich spreche nur hypothetisch und will ausdrücklich betonen, daß diese Eventualität noch niemals ernstlich ins Auge gefaßt wurde) die Monarchie ihre Einflußsphäre um einige hundert Kilometer seitwärts erstrecken würde.

Die Adria bleibt so lange eine offene, beiden Mächten gleich zugehörige und gleich zugängliche See und das adriatische Gleichgewicht ist so lange vor jedweder Störung gesichert, als nicht beide südliche Ufer in einer Hand vereinigt sind. Valona und Brindisi, im Besitze ein und derselben Macht, müßten aber zu einem Bollwerk werden, welches die unbeschränkte Herrschaft über das Adriatische Meer gewährleistet.

Nur allzu deutlich spricht Vico Mantegazza in seinem unlängst erschienenen Werke »L' Altra Sponda, Italia ed Austria nell' Adriatico« (Milano, 1905) dies aus. Sowie die ganze Tendenz dieses den italienischen Parlamentariern gewidmeten Buches dahin geht, dieses „andere Ufer" für Italien zu reklamieren, so weist der Verfasser mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit darauf hin, daß Italien erst durch den Besitz Valonas das uneingeschränkte Dominium über die ganze Adria in Händen haben wird.

Wenn Brindisi und Valona, die nicht viel mehr als 40 Seemeilen voneinander getrennt sind, und zwischen denen anläßlich der letzten italienischen Flottenbesuche in Albanien Torpedoboote in weniger als $2^1/_2$ Stunden verkehrten, einander einmal die Hände reichen, wenn westlich und östlich des engen Kanals von Otranto die gleichen Fahnen wehen und Feuerschlünde ein und derselben Macht von hüben und drüben die See bestreichen — dann freilich wird aus der Adria wenn auch nicht de jure, so doch gewiß de facto ein mare clausum* und eine fremde Kriegsflotte nördlich dieser neuen Dardanellen wäre rettungslos zu ewiger Ohnmacht verurteilt.

* Die Republik Venedig erhob auf Grund einer päpstlichen Verleihung zu wiederholten Malen den Anspruch auf die Souveränität über die Adria als mare clausum — gegen Übernahme der Verpflichtung zum Schutze des Seehandels gegen Sarazenen und Piraten.

Und ebenso ginge es mit dem Handel, indem die an ein solches Ereignis geknüpften, noch später zu besprechenden Maßregeln verkehrspolitischer Natur zur Folge haben müßten, daß die meisten Balkanländer dann nach ganz anderen Wirtschaftszentren als gegenwärtig gravitieren.

So stehen in Wahrheit die Dinge. So wenig in einer einseitigen Beherrschung der Adria, durch wen immer sie ausgeübt wird, irgend ein Moment der Beunruhigung liegt, ebensosehr müßte die Vereinigung beider Küstenstriche in einer Hand zu einer eminenten Gefahr und zu einer beträchtlichen Störung des europäischen Gleichgewichts werden — mit anderen Worten — Valona ist nur für jenen der Schlüssel zur Adria, der auch das Schloß hiezu: Brindisi und Otranto, besitzt. Zu dieser sowie zu der weiteren Erwägung, daß überdies Österreich-Ungarn niemals auch nur die geringste Veranlassung zu all diesen „Befürchtungen" gegeben, ließen die Italo-Albanesen der öffentlichen Meinung Italiens keine Zeit. So lange gellten ihre Warnungsrufe den Italienern ins Ohr, bis daß sie wirklich beunruhigt wurden und eine Gefahr dort sahen, wo sich in Wirklichkeit nur unbedeutende Vorgänge lokaler Natur abspielten. Vorgänge, die selbst dann, wenn das Unwahrscheinliche Ereignis geworden wäre und Österreich seine Interessen in nachdrücklicherer Weise zu wahren gesucht hätte, noch immer nicht den Keim eines Elements der Beunruhigung für unseren Alliierten enthalten hätten.

Genug daran, es war nun einmal den Italo-Albanesen gelungen, die öffentliche Meinung Italiens aufzurütteln und sie auf Bahnen zu weisen, die sie bis dahin noch nicht betreten hatte. Die italienische Presse begann aus ihrer Reserve herauszutreten, die großen Blätter zögerten nun nicht mehr länger, der italo-albanesischen Sache ihre Spalten zu öffnen, und die Diskussion über diese Fragen wurde eine immer lebhaftere, sie zog stets weitere Kreise, das Publikum beständig in Atem haltend.

Selbst bedeutende Organe fanden es für gut, sich die Formel: »L'Adriatico è mare Italiano ed Albanese« anzueignen — wie uns die von der »Tribuna« im Jahre 1900 mit der österreichischen Presse geführte Polemik lehrt, in deren Verlauf das genannte Blatt sich zu der noch weitergehenden Phantasterei verstieg, die Forderung aufzustellen — die Adria müsse eine italienische See werden. „Und", so fährt diese ernste und bedeutende Repräsentantin der italienischen Presse fort, „wenn sich je einmal der von vielen als unvermeidlich angesehene Auflösungsprozeß der Türkei vollziehen sollte und die Bildung eines selbständigen und unabhängigen Albaniens von den Mächten bekämpft würde, dann könnte Italien nie zugeben, daß sich dort irgend ein anderer als *sein* Einfluß geltend machen dürfe."

Mit diesem, von der Mehrheit der italienischen Publizisten propagierten Programme segelte Italien mit vollem Winde in die ihm bis nun fremden Gewässer der aktiven Balkanpolitik hinüber. Noch erhoben sich einzelne gewichtige Preßstimmen gegen dieses Beginnen. So warnt (1901) die »Rivista popolare« davor, der albanesischen Frage eine Bedeutung beizumessen, welche ihr nicht zukomme. Das Be-

stehen einer albanischen Frage könne zwar nicht hinweggeleugnet werden, „aber wir leugnen, daß sie die Italiener interessieren könne..." Die in Albanien Geborenen und dort Lebenden kennen kein Nationalgefühl, und nur unter jenen, welche auswandern, sprüht manchmal ein Funke dieses Nationalbewußtseins auf, welches aber, je nach dem Milieu, dann ganz eigene und verschiedene Formen annehme, bald austro-, dann wieder italo- und selbst turkophil sei. „Während aber dies alles uns bewegen sollte, diesen Fragen nur ein mäßiges Interesse entgegenzubringen, sind diese statt dessen zu einer unverhältnismäßigen, ungebührlichen Bedeutung gelangt ... und wir haben eine unabsehbare Flut von Publikationen, von Kongressen, von Polemiken, von Reden und Ministererklärungen im Parlament erlebt...."

Nicht mit Unrecht klagt die »Rivista popolare« über diese Sintflut von Publikationen. Denn man begnügte sich bald nicht mehr mit der Mobilisierung der Tagespresse allein. Es regnete nun auch Monographien und Broschüren und ganze Bände, für welche das italienische Lesepublikum ein immer mehr zunehmendes Interesse, eine stets steigende Aufnahmsfähigkeit bekundete, welche auch durch die Tatsache dokumentiert wird, daß viele dieser Publikationen in kurzer Zeit vergriffen waren, und selbst solche jüngsten Datums heute im Buchhandel nicht mehr erhältlich sind. Und während die Italo-Albanesen bis zum Jahre 1899 darüber klagen konnten, daß das italienische Parlament die albanesische Frage entweder völlig ignoriere* oder sie in nur ganz flüchtigen Diskussionen berühre — und während Visconti-Venosta am 18. Dezember 1900 eine diesbezügliche Anfrage Guicciardinis mit wenigen Worten abfertigte, indem er erklärte, daß die österreichische und die italienische Regierung die beste Wahrung ihrer Interessen in Albanien in der Erhaltung des Status quo erblicken, fand schon ein Jahr später der Umschwung der öffentlichen Meinung Italiens auch in den Parlamentsdebatten einen prägnanten Ausdruck.

Die Abgeordneten Bovio, Guicciardini und De Marinis unterzogen die albanesische Frage einer ungemein eingehenden Erörterung, welcher sich der Minister des Äußern, Prinetti, im Gegensatze zu seinem Vorgänger, Visconti-Venosta, in sehr ausführlicher Rede anschloß (14. Juni 1901). Er hob die zahlreichen und nachhaltigen Anstrengungen der italienischen Regierung sowie der Handelswelt hervor, um die Beziehung kommerzieller, intellektueller und kultureller Natur zwischen Italien und Albanien fester zu knüpfen und konnte mit Stolz und Befriedigung konstatieren, daß dies in hervorragendem Maße geglückt sei.

* So konstatiert der unermüdliche Vorkämpfer der italo-albanesischen Interessen, Anselmo Lorecchio, in der »Riforma« vom 29. Juli 1896, daß während der großangelegten Debatte über das Budget des Ministeriums des Äußern „inmitten eines großen patriotischen Redeergusses sich nicht eine, auch nicht eine einzige Stimme erhoben habe, um über die italienischen Interessen auf der Adria zu sprechen ..., obwohl doch die Versicherung nicht gewagt ist, daß die Adria ausschließlich unser Meer ist, unser von uns Albanesen und von uns Italienern."

Diese Bemühungen Italiens waren naturgemäß besonders nach zwei Seiten hin gerichtet: durch Gründung von Schulen in Albanien sich einen bestimmenden Einfluß auf die heranwachsende Generation zu sichern und durch Vermehrung der Schiffahrtslinien die Berührungspunkte zwischen dem Westen und dem Osten der Adria nach Möglichkeit zu vermehren. Italien war hiebei der alten historischen Wahrheit eingedenk, daß fremder Einfluß und fremde Gesittung viel leichter auf dem Wege zur See als auf jenem zu Lande eindringen, daß die Übertragung einer neuen Zivilisation, die Einimpfung fremder Kultur und die Erweckung neuer Sympathien sowie eines gewissen Zusammengehörigkeitsgefühls durch verständnisvolle Pflege maritimer Wechselbeziehungen mächtig gefördert werden. So sehen wir Italien zielbewußt an der Ausgestaltung seines Schiffahrtsverkehres mit Albanien vorwärtsschreiten und eben ist man wieder daran, durch Erhöhung der Subvention und entsprechende neuerliche Vermehrung der regelmäßigen Dampferlinien das Netz noch enger zu knüpfen, welches Italien mit Albanien verbindet.

Das zweite Mittel zu dauernder Geltendmachung seines Einflusses fand Italien, wie bereits erwähnt, in der Errichtung italienischer Schulen in Albanien.

Und hier hatte Österreich, dem (ganz im Sinne Cheradams) von Vico Mantegazza und anderen italienischen Schriftstellern wiederholt vorgehalten wird, daß es die Geschäfte Deutschlands am Balkan besorge, und daß alle seine Bemühungen schließlich als reife Früchte doch nur in den Schoß Deutschlands fallen würden, einmal tatsächlich »pour le roi de Prusse« gearbeitet, jedoch in ganz anderem Sinne, als die italienischen Politiker es meinten. Ein Gutteil unserer kulturellen Tätigkeit in Albanien wird nämlich der italienischen Propaganda zu Nutz und Frommen gereichen, und dies aus dem einfachen Grunde, weil in unseren Schulen ausschließlich in italienischer Sprache gelehrt wurde! Dieser Umstand ist jedenfalls ein Beweis, wie wenig selbstsüchtige Ziele wir in Albanien verfolgten, sowie dafür, daß uns die religiöse Erziehung der Jugend nicht als ein Mittel zur Erreichung irgend eines verdeckten Nebenzweckes dienen sollte.

Denn so kurzsichtig wäre wohl niemand gewesen, als Vorbereitung und Einleitung einer Okkupation Albaniens, dieses Italien so nahe gelegene Land erst — zu italianisieren!

Die königlich italienischen Schulen, welche von der Regierung in Skutari, in Durazzo, in Janina, Valona und anderen Orten errichtet wurden, tragen nicht, wie die unseren, einen konfessionellen Charakter und kommen daher in dieser Beziehung nicht so sehr dem wahren Bedürfnisse der Bevölkerung und ihren tief eingewurzelten Gefühlen entgegen. Aus diesem Grunde herrschte auch anfangs ein großes Mißtrauen gegen diese Unterrichtsanstalten, weil der Albanese befürchtete, daß in denselben sein teuerstes Gut, sein Glaube, nicht entsprechenden Schutz und Pflege finden werde. Diese Schulen wurden anfänglich geradezu als atheistisch bezeichnet und es bedurfte geraumer Zeit, um ihnen jene namhafte Frequenz zu sichern, deren sie sich heute erfreuen. Gegenwärtig sind sie aber zweifellos bereits ein

wichtiger Faktor zur allmählichen Latinisierung, zumindest aber zur geistigen und politischen Beeinflussung dieser Bevölkerung.

Auch in Italien selbst erfolgte so mancher vielversprechende Schritt zur Anknüpfung regerer geistiger Beziehungen mit Albanien. Schon im Jahre 1895 hatte der I. Albanesen-Kongreß in Corigliano-Calabro die Errichtung einer albanesischen Lehrkanzel am königlichen Orientalischen Institute in Neapel verlangt, nachdem die im Jahre 1892 ins Leben gerufenen Kurse in S. Demetrio den Ansprüchen nicht genügen.

Noch am 18. Mai 1898 erklärte der damalige Minister für den öffentlichen Unterricht, Gallo, daß diesem Wunsche aus finanziellen Gründen nicht willfahrt werden könne.

Nachdem sich aber inzwischen sehr mächtige Einflüsse zu gunsten dieser Forderung der Italo-Albanesen geltend gemacht hatten, nahm die Regierung baldigst eine andere Haltung in dieser Frage ein, und schon im Schuljahre 1900/01 konnte diese wichtige Pflanzstätte albanischen geistigen Lebens eröffnet werden, welche seither ungemein viel zur Verdichtung der zwischen hüben und drüben gesponnenen Fäden beigetragen hat. Das Ministerium des Äußern kreierte 2 Stipendien und auch die uns nur allzu bekannte Gesellschaft »Dante Alighieri« warf ein Stipendium von 300 Lire für unbemittelte Studenten aus.

Ebenso erfolgreich waren die Italo-Albanesen bemüht, die Regierung zu veranlassen, das Colleggio Italo-Albanese di St. Adriano in S. Demetrio Corone, gewöhnlich »Italo-Greco« genannt, auf eine breitere Basis zu stellen und seine Pforten auch den Albanesen zu öffnen. Diese von Papst Klemens im Jahre 1733 behufs Ausbildung der nach Italien ausgewanderten Albanesen gegründete Schule sollte nach dem neuen Programme von der Regierung in die Lage versetzt werden, auch auswärtige Elemente aufzunehmen und eine Bildungsstätte der „Albanesen Albaniens" werden. Von dieser Umwandlung in ein „gewissermaßen internationales Institut" erwarteten die Italo-Albanesen, wie aus ihren zahlreichen an die Regierung gerichteten Promemorien hervorgeht, nicht bloß eine mächtige Förderung „der politischen und kulturellen Wiedergeburt des albanischen Volkes", sie sehen hierin vielmehr auch ein Mittel zur Befestigung der Wechselbeziehungen zwischen Italien und Albanien und bezeichnen dies als einen „ersten entschiedenen Schritt, um Italien in der Adria jenes Übergewicht zu sichern, welches ihm gebührt, und das es gemeinsam mit dem albanischen Volke auszuüben berufen ist." (Promemoria A. S. E. il signor Ministro di grazia e giustizie e dei culti, abgedruckt in Nr. X der »Nazione Albanese«, 1899.)

Nicht umsonst wiesen die Italo-Albanesen (Promemoria a. S. E. Finocchiaro Aprile, Ministro Guardasigilli, 1899) darauf hin, daß auf diese Weise eine Pflanzschule für die Heranbildung der in Albanien zu verwendenden Lehrer und Priester geschaffen würde, die ihrerseits wieder in hohem Maße dazu beitragen müßten, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Interessengemeinsamkeit mit Italien

in jenem Lande gepflegt und hochgehalten werde. Die italienische Regierung erfaßte die großen, aus einer solchen Umwandlung des Collegio Italo-Albanese zu gewärtigenden Vorteile und kam den geäußerten Wünschen entgegen, auch auf diese Weise eine neue Brücke über den Kanal von Otranto schlagend, auf welcher der italienische Einfluß nunmehr einen bequemen Weg ans jenseitige Ufer finden wird.

Welch großes Gewicht aber auch auf die Entfaltung regerer kommerzieller Beziehungen mit Albanien seit Beginn der neuen Ära in Italien gelegt wurde, dies lehren uns die zahlreichen Neugründungen von Konsulaten oder Vizekonsulaten, die Errichtung von Handelsagenturen und Postämtern, sowie die Einrichtung eines Postdienstes auf der Bojana, wofür anfangs seitens der Kriegsmarine der Dampfer „Poerio" zur Verfügung gestellt wurde. Diese, sowie noch viele andere Maßnahmen sind ein sprechender Beweis für das neuerwachte Interesse und für die werktätige Förderung, welche auch offizielle Kreise dem neuen Kurse zu teil werden ließen.

Aber auch die Italo-Albanesen waren während dieser Zeit nicht untätig, sie verdoppelten vielmehr ihre Anstrengungen, um den günstigen Wind mit vollen Segeln abzufangen und rascher ihrem Ziele, durch Italiens Unterstützung ein von der Türkei unabhängiges Großalbanien zu schaffen, entgegenzusteuern. Nachdem als Frucht des ersten Kongresses die »Società Nazionale Albanese« ins Leben gerufen worden war, fand in Lungro der zweite albanesische Sprachenkongreß statt, der das Statut der ebengenannten Vereinigung insoferne abänderte, als der Artikel X desselben, wonach dieser Verein und dessen Organe politischen Diskussionen und Zwecken ferne stehen sollten, eliminiert wurde. Im Jänner desselben Jahres begann man mit der Herausgabe eines ständigen Organes, der »Nazione Albanese«, die in Pellagorio erschien, und deren Haltung durch die Tatsache gekennzeichnet sein möge, daß die österreichischen Postämter in der Türkei sich genötigt sahen, dieses Blatt von der weiteren Verbreitung in Albanien auszuschließen und dessen Beförderung zu verweigern. Um die Propaganda in weitere Kreise dringen zu lassen, wurden im Laufe der Zeit zahlreiche Komitees und Vereinigungen an verschiedenen Orten Süditaliens ins Leben gerufen. So entstanden, von den zahllosen kleineren Vereinen ganz abgesehen, ein »Comitato politico Albanese« in Neapel und ein »Comitato Nazionale Albanese« in Rom (1900), von der römischen Tagespresse mit warmer Sympathie begrüßt. Ferner wird im Jahre 1902 die »Società Albanese« in Palermo sowie behufs engeren Zusammenschlusses aller sizilianischen Komitees die »Associazione degli Albanesi di Sicilia« gebildet, während zahlreiche weitere Kongresse (1901 und 1903 in Neapel) für erneuerte Aufrüttelung der öffentlichen Meinung und für stets neue politische Kundgebungen sorgten.

Denn daß die Italo-Albanesen sich längst nicht mehr bloß nationale, sondern weitgehende wirtschaftliche und politische Ziele gesteckt hatten, das wird auch von ihnen nicht mehr abzuleugnen versucht.

So erklärt der Aufruf, mit welchem im Jahre 1900 das neue römische Komitee in die Öffentlichkeit trat, ganz unumwunden, „daß auch wir uns auf das sehr gewagte Feld der Politik hinausbegeben haben".

So waren es die Italo-Albanesen, die bei der sattsam bekannten Prisrender Affäre das Feuer schürten, durch eine maßlose Agitation die Katholiken bewogen, nicht bloß gegen Österreich-Ungarn, sondern auch gegen den Vatikan Stellung zu nehmen, den Erzbischof Trosti in seiner renitenten Haltung gegen die Kurie bestärkten und ihm schließlich zum Siege gegen die zum Besten der Bevölkerung gehegten Absichten Österreichs und des Vatikans verhalfen.

Der Initiative der Italo-Albanesen sind auch zum Teil jene vergeblichen Versuche zur Schaffung einer diplomatischen Vertretung der Türkei beim Vatikan zuzuschreiben, durch welche das österreichische Protektorat über die Katholiken Albaniens überflüssig gemacht werden sollte.

Als keineswegs zur Realisierung des „nationalen" Programmes gehörig, muß man jene Schritte der »Società Nazionale Albanese« bezeichnen, welche auf die Gründung einer italienischen Gesellschaft zur Exploitierung der mächtigen Waldungen Albaniens* sowie auf die Bildung eines Konsortiums zum Bau einer Donau—Adria-Bahn abzielten.

Seit Jahrhunderten wird in Europa immer wieder um die wirtschaftliche Vorherrschaft am Balkan gekämpft, und auch heute noch, trotzdem immer neue Absatzgebiete dem europäischen Export erschlossen werden, ist die Türkei noch immer einer der besten, der zugänglichsten Märkte, um welche die Industriestaaten Europas in Wettbewerb treten können. So hat sich z. B. Deutschlands Handel mit der europäischen Türkei vom Jahre 1880 bis zum Jahre 1900 verzehnfacht, indem der Wert der dahin ausgeführten Waren von 8·5 auf 81·2 Millionen Francs gestiegen ist.

Die mitteleuropäischen Staaten, Österreich an der Spitze, sind nun in hohem Maße daran interessiert, daß am Balkan nicht eine Eisenbahnpolitik platzgreife, die dahin zielt, den Handel in eine neue Richtung zu drängen und den Verkehr von dem bisherigen von West nach Ost führenden Weg abzulenken. Umgekehrt sind alle jene, die ihre Rechnung darin finden würden, unsere kommerzielle und damit auch unsere politische Position am Balkan zu schwächen, eifrig daran, derartige Projekte zu favorisieren, als deren bedeutendstes ihnen eine kurze und direkte Schienenverbindung von der Donau bis zur Adria erscheint. Eine solche Bahn, deren mehrfache Trassenvarianten noch später Erwähnung finden sollen, wird, unter der Voraussetzung, daß sie sich nicht in österreichischen Händen befindet, und wir sohin nicht durch eine geeignete Tarifpolitik den Verkehr entsprechend regulieren können, als das sicherste Mittel bezeichnet, dem österreichisch-ungarischen Einflusse am Balkan eine

* Schon im Jahre 1898 hatte die »Società Nazionale Albanese« einen Abstockungsvertrag mit Waldeigentümern Albaniens abgeschlossen, der aber ebensowenig praktische Resultate im Gefolge hatte, wie die späteren Versuche, durch Vermittlung italienischer Kapitalisten auf diese Weise in Albanien festen Fuß zu fassen.

Schranke zu setzen. Dem türkischen, serbischen, bulgarischen, rumänischen und selbst dem russischen Handel soll nach Ansicht vieler Balkanpolitiker auf diese Weise ein neuer Weg nach dem westlichen Europa, besonders nach Italien, Frankreich und der Schweiz gewiesen werden können. Und in den genannten Kreisen hofft man, daß jene Staaten hiedurch so bedeutende Abnehmer für die landwirtschaftlichen Produkte des Balkans werden, daß die Balkanländer die wirtschaftliche Abhängigkeit von Zentraleuropa abstreifen würden. Hiefür wäre auch den Industrieartikeln der genannten westeuropäischen Staaten ein neuer, viel kürzerer und besserer Weg gebahnt! Die sanguinischen Hoffnungen, welche man an jenen Schienenweg knüpft würden wohl schwerlich jemals zur Gänze in Erfüllung gehen. Aber eines ist klar: eine derartige Bahn würde unsere Interessen aufs allerempfindlichste schädigen, denn sie bedeutet ein für allemal eine vor den Weg nach Saloniki gestellte Barrière, also vor einen Weg, den die Monarchie sich um jeden Preis freihalten muß, denn wie Loiseau sehr richtig bemerkt: »L'Autriche-Hongrie ne peut plus faire acte de vitalité que de ce coté là«. (L'Équilibre Adriatique«, 1901, Perrin, Paris).

Daß Saloniki einer großen Zukunft entgegengeht, und früher oder später, wenn nur einmal die Verwaltung dieses Landes eine andere geworden, und wenn die Bagdad-Bahn ihrer Vollendung entgegengehen wird, der bedeutendste Hafenplatz für den europäischen Handel nach dem Osten werden muß, dies wird allgemein anerkannt. Und ebenso sicher ist es, daß Österreich, welches immer mehr und mehr auf den östlichen Markt angewiesen sein wird, in gleichem Maße die baldige Fertigstellung einer Bahnverbindung durch das Sandschak über Mitrowitza nach Saloniki dringendst betreiben,| wie es eine Derivation des Balkanverkehres nach einem Hafen der südlichen Adriaküste unbedingt perhorreszieren müßte. Dies war auch all jenen klar, welche derartige Projekte zu fördern suchten.

So äußerte sich der serbische Ministerpräsident Dr. Vladan Georgewitsch in seinem Vortrage an die Könige Alexander und Milan in folgender Weise über diese Frage:

„Nachdem die Türkei keine Möglichkeit besitzt, die Tarifsätze auf der Linie Saloniki—serbische Grenze herabzusetzen, weil die Gesellschaft für die Exploitation der orientalischen Bahnen in der Tariffrage unabhängig ist, so ist dadurch die volkswirtschaftliche Abhängigkeit Serbiens von Österreich und Zentraleuropa um so schwerer. Um in den Grenzen des Möglichen uns von dieser wirtschaftlichen Abhängigkeit zu befreien, müssen wir von der Türkei verlangen: eine Linie von Mitrowitza über Prisrend und Skutari D'Albanie bis zum Hafen von San-Giovanni di Medua, und ebenso einen Zweig bis zu unserer Grenze, zur Verbindung mit unserer projektierten Linie Kladowo—Nisch—Kurschumlijo. Ich denke, es wird mir nicht schwer fallen, den Sultan zu überzeugen, daß die Türkei erst dann der tatsächliche Herr von Albanien werden kann, wenn sie diese 250 *km* lange Bahn ausgebaut haben wird, denn ohne diese Bahn wird die politische Anarchie in

Albanien auch weiter dauern, weil die Pforte ohne diese Bahn nie im stande ist, genug Truppen in diese Provinz zu werfen. Es ist sicher, daß wir in dieser Frage auf eine starke Opposition Österreich-Ungarns stoßen werden, weil diese Linie, welche aus dem südlichen Rußland über Rumänien, Serbien und die Türkei bis zum Adriatischen Meere reichen würde, den wirtschaftlichen und strategischen Interessen von Österreich-Ungarn entgegenlaufen würde. Aber ich denke, wir könnten bei der Pforte für diese Linie die Unterstützung von Rußland, Italien und vielleicht auch Frankreich gewinnen."

Damals trat König Milan diesen Absichten entgegen, die er als undurchführbar bezeichnete, und deren Entstehen er in letzter Linie auf die „russische Hypnose" zurückführte, die so stark sei, daß das serbische Volk „selbst in wirtschaftlichen Fragen die Rettung aus Rußland erwarte". („Das Ende der Obrenovitsch", von Dr. Vladan Georgevitsch. Leipzig, 1905.)

Immer wieder aber tauchte dieses Projekt auf, von diversen politischen Schriftstellern oder auch von Staatsmännern aufgegriffen, in verschiedenen Varianten zwar — aber stets doch mit dem einen, allen Vorschlägen gemeinsamen Ziel: Österreich-Ungarn in schwerwiegender Weise zu schädigen.

So haben auch die Italo-Albanesen einer Adria-Donaubahn das Wort geredet und für diese die Route Valona—Prilip—(Monastir)—Gradasko—(Konstantinopel) in Vorschlag gebracht.

Diese Trasse würde die alte Via Egnatia wieder aufleben lassen, welche die Römer erbauten und die lange Zeit hindurch als wichtige Verkehrsader nach dem Osten gedient hatte. Heute aber würde diese „italo-türkische" Bahn ohne Zweifel den Balkanverkehr in namhafter Weise ablenken, und wenn sie auch nicht jene weitgehende Beeinflussung des internationalen Verkehres, welche die Proponenten erwarten, mit sich brächte, so ist es dafür um so sicherer, daß jeder Vorteil, den der Westen aus ihr zöge, ausschließlich auf Kosten unserer Interessen erwüchse.

Bisnun ist es den Italo-Albanesen trotz aller Bemühungen nicht gelungen, dieses Projekt aus dem Bereiche der Phantasie in jenen realer Wirklichkeit zu versetzen. Die Schwierigkeiten politischer, finanzieller und technischer Natur sind zu große, als daß sich jemand hätte finden können, der ihnen zu begegnen den Mut besitzt, und die in dieser Richtung unternommenen Schritte eines italienischen Syndikates unter Führung der Società Generale di Credito Mobiliare Italiano sind bis jetzt nicht über allgemeine Studien dieses Projektes hinaus gediehen. Statt dessen ist es aber den Italienern gelungen, anderwärts den Keim für eine Balkanbahn zu legen.

Während in Österreich nämlich über den Ausbau des Hafens von Antivari und den Bau einer Bahn Spizza—(Solothurn)—Vir-Bazar deliberiert wurde, während wir zwar erkannten, daß wir nur dann für alle Eventualitäten der Zukunft gerüstet sein werden, wenn wir rechtzeitig die Hand auf diesen Verkehrsweg legen, wir uns aber wieder einmal nicht entschließen konnten — zu handeln,

haben andere vielleicht weniger „erwogen“ — sind uns aber rasch entschlossen zuvorgekommen. Man sagte sich, daß die Möglichkeit, eine nicht in österreichischen Händen befindliche slawolateinische Bahn mit dem Ausgangspunkte Antivari oder Dulcigno zu bauen, ein für allemal entschwinde, wenn das österreichische Projekt Spizza—Vir-Bazar verwirklicht würde. Es bildete sich in Venedig ein Konsortium ,mit dem einstigen Marineoffizier Conte Foscari und dem Abgeordneten Paganini an der Spitze, welches sich den Bau einer Bahn Antivari—Podgoritza—Nikšic sowie die Herstellung von Hafenanlagen in Antivari zur Aufgabe stellte. Die montenegrinische Regierung zögerte nicht lange dem erwähnten Syndikat die Konzessionen zur Ausführung dieser Bauten und zum Betriebe des Hafens sowie der Bahn zu erteilen; es sollen auch bereits erfolgreiche Verhandlungen wegen Übernahme einer 5prozentigen Zinsengarantie seitens Montenegros geführt worden sein.

Am 23. März 1905 wurde in feierlicher Weise der Grundstein zu den Hafenarbeiten gelegt; seither ist als Vorarbeit die Regulierung eines bei Pristanj in den Hafen einmündenden Wildbaches mit einem Aufwande von etwa 100.000 K durchgeführt worden.

Der Bahnbau wurde bis jetzt noch nicht in Angriff genommen und kann auch wohl ohne unsere Zustimmung nicht begonnen werden.

Artikel 29 des Berliner Vertrags, in welchem das Fürstentum Montenegro als unabhängiger Staat anerkannt und die Abtretung Antivaris an Montenegro ausgesprochen wird, bestimmt nämlich: »Le Monténégro devra s’entendre avec l’Autriche-Hongrie sur le droit de construire et d’entretenir à travers le nouveau territoire monténégrin une route et un chemin de fer.« („Der Friede von Berlin und die Protokolle des Berliner Kongresses“. Authentischer Text. Leipzig, 1878.)

Ob die montenegrinische Regierung bereits Schritte unternommen hat, um dieses Einvernehmen herzustellen, dies entzieht sich bis heute der allgemeinen Kenntnis.

Eines dürfte aber allen klar sein: daß wir gegenwärtig um keinen Preis die Zustimmung zu diesem Bahnbaue geben dürfen, daß es ein unverzeihlicher Fehler wäre, wenn wir uns durch die Zusicherung, der Schienenstrang werde bloß bis Skutari geführt werden, in Sicherheit wiegen ließen. Und wenn diese Bahn auch noch so kurz wäre: der Augenblick, in dem mit fremden Kapitalien, unter fremder Patronanz ein Schienenweg von Antivari landeinwärts dringt — dieser Augenblick bildet den Anfang einer neuen Balkanära, in welcher ohne uns oder gegen uns über die weiteren wirtschaftlichen und politischen Geschicke dieser Länder entschieden werden wird.

So wie das Samenkorn, welches, wenn es einmal Wurzeln gefaßt, von selbst wächst und in die Halme schießt und Ähren trägt, so wird sich einem noch so kurzen Bahntorso von selbst Kilometer an Kilometer anreihen, der Schienenstrang wird sich dehnen und strecken, immer tiefer ins Innere, und die Früchte, die er tragen wird, sie werden uns gar teuer zu stehen kommen.

Die Macht der Verhältnisse wird mit zwingender Gewalt eine anfangs nicht bedeutende Verkehrsader in eine wichtige Arterie umwandeln . . . . und bei uns wird die Verkalkung beginnen!

Französische, rumänische und italienische Staatsmänner und Schriftsteller — von den Balkanpolitikern gar nicht zu sprechen — sie alle anerkennen einstimmig und ausnahmslos, welch ungeheure Umwälzung durch eine solche Verkehrspolitik am Balkan gezeitigt würde, und welche Folgen sie für Österreich-Ungarn mit sich brächte. Sollten gerade wir allein uns dieser Erkenntnis verschließen? Und sollen wir uns vielleicht mit dem Bewußtsein des uns im Berliner Vertrage gesicherten Vetorechtes beruhigen? Gewiß nicht! Es können Verhältnisse und Ereignisse eintreten, welche uns in die Unmöglichkeit versetzen, von dem uns im Berliner Frieden eingeräumten Befugnisse Gebrauch zu machen, und daß, trotz der klaren Bestimmungen des Artikels 29, die montenegrinische Regierung dennoch mit einem italienischen Konsortium in Unterhandlungen wegen dieses Bahnbaues getreten ist, dies allein zeigt schon, daß man im Auslande mit der ebenerwähnten Möglichkeit rechnet.

Aus diesem Grunde wäre es dringend geboten, selbst zu handeln, selbst das Heft in die Hand zu nehmen und mit österreichischem Kapital eine Bahn zu bauen, die — in österreichischem Betrieb befindlich — uns zumindest die Gewähr geben wird, daß sie nicht andern zu strategischen Zwecken dienen, und daß ihre Tarifpolitik nicht eine solche sein wird, fremden Handel auf Kosten unseres Verkehrs zu fördern und den Schwerpunkt der wirtschaftlichen Interessen zu unseren Ungunsten zu verschieben.

Das frühergenannte venezianische Konsortium hat überdies auch auf einem rascher und leichter gangbaren Weg dem italienischen Einflusse Zutritt auf den Balkan verschafft, indem es sich von der montenegrinischen Regierung die Exploitierung des Tabakmonopols konzessionieren ließ. Mit großem Nachdrucke unterstützte die italienische Regierung die auf Schaffung des Tabakmonopols in Montenegro und auf Überlassung desselben an das venezianische Konsortium abzielenden Bestrebungen. Eine größere Anzahl technischer Beamten des königlich italienischen Finanzministeriums wurde angewiesen, die ersten Versuche zu rationeller Bewirtschaftung der Tabakanpflanzungen in Montenegro zu leiten, und bald konnte die Unternehmung ins Leben treten, von der auch italienische Schriftsteller wie Vico Mantegazza zugeben, daß sie „einen politischen Charakter, zumindest eine große politische Bedeutung habe" und deren Gründung „als erster Schritt angesehen werden müsse, in diesen Gegenden wenigstens teilweise jene Position wieder zu gewinnen, welche Venedig einstmals innehatte". In Montenegro selbst machte sich anfangs eine gewisse Feindseligkeit gegen das Tabakmonopol geltend, doch scheint sie bereits in Abnahme begriffen zu sein — obwohl die Bevölkerung sehr geringe Vorteile daraus zieht — um nicht zu sagen, daß sie nur die Lasten trägt. Denn nicht bloß die leitenden Organe der genannten Gesellschaft, nicht bloß die meisten Beamten der Zentrale in Podgoritza (welchem seiner Nähe zu Albanien

wegen eine besondere politische Bedeutung zukommt) und der verschiedenen Direktionen — selbst eine große Zahl der Arbeiter sind Italiener.

Um diesem dem Montenegriner wenig sympathischen Zustand wenigstens nach außen hin die gehässige Spitze zu nehmen, wurde bestimmt, daß den Beamten sofort das montenegrinische Staatsbürgerrecht verliehen werde, und daß ihnen nicht erst wenn die gesamte Unternehmung in die Hände des montenegrinischen Staates übergehen werde — was in 15 Jahren der Fall sein wird — sondern schon gegenwärtig der Charakter montenegrinischer Staatsbeamten zukommen solle. Dies wird natürlich nicht hindern, daß diese Beamten zu Pionieren italienischen Einflusses am Balkan werden . . . .

Auch die Errichtung einer Marconi-Station in Antivari, welche mit jener in Bari zu verkehren bestimmt ist, deutet darauf hin, daß manche Kreise Italiens auf alle Weise bestrebt sind, die Adria zu überbrücken,* die Küste des Ostens mit der eigenen zu verknüpfen und zu verbinden — nicht bloß durch Schiffahrts- und durch Postverträge, sondern auch durch die unsichtbaren Wellen der drahtlosen Telegraphie. Sowie auch das Fluidum einer ostentativ zur Schau getragenen Sympathie den Osten und den Westen einander nahebringen sollte.

Hiebei wurden aber manche italienische Politiker und zahlreiche Schriftsteller doch etwas zu deutlich — allzu ungeschminkt wurde das Ziel dieser so urplötzlich erwachten Sympathie verkündet, und schon beginnt bei einzelnen Italo-Albanesen die bange Sorge sich zu regen, daß das so mühsam geweckte und dann so freudig begrüßte italienische Interesse an der albanesischen Sache — — — vielleicht doch besser nicht hätte wachgerufen werden sollen.

Die Geister, die sie riefen, die werden sie nicht los, und es dämmert so manchem unter denen, welche ein unabhängiges Großalbanien, niemals aber ein italienisches Albanien wünschten, daß jene Organe recht hatten, welche die italo-albanesische Aktion nicht guthießen.

Ungehört waren Jahre hindurch die Warnungen des in London erscheinenden Organes »Albania« verhallt, welches die Albanesen stets daran erinnerte, daß ihre wahren Freunde doch immer wieder in Österreich-Ungarn zu finden seien, und welches die Uneigennützigkeit gewisser adriatischer Sympathien und Bestrebungen nicht oft genug in Zweifel ziehen konnte. Heute erheben sich aber unter den Italo-Albanesen selbst schon gewichtige Stimmen in diesem Sinne, von denen hier nur eine Aufnahme finden möge, jene des Leiters der gesamten Bewegung, Anselmo Lorecchio, welcher selbst durch viele Jahre unermüdlich tätig war, die Aufmerksamkeit der italienischen Öffentlichkeit auf Albanien zu lenken und die Unterstützung Italiens für das Programm der Italo-Albanesen zu gewinnen. In seiner letzterschienenen Publikation »Il Pensiero Politico Albanese« beklagt sich Lorecchio

* Im April 1905 brachte der Minister Morelli-Gualticcotti einen Gesetzentwurf, betreffend die Errichtung radiotelegraphischer Stationen an der albanischen Küste, sowie einen weiteren Entwurf, zwecks Vermehrung der Schiffahrtsverbindungen mit Albanien und Montenegro ein.

darüber, daß die Italiener von den beiden programmatischen Forderungen der Italo-Albanesen bloß die eine annahmen, welche besagt: »L'Adriatico è mare italiano ed albanese« — „um schließlich sogar bloß den ersten Teil dieser Formel zu akzeptieren, d. h. jenen Teil, welcher besagt, daß die Adria ein italienisches Meer sei. Auf diese Weise wurde schließlich die albanesische Frage zu einem Vorwand und einem Deckmantel für die Rivalität zwischen Italien und Österreich-Ungarn in der Adria." Und die Italiener „mit ihrer Manie der Gründung von Schulen, von neuen Konsulaten, von neuen Handelsagenturen in Albanien" hätten es dazu gebracht, „daß in Albanien nicht bloß gegen Italien, sondern auch gegen die Albanesen der Kolonien ein Mißtrauen Platz griff" und die Albanesen schließlich zu glauben geneigt waren, „daß die Italiener in Albanien einfach eine italienische Provinz erblicken." So sei die italienische Aktion in Albanien in Mißkredit geraten und habe nicht jene Früchte tragen können, welche man mit vollem Rechte von ihr erwartete.

Wie aus diesen Auslassungen hervorgeht, erblicken nunmehr selbst solche Personen, welche ihre Lebensaufgabe darin suchten, die öffentliche Meinung Italiens für die Sache der Albanesen zu gewinnen, in dem vielleicht etwas zu weitgehenden „Interesse" einzelner italienischer Kreise — wenn auch noch nicht eine ernste Gefahr, so doch gewiß schon ein Moment der Beunruhigung für Albanien, als könnte das Programm „Albanien den Albanesen" von Italien aus eine Störung erfahren. Und schon werden jene Mittel, zu deren Anwendung die Italo-Albanesen selbst drängten und welche die gegenseitige Annäherung bezweckten, von ihnen zum Teil perhorresziert, weil die Albanesen finden, daß dieses Sichnäherkommen doch etwas zu einseitig erfolge, und sie ein ungewisses, banges Gefühl nicht mehr ganz zu unterdrücken vermögen, es könne diese Annäherung zu einer erdrückenden Umklammerung ausarten. Es wäre unsere Aufgabe, diesen psychologisch bedeutungsvollen Moment zu benützen.

Mag auch das Nationalgefühl bloß künstlich nach Albanien hereingetragen worden sein, und mag auch Degrand, welcher viele Jahre als französischer Konsul in diesen Gebieten zugebracht, im Rechte sein, wenn er sagt, daß alles, was man über das Erwachen des albanesischen Patriotismus spricht und schreibt, zu großem Teile Phantasiegebilde sei (»Souvenirs de la haute Albanie«, Paris 1901), so dürfen wir uns doch nicht der Erkenntnis verschließen, daß der Keim zur allmählichen Entwicklung des Nationalitätsbewußtseins nun einmal gelegt ist. Und diesen Umstand sollten wir nicht gänzlich ignorieren.

Ohne in die Fehler anderer zu verfallen, könnten wir das im Erwachen begriffene Nationalitätsgefühl mit zarter Hand pflegen. Ohne zu vergessen, daß wir nach wie vor dem Albanesen den weitaus größten Dienst durch die Pflege und den Schutz seines Glaubens erweisen, wäre unserseits doch auch der Nationalidee eine gewisse Aufmerksamkeit zu schenken.

Nicht etwa, daß wir, wie andere, eine nationale und politische Agitation betreiben wollen, um neue Leidenschaften in dieser unruhigen Bevölkerung zu wecken.

Nur dort, wo das nationale Bewußtsein bereits erwacht ist, sollten wir es schonendst behandeln, ihm nirgends entgegentreten, und in keiner Schule dürfte mehr das Italienische als Unterrichtssprache beibehalten werden, weil darin tatsächlich eine auch uns nur Schaden bringende Nichtachtung albanischer Eigenart liegt.

In Frankreichs Budget finden wir eine Post von rund 3,000.000 Francs für die Schulen im Orient, und die »Société pour la propagation de la foi« verausgabt etwa 6,000.000 für ähnliche Zwecke. Auch wir sollten mit den Mitteln nicht kargen, um die religiöse Erziehung bis in die entlegenste Berghütte zu tragen, um das kulturelle Niveau dieser Bevölkerung allmählich zu heben.

Unsere Priester und Lehrer sollten aber auch allüberall etwaige nationale Empfindlichkeiten schonen, und damit dies möglich sei, müßten in Österreich mehrere Lehrkurse der albanischen Sprache geschaffen werden und die von uns nach Albanien entsendeten Lehrkräfte dürften dem Albanesen in keiner anderen als seiner Muttersprache Unterricht erteilen.

Das wichtigste von allem wäre jedoch, daß wir in erhöhter Weise unsere Aufmerksamkeit der Besserung der wirtschaftlichen Lage dieser armen Bevölkerung zuwenden.

Der Albanese ist zu arm und steht noch auf viel zu tiefer Entwicklungsstufe, als daß er sich mit eigenen Mitteln und aus eigener Kraft emporschwingen und sich den im Lande unleugbar schlummernden Reichtum zu nutze machen könnte. Allmählich den Wohlstand zu heben, die unglaublich primitive Art agrikoler Bewirtschaftung durch praktische Unterweisung, durch Anschaffung moderner Ackergeräte und sonstigen wirtschaftlichen Inventars zu verbessern, in geeigneter Weise die Absatz- und Transportbedingungen der Bodenprodukte günstiger zu gestalten, dies alles wären Maßnahmen, welche uns die Dankbarkeit Albaniens sichern und unseren Ruf als Kulturträger des Balkans bestätigen würden.

Und je mehr sich dort die Sympathien für Österreich-Ungarn vertiefen, je mehr auch das wirtschaftliche Band, welches Albanien mit Österreich verknüpft, gekräftigt wird, um so sicherer und beruhigter können wir der zukünftigen Entwicklung dieses Teiles der Balkanfrage entgegensehen, und um so bestimmter können wir damit rechnen, daß diese und die angrenzenden Balkangebiete kommerziell in jene Einflußsphäre gelangen, in welche sie seit der Okkupation Bosniens und der Herzegowina auch gehören.

Dann erst, wenn dies geschehen, wird die Aktion des Jahres 1878 den ihr zu grunde liegenden Endzweck, uns die kommerzielle Vorherrschaft bis nach Saloniki zu sichern, auch erreicht haben — dann erst werden wir uns der Beruhigung erfreuen, daß die von uns gezogenen Früchte nicht andern mühelos in den Schoß fallen!

Das Interesse für wirtschaftliche Fragen.

Von Eugen Schwiedland.

Das Interesse für wirtschaftliche Fragen wächst in unseren Tagen in raschem Maße. Diese Erscheinung hat ihren Grund darin, daß die Lehren der Geschichte wie die Erfahrungen des Lebens die Bedeutung der wirtschaftlichen Vorgänge für den Aufschwung und Niedergang der Völker allgemein zum Bewußtsein gebracht haben.

Mehrere Umstände haben diese Erkenntnis geweckt. Zunächst drängt sich die gegenseitige Abhängigkeit der Menschen und ihres wirtschaftlichen Wohles und Wehes jedem auf: „wo das Dampfschiff die Wellen durchfurcht, die Eisenbahn Täler überbrückt und Gebirge durchsticht, wo Nachrichten am Telegraphendraht mit Blitzesschnelle durch ganze Länder fliegen, da vergrößert sich auch die gegenseitige Abhängigkeit. Nunmehr können einzelne Gegenden ihre eigentümlichen wirtschaftlichen Vorzüge in Großbetrieben ausbeuten; dadurch werden andere ihrer Schwäche mehr und mehr bewußt und müssen um ihren wirtschaftlichen Bestand ringen."* Ein zweiter Faktor, der das Interesse an wirtschaftlichen Fragen wecken mußte, ist das unaufhaltsame Anwachsen der Aufgaben und damit auch der Ausgaben des Staates wie der Gemeinden, welches bedingt wird durch die Zunahme der Bevölkerung und der Kultur, die Mehrung der militärischen, ökonomischen und sonstigen Verwaltungsaufgaben und die Verschärfung der sozialen Gegensätze. Die Deckung dieses Bedarfes bietet aber dem Staate nur eine gedeihende Volkswirtschaft. In der großen Staatspolitik endlich machte sich die Stärke der reichen Nationen immer fühlbar.

Mit dem Nachdenken über den Reichtum als Ursache dieser Macht erwuchs denn auch seit drei Jahrhunderten allgemach die literarische Erörterung der wirtschaftlichen Verhältnisse und Zusammenhänge, entstand langsam die Volkswirtschaftslehre: die Lehre vom wirtschaftlichen Leben der Völker. Gegenwärtig gewinnt die Behandlung der einschlägigen Vorgänge in Wort und Schrift immer mehr Raum und an den Hochschulen füllen sich die Hörsäle der Nationalökonomen.

Immerhin ist die wirtschaftliche Ausrüstung der einzelnen Völker auch heute verschiedenartiger als je; primitive und technisch hochentwickelte Völker teilen die Erde. „Hier fällt unter der Gunst eines milden Himmels einer Bevölkerung der Lebensunterhalt sozusagen von selbst zu: sie nimmt ihn hin, ohne sich anzustrengen, und Zufriedenheit, Trägheit und Stillstand sind ihr Los, bis eines Tages . . das Stilleben durch den Einbruch tatkräftiger Fremdlinge gestört wird, welche Beute suchen, sei es auf dem Wege des Krieges und der Unterjochung, sei es auf dem des Verkehres und der gleichberechtigten Niederlassung. Dort ringt ein anderer Stamm in unaufhörlichem Kampfe mit der widerstrebenden Natur, ohne ihr jemals mehr abzugewinnen, als was notdürftig hinreicht, um seine Existenz in der alten Roheit fortzusetzen. Kaum daß hie und da ein seltener Glücksfall eine kurze Schwel-

* H. v. Mangoldt, „Volkswirtschaftslehre", 1868, S. 3.

gerei gestattet, in welcher man auf Augenblicke Not und Gefahr vergißt ... Wieder ein anderes Volk kennt die üppigsten und feinsten Reize des Lebens; was die entferntesten Teile der Welt zu bieten vermögen, was der feinste Geschmack, die seltenste Kunst, die vollendetste Technik zu leisten im stande sind, findet sich bei ihm vereinigt; aber alle diese Herrlichkeit wohnt nur in den wenigen Palästen, kommt nur einzelnen vom Glück Auserwählten zu gute. Daneben vegetiert eine stumpfe Masse, schlecht genährt, dürftig gekleidet, mangelhaft beherbergt, oft genug in Hunger und Kummer und doch, wenn auch von stillem Haß erfüllt, die Möglichkeit eines besseren Zustandes kaum ahnend."*

So verschieden sind die wirtschaftlichen Zustände der Völker — verschieden, aber auch wandelbar. Versteht ein Volk im Vergleich zu anderen höheren Reichtum zu erlangen und zu erhalten, so wird es durch die Entwicklung auch kulturell und politisch emporgehoben, während jene in den Wogen der Geschichte vergehen. So trat im XIV. und XV. Jahrhundert Italien an die Spitze der Welt. Das kam folgendermaßen:** In Unteritalien im allgemeinen, dann in einzelnen Seestädten und im Organismus der römischen Kirche waren Reste römischer Verwaltung und römischen Rechtes erhalten. Jene Verwaltung war stramm von einem Mittelpunkte aus geleitet, jenes Recht dem Tausch-, Kauf-, Miet- und sonstigen wirtschaftlichen Verkehr angepaßt. Im Gefolge der Kreuzzüge erstand alsdann der Handel Italiens mit den asiatischen Gestaden. Venezianer, Pisaner, Genueser errichteten starke Handelsniederlassungen in Kleinasien, sammelten dort die Kostbarkeiten Indiens: Farbstoffe, Baumwolle, Seide, Teppiche, Kamelwolle, kunstreiche Gefäße, Glaswaren, namentlich aber indische Spezereien, und verführten diese Erzeugnisse sowie südliche Früchte: Zitronen, Orangen, Mandeln, Feigen, Öl, Wein, ferner aus Rohr gewonnenen Zucker, den man bis 1600 lotweise teuer kaufte; Westeuropa dagegen lieferte dem Osten grobe Stoffe zur Kleidung, namentlich Tuch, dann Waffen und Getreide, Gold und Silber.

Die Folge dieses Handels war die Bereicherung seiner Träger; daher gewinnt mit seiner zunehmenden Bedeutung das Bürgertum neben den Grundherren Einfluß. Die Städte erringen Selbstregierung; auf dem Lande wird die feudale Obrigkeit schrittweise durch Behörden ersetzt, in denen dazu vorgebildete Beamte des Amtes walten; zugleich tritt das römische Recht, das dem entwickelteren Verkehr entsprach, wieder in Geltung. Gestützt durch das Überwiegen der kirchlichen Macht und getragen vom wirtschaftlichen Aufschwung, wird nun Italien zum Mittelpunkt des europäischen Staatensystems; es ist das reiche und wird infolgedessen das mächtige und angesehene, das politisch und kulturell vorherrschende Land, ein Vorbild für die anderen Staaten.

Allein schon haben Ferdinand von Aragon und Isabel von Kastilien, »los reyes catholicós«, das katholische Königspaar, in Spanien die Vertreibung der

* Mangoldt, S. 11—13.

** Über das Nächstfolgende vgl. Brentano, „Über eine künftige Handelspolitik des Deutschen Reiches"; Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, 1885.

Mauren zu Ende geführt; Granada fällt 1492; mit Hilfe der in den Cortes vertretenen Städte unterwerfen sie den feudalen Adel und begründen einen absoluten Fürstenstaat, der auf stehenden Heeren und einer Verwaltung von Beamten beruht. Durch die Reichtümer der Niederlande unabhängig, bricht dann Karl V. auch die Macht der Städte.* Diese politische Wandlung begleiten wichtige Änderungen im Weltverkehr. 1487 wird das Kap der guten Hoffnung von Diaz umfahren; Vasco de Gama gelingt 1498 die Auffindung des Seeweges nach Ostindien, und die erste portugiesische Flotte landet in Kalikuta. Dem Weg um das Kap folgen nun die Handelsschiffe, indes die Türken mit der Eroberung Ägyptens im Jahre 1517 den Landweg nach Indien völlig verlegen. Diese Ereignisse geben der geographischen Lage **Spaniens** eine Bedeutung, die es durch wirtschaftliche Maßnahmen stärkt. Schon im Jahre 1500 erließ Ferdinand energische Schiffahrtsgesetze: Frachtgüter durften aus Spanien nur auf spanischen Schiffen verfrachtet werden, solange solche zur Verfügung waren; heimische Schiffe durften nicht an Fremde verkauft werden; Fahrzeuge von großem Tonnengehalt erhielten Prämien, solche weiter Fahrt besondere Vorrechte.

Der Atlantische Ozean ist nun der Weg nach Indien wie nach Amerika; die atlantische Küste wird damit der Mittelpunkt des wirtschaftlichen und des politischen Lebens; das Mittelmeer dagegen verödet. „Naturgemäß fällt die Vormacht nunmehr den Bewohnern der pyrenäischen Halbinsel zu", die zugleich reiche Schätze an Gold und Silber aus der Neuen Welt beziehen. **Spanien** steht im XVI. und XVII. Jahrhundert an der Spitze der Welt: kriegerischer Ruhm, Reichtum, nationales Hochgefühl in Poesie und Kunst zeichnen es aus; seine Kultur erringt den ersten Platz und seine Einrichtungen: seine Heeresverfassung als Fußvolk, die Fideikommisse, sein Streben nach Kolonien und deren monopolitische Ausnützung werden von anderen Völkern nachgeahmt.

Im XVII. Jahrhundert tritt indes wieder ein Umschwung ein. **Holland** erkämpft sich Freiheit von spanischer Herrschaft 1566—1600. Friede wurde freilich erst nach 80jährigem Kriege 1648. Die Niederlande werden als Republik anerkannt, behalten ihre Eroberungen an fremden Kolonien, erlangen Handelsfreiheit in allen spanischen Häfen und bringen bald einen Teil des hanseatischen Handels an sich. Holland verfügt nun über drei Fünftel aller Schiffe Europas, gelangt in der Industrie zu großer Bedeutung, und seine Landwirtschaft gilt als vorbildlich. Dadurch wird es alsbald zum kapitalreichsten Land und erscheint infolgedessen als der Träger der zeitgenössischen Kultur, als der Brennpunkt des geistigen und künstlerischen Lebens. Und wie Italien gesunken, verfällt nunmehr unaufhaltsam Spanien, das seinen Reichtum nicht fruchtbar zu machen verstand.

Indes auch Holland erwächst ein Mitbewerber in **Frankreich**, als der große Minister Ludwigs XIV., Colbert, dessen Wirtschaftsleben durch energische Förderung der Industrie und der Schiffahrt regeneriert. Beide Länder werden aber bald von

* **Brentano**, S. 7.

England überholt, das schon die spanische Armada 1588 vernichtet hat, die holländische Schiffahrt 1654 unterdrückt und der Flotte Frankreichs 1805 bei Trafalgar den Untergang bereitet.

Im XVII. Jahrhundert hatte Cromwell nach älteren Vorbildern harte Navigationsakte erlassen, welche die englische Schiffahrt stärkten und ihre Oberherrschaft zur See mitbegründeten. Glückliche Kriege breiteten den englischen Kolonialbesitz in Nordamerika erheblich aus. Und als am Ende des XVIII. Jahrhunderts der beste Teil dieses Besitzes abfiel, behielt doch England sein Handelsmonopol, das es durch seine kluge Wirtschaftspolitik begründet hatte. Dieser Handel Großbritanniens bahnte auch für die Produkte seiner seit 1760 entwickelten Großindustrie den Weg in alle Teile der Welt. Und nachdem England gegen die Mitte des XIX. Jahrhunderts zur Entfaltung seiner Industrie die Kornzölle abgeschafft, war es sein Bestreben, zur Sicherung seines Absatzes an Industrieerzeugnissen die anderen Völker — die noch keine Industrie besaßen — zur Annahme des Freihandels zu bestimmen. Staatsmänner, Philosophen und Professoren verkündeten die Handelsfreiheit von Land zu Land als das vorteilhafteste Prinzip; ein Dichter, Grillparzer, hat klarer gesehen und das Wort geprägt von den „englischen Vettern":

„Ihr schwärmt entzückt, mit verklärten Blicken,
Für die Freiheit der Länder — die ohne Fabriken."

Die Möglichkeit, Fabrikate in diese Länder zollfrei oder unter nur mäßiger Belastung einzuführen, brachte England unendliche Profite, und mit der Erhöhung seines Reichtums wird nun die englische Volkswirtschaft der Gegenstand allgemeiner Nachahmung, wird englische Art bis auf den heutigen Tag als die beste gepriesen.

Zwei Rivalen erwachsen ihm allmählich: in dem 1870 geeinten Reiche, das seine Industrie durch unverdrossene Arbeit und Wagemut zu ungeahnter Entwicklung bringt, und viel mehr noch in Nordamerika, dessen überragende Stärke dank unvergleichlichen natürlichen Reichtümern, einer beispiellosen Unternehmungskraft und einer tatkräftigen, zielbewußten Wirtschaftspolitik mehr und mehr geltend wird.

Deutschlands Industrie und Handel hat im letzten Jahrzehnt eine derartige Kräftigung erfahren, daß die Auswanderung, welche noch 1882 über 200.000 Köpfe betrug, seit 1897 auf 24.000 Seelen und darunter sinkt und damit einem Überschuß der Rück- und Einwanderung weicht.

Große Bedeutung hatte auch die Besiedlung und Erschließung weiter überseeischer Gebiete. Ursprünglich beuteten die Seemächte ihre Kolonien, nach spanischem Muster, unter Ausschluß der Fremden, aus — ein Prinzip, das zur Losreißung der Kolonien vom Mutterlande drängte; die Besitznahme von Amerika, von Australien und jetzt von Afrika durch europäische Kolonisten führte jedoch zu fruchtbarer Arbeit. Die Millionen Europamüder brachten den fremden Weltteilen ihre Kultur, produzierten ungeahnte Mengen von Lebensmitteln und Rohstoffen, die ihren Weg nach Europa suchten. „Vor reichlich einem Jahrhundert kam es vor,

daß man sich in Baltimore bei andauerndem Westwind vor einer Hungersnot sorgte, weil die Schiffe mit Mehl aus Europa ausblieben. Inzwischen sind die Vereinigten Staaten das Land der größten Ausfuhr der Welt von Brotkorn, Mais, Fleisch, Speck und Schmalz geworden. Die Bodenschätze an Petroleum, Kupfer, Kohlen, Eisen sind entdeckt und Amerika schickt sich gar an, Europa mit Eisen und Stahl und sogar mit Steinkohlen auszuhelfen."*

Eine starre Schutzpolitik hat dort die Kräfte der Industrie entfaltet, welche, auf ihre riesenhaften Vereinigungen, die Trusts, gestützt, die industrielle Eroberung des Auslandes beginnt. In einer Rasse, die sich aus naturgemäß energischen Auswanderern gebildet, fand das Bestreben nach wirtschaftlicher Macht in Nordamerika unbehindert von jeder Tradition seinen höchsten Ausdruck.

Der moderne Weltverkehr, welcher die gegenseitige Abhängigkeit der ganzen Welt von jedem ihrer Teile begründet, veranlaßt den Übergang vom hölzernen Schiff zum eisernen, vom Segler zum Dampfer. Zur starken Auswanderung kommt eine Rückwanderung und ein sonstiger großer Passagier- und Luxusverkehr.

Die größte Seemacht ist aber noch bei England. Dieses trachtet nun, seine wirtschaftliche Stellung zu wahren, indem es das Absatzgebiet in seinen Kolonien für seine eigene Industrie sichert. Einen energischen Vorstoß nach dieser Richtung streben die Chamberlainschen Pläne eines einheitlichen Zollverbandes Englands und seiner Kolonien an. Jedenfalls spricht das Gefühl der eigenen Kraft aus der ständigen Expansionspolitik dieses Inselvolkes.**

Im Osten war eine ungeheuer ausgedehnte Landmacht, Rußland, bestrebt, Asien von sich in Abhängigkeit zu bringen. Neben der angelsächsischen Weltmacht, die England und Nordamerika verkörpern, schuf Rußland die Vorbedingungen für seine künftige kräftige Entfaltung, die ihm Japan, getragen von den Sympathien eben Nordamerikas und Englands, mit Erfolg streitig macht. Ist die kräftige Ausbreitung Japans eine erstaunliche Tatsache, so ist die Entwicklung des alten und volkreichen China noch zweifelhaft.

* Fitger, „Die wirtschaftliche und technische Entwicklung der Seeschiffahrt", 1902.

** Der Begründer von Deutsch-Ostafrika, Karl Peters, charakterisiert den Unterschied zwischen Briten und Deutschen prägnant: Der Deutsche zeigt stets das Bestreben nach einem möglichst langen Kontrakt, der Engländer hingegen zieht möglichst kurze Kündigungsfristen vor. Der Deutsche will wissen, daß er versorgt ist; der Engländer freut sich über die Möglichkeit, daß ihm vielleicht der morgige Tag schon bessere Aussichten bringt. Der Deutsche drängt sich daher in die „sicheren" Karrieren, in den Staatsdienst. Er wird schlecht bezahlt, aber der Staat bietet ihm eine „gesellschaftliche Stellung." Genau umgekehrt der junge Engländer. Was er will, ist soziale Unabhängigkeit; deshalb schreitet er, sobald er kann, zu selbständiger Vermögensbildung. Aus der ersten Gattung von Charakteren gehen die Elemente hervor, welche für große Organisationen erforderlich sind; deshalb hat Deutschland seine vorzügliche, disziplinierte Armee. Aus der zweiten entstehen aber die Kräfte, welche sich in der Wildnis ihr Heim, durch Zusammentreten vieler ihren Staat schaffen können. Deshalb hat England seine Kolonien und in ihnen feste Bausteine für sein Weltreich, denn 42 Millionen Menschen kann man nicht ruinieren, ohne daß es eine Weltkatastrophe gibt.

Zwischen diesen Polen bemüht sich das Deutsche Reich, für seine Industrie und seine Flotte Raum zu gewinnen und seine Zukunft auf den noch offenen „neutralen“ Märkten sowie durch vorteilhafte Handelsverträge mit den alten und neuen Kulturstaaten zu sichern.

So entbrennt heute jäh der Kampf um die Futterstätten der Erde. Und nicht allein die kühle Betrachtung erhellt somit den Zusammenhang zwischen Reichtum, Kultur und Macht der Völker: der Zwang der Verhältnisse drängt einen schweren wirtschaftlichen Kampf jedem unmittelbar auf. In fieberhafter Arbeit müht sich der Einzelne, seinen Bestand in der Wirtschaft der Welt zu sichern, und mit allen Mitteln streben die Staaten, ihren Angehörigen diesen Kampf zu erleichtern und sie zum Siege zu leiten.

Daher drängen alle Ereignisse auf die Beobachtung der wirtschaftlichen Geschehnisse hin, und ihr Verständnis wird wichtig für jeden, der seinen Platz an der Sonne behaupten will.

* * *

Damit wächst aber auch das Interesse an sozialen Fragen; nicht allein die Ökonomie und der Reichtum der Nationen fesseln die Aufmerksamkeit, sondern auch die eigene soziale Verfassung, d. i. die jeweilige Verteilung von Kultur und Macht auf die verschiedenen Volksklassen.

Ehedem schieden sich auf dem Lande die Grundherren und die Hörigen. Die Äcker der Gutsherrschaft wurden mit Hilfe der fronpflichtigen Bauern und ihrer Knechte bestellt. Abgesehen von solchem Dienst während einer Reihe von Arbeitstagen waren die Insassen des Bauernlandes verpflichtet, Abgaben zu leisten von dem, was sie selbst gewannen, und ihre Kinder mußten auf dem Hof Gesindedienste tun. Eheschließung wie Abwanderung der Hörigen erforderte die Einwilligung des Gutsherrn. Vor der Saat und nach der Ernte stand das Jagdrecht auf Bauerngrund ausschließlich dem Gutsherrn zu; sein Vieh wurde im Herbst und im Frühjahr auf das Bauernland getrieben, wenn es brach oder in Stoppeln lag. Auch hatte er eine Reihe von Bannrechten: aus seinem Weinkeller mußte Wein geholt, aus seiner Brauerei Bier genommen, in seinem Backofen Brot gebacken, auf seiner Mühle Mehl gemahlen werden, wofür der ihm genehme Preis zu zahlen war. Überflüssige Produkte der Herrschaft mußte ihr in Böhmen der Bauer bei Festlichkeiten gegen Entgelt abnehmen, anderseits sich seine Vorräte im Bedarfsfall von ihr wohlfeil abdrücken lassen.

Das Hörigkeitsverhältnis begründete anderseits Pflichten des Gutsherrn: dem Bauer in der Not, bei Mißwachs, Brand und Wassernot beizustehen, ihm bestimmte Nützlichkeiten, namentlich Holz aus dem gutsherrlichen Wald, zu gewähren.

Dieses Verhältnis bildete die Voraussetzung des Lehensverhältnisses, in dem der Gutsherr selbst zum Fürsten stand. Da der Gutsherr vom Bauern Dienste erhielt, war er in der Lage, dem Staate Dienste zu leisten, von seinem Gut lang entfernt zu bleiben, Stellen in der Verwaltung und im Heere zu bekleiden.

In der Stadt, die „gerüstet und gepanzert sich über das flache Land erhob und sich von ihm sonderte",* vollzog sich der Austausch ländlicher Früchte und der gewerblichen Erzeugnisse, die in der Stadt entstanden. Hier war des Gewerbsmannes Nahrung gesichert durch die Regelung des Antritts der Gewerbe und durch die Bindung der Größe der Betriebe: Festsetzung der Anzahl der Werkvorrichtungen wie der Gehilfen und Lehrlinge. Das Herkommen regelte die Verhältnisse der Arbeiter im Bergbau; landesherrliche und zünftige Vorschriften trachteten die Beziehungen zwischen Verlegern und Hausindustriellen zu ordnen. Obrigkeitliche Taxen beschränkten im Gewerbe vielfach (als Maximaltaxen) die Lohnsätze zugunsten der Meister und mitunter auch die Preise zugunsten der Käufer. Die Qualität der Erzeugnisse wurde durch zünftige Ordnungen festgesetzt, das Erzeugnis selbst zur Beschau und Abstempelung vorgelegt: dann erst konnte es in den Verkehr kommen.

Die engen Wirtschaftskreise der Stadt und des umgebenden Landes verbindet der Handel mit losen Fäden. Er unterliegt dem Marktrecht, das die entsprechende Versorgung der Verbraucher in Menge, Art und Preis zu sichern strebt und zur Einhaltung der Ordnung Unterkäufel, Wäger und Messer auf dem Markte mitwirken läßt. Auch bestanden Zinsverbote und wurden später durch Zinstaxen abgelöst.

Diese Kreise des mittelalterlichen Wirtschaftslebens löst der moderne Staat. Er dämmt die Sondergewalten des großen Adels, der Städte, der Provinzen, der geistlichen und weltlichen Korporationen zurück, beseitigt die inneren Hemmnisse des Verkehres und trachtet, eine einheitliche, lebendige Interessengemeinschaft innerhalb der Staatsgrenzen herzustellen, eine organische Einheit nationaler Produktion und nationalen Handels entstehen zu lassen. Hatte die städtische Wirtschaftspolitik die Verhältnisse eines lokalen Kreises mit Umsicht und Tatkraft geregelt, so versucht nun die Staatsverwaltung das Gleiche mit ähnlichen Mitteln für das große nationale Gebiet. Verbote und hohe Zölle hindern die Einfuhr ausländischer Waren, Prämien und andere Maßregeln befördern die Ausfuhr der heimischen Produkte, um so einerseits das Abfließen des Goldes und Silbers zu erschweren, deren Einströmen dagegen zu erleichtern. Zur Entfaltung neuer Industrien gewährt man Monopole; die Einwanderung geübter Arbeiter wird mit Eifer befördert, ihre Auswanderung verhütet, die Entwicklung der nationalen Schiffahrt rege betrieben, die Qualität der gewerblichen Erzeugnisse im Interesse ihrer dauernden Gangbarkeit im Außenhandel durch landesfürstliche Verordnungen beeinflußt — eine Summe industriefördernder Maßnahmen, welche unter dem Namen des Merkantilismus berühmt wurden. Die das ganze Landesgebiet beherrschende Staatsgewalt erstreckt ihre fürsorgliche Tätigkeit auf das ganze heimische Wirtschaftsgetriebe; es gilt, dieses zu fördern, um das nationale Gemeinwesen zu kräftigen. Die Mittel, die dazu dienen, sind auch hier solche der obrigkeitlichen Autorität.

* Ratzel („Die Großstadt", S. 40).

So sehen wir während des Mittelalters wie des nationalen Polizeistaates — der alten Stadtwirtschaft wie der modernen Territorialwirtschaft — die Formen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens durch Herkommen und Rechtssätze gebunden.

Diese geschlossene gesellschaftliche Verfassung wird nun gegen Ende des XVIII. und im Laufe des XIX. Jahrhunderts vernichtet und durch vollkommensten Individualismus ersetzt. Das ist ein ungeheuerer Wandel, dessen Ursachen zu erörtern außerhalb unserer Aufgabe fällt, dessen Folgen aber die Welt umgestaltet haben.

Rechtsgleichheit der Personen und ungebändigte Freiheit ihres Eigentums sind die Prinzipien der neuen Zeit. Prinzipielle Gleichheit der Personen ersetzt die ständische, die feudale Verfassung. Der Stand, die Klassenzugehörigkeit verliert ihre rechtliche Bedeutung, der Eintritt in einen Beruf wird von formellen Hindernissen befreit; die Gutsuntertänigkeit hört auf; Freizügigkeit, freie Ehe- und Vertragsschließung, ohne Rücksicht auf Zunft- und Gesindezwang wird gewährt. An die Stelle der Gebundenheit im Wirtschaftsleben tritt freier Wettbewerb, an Stelle staatlicher Einmischung, behördlicher Regelung: Selbstherrlichkeit des Individuums, Geltung der größeren wirtschaftlichen Macht über den Schwächeren. An Stelle der Herrschaft „willkürlicher Gesetze" proklamiert der Staat eine „Herrschaft der Natur der Dinge": die „Physiokratie", deren Grundsatz: »Le monde va de soi; laissez faire, laissez passer«, durch das Wort zu übersetzen ist: „Geschehen lassen".

Der Bauer kann seinen Boden, der ihm nun als eigen zugefallen, zerteilen, überschulden oder verkaufen und den Erlös beliebig aufs Spiel setzen. Freiheit der Kapitalnutzung, der gewerblichen Unternehmung, des Handels wird verwirklicht und diese auch dem Ausländer nicht verwehrt; Bannrechte, Lohn-, Preis- oder Zinstaxen hören auf. Der Arbeitsvertrag wird „frei", d. h. jeder kann die Arbeit treiben, die sich ihm bietet; der Unternehmer kann jeden, Kind, Weib oder Mann, unter beliebigen Arbeitsbedingungen, zu beliebigen Stunden und während einer Dauer, die ihrer Vereinbarung überlassen bleibt, verwenden. Jeder Gebrauch wird rechtlich zum Mißbrauch nur dort, wo ihn etwa Sicherheitspolizei oder Strafgesetz wehren.

Die Gebiete des nationalen und internationalen Privatrechts wie des öffentlichen Rechtes erweitern sich unter der Mehrung des Verkehres; Eigentum bildet sich auch an geistigen Schöpfungen und Abzeichen: ein Urheber-, Marken- und Musterrecht entsteht.

Ist der rechtliche Einfluß des Standes also geschwunden, so treten indes die wirtschaftlichen und rein sozialen Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens nunmehr um so schärfer hervor, zumal die Entfaltung des Verkehres, die Anwendung der raumverzehrenden Erfindungen der Technik die wirtschaftliche Konkurrenz empfindlich steigert, Ruhelosigkeit des Daseins mit sich bringt und eine ausschlaggebende soziale Bedeutung des Reichtums, mithin auch der wirtschaftlichen Betätigung, begründet.

Herrschte früher wirtschaftliche Lethargie, so bewirkt jetzt die freie Disposition über das Eigentum und das Bewußtsein, über den Ertrag allfälliger Unter-

nehmungen frei verfügen zu können, eine Anspannung aller Kräfte und eine ungeahnte wirtschaftliche Energie. In der Produktion wird möglichst große Wirtschaftlichkeit angestrebt. Der Sieg im Wettbewerb fällt dem zu, der die Gütererzeugung mit den geringsten Kosten durchführen kann, denn der kann zu den geringsten Preisen verkaufen, dem laufen daher die Kunden, dem fließt der Profit zu. Dies drängt zu technischen Erfindungen und zur Massenerzeugung, d. i. zur vorteilhaften Organisation des Großbetriebes. Mit der Verbesserung und Verbilligung des Frachten-, Personen- und Nachrichtenverkehres wächst die Absatzmöglichkeit und das Streben, den Weltmarkt zu erobern. Erfolgreiche Großunternehmer gelangen zu riesigen Vermögen, während die Wohlfeilheit der Erzeugnisse ihren Absatz im Volk erweitert. Auch das Leben der unteren Schichten wird bequemer und an Genüssen reicher, die allgemeine Bildung nimmt zu; Kunst und Wissenschaft dringen tiefer ins Volk.

In zwölf Jahren, von 1892 auf 1904, stieg in den nachstehenden Staaten der Wert der ein- und ausgeführten Waren wie folgt:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1892	1904	1892	1904
	Millionen Kronen			
Österreich-Ungarn	1300	2100	1500	2200*
Deutsches Reich	5000	7900	3800	6500**
England	10200	13200	7000	8900
Vereinigte Staaten von Amerika	4000	4800	5000	7000

Noch viel rascher wuchs die Menge der ein- und ausgeführten Waren, weil ihr Wert in dieser Zeit sehr erheblich sank. Die Mengen lassen sich jedoch nicht leicht auf einen einheitlichen Nenner bringen, weil sich die Angaben nicht immer auf das Gewicht, sondern mitunter auf das Stück und andere Verzollungseinheiten beziehen; überdies sind die Werte der Gewichtseinheiten allzu verschieden, als daß eine Gesamtziffer über die Mengen ein richtiges ökonomisches Bild ergäbe.

Die Verwohlfeilung des Verkehres und die darauf beruhende Verwohlfeilung der Erzeugnisse der Industrie brachten diese Entfaltung des Weltverkehres mit sich. Einige Beispiele mögen die Verbilligung der Verfrachtung kennzeichnen. Die Beförderung einer Tonne (1000 *kg*) Waren von Marseille nach China kostete im

* Diese Ziffern setzen sich folgendermaßen zusammen:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1892	1904	1892	1904
	Millionen Kronen			
Rohstoffe	693	1276	599	864
Halbfabrikate	212	266	180	316
Enderzeugnisse	390	569	752	1002

** Dieses Reich weist die stärkste Zunahme der Ausfuhr aus, nämlich 2700 Millionen oder 70% seines Standes vom Jahre 1892.

Durchschnitt im Jahre 1879 170 K, 1889 rund 100 K, 1899 nur mehr 80 bis 90 K. Der Transport eines Bushel Weizens von Chicago, dem Hauptmarkt für Weizen, nach New York kostete

	1870	1894
zu Wasser . . .	17·1 Cents	4·44 Cents
per Bahn . . .	33·3 „	12·88 „

von San Francisco nach Liverpool (zur See):

1880: 22·09 Cents 1892: 7·23 Cents

von New York nach Liverpool:

1880: 5·88 Cents 1892: 2·75 Cents*

Die Tonne Zucker wird jetzt von Fiume nach London um 7 sh., d. i. der Meterzentner um 84 h, von Triest nach Indien, China und Japan um 10—20 sh., d. i. pro 100 *kg* um K 1·20—2·40 verfrachtet. Dagegen beträgt die Bahnfracht für Zucker von Lundenburg nach Triest oder Fiume K 1·63, von Außig nach Triest K 2·32 pro Meterzentner. Schon hieraus erhellt der Vorzug der Lage am Meer für die Beherrschung des Weltmarktes. Nunmehr wird die Ausfuhr von Binnenstationen über See durch die Erstellung einheitlicher Bahn- und Schiffstarife befördert. So kann Eisen von deutschen oder österreichischen Bahnhöfen aus nach Südafrika für 3½ Mark, Zement von französischen Stationen nach südamerikanischen Häfen für 2¾ Franken direkt versendet werden.

Die Vorteile der neuen Zeit sind indes nicht wohlfeil erkauft. Die freie Konkurrenz hebt die frühere verhältnismäßige Sicherheit der Nahrung auf: die Möglichkeit für jeden, jedes Gewerbe in edem Umfange zu betreiben, führt zur Überfüllung der Gewerbe und im Wettkampf der Unternehmungen oft zum Siege der Rücksichtslosesten und Geriebensten. Die größere Wohlfeilheit der Waren wird aufgewogen durch ihre Verschlechterung. Zum Schutze gegen eine verderbliche Konkurrenz, oft auch aus übermäßiger Gewinngier, schaffen die Unternehmer Vereinbarungen, um die Preise in bestimmter Höhe zu halten, und bilden so tatsächliche Monopole: „Verschwörungen", wie man es vordem bezeichnete, Verabredungen, wie man sie jetzt nennt. Die Möglichkeit rascher Bereicherung verleitet dazu, jedes Mittel für solchen Zweck für gut zu halten. Die richtunggebenden Ideale ersterben in der Ära der materiellen Genüsse. Das Spekulantentum tritt auf allen Gebieten, oft mit dauerndem Erfolge, auf. In Presse und Handel entwickelt sich unsachliche Anpreisung, das Reklamewesen, zu schamlosen Formen. Die Gesamtheit der Bevölkerung schreitet nicht entfernt so rasch vor in der Kultur, wie die höhere und mittlere Klasse. Dabei zerbröckeln die wirtschaftlichen Grundlagen des Mittelstandes; die Selbständigkeit seiner Angehörigen geht vielfach verloren, sie werden zu unselbständigen Hilfspersonen, Kommissionären, Agenten, Angestellten; ein Rest sinkt in den Arbeiterstand hinab. Im Konkurrenzkampf nutzt man seine Nebenmenschen rücksichtslos,

* Szarski: „Die Gründe des Preisfalles der Waren; Mitteilungen des k. k. Finanzministeriums, 1899, Seite 584.

um selbst zu Wohlstand zu kommen. Wir sind freier, mächtiger und reicher geworden, aber auch abhängiger und mit mehr Mühe und Aufregung beladen; der Erwerb der Mehrzahl ist unsicher, die Erhaltung jeglicher wirtschaftlichen Stellung erschwert und von beständiger Anspannung der Kräfte, vom erfolgreichen Bestehen energischer Kämpfe abhängig. Wo früher die auf dem Herkommen beruhende Übung maßgebend war, herrscht jetzt Anpassung an die Forderungen und Zufälligkeiten des Marktes, bezwingen jeden der Wettbewerb, die Wirtschaftlichkeit, das entfesselte Streben nach Erfolg.

Und wenn wir nach der Verteilung der äußeren Güter fragen, deren Erringung den Lebensinhalt der geschäftigen Menge ausmacht, spiegelt das Ergebnis der Einkommensteuer ein höchst unerquickliches Bild wieder.

Nach den Ergebnissen der österreichischen Personaleinkommensteuer haben im Jahre 1903 nur 10 Prozent der Bewohner Österreichs (d. i. von einer Gesamtbevölkerung von $26^1/_4$ Millionen Köpfen nur 2·7 Millionen)* Haushaltungen zugehört, welche jährlich über 1200 K Einkommen hatten; 90 Prozent (oder $23^1/_2$ Millionen) besaßen angeblich weniger Einkommen.

Diese 10 Prozent vom Schicksal begünstigter Personen scharen sich in 899.000 Familien. Und zwar fielen in die Einkommenklasse:

von 1200— 2400	K	599.908	Familien,	das sind	$66^3/_4$ Prozent
„ 2400— 7200	„	245.880	„	„ „	$27^1/_3$ „
„ 7200—20000	„	40.035	„	„ „	$4^1/_2$ „
über 20000	„	9.691	„	„ „	1·07 „

Von diesen begünstigten Familien hatten also wieder mehr als 94 % bloß ein Einkommen bis zu 7200 K. Als reich gilt aber nicht einmal das eine Hundertstel der steuerpflichtigen Haushaltungen, das mehr als 20.000 K Einkommen hat, denn der Reichtum fängt nach unseren Begriffen erst höher an. Insgesamt erreichte das einbekannte steuerpflichtige („Netto-")Einkommen

von 599.908	Steuerträgern	961,500.000 K	(33·21 Prozent)
„ 245.880	„	938,600.000 „	(34·41 „)
„ 49.726	„	995,000.000 „	(34·31 „)

In die erste Gruppe fallen alle Einkommen zwischen 1200 und 2400 K, in die zweite Gruppe jene zwischen 2400 und 7200 K und in die dritte jene von 7200 K aufwärts.**

Zweifellos sind die Verhältnisse in Wirklichkeit nicht so kraß wie diese Ziffern; einmal erfaßt die Steuer in Wahrheit nicht alles Einkommen; dann spalten sich die Familien in den unteren Schichten rascher, so daß auch die Familien-

* „Mitteilungen" des Finanzministeriums, 1904, Seite 1328 f.

** In der Stufe der höchsten Einkommen, von 200.000 K aufwärts, beziehen 310 Steuerzahler, d. i. ein Drittel Prozent aller, 7·5 Millionen Kronen, das sind 14 Prozent des Gesamtbetrages aller steuerpflichtigen Nettoeinkommen.

einheiten hier geringer sind als in den oberen Klassen; aber wir ersehen doch, daß es ein grober Fehler wäre, wollte die Wirtschaftslehre bloß vom Reichtum handeln.

Für Preußen nimmt Schmoller* an, daß „je etwa ein Drittel des Volkseinkommens von den Wohlhabenden, dem Mittelstande und den unteren Klassen" verzehrt wird;. nach seiner Schätzung beziehen

in der obersten Schichte	400.000	Familien	zusammen	3572	Millionen Mark
„ „ mittleren Schichte	2,500.000	„	„	3685	„ „
„ „ unteren Schichte	4,500.000	„	„	3172	„ „

Die heutige Gesellschaft in Deutschland teilt Schmoller in vier Teile: obere Schichte, höherer Mittelstand, niederer Mittelstand und untere Klasse. In die höchste Klasse würden fallen eine Viertelmillion Familien größerer Grundbesitzer und Unternehmer, höherer Beamten, Ärzte, Künstler, Rentiers; in die zweitnächste Gruppe etwa $2^{3}/_{4}$ Millionen Familien mittlerer Grundbesitzer und Unternehmer, der meisten höheren Beamten und vieler Glieder der liberalen Berufe; in die dritte Gruppe $3^{3}/_{4}$ Millionen Familien von Kleinbauern, Handwerkern, Kleinhändlern, Subalternbeamten, Werkmeistern, besser bezahlten Beamten; in die vierte Schichte endlich $5^{1}/_{4}$ Millionen Familien von Lohnarbeitern, unteren Beamten, ärmeren Handwerkern und Kleinbauern.**

Unzweifelhaft sind sonach die Reichen eine geringe Minderheit; sonst wären sie auch nicht so einflußreich. Wenn nun die Politik strebt, die Menge der verfügbaren Güter im eigenen Volke zu mehren, und sich dabei die Zahl der Reichen vergrößert, so ist ungleich wichtiger, daß die Lage der unteren und mittleren Schichten — welche die breite Masse der Bevölkerung bilden und in den ungünstigsten Verhältnissen leben — sich hebe, einen kulturellen Fortschritt zeige. Allein, unsere Zeit hat alle frühere wirtschaftliche Stabilität zerstört, nur gering besetzten Klassen wirtschaftliche Sicherheit belassen und über die überwiegende Mehrzahl Unsicherheit der Existenz gebracht. Im Zusammenhang mit der Ernährungsmöglichkeit, welche die Industrie den Arbeitern bot, trat in den unteren Schichten eine starke Vermehrung ein, so daß zum Arbeiterstand heute ein Viertel der Bevölkerung gerechnet werden kann. Ein Teil dieser Berufe ist nun ständig auf der Suche nach Arbeit; die deutschen Großstädte zählten im Dezember 1895 $7^{1}/_{2}$ Prozent der Arbeiter als Arbeitslose. Saisonarbeit — die verderbliche Häufung der Beschäftigung zu bestimmten Zeiten im Jahre und ihre Ablösung durch wochen- und monatelange Geschäftslosigkeit — sowie Krisen vermehren stoßweise dieses Übel. Stimmt die erzeugte Menge mit dem, was erfordert wird, nicht überein, wurde zuviel erzeugt, so tritt eine Hemmung ein, der Überschuß der Erzeugnisse ist unverkäuflich, die Preise sinken, die Aufwendung von Kosten und Mühe war ergebnislos, große Verluste und der wirtschaftliche Niederbruch der kapitalschwächeren Erzeuger sind die Folge. Diesen

* „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre", 1904, Seite 598.

** „Verhandlungen des achten evangelisch-sozialen Kongresses", Göttingen, 1897, Seite 157/9.

Vermögensverschiebungen folgen Börsekrisen. Die Arbeiterschaft aber verarmt, denn ihre Löhne werden ermäßigt, ja sie verliert zum erheblichen Teile ihr einziges Einkommen, jenes aus Arbeit, Elend und Not ziehen ein in weite Schichten der Bevölkerung.

So bringt das Jahrhundert der formalen Gleichheit und der technischen Fortschritte ein steigendes Mißverhältnis in den Anteilen der Wohlhabenden und der Besitzlosen und überdies jähe Verschärfungen in der Lage dieser.

Die Mächtigen preisen diese Ordnung, die ihnen sozialen Anstieg bringt, die Besitzlosen fanatisieren sich aber mit Umsturzgedanken und die Unparteiischen erstreben vergeblich eine raschere Umbildung der Sitten und Rechte im Sinne eines gerechten Ausgleiches der sozialen Vorteile und Lasten.

Die neue Zeit hat aber auch neue Menschen erzeugt: die Wandlung der Seelen erweist sich eben jetzt in gleichem Grade mächtig in der Literatur, in der bildenden Kunst, im Kunstgewerbe, selbst im gesellschaftlichen Ton. Die geschichtlichen Ereignisse vollziehen sich infolge der Verkehrserleichterungen viel rascher als je, sie treten vermöge des vielfältigen Nachrichtendienstes jetzt in den Gesichtskreis jedes Einzelnen und unsere gesamte Kultur wird von den Nerven beherrscht. Die Vervielfältigung des Daseins läßt uns stündlich an den Geschicken entfernter Weltteile, Völker und Individuen teilnehmen und die Erzeugnisse einer fremden Welt genießen, sie läßt uns aber auch häufig deren Verbreitung mit den Empfindungen des im eigenen Absatz bedrohten Konkurrenten betrachten. Der Verkehr hat das Aufblühen der Landwirtschaft fremder Erdteile, das Emporkommen unserer und fremder Großindustrien, das Entstehen moderner Hüttenbetriebe, Kohlen- und Erzbaue bewirkt, die Massierung und Mehrung der Menschen herbeigeführt, und er begründet nun auch ihre Forderung nach mehr Anteil an den Gütern des Lebens.

Allenthalben verursacht, auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Tätigkeit wie in den sozialen Beziehungen der Menschen, die Ungewißheit und der Wandel der Verhältnisse Kämpfe und Schwierigkeiten. Sie stellen die Bedeutung der wirtschaftlichen Verhältnisse jedem vor Augen, machen es jedem klar, daß von ihrer jeweiligen Gestaltung seine äußere Wohlfahrt, seine Wohlhabenheit wie soziale Geltung, abhängt, und begründen so die Stärke und Allgemeinheit des Interesses der Gegenwart an wirtschaftlichen und sozialen Fragen.

Unbewußte Seelentätigkeit.

Von Professor Dr. Max Kassowitz.

Vor etwas mehr als einem Dezennium stellte der Florentiner Physiologe Luciani die Behauptung auf, „daß die Lehre von der unbewußten Seelentätigkeit sich allmählich immer mehr entwickelt und ausgedehnt hat, um eine der wichtigsten Errungenschaften der modernen Psycho-Physiologie zu werden“; und seitdem hat

diese Lehre noch viele Anhänger und nur wenige Gegner gefunden. Wir wollen also sehen, worin diese Errungenschaft besteht und ob sie sich als ein Gewinn für die Wissenschaft bewährt.

Der Ursprung der Lehre von den unbewußten Seelenvorgängen ist, wie es scheint, auf Leibnitz zurückzuführen, welcher sagte, man dürfe daraus, daß die Seele sich der Gedanken nicht immer bewußt sei, noch keineswegs folgern, daß sie zu denken aufhöre. Später hat sich Kant, wenn auch mit einigen Bedenken, dieser Auffassung angeschlossen.

„Vorstellungen zu haben und sich ihrer doch nicht bewußt zu sein, darin scheint ein Widerspruch zu liegen, denn wie können wir wissen, daß wir sie haben, wenn wir uns ihrer nicht bewußt sind? Allein wir können uns doch mittelbar bewußt sein, eine Vorstellung zu haben, ob wir gleich unmittelbar uns ihrer nicht bewußt sind."

Später hat dann Eduard v. Hartmann unter Berufung auf diese Autoritäten nicht nur — ohne jede Reserve — von unbewußten Vorstellungen, von unbewußtem Wollen und von unbewußt gewollten Zwecken gesprochen, sondern er hat auch auf diesem unsicheren Boden ein ganzes philosophisches System aufgebaut, in dem das „Unbewußte" als eine gewissermaßen höhere und vollkommenere Art des Bewußtseins alles dasjenige spielend vollbringt, worum das bewußte Bewußtsein sich vergeblich bemüht. Aber auch bei den Naturforschern hat diese Lehre Anklang gefunden. So hatte schon E. H. Weber behauptet, daß die Seele vieles tun könne, ohne sich dessen im einzelnen bewußt zu werden; Verworn spricht von psychischen Vorgängen, die außerhalb des Bewußtseins liegen, er rechnet zu ihnen auch die Ursachen der Herzbewegung oder die Reflexzuckung des Muskels und bedauert, daß die unbewußten psychischen Erscheinungen bisher von der Wissenschaft vernachlässigt wurden, obwohl sie nicht minder reell seien als die Bewußtseinserscheinungen. Auch Breisacher spricht von psychischen Tätigkeiten, die nicht ins Bewußtsein treten; Sergi schreibt eine ganze Monographie über »Pensare senza coscienza«; Häckel spricht einmal von dem Bewußtsein des Menschen und allen andern menschlichen Seelentätigkeiten und dann wieder von Vorstellungen, die unbewußt bleiben; nach Forel kann der gleiche psychologische Vorgang mit oder auch ohne Bewußtsein verlaufen; Exner beruft sich auf Stuart Mill's unbewußte Schlüsse und spricht von einem psychischen Leben, das sich außerhalb des Bewußtseins abspielt; nach Bechterew gibt es auch eine „Geistesarbeit", die ohne Hinzutun des Bewußtseins geleistet werden kann; und Ebbinghaus bezeichnet als „unbewußt geistig", was wir zur Herstellung eines befriedigenden psychischen Kausalzusammenhanges vorauszusetzen haben.

Aber auch an dissentierenden Äußerungen hat es niemals gefehlt und von diesen wäre vor allen John Locke zu nennen, welcher erklärte: „Vorstellungen haben" und „sich etwas bewußt sein" sei für ihn einerlei, und Denken ohne Bewußtsein ebenso undenkbar, wie ein hungriger Mensch, der kein Gefühl seines Hungers

hat; denn der Hunger bestehe ja eben in diesem Gefühle, so wie das Denken in dem Bewußtsein, daß man denkt. Ähnlich dachte auch Johannes Müller, denn für ihn war Empfindung immer mit Bewußtsein verbunden, und er warnte ausdrücklich vor der Verwechslung der Reizbarkeit mit der Empfindung. Von den Neueren spricht Münsterberg der Psychophysik mit aller Entschiedenheit das Recht ab, von unbewußten psychischen Zuständen zu sprechen, denn eine Empfindung, die nicht Bewußtseinsinhalt sei, existiere überhaupt nicht; für Ziehen ist nur das psychisch, was in unserem Bewußtsein gegeben ist; und auch Jodl erklärt eine unbewußte Seelentätigkeit für einen unvollziehbaren Begriff und Nervenerregungen, die nicht von Bewußtsein begleitet sind, sind für ihn nichts anderes als physische Vorgänge.

Bevor ich nun darangehe, meine eigene Meinung in dieser kontroversen Frage abzugeben, muß vor allem die wichtige Vorfrage erledigt werden, wie man sich die physische Grundlage der psychischen Vorgänge zu denken hat. In dieser Beziehung habe ich in dem soeben erschienenen Schlußbande meiner Allgemeinen Biologie („Nerven und Seele") in ausführlicher Darlegung die völlige Unfruchtbarkeit und Unhaltbarkeit der populär gewordenen Theorie von den „Seelenschwingungen" in den Ganglienzellen unserer Hirnrinde dargetan und gezeigt, daß wir es gar nicht nötig haben, solche fabulöse Annahmen zu machen, weil uns Vorgänge in unserem Organismus genau bekannt sind, die bei keiner einzigen Art von Seelentätigkeit fehlen, und diese Vorgänge sind eben die Reflexaktionen und die kettenförmig aneinandergereihten Reflexe, welche sowohl in unserer willkürlichen Muskulatur — mit Einschluß der Sprachmechanismen — als auch in unseren unwillkürlichen Muskeln und namentlich in den kontraktilen Blutgefäßwänden, im Herzen und in den Respirationsmuskeln fort und fort ablaufen, wenn sich uns auf der subjektiven Seite Bewußtseinserscheinungen darbieten. Diese gar nicht hypothetischen, sondern ganz sicher existierenden und der messenden Beobachtung zugänglichen Reflexvorgänge sind aber genau definierbare physiologische oder — wenn man will — physikalisch-chemische Prozesse in den Nerven und Muskeln, die als solche gar nichts Psychisches oder Seelisches an sich tragen, die aber unter gewissen Umständen, wenn sie nämlich einen gewissen Grad von Extensität in unserem Organismus überschreiten, von subjektiven oder Bewußtseinserscheinungen begleitet sind, die wir als Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen und Willen zu bezeichnen gewohnt sind. Fehlen diese subjektiven Erscheinungen, dann hat man es eben mit Reflexen und Reflexketten ohne Beteiligung des Bewußtseins zu tun; und wenn jemand trotzdem aus irgend einem Grunde dabei beharrt, diese physiologisch definierbaren Vorgänge als psychische oder seelische zu bezeichnen, dann beseitigt er eben die einzige Schranke, durch die man die übrigen Lebensvorgänge und selbst die Vorgänge in der leblosen Natur von jenen abtrennen kann, für die man die Bezeichnung als psychische reserviert; und tatsächlich sucht man in den früher zitierten Aussprüchen vergeblich nach einer Definition jener Prozesse, die zwar ohne Bewußtsein verlaufen, die aber

dennoch von den nicht psychischen als psychische oder Seelenvorgänge unterschieden werden sollen. Mit der Beseitigung dieser Schranke ist aber das Feld für das subjektive Ermessen, um nicht zu sagen für die persönliche Laune jedes einzelnen frei geworden und jeder kann sich dann unter Seelenvorgängen denken, was ihm eben zu denken beliebt. Er kann also mit Hartmann behaupten, daß jede Reflexwirkung einen unbewußten Willen enthält, er kann es — mit demselben Autor — als ein feststehendes Resultat betrachten, daß jede noch so geringfügige Bewegung die unbewußte Vorstellung der dazu gehörigen zentralen Nervenendigungen und den unbewußten Willen der Erregung derselben voraussetzt, und dann kann er wieder zur Abwechslung mit ihm die Bewußtseinsfähigkeit jeder Ganglienzelle als eine Grundtatsache der physiologischen Psychologie bezeichnen. Er kann mit F. Schultze in den Reflexbewegungen die Wirkung eines, wenn auch noch so geringen Grades von Bewußtsein erblicken; er kann mit Pflüger die Wischbewegungen des geköpften Frosches einer Rückenmarkseele zuschreiben und mit Luciani die Halsmark- und die Lendenmarkanschwellung des Rückenmarks als zwei akzessorische „Spinalgehirne" bezeichnen. Es steht ihm aber auch frei, mit demselben Forscher anzunehmen, daß ein Mensch mit durchquetschtem Rückenmark in eine obere bewußte und in eine untere halbbewußte Individualität gespalten ist, und dann kann er wieder — ebenfalls mit Luciani — die reflektorischen Abwehrbewegungen der unteren Extremitäten bei einem solchen Menschen und beim dekapitierten Frosche als „negative Tropismen" bezeichnen, obwohl man unter Tropismen gewöhnlich Gestaltveränderungen tierischer Körperteile und pflanzlicher Gebilde versteht, von denen man annimmt, daß sie einer rein physiologischen Deutung zugänglich sind. Endlich kann sich aber auch jeder, der es für überflüssig hält, genau zu präzisieren, was er unter psychischen oder Seelenvorgängen verstehen will, zu einer biopsychischen oder panpsychischen Lehre bekennen. Er kann also mit Verworn „den Begriff Psyche so weit ausdehnen, wie man den Begriff Leben fassen will", und dann kann er wieder mit demselben Autor den Begriff „Leben" so weit fassen, daß er das Herumkriechen eines Tropfen Öls auf einer Sodalösung als prinzipiell nicht verschieden von dem Herumkriechen einer Amöbe erklärt, und ihm zustimmen, wenn er jede Änderung des molekularen Zustandes irgend einer beliebigen Substanz — also auch die Verseifung des Öltropfens in dem genannten Versuche — mit einem psychischen Vorgang der primitivsten Form analogisiert. Wenn aber jemand allen diesen, einander zum Teil direkt widersprechenden Lehrmeinungen zustimmt, dann muß er auch uns gestatten, unsere Meinung dahin abzugeben, daß durch ein solches Spielen mit Worten und durch solche beliebig dehnbare Begriffe die Erkenntnis niemals im geringsten gefördert werden kann.

Natürlich haben auch einige Verteidiger der unbewußten Seelentätigkeit recht wohl empfunden, daß man mit dem Aufgeben des Bewußtseins als Kriterium der psychischen Prozesse in unbegrenzte und unausdenkbare Tiefen versinkt, und man hat sich also doch wieder bequemen müssen, wenn auch verschämt und auf Seiten-

wegen, zu dem Bewußtsein zurückzukehren. So wollte z. B. Herbart unter „bewußtlosen Vorstellungen" solche verstehen, welche im Bewußtsein sind, ohne daß man sich ihrer bewußt ist; er unterschied also das Bewußtsein an sich und dann wieder den Menschen, der dieses Bewußtsein beherbergt, der aber nicht alles zu wissen braucht, was seinem Bewohner bewußt ist. Andere wieder sprechen, wie dies neuestens üblich geworden ist, von „Oberbewußtsein" und von „Unterbewußtsein", ohne sich darüber zu äußern, ob sich das Unterbewußtsein von dem Oberbewußtsein unterscheidet, weil es unbewußt ist, oder ob es sich vielmehr von dem Unbewußtsein dadurch unterscheidet, daß es doch etwas Bewußtsein in sich schließt. Dann hört man wieder, daß die unbewußten Seelenvorgänge nur den „Schein des Unbewußtseins" in uns hervorrufen, daß man aber auf indirektem Wege feststellen könne, daß sie dennoch bewußt sind. Aber kann denn jemand besser wissen als ich selber, ob mir eine Sache bewußt ist oder nicht? Da gibt es bekanntlich Philosophen, welche behaupten, es gebe überhaupt in der Welt nichts anderes als die uns bewußte Empfindung, nur diese sei wirklich und alles andere nur Schein oder im besten Falle ungewiß; und nun ist auf einmal wieder unsere eigene Angabe über unsere eigenen Bewußtseinszustände nicht maßgebend und man will uns auf indirektem Wege beweisen, daß nicht wir darüber Bescheid wissen, ob wir etwas empfinden, wollen oder uns vorstellen, sondern nur diejenigen, die über unser „bewußt Sein" oder „nicht bewußt Sein" spekulieren oder philosophieren.

Zu diesen Spekulationen gehört auch das Argument, daß komplizierte Bewegungen, namentlich wenn sie zweckmäßig erscheinen, nicht rein mechanisch ausgeführt werden können, daß daher unsere Seele dabei beteiligt sein müsse, wenn auch wir selbst uns ihrer Mitwirkung nicht bewußt werden. So meinte Oppenheimer, wenn ein Mensch sich auch im Schlafe ohne jedes Bewußtsein immer in die richtige Lage bringt (z. B. in einem rüttelnden Wagen), so müsse man daraus schließen, daß seine geistige Tätigkeit nicht ganz aufgehoben sei. Aber erstens liegt auch hier vor allem die Aussage des Beteiligten vor, welcher mit Bestimmtheit behauptet, daß er weder im Schlafe noch im wachen Zustand etwas davon wisse, daß sich seine Muskeln immer genau entsprechend der jeweiligen Situation verkürzen oder verlängern; dann gibt es auch andere zweckmäßig verlaufende Reflexketten, wie die der Zirkulation, der Respiration, der Darmbewegungen, der Augenmuskelbewegungen u. s. w., welche alle so eingerichtet sind, daß sie sich auch geänderten Verhältnissen vorzüglich anpassen, ohne daß wir dabei von der Intervention einer geistigen Tätigkeit auch nur das geringste bemerken; und endlich kommt noch als der allerwichtigste Einwand die Erinnerung daran, daß wir weder bei den bewußten noch bei den unbewußten Handlungen an ein Eingreifen von etwas Geistigem oder Subjektivem in die streng geschlossene kausale Kette der physiologischen oder physiko-chemischen Vorgänge denken können, weil jeder einzelne Vorgang immer nur durch einen anderen materiellen Vorgang ausgelöst oder hervorgerufen werden kann. Wenn also bei dem Ablaufen solcher zweckmäßiger Bewegungen der

zunächst Beteiligte entschieden in Abrede stellt, daß ihm davon etwas bewußt sei, und wenn wir als objektive Beobachter ein Eingreifen von subjektiven, immateriellen oder geistigen Vorgängen nicht nur nicht für notwendig halten, sondern ein solches geradezu für undenkbar erklären müssen, dann fehlt auch hier jeder denkbare Grund, an die Existenz von unbewußter geistiger Tätigkeit zu glauben.

Dasselbe prinzipielle Hindernis besteht auch für alle anderen Versuche, uns von der Notwendigkeit unbewußter seelischer Prozesse zu überzeugen. Man beruft sich z. B. auf die sogenannten unbewußten Urteile und Schlüsse und supponiert bei ihnen eine geistige Tätigkeit, von der wir nur das Resultat in Erfahrung bringen, während die Glieder, die ihm vorausgegangen sind, unserem Bewußtsein verborgen bleiben. Natürlich denken auch wir nicht daran, die Existenz dieser unbewußten Zwischenglieder in Abrede zu stellen, aber für uns sind diese Zwischenglieder eben nichts anderes als unbewußt bleibende Reflexketten, also rein physiologische Prozesse, die eben deshalb, weil sie nicht zum Bewußtsein kommen, auch nichts Geistiges an sich haben; und selbst wenn sie es hätten, was wir entschieden in Abrede stellen, dann besäße dies für den Ablauf der Bewegungen und für ihr Endresultat nicht die geringste Bedeutung, weil dieses Endresultat durchaus mechanisch bedingt ist. Wenn daher Hermann bei seiner Kritik des sogenannten Bewegungssinnes gemeint hat, daß durch verschiedenen Druck des Bodens, durch Wahrnehmung der zur Erhaltung des Körpergleichgewichtes notwendigen Muskelbewegungen Momente genug zu „unbewußten Schlüssen“ über Art und Richtung der Bewegung gegeben seien, so muß immer wieder betont werden, daß alle unsere überaus komplizierten und den wechselnden äußeren Verhältnissen wunderbar angepaßten Bewegungen nichts anderes sind und nichts anderes sein können als verwickelte Reflexe, welche durch die manigfaltigsten Reize in den Muskeln, Sehnen, Knorpeln, Tastkörperchen, Halbzirkelkanälen ꝛc. in Bewegung gesetzt werden, die uns aber unter normalen Verhältnissen nicht zum Bewußtsein kommen und daher auch nicht zu Schlußfolgerungen Anlaß geben können.

Ebenso verhält es sich auch mit dem Ausweichen von Hindernissen. Nach Forel wandern wir in Gedanken durch Wald, Gestrüpp, Berg, Tal und Gewässer, ohne zu fallen, ohne anzustoßen, ohne zu ertrinken, indem wir beständig beim Vorwärtsgehen auf Grund von Schlüssen, die wir unbewußt aus unseren früheren Erfahrungen ziehen, alle gefährlichen Gegenstände und Bewegungen vermeiden. Dasselbe tun aber auch Tiere unmittelbar oder kurz nach ihrer Geburt, also zu einer Zeit, wo sie noch gar keine Erfahrungen, sondern nur angeborene Reflexapparate besitzen, und der ganze Unterschied besteht beim Menschen nur darin, daß er von diesen Fähigkeiten erst etwas später Gebrauch machen kann. Geschieht dies aber einmal, dann vollführt er seine Bewegungen ebenso mechanisch und ebenso unbewußt wie das frühzeitig frei bewegliche Tier und von bewußten oder unbewußten Schlußfolgerungen ist dabei ebensowenig die Rede, wie bei dem jungen Kätzchen oder Eichhörnchen, wenn sie die schwierigsten Hindernisse mit eleganter Sicherheit nehmen.

Dasselbe gilt auch in bezug auf die ziemlich verbreitete Ansicht, daß das Urteil über die Entfernung eines gesehenen Objektes auf Induktivschlüssen beruht. Wie Exner treffend ausgeführt hat, weiß auch der Gebildete nichts davon, daß er Augenmuskelgefühle hat, daß es ein Akkomodationsgefühl gibt, daß er denselben Gegenstand mit seinen beiden Augen verschieden sieht und daß ihm diese Empfindungen als Prämissen zu seinem Urteil über die Entfernung der Objekte dienen, sondern diese Prämissen können alle erst durch ein darauf gerichtetes Studium gewonnen werden. Wenn also jemand im Abschätzen einer Entfernung geübt ist, so wird er z. B. auf dem Billard oder bei anderen Zielbewegungen alle notwendigen Muskelkontraktionen ohne induktiven Schluß ganz richtig ausführen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil seine Reflexapparate durch häufige Wiederholung jener Zielbewegungen auf die jeweiligen Reizkomplexe in seiner Netzhaut und in seinen Augenmuskeln mit großer Präzision reagieren.

Von Urteilen und Schlüssen hat man, wie ich glaube, nur in dem Falle ein Recht zu sprechen, wenn nicht nur sie selbst, sondern auch die zu ihnen führenden Denkprozesse deutlich bewußt werden; und dies geschieht, wie die Erfahrung lehrt, fast immer nur dann, wenn die — hörbare oder bis zur Unhörbarkeit abgehemmte — Sprache dabei beteiligt ist, wenn also wenigstens ein Teil der dabei tätigen Reflexapparate im Gebiete der phonetischen Bewegungen lokalisiert ist. Diese Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der Sprache für das bewußte Denken ist für jeden, der sich selbst beobachtet, so aufdringlich, daß sie selbst von jenen anerkannt werden mußte, die noch an dem Sitze des Denkens und des Bewußtseins in den Gehirnzellen festhalten zu müssen glauben. So erklärte schon Schelling, daß sich nicht nur kein philosophisches, sondern überhaupt kein menschliches Denken ohne Sprache denken lasse; nach Helmholtz operieren die bewußten Schlüsse mit Worten; für Langwieser ist Denken immer ein Sprechen; nach Meynert geht alle als Abstraktion benannte Rindenleistung in den Sprachbewegungen auf; nach Carneri hat das, was allein Geist genannt zu werden verdient, erst damals seinen Anfang genommen, als die Sprache des Menschen zu einer menschlichen, wirklichen wurde; nach Flechsig verdankt der Mensch seine geistige Überlegenheit in erster Linie seinem hinteren großen Assoziationszentrum, welches ihn befähigt, alle seine Anschauungen mit Worten zu assoziieren und zunächst innerlich in Worte zu kleiden; und für Emery ist das hohe Abstraktionsvermögen des Menschen die Folge der Sprache, das heißt der Fähigkeit, das aus einer Summe von Sinnesbildern abstrahierte Allgemeine zu einem phonetischen oder geschriebenen oder sonst sinnlich wahrnehmbaren Symbol zu verkörpern. Während aber diejenigen, für welche (siehe Häckel) „die verwickelten Gehirnoperationen, die Bildung von zusammenhängenden Kettenschlüssen, die Abstraktion und Begriffsbildung, das Denken und Philosophieren ebenso Funktion der Ganglienzellen der Großhirnrinde sind, wie die einfacheren Seelentätigkeiten", nicht im stande sind, einen Grund dafür anzugeben, warum alle diese zentral gedachten Vorgänge so eng an die Sprach-

bewegungen geknüpft sind und warum z. B. die Intelligenz der Aphasischen, das heißt der durch eine Gehirnkrankheit ihrer Sprache Beraubten, fast immer in demselben Verhältnisse leidet, wie ihre Sprachfunktionen, ist das alles für uns durchaus verständlich, weil wir die Zentren nicht als den Sitz unverständlicher und unfaßbarer „Seelenschwingungen", sondern nur als die Scheitelpunkte von Reflexbogen ansehen und weil für uns alle Bewußtseinserscheinungen und somit auch das Denken, Urteilen und Schließen an den Ablauf kettenförmig aneinandergereihter Reflexaktionen gebunden sind. Eine logische Kette ist für uns also keine Kette von Schwingungen oder Zersetzungen in den Ganglienzellen, sondern sie ist, physiologisch betrachtet, nichts anderes als eine Kette von Reflexen in den phonetischen Apparaten, in welcher der Schlußsatz rein mechanisch durch die beim (lauten oder stillen) Aussprechen der Vordersätze erzeugten Bewegungsreize ausgelöst wird; und die Lebhaftigkeit, mit der uns die geistige oder subjektive Seite dieser Kettenreflexe zum Bewußtsein kommt, ist auch hier, wie überall sonst, eine Funktion der Zahl der simultan und sukzessiv aneinandergeketteten Reflexe. Deshalb sind wir uns eines neuen und schwierigen Gedankenganges, welcher zahlreiche, nicht immer befriedigende und auch häufig wieder abgehemmte Zwischenglieder durchlaufen muß, auch stets in vollem Maße und mit allen diesen Zwischengliedern bewußt, während eine Intuition, welche mit Übergehung der Zwischenglieder eine direkte zentrale Verbindung zwischen dem Anfangs- und dem Schlußsatze herstellt, wie eine plötzliche Erleuchtung aus dem Dunkel des Unbewußten auftauchen kann. Darum schafft das Genie seine Großtaten ebenso unbewußt, wie der Meisterschütze ohne Zögern und Schwanken seine Beute im Fluge erlegt, wie das mathematische Wunderkind unbewußt rechnet, das musikalische Genie unbewußt spielt und komponiert, der geniale Maler seine Entwürfe unbewußt hinzaubert; während die talentierte Mittelmäßigkeit im Schweiße ihres Angesichtes und im vollen Bewußtsein der zu überwindenden Schwierigkeiten probiert, studiert, skandiert und spintisiert. Aber von einem aktiven Eingreifen des „Unbewußten" kann weder hier noch dort die Rede sein, es wäre denn, daß man darunter keine Seelentätigkeit, sondern die unbewußt bleibenden, mechanisch bedingten Glieder der Reflexketten versteht.

Es bliebe also nur noch ein Argument, auf das aber einige Anhänger der unbewußten Seelentätigkeit besonderen Wert zu legen scheinen, nämlich die Kontinuität der Seele oder — etwas moderner ausgedrückt — der psychische Kausalzusammenhang. So haben Descartes und seine Anhänger gemeint, daß die Seele als denkendes Wesen auch immerfort denken müsse; nach Lotze könnte man sich die Seele dermaßen träge denken, daß sie sich nur dann aus ihrem unbewußten Dasein zum Bewußtsein emporarbeitet, wenn Bebungen des Körpers auch ihre Substanz erschüttern; für Maudsley hört ein Gedanke, der aus dem Bewußtsein schwindet, deswegen noch nicht auf zu existieren, denn er kann auch im latenten Zustande, sozusagen unter dem Horizont des Bewußtseins weiterwirken; nach Ludwig trägt die Seele die Bedingungen ihrer Tätigkeit in sich selbst und die

Ruhe der seelischen Gebilde im Schlaf ist nur eine scheinbare; nach Verworn's Meinung käme man, wenn man nur die Bewußtseinsvorgänge als psychische bezeichnen wollte, zu der absurden Vorstellung, daß die Seele jeden Abend den Körper verläßt, um sich jeden Morgen wieder mit ihm zu vereinigen; und endlich kommt Ebbinghaus nach eingehender Erörterung dieser Frage zu dem bereits früher zitierten Schluß, daß „unbewußt geistig" nur das heißen soll, was wir zur Herstellung eines psychischen Kausalzusammenhangs voraussetzen müssen.

Wie man sieht, liegt der Mehrzahl der hier wiedergegebenen Aussprüche die Annahme zu grunde, daß die Seele eine reale und selbständige Existenz besitze, daß sie also quasi ein unsichtbares Organ des menschlichen Körpers vorstelle, welches die Funktion des Denkens übernommen hat, und daß sie diese Funktion auch fortwährend ausüben müsse, nur nicht immer in solcher Stärke, daß sie dem Menschen zum Bewußtsein kommt. Sie denkt also immer, weil sie eben ihrem Wesen nach denken muß, aber sie denkt nur unter gewissen Umständen bewußt, unter anderen aber unbewußt. Diese Art von Argumentation hat aber für uns aus dem Grunde keine Beweiskraft, weil die Seele für uns keine selbständige Realität besitzt, so wenig wie etwa Schönheit, Tugend, Gerechtigkeit und andere abstrakte Begriffe, sondern nichts anderes bedeutet und auch nichts anderes bedeuten kann, als eine zusammenfassende Bezeichnung für jene mannigfachen Bewußtseinszustände, welche die in uns ablaufenden Reflexvorgänge unter den besonderen Umständen, die wir früher angedeutet haben, begleiten. Wenn also unser Bewußtsein eine Unterbrechung erleidet, dann fliegt unsere Seele nicht aus dem Körper heraus und es bleibt auch nicht der Gedanke im latenten Zustande zurück, sondern es haben sich eben die Umstände dermaßen verändert, daß die in einem lebenden Menschen niemals ganz ruhenden Reflexe und Reflexketten während einer gewissen Zeit keine subjektive oder psychische Seite besitzen.* Aber die im unbewußten Zustande ablaufenden Reflexe sind gleichwohl befähigt, spätere Bewußtseinszustände in merklichem Grade zu beeinflussen, und zwar beruht diese Fähigkeit darauf, daß jeder Reflex, ob er nun einer Bewußtsein erregenden oder einer unbewußt ablaufenden Reflexkette angehört, eben durch seinen Ablauf in den beteiligten zentripetalen, zentralen und zentrifugalen Nervenbahnen jene Veränderungen zurückläßt, die man unter dem Namen „Bahnung" zusammenzufassen pflegt. Diese Veränderungen tragen unter allen Umständen dazu bei, daß die von einem Nervenprozesse durchlaufenen Bahnen für eine gewisse Zeit leichter erregbar bleiben und daher auch durch geringere Reize in Erregung versetzt werden, und außerdem kann auch jeder ablaufende Reflex wieder andere Reflexe und ganze Reflexketten in Bewegung setzen, welche, wenn sie den genügenden Grad an Ausdehnung und Kompliziertheit erreichen, auch zum Bewußtsein kommen können; und auch für diese Wirkung bleibt es vollkommen gleichgültig, ob die auslösenden Reflexe von Bewußtsein begleitet waren oder nicht.

* In dem Buche über „Nerven und Seele" habe ich mich eingehend mit den Bedingungen des „bewußt Seins" und des „nicht bewußt Seins" beschäftigt.

Auf diese beiden Wirkungen eines jeden aktivierten Reflexes, nämlich auf seine bahnende Wirkung und auf die Auslösung konsekutiver Reflexe, lassen sich alle jene Tatsachen zurückführen, die von den Verteidigern der unbewußten Seelenprozesse als indirekte Beweise für die Richtigkeit ihrer Auffassung vorgeführt zu werden pflegen. Die im „Unterbewußtsein" schlummernden Vorstellungen und Gedanken, die dunkeln Erinnerungen, Ahnungen und Mahnungen, die Träume und Visionen zwischen Wachen und Schlafen, die Bewegungen und Hantierungen der Traumwandler und Hypnotisierten und andere noch mysteriöser erscheinende Vorkommnisse und Erlebnisse beruhen also nach unserer Auffassung immer nur auf den Nachwirkungen von materiellen Veränderungen, welche von früheren, ohne Bewußtsein verlaufenden Reflexvorgängen zurückgelassen worden sind; und zu der, einer jeden Logik widersprechenden Annahme eines „unbewußt Geistigen" liegt auch hier keine Nötigung vor.

Was aber endlich den „psychischen Kausalzusammenhang" betrifft, zu dessen Herstellung das unbewußt Geistige unentbehrlich sein soll, so bin ich so kühn, einen solchen psychischen Kausalzusammenhang rundweg in Abrede zu stellen. Ich leugne nämlich, daß ein Bewußtseinszustand von einem vorhergehenden in ähnlicher Weise ausgelöst oder hervorgerufen werden kann, wie eine materielle Bewegung von einer oder von mehreren vorausgehenden Bewegungen, und ich behaupte, daß ein Kausalnexus — außerhalb und innerhalb des Organismus — nur zwischen materiellen Prozessen besteht. Ein solcher Zusammenhang besteht also sicher zwischen den früheren und den späteren Gliedern einer Reflexkette, aber er besteht nicht zwischen den Bewußtseinszuständen, welche die einzelnen Teile einer Reflexkette begleiten. Ich will dieses Verhältnis, wie ich es mir denke, und wie man es sich meiner Ansicht nach auf Grund unserer jetzigen Kenntnisse vorzustellen gezwungen ist, durch folgendes Gleichnis illustrieren.

Man denke sich eine Spielzeuglokomotive, die sich auf ihren Schienen in einem großen Kreise herum bewegt und sich dabei nacheinander in mehreren Wandspiegeln abbildet. Hier weiß jedermann, daß die Spiegelbilder der einzelnen Phasen der Bewegung nicht voneinander abhängen und nicht durch die jeweilig vorhergehende Spiegelung kausal bedingt sind, sondern sie folgen nur deshalb aufeinander, weil die einzelnen Phasen des wirklichen Vorgangs — hier tatsächlich kausal verkettet — aufeinander folgen. Aber die scheinbare Kette der in den Spiegeln sichtbaren Bewegungen braucht keine lückenlose zu sein — so wenig wie die psychischen Spiegelungen unserer Reflexketten lückenlos aufeinander folgen müssen — weil die spiegelnden Teile der Wand von nichtspiegelnden Flächen unterbrochen sein können, und anderseits auch nicht alle Glieder unserer Reflexketten von der Art sein müssen, daß sie Bewußtseinszustände hervorrufen. So wenig es also jemandem einfallen wird, zu sagen, die Spiegelung dauere in latentem Zustande auch dann fort, wenn sich die kleine Maschine an den nicht reflektierenden Teilen der Wand vorbeibewegt, so wenig Sinn und Berechtigung hat es von unserem Standpunkte, zu

sagen, daß auch bei den unbewußt ablaufenden Teilen der Reflexkette das Bewußtsein, wenn auch in latentem Zustande, fortbesteht.

Ich schließe diese Auseinandersetzung mit zwei Sätzen des fast verschollenen Humoristen Jean Paul, die mir geradezu divinatorisch erscheinen:

„Wenn man die Muskel- und Nervendurchkreuzung (der Reflexapparate) betrachtet, erstaunt man über Zuckungen und Drucke der kleinsten Art ohne bewußtes Wollen.“ Und dann:

„In der weiten vollen Weltkugel des Gedächtnisses drehen sich dem Geiste in jeder Sekunde immer nur einige beleuchtete Bergspitzen zu und die ganze übrige Welt (jener Zuckungen und Drucke) bleibt in ihrem Schatten zurück.“

Die beiden Zusätze (unter Klammer) habe ich hinzugefügt.

Der Cherubinische Wandersmann.

Von J. Minor.

Im Diederichsschen Verlag* hat Wilhelm Bölsche vor kurzem einen prächtigen Neudruck von dem „Cherubinischen Wandersmann“ des Angelus Silesius herausgegeben. Nachdem Ellinger vor etlichen Jahren die „Geistreichen Sinn- und Schlußreime“ nach der ersten Ausgabe von 1657 abgedruckt hatte, legt Bölsche nun die Ausgabe letzter Hand von 1675 zu grunde und ergeht sich in der umfänglichen Einleitung über den Wert der Mystik für unsere Zeit, indem er den Erlösungsgedanken auch vom modernen naturwissenschaftlichen Standpunkte aus bejaht. Mehr als diese Ausführungen lockt uns die Person des cherubinischen Wandersmannes selbst.

Johannes Scheffler ist 1624 von protestantischen Eltern geboren. Sein Vater war aus Polen, wo er reichen Grund besaß, als wohlhabender Mann nach Breslau übersiedelt. An dem Elisabethinum, das damals unter dem berühmten Rektor Elias Major stand, hat der Sohn seine Vorbildung erhalten. Köler, der Freund und Schüler Opitzens, war hier sein Lehrer, und der von Lessing so weit unterschätzte geistliche Liederdichter A. Scultetus war sein Mitschüler; unter Opitz' Gestirn standen seine ersten dichterischen Versuche. Wichtiger als die Universität Straßburg, an der er seine akademischen Studien begann, wurde für ihn die Hochschule zu Leyden und überhaupt der Aufenthalt in den Niederlanden. Denn hier traf er mit seinem Landsmann Abraham von Frankenberg zusammen, der sich dort aufhielt, um, von der lutherischen Zensur unangefochten, die Werke Jakob Böhmes herauszugeben. Durch ihn wurde Scheffler nicht bloß auf die älteren Mystiker hingewiesen; er fand auch in dem Kreise Frankenbergs selbst die mystischen Grundgedanken in wenigen bestimmt formulierten Sätzen und in genauer Terminologie vor. Nachdem er in Padua das Doktorat der Medizin erworben und in seiner Heimat bei dem jungen Herzog von Oels eine Stellung als Leibarzt gefunden hatte, finden wir ihn neuerdings im Verkehr mit dem gleichfalls zurückgekehrten Frankenberg, den er im nahen Ludwigsdorf gern besuchte und der ihm, als dem nächsten Gesinnungsgenossen, vor seinem

* Jena und Leipzig, 1905.

Tode (1652) seine Bücher vermachte. Daß unter diesen sich auch die Monosticha von Daniel Czepko von Reigersfeld befanden, welche ihr Verfasser ein Jahr vorher in der Handschrift an Frankenberg geschickt hatte, ist wohl kaum zu bezweifeln; so erklären sich die vielfachen Übereinstimmungen, die der „Cherubinische Wandersmann" nicht bloß in der Form (religiöse Epigramme), sondern auch im Inhalt mit den mystischen Sprüchen von Czepko aufweist. Und in der letzten Zeit seines Verkehres mit Frankenberg oder bald nach dessen Tode muß auch der „Cherubinische Wandersmann" entstanden sein, mit Ausnahme des sechsten Buches, das erst in der zweiten Auflage hinzugekommen ist. Denn schon in das Jahr 1653 fällt Schefflers Übertritt zum Katholizismus und acht Jahre später hat er die Priesterweihe empfangen. Wenn auch kein Zweifel ist, daß die Motive des Übertrittes nicht in äußeren Beweggründen, sondern in ehrlicher innerer Überzeugung zu suchen sind, so wird es doch immer ein ungelöstes Problem bleiben, wie dieser Gottsucher, der mit Adlerskühnheit versuchte, aus eigener Kraft in die Wolken zu dringen, sich zuletzt doch in den dogmatischen Netzen verfing und zappelnd nach allen Seiten ausschlug, kratzte und biß. Mit Recht sagt Bölsche, daß nur ein Dichter, und wir fügen hinzu: ein großer, dieses Rätsel lösen könnte. Zwar Mönch ist Johannes Scheffler, der beim Übertritt zum Katholizismus in der Firmung den Namen Angelus erhielt und sich zum Unterschied von dem lutherischen Theologen Angelus in Darmstadt als schlesischen Angelus bezeichnete, niemals gewesen, weder Minorit, noch Jesuit. Aber in einem halben Hundert von Streitschriften bekämpft er seine früheren Glaubensgenossen mit ihren eigenen, den Waffen Luthers und Fischarts. Als cherubinischer Wandersmann voll vom Geist des Friedens und der Milde, erscheint er in seinen theologischen Schriften als ein zelotischer Kampfhahn, welcher der Verfolgung der Ketzer und dem territorialen Gewissenszwang der Fürsten (cujus regio, ejus religio) wenigstens theoretisch das Wort redet.

Die Frage, ob der „Cherubinische Wandersmann" noch auf kirchlichem Boden steht oder nicht, ist nicht so leicht zu entscheiden. Schon im Mittelalter stand ja die Mystik im Geruch der Häresie; und im XVII. Jahrhundert hat die mittelalterliche Mystik sowohl Protestanten (wie Johannes Arndt oder Joh. Val. Andreä) als Katholiken ihren Beistand geleistet, wenn sie anstatt der kirchlichen Lehre den inneren Gottesdienst suchten. Diese „Verflüchtigung" des Dogmas, wie man zu sagen pflegt, finden wir auch bei dem Angelus Silesius. Ähnlich dem alten Meister Eckhardt, behauptet er: „Maria kann den Erlöser tausendmal im Stall zu Bethlehem geboren haben, wenn er nicht in dir wiedergeboren wird, so bist du verloren". Oder: „Gott ist zwar Mensch geworden, aber es hilft dir nichts, wenn du nicht wieder Gott wirst; so wenig als der Mensch ohne Gott, kann Gott ohne den Menschen bestehen", sagt er ähnlich mit Tauler und Weigel. Es ist wohl kaum eine Frage, daß eine solche Äußerung vom kirchlichen Standpunkte als Gotteslästerung zu betrachten wäre. Es ist aber ebenso gewiß, daß sich der Angelus seines Widerspruches mit der Kirchenlehre, nicht wie die Sektierer Böhme und Weigel, bewußt war. Er hätte sonst seine Sprüche gewiß nicht nach seiner Konversion drucken lassen. Ebensowenig gibt er ja auch die Widersprüche zu, die sich im einzelnen häufig genug bei ihm selber finden. Er erklärt sie vielmehr aus der doppelten Art der menschlichen Erkenntnis. Von der Wissenschaft denkt er im Grunde sehr gering: Viel wissen bläht auf; viel Bücher, viel Beschwer! Diese gewöhnliche Art des Erkennens reicht nicht aus zur Erkenntnis Gottes. Dazu bedarf es einer höheren Erkenntnis, die der Angelus als „Kennen ohne Erkennen", als

züge aus ihm veröffentlicht und ihn mit St. Martin und mit Anmerkungen der Rahel zusammengespannt. Alle Dichter und Philosophen, die durch die indische Weltanschauung beeinflußt sind, bieten auch direkt oder indirekt Übereinstimmungen mit dem „Wandersmann“: Rückert in der „Weisheit des Brahmanen“, Schefer und vor allem Schopenhauer, der ihn mit ehrenden Worten nennt. Nachdem später Gottfried Keller zwei Motti für seine Legenden dem „Wandersmann“ entlehnt hatte, versuchte ein so feuchtfröhliches Weltkind wie O. E. Hartleben die Wiedererweckung durch eine modernisierte Auswahl, eine Art Brevier. Die Ausgabe von Bölsche will den Angelus gleichfalls für die moderne Weltanschauung retten und sie nimmt ihn als Klassiker für unsere Nationalliteratur in Anspruch. Wir möchten wünschen, daß sie recht behalte. Sterben wird der Angelus nicht; die Mystik stirbt nie aus. Einen Begleiter für alle Tage freilich werden moderne Weltkinder auch nicht in ihm suchen oder finden. Aber zu Weihnachten, wenn auch sonst die Engel herniedersteigen, findet wohl auch dieser Angelus den Weg zu den Menschenherzen.

Erinnerungen an Gedanken, Taten und Erfahrungen aus meinem Leben.

Haec olim meminisse juvabit.

Aus Dr. J. N. Bergers literarischem Nachlaß.

Mitgeteilt und eingeleitet von Alfred Freiherrn von Berger.

Außer dem Tagebuch, welches ich hiemit vollinhaltlich und wortgetreu, nur mit Ausschluß der umfangreichen Exzerpte aus Werken der Wissenschaft und der schönen Literatur, der Öffentlichkeit übergebe, hat mein Vater keinerlei Aufzeichnungen über sich selbst und seinen Lebenslauf hinterlassen. In seinen letzten Jahren äußerte er zuweilen die Absicht, seine Memoiren zu schreiben, doch die ungeheure Arbeitslast, die immer auf ihm lag, und seine früh zerstörte Gesundheit vereitelten die Ausführung dieses und mancher anderen literarischen Pläne. Als er nach seinem Austritt aus dem Bürgerministerium zum erstenmal im Leben Muße gehabt hätte, sich ganz jenen geistigen Interessen zu widmen, die ihm von Jugend an die höchsten waren, da war es zu spät. Todkrank, taub und durch sein Kehlkopfleiden fast der Sprache beraubt, vermochte er sich infolge eines schlecht geheilten Schenkelbruches nur mit peinvoller Anstrengung vom Schreibtisch zum Bücherschrank zu schleppen. Dieses geduldig ertragene Martyrium währte nur wenige Monate. Am 9. Dezember 1870 starb mein Vater mit der Fassung eines Weisen.

Als Dr. J. N. Berger das vorliegende, sich kaum über zwei Jahre erstreckende Tagebuch begann, war er etwas über 26 Jahre alt. Daß er berufen sei, dereinst an der Neugestaltung Österreichs als Redner und Politiker bedeutsam mitzuwirken, ahnte er damals noch nicht. Knirschend verrichtete er tagsüber seinen Konzipientenfrondienst in einer Advokaturskanzlei, die Abende und einen Teil der Nacht verwendete er zu intensivster, unermüdlicher Arbeit an seiner Bildung. Auch das Tagebuch diente ihm eine Zeitlang als Werkzeug, um sein reiches Selbst zur vollendeten Persönlichkeit zu schmieden. Die Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen rechtfertigt sich selbst durch ihren Gehalt.

Vergehen. Gott in den Geschöpfen, die Geschöpfe in Gott, Gott und Welt eins — man denkt an Spinozas Substanz und Accidens. In der ganzen Schöpfung, in dem größten wie in dem kleinsten Ding ist Gott gegenwärtig sichtbar; daher sind auch alle Dinge gleich und keines gering. Daher ist aber auch der Mensch Gott gleich (der in ihm ist): „Ich bin nicht außer Gott und Gott nicht außer mir. Ich bin sein Glanz und Licht und er ist meine Zier" . . . „Gott ist so viel an mir, als mir an ihm gelegen . . ." „Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben — werd' ich zunicht, er muß von Not den Geist aufgeben."

Auch in seiner Ethik widerspricht sich der Angelus in bezug auf die Freiheit des Willens. Einmal sagt er: „Der Mensch kann nichts ohne Gott", und bekennt sich damit zum Determinismus, ja zur Prädestination. Dann wieder heißt es: „Mensch und Gott müssen zur Seligkeit des Menschen zusammenwirken; der Wille führe den Menschen allein zur Seligkeit. Das Ziel seiner Ethik ist die Rückkehr des Menschen zu Gott, die „Vergöttung", herbeigeführt durch völlige Verneinung des Willens, durch Gelassenheit, durch Ruhe. Er preist wie der mittelalterliche Meister Eckardt das innige heilige Schweigen der Seele, nicht bloß mit Spinozas animi aequieuscentia, sondern auch mit Goethes biblischem Lieblingswort: „Seid stille! So ihr stille wäret, würde euch geholfen werden" zusammenstimmend. Scheffler kennt nur die passiven Tugenden der Armut, Demut, Geduld, Bescheidenheit — am höchsten stellt er die Liebe, die alle Tugenden zusammenfaßt und verknüpft. Er eifert gegen den Eigennutz, die Ichheit, die Eigenheit, die Liebe dieser Welt, die falsche Liebe — gegenüber der wahren Liebe, der Liebe Gottes, in dem ja alles enthalten ist und in dem wir daher auch alles andere lieben. Mit einem echt Schefflerischen Paradoxon nennt er daher die Ichheit eine Vielheit: mein und dein stürzt uns in den Höllenschlund; du bist anderen geschaffen und nicht dir — ich selbst bin ja in anderen, wie diese mit mir in Gott. So führt auch die höchste Liebe, die seraphinische, wieder zur Vergöttung, zum völligen Aufgehen in Gott, zur Verneinung des Willens, zum Müßigsitzen. Sie geht hervor aus der Erkenntnis der Nichtigkeit der Welt, der Eitelkeit unseres Strebens. Mit vollkommenem Pessimismus nennt Scheffler der Welt Tun ein Trauerspiel. Unsere „Begierlichkeit" findet nie Befriedigung, sie muß daher ertötet werden; wir müssen Begehren und Wollen aufgeben und selbst sterben um zu leben. Wir müssen nach Angelus' Sprachgebrauch „Verwerden", denn Nichtswerden ist Gottwerden. In der völligen Freiheit von Affekten, wenn wir weder Leid noch Freude empfinden, dann sind wir Gott gleich. Der „selige Weise" ist der, der sich um nichts kümmert, was neben und um ihn vorgeht. Von Spinozas Hilaritas sind wir damit schon zu dem indischen Nirwana hinübergerückt. Scheffler aber empfiehlt nicht nur das Leben in Einsamkeit und Abgeschiedenheit, sondern er fordert auch dazu auf, das Leiden zu suchen, um den Weg zu Gott zu finden, der unser Anfang und (in der „Vergöttung") auch unser Ende ist.

Der „Cherubinische Wandersmann" hat im Laufe der Jahrhunderte immer wieder Begleiter gefunden, die sich ihm auf seinem beschaulichen Wege anschlossen. Im XVIII. Jahrhundert trotz der herrschenden Aufklärung von Protestanten und Katholiken viel gelesen, besonders aber von den Pietisten Arnold und Tersteegen gepriesen, haben ihn dann nach längerer Vergessenheit die Romantiker wieder hervorgezogen. Novalis' „Williger Tod", d. h. Tod durch den bloßen Willen, erinnert mehr an Czepko als an den Angelus, auf den erst Friedrich Schlegel kräftig hingewiesen hat. Varnhagen hat dann zweimal, 1820 und 1834, Aus-

züge aus ihm veröffentlicht und ihn mit St. Martin und mit Anmerkungen der Rahel zusammengespannt. Alle Dichter und Philosophen, die durch die indische Weltanschauung beeinflußt sind, bieten auch direkt oder indirekt Übereinstimmungen mit dem „Wandersmann": Rückert in der „Weisheit des Brahmanen", Schefer und vor allem Schopenhauer, der ihn mit ehrenden Worten nennt. Nachdem später Gottfried Keller zwei Motti für seine Legenden dem „Wandersmann" entlehnt hatte, versuchte ein so feuchtfröhliches Weltkind wie O. E. Hartleben die Wiedererweckung durch eine modernisierte Auswahl, eine Art Brevier. Die Ausgabe von Bölsche will den Angelus gleichfalls für die moderne Weltanschauung retten und sie nimmt ihn als Klassiker für unsere Nationalliteratur in Anspruch. Wir möchten wünschen, daß sie recht behalte. Sterben wird der Angelus nicht; die Mystik stirbt nie aus. Einen Begleiter für alle Tage freilich werden moderne Weltkinder auch nicht in ihm suchen oder finden. Aber zu Weihnachten, wenn auch sonst die Engel herniedersteigen, findet wohl auch dieser Angelus den Weg zu den Menschenherzen.

Erinnerungen an Gedanken, Taten und Erfahrungen aus meinem Leben.

Haec olim meminisse juvabit.

Aus Dr. J. N. Bergers literarischem Nachlaß.

Mitgeteilt und eingeleitet von Alfred Freiherrn von Berger.

Außer dem Tagebuch, welches ich hiemit vollinhaltlich und wortgetreu, nur mit Ausschluß der umfangreichen Exzerpte aus Werken der Wissenschaft und der schönen Literatur, der Öffentlichkeit übergebe, hat mein Vater keinerlei Aufzeichnungen über sich selbst und seinen Lebenslauf hinterlassen. In seinen letzten Jahren äußerte er zuweilen die Absicht, seine Memoiren zu schreiben, doch die ungeheure Arbeitslast, die immer auf ihm lag, und seine früh zerstörte Gesundheit vereitelten die Ausführung dieses und mancher anderen literarischen Pläne. Als er nach seinem Austritt aus dem Bürgerministerium zum erstenmal im Leben Muße gehabt hätte, sich ganz jenen geistigen Interessen zu widmen, die ihm von Jugend an die höchsten waren, da war es zu spät. Todkrank, taub und durch sein Kehlkopfleiden fast der Sprache beraubt, vermochte er sich infolge eines schlecht geheilten Schenkelbruches nur mit peinvoller Anstrengung vom Schreibtisch zum Bücherschrank zu schleppen. Dieses geduldig ertragene Martyrium währte nur wenige Monate. Am 9. Dezember 1870 starb mein Vater mit der Fassung eines Weisen.

Als Dr. J. N. Berger das vorliegende, sich kaum über zwei Jahre erstreckende Tagebuch begann, war er etwas über 26 Jahre alt. Daß er berufen sei, dereinst an der Neugestaltung Österreichs als Redner und Politiker bedeutsam mitzuwirken, ahnte er damals noch nicht. Knirschend verrichtete er tagsüber seinen Konzipientenfrondienst in einer Advokaturskanzlei, die Abende und einen Teil der Nacht verwendete er zu intensivster, unermüdlicher Arbeit an seiner Bildung. Auch das Tagebuch diente ihm eine Zeitlang als Werkzeug, um sein reiches Selbst zur vollendeten Persönlichkeit zu schmieden. Die Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen rechtfertigt sich selbst durch ihren Gehalt.

Eines erläuternden Kommentars bedürfen sie nicht. Obwohl mein Vater sie nur für sich selbst eilig niederschrieb, machen sie in ihrer kristallklaren, scharfkantigen Form den Eindruck eines sorgfältig ausgearbeiteten druckreifen Manuskriptes und prägen auch hierin die geistige Physiognomie ihres Verfassers aus, der, wie mir oft scheinen wollte, eines unklaren Gedankens oder eines logischen Versehens ebenso unfähig war, als er sich als Redner je versprach. Wer meinen Vater als Mann gekannt hat, wird die entscheidenden Züge seines Wesens in diesen Bekenntnissen aus seiner gärenden Jugendzeit wiederfinden: das beinahe unheimliche Überwiegen eines grandiosen Intellektes, in dessen grellem Licht die Dinge, die er bestrahlt, dazuliegen scheinen wie eine Steinlandschaft auf dem Mond, mit blendenden Lichtflächen und schwarzen Schattenkegeln, die schneidenden Umrisse durch kein Sfumato gelindert. Mit Vorliebe holte mein Vater seine Gleichnisse aus den kosmischen Phänomenen des Weltraumes. Ehe ihm das harte Leben die Juristerei aufnötigte, hatte er Astronom werden wollen, und noch in seinen späten Tagen, während er seinen Geist im Kampfe mit dem Knäuel von Problemen, der Österreich heißt, verbrauchte, blieb in ihm ein Heimweh nach der Astronomie lebendig, nach der Welt der Gestirne, die für ihn die Verkörperung reiner Vernunft und vollkommener Gesetzmäßigkeit war. Wenn ich in kalten, klaren Winternächten zum gestirnten Himmel aufblicke, weht es mich zuweilen an wie ein Gefühl seiner Nähe . . .

Unter gewaltigen Gärungen und Kämpfen ringt heute der österreichische Parlamentarismus nach Neugestaltung im Geiste einer geheimnisvollen Zukunft. Vielleicht dürfen in solcher Zeit diese Blätter auf verdoppeltes Interesse zählen, die den Schatten eines Mannes heraufbeschwören, der zu den klassischen Vertretern der Idee, welche den Parlamentarismus der Sechzigerjahre beseelte, zählen darf.

* * *

Wien, den 1. Dezember 1842.

Die Anlegung eines Tagebuches könnte wie Eitelkeit aussehen. Sagt sie doch oder scheint sie zu sagen, man halte seine Persönlichkeit für eine so bedeutende, daß ihre Gedanken, Taten und Erlebnisse die Aufbewahrung durch die Schrift verdienen. Allein für sich selbst ist jede Persönlichkeit eine kleine Welt, oder doch das Zentrum, auf welches jeder die übrige Welt zu beziehen liebt. Dann ist ja ein Tagebuch nur für den Schreiber bestimmt und eine verborgene Eitelkeit gegen sich selbst scheint keine mehr zu sein.

Doch das Tagebuch hat eine höhere Bedeutung. Die Gewissenhaftigkeit gegen sich selbst, die Rechenschaft, die sich jeder von seinem Leben gibt, ist eine mächtige Förderung der moralischen Veredlung. Die Gedanken, die in uns auftauchen und verloren gingen, erhalten sich, vielleicht künftig brauchbar. Nach Jahren finden wir in den flüchtigen Zeilen des Tages unsere Geschichte.

Mein Leben ist äußerlich so arm wie unsere Zeit. Ihre Kämpfe werden in den Geistern ausgefochten und auch in dem meinigen finde ich den Reflex, das Miniaturabbild des großen Kampfes, welcher die Kräfte des Jahrhunderts in Anspruch nimmt. Wenn ich also auch wenig erlebe, was als Ereignis überhaupt gewichtig wäre, so lebe ich doch das große Ereignis der Gesamtbestrebungen meiner Tage mit, und mir bleibt es immerhin wichtig, mir von dem Einflusse derselben auf mich stille Rechenschaft zu geben. Wenn ich des Abends in meine stille Klause trete und so ganz mir selbst gehöre, wenn die

zerknickten, verwelkten und eingesargten Hoffnungen aus ihrem Grabe auftauchen und ich dasitze unter den Kindern meiner jugendlichen Träume, dann will ich dich, meine treue Feder, sanft über das Papier gleiten lassen und noch einmal das Hoffnungsleben früherer Tage durchschwärmen. Wer auf sein eigenes Ich gewiesen, wem sein Ich der ganze Inhalt seines Lebens ist, der muß dieses arme und rauhe Ich bis auf den Grund des letzten Gedankenembryo kennen lernen.

Ich wollte schon vor mehreren Jahren meine Aufschreibungen beginnen. Leichtsinn oder Gründe, die ich mir noch nicht klar machte, haben mich stets davon abgehalten. Nun aber glaube ich jene Reife und Gediegenheit des Geistes erlangt zu haben, die mich von der Aussaat meiner Gedanken Früchte erwarten lassen. Und so trete der reife Vorsatz ins Leben. Ich will mich objektiv in mir selbst besitzen, da ich mich in keinem anderen Wesen, weder in Freundschaft noch in Liebe gefunden habe. Du aber, der du dereinst, wenn ich kalt geworden bin, diese Zeilen lesen wirst, bedenke, daß sie der Ausdruck eines Geistes sind, der einen langen Kampf mit sich selbst bestanden hat und gehe milde ins Gericht. Lerne aus meinen Irrtümern, und wenn ein guter Kern in mir ist, so wirst du die fleischliche Hülle entschuldigen.

2. Dezember 1842.

Ich kann meine heiligsten Gedanken selbst profanieren, wenn sie einer von denen angreift, die unseren Geist als ein armseliges Produkt aus einem physischen Prozeß der Materie herausgären lassen. Dr. Frankl, ein Feind aller idealistischen Ansichten und dennoch Dichter, ironisierte auf Hegel, als ich begeistert von der Größe seines Genius, von der Allmacht seiner Ideen sprach: „Und doch ist verdammt wenig Vernunft auf dieser Erde" sagte Frankl. „Vernunft genug, um mit Sicherheit einen Abtritt auf sie zu bauen", war meine Antwort. Das ist der Dämon der Ironie. Man muß in solchen Augenblicken glauben, ich sei meiner Überzeugung abtrünnig, ein rüder Materialist geworden.

* * *

Drei Selbstmorde sind geschehen. Ein armer Mann stürzte sich von der Bastei und stirbt erst zwei Stunden später unter fürchterlichen Schmerzen und mit den Worten: „O! nur nicht davonkommen, nicht davonkommen!" Ein reicher Kavalier, Graf Ugarte, wird vorgestern Generalmajor, soll gestern ein junges, schönes, gebildetes Mädchen von ganz neuem, niederem Adel zum Altar führen und jagt sich am Morgen vor der Hochzeit eine Kugel in das Herz. „Es ist verdammt wenig Vernunft auf dieser Erde!" Die arme Braut! Welcher Sturz von den höchsten Höhen weiblichen Glücks in den Abgrund der Verzweiflung! Und doch scheint mir die Tragödie des armen Mannes gewaltiger.

* * *

Wir sprachen gestern von Arroganz. Frankl bemerkte, er habe Arroganz nur bei wenigen, aber begabten Leuten gefunden. Wer im Bewußtsein von der Vernünftigkeit seines Verhaltens und des darin ausgeprägten Gedankens auf vorzügliche Geltung seines Ichs Anspruch macht oder doch wenigstens die Anmaßung fremder Einflüsse auf dasselbe zurückweist, ist nicht arrogant. Nur wer seine Kleinheit verkennt und sie als kategorischen Imperativ aufstellen, mit Nichtigkeit imponieren will, ist arrogant.

Man muß die eigene Zuversicht und die Arroganz wohl unterscheiden. Jene ist der Ausdruck inwohnender geistiger, charaktervoller Entschiedenheit; diese ist nur ein äußerer Schein, der den inneren mangelnden Gehalt ersetzen soll. Aber jede Erscheinung ist, wie schon ihr Wort zeigt, von dem sie belebenden Prinzipe durchleuchtet, und gar bald entdeckt man, ob das Licht von einer Sonne oder nur von einer matt flimmernden Nachtlampe ausstrahlt.

* * *

Man tadelt häufig an Geistern, die sich mehr mit großen, allgemeinen Interessen befassen, den Mangel an Empfänglichkeit für das bescheidene Einzelne, man wirft ihnen Gemütlosigkeit vor; auch mir. Allein die Selbstbejahung eines jeden Ich erfolgt ja ohnehin schon kraft des inwohnenden Egoismus, wozu noch eine überflüssige Hervorhebung? Nur wo der einzelne durch das Allgemeine hart leidet, wo das arrogante Allgemeine das bescheidene Ich kränkt, da ist das Gemüt edlerer, höher strebender Geister am Platze, die ihre Kräfte nicht am Atomistischen verschwenden dürfen. Der Kampf des Talentes mit dem durch die Verhältnisse verwehrten Berufe, das unterdrückte Recht, die geknechtete Freiheit der Gesinnung, das Schmachten unter dem Joche alter Vorurteile, soziale Mißtöne, die als Dissonanzen im Privatleben reflektieren, hier bewährt sich die vernünftige höhere hingebende Gemütlichkeit.

3. Dezember 1842.

An manchen Tagen ist der Mensch mehr rezeptiv oder höchstens nach Außen reagierend, als innerlich durch Gedankenschöpfung produktiv. So ist's mir heute. Warum? Ich habe gestern durch Hegels Phänomenologie zu viel Anregung erhalten, als daß ich sie schon überwunden haben sollte. Auch hindert die spezielle Versenkung in Geschäftstätigkeit das Aufkommen allgemeiner unabhängiger Gedanken. Es muß Sonntag im Geiste sein, wenn er reine, vom Alltagsleben losgelöste, himmlische Tätigkeit entwickeln soll.

* * *

Ich habe heute nacht über Christus nachgedacht. Er war wirklich der Erlöser der Menschen, aber nur dadurch, daß er zeigte, wie sich jeder selbst erlösen soll.

* * *

Dr. Heißler bemerkte gestern nur hingeworfen, der Philosoph müsse etwas Poesie in sich haben. Auch der Jurist, sage ich, denn der wahre Jurist soll durch und durch Philosoph sein, sonst ist er nur selbstischer Gesetzes- und Geschäftsknecht. Die Philosophie ist die Emanzipation der Jurisprudenz von hergebrachtem Vorurteile.

* * *

Leute, die eine allgemeinere, nach vielen Richtungen strebsame wissenschaftliche Tätigkeit nicht begreifen können, weil ihnen jener Zentralgesichtspunkt fehlt, von dem aus jene scheinbar zersplitterten Richtungen nur als Radien desselben Lichtpunktes, als Ausästungen aus demselben Stamme erscheinen, pflegen ihre, gleichsam ermahnenden Einwürfe gegen solche vielfache Bestrebungen unter Hinweisung auf den Beruf und die Berufsgeschäfte anzubringen. Die Berufsgeschäfte sind der Samum, der die Blumen echter Wissenschaften versengt, und nur Beschränktheit kann den Berufsgeschäften eine so weite

Ausdehnung geben wollen. Man tadelt mich, daß ich mich zu viel mit Philosophie, mit allgemeinen theoretischen Disziplinen und nicht ausschließlich mit den österreichischen Gesetzen und der Praxis befasse. Das Obige zeigt, was ich von diesem Tadel halte. Mein Geist gilt mir mehr, als mein Geschäft, ich will im Geschäfte nicht untergehen, sondern mich über es erheben.

4. Dezember 1842.

Schlummerlied.

Schlummre! Schlummre!
Nach dem Kampfe der Gedanken
In dein Heiligtum versenkt,
Wo kein Zweifeln, wo kein Wanken
Grausam deinen Frieden kränkt;
Wo der Geist auf klaren Wogen
Ruhig ob der Tiefe schwebt,
Wo noch rein und unerlogen
Das Geheimnis Gottes lebt.

Schlummre! Schlummre!
Nach so vielen Lebensträumen
Träume deinen letzten Traum!
Laß den Becher überschäumen!
Gib dem kühnsten Bilde Raum!
Wo der Flug des Dichters endet,
Wo der Schluß des Weisen zagt,
Sei dein Wille hingesendet,
Was unmöglich — sei gewagt!

Schlummre! Schlummre!
Es zerfällt die morsche Hülle,
Und es tagt die Ewigkeit;
Doch du schaust nicht ihre Fülle —
Dich verschlingt Unendlichkeit.
Seele! in das All verschwommen!
Lichtpunkt! in ein Meer getaucht —
Fünkchen! ausgeglüht, verglommen —
Geist! verweht und ausgehaucht! —

5. Dezember 1842.

Feuerbach in seinem „Wesen des Christentums“ weist oft nach, wie man die Behauptungen der Religion umkehren, das Subjekt zum Prädikate machen müßte, um die Wahrheit und ihr Geheimnis zu erhalten. Man erlebt dasselbe an den alltäglichsten Aussprüchen. Ich fuhr gestern abends in einem öffentlichen Wagen über das Glacis, auf welchem zahllose Lampen flimmerten, was einen freundlichen Anblick gewährte. Einer der Mitfahrenden machte die geistreiche Bemerkung: „So weit das Auge reicht, sieht man Licht“. „Umgekehrt, mein Freund, wäre es beinahe richtiger: so weit das Licht reicht, sieht das Auge.“

* * *

Schifferlied.

Mein Schifflein zieht in dunkler Nacht
So still und einsam fort,
Es glänzt kein Stern, kein Auge wacht,
Verstummt ist jedes Wort.

Die Wellen murmeln tief und hohl
Ein leises Schlummerlied,
Mir ist so weh, mir ist so wohl,
Als ob die Seele schied'.

Die Wellen brausen wild und laut
Herauf aus finsterm Grund,
Mir wird so todeskalt, mich graut
Der tiefe Wasserschlund.

Er gähnet mich so gierig an,
Das Schifflein stürzt hinab,
Es glättet sich die Wasserbahn,
Geschlossen ist das Grab.

Es schwellt so sehnsuchtsvoll herauf
Wie ferner Harfenklang,
Mein Schifflein schwebt hinab, hinauf,
Mir ist so wohl, so bang.

Mein Schifflein zieht in dunkler Nacht
So still und einsam fort,
Es glänzt kein Stern, kein Auge wacht,
Verstummt ist jedes Wort.

Und wieder treibt in dunkler Nacht
Das Schifflein hin und her,
Der Schiffer ist zu Ruh gebracht,
Es treibt das Schifflein leer.

Die Wellen murmeln tief und hohl
Ein leises Schlummerlied,
Der Schiffer schläft so weich und wohl
Und träumt: sein Schiff entflieht.

* * *

Ich bin meinem Vorsatze untreu geworden. Sechs Wochen wollte ich Marie nicht sehen, allein die dritte Woche schon fand mich wankend. Ich muß sie vergessen. Ich leide viele Tage, wenn ich sie wieder gesehen und erfahren habe, daß sie mich nie lieben wird. Sonderbar! Dies Mädchen, das keine unergründliche Seelentiefe hat, dieses Kind der Laune und des Augenblicks, des leichten Haschens nach Erfolg — wie konnte es mich so bestricken? Ich möchte nie ihr Geschick an das meinige ketten, sie versteht mich nicht, sie wäre unglücklich. Ein Mädchen soll nicht etwa mit dem Manne begeistert sein, allein es soll seine Begeisterung begreifen, sich ihr hingeben. Marie bezieht alles nur auf ihr liebes Ich, sie liebt mich nicht und wird auch schwerlich je einen andern lieben, sie ist der Liebe unfähig. Ob sie das Wort „Opfer" versteht? Ich zweifle.

* * *

Wie doch die düstern und resignierten, die philosophischen und poetischen Stimmungen abwechseln! Das ist die Dialektik der Psyche. Jeder Zustand wird durch den folgenden regiert und doch ist der folgende nur ein höheres Leben des früheren.

Warum kann ich keinen Freund finden? Mir wäre er so unendlich notwendig. So muß ich mich in mir selbst verzehren! Die Bücher sind auch ein schlechter Trost für das wirkliche Leben und die Feder zwar eine treue, aber manchmal doch gar zu geduldige, läßige Freundin.

6. Dezember 1842.

Dem Gewissen darf man nichts deduzieren wollen. Die Anschauung des Gewissens ist unfehlbarer als die mathematische, denn das Gewissen ist die ihrer selbst gewisse Vernunft. Natürlich muß man aber nicht auch die Unvernunft, welche die Erziehung häufig eingießt, für Vernunft ansehen.

* * *

Wenn man sich in philosophischen Studien zu weit von der Erde entfernt hat, ist es gut Reisebeschreibungen zu lesen, die plaudern uns ganz unmerklich und angenehm auf die verachtete Erde und in ihr gewöhnliches Leben zurück.

* * *

War es Ahnung, das mich ausgehen hieß, da ich doch um diese Stunde nie auszugehen pflege. Zum ersten Male sah ich Marie in der Stadt. Ihr Anblick frappierte mich und so wild ich zuvor gestimmt war, so elegisch bin ich es jetzt. Immer fallen mir jene Verse ein, die ich einst als Motto eines Briefes an sie schrieb:

All mein Sinnen, all mein Sehnen
Zieht mich ewig hin zu dir,
Doch die Welt scheint sich zu dehnen
Endlos zwischen dir und mir.

* * *

Jede geistige Beschäftigung, die bei Tage getrieben wird, nimmt ihre Färbung von der Witterung. Wer an einem grauen, traurigen, neblichen Novembertag Hegel zu studieren anfängt, dem wird Hegel und selbstmörderische Trostlosigkeit identisch sein. Darum ist das Studieren bei Nacht sozusagen das unparteiischeste, weil die Nacht selbst im allgemeinen indifferent ist und man zwischen seinen vier Wänden eingeschlossen, von der Welt und der Witterung abgeschlossen ist.

* * *

Um mich mit dem Leben auszusöhnen, müßte ich noch einmal den Weg durch den Mutterleib in die Familie und aus ihr in die Welt nehmen. Ich hatte keine Kindheit und keine Jugend, losgerissen von allen zärtlichen Banden wuchs ich auf und so bin ich ein voraussetzungsloser, auf mich selbst gewiesener, egoistisch in mich reflektierter Mensch geworden. Haltlos steh ich allein da, ohne eine schöne Vergangenheit, ohne alle Zukunft, in einer gärenden Gegenwart. Jeder Baum, der Früchte tragen soll, muß geblüht haben, ich habe keinen Blütentraum gehabt.

* * *

Es wurde gestern über die Manie, alles aus dem Griechischen und Lateinischen abzuleiten, gescherzt. Man erzählte verschiedene Anekdoten von Professoren. Einer leitete das böhmische »Jonak« von »Inachus«, ein anderer das deutsche „Fuchs" von αλωπεξ ab. Ich war mürrisch. Als ich dies erklärte, forderte man mich aus Scherz auf, mürrisch aus dem Lateinischen abzuleiten. „Mürrisch," sagte ich, „bezieht sich auf die Verdrießlichkeit über Kleinigkeiten und ist daher offenbar eine Zusammenziehung von minutae res." Der Spaß machte uns alle lachen.

* * *

Mein Tagebuch sieht sehr zerbröckelt aus. Es sind so viele Kleinigkeiten darin, lauter Splitter. Doch es soll ja auch kein Roman sein.

7. Dezember 1842.

Wenn man eine Arbeit recht ernstlich und redlich angreift, verliert man sich endlich ganz in ihr, man vergißt sich (sein Ich) und wird mit seinem Stoffe ganz identisch, man geht in ihm unter, vertieft sich in ihn. Hat man die größte Tiefe erreicht, so hat sich der Geist seiner selbst ganz entäußert. Nun aber fängt die rückschreitende, erhebende Bewegung an. Der Geist kommt aus dem Stoffe zu sich selbst, er steigt aus der Tiefe empor und verläßt endlich den zu seinem Werke gewordenen Stoff, um ihn als ein von sich verschiedenes anzuschauen. Allein, indem der Stoff Werk geworden ist, erscheint er doch noch vom eigenen schöpferischen Geiste beseelt, denn nur dieser ist es, welcher sich dem Stoffe eingebildet, in ihm gewirkt, die Spuren seiner Gesetze in ihm hinterlassen, ihn zum Werke gemacht hat. Der Geist weiß sich also nun zwar an sich, aber auch für

sich in seinem Werke, er weiß, daß dieses nur eine von ihm selbst durchseelte Erscheinung ist, und nur totes Sein, Stoff, nicht Werk wäre, wenn der Geist nicht darin lebte. Das ist die dialektische Methode — ihre Notwendigkeit und Wahrheit. Diese Dialektik betätigt sich auch in jedem Momente unseres Seelenlebens. Unser Geist ist wesentlich Gedanke, wir wissen ja von ihm nur, weil wir denken, er ist sich also seiner selbst nur durch sein Denken gewiß. In jedem Gedanken entäußert sich der Geist seiner selbst und ist dieser Gedanke. Aus diesem Gedanken kommt er zwar zu sich selbst als Geist, allein wieder nur, um neuer Gedanke zu werden. Der Gedanke also regiert den Geist, der Geist wieder den Gedanken und so fort. Der Geist also ist Gedanke, der Gedanke ist Geist oder es gibt keinen anderen Geist, als den Gedanken oder das Denken, als Bewegung der Gedanken.

Das Wesen einer jeden Erscheinung, dasjenige, wodurch sie Werk ist, ist somit nur der Geist. Die Erscheinung ist nur der Leib, der Geist ist die Seele des Werkes, welche in ihm als Gesetz lebt. So ist der Gedanke nur die Erscheinung, der in Worte verkörperte Leib des Geistes; dieser selbst ist die Seele des Gedankens und wirkt im Gedanken, im Denken als Gesetz, als dialektische Denknotwendigkeit. Das Nachdenken ist nur das Nocheinmaldenken des schon Gedachten. Wenn ich also über ein Ding nachdenke, so gehe ich nur noch einmal denselben Weg, welchen der Geist oder das mit ihm identische Denken schon gegangen ist, als er sich in diesem Dinge zur Erscheinung entwickelte. Das Nachdenken ist also die Entwicklung der Selbstbetätigung des Geistes in der Erscheinung und es erreicht seinen Ruhepunkt erst im Begriffe, als dem Endpunkte des Weges, welchen der Geist durch die ganze Erscheinung hindurch machen mußte. Zum Begriff also kommt das Denken erst am Ende der Bewegung des Geistes; dieses letzte Stadium der Bewegung des Geistes aber ist die vollendete Erscheinung, denn eben am Ende der Bewegung ist der Geist aus der Tiefe zu sich selbst gekommen, hat sein Werk vollendet. Die Erscheinung ist also nur aus der ganzen Bewegung des Geistes erklärbar, begreifbar und diese gesamte Bewegung also ist der Begriff.

* * *

Hegel hat wesentlich auf Schellingsche Prinzipien gebaut, ungefähr wie Krug auf Kant. Doch nein! Hegel ist mit Krug nur sehr uneigentlich vergleichbar. Kant hätte ohne alle Mühe, nur durch einige Verflachung, sehr leicht Krug sein können, Schelling aber nie Hegel. Schelling ist vorzugsweise Poet und man kann beinahe sagen, Schelling habe den Funken vom Himmel geholt und Hegel mit ihm eine Beleuchtung ausgeführt. Doch dies alles gilt nur von der älteren Philosophie Schellings.

* * *

Ein Artikel in der gestrigen „Allgemeinen Zeitung", „Die Theologie der Zukunft" überschrieben, sucht glaubhaft zu machen, daß noch eine Zeit kommen würde, wo die Resultate der Naturforschung mit den Lehren des Christentums übereinstimmen werden. Denn dermalen seien die Naturwissenschaften noch in einem untergeordneten Stadium der Entwicklung, wir kennen noch nicht die volle Wahrheit. Allein selbst mit der fraglichen Übereinstimmung wäre wenig gewonnen, nachdem die Spekulation einmal entschieden das Wesen jeder Religion als ein anthropologisches Phänomen aufgewiesen hat. Wohl wird Religion und Philosophie einst übereinstimmen oder vielmehr zusammenfallen, allein dann

wird von der Religion nur mehr soviel übrig sein, als in ihr als wahrhaft philosophischer Inhalt nachgewiesen werden kann.

* * *

Man sprach heute bei Tisch davon, daß Fr. v. K. ihre vierjährige Tochter jetzt lieber habe als zuvor, wo sie ihrem Söhnchen einen beinahe empfindlichen Vorzug in ihrer mütterlichen Liebe gab. B . . . . z bemerkte, Fr. v. K. hätte auch wirklich Grund, ihre Tochter mehr zu lieben, weil sie ihr mehr gleiche. Allein nicht das Gleiche liebt man, sondern das Ungleiche. Jeder sucht sich nämlich in der Liebe, sie sei welcher Art sie wolle, durch das ihm Fehlende zu ergänzen, liebt also den anderen gerade um desjenigen willen, was er selbst nicht hat. Übrigens ist aber bei der Liebe der Eltern zu ihren Kindern noch ein ganz anderes Moment zu berücksichtigen.

9. Dezember 1842.

Die breiten, zerflossenen, haltlosen Leute sind mir die ungenießbarsten, so gute Menschen sie auch sonst sein mögen. Ich liebe die gewissermaßen epigrammatisch, kurz und scharf, wenn auch herbe ausgeprägten Charaktere. Mit solchen läßt sich doch verkehren, man kommt doch bald wieder zu sich, während man sich in jenen ganz verliert und nie dahin kommt, die Gesichtspunkte wechselseitig zu fixieren. Es wundert mich darum gar nicht, daß ich mich mit Dr. Wiesner entzweit habe, wiewohl es mir leid tut, ihn vielleicht gekränkt zu haben.

* * *

In den düstersten, zukunftsbangen Stimmungen ist die Arbeit das beste Heilmittel. Denn eine düstere Stimmung ist eine Schwäche, die durch die Arbeit geheilt wird und gerade die Arbeit eröffnet einen freudigeren, ermutigenden Blick in die Zukunft.

* * *

Ich weiß in mir ebensoviel poetisches als spekulatives Element. Nur meine von Kindheit an auf mich selbst beschränkte Lebensweise hat dem letzten Elemente das Übergewicht verschafft.

10. Dezember 1842.

Ein trockener Prozeß höhlt mich so aus, daß ich mir wie der geometrische Raum öd' und leer vorkomme. O, ihr Glücklichen! denen es gegönnt ist, in heiterer Abwechslung der Wissenschaft und Kunst empfangenden und erzeugenden Genüssen zu leben oder lebendig in das volle, wirkliche Leben einzugreifen. Auf dem Papiere werden mir die Streitenden zu bloßen Figuren, für die ich keine Sympathie habe; die Führung des Prozesses, statt von der Gewalt des ewigen, göttlichen Rechtes beseelt und durchgeistigt zu sein, schrumpft zur dürren, leeren, geistlosen, mit Worten spielenden, langweiligen Dialektik herab. Mancher Gegenstand, der das Licht der Öffentlichkeit scheuen und es nicht wagen würde, vor ein Tribunal gebracht zu werden, muß mit vielem Aufwand von Verstand, auf vielen, vielen Bogen zerzerrt und zerfasert werden. Und das nennt ihr Jus! und das nennt ihr Rechtspflege! Wehe! daß es dahin gekommen ist, daß jeder Lump unter einem Advokaten eine Person versteht, die sich zur Durchführung seiner Kniffe und Ränke eigens ausgebildet hat! Wehe! daß diese schändliche Geschicklichkeit der Vertreter des Rechtes den Maßstab ihres Wertes abgibt. Wenn es ein Unglück ist,

sich einem Stande widmen zu müssen, der mit unseren Neigungen, unserem Berufe in Widerspruch steht, so muß man billig die Moralität eines jeden in Zweifel ziehen, der sich in unserem Advokatenstande behaglich fühlt, denn es ist unmöglich, daß er sittlichen Neigungen, einem höheren Berufe entspreche. In der Tat aber sind auch die Zufriedenen in diesem Stande meist nur dürre, seelen- und geistlose, niedrige Geldmäkler, die ihre Losung jüdisch berechnen und ihre Stellung nicht nach ihrem Zwecke, sondern nach ihren Einkünften beurteilen. Wohl ist der Advokat auf letztere auch gewiesen, allein er ist nicht da, um Einkünfte zu haben, sondern er muß Einkünfte haben, um als Advokat da zu sein — zu existieren.

* * *

Saphir hat sich wirklich erschöpft. Er ist langweilig, witzlos, albern geworden. Er wiederholt sich und ein wiedergekäuter Witz ist kein Witz mehr. Wenn er aber auf die Philosophen loszieht und den Gemeinplatz vorbringt, daß sie Nichts denken — so möchte ich ihm als eigene Kritik antworten, daß er ein Philosoph sei, wobei er noch das Kompliment in den Kauf bekäme, daß er doch früher gedacht haben müsse, weil man, um Nichts zu denken, schon etwas Seiendes erkannt haben muß, denn das Nichts ist nur der gedachte Gegensatz des Seins.

* * *

Unsere meisten Literaten schreiben nur um zu schreiben und dies scheint auch der richtige Begriff eines Literaten zu sein.

* * *

Wenn kleine Kinder eine fremde Sprache lernen, so wagen sie sich sogleich in ihren lebendigen, auf alle Dinge angewandten Gebrauch. Erwachsene hingegen sprechen zuerst gewöhnlich vom „Sprechen". Die Novizitdialoge im Französischen wimmeln von »parler«. Unsere jetzige Literatur muß, wenn diese Erscheinung eine Analogie zuläßt, noch sehr Anfängerin sein, weil sie fast nur von Literatur — vom »parler« — spricht. Alles wimmelt von literarhistorischen und dogmatischen, von kritischen und resumierenden Artikeln. Hundertmal wird dasselbe über Shakespeare und Goethe gesagt, jeder Rezensent, der sich eben erst mausert, schickt seinem ersten Artikel eine selbstgefällig und behaglich sich ergehende Literaturtheorie voraus. Auch die „literarischen Charaktere", dieser Kehricht aus den Papierkörben, spielen eine langweilig stereotype Rolle in der Tagesliteratur. Ekelhaft ist das Hypostasieren einer jeden unbedeutenden Persönlichkeit zur Trägerin des Zeitgeistes; das Herausdrehen angeblicher Kämpfe, das Kokettieren mit der Schönheit ihrer Seele und dergleichen Affektationen mehr. Dieses ganze Gewäsche ist nur die kraftlose Betätigung der Gedankenlosigkeit, der erschöpften Zeugungskraft, die nach unnatürlichem Reize gelüstet. Wahre Kritik ist ebenso stark und schaffend als die eigentliche Produktion, wahre Kritik hinkt nicht noch einmal lax und zerflossen den Weg des Werkes, sondern lichtet ihn für den Fortschritt. Wenn der Genius die Sonne ist, die ihre Strahlen zerstreut und zerfahren mit gigantischer Nachlässigkeit durch gewaltige Räume schleudert, so ist die Kritik das Brennglas, welches das zerfahrene Werk als Abbild des Genius in einem glänzend glühenden Punkte konzentriert und so die wilde ungebändigte, sich selbst verlierende Kraft dämmt und verdichtet.

* * *

Seit Goethe den Ausspruch tat: „Nur die Lumpe sind bescheiden", nimmt sich jeder Lump heraus, unbescheiden zu sein und so haben wir jetzt so viele unbescheidene Lumpe.

* * *

Arbeit ist das Gräfenberg der Seelenkrankheiten. Allein hätten wir nur auch schon einen Prießnitz, der den Leuten die Arbeit gehörig zu verschreiben verstände. Der wahre Weltschmerz ist ein transzendentales Übel, was ihn verursacht, ist hienieden nicht zu finden, seine Heilung liegt jenseits der Gedanken, ihm also nützt die Arbeit nichts. Nur jene kleineren Schmerzen, die von bestimmt bezeichneten Ursachen, von unglücklicher Liebe, unbefriedigter Sehnsucht, Isolierung, Verkennung, Unglück u. s. w. herrühren, finden in der Arbeit ein schmerzstillendes Mittel. Der wahre Weltschmerz ist das Heimweh des Geistes, eine dunkle, unendlich sehnsüchtig schwermütige Erinnerung eines makel- und schlackenlosen, unbeschränkten, im Universum aufgelösten Lebens. Für den Weltschmerz gibt es keinen Trost, keine Linderung, er ist sich selbst ein unendliches Bedürfnis. Der Weltschmerz ist die Romantik des Geistes. Ahnend und unbefriedigt zieht sie ihn immer weiter und weiter in die Ferne, nach einer Heimat, die er nie erreicht, an der er verzweifelt. Nur poetische Naturen können vom Weltschmerz ergriffen werden, nur in ihnen ist ein Kampf der Sehnsucht des Herzens mit den Schranken der Vernunft möglich. Der Philosoph verwandelt das Unbestimmte, ziellos Hinausschwärmende in ein Bestimmtes, er löst die Sehnsucht des Herzens in Bewußtsein auf, er erleuchtet die dunkeln Tiefen des Gemütes durch die Sonne der Spekulation und bleibt, wenn auch nicht befriedigt, doch ruhig, schmerzlos und in sich gesättigt.

12. Dezember 1842.

Der bloß geistreiche Mensch steht eben so sehr über dem bloßen Talente, als unter ihm. Über ihm, durch den größeren Reichtum, die Tiefe, Fülle und Kraft seiner Gedanken; unter ihm, durch den Mangel der Gestaltungsfähigkeit. Aus einem, einzigen guten Gedanken wird das Talent oft mehr und Wirksameres zu gestalten wissen, als der bloße Geist aus hundert ähnlichen. Das Genie scheint mir die intensivste Einheit von Geist und Talent zu sein; beide kulminieren in ihm; der Gedankenreichtum springt als vollendetes Werk ins Leben, als Minerva aus dem Haupte Jupiters.

* * *

Das Jahr wird bald zu Ende gehen, eine erwünschte Gelegenheit für Journalisten, um Artikel zu fabrizieren. Was ist ein Jahr? Ein bedeutender Abschnitt im Leben eines Menschen, ein Tropfen im Leben der Erde, ein fliegendes Sonnenstäubchen im Weltall, ein verschwindend Nichts in der Ewigkeit. Ein Erdenjahr! — eine Menschenerfindung, von der man eine kleine Spanne weiter im Sonnensystem nichts weiß. Ein Jahr — ein Einschnitt, den man in die strömenden Fluten der Zeit machen will, die Fluten wälzen sich darüber hin und spotten der Eitelkeit.

Doch der Mensch bedarf des Jahres. Die Ewigkeit ist eine geheimnisvolle Wüste, die schrankenlose Zeit eine Wildnis, das Jahr ist eine Oase, ist wohnlich, ist Kultur. Der Mensch braucht das Jahr und seine Tage, um an ihnen sein Schicksal, seine Freuden und seine Leiden, seine Begeisterung und Verzweiflung zu messen. Auf die Jahre überträgt der Mensch, was er selbst ist, sein Glück und Unglück, und so kalt und teilnahmslos, so

ewig gleich die Zeit ist, der Mensch hat doch glückliche und unglückliche Jahre. Alle Veränderungen gehen in der Zeit vor sich und doch ist gerade die Zeit die unbedingte Verneinung jeder Veränderung, sie ist ewig sich selbst gleich. Wer hat schon eine Zeit erfahren, die anders wäre, als eine andere Zeit, die eben gerade nichts mehr und nichts weniger wäre, als Zeit?

Wo auch der Mensch die Zeit anfassen will, sie entschlüpft ihm, er ist überall in ihr und doch nirgends. Jetzt, das ist der angefaßte Punkt der Zeit, und doch ist dieses Jetzt, indem ich es denke, schon nicht mehr, es ist ein anderes Jetzt geworden; das eben ist Jetzt, indem es ist, nicht mehr zu sein.

Die Zeit ist die lautlose Bewegung des Geistes, der spurlose Weg der Gedanken. Wer nicht denkt, für den steht die Zeit stille, er hat Langeweile, und um so schneller vergeht die Zeit, je rascher sich die Gedanken treiben. Niemand hat die Zeit unmittelbar gemessen. Die Bewegung im Raume ist das Maß der Zeit. Die Bewegung der Erde um die Sonne gibt das Jahr; die Umdrehung um ihre Achse den Tag. Unsere Uhren, was sind sie mehr, als bloße Analogien jener Bewegungen? Die Zeit ist nur in uns, in unseren Gedanken.

Oken sagt, der Raum ist gefrorene Zeit. Gewiß, denn erst im Raume taut die Zeit auf.

Nicht die Zeit, sondern der Mensch hat die Jahre gemacht. Ein Jahr ist darum für jeden Menschen eine andere Zeit, keiner denkt sich ein Jahr so lange als der andere. Was sich alle gleich denken, ist nicht die Zeit, sondern ihr gemachtes Maß, sein Umfangs- und sein Endpunkt. Was inzwischen liegt, die Zeiterfüllung — und nur sie macht die Zeit erkennbar — ist für jeden eine andere.

13. Dezember 1842.

Seit einigen Tagen beschleicht mich wieder der Gedanke an das Kloster. Wie wohl wäre mir, hätte ich alle Kämpfe, die mich von jenem Schritte abhielten, mit entschiedenem Mute überwunden! Ein Asyl hätte ich gefunden. Ruhig wären mir die Tage hingeflossen unter Denken und Genießen des Gedachten. Wohl wäre der Zwiespalt zwischen dem äußerlich zu betätigenden Glauben und dem sich innerlich als Unglauben verhaltenden Wissen zu überwinden gewesen. Doch dies wäre ein Leichtes und der Gewinn für mich ein im gewöhnlichen Leben unerreichbarer. Soll ich den Gedanken an eine Änderung meines Lebens ganz aufgeben? Wer weiß, wofür mich die Zukunft aufgespart hat? Eine wunderlich gemischte, bange und zuversichtliche Ahnung bemächtig sich meiner. Welche Wirklichkeit wird aus ihr entspringen?

14. Dezember 1842.

Mittlere Talente, von einer gewissen Naivetät des Blickes in die Welt, wagen sich eher mit ihren Werken an die Öffentlichkeit, als der Geist, dem das zu erreichende Ziel klar vorschwebt, der aber zugleich das Bewußtsein hat, es noch nicht erreicht zu haben. Nicht selten frägt man mich: Was schreiben Sie jetzt? als ob ich eben nur immer zu schreiben brauchte, als ob in mir selbst solche Unerschöpflichkeit wäre, die nur der Entfaltung bedürfte. Wieder andere machen mir mein vieles Studieren zum Vorwurf und meinen, ich täte besser, mich zu unterhalten und ohne Bücher nachzudenken. Wenn nur ihr Denken wirklich etwas Neues zutage brächte! Was hätte ein Mathematiker für ein

Verdienst, wenn er, ohne von Logarithmen etwas zu wissen, sie selbst entdeckte? Gewiß, er hätte seinen Scharfsinn umsonst verschwendet, der ihm reichlichere und wertvollere Früchte gebracht hätte, wenn er auf dem kürzesten Wege alle überwundenen Stadien der Wissenschaft sich eigen gemacht, d. h. wenn er studiert hätte. Freilich darf, wer die Lust des Produzierens genießen will und den Drang dazu in sich fühlt, nicht etwa warten, bis er seine Bildung vollendet haben würde; denn wer es mit seiner Bildung ehrlich meint, vollendet sie nie. Das Produzieren muß also parallel mit den Studien und Erlebnissen gehen und das jeweils Produzierte soll gleichsam die Blüte eines jeden Kulturstadiums bei dem einzelnen bezeichnen, ebenso, wie die Gesamtproduktion einer Zeit ihre Bildungsstufe repräsentiert oder vielmehr ihre Bildung selbst verkörpert ausdrückt.

15. Dezember 1842.

Ich sprach gestern mit Rank darüber, daß ich für das kleine Einzelne keinen Sinn oder wenigstens nicht die Geduld hätte. „Sie kommen mir," bemerkte Rank, „in ihrer aufs großartige gerichteten Allgemeinheit vor, wie einer, der von einer Bergspitze auf die andere greift, während ich mich in das Stille, Heimliche der dazwischen liegenden Täler versenke." — „Jawohl!" erwiderte ich, „darum breche ich nur Eiszapfen ab, wo Ihnen Blumen in der Hand bleiben."

* * *

Das Jahr 1842 war überaus reich an Ereignissen von allgemeiner Wichtigkeit. Der Brand von Hamburg, Steyr, Liverpool und Kasan; die Katastrophe auf der Versailler Bahn, das Erdbeben auf Haiti; der Sturz des Herzogs von Orleans; der Untergang des Dampfschiffes „Ätna" und des Linienschiffes „Ingermannland", der beschlossene Ausbau des Kölner Domes, die Milderung der Zensur in Preußen, die Vollendung der Walhalla, Schellings neue Vorlesungen in Berlin, die Öffnung Chinas, die serbischen, walachischen und Barzeloneser Wirren — welches Jahr hat wohl so viele Ereignisse geboren? Es wäre interessant, dieselben in einem gewissen humoristisch-ironisch-ernsten Zusammenhang zu gruppieren; es gäbe eine hübsche Broschüre ab. Vergessen habe ich noch die Niederlage der Engländer in Afghanistan.

16. Dezember 1842.

So viele Menschen ich auch kenne, am besten spreche ich mit mir selbst. Jeder hält sich für ein Ideal und will, man soll sich nach ihm richten und gestalten. Vorzüglich hat Frankl diesen Fehler. Aus andern sieht das Streben, mich zu benützen, zu deutlich heraus, als daß ich nicht eine Abneigung gegen sie empfinden sollte. Ich darf mir das eigene Zeugnis geben, ich benütze niemand. Ich lasse jeden gewähren und kümmere mich nicht um ihn, so lange er nicht in meine Sphäre eingreift. Natürlich! wer mir in dieser unangenehm ist, den suche ich von mir zu entfernen. Freilich bin ich darum oft rauh und unliebsam und Frankl hat mir auch den bestimmten Vorwurf gemacht, ich lasse das Individuum nicht gelten. Allein, dies ist nur dann wahr, wenn sich ein Individuum mit mir in Verhältnis setzen, ich aber ein solches Verhältnis nicht haben will. Im allgemeinen achte ich aber wirklich die Gattung höher, als die einzelnen. Darum sind mir meine vier Wände und meine Bücher das Liebste und darum würde ich auch am besten für eine Lehrkanzel taugen, denn hier habe ich die Menschheit, nicht die einzelnen, die Wissenschaft, nicht das Lernen vor mir.

Fortsetzung folgt.

Geschichte von Amenold und Ilsmut.

Von Max Mell.

Ilsmut kauerte, halb kniend, unter einer Föhre und sah hinauf, denn sie hatte oben einen Buntspecht entdeckt. Er lief eilig den Stamm hinauf; als er an die Stelle kam, wo die Rinde sonnenbeschienen war, leuchtete sein Gefieder rot, weiß und schwarz auf und das gefiel Ilsmut so gut, daß sie leise lachte. Der Specht begann zu klopfen, und es hallte hinaus in die Sommerabendstille. Dann lief er eilig auf die andere Seite des Stammes und schaute nach; Ilsmut sah seinen flachen Kopf mit dem geraden Schnabel hinter dem Stamm herausgucken. Sie wußte, daß er nachsah, ob die Tierchen nicht auf der anderen Seite herauskröchen und sich davon machten, um nicht dem Specht zu verfallen, aber das war ihm längst bekannt. Sie verstanden das Klopfen des Schicksals und suchten ihm zu entgehen, um ihm desto sicherer zu verfallen. So listig waren sie, und so mächtig war der Specht. Dies dachte Ilsmut, und so zu denken hatte sie von Amenold gelernt. „Amenold, ich liebe dich; Amenold, ich denke genau so wie du; wie glücklich macht mich das! Und wie viel weiß ich dadurch!" Sie sah in den Wald, wo die Stämme sich hinter der einen großen Föhre dichter schlossen und längere Schatten auf die kleine Lichtung warfen.

Der Wald hatte kein Ende rings um sie; wohin sie auch hätte gehen wollen, sie wäre früher ermüdet als der Wald. Und überall war es gleich, dieselbe Stille, derselbe Moosboden, in dem man fast versank, dasselbe Knacken der morschen Zweige; und nur das Licht wechselte, und auch das, wenn man ihm zusah, kaum merklich. Es verschoben sich eben ganz langsam die Sonnenflecken, und wenn sie am Stamm waren, gab es ihnen später einen Ruck und sie lagen ins Moos gefallen da und starben dort ab. Und man konnte Lebendes nur sehen, wenn man ins Moos sah oder einen Polster aufhob; und auch da war oft nur eine schwarze Kühle, in der eine einsame große Ameise verwirrt und aufgeregt davonhastete. Oder man sah ins Gebüsch und suchte die Vögel zu belauschen; und wenn man ein Nest fand, das so vollgepfropft war mit kleinen grauslichen Jungen, daß es kein leeres Fleckchen drin gab, so war es am besten, nur über sie zu lachen und sie nicht anzurühren; denn die Alten merken das, bleiben aus, und die Jungen verkommen, und niemand, niemand auf der Welt kann ihnen helfen; es war zum Weinen. Und dennoch hatten die Alten recht.

Menschenstimmen hörte Ilsmut fast nicht mehr; höchstens wenn sie mit Amenold sprach, und auch das taten sie nur leise und hörten allmählich auf, denn sie verstanden sich auch so. Dafür hatte sich Ilsmut ertappt, wie sie sich angewöhnte, mit sich selbst zu reden, wenn sie allein war.

Sie war eine Königstochter, die man von einer Insel in dieses große Land gebracht hatte; sie sollte einem alten König angehören, aber sie liebte bald den jungen Amenold, und das mußte geschehen, denn sie hatten zusammen einen Liebestrank getrunken, der sie aneinander kettete und Ilsmut zwang, sich dem Amenold zu ergeben, auch wenn sie es nicht hätte wollen. Aber sie hatte es wollen, und sie sagte sich manchmal, der Liebestrank wäre wertlos gewesen, sie hätten seiner nicht bedurft; und doch ehrte sie seine zauberhafte Macht. Und so kam die Entdeckung und die Schande, in einer halben Stunde war die Welt verwandelt; der alte König hatte die beiden zu lieb, als daß er sie, wie

alle rieten, getötet hätte, und so ließ er sie in die Verbannung jagen, fortjagen wie Tiere, in den Wald, und hatte selbst geweint dabei, und so hatte ihn das Schluchzen gestoßen, daß der große Diamant in seiner Krone klapperte, denn er saß etwas lose.

Nun lebten sie schon lange im Wald; wie lange, wußten sie nicht genau, denn die Tage waren einander ganz gleich. Aber wann es Sonntag war, glaubte Ilsmut zu merken, sie hätte das von Kindheit an im Gefühl, sagte sie; und sie zähle ganz bestimmt nicht, denn das hatte ihr Amenold verboten. Übrigens häuften sich die Sonntage, weil es Ilsmut oft und oft feierlich und froh zumute war.

Der Wald aber zählte, und sagte, es ginge gegen den Herbst. Sie lebten von dem Wild, das Amenold erlegte, aber es kam oft vor, daß sie hungrig blieben, denn mit dem Schwert konnte er das flüchtige Getier nicht erreichen, die Schlingen blieben oft leer, und die Geschosse seines roh verfertigten Bogens töteten das Wild oft nicht. Sie hatten sich unter einem Felsen ein Lager gemacht und ein Dach darüber; das waren die schönsten Tage gewesen, so lang sie an den Wänden aus Zweigen und Moosen gearbeitet hatten, und nun hatten sie ja eine kleine luftige Hütte. Ilsmut liebte sie.

Auf einem Stein, der ganz glatt gescheuert war, lagen in der Hütte die Sachen, die Ilsmut bei sich gehabt hatte in der Tasche, als man sie fortjagte. Es war eine kleine silberne Schere, ein seidenes Tüchelchen, das einmal nach Rosen geduftet hatte, und drei Goldstücke, die sie dem alten Torwart versprochen hatte, aber nicht mehr geben konnte. Es drückte sie, daß sie ihms noch schuldig war. Dann rote Wolle ein Knäulchen; ein Stückchen Zucker, das sie nie verzehren mochte; und in der Tasche behielt sie bloß ein kleines Fläschchen mit Gift, das sie Amenold nicht zeigen mochte; sie hatte es immer bei sich und freute sich, ein Geheimnis vor ihm zu haben.

Nicht weit von der Hütte war ein Bach, um den herum ein Gewirr von Haselbüschen emporgeschossen war; dort pflegte sich Ilsmut zu waschen, und sie wusch dort auch ihr Hemd und ihr Kleid, sobald Amenold auf die Jagd gegangen war. Aber das Gewebe hatte sich schon allenthalben ausgeweitet und war durchsichtig geworden; das Rot des Kleides war blaß geworden und die Goldfäden, mit denen es durchwirkt war, waren rostig und standen oft durchgerissen heraus. Vom Saum des Kleides war schon ein Stückchen herausgerissen, der Nacken und die Brust schimmerten durch das gelockerte Gewebe. Das war alles, was sie am Leibe hatte, denn als sie ertappt wurden, hatte sie nicht Zeit gehabt, mehr als dieses umzuwerfen. Und die silbernen Schuhe waren ohne Glanz, aus dem rechten sahen die Zehen heraus. Den goldenen Kamm aus dem Haar hatte sie im Wald verloren. Daß sie selbst sehr blaß und verhungert aussah, das hatte ihr das eilige Spiegelbild des Baches verschwiegen.

Gerade als sie bemerkte, daß der Specht nicht mehr klopfte, kam Amenold. Er hatte nichts erlegt, und sie mußten sich von den Brombeeren sättigen, die Ilsmut gesucht hatte; ihr ganzer Leib war noch zerstochen davon. Als nun Amenold gegessen hatte, sahen sie sich lange an. Er war braun und stark, und seine Arme schienen große Kraft zu haben; auch seine Kleidung war zerfetzt, die Lederriemen abgewetzt, und nur das Schwert schien unverletzt. Wie sie ihm so in die Augen sah, schlug er plötzlich die Hände vor die Augen und weinte.

Ilsmut erschrak, denn das kannte sie nicht an ihm. Sie setzte sich dicht an ihn, drängte sich neben ihn, hielt ihr Antlitz über seine Schulter. Er wehrte ab und sprach dann das erste Wort, seit er zurückgekommen war. Er redete leise und verzweifelt. Unerhört hätte

er sie betrogen. Er hätte sie niemals geliebt und das Elend, das ihr zarter Körper nun um seinetwillen erduldete, sei eine Schmach für sie beide. Wie er so daran herumredete, spürte sie gleich ihr Herz stärker schlagen und wußte, daß nun das große Unglück käme: und während sie lächelnd, siegesgewiß antwortete: „Das ist nicht möglich, denn der Liebestrank . . .", spürte sie, daß sie es nicht anders machte mit diesen Worten, als die Tiere, die dem Specht entgehen wollen, und wußte genau, daß seine Antwort alles zerstören müßte. Und so hörte sie denn auch, daß er an den Liebestrank nicht glaubte; er wüßte von sich bestimmt, daß er sie nur genommen hätte, weil er stolz war, eine Königin zur Geliebten zu haben, und wenn es entdeckt wurde, so war er nur selbst schuld daran, weil er in seiner Eitelkeit kein Geheimnis daraus gemacht hätte. Und noch zuletzt hätte es ihn mit Stolz erfüllt, daß tausend Augen ihnen nachschauten, wie sie zusammen fortgejagt wurden. „So war ich dir nicht besser als eine . . ." sagte sie tonlos und glitt an die laut aufraschelnde Wand der Hütte. Sie ließ sich von ihm nicht stützen, legte die Stirne in die Hand und sprach nichts, als: „Es ist gut. Geh." Er kauerte sich aber in einen Winkel der Hütte. Von dem Felsen ging eine Kälte aus und Ilsmut schauerte zusammen. Auf dem Stein lag ein letztes Sonnenfleckchen auf der roten Wolle. Wozu denn, wozu denn! Eine Spinne baumelte darüber in der Luft, ohne daß man ihren Faden sah. Der Abendwind ging vorüber.

Dann fing Amenold zu bitten an. Er wollte nun endlich aus dem Walde heraus und flehte, sich ihre Gnade dadurch verdienen zu dürfen, daß er sie mit allen Opfern zu den Ihrigen zurückbrächte. Für ihn fände sich wohl irgendwo ein Platz auf dieser weiten Welt, wo er kämpfen und siegen könnte. In den letzten Worten lag eine verhaltene Leidenschaft und Ilsmut verstand ihn. Vielleicht dauerte der Zauber des Trankes nicht immer und bei ihm war er aus; sie entsann sich, daß sie auch wirklich mehr als er getrunken hätte. Er war sehr süß gewesen und ihre Scham über ihre Gier war übergroß. Amenold war der Untätigkeit müde, er war jung und brauchte Leben und Menschen. Sie war ihm zur Last; mit ihr käme er nie aus diesem Wald, ohne sie aber leicht. Und vielleicht hatte er schon heute auf der Jagd einen Weg ins Leben gefunden; wie sie das überdachte, schien es ihr sogar ganz gewiß. Man brauchte nur am Bach entlang zu gehen, dann kam man an einen Fluß, von diesem zu einem Strom oder See und daran haben die Menschen ihre Häuser gebaut und große starke Schiffe voll Soldaten liegen im Hafen, und die Fahnen auf den Masten knattern und die Lanzenspitzen blitzen prachtvoll: wie wunderbar, feindliche Ansiedlungen niederbrennen zu können, den Erschlagenen kostbare Rüstungen abzuziehen und ihre Weiber, die das Weinen schön macht, ins Schiff zu schleppen: am Arm packt sie die eiserne Faust, und so wollen sie berührt werden, so sind sie schon gewonnen. Laut mußte Ilsmut sprechen, weil sie das so dachte: „Geh allein. Geh." Und dann brach sie in wilde Tränen aus, denn sie erkannte, daß sie dieselben Gedanken hatte wie er und wußte, wie er das weiche Fleisch des Weiberarmes schon durch den Eisenhandschuh spürte. Trösten wollte er sie, beruhigen. „Ich will dich nicht mehr sehen, ich hasse dich!" rief sie. Da ging er und hatte schon die Hand am Griffe des Schwertes.

Wundervoll war diese Gebärde, sie dachte daran, legte sich auf den Boden und blieb unbeweglich.

Als er auf den Hügel kam, wo es eine kleine Lichtung gab, blieb er stehen. Er sah die Wälder vor sich, endlos die Kronen der Bäume aufgehäuft. Darüber war nichts als

der hellblaue Abendhimmel. Die Mondsichel stand weiß darin. Darunter zitterte ein Stern, als wäre er eine Spinne, die sich vom Mond herabgelassen hätte. Der Wind war halblaut in den Kronen der Bäume, er ging unruhig herum, als fröre ihn im herannahenden Herbst. Etwas klang wie ein Schluchzen. Eine rundliche Wolke im Westen klebte am Himmel wie eine Assel an einem Stein, wenn man ihn aufhebt. Amenold ermannte sich und ging weiter. Der Wald nahm ihn wieder auf; aber er konnte nicht mehr gut gehen. Es fiel ihm ein, daß es ungeschickt war, am Abend aufzubrechen. Am frühen Morgen war die Zeit dafür, alle Ritter sind das gewohnt. Er kehrte um und wollte noch einmal zu Hause schlafen. Ilsmut wollte er nicht anrühren. Zwar: morgen früh wäre er um so viel weiter, wenn er nicht umkehrte. Er stand wieder auf dem Hügel. Der Himmel war um einen Schatten dunkler, der Mond trat stärker hervor, der Stern schien im Winde zu schaukeln. Im Westen waren langgezogene Wolken von einer widrigen Färbung, als ob sie verfaulten. Es würgte ihn etwas in seiner Kehle. Er spürte die Schatten fallen. Der Wald sank zusammen wie ein Aschenhaufen, die große Föhre hob sich wie abgebrannt in den Himmel, kläglich mit ihren wenigen Zweigen. Amenold eilte zur Hütte.

Ilsmut hatte, ohne sich zu rühren, das Fläschchen an den Mund gesetzt. „Ich traue dir nicht weniger als dem Liebestrank," sagte sie und trank: sonderbar, beide Säfte hatten ja den gleichen Geschmack. Eine plötzliche Scham hinderte sie, das Fläschchen zu leeren. Amenold sah sie in der Dämmerung liegen; es kam ihm vor, als vergehe und zerfiele sie schon; alles an ihr schien so dünn und zerbrechlich. Ein Nachtvogel mit schleppenden gerollten Schwanzfedern hatte sich auf unbegreifliche Weise in die Hütte verirrt und stieß klagende Rufe aus. Dies erschreckte Amenold so, daß er nach ihren Händen griff und das Fläschchen fand: er erriet, eine dumpfe Verzweiflung verdunkelte ihm die Sinne und er trank den Rest aus. Er schmeckte bitter. „Du glaubst ja auch an diesen Trank nicht," sagte sie, und da überfiel ihn wahnsinnige Reue, daß er es getan hatte. Bis jetzt hatte er gelebt und jetzt sollte es aus sein. Niemand kann das fassen. Kalter Schweiß brach aus seiner Stirne. „Doch, ich glaube an ihn," stammelte er. „Dann lege das Schwert", sagte sie sterbend, „dein Schwert zwischen uns." Er gehorchte. Und dann wurde kein Wort mehr gesprochen in diesem Walde.

Bemerkungen.

Von Arthur Schnitzler.

Es gibt nur wenige Menschen, die dem wahren Egoisten antipathisch sind: diejenigen, die er beinahe lieben könnte.

*

Solidarität der Bestrebungen knüpft euch mit Bindfäden, Solidarität der Schicksale schnürt euch mit Stricken, Solidarität der Verantwortungen schmiedet euch mit Ketten aneinander.

*

Es als Tugend auszurufen, daß sich Menschen zusammengehörig fühlen — das war der geniale Einfall eines Mächtigen, der eine Garde brauchte.

*

Wenn der Haß feige ist, geht er maskiert in Gesellschaft und nennt sich Gerechtigkeit.

*

Leute, die immer die Gescheiteren sein wollen, sind genötigt, an diese ununterbrochene Mühe so viel Intensität des Verstandes zu wenden, daß sie am Ende meistens die Dümmeren gewesen sind.

*

Die jämmerlichsten Patrone sind immer die, deren Vornehmheit gerade so weit geht, daß sie ihnen noch keine Kosten verursacht und deren Mut gerade so groß ist, daß ihnen noch nichts geschehen kann.

*

Hast du die innere Abgeschlossenheit errungen, in jedem Augenblick zum Tod bereit zu sein, dann bist du auch innerlich so reich geworden, daß du in der Ewigkeit keine leere Stunde zu fürchten hast.

*

Schüttle ein Aphorisma, so fällt eine Lüge heraus und eine Banalität bleibt übrig.

Die Uhr.

Über mir dein Pendelschlag,
— Ticktack, ticktack —
Wieder graut ein Lebenstag
— Ticktack, ticktack —
Schleppend, wie mit schwerem Kran,
Reiht er seine Stunden an,
Glücklos, freudlos.

Abendruf der Fröhlichkeit
— Ticktack, ticktack —
Warst du meiner Knabenzeit
— Ticktack, ticktack —
Lag ich horchend unter dir,
Wußt' ich jeden Schutz bei mir,
Achtsam, ruhsam.

Aus dem öden Trauerhaus
— Ticktack, ticktack —
Trug ich dann nur dich hinaus
— Ticktack, ticktack —
Hattest lieben mich gelehrt,
Was ein Kind zumeist entbehrt:
Vater, Mutter!

Nächtens in der Stube leis
— Ticktack, ticktack —
Sangst du lichter Tage Preis
— Ticktack, ticktack —
Und den Kämpfer, leidvertraut,
Grüßten mit dem Jugendlaut
Heimat, Frieden.

Nun, du müder Pendelschlag,
— Ticktack, ticktack —
Harr' ich wach oft auf den Tag
— Ticktack, ticktack —
Schleppend, wie mit schwerem Kran,
Reiht er seine Stunden an,
Glücklos, freudlos! . . .

Friedrich Beck.

Aus den Urtiefen der Poesie.

Von Anton E. Schönbach.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat aus den Mitteln der Treitl-Stiftung eine Expedition nach Südarabien ausgerüstet, die 1898/99 stattfand und deren mannigfache Ergebnisse, in einer Reihe von Bänden verarbeitet, allmählich an die Öffentlichkeit treten. Zwei stattliche Quartanten daraus tragen die Überschrift: „Die Mehri- und Sokori-Sprache" und enthalten Texte, die im ersten Bande (1902) aus beiden Sprachen, im zweiten (1905) nur aus der von Sokotra geschöpft und durch den vielverdienten Orientalisten der Wiener Universität, Hofrat Professor Dr. David Heinrich Müller, aufgezeichnet, übersetzt, mit Anmerkungen und Inhaltsverzeichnissen versehen, also wissenschaftlich erstellt worden sind. Diese Bände bilden den vierten und sechsten der Publikationen der „Südarabischen Expedition", die bei Alfred Hölder in Wien erscheinen, und zwar in einer Ausstattung, welche sowohl dem Institute, von dem sie ausgehen, als dem Zwecke, dem sie dienen, zur Ehre gereicht.

Nun wäre sofort mit Recht die Frage aufzuwerfen, wie jemand aus dem Fache der deutschen Philologie, ja sogar — näher bezeichnet — ein Vertreter der altdeutschen Studien, der sein Leben darauf wendet, sich mit dem Geistesleben Deutschlands im Mittelalter zu beschäftigen, dazu kommt, über ein Werk dieser Art öffentlich nach dem Worte zu greifen. Und da sei denn sofort einbekannt, daß der Schreiber dieser Zeilen mit den semitischen Sprachen, aus welchen die von D. H. Müller herausgegebenen Texte stammen, völlig unvertraut, daß er ganz unfähig ist, die Edition, ihre Grundsätze und deren Durchführung irgendwie zu beurteilen, und daß einzig und allein das Interesse, welches der Inhalt dieser Texte hervorruft, ihm einen Freibrief für das Wagnis einer Besprechung verschaffen kann.

Dieses Interesse ist allerdings sehr lebhaft. Zwar fällt die weitaus größere Masse der Texte dieser beiden Bände für mich ganz außer Betracht, nämlich die Übersetzungen biblischer Stücke und aus dem Arabischen, nicht minder die Originalüberlieferungen, in denen Erzählungsstoffe dargestellt werden. Diese gehören der Weltliteratur von Märchen und Novellen an; für die Stücke des ersten Bandes hat der Herausgeber bereits sachkundig die Verknüpfungen mit dem internationalen Vorrat von Stoffen aufgezeigt, und auch, was der zweite Band an ungemein lehrreichen, durch lokale Umstände und Inszenierung bewirkten Varianten bekannter und verbreiteter Geschichten darbietet, wird gewiß bald ausgebeutet werden. Vielmehr beschränkt sich das poetische Material, für welches ich hier die Teilnahme weiterer Kreise aufrufen möchte, auf die „Gedichte und Sprüche", die der erste Band Seite 162—188 enthält, und auf die 746 „Gedichte", die sich im zweiten Bande Seite 154—358 finden. D. H. Müller hat die erste Gruppe auf seiner südarabischen Reise selbst aus dem Munde der Eingeborenen niedergeschrieben, die zweite, ungleich größere und wertvollere, jedoch nach den Mitteilungen eines Fischers aus Sokotra aufgezeichnet, der während der Jahre 1902 und 1903 eigens nach Wien gebracht worden war, um sich die Fülle der von ihm gedächtnismäßig festgehaltenen, einfachsten Volkspoesie abhören zu lassen.

Auf allen Gebieten des Studiums der Volksüberlieferung strebt man heute danach, das Gut, welches uns aus der Vergangenheit der modernen Kulturnationen überkommen

ist, herauf bis zur unmittelbaren Gegenwart, durch das Sammeln noch lebenden Stoffes aus dem Munde solcher Völker zu ergänzen, die sich jetzt noch auf tieferen Kulturstufen befinden, und zwar herab bis zu den sogenannten Naturvölkern, deren es freilich im engeren Sinne des Wortes keine mehr gibt. Durch das Beibringen von Stoffen, Formen und Gestaltungen, die sich noch gegenwärtig in voller Kraft des Zeugens entwickeln, will man die Vergleichung ermöglichen mit dem Gange der Entwicklung, den das alte Europa und Asien eingeschlagen hat: Dunkles soll erhellt, Lückenhaftes ergänzt, Altes besser verstanden werden, wenn man das Lebende neben das Abgestorbene stellen kann, wie denn auch die ausgestorbene Tierwelt der Vorzeit, die als Skelett und in Stein gebettet an uns kommt, und die lebendige Fauna der Gegenwart sich wechselseitig bedingen und erklären. So ist z. B., vornehmlich durch englische und französische Forscher, denen deutsche folgten, während des jüngsten Jahrzehntes der Horizont der vergleichenden Mythologie unendlich weiter geworden, als die Schöpfer dieser Wissenschaft ihn noch vor wenigen Dezennien zu umschreiben vermochten. Einzelne Sagen und ganze Kreise, Götterkulte und die mit ihnen verbundenen Mythen stellen sich uns jetzt nicht mehr als isolierte Erscheinungen dar, die nur eingeengt durch bestimmte historische Bedingnisse sich entwickelten; eine geradezu erstaunliche Masse von parallelen und analogen Motivgruppen taucht aus der Volksüberlieferung auf allen Teilen der Erde und aus allen Zeitläuften empor und zwingt uns, statt wie bisher uns um das Verständnis der geschichtlichen Phänomene für sich zu bemühen, auch dazu, daß wir entweder weitgreifende Zusammenhänge annehmen oder nach Gesetzen suchen, denen ein Aufbau von Mythenschichten sich fügt, der sich an den verschiedensten Punkten unserer Welt bei ungefähr gleichen Umständen in ungefähr gleicher Weise vollzieht. Wir sind bei diesen Bestrebungen noch nicht sehr weit gekommen, es herrscht einstweilen mehr Wirrsal als Ordnung und es droht die Gefahr, daß bei diesen Forschungen, die sich schon über Sitten und Gebräuche, über das Recht und alle der Überlieferung teilhaften Formen des Kulturlebens erstrecken, die festen Punkte zu früh aufgegeben und zu rasch auf einen Ozean unüberschaubaren Materiales hinausgesteuert wird, auf dem es an Landmarken und Schiffssignalen, an Baken und Leuchtfeuern noch gänzlich gebricht. Erst Verzeichnisse und Übersichten des Vorhandenen, dann eine vollständige statistische Aufnahme, Ordnung und Kritik können uns Sicherheit verleihen und die Vergleichung sowie das daraus aufgehende Deuten der Mythen vor Zufall und Willkür beschützen.

Für die Poetik, die Lehre von der Dichtkunst, hatte Wilhelm Scherer innerhalb seiner letzten Jahre solche Fundamente weitesten Umfanges zu schaffen getrachtet. Er war sich darüber klar geworden, daß über das Wesen und Wirken der Poesie die bisher gepflegte Ästhetik befriedigende Aufschlüsse uns nicht gewähren könne, und er wünschte, nicht bloß die poetische Überlieferung der Vergangenheit aller Völker und Zeiten einer Prüfung zu unterwerfen, er wollte auch aus der immer wieder sich gebärenden Dichtung der Völker in einfachen Kulturzuständen das Material zur Vergleichung und Beurteilung herbeigebracht wissen. Die Poetik, wie er sie sich vorstellte, sollte mit einer Durchdringung historischer und naturwissenschaftlicher Methoden arbeiten, sie sollte sozusagen das Experiment mit dem philologischen Studium der Texte vereinen. Es mag immerhin noch eine offene Frage bleiben, inwiefern die Grundzüge der „Poetik", welche aus Wilhelm Scherers Nachlaß 1888 veröffentlicht wurden, geeignet scheinen, eine evolutionistische

Ästhetik zu begründen, ferner ob diese überhaupt noch in das Arbeitsfeld der Philologie einbezogen oder ob nicht die neue Rodung auch besser einer neu zu definierenden Disziplin überlassen werde, jedesfalls muß jede neue Masse wissenschaftlich gesicherten Materials lebender Volkspoesie, besonders aus Ländern, die bis jetzt nichts Brauchbares aufwiesen, dankbare Aufnahme finden.

Und damit gelange ich auf den Punkt, von welchem meine Beschäftigung mit den von D. H. Müller publizierten Texten unserer südarabischen Expedition ausging. In den bezeichneten Abschnitten der beiden Bände wird ein merkwürdig reiches und mannigfaches Material für die Entwicklungsgeschichte der Poesie mit bequemer Zurichtung aufgespeichert. Die Insel Sokotra, an Größe vielleicht der Rheinpfalz oder dem Großherzogtum Oldenburg vergleichbar, liegt etwa 330 Kilometer von der Küste Südarabiens entfernt, vor der Öffnung des arabischen Meerbusens, auf dem Wege nach dem Persischen Golf und an der Seestraße nach Indien. Im XIX. Jahrhundert eine Zeitlang von den Engländern als Kohlen- und Wasserstation in Aussicht genommen und deshalb von ihnen besucht, ist sie, seit Aden zu einem Fixpunkte für die britische Seemacht erlesen wurde, wieder mehr in die Vereinsamung zurückgetreten, der sie durch Jahrtausende anheimgegeben war. Während der letzten Jahrzehnte ist sie freilich eingehender durchforscht worden als je, der berühmte Reisende Schweinfurth hat 1883 mit der Riebeckschen Expedition auf der Insel verweilt, und in dem Werke über Südarabien, das aus dem Nachlasse des englischen Forschers Theodore Bent dessen Witwe 1900 herausgab (D. H. Müller hat es mir freundlichst zur Verfügung gestellt), wird Sokotra und den Verhältnissen dieses Gebietes, das ein Sultan beherrscht, das sich aber unter englischem Protektorate befindet, eine wichtige Partie gewidmet.

Die weit überwiegende Menge der poetischen Texte in der Publikation von D. H. Müller befaßt kurze Liedchen in zwei oder vier Versen, die schon beim ersten Blick an unsere süddeutschen Vierzeiler erinnern. Wie diese, schöpfen auch sie unmittelbar aus dem Leben des Alltags, und indem man die Reihen von Strophen durchliest, blickt man, wie durch die mächtige Glastafel eines Aquariums, mitten in ein üppiges Getriebe und Spiel menschlichen Daseins bei ziemlich einfachen Verhältnissen. Wenig Feldbau, einige Schaf- und Rinderzucht, sorgsame Anpflanzung und Pflege verschiedener Palmenarten, dann der Handel mit Aloesaft und Drachenblut, die zwar nicht mehr in Europa, wohl aber noch im Orient als Arzneimittel gelten, das sind die Beschäftigungen, von denen sich die Sokotraner ernähren. Da es auf der Insel keine jagdbaren Tiere gibt, außer den als unrein verachteten Wildeseln, da auch keine Raubtiere vorhanden sind und das tropische Klima, bei dem man nur die zeitweilige Dürre fürchtet, die Lebenshaltung sehr erleichtert, so führen die vielleicht 12.000 Menschen, die dort wohnen, ein ruhiges Leben, harmlos, zumeist heiter, ohne Kämpfe, denn Waffen tragen überhaupt nur die arabischen Wächter und Gendarmen des Sultans.

Auf diesem Hintergrunde erblüht die Volkspoesie der Sokotris. Sie umfaßt alle die Gattungen, in welche die uns geläufige Volksdichtung der alten Kulturvölker sich spaltet. Da sind Rätsel, die in ihrer Art, den Gegenstand zu beseelen und aus seinem Wirken erraten zu lassen, an die alten angelsächsischen Hafte erinnern, in ihrer schmuckvollen Ausführung die Vorgänger von Schillers Prachträtseln; so: „Weiß ist meine Bucht, darin gehen schwarze Schafe und bei ihnen wandelt ein feines Stäbchen; läuft es schnell, dann

werden viel der schwarzen Schafe." Das ist die Schrift, die mit dem Rohr Sprüche aufs Papier zeichnet. Sprichwörter, die, von einem einzelnen Fall abgenommen, dann aufs Allgemeine gewendet werden: „Es wundert sich Frau Zideher über die Trommel und über die Haufen der Singenden im Felde," weil sie dergleichen noch nicht gesehen hatte; gebraucht über einen Menschen, der sich erstaunt, wenn er Neues erblickt. Solche Sprichwörter verknüpfen sich mehrmals in kompliziertem Bau. Flüche, die über eine bestimmte Gegend gesprochen, erlangen bisweilen größere Verbreitung: „Es sende Gott Hungersnot auf Samhaleh und eine Abmagerung ihrer Muskeln!" Zahlreich sind Spottliedchen allerpersönlichster Art; so singt einer: „Die Leute von Sizeb hielten mich für eine Katze, die zahmes Hausvieh frißt," als er einen Mann aus jenem Orte sieht, der sich vor ihm gefürchtet hatte. Auch das eigene Schicksal bietet Anlaß zur Reflexion, und da ist bezeichnend, daß öfters das Alter beklagt wird: „Einst ein Stern, jetzt nicht mehr; einst kannte man ihn, wenn er aufging." Der Tod wird in wehmütigen Sprüchen beschrieben: „Was werde ich zu Abend essen an jenem Tag, wo ich im Grab weile? Ich weiß nicht, bei wem ich einkehre, und Wegzehrung hab' ich nicht mitgenommen."

Wie die Liedchen ganz unmittelbar aus der Wirklichkeit heraustreten und für den Augenblick ein Ereignis in künstlerische Form prägen, die durch Zufall dann ausdauert, lehren zahlreiche Strophen: „Glücklich der, von dem nicht Geld begehren Migdis Sohn und Hamed Sori: Hamed Sori steht zu seinen Füßen und Bia-Migdi steht zu seinen Häupten", mit Bezug auf zwei wucherische Kaufleute, die den Leuten Getreide und Kleider auf Borg geben. Lehrreich ist ein Spruch: „Ben-Mizroh kroch auf den Hügel und stieg hinauf nach Hauwari, als er erblickte die Segelreiche (das Schiff), herankommend von jenem Ufer", denn hier wird nur ein einzelnes Moment aus einer ganzen Kette historischer Ereignisse herausgehoben, alles übrige bleibt unerwähnt und wird als bekannt vorausgesetzt. Die Analogie solcher sprunghaft abrupten Dichtungsweise mit der nordischen Skaldenpoesie, sogar mit einzelnen Heldenliedern der älteren Edda, scheint mir geradezu schlagend.

Die einfachsten Anfänge, die Wurzeln aller Poesie legen sich bloß, wenn man eine Reihe von Gedichtchen liest, die nichts als eine unbedeutende Tatsache, eine ganz kleine Situation darstellen. „Frühmorgens an den lichten Höhen an Bereреb zogen wir vorbei", damit wird sicher eine gewisse Stimmung, ein Erinnern ausgelöst. „Du lügst, Towaaq, bist nicht reich an Palmen, weil dir Hotembäume untermengt sind", denn das Örtchen Towaaq sieht von der Ferne aus, als ob es in einem Palmenhain stünde, kommt man näher, dann sieht man, daß auch andere, weniger kostbare Bäume da herum wachsen. Solche Strophen vergleichen sich den hübschen Bildchen, die einst der Schwabe Karl Mayer (Heineschen Angedenkens) mit ein paar Strichen zu entwerfen pflegte.

Weitaus der größte Teil von der Masse der Sokotraner Lieder sind erfüllt von „Liebe", und zwar, gemäß der Lebensführung, in der einfachsten, handgreiflichsten Art aufgefaßt und mit einer Naivetät ausgesprochen, die tatsächlich ohne Grenzen ist. Trotzdem tritt eine Menge verschiedener Motive auf und wollte man die erotische Poesie auf ihre Möglichkeiten hin zerlegen oder in Kategorien sondern, so würden in diesen Strophen aus Sokotra kaum ein Beleg für irgend eine wesentliche Art mangeln. Zumeist wirbt der Mann um das Mädchen, bisweilen auch die Frau, zärtlich und stürmisch. Die Geliebte lehnt ab, oftmals mit scharfem Hohn, dann muß der Freier schweigen. Haben jedoch die

Eltern das Mädchen geweigert, dann bleibt noch gemeinsame Flucht; nicht immer hält der Entführer die Treue, dann leidet die Verlassene unter dem Spott, nicht der Frauen, sondern der Männer. Manche Strophen sind von glühender Eifersucht eingegeben, die oft, was auch die Erzählungen lehren, in Gewalttaten ausbricht. Dann wieder löst sich der Schmerz in Sehnsucht auf, und dann entstehen die schönsten Strophen, welche die Sammlung bietet. So spricht die Frau, deren Mann verreist ist: „Ich schlafe, wenn das Meer schläft, ich wache wenn das Meer wacht", das heißt, nur bei ruhigem Meer schläft sie, bei stürmischem wacht sie aus Sorge um den Abwesenden. Eine andere Frau ist von ihrem Manne kurz nach der Hochzeit entlassen worden, hofft jedoch, er werde sie zurückrufen, und spricht: „Gestern noch mein Mann, und heute getrennt; vielleicht sind wir in kurzem wieder vereint, es kommt uns eine Stunde wieder, eine Liebe, unerwartet, unversehens." Der Mann klagt: „Abschied nahm sie von mir, als ich ging, mit den Tränen ihrer Augen, noch als sie meine Stimme hört' von ferne, wendet sie antwortend ihren Blick nach rückwärts." Doch wird auch auf Sokotra die Macht der Liebe nicht durch die Ehe beschränkt und eine Reihe der hübschesten Lieder redet von der Liebe, die heimlich gesucht und genossen werden muß. Dann heißt das Mädchen Tenazeh-Orange, und es wird von ihr gesagt: „Es liebte mich Tenazeh im geheimen, niemand wußt' es, bis uns verriet die Berihpalme, die unter dem Hauwari wächst." Ihr ruft der Liebende sehnsuchtsvoll nach: „Oh könnte ich ein Zweiglein werden vom Würzstrauch an des Hauses Tür, daß wenn vorübergeht Tenazeh, drauf ihre frischen Tränen fallen."

Die rechte Zier dieser Strophen kann uns freilich die Übersetzung nicht lehren, die müßte aus der klangvollen Sprache und aus der Rhythmik erkannt werden. Denn diese Gedichte zerfallen in Gruppen, jede mit besonderem Metrum und Melodien, die der Musikhistoriker Professor Adler, soweit es anging, untersucht hat. Zuweilen entwickeln sich größere musikalische und strophische Gebilde, z. B. das Lied der Butterschlägerin. Die wichtigste Eigenheit der Ausgabe dieser Texte besteht jedoch in dem Kommentar, den der Sänger Ali bin Amer en-Nubhani, ein Fischer aus Sokotra, zu seinen Rezitationen auf Befragen geliefert hat. Dadurch wird eine Erklärung geliefert, die einzig in ihrer Art ist und zu theoretisierenden Studien verlockt; zu jedem einzelnen Stück wird der Anlaß dargelegt, bei welchem es entstanden ist, manchmal in einer weitläufigen Erzählung, dann nur kurz beschreibend oder vermutungsweise. Den poetischen Texten des ersten Bandes fehlte ein solcher Kommentator, und dort läßt sich ermessen, wie sehr dieser Mangel das Verständnis schädigt. Man denke, daß wir bei unseren Vierzeilern aus den süddeutschen Gebirgsländern (wie etwa Ludwig von Hörmanns schöne Sammlung sie darreicht) eine solche mitlaufende Erklärung besäßen, die jedesmal berichtete, unter welchen Umständen die Strophe verfaßt und zuerst gesungen wurde. Wie käme das unserem Erfassen der ganzen Gattung zu gute und welche Folgerungen möchten uns dann auf das Werden und Wachsen der Volkspoesie überhaupt verstattet sein!

Darf man diese südarabischen Liedchen überhaupt als Volksdichtung ansehen? Zweifellos, wenngleich sicher die Sokotraner kein Naturvolk sind. Vielmehr ist uralte Kultur auf dem Boden der Insel zu Hause, einige Jahrhunderte haben Griechen dort gelebt und nestorianische Christen, bis die arabischen Mohammedaner jene ausgerottet und ihre Herrschaft aufgerichtet haben. Auch scheinen, wie die Körperqualität ausweist, in dem Inselvölkchen Rassenmischungen eingetreten zu sein. Demnach wird man den Einfluß arabischer Kunst-

poesie auf die Liederdichtung der Sokotraner zulassen müssen, und Dr. Rhodokanakis hat mir diese Vermutung bestätigt. Ja D. H. Müller hat sogar für manche Stellen ganz schlagende Parallelen aus den Sprichwörtern Salomonis und aus dem Hohen Liede nachgewiesen. Trotzdem gehört die große Masse dieser Überlieferungen gewiß zur Volkspoesie im Sinne einer elementaren Kunst, die den Anstoß des Ausdruckes den einfachsten Vorgängen und Zuständen eines Leben in armen, aber gesicherten Verhältnissen entnimmt, und darum darf das treffliche und mühevolle Werk nicht bloß ein Behelf für die Arbeiten in orientalischer Philologie bleiben, sondern seine Schätze sollen auch von allen gehoben werden, die das Erforschen der Anfänge der Poesie, wie es die Vergleichung ermöglicht, eines wissenschaftlich ernsten Bemühens wert erachten.

Über Regiekunst.

Von Alfred Freiherrn von Berger.

Im modernen Theater ist der Regisseur die wichtigste Person. Seine Tätigkeit ist als Ausübung einer Kunst anerkannt, und von dem Ruhm, welchen die wirksame und erfolgreiche Aufführung gewisser Stücke einbringt, wird ihm von Publikum und Kritik ein Löwenanteil zugesprochen, ohne daß Dichter und Schauspieler dies als unberechtigte Verkürzung des ihnen gebührenden Lohnes empfinden. Dieses Anwachsen der Bedeutung des Regisseurs läßt sich vergleichen der dominierenden Stellung, welche auf musikalischem Gebiet gegenwärtig dem Orchesterdirigenten von der öffentlichen Meinung eingeräumt wird. Ohne Zweifel zum Teil mit Recht. Die Aufführung des nämlichen Musikstückes durch das nämliche Orchester wird anders ausfallen, je nachdem sie von einem musikalischen Alltagskopf oder von einem genialen Dirigenten einstudiert und geleitet wird. Was einen nüchternen Beobachter gegen diese Tatsache skeptisch stimmen könnte, ist die von manchen gefeierten Dirigenten in Schwung gebrachte Mode, ihre Persönlichkeit und deren Einwirkung auf die musikalische Aufführung, statt sie möglichst unauffällig zu machen, dem Publikum mit mimischer Eindringlichkeit durch höchst ausdrucksvolles Gebärdenspiel anschaulich vorzuführen. Das Publikum hat bei derartig geleiteten musikalischen Aufführungen die Empfindung, daß der Hexenmeister mit dem Zauberstäbchen das Musikstück improvisierend aus dem Nichts erschafft, daß die einzelnen Instrumente, nur seinem befehlenden Wink gehorchend, im rechten Augenblick einfallen, nur auf seine befeuernde oder beschwichtigende Gebärde ihre Tonstärke an- oder abschwellen lassen, daß das ganze Orchester nur ein einziges vielstimmiges Rieseninstrument ist, auf dem sein Beherrscher die musikalischen Offenbarungen, die seinem inspirierten Haupt entströmen, erbrausen und erklingen läßt. Vielleicht soll eine vollkommene Aufführung diesen Eindruck machen. Aber dieser wird nicht allein durch dasjenige hervorgebracht, was an der Tätigkeit des Dirigenten reell ist, sondern auch durch den Schauspieler, der in so manchem modernen Dirigenten steckt und diesem die Gebärden eingibt, durch die er dem Publikum im Lichte eines Wundertäters erscheint, der eigentlich alles macht. Dieses mimische Element im modernen Dirigententum, das auch manches Verdienst an sich reißt, das eigentlich dem Orchester und seinen Mitgliedern gehört, ja, für den Augenblick auch beinahe das des Komponisten, dieses aufreizende Übertreiben des Anteiles des Dirigenten ist es, was zur

Unterschätzung dieses Verdienstes reizt. Unwillkürlich muß ich dabei an Hebbels renommierenden Holofernes denken, der Judith durch die Äußerung imponiert, er würde, wenn Gott seinen Blitzstrahl auf ihn schleuderte, seinen Arm ausrecken, als ob er selbst dem Blitz geböte, sein Haupt zu treffen ... Manche Dirigenten wissen den Arm auszurecken wie Holofernes.

Daß der Vergleich des Regisseurs mit dem musikalischen Dirigenten ein hinkender ist, bedarf keines Nachweises. Vor allem entfällt beim Regisseur die Möglichkeit einer unmittelbaren persönlichen Leitung der Aufführung durch Taktierstock, Wink und Blick, so wünschenswert eine solche zuweilen wäre, namentlich bei Bühnenwerken, denen, wie z. B. der „Braut von Messina", der Rütliszene im „Tell" u. a. ein musikalisches Element innewohnt. Goethe pflegte die Proben mancher Stücke, den Taktierstock in der Hand, zu leiten. Der Regisseur hinter der Szene leidet oft Höllenqualen, weil er kein Mittel besitzt, den Darstellern auf der Bühne einen Wink zu geben, wenn sie in ein schleppendes Tempo verfallen oder zu leise sprechen.

Die Arbeit des Regisseurs, verglichen der des Dirigenten, ist gänzlich auf das Einstudieren des Bühnenwerkes eingeschränkt. Vor dem Auftreten der Meininger fiel es niemand ein, von der Tätigkeit des Regisseurs viel Aufhebens zu machen. Es verstand sich von selbst, daß ein Theater einen sachverständigen Mann besitzen mußte, der das Szenische besorgte, der anordnete, von welcher Seite die einzelnen Auftritte und Abgänge erfolgen, wie sich die Personen in figurenreichen Szenen auf der Bühne zu gruppieren, wann und wie sie ihre Stellungen zu wechseln, aufzustehen, sich niederzusetzen oder auf und ab zu gehen haben. Ins Geistige und Künstlerische wuchs diese Tätigkeit des Regisseurs dadurch, daß er auf Spiel und Rede der Schauspieler Einfluß nahm, daß er Nuancen erfand und empfahl, sinnwidrige Betonungen verbesserte, das Tempo hier beschleunigte, dort verlangsamte, durch Einschnitte und Höhepunkte die Szene gliederte und steigerte, wo es not tat, den Darstellern Ton und Ausdruck in den Mund legte, in dem dies oder das zu sprechen sei, kurz, seine ganze Kraft daransetzte, damit der Sinn von Rede und Gegenrede und der dramatische Gehalt des Stückes möglichst prägnant zur Geltung komme. Seines Amtes war besonders die Erzielung des Zusammenspieles. Unter den Regisseuren der alten Zeit, da noch Dichter und Schauspieler die fast ausschließlichen und unbestrittenen Beherrscher der Bühne waren, hat es große Meister gegeben, größere vielleicht, als unter den modernen Regievirtuosen, aber ihnen fiel es nicht ein, aus dem Halbdunkel hinter den Kulissen hervorzutreten oder sich von der Kritik hervorholen zu lassen. Sie sahen es einfach als ihre Pflicht an, dafür zu sorgen, daß jedes Stück so gut, als es mit den gegebenen Schauspielern irgend möglich war, gespielt werde, und begnügten sich mit dem Bewußtsein, daß von dem Erfolg des Stückes und der Darstellung ein wenig auch ihr Werk und Verdienst war.

Heute ist das ganz anders geworden. Über oder unter der Liste der Schauspieler, oft so fett gedruckt wie der des Verfassers des Stückes, prangt der Name des Regisseurs: „In Szene gesetzt von X. oder Y." Ist doch schon die Idee angeregt worden, daß berühmte Regisseure wie berühmte Orchesterdirigenten oder Virtuosen von Stadt zu Stadt reisen sollen, um ihre Kunst als Gäste auszuüben.

Ich gestehe offen, daß ich dieses selbständige Hervortreten der Persönlichkeit und Tätigkeit des Regisseurs, so große Erfolge ich dieser modernen Sitte zu danken habe, als etwas Ungesundes empfinde. Ich leugne nicht, daß bei manchen Aufführungen der starke Eindruck fast ebensosehr (oft auch mehr) Verdienst des Regisseurs als des Dichters und der

Schauspieler ist, aber es scheint mir darauf zu deuten, daß es mit dem modernen Theater nicht so steht, wie es stehen soll, wenn ein Mann, der eigentlich doch nur darauf zu sehen hat, daß ein Stück möglichst genau so gespielt wird, wie der Dichter es geschrieben hat, auf einmal zur Hauptperson wird. Über meinen ersten großen „Regie-Erfolg" war ich aufrichtig überrascht; denn ich war mir nicht bewußt, mehr geleistet zu haben, als daß ich angeordnet hatte, was ich bei aufmerksamer und eindringender Lektüre des betreffenden Stückes in und zwischen den Zeilen desselben vorfand.

Die nähere Betrachtung der wichtigsten Ursachen, welche die Bedeutung des Regisseurs im modernen Theaterwesen so sehr gesteigert haben, bestätigt meine vorhin angedeutete Empfindung. Wirkungskreis und Geltung des Regisseurs (und des ihm unterstellten technischen Stabes) ist in dem nämlichen Verhältnis gewachsen, als andere künstlerische Mächte das Theater okkupiert und dem Dichter und den Schauspielern den Wirkungsraum geschmälert haben. Seit die Meininger die Volksmasse zum vielköpfigen Schauspieler erzogen haben, ist der gestaltenden Tätigkeit des Regisseurs ein neuer, äußerst dankbarer Stoff geboten worden. Seit Dekorationen und Beleuchtung dem Zwecke dienen, die Imponderabilien mannigfaltiger Stimmungen auf die Bühue zu bringen, hat sich dem Regisseur ein Gebiet halb malerischen, halb poetischen Schaffens erschlossen, welches für Heinrich Laube noch so gut wie nicht existierte. Am meisten aber hat der Regisseur die gewaltige Zunahme an Geltung der Beschaffenheit der modernen dramatischen Produktion und des Schauspielermateriales, mit dem er arbeiten muß, zu verdanken. Wahrhaft dramatische Theaterstücke werden heute fast gar nicht geschrieben, am wenigsten von unseren feinsten und tiefsten Talenten. Was wir heute spielen, ist meistens dialogische Lyrik und psychologische Analyse. Diesen pseudodramatischen Erzeugnissen Bühnenwirkung abzugewinnen, erfordert ein mit den subtilsten Mitteln arbeitendes Raffinement der Regie und setzt nicht geringe Begabung im Nachempfinden der komplizierten und hyperindividuellen Intentionen moderner Schriftsteller voraus. Ibsen und seine Nachtreter haben zur Entwicklung des Virtuosentums in der Regie wesentlich beigetragen. Am allermeisten aber kam der Geltung des Regisseurs zu gute der durchschnittliche Zustand des heutigen Schauspielertums.

Ein wirklich dramatisches Stück, in allen Hauptrollen mit wirklich guten Schauspielern besetzt — da wird der Regisseur zur Nebenperson. Aber Schauspieler, welche der technischen Basis ihrer Kunst völlig mächtig sind, welche die Kunst der Rede gründlich beherrschen, ein Kostüm zu tragen, sich jeder Rolle angemessen zu bewegen wissen, sind heute in so großer Zahl, als unsere Bühnen sie brauchen, nicht aufzutreiben. Auch echten Talenten hängt heute weit mehr, als dies in früheren Zeiten der Fall war, ein unüberwundener Rest eines primitiven Dilettantismus an. Von manchem kann man mit Recht sagen: halb Virtuose, halb Dilettant. Auch im besten Ensemble, namentlich in einem noch jungen, wimmelt es heute von derartigen schauspielerischen Elementen. Wenn mit solchen Kräften eine im großen und ganzen künstlerische Totalwirkung hervorgebracht werden soll, so muß der Regisseur zur Hauptperson werden, denn er spielt eigentlich die meisten Rollen selbst mittels anderer Persönlichkeiten.

Nach diesen Betrachtungen wird es nicht befremden, wenn ich die Frage, ob das starke Hervortreten des Regisseurs ein gesunde Erscheinung sei, mit einem entschiedenen „Ja" nicht zu beantworten wage.

Chronik.

Neue Musik.

„Es taget vor dem Walde ....“ Ein ruhiger, ernster Kritiker, ein Führender, Doktor Leopold Schmidt in Berlin, der immer eifrig bemüht ist, aus den Werken der extremen Fortschrittler das Gute herauszuheben, erklärt nun in einer Reihe von Aufsätzen, daß sein musikalisches Gewissen ihm endlich Halt gebiete. Max Regers „Sinfonietta“ setzte seiner Wohlgeneigtheit Schranken. So, meint er, könne es nicht weiter gehen. Er spricht frei und offen und mit anerkennenswertem Mute seine schwerwiegenden Bedenken aus. Jüngst bemühte sich der wohlwollende und gewissenhafte Kritiker noch mit allerdings eingeschränktem Lob um eine Mahler-Sinfonie. Schließlich vergleicht er aber Mahler doch mit Meyerbeer. Das gereicht mir zur Genugtuung, da ich im ersten Bande, Heft 10, dieser Zeitschrift Gustav Mahler den Meyerbeer der Sinfonie genannt habe. Die fünfte Sinfonie von Gustav Mahler, die in einem außerordentlichen Gesellschaftskonzerte aufgeführt wurde, bekräftigt neuerdings diese Ansicht. Nur möchte man Meyerbeer mit dem Vergleiche nicht wehe tun, denn seine Erfindung war stark wie sein Wille, auf die Massen zu wirken; auch hat er nicht vorgegeben, Ideale vom Himmel zu holen. Nur das Prinzip Meyerbeers, das die Sache der Umkleidung, das Wesen dem Effekte opfert, lebt in den Mahlerschen Sinfonien und Liedern mit Orchester wieder auf. Rückbildungen sind in der Kunst so häufig wie in der Natur anzutreffen. Immer nach einer gewaltigen künstlerischen Erhebung kommt jenes Prinzip, das die Kunst von ihren Fundamenten abrückt, zum Durchbruch. Nach Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, da die Kunst der Oper nicht mehr tiefer gehen konnte, wurde Meyerbeer an die Oberfläche getrieben, welcher der Kunst, die scheinbar ihre innere Kraft erschöpft hatte, von außen beizukommen suchte. Die raffinierte Technik eines gewiß starken Talentes blähte die Oper zur Großen Oper auf; nur mit dem Effekt war noch etwas zu machen. Dann die heilsame Reaktion durch Wagner, der die Kunst der Oper, um sie wieder zu verinnerlichen, auf neue Bahnen, zum Musikdrama überwälzte.

Der gleiche Vorgang läßt sich in der neuzeitigen Entwicklung der Sinfonie beobachten. Von der Programmusik war nichts mehr zu holen; sie hatte sich der gesamten Literatur bemächtigt — Dante, Till Eulenspiegel, Tasso, Don Quichotte, Don Juan, Faust waren nicht mehr zu vergeben; die gewaltigsten und die nichtigsten Dichtungen waren bereits mit Musik reichlich begossen; die Philosophie wurde ins Konzert geschickt und Zarathustra sprach in Tönen; an Naturvorgängen, vom Meeresbrausen bis zum Quellrieseln, vom Sturm bis zum Säuseln der Frühlingslüfte, hatte die Musik ihre darstellenden Kräfte verschwendet; die Tonkunst hatte das menschliche Leben von der Wiege bis zum Grabe, von Richard Straußens Kinderstube bis zum Tod und zur Verklärung durchmessen. Kein Plätzchen war für neue Sinfoniemusik frei geblieben. Die Ausläufer der klassischen Sinfonie schoben noch zwei mächtige Gipfel vor, Brahms und Bruckner. Dort tiefe Gedanken, tiefer Ernst, unerschütterliche Festigkeit der Anschauung, zwingende Kraft der organischen und logischen Gliederung, Bachsche Strenge der inneren Motivierung. Hier unsäglich schöne, gewaltige, prunkvolle Themen im breiten Strome unerschöpflicher Erfindung; Ausdruck eines naiven, von Gottstrahlen durchleuchteten Gemütes; majestätisches Ausschreiten, so bewunderungswürdig wie der ehrliche stramme Bauerntritt; eine eigene Art der Gliederung, die ganze Gruppen, Massen vorwärts bringt und übereinanderschichtet. Beide, so unähnlich, hatten noch einmal im Reiche der Sinfonie die Herrschaft des Gedankens proklamiert. Diese beiden Erhebungen können von schwächeren Nachstrebern, denen die Schwingen des Gedankens fehlen, nicht überflogen, sondern nur noch umgangen werden. Gustav Mahler vollzieht diese Umgehung nach dem Prinzipe Meyerbeer. Der Effekt wird wieder heiliggesprochen. Was haftet von der fünften Sinfonie Gustav Mahlers in der Erinnerung? Das Flageolett, das Pizzikato, die Trompetentriole, Farbenmischungen sonderlicher Art, seltsame Posaunenklänge, Beckenschläge. Die Noten sind ganz eingehüllt von Vorschriften — ein Oktavsprung der Geigen ist von fünf Vorschriften für die Ausführung begleitet und die erste Tonphrase des Adagietto (fünf Noten von niederschlagender Banalität) ist von dreizehn Bezeichnungen umgeben; ein symbolischer Ausdruck dafür, daß nicht die Zeichnung, sondern die Farbe entscheiden soll. Welche dekorative Sorge um den dürftigsten thematischen Inhalt!

Auch Veteranen müssen sterben. Hat die „Veteranenleich“ aber im Gefühlsleben des modernen Menschen oder in der modernen Kultur der Europäer eine solche Bedeutung gewonnen, daß die Sinfonie, die von Haydn bis Brahms und Bruckner allgemein menschliche Lebensinhalte zur künstlerischen Darstellung brachte,

Schauspieler ist, aber es scheint mir darauf zu deuten, daß es mit dem modernen Theater nicht so steht, wie es stehen soll, wenn ein Mann, der eigentlich doch nur darauf zu sehen hat, daß ein Stück möglichst genau so gespielt wird, wie der Dichter es geschrieben hat, auf einmal zur Hauptperson wird. Über meinen ersten großen „Regie-Erfolg" war ich aufrichtig überrascht; denn ich war mir nicht bewußt, mehr geleistet zu haben, als daß ich angeordnet hatte, was ich bei aufmerksamer und eindringender Lektüre des betreffenden Stückes in und zwischen den Zeilen desselben vorfand.

Die nähere Betrachtung der wichtigsten Ursachen, welche die Bedeutung des Regisseurs im modernen Theaterwesen so sehr gesteigert haben, bestätigt meine vorhin angedeutete Empfindung. Wirkungskreis und Geltung des Regisseurs (und des ihm unterstellten technischen Stabes) ist in dem nämlichen Verhältnis gewachsen, als andere künstlerische Mächte das Theater okkupiert und dem Dichter und den Schauspielern den Wirkungsraum geschmälert haben. Seit die Meininger die Volksmasse zum vielköpfigen Schauspieler erzogen haben, ist der gestaltenden Tätigkeit des Regisseurs ein neuer, äußerst dankbarer Stoff geboten worden. Seit Dekorationen und Beleuchtung dem Zwecke dienen, die Imponderabilien mannigfaltiger Stimmungen auf die Bühue zu bringen, hat sich dem Regisseur ein Gebiet halb malerischen, halb poetischen Schaffens erschlossen, welches für Heinrich Laube noch so gut wie nicht existierte. Am meisten aber hat der Regisseur die gewaltige Zunahme an Geltung der Beschaffenheit der modernen dramatischen Produktion und des Schauspielermateriales, mit dem er arbeiten muß, zu verdanken. Wahrhaft dramatische Theaterstücke werden heute fast gar nicht geschrieben, am wenigsten von unseren feinsten und tiefsten Talenten. Was wir heute spielen, ist meistens dialogische Lyrik und psychologische Analyse. Diesen pseudodramatischen Erzeugnissen Bühnenwirkung abzugewinnen, erfordert ein mit den subtilsten Mitteln arbeitendes Raffinement der Regie und setzt nicht geringe Begabung im Nachempfinden der komplizierten und hyperindividuellen Intentionen moderner Schriftsteller voraus. Ibsen und seine Nachtreter haben zur Entwicklung des Virtuosentums in der Regie wesentlich beigetragen. Am allermeisten aber kam der Geltung des Regisseurs zu gute der durchschnittliche Zustand des heutigen Schauspielertums.

Ein wirklich dramatisches Stück, in allen Hauptrollen mit wirklich guten Schauspielern besetzt — da wird der Regisseur zur Nebenperson. Aber Schauspieler, welche der technischen Basis ihrer Kunst völlig mächtig sind, welche die Kunst der Rede gründlich beherrschen, ein Kostüm zu tragen, sich jeder Rolle angemessen zu bewegen wissen, sind heute in so großer Zahl, als unsere Bühnen sie brauchen, nicht aufzutreiben. Auch echten Talenten hängt heute weit mehr, als dies in früheren Zeiten der Fall war, ein unüberwundener Rest eines primitiven Dilettantismus an. Von manchem kann man mit Recht sagen: halb Virtuose, halb Dilettant. Auch im besten Ensemble, namentlich in einem noch jungen, wimmelt es heute von derartigen schauspielerischen Elementen. Wenn mit solchen Kräften eine im großen und ganzen künstlerische Totalwirkung hervorgebracht werden soll, so muß der Regisseur zur Hauptperson werden, denn er spielt eigentlich die meisten Rollen selbst mittels anderer Persönlichkeiten.

Nach diesen Betrachtungen wird es nicht befremden, wenn ich die Frage, ob das starke Hervortreten des Regisseurs ein gesunde Erscheinung sei, mit einem entschiedenen „Ja" nicht zu beantworten wage.

Chronik.

Neue Musik.

„Es taget vor dem Walde....“ Ein ruhiger, ernster Kritiker, ein Führender, Doktor Leopold Schmidt in Berlin, der immer eifrig bemüht ist, aus den Werken der extremen Fortschrittler das Gute herauszuheben, erklärt nun in einer Reihe von Aufsätzen, daß sein musikalisches Gewissen ihm endlich Halt gebiete. Max Regers „Sinfonietta“ setzte seiner Wohlgeneigtheit Schranken. So, meint er, könne es nicht weiter gehen. Er spricht frei und offen und mit anerkennenswertem Mute seine schwerwiegenden Bedenken aus. Jüngst bemühte sich der wohlwollende und gewissenhafte Kritiker noch mit allerdings eingeschränktem Lob um eine Mahler-Sinfonie. Schließlich vergleicht er aber Mahler doch mit Meyerbeer. Das gereicht mir zur Genugtuung, da ich im ersten Bande, Heft 10, dieser Zeitschrift Gustav Mahler den Meyerbeer der Sinfonie genannt habe. Die fünfte Sinfonie von Gustav Mahler, die in einem außerordentlichen Gesellschaftskonzerte aufgeführt wurde, bekräftigt neuerdings diese Ansicht. Nur möchte man Meyerbeer mit dem Vergleiche nicht wehe tun, denn seine Erfindung war stark wie sein Wille, auf die Massen zu wirken; auch hat er nicht vorgegeben, Ideale vom Himmel zu holen. Nur das Prinzip Meyerbeers, das die Sache der Umkleidung, das Wesen dem Effekte opfert, lebt in den Mahlerschen Sinfonien und Liedern mit Orchester wieder auf. Rückbildungen sind in der Kunst so häufig wie in der Natur anzutreffen. Immer nach einer gewaltigen künstlerischen Erhebung kommt jenes Prinzip, das die Kunst von ihren Fundamenten abrückt, zum Durchbruch. Nach Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, da die Kunst der Oper nicht mehr tiefer gehen konnte, wurde Meyerbeer an die Oberfläche getrieben, welcher der Kunst, die scheinbar ihre innere Kraft erschöpft hatte, von außen beizukommen suchte. Die raffinierte Technik eines gewiß starken Talentes blähte die Oper zur Großen Oper auf; nur mit dem Effekt war noch etwas zu machen. Dann die heilsame Reaktion durch Wagner, der die Kunst der Oper, um sie wieder zu verinnerlichen, auf neue Bahnen, zum Musikdrama überwälzte.

Der gleiche Vorgang läßt sich in der neuzeitigen Entwicklung der Sinfonie beobachten. Von der Programmusik war nichts mehr zu holen; sie hatte sich der gesamten Literatur bemächtigt — Dante, Till Eulenspiegel, Tasso, Don Quichotte, Don Juan, Faust waren nicht mehr zu vergeben; die gewaltigsten und die nichtigsten Dichtungen waren bereits mit Musik reichlich begossen; die Philosophie wurde ins Konzert geschickt und Zarathustra sprach in Tönen; an Naturvorgängen, vom Meeresbrausen bis zum Quellrieseln, vom Sturm bis zum Säuseln der Frühlingslüfte, hatte die Musik ihre darstellenden Kräfte verschwendet; die Tonkunst hatte das menschliche Leben von der Wiege bis zum Grabe, von Richard Straußens Kinderstube bis zum Tod und zur Verklärung durchmessen. Kein Plätzchen war für neue Sinfoniemusik frei geblieben. Die Ausläufer der klassischen Sinfonie schoben noch zwei mächtige Gipfel vor, Brahms und Bruckner. Dort tiefe Gedanken, tiefer Ernst, unerschütterliche Festigkeit der Anschauung, zwingende Kraft der organischen und logischen Gliederung, Bachsche Strenge der inneren Motivierung. Hier unsäglich schöne, gewaltige, prunkvolle Themen im breiten Strome unerschöpflicher Erfindung; Ausdruck eines naiven, von Gottstrahlen durchleuchteten Gemütes; majestätisches Ausschreiten, so bewunderungswürdig wie der ehrliche stramme Bauerntritt; eine eigene Art der Gliederung, die ganze Gruppen, Massen vorwärts bringt und übereinanderschichtet. Beide, so unähnlich, hatten noch einmal im Reiche der Sinfonie die Herrschaft des Gedankens proklamiert. Diese beiden Erhebungen können von schwächeren Nachstrebern, denen die Schwingen des Gedankens fehlen, nicht überflogen, sondern nur noch umgangen werden. Gustav Mahler vollzieht diese Umgehung nach dem Prinzipe Meyerbeer. Der Effekt wird wieder heiliggesprochen. Was haftet von der fünften Sinfonie Gustav Mahlers in der Erinnerung? Das Flageolett, das Pizzikato, die Trompetentriole, Farbenmischungen sonderlicher Art, seltsame Posaunenklänge, Beckenschläge. Die Noten sind ganz eingehüllt von Vorschriften — ein Oktavsprung der Geigen ist von fünf Vorschriften für die Ausführung begleitet und die erste Tonphrase des Adagietto (fünf Noten von niederschlagender Banalität) ist von dreizehn Bezeichnungen umgeben; ein symbolischer Ausdruck dafür, daß nicht die Zeichnung, sondern die Farbe entscheiden soll. Welche dekorative Sorge um den dürftigsten thematischen Inhalt!

Auch Veteranen müssen sterben. Hat die „Veteranenleich“ aber im Gefühlsleben des modernen Menschen oder in der modernen Kultur der Europäer eine solche Bedeutung gewonnen, daß die Sinfonie, die von Haydn bis Brahms und Bruckner allgemein menschliche Lebensinhalte zur künstlerischen Darstellung brachte,

sich nun mit Trauermusik solcher Art beschäftigen muß? Der Trauermarsch, mit dem Mahlers Fünfte beginnt, schlägt in eine witzige Parodie um, und der bei Kondukten der Veteranen oder freiwilligen Feuerwehren übliche Bläserklang und die Melodiebildung, die ihren schmerzlichen Ausdruck von Donizetti oder anderen älteren italienischen Opern entlehnt, wird von Gustav Mahler geschickt nachgeahmt. Man hat immer gehört, daß Kritiker witzig sein sollen. Aber Sinfonien?! Es wäre Zeit, daß Gustav Mahler seine Sinfonien endlich von den Trauerscherzen, die ihm leider zum Bedürfnis geworden sind, befreite. Doch auch in dem zweiten Teile der fünften Sinfonie wird die ironische Verherrlichung banaler Gefühlsmusik betrieben. In dem Scherzo treten vier Wiener Walzerweisen, durch orchestrales Raffinement bis zur Unkenntlichkeit entstellt, einander auf die Fersen. Der Parodierung des Wiener Walzers oder „Gstrampften" geben sich Mahlers Sinfonien bis zum Überdrusse hin. Man möchte doch endlich um eine neue Walze bitten. Und dann das Adagietto! Nur Bücklings- oder Antichambrekritik vermöchte an diesen melodischen Abfällen noch Würdigkeit oder sinfonische Möglichkeiten zu entdecken. Diese „Melodie" koppelt fünf durch Atemzeichen oder Luftpausen getrennte Tonphrasen zusammen, von denen jede auf der vorletzten Vorhalts- oder Vorschlagsnote sich festsetzt — ein Schulbeispiel trivialer Motivbildung, die abermals nicht ernst gemeint sein kann — denn Gustav Mahler ist doch ein Künstler, den musikalische Kultur und erlesene Geschmacksurteile auszeichnen — also nur wieder eine Ironisierung, diesmal die Verspottung der faden Salonmusik. Darauf läßt auch die Übernahme der Biedermeier-Melodie durch die Violoncelli und die Fortführung im Streichquartett schließen, die das rhythmische Ruheplätzchen auf der vorletzten Motivnote gar nicht mehr missen kann... Nun spielen sich schon fünf Mahlersche Sinfonien mit diesen Gefühlsrätseln und kostümierten Empfindungen. Der Narr im Schauspiel, der seine Seele verkleidet und die menschliche Gestalt mit einem Buckel höhnt, wird immer nur Intermezzo und Widerspiel bleiben — in den Sinfonien Mahlers ist er die Hauptperson. Die fünfte Sinfonie bringt erst im letzten Satze, in dem Rondo, redliche Witze vor. Wohl arten auch hier bei schmaler Themenkost die kontrapunktischen Späße aus; es ist eine virtuose Technik, die beständig mit dem Finger auf sich zeigt — doch immerhin, die Technik i s t virtuos und man hat wenigstens die sichere Empfindung der Lustigkeit.

An schönen und packenden Stellen ist die fünfte Sinfonie so reich wie ihre Vorgängerinnen — ich nenne hier nur die leidenschaftliche Durchbrechung des Trauermarsches und müßte daneben zahllose verblüffende, teils kühne, teils schmeichelnde Klangeffekte aufzählen — aber unerträglich, aufreizend ist das P r i n z i p, das aus der Erfindungsnot eine Orchestertugend macht, und quälerisch, eine Marter für gesunde Sinne ist der n e u r a s t h e n i s c h e Charakter dieser Sinfonie, die Haltung, Gang, Farbe nicht vier Takte lang gleichmäßig bewahren kann und, wo sie das versucht, immer wieder aus der Aufgeregtheit ins Banale verfällt . . . Der Erfolg bei dem Publikum, das sich zu dieser Sinfonie gedrängt hatte, war groß; man applaudierte, tobte, schwenkte Tücher und Hüte. In diesem Verhalten sehe ich einen großen Fortschritt. Es hat eine Zeit gegeben, da man für Abnormitäten der Natur, für Riesendamen, Kälber mit sieben Füßen, siamesische Zwillinge ein starkes, ungeheucheltes Interesse zeigte. Jetzt ist man doch eine Stufe höher gekommen; man interessiert sich mehr für geistige Abnormitäten der Kunst. Der Sinn allein für das Gesunde wird wieder erwachen, wenn der Mut, wie ihn der eingangs genannte ehrliche Kritiker bewiesen hat, allgemein werden sollte.

Das philharmonische Orchester, unter der Leitung Gustav Mahlers, überwand die unbeschreiblichen technischen Forderungen, welche die Partitur der fünften Sinfonie von Mahler aufhäuft, mit bewunderungswürdiger Virtuosität und ließ in der meisterhaften Wiedergabe die Schwierigkeiten, die ans Unmögliche grenzen, kaum ahnen. Die Philharmoniker selbst waren in ihren vier bis jetzt absolvierten Konzerten nicht von Modetorheit und Neuerungssucht befallen und erzielten unter Mottl und Muck mit der ersten Sinfonie von Brahms und der vierten (romantischen) von Bruckner die stärksten Erfolge. Von Ernst Boehes „Fahrten des Odysseus" führten sie die „Heimkehr" auf. Ernst Boehe ist ein begabter junger Künstler. Aber es ist nicht erquicklich, sein Talent an den alten Programmbildern (Meereswogen, Seesturm, Gebet im Sturm, glückliche Fahrt mit wehenden Wimpeln, Heldenapotheose) zu messen.

Im Wiener Konzertverein gestattet die große Anzahl von Produktionen, die in diesem Jahre fast zwanzig Abende umfassen wird, einen stärkeren Zufluß von neuen Werken, die übrigens auch in den populären Sonntags- und Donnerstagskonzerten ein Gegengewicht nach der klassischen Richtung erhalten. Die Namen Elgar, Reger, Pfitzner herrschen vor. Edward E l g a r, obwohl durchaus modern, verschwendet sein starkes technisches Vermögen nicht ausschließlich in der Betätigung des Klangsinns; seine Harmonik ist leicht beweglich, irrt aber von der Natürlichkeit nicht ab. Für große Formen — das bewies sein Oratorium „Der Traum des

Gerontius", das unter Franz Schalks Leitung in einem Gesellschaftskonzerte aufgeführt wurde — reicht seine Kraft nicht aus. Trotz vorzüglicher Ausführung, die eine Regenerierung der Gesellschaftskonzerte hoffen läßt, ging die Wirkung nicht tief. Krankheit und Tod eines Gläubigen, der den Namen Gerontius führt, werden geschildert. Diese realen Vorgänge bewältigt die Musik Elgars. Doch die Himmelfahrt der Seele und wie sie vor den Thron des Höchsten geleitet wird — für diesen mystischen Vorwurf fehlt dem Komponisten der Ton oder vielmehr: er bringt zu viel Töne, malt zu umständlich; die Musik wird zu redselig und bleibt, mit kunstvollen Chorsätzen und prunkvoller Instrumentierung beschwert, hinter der erhabenen Vorstellung vom Jenseits zurück. Im Konzertverein hat Elgars „Introduktion und Allegro" für Streichinstrumente, eine lebendige, frische, munter fortströmende Musik, die in eine kunstreiche Fuge ausläuft, den besten Eindruck gemacht. Hans **Pfitzner** zeigt in der Ouverture zu Kleists „Käthchen von Heilbronn" die bekannten Züge seines Wesens: schwache Erfindung, mäßige Formkraft, aber interessante Harmonik, die, immer nervös und krankhaft, diesmal dem pathologischen Stoffe die passenden Zutaten verleiht. Aber mit einem Riesenorchester, das Weltschlachten malen könnte, hat Hans Pfitzner sich auf August Kopisch' unschuldige „Heinzelmännchen" geworfen. Die Methode der realistischen instrumentalen Malerei ist damit endlich ad absurdum geführt. Jedes Wörtlein der wortreichen Ballade wird musikalisch ausgepinselt, die Geräusche alle werden mittels der sonderbarsten Handhabung der Instrumente — man klopft schließlich auf den Holzrücken der Geigen! — nachgeahmt. Das ist nicht Kunst mehr, sondern einfach ein Jux, wie Musik-Clowns ihn lieben. Bei dieser erbarmungslosen Beschäftigung mit Tonwitzen und Geräuschen undefinierbarer Art geht der Humor verloren und der Tonmaterie wird das geistige Element ausgetrieben. Es ist tief betrübend, Musik und Musiker auf solchen Abwegen zu sehen.

Der Fischzug des Novitätenkonzerts, das der Wiener Konzertverein veranstaltete, brachte ein Talent zutage, das einige Beachtung verdient: Béla **Bartók**, ein junger Ungar, hat mit einer Orchestersuite, welche die modernen orchestralen Mittel geschickt ausnützt und eine Reihe von ansprechenden Gedanken, die aus der Phantasie des Komponisten stammen oder stilisierte Volksmotive sind, lebhafte Teilnahme geweckt. Es ist nur zu wünschen, daß der junge Tonsetzer, der, dem Zuge der Zeit folgend, zu orchestralen Künsteleien neigt, sein Können auf immer festere, solidere Grundlagen stellen möge . . . . Nun wäre noch von Max **Reger** zu sprechen, von dem ein Streichquartett, Variationen, Lieder in rascher Folge aufgeführt wurden und von dem noch einiges in den Konzertsälen zu erwarten ist. Max Reger ist eine komplizierte Natur, tief im Musikalischen wurzelnd, schon mit dem Kontrapunkt anscheinend zur Welt gekommen, dann aber harmonisch ausschweifend bis zu den äußersten Grenzen der Erträglichkeit. Mit einem Volksliedchen vermag er zu entzücken, mit einem andern zur Empörung zu reizen; mit Variationen begeistert er, mit andern Stücken tötet er jedes gesunde Musikgefühl. Er bildet die Harmonik um — zum Heile der Musik oder zum Fluch? Max Reger bietet Probleme, die in einer eigenen Studie betrachtet werden sollen.

Robert Hirschfeld.

Besprechungen.

„Russen über Rußland." Ein Sammelwerk. Herausgegeben von Josef Melnik, 1906. Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Der Herausgeber, als Übersetzer der Schriften des russischen Kritikers Wolynskij bekannt, bietet eine Sammlung von 18 Aufsätzen über die gegenwärtige Lage Rußlands.

Ich kann hier nicht auf alle Aufsätze* eingehen; ich kann nur sagen, daß alle sehr lesenswert sind und daß das Ganze dem europäischen Leser einen sicheren Einblick in das Getriebe der russischen Revolution verschafft. Struve ist als Revisionist und Vorkämpfer des Konstitutionalismus bekannt; hier macht er auf die eigentümliche Verkettung des ideellen und wirtschaftlichen Inhalts der Revolution aufmerksam und zeigt, wie der zaristische Absolutismus in sich selbst zusammenfällt. Aber Struve schätzt die einzelnen Klassen und Schichten der russischen Bevölkerung auf ihre Revolutionsfähigkeit und Fortschrittskraft sehr realistisch ab und befürwortet vor allem neben dem allgemeinen Wahlrecht eine durchgreifende Agrarreform.

Der zweite Aufsatz ist von dem Bruder des unlängst verstorbenen Rektors der Moskauer Universität; der Herausgeber hat ihn sehr geschickt an die Spitze gestellt, weil in der Tat die Geschichte der russischen Universität die Geschichte der russischen Revolution ist. Trubetzkoi ist gemäßigter Konstitutionalist und darum ist seine

* P. Struve, „Über die russische Revolution". — Fürst E. Trubetzkoi, „Die Universitätsfrage". — A. Nowikow, „Das Dorf". — W. Golubew, „Das Semstwo". — W. Rosanow, „Die Kirche". — Professor J. Oserow, „Die Finanzpolitik". — Dr. V. Totomianz, „Die Arbeiterfrage". — W. Nabokow, „Das außergerichtliche Strafverfahren". — A. Amfiteatrow, „Die Frau". — A. Kornilow, „Die Bauernfrage". — Moskowitsch, „Die Polizei". — N. Tschechow, „Die Volksbildung". — A. Benois, „Die moderne Kunst". — M. Virtus, „Die Juden". — A. Niemojewski, „Polen". — Professor Gruschewski. „Die Kleinrussen". — R. Berberow, „Die Armenier". — Dr. A. Lille, „Finnland".

Darstellung um so wirksamer; er zeigt sehr einleuchtend, wie die allgemeine Staatskrise in den Studentenunruhen 1899 ausgebrochen ist und wie diese Unruhen bis auf den heutigen Tag alles wissenschaftliche Leben der Universitäten behindern. Der Absolutismus ist durch und durch kulturfeindlich, er, nicht die Studenten und fortschrittlichen Lehrer, sind an dem wissenschaftlichen Stillstande schuld.

Im Sinne der Struveschen Diagnose folgt auf die Universitätsfrage die Schilderung des Dorflebens — des russischen Bauern; diese Schilderung ist äußerst lebendig und gibt ein gutes Bild über den Bauer und seine aristokratischen Unterdrücker; mit dem schönen Aufsatze von Kornilow über die Bauernfrage und der Darstellung der Semstwoeinrichtung von Golubew ist die russische Agrarfrage zu einem wirkungsvollen Ganzen zusammengefaßt.

In dem Aufsatze Rosanows findet der Leser einen starken Hauch der religiösen Mystik, die in Rußland eigentlich immer heimisch war und die seit und durch Dostojewskij eine so charakteristische Form angenommen hat. Diese Mystik hat verschiedene Vertreter; einer von den bedeutenderen ist Rosanow selbst, ein origineller Denker, der, wie viele von den russischen Mystikern, eine interessante Evolution seiner Anschauung durchlebt oder besser gesagt, durchlitten hat. Der Leser wird unwillkürlich Rosanows Darstellung an Tolstojs Religionsphilosophie messen, und gerade durch diese Vergleichung das Wesen der russischen Mystik, aber auch der Volksgläubigkeit erfassen; während Tolstoj die Religion nach westlicher Art in die Sittlichkeit verlegt, will Rosanow (und so wollen es fast alle russischen Religionsphilosophen) das Religiöse nur in der mystischen Entzückung, in dem Übersittlichen anerkennen. Echt russisch, aber zugleich der Grundirrtum und das Unglück der russischen Mittelalterlichkeit, mag dieselbe in noch so moderner Verbrämung auftreten; übersittlich wird in praxi nur zu oft nichtsittlich. Daß Rosanow bei seiner Mystik die Orthodoxie aufgibt, ist nicht auffallend; aber es mag angemerkt werden, daß der russische Religionsphilosoph ganz so wie die gleichzeitigen liberalen Theologen Europas zu Christus gelangt und sich aus diesem für sein metaphysisches Bedürfnis ein Ideal zurechtlegt, an dem der kritisch Denkende gar viel auszusetzen hätte. Doch das sind prinzipielle Fragen — für die Charakterisierung Neurußlands ist der Aufsatz Rosanows sehr gut gewählt worden.

Wichtig ist der Aufsatz von Nabokow und Moskowitsch (Pseudonym); in beiden wird das zaristische Willkürregiment gekennzeichnet. Nicht darf ich auf den Aufsatz Oserows vergessen; er gibt ein grelles Bild der Armut Rußlands und der unzulänglichen Finanzpolitik; die Artikel über die Arbeiterfrage und Volksbildung ergänzen das Oserowsche Bild.

Daß der russischen Frau ein selbständiger Platz, zumal in der revolutionären Bewegung eingeräumt wurde, entspricht nur den Tatsachen; der Autor ist durch seine Feuilletons „Die Herren Obmanows" (Betrüger), die der Zeitung „Rossija" das Lebenslicht ausgeblasen haben, bekannt geworden.

Die letzten Aufsätze sind der Nationalitätenfrage gewidmet; für Rußland selbst ist die Judenfrage weitaus die wichtigste; in dem Aufsatz von Virtus fehlen Angaben über die verschiedenen geistigen Richtungen des russischen Judentums, nur der sozialistische Bund wird eingehender besprochen. Masaryk.

Ludwig Hevesi: „Acht Jahre Sezession." März 1897 bis Juni 1905. Kritik, Polemik, Chronik. Wien, Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Ludwig Hevesi hat die Aufsätze, mit denen er die Ausstellungen der Sezession begleitete, zu einem Bande vereinigt und erfüllt mit dieser Veröffentlichung eine schöne Pflicht. Denn gerade solche Zeitungsartikel, die unter dem unmittelbaren Eindrucke der Dinge geschrieben werden, haben die Bedeutung von Dokumenten, sie enthalten das Quellenmaterial, mit denen die Geschichtschreibung arbeitet. Selbstverständlich: Das meiste, was entsteht, ist wert, daß es zu grunde geht. Makulatur oder Quellenbuch — das hängt lediglich von der Persönlichkeit des Autors ab. Nun, über die Persönlichkeit Ludwig Hevesis braucht nichts gesagt zu werden, man weiß zur Genüge, was er für Österreich bedeutet, weiß, daß auch das Kunstleben Wiens seit Jahrzehnten in ihm einen seiner feinsinnigsten Beobachter hat. Gewiß, ein Stürmer und Dränger ist Hevesi nie gewesen. In die Posaune zu stoßen, die Massen zu elektrisieren, den Streit der Meinungen zu entfesseln, hat er andern überlassen, er war der lachende Philosoph. Ich muß, wenn ich Hevesi lese, immer an Corot denken. Von Corot wird erzählt, daß er, wenn er malte, stets ein Lied vor sich hinsummte; und wenn das Liedchen zu Ende ging, war auch das Bild vollendet. Jedes wirkt wie ein Lied; mühelos, heiter und sonnig. Diese sonnige Heiterkeit verklärt auch Hevesis Wesen. Er wird nie ausfahrend und grob, stürzt keine Größen, wirft niemandem den Fehdehandschuh ins Gesicht. Auch mit sich selbst ringt er nicht. Mühelos, rhythmisch, melodisch fließen ihm die Worte in die Feder. Wie Corot in der ganzen Natur nur Liebes und Schönes sah, sieht auch der glückliche Hevesi in den Werken der Kunst nur das Nette und Gute. Sonst sind die Generationen sich feind. Die Zärtlichkeit, die Hevesi dem Neuen entgegenbringt, könnte man für

jugendlichen Enthusiasmus halten, wenn nicht gleichzeitig hinter allem der salomonische Weise stünde, auch der Ben Akiba meinetwegen, der weiß, daß doch alles schon da war. Blasiertheit und Impotenz, das sind in der Regel die schlimmen Sterne, die über der Tätigkeit eines alternden Schriftstellers leuchten. Man will sich nicht mehr begeistern, denn man hat seinen Stempel; die Jugendeindrücke haben ihn aufgeprägt. Und man kann auch nicht mehr. Die Spannkraft läßt nach. Statt sich mit Neuem auseinanderzusetzen und mitschaffend neue Werte zu formen, begnügt man sich, von dem Kapital zu zehren, das man ehedem anhäufte. Corots Leben war stete Erneuerung. Noch mit achtzig Jahren hat er, sein Liedchen trällernd, Bilder gemalt, über die der ganze Schmelz der Jugend sich breitet. Hevesi hat, wie mir scheint, alle Aussicht, daß ihm ein ebenso langer Frühling beschert ist. Richard Muther.

Küntzel Georg: „Thiers und Bismarck. Kardinal Bernis." Bonn, Cohen, 1905.

Die beiden Aufsätze sind nicht ohne allgemeine Bedeutung für die Einschätzung des historischen Wertes der Memoirenliteratur. Zunächst wird Überlieferung und Quellenwert der jüngst veröffentlichten »Notes et Souvenirs de Mr. Thiers 1870—1873« (1904), soweit sie die Zeit bis zum Abschlusse der deutschfranzösischen Friedensverhandlungen umfassen, untersucht und auf Grund einer überzeugenden und dabei sehr anregenden Beweisführung festgestellt, daß Thiers „infolge seiner Eitelkeit zu einer wirklich historischen, objektiven Schilderung seiner Erlebnisse nicht fähig gewesen ist. Er verkennt das Spiel der Bismarckschen Diplomatie und unterschätzt dessen raffinierte Geschicklichkeit, wie er anderseits seine diplomatischen Fähigkeiten erheblich überschätzt hat". So haftet den »Notes et Souvenirs« der typische Fehler der Memoirenwerke, der apologetische Charakter an; die Verdienste des Verfassers treten stark in den Vordergrund, die Schwächen allzusehr zurück. Ein viel schlimmeres Erzeugnis dieser Art sieht Küntzel in den bisher mit Unrecht sehr hoch bewerteten Memoiren des Kardinals Bernis,* des Günstlings der Pompadour, zur Geschichte der berühmten französisch-österreichischen Allianz gegen Preußen vom Jahre 1755—1756. Hier will sich ein Höfling und Streber gewöhnlicher Art als Patriot von Opfermut und politischen Fähigkeiten aufspielen und ist diesem Zwecke zuliebe um keine Lüge verlegen. Sind die »Notes« Thiers nur mit Vorsicht zu benützen, so ist den Memoiren Bernis' überhaupt jeder Wert als lautere historische Quelle abzusprechen.

h. r.

* Mémoires et lettres du cardinal de Bernis, publ. par Fr. Masson. 2 Bände. Paris 1878.

Feuilleton.

Kindertheater.

„Lasset die Kleinen zu mir kommen!" So tönt und lockt es allerorten. Wir leben ja im „Zeitalter des Kindes" und die „Kunst im Leben des Kindes" bildet einen besonders liebevoll gepflegten Zweig am Baume moderner Pädagogik. Was Wunder, daß da unsere Theaterdirektoren nicht zurückbleiben wollen und ihrem Drange, unseren Kleinen Gutes zu tun, Luft machen, indem sie Kindervorstellungen veranstalten. So gibt man jetzt sowohl im Deutschen Volkstheater wie auch im Jubiläumstheater dreimal in der Woche nachmittags Märchenvorstellungen, hier „Prinzessin Tausendhändchen", dort „Prinz Blondel", und im Theater an der Wien eine Max und Moritz-Schnurre „Die bösen Buben". Selbst im Orpheum hat man sich erinnert, daß es neben der blasierten Lebewelt noch unblasierte Großstadtkinder gibt; ihnen zeigt jetzt Herr Otto Eisenschitz, der Haustranslator französischer und italienischer Pikanterien, in Wort und Bild, „wie der liebe Gott aus dem kleinen Karli einen braven Buben machte", und Direktor Gabor Steiner ergänzt das örtlich seltsame Werk der Kindererziehung durch die Zugabe eines Ballettdivertissements, das natürlich mit der in der Wasagasse „gewohnten" Pracht- und Lichtfülle ausgestattet ist. Doch nicht genug an dem. Auch der Nestroy-Saal, wo sonst das Intime Theater eine künstlerisch fruchtbare Idee durch unzulängliche Mittel diskreditiert, öffnet sich wöchentlich dreimal den Kindern; ein Pädagog hat dort ein „Kleines Theater" aufgeschlagen und läßt durch Berufsschauspieler heimische Sagen- und patriotische Gelegenheitsstücke darstellen. Und alle diese Unternehmungen haben ihr großes und kleines Publikum. Es gibt eben kein beseligenderes Gefühl, als den Kindern zur Weihnachtszeit eine außergewöhnliche Freude zu bereiten, und in dem Streben darnach begegnen sich die Opferwilligkeit der Eltern und die Geschäftsklugheit der Theaterdirektoren auf halbem Wege.

Es ist nur die Frage, ob man den Kindern wirklich etwas Gutes tut, wenn man sie ins Theater führt, bevor ihr Geist reif ist, die Vorgänge auf der Bühne zu erfassen. Daraufhin habe ich in den jüngsten Tagen einige Kinder-

vorstellungen besucht und dabei die Erfahrung gemacht, daß sich unsere Kleinen an nebensächlichem Beiwerk schadlos halten, weil ihnen die Handlung selbst zumeist unverständlich bleibt. So hörte ich sie hell auflachen über derbkomische Szenen, wo Erwachsene oder Kinder sich auf der Bühne balgen oder einander einen Possen spielen, so sah ich sie verzückt in die Hände klatschen bei der unnatürlichen Erscheinung von Dreikäsehochs, die großes Ballett nachäffen und Fußspitzenkunststücke produzieren, so vernahm ich verhaltene Ausbrüche verwunderter Überraschung nur dann, wenn ein in besonders schreienden Farben und Lichtern gehaltenes Bühnenbild ihre Sinne überrumpelte. Also Gefallen an lauter Dingen, woran sich auch die Blasiertheit der Erwachsenen zerstreut, nur nicht an den naiven Vorgängen der dargestellten Märchen- oder Sagenhandlung. Wer nun weiß, wie gern das Kind sein liebstes Spielzeug, Puppe, Steckenpferd und Trommel, verläßt und wie selbst der wildeste Gassenläufer still sitzt und andächtig lauscht, wenn ihm ein Märchen erzählt und seine Phantasie zur poetischen Mitarbeit angefacht wird, der wird sich den scheinbaren Widerspruch nicht leicht erklären können, weshalb die echten Märchenelemente gerade von der Bühne herab im Herzen des Kindes keinen Widerhall finden. Und dennoch liegt die Erklärung auf der Hand. Das Märchen will eben erzählt sein und geht nur dann in den Besitz des Kindes über, wenn seine schöpferische Phantasie, die lieblichste Gespielin des kindlichen Geistes, es selber frei nachbildet und ausgestaltet. Die Bühne schaltet die dichterische Mitarbeit des Kindes von vornherein aus und setzt an ihre Stelle das Surrogat einer greifbaren Deutlichkeit, an deren buntem Äußern das Kind mit gierigen Blicken haften bleibt, ohne die Fäden der Vorgänge innerlich zu verbinden und weiter zu spinnen. Es ist eine alte Erfahrung, daß das duftige Gebilde des Märchens schon der bildlichen Darstellung widerstrebt. Es ist ihm höchstens mit dem Stift oder mit der Wasserfarbe beizukommen, nie aber mit der Ölfarbe oder dem Meißel. Und gar die Bühne! Sie ist mit ihrer realistischen Plastik der größte Feind der kindlichen Märchenphantasie und muß, um Märchenstimmungen wachzurufen, künstlerische Hilfsmittel heranziehen, deren Sprache dem Kinde noch nicht geläufig ist. Wer darum glaubt, seinem Kinde eine fruchtbringende Freude zu bereiten, indem er es in eine der vielen Märchenvorstellungen führt, womit die Theaterdirektoren auf die Opferwilligkeit der Eltern spekulieren, der irrt; der tut den ersten Schritt, um die schöpferische Phantasie des Kindes im Keime zu ersticken, ganz abgesehen von dem nie wieder gut zu machenden Schaden, den man dem Kinde zufügt, wenn man seine empfänglichen Sinne abstumpft, bevor sie fähig, das reale Leben in seiner poetischen Schönheit und Größe zu erkennen.

Ein schönes, beherzigenswertes Wort hat Adalbert Stifter in seinem „Heidedorf" zu dem Kapitel „Kindererziehung" gesprochen. Er meint: „Die Wiese, die Blumen, das Feld und seine Ähren, der Wald und seine unschuldigen Tierchen sind die ersten und natürlichsten Gespielen und Erzieher des Kinderherzens. Überlaß den kleinen Engel nur seinem eigenen innern Gotte und halte bloß die Dämonen ferne, und er wird sich wunderbar erziehen und vorbereiten. Dann, wenn das fruchtbare Herz hungert nach Wissen und Gefühlen, dann schließ ihm die Größe der Welt, des Menschen und Gottes auf." Wer in diese pädagogische Wohlmeinung Zweifel setzen möchte, der lege sich nur die Frage vor, wieso es kommt, daß unsere hervorragendsten Dichter und Künstler aus Dörfern und kleinen Provinzstädten hervorgegangen sind. Sie haben eben in stiller Abgeschiedenheit und inmitten der Natur einen natürlichen Entwicklungsprozeß durchgemacht, bevor ihr reifer Geist nach seinem Brote, dem Wissen, und das Herz nach seinem Weine, der Liebe, schmachtete, während wir Großstadtkinder zu einer Zeit, wo wir noch gar nicht fähig sind, die auf uns einstürmenden Eindrücke geistig zu verarbeiten, schon mit Wissen und Genüssen überladen werden, um dann, wenn es gilt, sie fruchtbringend zu verwerten, mit blasierten Sinnen unsere Ohnmacht zu erkennen. Jedes Ding braucht seine Zeit zur Reife, und zur Frühreife herangebildete Wunderkinder haben selten gehalten, was ihre Anfänge versprachen. Vor zwölf Jahren hat ein Kind im Theater nichts zu suchen und nichts zu empfangen. Bei uns werden heute schon drei- und vierjährige Kinder ins Theater geschleift und die ahnungslosen Eltern bilden sich allen Ernstes ein, ihnen damit eine Wohltat zu erweisen.

Theodor Antropp.

Von der Woche.

10. Dezember. Eine [illegible] in Wien verlangt das [illegible] für Frauen. — [illegible] von Suttner erhält den Nobel-Friedenspreis.

11. Dez. Sitzung des Abgeordnetenhauses: der Dringlichkeitsantrag des Abgeordneten Stein wird mit 104 gegen 17 Stimmen abgelehnt. — Im Reichsamt des Innern in Berlin beginnen Konferenzen wegen [illegible] einheitlicher Vorschriften über die [illegible] der [illegible] herauszuarbeiten. An diesen Konferenzen beteiligen sich auch Vertreter der österreichischen Regierung. — Der Landesverband der landwirtschaftlichen Vereine Ungarns bezeichnet für die Zukunft der [illegible] einer [illegible] als [illegible]

schenswert, durch welche nach Ablauf der Zollverträge die Errichtung des selbständigen Zollgebietes derart vorbereitet sei, daß die Landwirtschaft in der Lage sein soll, die Lasten desselben zu tragen.

12. Eine jüdische Volksversammlung in Wien verlangt die Einführung „einer nationalen Autonomie der Juden in Österreich". — 364. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Während der Verhandlung eines Dringlichkeitsantrages, betreffend die Vorgänge in Prag anfangs November, kommt es infolge des Vorgehens der Tschechisch-Radikalen zu einer großen Lärmszene. Der Antrag wird abgelehnt. Im Dringlichkeitswege wird die Verlängerung der Gültigkeit der Anordnungen des Gesetzes vom 31. Dezember 1894 über Bahnen niederer Ordnung (2490 Beil. d. St. Pr.) beschlossen. — Kongreß der Tabakverleger Österreichs in Wien.

13. 366. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Verhandlung von Dringlichkeitsanträgen betreffend die Regelung der Verhältnisse der Staatsbeamten.

14. Karl Waschmann (geb. 1848), Medailleur, in Wien †. — 366. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Dringlichkeitsanträge, betreffend die Verbesserung der Lage der Staatsbeamten, werden dem Budgetausschuß zugewiesen und die Verlängerung der Gültigkeitsdauer des Gesetzes vom 27. Dezember 1893 über die Unterstützung der Handelsmarine (2492 Beil. d. St. Pr.) beschlossen.

15. Der Wahlbezirk der Vorarlberger Städte Bregenz, Feldkirch, Bludenz, Dornbirn und der Handelskammer Feldkirch wählt den Kandidaten der deutschen Volkspartei, Stadtrat Heinrich Hüter, mit 958 von 967 Stimmen in den Reichsrat. — 367. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Verhandlung über das Budgetprovisorium. Der Ministerpräsident erklärt, daß eine Unterbrechung in den Leistungen für den gemeinsamen Haushalt nicht eintreten dürfe. Die österreichische Regierung werde aber nur insoweit Zahlungen für den gemeinsamen Haushalt leisten, als die ungarische Regierung auch ihrerseits ihren Verpflichtungen nachkommen werde. Alle diese Zahlungen sollen nur vorschußweise geleistet werden und gegen nachträgliche Abrechnung, ohne daß hieraus ein wie immer geartetes Präjudiz für die Höhe der Quote, für die es seit dem 30. Juni 1905 keine gesetzliche Norm gibt, abgeleitet werden dürfe. Der Ministerpräsident gibt weiters die Erklärung ab, die Regierung werde für derartige Leistungen, die sie nach dem 1. Jänner 1906 für den gemeinsamen Haushalt bestreiten werde, in verfassungsmäßiger Form die Zustimmung des Parlaments einholen.

16. Der Kaiser erteilt dem im letzten Konsistorium zum Kardinal ernannten Erzbischof von Erlau, Josef Samassa, in der Wiener Hofburgpfarrkirche das Barett. — Zwischen Österreich-Ungarn und der Schweiz wird ein Handelsvertragsprovisorium für die Monate Jänner und Februar 1906 abgeschlossen. — 368. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Gesetzentwurf, betreffend die Forterhebung der Steuern und Abgaben sowie die Bestreitung des Staatsaufwandes in der Zeit vom 1. Jänner bis 30. Juni 1906, dann die Verfassung des Zentralrechnungsabschlusses für den Staatshaushalt für das Jahr 1905 (2478. Beil. d. St. Pr.) sowie die Regierungsvorlage, betreffend den Gesetzentwurf, womit die Regierung ermächtigt wird, die Handels- und Verkehrsbeziehungen mit Italien provisorisch zu regeln (2491. Beil.), werden angenommen. Die Abgeordneten der christlich-sozialen Vereinigung beantragen, das Abgeordnetenhaus möge die bestimmte Erwartung aussprechen, daß an Ungarn keinerlei wie immer geartete Konzessionen auf wirtschaftlichem, politischem und militärischem Gebiete gemacht werden. — Die christlich-soziale Vereinigung des österreichischen Abgeordnetenhauses beschließt, der Erziehung und Fortbildung der Jugend nach Erfüllung der Schulpflicht eine besondere Fürsorge und Aufmerksamkeit zuzuwenden.

*

Berta v. Suttner. Die Friedensidee ist uralt. Sie bestand längst, bevor Sully in seiner Zurückgezogenheit jene Schimäre niederschrieb, nach welcher Heinrich IV. ein Weltreich hätte errichten und den Weltfrieden begründen wollen. Damals trat sie aber das erstemal in die Literatur, in welcher Charles Irénée Castel, Abbé de Saint Pierre 1713 sie durch sein Projet de paix perpétuelle entre les souverains chretiens zuerst populär machte. Seither ist sie nicht mehr verstummt. In zahlreichen Reden und Schriften ist sie beleuchtet, verteidigt, angegriffen worden und eine nachhaltige Agitation ist in ihren Dienst getreten. In unseren Tagen war es im deutschen Publikum insbesondere eine Frau, die den Schrecken des Krieges entgegentrat und unendlich viel zur Ausbreitung der Friedensbewegung beitrug. Es ist die Österreicherin Berta v. Suttner, die mit seltener Energie die Gedanken, die sie in ihrem Roman „Die Waffen nieder" dargelegt, auch zu praktischen Erfolgen zu führen sucht. Unermüdlich ist sie tätig, den Weltfrieden zu propagieren, und mit einer seltenen Selbstlosigkeit und Selbstverleugnung ward sie zum Apostel dieser Idee, weder ernste Angriffe noch Spott und Witz fürchtend. Mit aufrichtiger Freude und Befriedigung hat man daher in Österreich und weit über seine Grenzen hinaus die Nachricht begrüßt, daß Berta v. Suttner mit dem diesjährigen Nobel-Friedenspreis ausgezeichnet wurde. Ehrlich und aufrichtig ist Baronin Suttner ihrem Ideal ergeben. Gerade die wahren, von echter Weiblichkeit zeugenden Gefühle der Menschenliebe und des Mitleids, die sie zu ihrem Roman bewogen haben, waren es, die die Begeisterung für diesen erweckten und den tiefen Eindruck, den er auf das Publikum machte, erklären. —v—

*

Burgtheater. (14. Dezember: „Der Helfer", Schauspiel in vier Aufzügen von Felix Philippi, Uraufführung.)

Im Mansfeldischen lebt ein Förster, dem die Natur eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit Bismarck verliehen hat, und der, was ihm etwa noch fehlt, durch die Kunst zu ersetzen sucht. Eines Tages setzte er sich an seinem Stammtisch mit den Worten nieder: „Na, nun fehlen mir nur mehr 10 Pfund am Gewicht; dann bin ich dem Alten in allem gleich." Schlagfertig gab sein Gegenüber zur Antwort: „Weißt du, die werden der wohl am Geherne (Gehirne) gefehlt haben."

Diese wahrhaftige Anekdote hat mich immer an das Stück erinnert, dem unser Verfasser seinen besten Erfolg auf den Brettern zu verdanken hat. Nachdem er schon früher den Doktor Schweninger unter einen Pseudonym hatte auftreten lassen, sollte in dem „Erbe" der Kanzler selber vorgeführt werden und seinen Kampf mit dem neuen Herrn ausfechten. In diesen Schlüsselstücken standen hinter den sichtbaren Personen immer unsichtbare größere; und

die ganze Handlung war nach dem Sprichwort angelegt: „Den Sack schlägt man, den Esel meint man." Das Publikum aber kam sich sehr klug vor, wenn es hinter diesen Spaß kam, und den Bismarck und den jungen Kaiser anstatt den Philippi sah und hörte. Daß ein Flegel, der vier Akte lang die Weiber anschnauzt und zuletzt von ihnen gelenkt und geschoben wird, nur ein Zerrbild des großen Kanzlers abgeben konnte, dessen menschlich bedeutendster Zug die zarteste Weichheit im Verkehre mit den Frauen und die männlichste Festigkeit gegenüber ihren Herrschgelüsten war, wurde dabei ganz übersehen. Philippi blieb im Besitze des Ruhmes, bedeutende Zeitereignisse und Personen mit technischem Geschick im verkleinernden Spiegel des Schauspiels aufgefangen und, losgelöst von dem weltbewegenden Hintergrunde, den nur die historische Tragödie beibehalten kann, auf die Bretter gebracht zu haben.

Diesesmal nun steht er ohne Hintergedanken und seine Figuren ohne Hintermänner vor uns. Hier hilft ihm kein Schweninger und kein Bismarck mehr! Wir wollen sehen, was er und seine Gestalten selber sind.

Der Kaufmann und Senator Oddendorp, der einen überseeischen Großhandel treibt, ist mit seinen Zahlungen ins Gedränge geraten. Trotz dem Ansehen seines Hauses, des ältesten und geachtetsten in der großen Handelsstadt (unter der wir uns, nach den niederdeutschen Namen, wohl Hamburg zu denken haben), findet er nicht so viel Kredit, um armselige 400.000 Mark aufzutreiben. Ein Freund, der selber nicht zu helfen in der Lage ist, überredet ihn, sich an den Bankdirektor Steinharter zu wenden, den der Senator wegen seines unsauberen Lebenswandels im gesellschaftlichen und geschäftlichen Leben zu boykottieren gesucht hat. Er weiß aber nicht, daß seine Tochter Beate mit Steinharter höchst intime Zusammenkünfte hat, und daß er gerade in dem Augenblick als Bittender vor dem Finanzgenie erscheint, als die Tochter den Lebemann verlassen hat.

Erst hinterher erfährt er durch seinen Prokuristen, der nebenan wohnt und die jedenfalls sehr unvorsichtige Beate in die Villa schleichen gesehen hat, von diesem Besuche. Er stellt den Verführer zur Rede, der es für seine Ritterpflicht hält, seine Dame auch vor dem Vater zu verleugnen und erst durch die fromme Lüge, daß Beate alles eingestanden habe, entwaffnet wird. Der Vater besteht auf der Heirat, die der Verführer gar nicht verweigert — aber die Tochter ist es, die nichts davon wissen will, ihr ist es nur um die verbotene Frucht, nicht um die Liebe und noch weniger um die Ehe zu tun, wo sie ihr ganzes Leben lang einem Manne gehorchen soll! Erst als sie den Ruin des väterlichen Hauses erfahren und in dem Liebhaber den Helfer erkannt hat, schlägt sie mit einem Male um, die beiden werden ein glückliches Paar und der Senator wird sich gewiß nicht bloß den Schwiegersohn, sondern auch den Helfer gefallen lassen. Von dem langweiligen Gehorsam ist keine Rede mehr, seitdem der Geldbeutel und das Wohlleben in Frage gestanden sind, und auch das verbummelte Söhnlein wird es jetzt noch weniger notwendig haben, zu arbeiten. Es bleibt also Gott sei Dank, alles beim alten — nur die Charaktere haben einen Purzelbaum geschlagen und stehen auf dem Kopf.

Von Bismarck und von Schweninger verlassen, hat es Herrn Philippi gefallen, zwei Kraftmenschen mit dem Stich ins Perverse zu zeichnen. Sie ist ein „Übermädchen", das hinter blasierten Formen heimliche Genußsucht verbirgt; er ist ein Genie in den Finanzen und ein Raubtier bei den Weibern. So nämlich läßt sie der Verfasser mit direkten Worten durch sich selbst und durch andere abschildern; wirkliches Leben und überzeugende Kraft haben die Figuren nicht. Man darf wohl bezweifeln, ob dieser Bankdirektor, der nicht bloß in Liebes-, sondern auch in Ehrensachen sich wie ein Filou benimmt, sich in der großen Kaufmannsstadt das nötige Vertrauen in geschäftlichen Dingen hätte erwerben können. Und wie kläglich gehen diese Kraftnaturen mit einem Male ein! Namentlich der Umschlag Beatens ist nicht bloß mit Leichtsinn, sondern auch mit einem Ungeschick behandelt, der den Hohn geradezu herausfordert. Als sie den Untergang des väterlichen Hauses erfährt, ruft sie erschrocken und leidenschaftlich aus: „Nein! Das habe ich nicht gewollt!" Was soll denn das heißen? Sie ist ja an dem Zusammenbruch des Hauses wirklich gar nicht schuld; sie hat sich nur das leichtsinnige Liebesverhältnis vorzuwerfen, von dessen Zusammenhang mit dem Ruin sie noch gar nichts weiß. Es ist also eine unfreiwillige Parodie, die sich Philippi selbst angetan hat, wenn er Beate sagen läßt: sie habe gar nicht daran gedacht, daß ihr die Mittel für ihre perverse Genußsucht endlich ausgehen könnten! Und wie einfältig ist es überhaupt, eine solche perverse Kraftnatur sagen zu lassen: sie habe das „nicht gewollt"! Solche Naturen, wenn sie echt sind, können überhaupt nichts anderes wollen, als sich ausleben. Einen Rückweg, eine Umkehr gibt es für sie nicht, auch dann nicht, wenn das Geld beim Teufel ist.

Aber nicht bloß zwei Kraftnaturen, sondern eine ganze Familie nach der Mode hat Herr Philippi auf die Bühne zu bringen unternommen. Er möge sich doch einmal Sardous

alte Komödie anschauen, der neben ihm als ein wahrer Klassiker in der Sittenschilderung dasteht. Wie macht es denn Philippi? Die Mutter, die in der Einbildung ewiger Krankheit sich von einem Sofa auf das andere wälzt, sagt: „Ihr werdet schon sehen, daß ich mal sterbe!"; und als ihr der Mann mitteilt, daß dem Ruin des Hauses auch ihre Perlen zum Opfer fallen müssen, antwortet sie: „Dann habe ich ja gar nichts mehr anzuziehen." Der Laffe, ihr Sohn, antwortet der Schwester, die ihm die Meinung gesagt hat, wegwerfend: „Du bist ja nicht einmal satisfaktionsfähig." Das sind Witze, lieber Herr Philippi, Witze, die in den schwächeren Jahrgängen der „Fliegenden Blätter" vielleicht an ihrem Platze wären, denn dort handelt es sich um spaßhafte Übertreibung der bekannten Wirklichkeit. Der Dichter aber muß uns die Wirklichkeit selber geben und die Personen aus ihrem Charakter und aus ihrer Situation heraus reden, nicht über sich selbst Witze machen lassen.

Noch schlechter freilich sieht es mit den Figuren aus der Kaufmannswelt aus, die keine Witze vertragen, bei denen daher das Moralin herhalten muß. Dieser alte Oddendorp ist ein ebenso schlechter Vater wie Geschäftsmann. Er sucht seine Tochter zwar vor dem Verkehr mit dem gefährlichen Steinharter auf den Bällen zu behüten; für ihre heimlichen Ausflüge und für ihren übrigen Verkehr scheinen ihm die Augen zu fehlen. Und um über seine geschäftliche Lage Klarheit zu erlangen, muß er einen alten Jugendfreund kommen lassen, den Herr Philippi als Vertrauten notwendig hat. Der alte Prokurist, der seit vierzig Jahren im Hause lebt, kann sich die Liebschaft der Tochter und die Tat des Helfers nicht anders zusammenreimen, als daß der Vater darum gewußt und die Tochter verkauft habe! Dieses niederträchtige Motiv wird noch zu einer großen Szene ausgeschrotet, in welcher der Prokurist seine Stelle niederlegt und dem ahnungslosen Chef zum Abschied seine Hand verweigert, worauf dieser zu dem Revolver greift und mit den unsäglich albernen Worten Aufklärung verlangt: „Sagen Sie es mir, oder ich schieße mich vor Ihren Augen tot!"

Wie der technische Mustermann Philippi den alten Vertrauten nicht entbehren kann, so kommt er auch nicht ohne den „Wahrmund" des alten deutschen Lustspiels oder den Debatteur der Franzosen aus. Dieser erscheint zwar nicht in Hemdärmeln, aber im Unterrock; führt sich möglichst hausbacken ein; sagt der Mutter und den Geschwistern recht unsanfte Grobheiten ins Gesicht; hält programmatische Reden über das, was ein richtiges modernes Mädchen ist und tun soll; besorgt dem Verfasser auf Schritt und Tritt die Kritik der Personen und der Vorgänge, damit man immer gleich weiß, was man davon zu halten hat — und hat den Beifall des Publikums zum Dank.

Aus dem „Erbe" habe ich den folgenden Satz unvergeßlich in Erinnerung behalten: „Denn allzu straff gespannt, zerreißt der Bogen." Die Sehne zerreißt, der Bogen zerspringt, lieber Herr Philippi. In unserem Stück „rieselt" ein Goldstrom hernieder; ein Sturm fegt „um" das Haus; ein Moratorium wird nicht erbeten, sondern „beantragt". Die Wortstellung ist mitunter ganz unmöglich: „Weiß es deine Frau schon selbst"; „Er ist mit seinen wohl kaum dreißig Jahren Direktor". Daß Herr Philippi des Wortes nicht genügend mächtig ist, schädigt oft ganze Szenen. Der alte Oddendorp verlangt von dem Verführer „Wahrheit"; und als dieser sagt, daß er die Tochter seines Gegners nicht kenne, droht er ihn zu erschießen — er verlangt also nicht Wahrheit, sondern das Eingeständnis der ihm schon bekannten Schuld. Von einer Kunst des Dialogs kann nicht die Rede sein. Die einzige Spur der Umgangssprache ist das berüchtigte „'ne" für „eine", das man zwar im Verse nicht entbehren kann, in der Prosa des Lebens aber niemals zu hören bekommt; der einzige Naturlaut ist das bequeme, viel, aber auch gar nichts sagende „Hm"! Es ist schlechtes Buchdeutsch in alten Formen und dieselben Personen reden einmal so, dann wieder so. Der alte Oddendorp macht sogar bei Schiller eine Anleihe, wenn er zu seinem Buchhalter sagt: „Sie haben lügen nicht gelernt" — das sagt auch Don Carlos vom Grafen Lerma.

Der Bankdirektor empfängt den Senator in seinem Toilettezimmer — weil die Tapezierer unten noch nicht fertig sind. Beate geht ab — sie wird ans Telephon gerufen. Ein Schleiertanz kommt auch vor — sehr modern! Das Stück hat vier Akte; aber nur, weil nach dem dritten der Vorhang fällt — eigentlich sind es drei. Weil der dritte sonst zu lang geworden wäre, hat ihn der Verfasser halbiert.

Das ist die technische Meisterschaft des Herrn Philippi! Den Hut herunter vor der alten Birch-Pfeiffer; sie hat ihr Handwerk besser verstanden.

Wenn dieses Machwerk im Burgtheater nicht abgelehnt, sondern verhältnismäßig günstig aufgenommen wurde, so ist das für das Premièrenpublikum gerade nicht schmeichelhaft. Freilich hat die glänzende Aufführung vieles hinzugetan und mehr noch versteckt. Namentlich hat Frau Retty Gelegenheit gehabt, ihr großes Talent von einer neuen Seite zu zeigen und einmal, anstatt des Engels im Flügelkleide, den Teufel zu spielen. Daß sie das, gleichviel ob aus bloßer Natur oder auch aus Kunst mit einer gewissen Zurückhaltung getan hat, ist

nicht bloß dem Schlusse, sondern auch der ganzen Figur zu gute gekommen, die bei schärferer Betonung verloren gewesen wäre. Sonnenthal hat in dem alten Oddendorp eine seiner ergreifendsten Rollen geschaffen; und Herr Devrient hat es vorzüglich verstanden, den interessanten Lebemann zuletzt in den harmlosen Naturburschen und Bräutigam hinüberzuspielen. Für Mutter und Sohn blieb den Darstellern wohl nichts anderes übrig, als einen karikierenden Ton anzuschlagen. Frau Wilbrandt und Herr Korff haben das auch leise und mit Erfolg getan. Als weiblicher Raisonneur war Fräulein Witt eine sehr erfreuliche Erscheinung, die manches derbe zu mildern wußte. Herr Gimnig als Vertrauter und Herr Treßler in der Karikatur eines Kammerdieners machten das Ensemble voll. Das Stück war von Hartmann vorzüglich inszeniert. Das Interieur im zweiten Akte ist das reizendste Junggesellenzimmer, das man sich denken kann. Minor.

*

Lustspieltheater. Die Komödie „Kater Lampe" Emil Rosenows kommt den besten Werken der ganzen Gattung nahe. „Biberpelz" und „Zerbrochener Krug" sind ihm verwandt. Aber „Kater Lampe" hat mehr Humor, mehr Lebenswärme — also eine innigere Menschlichkeit als der „Biberpelz". Bei Hauptmanns angeborenem Mangel an Humor und Lebensheiterkeit rückte er der Satire näher als der rein schildernden moralischen Komödie. Fast ward aus dem „Biberpelz" ein politisches Stück, ein Kulturbeitrag zum Septenatskampf. Rosenow, der als Abgeordneter praktische Politik trieb, hielt sich an das Menschliche und gab eine selten reinliche, harmonische Dichtung. Unbedingt eine Komödie in des Wortes strengster, bester Bedeutung! Gutheit und Schlechtigkeit, Klugheit und Narretei der Menschlein spielen sich im engen Raum seines Erzgebirgsdorfes so getreulich und gleichartig ab, wie in der großen Welt! Der dumme Bürgermeister, der zänkische Fabrikant, der verschlagene Bauer, der aufgeblasene Gendarm — sie geben ein Bild des Lebens — ein sehr köstlich getreues Bild. Wir sehen, wie der Kater eines armen Buckligen, aus kleinlichem Neid über die Freude die der Enterbte des Glückes an dem Vieh empfindet, von der „Behörde" konfisziert und dann von den Hütern der Obrigkeit — Gendarm, Briefträger und Gemeindediener — als Hasenbraten verzehrt wird. Personen und Geschehnisse sprechen und handeln, wie jedes von ihrer Beschaffenheit in den nämlichen Umständen sprechen oder handeln würde und müßte. Daß das Stück das seltene, edle Vergnügen gewährt, wieder einmal mit dem Verstande lachen zu können, spricht endlich am eindringlichsten für seinen Wert.

Gespielt wird es vorzüglich, nur nach meinem Geschmacke zu sehr nach der politischen Seite hin. Dies kommt namentlich in der Rolle des Gendarmen, der mehr als schneidiger, dummdreister Gardeleutnant auftritt, zum Ausdrucke. Hervorragend in feinster Charakterisierung sind die Herren Dumont, Lessen, Kneidinger, die Damen Wehrbezirk und Sitty. R. Holzer.

*

Bürgertheater. Direktor Fronz hat sich in seinem Eröffnungsgedicht zwar entschuldigt:

„Ich kann nicht immer große Treffer bieten,"

zugleich aber versprochen:

„Doch eins will ich: Bewahren Euch vor Nieten."

Dennoch war auch die zweite Neuheit des Bürgertheaters eine Niete, und es hieße aus dem gebotenen Wohlwollen ein Recht auf Falschmeldung ableiten, wollte man berichten, daß der Schwank „Der Held des Tages", von J. O. Cus, fröhlich lachenden Widerhall gefunden hätte. Nein, er enttäuschte und verstimmte durch seine unmöglichen Voraussetzungen und durch die grobschlächtigen Situationsscherze, die daraus gewaltsam und mit dem skrupellosen Mut zur Geschmacklosigkeit gezogen werden, und selbst Franz Tewele und Leopold Straßmeyer, über die man doch immer gerne lacht, vermochten die Bedenken nicht zu zerstreuen, die dieses Attentat auf das Zwerchfell erregte. Es hat in Wien eine Zeit gegeben, wo ähnliche Possen nur in den Faschingstagen gespielt und lachend verziehen wurden. Da wir aber noch nicht Fasching haben und der zweiten Neuheit eines neuen Theaters immerhin auch einige programmatische Bedeutung zukommt, konnte man sich den ernstesten Besorgnissen über die nächste Zukunft des Bürgertheaters nicht entziehen. —tr—

□□ Österreichische Rundschau, Heft 60, 61. □ Redaktionsschluß 16. Dezember 1905. □ Ausgegeben 21. Dezember 1905. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends. □□
□□ Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). □□
□□ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 62: 30. Dezember 1905. □□

Büchereinlauf.

...losem Hause. Novelle von Edward ...auer. Stuttgart, 1906. Adolf ... Comp. M. 3.—

...immel. Lustige Geschichten von ... von Khuenberg. Hamburg, ...nrad H. A. Kloß. M. 3.—

...erfahrt. Von Johann Bojer. ...erechtigte Übersetzung aus dem ...schen von Adele Neustädter ...em Vorwort von Ellen Key. ...und Leipzig, 1906. Schuster & ... M. 2.50

...lne und die Gesellschaft. Eine ...hung von Dr. Berthold Thorsch. ..., 1906. Karl Reißner. M. 3.—

...chungen der Kommission für ... Geschichte Österreichs. Österreich ...land seit dem Ende des 15. Jahr... Auf Veranlassung Seiner Durch...es Fürsten Franz von und zu ...ein dargestellt von Hans Übers... I. Bd. Von 1488—1605. Wien ...zig, 1906. Wilhelm Braumüller. K 15.—

...onderling. Seine Geschichte und ...edanken. Von Hugo Bertsch. ...t und Berlin, 1905. J. G. Cotta... M. 2.50

...nzer und andere Erzählungen ...rice Reinhold von Stern. Leip... Verlag des Literarischen Bulle... ...von Stern).

... dem Zaubertal. Neue Strophen ...rice Reinhold von Stern. Leip... Verlag des Literarischen Bulle... ...von Stern).

...revier. Von Otto Erich Deutsch. ... Leipzig, 1905. Schuster & Löffler

...us und Laizismus. Das Laien... ...im Ultramontanismus. Von Dr. ... Karl Goetz. Frankfurt a. M., ...ner Frankfurter Verlag. M. 1.80

... geschichtliche Erzählungen der ...ien. Nach den besten Quellen ...t von Joh. W. Holczabek und ... Winter. Wien. Karl Graeser K 2.50

...Einführung in die Philosophie. ... Rudolf Eisler. Berlin, 1906. ...egfried Mittler & Sohn. M. 7.50

...in. Die Geschichte einer Leiden... Gedichten von Hermann Kienzl. ... 1906. Schlesische Verlagsanstalt ...chottlaender. M. 3.—

...d die königliche Kunst. Von Dr. ...ernekke, vormals Meister vom ...er Loge Amalia in Weimar. ... 1906. Poeschel & Kippenberg. M. 5.—

... Album von F. von Reznicek. ..., 1906. Albert Langen.

... am Abhang. Roman von Sieg...ebitsch. Berlin, 1906. S. Fischer. M. 3.—

...im Salz. Roman aus dem Anfang ...II. Jahrhunderts von Ludwig ...ofer. Illustriert von Kurt Liebich. ...nde. Stuttgart, 1906. Adolf Bonz M. 6.50

...n freier Natur. Photographische ...ien frei lebender Tiere von ...nd Richard Kearton. Text von ... Kearton. Übersetzt von Hugo ... Halle a. S., 1906. Wilhelm Knapp. M. 10.—

...Schlaf. Mentale Suggestion. Ein ... Wort in meiner Streitsache mit ...lz. Stuttgart. Axel Juncker.

... Reiter. Von Theodore Roose... ...nzig berechtigte Übersetzung von ...n. München, 1906. Albert Langen.

Die militärischen Forderungen der ungarischen Koalition.

Von * * *

Im Mittelpunkte der politischen Interessensphäre der Monarchie steht die ungarische Krise, die scheinbar durch die Frage der Kommando- und Dienstsprache der Armee hervorgerufen wurde und diesseits und jenseits der Leitha und im Auslande Berufene und Unberufene dazu veranlaßt hat, ihre Meinung öffentlich zu sagen. Unter den gegebenen Verhältnissen lohnt es sich wohl der Mühe eine zusammenfassende Darstellung der ungarischen Frage zu geben, eine Darstellung, die sowohl die Genesis des Konfliktes, als auch den Rechtsstandpunkt, nebst den rein sachlichen Argumenten für die Verweigerung der ungarischen Kommando- und Dienstsprache zum Gegenstande hat.

Die Organe der ungarischen Koalition weisen in allen ihren Emanationen darauf hin, daß es die Krone ist, welche den Streit vom Zaune gebrochen und die Militärfrage in der Absicht aufgerollt hat, um ihren Willen der Nation aufzudrängen und das staatsrechtliche Gleichgewicht zu gunsten der Krone zu verschieben. Nun war aber die Krone, seit dem Abschluß des Ausgleiches 1867, wie allgemein bekannt, stets bemüht, sich streng konstitutionell zu verhalten. Die Koalition wäre in Verlegenheit, ihren im allgemeinen gehaltenen Vorwurf durch Anführung nur eines einzigen Faktums zu beweisen. Übrigens bezeugt auch der bisherige Verlauf des jüngsten Konfliktes zur Genüge, daß nicht die Krone, sondern die Nation der agressive Teil war.

Wohl war die Krone im Herbst 1902, angesichts des Fortschreitens der militärischen Entwicklung der Nachbarstaaten der Monarchie, gezwungen, die Stärkung der Wehrkraft und die damit zusammenhängende Revision des zum großen Teile veralteten Wehrgesetzes auf die Tagesordnung des Parlaments zu setzen, aber nur ausgesprochenes Übelwollen, oder verbohrter Nationalismus vermögen hierin einen Versuch zu erblicken, den nationalen Rechten irgendwie Abbruch zu tun. Und dennoch brachte diese Vorlage die bis dahin latenten umstürzlerischen Elemente in Bewegung. Sonderbarerweise herrscht nämlich in Ungarn auch im gemäßigten Lager immer noch die avitische Ansicht, daß die Leistungen für militärische Zwecke in erster Linie der Krone zum Vorteil gereichen und jede von Staats wegen gestellte Forderung in militärischer Hinsicht durch Kompensationen auf anderen Gebieten wettgemacht werden müsse. Schon die, 1902 noch die Majorität besitzende, liberale

Partei unter Szells Führung, knüpfte daher an die Annahme der Vorlage Bedingungen, welche die erhöhte Geltendmachung der ungarischen Sprache in der Armee bezweckten, die von der Krone auch bereitwillig zugestanden wurden, da sie die Einheitlichkeit der Armee nicht beeinträchtigten. Durch die hierauf einsetzende vollkommen illegale Obstruktion der Minorität wurde jedoch die Annahme der Regierungsvorlage vereitelt, und als nun das Ministerium Tisza den Versuch machte, die Obstruktion durch Abänderung der Geschäftsordnung zu brechen, geriet die Herrschaft der liberalen Majorität derart ins Schwanken, daß das Haus aufgelöst und an die Wähler appelliert werden mußte.

Den in Ungarn seit jeher beliebten Widerstand gegen höhere Leistungen für militärische Zwecke benützte die Unabhängigkeitspartei, um die Wähler in ihrem Sinne zu beeinflussen, so daß die anfangs 1905 erfolgten Wahlen zum Sturze der liberalen Partei und des Ministeriums Tisza führten. Bis hieher sehen wir also absolut kein Anzeichen eines unkonstitutionellen Verhaltens der Krone; sie ließ den Dingen vollkommen freien Lauf. Den Antrag auf Stärkung der Wehrmacht und auf Revision des Wehrgesetzes hatte sie, wie schon erwähnt, aus höheren staatlichen und politischen Gründen einbringen müssen, gleichwie dies in allen Nachbarstaaten der Monarchie in noch weit höherem Maße der Fall gewesen war, aber durchaus nicht, wie ihr imputiert wurde, in der Absicht, die Gelegenheit zu benützen, um den nationalen Willen unter jenen der Krone zu beugen.

Nach dem Sturze der liberalen Partei bildete sich aus allen, in ihren Endzwecken und Zielen recht verschiedenen Parteien, die Koalition, die, wie ihr maßgebender Führer erklärte, nur in einem Punkt zusammensteht: in dem Kampfe um die ungarische Kommando- und Dienstsprache. Vergebens hat die auch weiterhin vollkommen korrekt und verfassungsmäßig vorgehende Krone wiederholt ihre Bereitwilligkeit erkärt, mit der Koalition zu regieren und im Interesse der Monarchie nur einen Punkt ihres Programmes abgelehnt, jenen der ungarischen Kommando- und Dienstsprache, dafür aber auf militärischem und volkswirtschaftlichem Gebiete weit über die ursprünglichen Forderungen gehende Konzessionen gemacht. So handelt doch durchaus nicht ein Monarch, der den Konflikt will, wie es ihm von den die Koalition führenden Mitgliedern der Adels-Oligarchie zugemutet wird. Daß die Krone endlich die Verhandlungen abbrach, ist erklärlich, weil Ungarn endlich aus der Anarchie befreit werden muß, in die es ehrgeizige Führer, durch Verweigerung von Steuern, Rekruten und sonstige Mittel passiver Resistenz, gebracht haben.

In Wahrheit dreht sich aber der Kampf nicht mehr um die ungarische Kommando- und Dienstsprache, er ist vielmehr zur Kraftprobe zwischen Krone und Koalition, respektive einigen ehrgeizigen Männern geworden. Nach deren offenem Zugeständnis würde übrigens das Nachgeben der Krone auch nicht viel nützen; das Ziel der Koalition ist für die meisten die Personalunion — eventuell die vollkommene Trennung von Österreich und äußersten Falles sogar eine andere,

eigene Dynastie geworden! Das ist längst kein Geheimnis mehr, es wird im Gegenteil in Ungarn in Wort und Schrift öffentlich erörtert.*

Es hat demnach fast den Anschein, als ob die Absichten der Koalition gegenwärtig darauf hinzielen, ein Parlamentsheer zu schaffen, um ihren späteren Forderungen auch physischen Nachdruck geben zu können. Nach den Wünschen der gegenwärtigen Majorität in Ungarn würde dann die Krone in militärischen Angelegenheiten weniger als jene in England zu sagen haben und das Heer fast völlig vom Parlamente abhängen.

Nur so ist es verständlich, weshalb die Koalition sich scheinbar in eine verhältnismäßig so geringfügige Sache, wie es die der ungarischen Kommando- und Dienstsprache ist, man möchte sagen verbeißt, da sie doch zu dem Risiko, das die Koalition damit übernimmt, in keinem rechten Verhältnisse steht. Das Endziel ist eben der vollkommen selbständige, nationale Staat!

Man könnte nun die Frage aufwerfen, warum die Krone, angesichts dieser Gefahr, die ungarische Kommando- und Dienstsprache nicht zugesteht, die, wie viele glauben, das kleinere Übel wäre und die Personalunion abwenden könnte. Abgesehen davon, daß auch die Krone nicht mehr verkennen kann, daß mit diesem Zugeständnis die Ruhe nicht erkauft würde, sind es sachliche Gründe schwerwiegender Natur die dies unmöglich machen. Die in der Pragmatischen Sanktion vorgesehene und im Gesetzartikel XII vom Jahre 1867 betonte Verteidigung und Aufrechterhaltung der gemeinsamen Sicherheit mit vereinter Kraft verlangt einen bestimmten Grad der Einheit, in allen Heeresinstitutionen. In dieser Beziehung ist die erste und unerläßlichste Bedingung die einheitliche Kommando- und Dienstsprache.

Diese einheitliche Kommando- und Dienstsprache ist das festeste Band, das die gegenwärtige gemeinsame Armee zusammenhält. Nur dadurch werden die einzelnen nationalen Teile derselben zu einem leistungsfähigen großen Organismus zusammengeschweißt. Das Zugeständnis der ungarischen Kommando- und Dienstsprache bliebe überdies nicht vereinzelt; schon jetzt versucht die Koalition die Kroaten zu ködern, indem sie diesen die kroatische Kommando- und Dienstsprache in Aussicht stellt, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß sie, wenn sie in Bedrängnis gerät, auch einer andern Nationalität, etwa den Rumänen, die Einführung ihrer Muttersprache zugesteht. Wenn dann die polyglotte diesseitige Reichshälfte vier oder fünf andere Kommando- und Dienstsprachen fordern würde, so wäre damit der Begriff einer Armee ad absurdum geführt.** Sobald aber ein Armeeteil eine andere Kommandosprache erhält, beginnt er sich in jeder Hinsicht, was Geist, Ausbildung, Ansichten über Kriegführung u. s. w. anbelangt, eigenartig auszugestalten und strebt naturgemäß der Selbständigkeit zu. Die bewaffnete Macht der Monarchie bestünde

* Man vergleiche die sattsam bekannte „Zeysig-Broschüre".

** Der Einwand, daß die Nationalitäten nicht das gleiche Recht zu dieser Forderung haben, ist für den objektiven Nichtungarn einfach unverständlich, wie ein darauf bezüglicher, jüngst erschienener Artikel der „Kreuzzeitung" bezeugt.

also dann aus einem österreichischen und einem ungarischen, später vielleicht noch aus einem kroatischen, böhmischen und polnischen Heere — im besten Falle also aus einer Anzahl verbündeter Heere. Von einer einheitlichen Armee, welche die Pragmatische Sanktion und der 67er Ausgleich für die einheitliche Verteidigung nötig erachtet, wäre somit keine Spur mehr vorhanden.

Aber auch historisch ist der Wunsch Ungarns nach einer selbständigen Armee mit ungarischer Kommando- und Dienstsprache nicht begründet; es hat niemals — abgesehen von 1848/49 — eine solche gegeben. Die Heere vor 1526 kommen nicht in Betracht, denn diese waren bewaffnete Aufgebote, aber nicht das, was wir jetzt unter einer Armee verstehen. Wenn die Koalition daher die Sache so darstellen will, als handle es sich um Restitution eines alten Rechtes, so sagt sie bewußt eine Unwahrheit. Es ist ein vollkommen neues Begehren, das aber die Krone nicht aus dieser Ursache, sondern auch noch aus weiteren sachlichen Gründen zurückweisen muß. Das Aufgeben der einheitlichen Armeesprache würde nämlich der Teilung der Armee gleichkommen und damit die Einheitlichkeit der Verteidigung der Monarchie aufheben.

Wenn über die Richtigkeit dieser Behauptung überhaupt noch Zweifel bestehen, so dürften diese am besten durch das Zeugnis des hervorragendsten ungarischen Staatsmannes, des Grafen Julius Andrassy sen., also eines Nichtmilitärs, behoben werden.

Graf Andrassy sen. wies in einer großen Rede im Ausschusse des ungarischen Magnatenhauses am 5. April 1889 jenen gegenüber, die eine selbständige ungarische Armee forderten, weil Ungarn vor 1526 angeblich eine solche besessen, auf die seither vollständig geänderten Verhältnisse hin, indem er sagte:*

„In jenen Zeiten, als Ungarn ein selbständiges Heer besaß, genügte es vollkommen, innerhalb der Landesgrenzen oder höchstens an denselben eine genügende Macht zu entwickeln, um das Eindringen eines fremden Heeres zu verhindern. Heute, in der Ära der Eisenbahnen und Dampfschiffe und der im voraus bereit gehaltenen Mobilisierungen sind die Aufgaben ganz andere und viel größere, kein Staat – mit wenigen Ausnahmen – vermag sich mit Aussicht auf Erfolg ausschließlich innerhalb seiner Grenzen zu verteidigen. Die Bedingungen der Verteidigung, des Friedens, der staatlichen Selbständigkeit sind nicht mehr innerhalb der Staatsgrenzen allein aufzufinden. Man muß sie weit über die Grenzen hinaus, schon in der Ferne wahren und schützen und kann sie nur von da aus sichern. Unter den heutigen Verhältnissen vermag ein Staat auch seinen eigenen Frieden nur in dem Maße sicherzustellen, als er im stande ist, auf die Sicherung des europäischen Gleichgewichtes Einfluß zu üben. Wenn dies unter den heutigen Verhältnissen im allgemeinen von jedem Staate gilt, so gilt es in noch erhöhtem Maße von den beiden Staaten dieser Monarchie; denn von diesen vermag keiner auch nur die eigenen Grenzen von seinem eigenem Gebiete aus mit Erfolg zu verteidigen. Ungarn ist in den meisten Fällen nur vom Territorium der österreichischen Länder, Österreich nur von dem Gebiete der Stephanskrone aus erfolgreich zu verteidigen. Wer Siebenbürgen beherrschte, der beherrschte, selbst bevor es noch Eisenbahnen gab, auch Ungarn bis zur österreichischen Grenze, von wo er bis Wien und wohl weiter vordringen konnte. Wer Ungarn gegen einen von Norden anziehenden Feind verteidigen will – vom Angriffe, der doch eine der erfolgreichsten Arten der Verteidigung ist und nicht ausgeschlossen sein kann,

* „Die Einheit der österreichisch-uugarischen Armee“ (Wien 1889) Seite 21 ff.

zu schweigen — der muß dies nicht diesseits, sondern jenseits der Karpathen, also von einem österreichischen Lande aus tun. Gegen einen Angriff von Westen kann Ungarn ebenso wie das andere Staatsgebiet der Monarchie nur von den Tiroler Bergen oder den böhmischen Gebirgspässen aus zweckmäßig verteidigt werden. Der Feind der an diesem Punkt nicht zum Stehen gebracht wird, kann fast unaufhaltsam bis zu jedem Punkte der Doppelmonarchie vordringen.

Man könnte diese Beispiele weiterführen, aber es ist unnötig, denn sie beweisen zur Genüge, daß man die beiden Staaten der Monarchie nur zusammen verteidigen kann, nicht nur über die Grenzen der Monarchie hinaus, sondern auch innerhalb derselben. Aber, wie gesagt, die interne Verteidigung reicht heute nicht mehr aus. Die Interessensphäre, die zu schützen ist, ist so groß, daß sie auch die Kraft eines größeren Staatswesens, als Ungarn, weit übersteigt. Zur Verteidigung derselben ist, unter den heutigen Verhältnissen nur eine politische und militärische Großmacht befähigt. Das können für sich und allein weder Österreich noch Ungarn, sondern nur beide zusammen leisten. Dies ist die europäische Mission der Doppelmonarchie; ohne sie hätte weder der österreichische, noch der ungarische Teil eine anerkannte Existenzberechtigung."

Fügt man den Ausführungen dieses ungarischen Patrioten noch kurz gefaßt sachliche Einwendungen hinzu, so wird wohl kein Unbefangener mehr die Richtigkeit der früheren Behauptung zu bezweifeln vermögen. Die Anhänger der selbständigen ungarischen Armee weisen nämlich darauf hin, daß auch verbündete Armeen Siege erfochten haben. Gewiß, aber die Kriegsgeschichte lehrt auch, daß dies nur mit äußerster Anstrengung geschah und eines besonderen Glücks bedurfte, während in der Mehrzahl der Fälle die Kriegführung koalierter Heere unglücklich war, da jedes einzelne Heer seine eigenen Ziele verfolgte und ein Einklang in den Operationen schwer zu erzielen war. Die Kriege Friedrichs des Großen und Napoleons bieten hiefür unbestreitbar die besten Belege.

Bei zwei Armeen mit verschiedener Dienst- und Kommandosprache träten aber dieselben Nachteile wie bei koalierten Armeen hervor. Die divergierenden Anschauungen, die sich nach und nach von selbst entwickelten, würden sich nicht nur während der Operationen durch innere Reibungen, sondern sogar schon vor Beginn des Krieges bei Einleitung der Operationen, bei Fixierung des Kriegszieles, fühlbar machen, indem sie Schwankungen in den Entschlüssen und Unsicherheit in der Kriegführung mit sich brächten. Durch die unvermeidliche Inversion von Heeresteilen verschiedener Armeen, namentlich im Aufmarschraume, durch die schwierigere Verständigung in dringenden Fällen, durch die Hindernisse, welche die strategische Aufklärung infolge der verschiedenen Dienstsprachen und der voraussichtlich verschiedenen Ausbildung erführe, würden Nachteile erwachsen, die einem einheitlich geleiteten und geführten Gegner gegenüber von schwerwiegender Bedeutung wären. Berücksichtigt man endlich noch, daß Verschiedenheiten in der taktischen Ausbildung, in den Grundsätzen über Verwendung der Waffen, ja sogar in den wichtigen Fragen der Armierung, Verpflegung 2c. kaum zu vermeiden wären, so vervollständigt sich dieses Bild zu einem militärischen Chaos.

Wenn auch die Krone, in klarer Erkenntnis dieser Umstände, die ungarische Kommando- und Dienstsprache nicht gewähren kann — weil diese die Zweiteilung und später vielleicht die gänzliche Zerstückelung der Armee bedeutet, wodurch nicht

nur die Verteidigung der Gesamtmonarchie, sondern in noch höherem Grade die Ungarns in Frage gestellt wäre, wie Andrassy sen. 1889 so trefflich klarlegte — so ist sie dem Wunsche der ungarischen Nation nach erhöhter Geltendmachung des nationalen Momentes und der ungarischen Sprache in dem ungarischen Teile der gemeinsamen Armee doch durch weitgehende Zugeständnisse entgegengekommen.* Weiter zu gehen ist nicht möglich, weil es die Grundgesetze der Monarchie nicht zulassen und weil durch ein politisch völlig verändertes Staatengebilde im Herzen Europas die Ruhe dieses Weltteiles gefährdet werden könnte.

Die Gewährung der ungarischen Kommando- und Dienstsprache wäre übrigens auch ein Unrecht gegen die anderen Nationalitäten Ungarns, denn die Koalition verweigert ja den Nichtmagyaren jedes Zugeständnis in nationaler Sache,** negiert also im eigenen Lande jene Forderungen, die sie selbst in so ungestümer Weise an die Krone zu stellen für richtig findet.

Ungeachtet aller Nachgiebigkeit und Zugeständnisse seitens der Krone hat die Koalition die zum Frieden gebotene Hand nicht ergriffen, sondern den Zwist auf die äußerste Spitze getrieben und pocht nun auf das „ungarische Staatsrecht".

Was nun die stete Berufung der Ungarn auf ihr Staatsrecht anbelangt, sei auf die Äußerung eines Staatsrechtlehrers von Ruf hingewiesen, der gerade heraus sagt, was man allerorts für den Grund der merkwürdigen Tatsache halte, daß zwar Frankreich, Italien, Schweden, Norwegen, Spanien, Belgien u. s. w. umfassende Monographien über ihren Staatsbau geliefert haben und nur Ungarn noch immer damit zögert. Man meint nämlich, daß Ungarn es nicht wagt oder doch nicht für angezeigt hält, die Geheimnisse des ungarischen Staatsrechtes in einer Kultursprache bekanntzugeben. Ein Werk über ungarisches Staatsrecht, von einem hervorragenden Fachmanne verfaßt und in anderer Sprache (wenn auch in Übersetzung) veröffentlicht, würde naturgemäß überall großes Ansehen gewinnen und könnte von den Ungarn nicht so leicht der Unkenntnis und Mißverständnisse geziehen werden, wie die ihnen unbequemen Ausführungen nichtungarischer Schriftsteller. Ein solches Werk wäre aber auch der nichtungarischen Kritik ausgesetzt, die natürlich nicht von der Überzeugung ausgehen würde, daß das den jeweiligen Forderungen des ungarischen Patriotismus Entsprechende auch das historisch und staatsrechtlich Richtige sei. Der unerschöpfliche Born des ungarischen Rechtes, aus dem wunderbarerweise stets das hervorquillt, was irgend welche unbequeme Ansprüche spurlos hinwegschwemmt, würde in der Folge nicht mehr so nach Wunsch sprudeln können.

* Man vergleiche die Verordnung des RKM. Präs. Nr. 4856 von 1904, wonach alle Truppen, Kommanden und Anstalten des k. u. k. Heeres, welche sich aus Ungarn ergänzen, mit den ungarischen Behörden in ungarischer Sprache zu korrespondieren, ja selbst jene Truppenkörper, welche sich aus Ungarn ergänzen, aber in Österreich garnisonieren, mit ungarischen Behörden ebenfalls in ungarischer Sprache schriftlich zu verkehren haben.

** Man denke an die Rumänen, Slowaken und Sachsen.

Der im Jahre 1867 zwischen dem Könige und der Nation getroffene sogenannte Ausgleich ist im Gesetzartikel XII vom 12. Juni desselben Jahres niedergelegt. Im § 2 desselben wird ausdrücklich gesagt: „daß die Königreiche und Länder unter habsburgischen Herrschern einen unteilbaren und unzertrennlichen Besitz bilden, welchem Prinzipe zufolge die Verteidigung und Aufrechterhaltung der gemeinsamen Sicherheit mit gemeinsamen Kräften eine gemeinsame und wechselseitige Verpflichtung darstellt, welche direkt aus der Pragmatischen Sanktion entspringt."

§ 9 erwähnt als zweites* Mittel der gemeinsamen Verteidigung die Armee und die hierauf bezüglichen Verfügungen und das Kriegswesen.

§ 11 lautet: „Infolge der verfassungsmäßigen Herrscherrechte Seiner Majestät in betreff des Kriegswesens wird all das, was auf die einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation der gesamten Armee und somit auch des ungarischen Heeres, als eines ergänzenden Teiles der Gesamtarmee, Bezug hat, als der Verfügung Seiner Majestät zustehend, erkannt."

Hieraus geht klar hervor, daß Ungarn zu den übrigen Ländern der Monarchie im Verhältnisse der Realunion steht, das ungarische Heer kein selbständiges Heer, sondern einen ergänzenden Teil der Gesamtarmee der Monarchie bildet und in dem ungarischen Teil der Gesamtarmee alles, was auf einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation Bezug nimmt, den Verfügungen des obersten Kriegsherrn untersteht.

Es sind dies gewissermaßen die Grundpfeiler für die Organisation der Wehrmacht der Monarchie. Einschneidende Änderungen im Wehrsysteme sind daher nur dann möglich, wenn „im Sinne des § 13 des Ausgleichsgesetzes, nach vorangegangenem Einvernehmen beider Ministerien, ein von gleichen Prinzipien ausgehender Entwurf beiden Gesetzgebungen unterbreitet wird, wobei, zur Ausgleichung der etwa in den Anschauungen der gesetzgebenden Körper auftauchenden Differenzen diese beiden miteinander durch Deputationen in Berührung treten und wenn sie nur solche Änderungen und Umgestaltungen betreffen, welche die einheitliche Verteidigung und die Aufrechterhaltung der Sicherheit der Monarchie mit vereinter Kraft nicht alterieren." Minder Wesentliches kann dagegen im Sinne der Einleitung zum Ausgleichsgesetz, im beiderseitigen Einvernehmen der Krone und des Parlamentes zur Abänderung gelangen — insoferne hiedurch nicht die laut § 11 der Krone vorbehaltene einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation der gesamten Armee berührt wird. Nun ist aber die Frage der ungarischen Kommando- und Dienstsprache unzweifelhaft eine solche, welche auf die einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation der Armee Einfluß nimmt, denn sie berührt alle ihre Institutionen, ihr Gefüge, ihren Charakter und würde die einheitliche Verteidigung der Monarchie in Frage stellen. Tatsächlich hat die Krone vollkommen im Sinne der Gesetze den Wünschen der Majorität, insoweit selbe nur die intensivere Geltend-

* Das erste Mittel ist die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

machung der ungarischen Sprache in dem ungarischen Teil der gemeinsamen Armee betreffen, Folge gegeben, sie hat aber, und zwar mit vollem Recht, das Verlangen nach der ungarischen Kommando- und Dienstsprache abgelehnt.

Wenn nun die Majorität mit allen Mitteln, die eine einseitige Auslegung der Gesetze an die Hand gibt, die Krone dennoch zu zwingen sucht, so ist dies ein gewaltsamer Versuch der Rechtsbeugung ihrerseits. Die Krone aber kann unmöglich den Forderungen der Koalition nach Gewährung der ungarischen Kommando- und Dienstsprache willfahren, denn dann wäre das ungarische Heer nicht ein ergänzender, sondern ein abgesonderter Teil der österreichisch-ungarischen Wehrmacht und die in der Pragmatischen Sanktion vorgesehene und im Ausgleichgesetz von 1867 erneuert promulgierte „Verteidigung und Aufrechterhaltung der gemeinsamen Sicherheit mit vereinter Kraft" unmöglich.

Wie Graf Andrassy sen. sehr zutreffend erörterte, entstünde dann zwischen den beiden Armeen ein Verhältnis, welches die Opfer verdoppeln und wie soeben dargelegt, den Erfolg unmöglich machen würde. Mit Graf Andrassy sen. fragen wir nun: „Glaubt jemand, daß der benachbarte österreichische Staat nach den großen Opfern, die bereits gebracht worden sind — und wofür er jetzt auf die gemeinsame Wehrkraft der gesamten Monarchie unbedingt rechnen kann — geneigt wäre ein System anzunehmen, das solche Folgen haben müßte?" — und wir stimmen seinem Ausspruch vollkommen bei: „Der gemeinsame Monarch, der solche Änderungen zuließe, um Ungarn politisch zu befriedigen, wäre, ohne daß er dies Ziel erreicht hätte, dem Vorwurfe ausgesetzt, daß die selbständige ungarische Armee nichts anderes sei, als um teueres Geld und mit großen Opfern hergestelltes Kanonenfutter für fremde Heerführer und Generalstäbler." So ist es und weil es so ist, wühlt Ungarn in seinem eigenen Fleische, wenn es den Führern der Koalition folgt!

Vivien Chartres.

Gedanken zur Psychologie der Musik.

Von Privatdozent Dr. Hermann Swoboda.

Es vergeht fast kein Jahr, ohne daß die Tagesblätter den Ruhm eines neuen Wunderkindes verkünden, zumeist in Worten aufrichtiger Anerkennung, hie und da mit ein paar wohlwollenden Bemerkungen über die unreife Technik; zum Schluß herzliche Segenswünsche für den künftigen Lebensweg.

Haben die Kinder diese zärtliche Behandlung ihrem Alter zu verdanken oder haben sie vielleicht wirklich vor den vielzuvielen Erwachsenen, die über ihre Kraft wirken wollen, etwas voraus, was vom Alter unabhängig ist, was die Jüngsten reif macht und Alte jung erhält? Es ist der Zweck dieser Zeilen, auf die geheimnis-

volle Spur des Unzeitlichen zu lenken, welches offenbar in den kleinen Künstlern, aber nicht allein in ihnen, werktätig ist.

Man hat sich bisher die Erklärung der Wunderkinder sehr leicht gemacht, indem man sie einfach für frühreif erklärte. Der Mensch wird wie durch eine Formel beschrieben, in welcher unter anderem auch der Faktor für t vorkommt. Durch Diskussion der Formel und durch Einsetzen eines sehr kleinen Wertes t kann man dann das Wunderkind geradezu ableiten. Wie doch der sogenannte Geist der exakten Naturwissenschaft geschäftig jeden andern Geist aus der Natur verdrängt! Daß einem Zeitalter, dessen Devise auf allen Gebieten die Beschleunigung ist, nichts mehr imponiert als die Schnelligkeit, mit welcher der eine erreicht, was dem andern überhaupt unzugänglich bleibt, das ist nur selbstverständlich. Naturwissenschaftliche Betrachtungsweise und Amerikanismus bestimmen also die Wertung der Wunderblumen, welche ein gütiger Gott unter uns emporsprießen läßt! Allein der Vorwurf, welchen ich in diese Sätze lege, stimmt seit kurzem nicht mehr und das Verdienst, Kritik und Publikum zu einer vertieften Auffassung mit einem Schlage befähigt zu haben, gebührt der kleinen Vivien Chartres.

Zum erstenmal fand man in den Kritiken ihres Spieles neben den stehenden Redensarten von der „erstaunlichen Sicherheit" und der „reifen Auffassung" den Hinweis auf ein seelisches Element, welches offenbar hinter all den köstlichen Äußerungen als spiritus rector steckt; sie beseelt nicht ihr Spiel, sondern ihre Seele spielt.

Wenn man dem lieben Ding einmal in die großen, gutmütigen, so echt kindlich hoffenden und dann wieder spitzbübisch fragenden Augen geschaut hat, und man hört sie dann die Werke reifer Meister mit unfehlbarem Ausdruck vortragen und sieht sie unter dem Eindruck des von ihr selbst Gespielten bald sonnig lächeln, bald schwermütig ins Leere starren, bald verloren den Blick zur Erde wenden, dann fühlt man sich in die Notwendigkeit versetzt, hier eine Trennung in zwei Wesen anzunehmen: in das geigende, streichende, welches mit der Puppe schlafen geht, einem saftigen Bonbon und einem guten Spaß nicht abhold ist und in das andere — ja, wenn von diesem andern ebenso leicht zu reden wäre, wie vom „empirischen Ich!"

Aber das eine steht vorläufig schon fest, daß dieses zweite höhere Wesen sich das empirische, erscheinende, zuzeiten dienstbar macht. Die Seele kommt nicht wie ein hübscher Aufputz zu dem Spiel der Finger hinzu, sondern die Finger spielen, weil und wie die Seele sie leitet. Oberflächliche Betrachter, die nie aus dem ewigen Quell alles Großen auch nur einen Tropfen genascht haben, äußern die Ansicht, der Ausdruck lasse sich zum Spiel dazu erlernen: eine eminente Muskelbegabung plus großem mimischen Talent. Damit wir nur ja keine Gewalten anzunehmen brauchen, als die wir mit den fünf Sinnen erfassen können!

Dem gegenüber sei hier eines andern Wunderkindes Erwähnung getan, welches der bekannte Physiologe an der Pariser Universität, Charles Richet, auf dem

IV. Psychologenkongresse im Jahre 1900 vorführte als cas remarquable de précocité musicale. Das war ein Knabe von 3 Jahren und 7 Monaten, Spanier von Geburt, Pepito Rodriguez Arriola. Als er $2^1/_2$ Jahre alt war, spielte seine Mutter auf dem Piano des öfteren ein ihr gewidmetes Stück. Eines Tages hört sie das Stück im Nebenzimmer notengetreu und ganz geläufig spielen, sie eilt herbei und findet am Piano zu ihrem nicht geringen Erstaunen Pepito, der ihr nur in Kinderlauten seine Freude ausdrücken kann. Mit drei Jahren spielte er schon vor der königlichen Familie in Madrid. Er erhielt keinerlei musikalischen Unterricht. Um ihm ein neues Stück beizubringen, brauchte man es ihm nur einigemale vorspielen. Ich habe selbst einige Stücke von ihm spielen gehört, eine ziemlich schwierige Habanera, den türkischen Marsch von Mozart, den er mit großem Temperament gab, von ihm selbst komponierte Variationen zur Marseillaise mit geradezu verblüffend originellen Harmonien und einige Improvisationen. Die Technik hatte er sich selber zurechtlegen müssen; seine Fingersätze waren oft drollig anzusehen. Was aber unter allen Kongreßmitgliedern und Musikern von Profession das größte Erstaunen hervorrief, das war der Ausdruck, von welchem das ganze Spiel, Takt für Takt, durchdrungen war. Man sah ihm deutlich an, die Musik diente überhaupt nur seinem Ausdrucksbedürfnis oder vielmehr dem Ausdrucksbedürfnis eines Wesens, das mit ihm den Körper teilte. Dem Ausdruck opferte er ohneweiters, als wenn sichs von selbst verstünde, die Reinheit des Spiels. Kam eine energische Stelle, dann scheute er sich nicht, statt auf eine Taste auf drei hinzupatschen, alles an ihm geriet in Bewegung, man sah, wie er unter der mangelhaften Subordination seines Körpers litt. Ausdruck um jeden Preis, war der Grundcharakter seines Spieles.

Ganz das nämliche nun wurde an der kleinen Vivien Chartres bemerkt und gerühmt: wie sie so gar keine Ängstlichkeit vor der „Tücke des Objektes" kennt. Ein Zurückgehen der A-Saite, das sie während des Spieles zum Nachstimmen nötigt und das so manchem erwachsenen Künstler eine ärgerliche Grimasse entlocken würde, zaubert auf ihr Gesichtchen nur ein liebliches Lächeln, als wenn sie sagen wollte: „Ach Gott, kommts auf das an? Was vermag diese widerspenstige, armselige Materie gegen das Allgewaltige in mir!" Das Gefühl der Überlegenheit stimmt sie heiter und gnädig gegen die neidischen Kobolde.

Ist die wissenschaftliche Psychologie, so fragen wir nun, imstande, uns dieses Phänomen vertrauter zu machen, ihm einen Platz im System anzuweisen und uns von dem anfänglichen Staunen zu einsichtiger Bewunderung hinüberzuleiten? Richet hat in seinem Referat über den kleinen Pepito die Antwort gegeben: „Die Psychologie ist noch nicht so weit, um über eine bloße Konstatierung des Phänomens hinauszugelangen". Und man kann getrost hinzufügen: Diese Psychologie, die moderne Psychologie, wird auch nie dazu gelangen. Man kann den Jammer dieser viel mißhandelten Wissenschaft am besten charakterisieren, wenn man sagt: Sie will durch Aufbau aus hypothetischen Elementen das gewinnen, was jeder Laie als unmittelbar gegeben vorfindet. Der Laie — ein hochachtbares Mitglied der mensch-

lichen Gesellschaft — sagt: Dies Spiel ist seelenvoll, eine Seele singt mir aus diesen Saiten entgegen! Der Fachmann erwidert: Es gibt keine Seele, Seele ist nichts weiter als der Inbegriff der psychischen Phänomene, jeder Realität bar. Der Laie versteift sich darauf, daß psychische Phänomene doch in jeder Brust ihr Unwesen treiben, daß es aber seelenlose Menschen ebensogut wie seelenvolle gebe. „Nichts weiter als eine verschiedene Gruppierung der Elemente, von den einen mehr, von den andern weniger", wird ihm der Fachmann entgegnen. Die Psychologie ist von dem Wahn der Synthese erfüllt. Während jede andere Wissenschaft vernünftigerweise von den Tatsachen ausgeht, sucht man sich in der Psychologie erst an die Tatsachen heranzuarbeiten und nennt das noch obendrein naturwissenschaftlich! Weil das zuerst Gegebene nicht so einfach ist wie chemische Elemente, sucht man es zum zuletzt Gegebenen zu machen. Und die Folge davon ist, daß man ans Leben kaum herankommt, daß die Psychologie-Kompendien dem warmen gestaltenreichen Leben gegenüber wie vereinsamte Klöster anmuten.

Über diejenigen, welche Psychologie und Physiologie identifizieren, welche über menschliche Fähigkeiten nicht reden können, ohne Nervenbündel und Gehirnschnitte vor Augen zu haben, die nicht begreifen, daß die Psychologie im festlich beleuchteten Konzertsaal viel besser gedeiht als im übelriechenden Sezierfaal, über diese Ärmsten will ich weiter kein Wort verlieren.

Auch messende Psychologen hat das Zeitalter hervorgebracht. Die kleine Vivien wurde, wie man mir erzählte, in Marienbad von einer „Psychologin", einem Fräulein Doktor, eine ganze Stunde lang mit dem Zentimetermaßstab vermessen — man sieht, die Damenschneiderei ist von dieser Psychologie und manch anderer Naturwissenschaftsbetrieb vom Strumpfstricken nicht so himmelweit entfernt als der betörte, zu seinem Glück fernerstehende Laie oft glauben mag. Seit jener Untersuchung hat unser Wunderkind von der Psychologie eine Meinung gefaßt, die seinem gesunden Instinkt zur höchsten Ehre gereicht.

Versuchen wir nun einmal, durch eine unbefangene Betrachtung des Sachverhaltes zu jener simple constatation zu gelangen, die Richet mit der Bezeichnung „musikalische Frühreife" schon für erreicht hält! Wer spricht von Frühreife? Leute, die glauben, daß man zu allem Zeit und Erfahrung brauche und die doch an sich selber leicht konstatieren könnten, daß Zeit und Erfahrung es nicht allein ausmachen. Die Zeit spielt für den Genius, den produktiven ebensowenig wie für den reproduktiven eine Rolle. Jedes Genie ist frühreif, weil das, was das Genie überhaupt ausmacht, keiner zeitlichen Entwicklung unterworfen ist. Wohl aber sind die Ausdrucksmittel der zeitlichen Entwicklung unterworfen. Es ist klar, daß sich der Genius nicht so früh in Begriffen äußern kann als in Tönen. Die Musik setzt nichts weiter voraus als einen intakten Muskelapparat und Instrumente. Ohne Instrumente würden die Wunderkinder warten müssen, bis sie zu einer andern Äußerungsart, etwa zum Gesang, herangereift sind. Der Mangel an Stimme würde sie vielleicht zu einer poetischen oder philosophischen Konzeption zwingen — die

Weisheit ist ja nur eine, darüber dürfen wir uns durch die mannigfache Art, wie sie uns erscheint, nicht täuschen lassen. Sie ist ein Geschenk, fertig von der Geburt, nur des Augenblicks gewärtig, wo sie sich durch die Ausdrucksmittel des Begnadeten den minder Glücklichen mitteilen kann. Es ist nicht wunderbarer, wenn ein Kind von zehn Jahren schwierige Violinstücke interpretiert, als wenn ein Mägdlein von zwanzig Jahren, mit den Abgründen menschlichen Elends und den Bergesgipfeln dionysischer Lust in gleicher Weise unvertraut, Hugo Wolfsche Lieder mit tiefster Empfindung singt oder — wenn Goethe mit 24 Jahren im „Götz" eine Menschenkenntnis an den Tag legt, die ihn im hohen Alter selber in Erstaunen versetzt und zu der Behauptung führt, es müsse für den Dichter eine Art Apriorismus bestehen, der ihn von der Erfahrung völlig unabhängig macht. Ein Können ohne Lernen! Freilich muß man das Können nicht in der äußerlichen Fertigkeit suchen, sondern, wie schon erwähnt, hinter ihr. Die Leute staunen immer das Technische an: eine gewandte Maschinenschreiberin hätte nach der Meinung vieler unter günstigeren sozialen Verhältnissen eine Klaviervirtuosin werden können. Das Technische, der Ausdruck, sei er nun vermittelt durch Instrumente oder durch die menschliche Stimme, oder durch Tanz und Mienenspiel, ergibt sich bei genialer Anlage von selbst. Es ist lächerlich zu sagen, ein seelenvolles, sprechendes Mienenspiel setzt eine besondere Feinheit im Bau oder in der Funktion des Nervus facialis voraus. Alles Seelenvolle setzt einfach Seele voraus, und der Nervus facialis und alle übrigen Nervi müssen, sie sind die Diener und nicht die Herren.

Allein, da liegt eben der Schwerpunkt des ganzen Problems: Was ist diese von der Psychologie verleugnete Seele, ohne die wir bei der Beschreibung der Tatsachen nun einmal nicht auskommen? Das ist nicht die Seele, die jeder in gleicher Weise hat und die er beim Sterben aushaucht, sondern die verschiedenen Individuen und verschiedenen Völkern in verschiedenem Grade zukommt, deren Vollbesitz zu den höchsten Leistungen befähigt und deren völliger Mangel den Verbrecher kennzeichnet.

Diese Seele äußert sich nicht in der Schmerzreaktion auf einen Nadelstich oder in der Auffassung der Tiefendimension oder in dem Gefühlston einer Geruchswahrnehmung, nein, sie ist die Trägerin der altehrwürdigen Trias, des Guten, Wahren und Schönen. Sie ist die Funktion des Ewigen im Menschen. Die Naturwissenschaft belehrt uns, daß jede Zelle von Ewigkeit war und in Ewigkeit sein wird; genauer, sie beschränkt die Ewigkeit auf den Zellkern, der Zelleib dagegen, der nur der Ernährung dient, ist vergänglich. Analog diesem Zellkern steckt in jedem Menschen ein verschieden großer Kern — bei den Dichtern ist ahnungsvoll sehr oft von ihm die Rede — der seinen Anteil an der Ewigkeit darstellt. Die Seele nun bringt in allen ihren Äußerungen diesen Anteil am Unvergänglichen, die Mitgliedschaft am Universum zum Ausdruck, sei es in den Künsten, sei es in Religion und Philosophie. Alle diese höchsten und eigentlich menschlichen Betätigungen befassen sich mit dem Ewigen, Zeitlosen, dem Beharrenden

in allem Wechsel. Die **Wissenschaft** verhilft zur Orientierung in der Zeit, sie führt zu Wissen, aber nicht zu Weisheit, sie führt nicht, wie **Kunst** und **Philosophie**, in die Tiefe.

Die verborgene Tiefe, aus der alles Harmonische, das Harmonische der Musik, das Harmonische des philosophischen, versöhnenden und erlösenden Gedankens quillt, das ist der ewige Kern im Menschen, den er auf andere vererbt oder zu unvergänglichen Gestaltungen transformiert. Ist es nicht bemerkenswert, daß die Engländer, welche in den Wissenschaften das Höchste geleistet, welche uns aber aus der Psychologie die **Seele** genommen haben, gleichzeitig musikalisch und metaphysisch so außerordentlich gering begabt sind? Daß anderseits die spekulativen Deutschen die größten Musiker hervorgebracht haben?! Ich könnte noch hinzufügen, daß wir den Engländern die flachste **Moral**philosophie der Welt verdanken und einem Deutschen, Kant, die tiefste. Der Seelenlose richtet sich's auf Erden gut ein, er sorgt für Komfort in jeder Hinsicht, er ist Utilitarier; der Seelenvolle pflegt schon auf Erden mit dem Jenseits Verkehr, das Erkennen, in irgendeiner Form, geht ihm über alles.

Man hat die Deutschen Träumer genannt, und mit Recht. Wer in metaphysischen Spekulationen oder in Tönen zu schwelgen befähigt ist, der gehört mit seinem größeren und besseren Teil dem Ewigen an; das Zeitliche, Irdische verliert für ihn an Realität, es verblaßt ihm, wogegen die innere Anschauung an Reichhaltigkeit und Deutlichkeit zunimmt. Wenn produktive Menschen aussagen, daß sie sich während des Schaffens in einem Zustand der Entrücktheit befinden, wenn der reproduktive Tonkünstler nach einem Vortrag erst in die Gegenwart gerufen werden muß, so hat das seinen Grund darin, daß sich ihr Leben einige Zeit ganz im Kern abspielte.

Die musikalische Befähigung ist also nichts Isoliertes, sie ist nur eine von den Äußerungsweisen des Besten in uns, des Unzeitlichen, Ewigen. Daher erwacht der Sinn für Musik leidenschaftlich zu einer Zeit, in der das Ewige im Menschen am stärksten nach Betätigung ringt: in der Liebe. Über Goethes Mangel an musikalischem Interesse ist schon zu seinen Lebzeiten viel geredet worden; und gewiß, er hatte seine unmusikalischen Zeiten, so wahr er unpoetische und — wissenschaftliche hatte. Aber man höre ihn nur in Liebesnot, nach der Trennung von Ulrike:

Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwert der Töne wie der Tränen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

Die Liebe macht auch gut. Von den Bösen sagt ein tiefes Wort, daß sie keine Lieder haben. Den Guten eignet die Schönheit, sowie dem Verbrecher die Häßlichkeit. Über die Bedeutung der Liebe für das tiefste Erkennen sind Plato und die heilige Schrift einig. So findet sich im Kern des Menschen alles zusammen, was ihn eigentlich zum Menschen macht; der Kern, das ist die selige Klause, in der wir die Ewigkeit genießen, in der es keinen irdischen Mangel gibt, keine Unvollkommenheit, keinen Mißton. Dort vollzieht sich keine Anpassung, keine Entwicklung, und wie die biologischen Prozesse alle heißen, die in der Zeit vor sich gehen und nur fürs zeitliche Dasein Bedeutung haben. Das Tiefste und Beste im Menschen ist an kein Lebensalter und an kein Zeitalter gebunden. Oft eignet Kindern, was andern im Laufe eines langen, ereignisreichen Lebens nicht zu erreichen vergönnt ist. Und großen Künstlern rühmt man häufig nach, daß sie große Kinder bis an ihr Lebensende blieben; sie konnten nichts Besseres werden.

Das Wissen ist im Laufe der Jahrtausende ungeheuer verbreitert worden, aber die Weisen der ältesten Zeit haben nicht weniger gewußt, als die Weisen unserer Tage. Die Welt ist etwas Ruhendes und etwas Veränderliches. Dem Veränderlichen passen wir uns mit dem, was an uns selbst veränderlich ist, forschend an und das Ruhende ahnen, erkennen wir mit dem Unzeitlichen in uns, dem Kern.

Die Projektion dieses Kernes in die Außenwelt, seine Befreiung vom Irdischen in der Phantasie, sind die Engel, die lieblichsten Gestalten, die der Menschengeist geschaffen. In ihnen ist alles beisammen, was wir früher als Eigenschaften seelenvoller Menschen aufgezählt haben. Sie sind lieb und gut und schön, sie erkennen, Gott anschauend, das Wesen der Dinge und — sie musizieren. Zur Vorstellung eines Engels gehört, daß er singt, jubiliert, in eine Posaune stößt, Saiten streicht oder zupft. Unsere musikalischen Wunderkinder — das Wunder sind nicht sie, sondern das Göttliche in ihnen — sind die größte Annäherung an die Idealgestalt der Engel. Das Irdische hat an ihnen wenig Teil; sie sind fast ganz Kern. Sie sind leibhaftige Boten des Jenseits, die mit ihrem seelenvollen Spiel die Seele in uns selber wecken und uns über die Zeit und ihr Ungemach erheben.

Ohne allzu reiche Erfahrung getraue ich mich zu behaupten, daß es kein musikalisches Wunderkind gibt, welches nicht den Namen Engel, diesen sinnigsten aller Kosenamen, in jeder Hinsicht verdiente. Und so sind sie nicht, wie man häufig behaupten hört, beklagenswerte Erscheinungen eines hastigen, nervösen Zeitalters, sondern die leibhaftigen Symbole wahrer Kultur, welche im lebendigen Zusammenhang mit dem Universum besteht.

Erinnerungen an Gedanken, Taten und Erfahrungen aus meinem Leben.

Haec olim meminisse juvabit.

Aus Dr. J. N. Bergers literarischem Nachlaß.

Mitgeteilt und eingeleitet von Alfred Freiherrn von Berger.

(Fortsetzung.)

17. Dezember 1842.

Kank schreibt, wie er mir sagt, täglich sein ganzes Leben in sein Tagebuch. Bei mir würde die Erzählung eines einzigen Tages für mehrere Jahre dienen können. Ich finde es lächerlich, jeden kleinen Vorfall aufzuzeichnen. Konsequent sollte man sich da auch über die Verdauung, den Stuhl, den Status der Hühneraugen, kurz, über alle physischen Übel und Zustände gewissenhafte Rechenschaft ablegen. Es gehören großartigere Verhältnisse, als in denen die meisten meiner Kategorie leben, dazu, um die äußern Erlebnisse zur bleibenden Rubrik der eigenen Aufzeichnung zu machen. Habe ich nichts erlebt und nichts gedacht, so mag ein Blatt leer bleiben. Es ist besser, als man füllt es mit der langweiligen Masse der Alltäglichkeit.

* * *

Es wurde der Name Wertheimer ausgesprochen. Meine Tante fragte, ob er ein Jude sei? „Schon diese Frage beweist," erwiderte ich, „daß er ein Jude sein müßte und sein Name klingt auch gar nicht christlich." — Aber er könnte ja getauft sein? „Die Taufe hat niemals Christen, sondern die Christen haben die Taufe gemacht."

* * *

Frankl sagte einmal zu mir: An meinem Namen würde man wohl nicht leicht erkennen, daß ich ein Jude sei. — Nein, bemerkte ich, aber setzen Sie „vermischte Warenhandlung" dazu und kein Mensch zweifelt daran.

Ein junger, reicher Jude weltschmerzelte und machte Verse à la Heine. Ich charakterisierte ihn mit den Worten: Er leidet an Weltschmerz und handelt mit Tuch. — Dieses Bonmot wurde gedruckt und von dem geistlosen Literaten Mahler in einem humorisierenden Aufsatze benützt.

* * *

Man hört oft über sich aus demselben Munde entgegengesetzte Urteile ausgehen; zuweilen sind beide begründet. Man warte ab und die Entwicklung kommt von selbst, ohne daß man immer gleich loszustürmen brauchte.

* * *

Junge Belletristen haben für mich etwas Unausstehliches. Das Wort „geistreich" haben sie ununterbrochen im Munde. Die Kerle glauben, sie selbst wären's, weil sie's von andern sagen, die wenigstens ihrer Anerkennung nicht bedürfen. Ich habe neulich zu Frankl über einen solchen Kerl, der uns belästigte, die derbe Bemerkung ausgesprochen: „Der Mensch kommt mir vor, wie ein Dreckkäfer, der auf jedem Roßmiste Mahlzeit hält." Frankl bewunderte nicht die Zartheit, aber die Wahrheit des Bildes.

* * *

Es ist bemerkenswert, welchen Eindruck hegelianische Ideen, wenn sie im populären Gewande geboten werden, selbst auf solche machen, die in den Formeln der älteren Schule verdorrt und vertrocknet sind. In dieser Beziehung hat es mich erfreut, daß Wirths spekulative Ethik auf Dr. Till, der doch nichts weniger als ein Idealist ist, so anregend gewirkt hat. Es ist Frische, Leben und Bildungsfähigkeit in diesen Dingen und unwillkürlich teilt sich dem Denkenden die organisierende Kraft der aufgenommenen Ideen mit.

19. Dezember 1842.

An der Hohlheit der Zeit scheitert der Geist und ein solches Scheitern ist natürlich so komisch und lächerlich, wie wenn jemand, der eine Treppe herabstieg und sich schon auf ebenem Boden befindet, noch einen blinden Schritt tut, als wäre noch eine Stufe da. Man holt sehr gewichtig aus und vergeudet die Kraft. An der Tatlosigkeit übt sich die leere Gebärde. Jedes Zeitalter ist nur für ein gewisses Quantum Geist empfänglich. Ist seine Geschichte damit gesättigt, so gärt und schäumt der unaufgenommene Überschuß hervor und strebt und drängt sich durch neue Taten zu binden — Geschichte einer neuen Zeit zu werden. Wird dieser Prozeß gestört, so verdampft der Geist ins Blaue und ein Kitzeln in der Nase ist sein ganzes Werk. Man bläst jetzt viel Geist ins Blaue und kitzelt damit die Nasen — der Polizei.

* * *

Die Geschichte entwickelt sich nach eigenen großen Gesetzen. Und wie das Meer fremde Stoffe auswirft, so drängt auch die Geschichte heraus, was man gewaltsam in ihren Strom brachte. Kein Mensch kann Geschichte machen. Napoleon hat nicht Geschichte gemacht, sondern er ist in die Geschichte hinein gemacht worden.

* * *

Vor der französischen Revolution sah man nur die Vergangenheit, die französische Revolution blickte durch die Vernunft in die Gegenwart, die Gegenwart will durch die Geschichte in die Zukunft schauen.

* * *

In der Liebe gilt das Individuum. Allein wie jede Erscheinung in dem Momente ihrer vollsten Erfüllung in ihr Gegenteil umschlägt, so auch die Liebe. In ihrer intensivsten Betätigung gibt sich die Individualität wechselseitig hin und wird zur Gattung und so ist die Gattung, die Ehe, das Grab der reinen Liebe, auf welcher das Kind als Monument steht. Die Geschichte ihrer eigenen Liebe ist es, was die Eltern an ihrem Kinde lieben.

* * *

Das bloße Talent wirkt mehr durch die Schrift, der konzentrierte Geist durch die lebendige Rede, das elektrisierende Wort, das wie ein zündender Funke aus ihm herausspringt. Das vom Gemüte beseelte Talent läßt einen Gedanken im magischen, mystischen, weichen Mondlichte zerfließen und wir genießen eine lange, stille, elegisch-heitere Mondnacht. Der Geist wirft seinen Gedanken rein, kurz und abgebrochen, wie ein blendendes Meteor in die dunkle Nacht, das bald erlischt und uns nur die Überzeugung läßt, daß zuweilen Licht in die Nacht komme, aber sie nur für einen Augenblick erhelle.

20. Dezember 1842.

Ich lese jetzt „Neue Land- und Seebilder" vom Verfasser der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären". Die Charakteristik des Amerikaners Rambleton hat mich angesprochen. Dagegen widert mich der affektiert duftige Schmelz an, den der Verfasser über manche Partien, besonders Schilderungen von Landschaften, ausgießen will. Auch mischt er mir die Literatur so unerquicklich als episodischen Dialog ein. Daß doch die Deutschen keine Zeile schreiben können, ohne wenigstens ein Wort über Literatur zu sagen, gerade wie Menzel, der nicht drei Kritiken schreiben kann, ohne einmal auf die Hegelianer zu schimpfen.

* * *

Mir ist es lächerlich, wenn Frankl von seinem künstlerischen Schmerze spricht. Es ist nur ein Schmerz unbefriedigter Eitelkeit, größer sein zu wollen, als man zu sein die Kraft hat.

20. Dezember 1842.

Ein bißchen schmerzhaftes Kollern im Leibe, und unsere ganze Idealität, in die wir uns so gerne hineinspinnen, ist beim Teufel. Die Besorgnis einer Krankheit macht mich sehr melancholisch. Nicht die möglichen Leiden sind es, die mich schrecken, aber meine gänzliche Verlassenheit gähnt mich in solchen Momenten so furchtbar an. Der Einsame, Verlassene, wird zum Verzweifelnden, wenn er allein auf seinem Krankenlager zwischen öden vier Wänden trauert. Keine liebreiche Hand, die ihm ermutigend den Trank reichte; kein sanftes Lächeln, das die Schwermut aus seinem Haupte bannte; kein süßes, stilles, melodisches Wort, das wie Harfenklang ihn in sanften Schlummer wiegte, kein leiser Seufzer, der wie ein Märchen der Kindheit in seinen Träumen wehte.

Der Arzt, kalt und geschäftsmäßig, wie eine lebendige Visitenrechnung, fröstelt ihn an; eine teilnahmslose, taktmäßige Wärterin, die ihr Geschäft maschinenartig und seelenlos verrichtet und kein anderes Interesse an seiner Gesundheit hat als ihren Lohn, für welchen aber die Krankheit erwünschter ist; kein Freund, kein Bruder, keine Schwester, keine Mutter — niemand, als wüste, bange, wild irrende Gedanken, die sich wie Spinngewebe um das Gehirn legen.

* * *

Wie viele Menschen würden uns liebreich begegnen, wenn nicht unsere kalte, ablehnende Ausschließlichkeit sie wieder in sich zurückschreckte. Doch es ist auch schwer, die innersten Geheimnisse seiner Seele preiszugeben. So viele, ja die meisten, sprechen mir Gemüt ab. Und doch, wenn sie wüßten, wie es mein Inneres oft schwellt, wie es in mir wogt, wie ich mein Herz ausgießen möchte, und wie es nur wieder Besorgnis ist, was fromm und heilig in mir webt, zu entweihen, wenn ich schweige, wenn ich, um mit Talleyrand zu sprechen, mit meinen Worten meine Gedanken verberge. Freilich habe ich es endlich dahin gebracht, daß der kalte Verstand die Äußerungen meines Seelenlebens beherrscht und daß ich den unbehaglichen, fröstelnden Eindruck einer finsteren, rauhen Nacht mache. Aber zuweilen blickt der Mond, wenn auch nur wie ein plötzlich auftauchender und verschwindender Lichtstreif durch das zerrissene Dunkel der Wolken und in keiner Brust ist es so nächtig, daß nicht manchmal in weicheren Stimmungen der milde Glanz des Gemütes aufschimmerte. Verscheucht nur alle Wolken, und rein, hell und silbern wird der Mond seinen mystischen Glanz ausgießen in den klaren, tiefen, unend-

lichen, sternreichen Äther. Doch nur der Odem der Liebe vermag jene Wolken hinwegzuwehen. Lau und sanft, wie der West an einem stillen Abend den ersten Frühling durch die Lüfte säuselt, bringt das dunkle sehnsuchtsvolle Wogen der Liebe neuen Frühling in das winterstarre Herz. Wo flatterst du, o neuer Frühling meines Herzens?

* * *

Ich teile die Menschen nach ihrem Benehmen, ihrer ganzen äußeren Erscheinung in drei Klassen ein, in solche, deren Äußeres hinter ihrem Inneren zurückbleibt — die Tiefen; in solche, deren Äußeres ihrem Innern harmonisch entspricht — die Gebildeten; und endlich in solche, die einen Überschuß an Äußerlichkeit, ein Plus an Benehmen, das an keinen Geist gebunden ist und lose herumflattert, haben — die Faden. Doch wie leicht affektiert nicht die bloße Bildung Tiefe, wie oft sieht nicht der Fade gebildet aus. Die Gebildeten können zwar auch Tiefe haben, allein sie kehren ihre Tiefe an die Oberfläche heraus, indem sie sie durchsichtig machen. Eben jenes unausgedrückte und nicht an der Fläche herausscheinende Mehr an Geist macht die Tiefe. Die Faden können zwar auch bis auf einen gewissen Grad gebildet sein, allein es ist ein Quantum nicht durchgeistigter Äußerlichkeit — Eitelkeit — an ihnen, und je größer dieses Quantum ist, desto fader sind sie. Der Fade erregt in uns die Empfindungen der Leerheit, eben weil er eine von Geist nicht durchdrungene und verklärte Hülse ist. Das Affektieren von etwas ist fade, weil es ihm an geistiger Wahrheit mangelt. Wer einen geistigen Schmerz heuchelt, ist fade. Wer einen gewaltigen Schmerz in sich birgt, ist tief. Der bloß Gebildete wird sich nicht so weit beherrschen, einen Schmerz ganz zu verbergen, aber er wird ihn auch nicht zur Schau tragen. Sein Schmerz wird sich mit seinem ganzen Wesen ins Gleichgewicht setzen und wir werden nur in seiner ganzen äußeren Harmonie auch einen schmerzlichen Zug gewahren. Wenn Bildung die Bestimmung eines jeden Menschen ist, so ergeht an den Tiefen die Forderung, seinen reichen ungebundenen Geist zur erscheinenden Fülle zu verkörpern und ihn so aus sich heraustreten zu lassen; an den Faden aber das Gebot, seine leere Schale abzuwerfen oder sie zu vergeistigen und sich so auf das normale Maß, das Gleichgewicht des Geistes und seiner Erscheinung zurückzuführen. Der Tiefe offenbart einen Mangel an Äußerlichkeit, weil er seinen Geist nicht hineindringen läßt. Sein Benehmen wird daher dem Gebildeten oft roh, exzentrisch, unbegreiflich vorkommen. Der Fade hat des Äußerlichen zu viel, er wird daher überfeinert, geziert, flach erscheinen. Was der Tiefe an Geist zu viel, hat der Fade zu wenig. Der Tiefe und der Fade geben sich beide anders als sie wirklich sind; jener trägt zu wenig ins Leben, dieser zu viel, in jenem vermuten wir daher auch weniger als in diesem. Allein bald erkennen wir die Wahrheit; nach und nach quillt der reiche Geist aus der Tiefe hervor und nach und nach zeigt sich das eitle, wesenlose Blendwerk des Faden als aufgeblähte Geistlosigkeit, die von selbst in ihr Nichts zusammenschrumpft.

22. Dezember 1842.

Statt „Fade" sollte es hier überall „Flache" heißen, oder besser ist, die dritte Klasse von Menschen als die „Flachen" zu bezeichnen, welche wir nach dem Eindrucke, den sie uns auf machen, die Faden nennen und dann bleiben alle übrigen Sätze der obigen Bemerkungen unverändert richtig.

* * *

Man wollte mir neulich die Leerheit der Mathematik demonstrieren und bemerkte mir, gewissermaßen dominierend, man habe hinter all den Dingen mehr gesucht, als wirklich darin war und ist. Ich erwiderte dagegen: Schicken Sie einen ganz rohen, für Kunst unempfänglichen Menschen in eine Bildergalerie und fragen Sie ihn dann, was er in ihr gefunden habe, so wird er antworten: „Nichts, es ist nicht einmal eine Bank da, auf der man sich niedersetzen könnte, es ist alles leer."

* * *

Viele und oft begabte Menschen behandeln ihr Leben, wie mancher Gelehrte ein auszuführendes Werk. Vor lauter Grundlagen, Vorarbeiten, Vorreden und Einleitungen kommen sie erst zum Inhalte, wenn die beste Kraft schon verschwendet, zersplittert und erschöpft ist.

23. Dezember 1842.

Ich habe noch nie so wahre Schilderungen des Seelebens gelesen als in den „Neuen Land- und Seebildern". Uns Bewohnern des Binnenlandes bleibt die herrlichste der Schöpfungen, das Meer, fremd und, wenn wir mit ihm bekannt werden, unheimlich. Wie ganz andere, kräftige Naturen müssen es sein, die das Meer selbst im Sturme lieben, und die sich nach des Lebens harter Arbeit ebenso natürlich ein ruhiges Grab in den tiefen, kühlen Meereswogen träumen, zwischen Klippen und Korallen, wie wir im weichsten Schoße der Erde unter Blumen. Die Natur ist überall dieselbe. Die stummen Fische aber, die in der Tiefe schweigend und gedankenlos um deine Leiche schwimmen und sich von deinem Fleische nähren, sind ein besserer Trost als die Gemeinheit, die zwar Blumen auf deinen Grabhügel streut, aber nur um Schlangen zu bedecken, welche sie mitbringt, um dein Andenken durch ihre Bisse zu vergiften. Wer für die Menschen spurlos verschwunden ist, von dem spricht man auch bald nicht mehr und die ewige Vergessenheit ist das ruhigste Grab.

In deine Tiefen, Meer, laß mich versinken,
Vergessenheit aus deinen Fluten trinken!

* * *

Heller sagte gestern, als ich Bedenken trug, ihm ein fremdes Buch zu leihen: „Ich leihe einem Freunde jedes Buch, und wenn es unserem Herrgott selbst gehörte." — „Da können Sie es leicht wegleihen," erwiderte ich, „der bekommt's von jedem zurück."

* * *

Auf der Spitze des Stephansturmes ragt Rose, Adler und Kreuz in die Lüfte. Warum drängt sich doch die Regierung zwischen den Glauben und die Liebe des Volkes?

* * *

Wodurch unterscheidet sich ein Zensor von einem Schleifsteine? Wenn man ein Messer an einem Schleifsteine wetzt, so wird es scharf; wenn man aber einen Aufsatz an einem Zensor wetzt, so wird er stumpf.

* * *

Als ich vor mehreren Jahren nach Amerika auswandern wollte, sagte jemand zu mir: „Was werden Sie dort machen? Die wenigsten werden jetzt glücklich dort, die meisten

finden nur Elend, viele ein frühzeitiges Grab." — „Besser," antwortete ich, „in Amerika den Tod finden, als in Europa das Leben verlieren."

* * *

Marie! vielleicht zum letzten Male wird dein Name in diesen Blättern genannt. Ich will dich begraben. Der Gedanke an dich tat mir früher wohl, jetzt verachte ich dich — doch nein, du bist mir nur ganz gleichgültig geworden. Wenn ich nach Jahren diese Zeilen wieder lesen werde, zu einer Zeit, wo mein Herz mit diesen Blättern vergilbt sein wird, werde ich vielleicht über meine Torheit lächeln, aber es wird dieses Lächeln so wehmütig sein, als ob der Herbst, wenn seine dürren, vergilbten Blätter im Winde herumtreiben, über die Blüten lachen wollte, die der Frühling schwärmend und träumend auf die trunkene, jungfräuliche Erde streute. Ach! und es beginnt stark in mir zu herbsteln.

24. Dezember 1842.

Gestern lernte ich Baron Zedlitz kennen, den gefeierten Dichter der „Totenkränze". Eine kräftige, imposante, ritterliche Gestalt. Sein Gesicht drückt Entschiedenheit und Zuversicht aus. Seine Sprache ist zwar etwas stotternd, aber die Rede, obgleich hie und da holperig, doch klar, und die Gedanken im festgehaltenen Zusammenhange fließend. Er liebt es, unvermerkt die bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam und in Verhältnissen steht, seinem Gespräche beizumengen, und diese kleine Eitelkeit wird durch die an einem goldenen Kettchen im Knopfloche hängenden Orden liebenswürdig unterstützt. Dazu gesellt sich ein vornehmes Ignorieren des Gewöhnlichen und selbst des Vorzüglicheren, solange es nicht eine unleugbare Geltung errungen hat. Mir scheint Zedlitz kein gutes Gedächtnis zu haben, aber einen klaren, scharfen, selbst kritischen Verstand hat er, obgleich er den letzteren nur salonmäßig poliert glänzen läßt. Daß er ein Dichter sei, würde man ihm nach seinem durchaus auf das Praktische und die wirkliche Welt gerichteten, zwar geistreichen, aber doch nüchternen Gespräche nicht abmerken. Dagegen tritt der Aristokrat entschieden und mit Bewußtsein heraus.

Nach verschiedenen anderen Gesprächen führte die Konversation auf Bayern: Zedlitz verteidigte den König von Bayern. Er bemerkte, wie der König entschieden der Wiedererwecker der deutschen Kunst sei. Er gab Notizen über die Art, wie König Ludwig baut. Dieser kennt nämlich auch das Geringfügigste, was zu jedem Baue erforderlich ist. Jeder Bau muß auf das großartigste, innerhalb dieser Großartigkeit auf das wohlfeilste ausgeführt werden. Dabei wird jeder Prachtbau auf eine gewisse Anzahl Jahre verteilt, so daß auf jedes Jahr nur eine geringere Summe zur Verwendung entfällt. Durch diese Bauten hat sich bereits eine Steinmetzkolonie am Untersberge organisiert.

Die Stadt München hatte bei dem Regierungsantritte König Ludwigs eine Million Vermögen. Jetzt hat sie freilich durch die vielen Bauten ein und eine halbe Million Schulden. Während aber früher jeder Reisende lieber einen Umweg von zehn Meilen machte, um nur nicht nach München zu kommen, verzehren jetzt jeden Winter 12.000 Fremde ihr Geld in München. Gegenwärtig ist eine Siegeshalle am Donau-Main-Kanal im Baue. Auch hier zeigt sich wieder die Ökonomie Ludwigs. Diese Halle kostet nämlich 1,200.000 fl. Allein ihr Bau soll erst mit seinem 25. Regierungsjahre, somit nach neun Jahren vollendet sein, und die jährlich erforderliche Bauquote ist daher kein Opfer.

König Ludwig ist von einer bewunderungswürdigen Zähigkeit; einen Gedanken, den er einmal gefaßt hat, läßt er nie wieder fallen, und wenn auch Jahre zu seiner Reife notwendig sind. In Bayern ist er trotz der Konstitution Herr im Hause, wie irgend ein Monarch, und geliebt wird er von allen Untertanen. Die öffentlichen Kassen sind stets mit Geld überfüllt. Zedlitz gab auch einige Züge aus dem Privatleben König Ludwigs. Den Vorwurf, daß er sich von Pfaffen beherrschen lasse, erklärte er als unbegründet und führte als Beweis an, daß er auf seiner letzten Reise nach Rom nur von Protestanten begleitet gewesen sei. Dagegen bemerkte Dr. Wildner sehr witzig, die habe er gewiß nur mitgenommen, um sie in Rom katholisch zu machen. König Ludwig, fuhr Zedlitz fort, schätze den Katholizismus nicht so sehr aus innerer Überzeugung des Herzens, sondern aus historischen Erinnerungen, in welchen er gewissermaßen eine Mission seines Hauses zur Erhaltung des Katholizismus erkennen will.

In Brückenau lebt König Ludwig mitten unter den Landleuten. Sein Haus ist so beschränkt, daß es den Anforderungen einer wohlhabenden Bürgerfamilie nicht genügen würde. Hier wohnt er in einem Dachzimmer, dessen Decke die Dielen durchstreifen. Der König ist hier ganz abgelegt, mit jedem wird Umgang gepflogen. Dies benützen seit einiger Zeit viele radikale Engländer, um sich das Vergnügen königlichen Umganges zu verschaffen. Dagegen herrscht in München die strengste Etikette. Wer eine Uniform trägt, wird nur in dieser vorgelassen, und Zedlitz erzählte, wie auf einer Durchreise durch München König Ludwig ihm sagen ließ, daß es ihm leid tue, ihn, da er keine Uniform mithabe, nicht sehen zu können. Im Fasching gibt König Ludwig Hof- und Kammerbälle. Zu den ersteren werden nur Hoffähige gezogen, zu den letzteren, wer dem König gefällt.

Man bemerkte, daß König Ludwig bei der Walhalla nicht mit geschichtlicher Gerechtigkeit verfahren sei, da sogar Luther fehle. Doch auch hier wußte Zedlitz ihn zu verteidigen. König Ludwig gestehe dies nämlich selbst zu, und es sei auch nur seine Absicht gewesen, bloß Personen mit gewissen Eigenschaften in die Walhalla aufzunehmen. Die Walhalla brachte von selbst auf das Buch des Königs darüber. Zedlitz tadelte entschieden den Stil. König Ludwig könne nicht schreiben, und was uns an ihm affektiert vorkomme, sei bei König Ludwig Natur, dagegen lobte er die Gedanken in dem Buche und bemerkte, es dürfte einem andern schwer fallen, die Biographie der Walhallagenossen so kurz und treffend zu zeichnen.

Nun wurde auch des Hochverratsprozesses gegen Hofrat Beer, der vor dem Bildnisse des Königs Abbitte tun mußte und derzeit in Passau in Haft lebt, erwähnt. Man fand es sonderbar, wie der König einen Mann, der noch, als er Kronprinz war und auch nach seinem Regierungsantritte sein bester Freund war, so behandeln konnte. Zedlitz erwiderte, der König sei getäuscht worden. Zedlitz selbst habe von Wohlunterrichteten vernommen, daß der Präsident des Appellationsgerichtes zu Landshut sich bei dem Prozesse Beers Eingriffe in die richterliche Freiheit erlaubt und einen Votanten, der ein Separatvotum abgab, in Pension gebracht habe. „Nun," sagte ich, „wenn dies kein Geheimnis ist, so wird es wohl auch der König wissen, und wenn er es nicht weiß, sollten es ihm wirklich seine Freunde sagen." Zedlitz schwieg, die Gesellschaft kräuselte die Lippen.

Im Verlauf der Unterhaltung wurde auch des Kronprinzen von Bayern erwähnt. Zedlitz erzählte, der Kronprinz habe bereits vor mehreren Jahren den Entschluß gefaßt, einen deutschen Dichterverein ins Leben zu rufen. Nun habe er Zedlitz und Grillparzer

um ihre Meinung befragt. Zedlitz sagte, er habe sich dagegen erklärt. Scherzweise bemerkte er, es gebe in ganz Deutschland kein Lokal, das alle, die Dichter heißen, fassen könnte. Man sollte ferner lieber Preise für diejenigen ausschreiben, die keine Verse machen. Die Erteilung von Preisen sei eine Unmöglichkeit, denn wo könnte ein Kunstrichter alles lesen, was in einem Jahre in Deutschland gedichtet wird. „Und endlich," bemerkte ich, „wie sollen die armen Poeten an den Vereinigungsort reisen?"

Die Unterhaltung endigte, Zedlitz ging. Professor Neumann aber bemerkte: „So spricht man, wenn man einen bayrischen Verdienstorden trägt."

* * *

Es ist Christabend, der Abend der Familiengeltung, der Kinder, des Stillebens, der häuslichen Glückseligkeit. Wer nicht ganz allein steht, der schließt sich an diesem Abend einer Familie an. Ich werde wieder allein sein, mit einem oder dem andern, dem es ergeht wie mir, der auch allein dasteht. Was täten wir auch, wir Fremdlinge, mit unserer Kälte und Unheimlichkeit im Kreise des warmen, innigen, verschmelzenden Stillebens. Warum sollen wir den Schmerz der Verlassenheit doppelt fühlen? Eure Freundlichkeit gegen uns, eure Liebe gegen eure Kinder macht es uns noch bitterer, daß wir keine Kindheit hatten. Laßt uns in der finstern, kalten Welt, in die man uns hinausgestoßen hat! Hier sind wir zu Hause. Es ist ein weites Haus, diese Welt, wir haben nur noch nicht das rechte, trauliche Zimmer gefunden. Freut euch! und seid glücklich und denkt nicht daran, daß andere, viele Millionen indes unglücklich sind — dann wird eure Freude rein sein.

27. Dezember 1842.

Zwei Tage sind vorübergegangen, ohne daß von ihnen eine Gedankenspur in diesen Blättern zu finden wäre. Heute habe ich dem Perthaler bei seiner Doktoratsdisputation oppugniert. Er hat noch nicht das Publizitätsfieber überstanden. Wahrlich uns Deutschen tut es an Redeübungen not. Doch woran täte es uns nicht not?

28. Dezember 1842.

Seit einigen Tagen fühle ich mich matt und unbehaglich und die Quelle der Gedanken rinnt träge und lau. Ich mache zu wenig Bewegung. Auch der Körper muß sich frisch und frei umhertun, damit der Geist nicht sieche. Das forcierte Denken erzeugt geistige Fieber.

29. Dezember 1842.

Ich habe schon längst den Ausspruch getan und werde bei der Lektüre von Leues Werk über den Anklage- und Untersuchungsprozeß darin bekräftigt, daß bei dem geheimen, inquisitorischen Verfahren in den meisten Fällen nicht das Verbrechen, sondern die Dummheit, sich desselben überweisen zu lassen, bestraft wird.

30. Dezember 1842.

Es ist gut, wenn eine Hoffnung, welcher keine Gewährung im Schoße der Zukunft blüht, schnell in ihr Nichts zerrinnt, so lange sie noch schwankend, fließend ist. Wenn sie aber zur klaren Anschauung, zur Überzeugung geworden, wenn sie, wie das Blut den Körper, das Gemüt bis in seine feinsten Fasern durchdrungen hat, dann ist die Enttäuschung eine gefährliche Seelenkrisis — Verzweiflung — Wahnsinn. Mich hat das

Glück bisher entschieden nicht begünstigt, denn kein Unglück zu haben, ist noch kein Glück. Und wirklich, habe ich denn nicht viel Unglück erfahren? Ist keine Kindheit und keine Jugend gehabt zu haben kein Unglück? Ist es kein Unglück, als Knabe schon am Grabe der einzigen zu stehen, die dich liebte, am Grabe der Mutter? Ist es kein Unglück, im Frühlinge des Lebens, wo die andern seine Blumen pflückten und seine wie bunte Schmetterlinge flatternden Freuden haschten, sich sein dürres Brot fremd und verlassen in der Welt verdienen müssen? Ist es kein Unglück, jahrelang keinen Freund, keinen Menschen zu finden, der sich so ganz in dich versenkte? Deinen Kummer begriffe? Vor dem du dich nicht schämen dürftest, die langverhaltene, unterdrückte Träne frei und lindernd über die Wange rollen zu lassen? Ist es kein Unglück, im Bewußtsein besserer, edlerer, eines höheren Zieles würdigerer Kräfte, seine Zeit und Arbeit einem widerstrebenden Berufe widmen zu müssen, täglich die schönste Zeit sich zu sterben, um den Rest sich leben zu können? Ist es endlich kein Unglück, trotz allen Fleißes und Ernstes, trotz Begeisterung und Energie immer wieder andere in den Weg treten zu sehen, der zu dem ersehnten Ziele führt? Andere, die keinen Vorzug haben als den, einen mächtigen, einflußreichen Gönner zu besitzen? O! es ist dies ein Unglück. Freundschaft, Liebe, können einen Ersatz, einen glänzenden, vollen Ersatz für alle übrigen mißlungenen Bestrebungen gewähren. Aber ich, ich stehe allein mit meinem Schmerze, ohne alles Gegengewicht. Bleiern zieht er mich in den Abgrund. Es sei! Wie es auch in mir tobt, niemand soll es an mir erkennen.

31. Dezember 1842.

Die Eisenbahnen sind die ersten Bande, die für die Freiheit geschmiedet werden, denn sie werden den Völkern angelegt, um sie frei zu machen. Ein absoluter Herrscher der Eisenbahnen baut, verkennt ihre Bedeutung. Baut nur zu, der Tag wird kommen, wo wir fahren werden! Ein junger, genial angeflogener Dichter hatte bei jeder Gelegenheit eine geistreiche Phrase irgend eines Schriftstellers im Munde. In einem fort hieß es, bald „Börne sagt da sehr schön", bald „auch Heine sagt", bald „Lenau sagt" u. s. w. Ich wurde endlich des affektierten Zitierens müde und sagte: „Sie sagen nur immer, was andere sagen, sagen Sie einmal, was Sie selbst sagen."

* * *

Die Eisenbahnen und die Presse sind die beiden Maschinen, welche unsere höchsten Interessen, die Industrie und die Literatur, vertreten. Industrie und Literatur gehen parallel. Als man in jener allgemeine Freiheit verteidigte, schwärmte man in dieser von Kosmopolitismus; jetzt ist man zum Bewußtsein einer nationalen Ökonomie gekommen, und das Banner der Freiheit trägt die Devise: „Nationalität".

* * *

Kann es in Österreich Patriotismus geben? Eine Nationalität kann es in Österreich gewiß nicht geben, es ist aus vier Hauptnationen kombiniert, deren jeder eine andere Mission in der Geschichte geworden. Österreich aber im ganzen muß dem Zuge der unter seinem Zepter lebenden Nationen Einhalt tun, denn sonst zerfällt es nach allen vier Weltgegenden. Patriotismus ist aber auch nicht eine bloße Regierungsliebe oder eine Liebe der herrschenden Dynastie. Wenn es daher auch die Regierung allen Nationen recht tun könnte, so würde sie dadurch noch keinen Patriotismus wecken. Der Patriotismus

hängt wesentlich von der Einheit der Nation, von dem Bewußtsein dieser Einheit ab. Zu diesem Bewußtsein aber kommt die Nation nur, wenn der Staat ihr eigenes Werk ist, wenn sie sich selbst als Staat, als Regierung weiß. In Österreich wird es daher nie einen Patriotismus geben können. Wohl aber wäre ein höherer Kosmopolitismus möglich. Denn unzweifelhaft erfüllt Österreich im Staatenleben eine für das gesamte Völkerleben höchst wichtige Bestimmung, es ist das Bollwerk der Freiheit des Westens gegen den Despotismus im Osten. Würde nun diese Mission zum herrschenden Bewußtsein, so wäre ein, die einzelnen provinziellen Patriotismen begeisternd bindender Kosmopolitismus zu erzielen, in welchem Österreich eine mächtige Garantie seiner Existenz fände! Allein dieser Kosmopolitismus ist nur durch weises Nachgeben an die Forderungen der Zeit zu erreichen und fast scheint es, man habe zu lange gezögert und die trennenden Potenzen zu sehr erstarken lassen.

* * *

In der Gegenwart verkörpert sich der Geist in zwei getrennten Potenzen, mit Bewußtsein in der Literatur, ohne Bewußtsein in der Industrie. Wenn der bewußte Geist aus der Literatur schwindet, wird sie Industrie oder geistlose Tändelei (Journalistik).

2. Jänner 1843.

Ich habe noch nie so viel in meinem Innern gekämpft als gestern und heute. Mein Beruf, an den ich gefesselt bin, ist mir zum unleidlichsten Ekel geworden, jede Zeile, die ich schreibe, verursacht mir eine physische Seekrankheit. Bleiben oder gehn? Das ist die Frage. Wer frei sein will, muß führen selbst den Schlag. Und ich ahne es, früher oder später werde ich meine Fesseln brechen und es bereuen, sie nicht früher gebrochen zu haben. Nur einige hundert Gulden und ich würde aufhören ein Sklave zu sein. O es ist bitter, des Vegetierens wegen sich, seine Zwecke aufgeben und fremden, aufgedrungenen, leben zu müssen.

* * *

Ich habe in unseren österreichischen Schulen so viel chinesisches Zeug lernen müssen, nur die Sprache nicht, die ich jetzt gerade am besten brauchen könnte.

3. Jänner 1843.

Zensuranekdote. Die „Kölnische Zeitung" wollte eine einfache Annonce der göttlichen Komödie, übersetzt vom Prinzen Johann von Sachsen, bringen; diese wurde mit dem Bemerken gestrichen, daß man mit göttlichen Dingen keine Komödie spielen dürfe.

* * *

Alle hoffen wir, daß wir auch in Österreich nach und nach freiere Institutionen bekommen werden. Mancher Jurist schwärmt schon von einer Zukunft, in der das lebendige Wort die Schrift verdrängen wird. Längst schon wär ich fortgegangen, wenn mich nicht gleiche Hoffnungen zurückhielten. Doch wer weiß, wie eitel das alles ist!

4. Jänner 1843.

Kein neuer Gedanke! Frankl erzählte mir gestern eine traurig-komische Geschichte. Ein Freund von ihm, dem es sehr schlecht ging, hatte schon zwei Tage nichts gegessen.

Er borgte sich 20 Kreuzer aus und beschloß, dafür besser zu speisen. Er spazierte daher nach Lerchenfeld, weil es dort wohlfeiler ist. Nach eingenommener Mahlzeit war ihm noch ein Kreuzer geblieben. Für diesen kaufte er sich eine Zigarre und beschloß damit sein luxuriöses Mahl. Als er aber nach Hause kam, befielen ihn Üblichkeiten, er mußte sich übergeben und legte sich nieder. Seine Mahlzeit lag auf dem Boden. Matt und erschöpft schlief er ein. Nach drei Stunden erwachte er halbkrank und hungriger als zuvor.

5. Jänner 1843.

Die Religion des Menschen ist die Vernunft, seine Kirche der Staat.

* * *

Es ist traurig, daß die meisten Menschen alles nur nach dem Maßstabe des Nutzens für das materielle Wohlbehagen beurteilen. Wir anderen, denen noch ein Fünkchen Begeisterung die Seele schwellt, wir heißen dann Exaltierte, Überspannte.

* * *

Leute, die sich den Anstrich politischer Bildung geben, ja sogar die Liberalen spielen, lieben es, stets von auswärtigen Angelegenheiten zu sprechen. Kehrt den Mist vor eurer Tür! Und wie viel gibt es da nicht zu kehren!

9. Jänner 1843.

Mein Artikel über den juridisch-politischen Leseverein hat gefallen. Vielleicht nützt er mir auch.

* * *

Viele sagen, daß sie der Gedanke der Sterblichkeit von aller Arbeit abschreckt, mich muntert er gerade auf; je kürzer mein Leben, desto mehr muß ich es nutzen.

* * *

Gestern hab' ich Hegels Phänomenologie zum ersten Male beendigt. Das Werk ist großartig und wirklich begeisternd.

* * *

Sonderbar, soeben lese ich in den „Geheimnissen des Spielbergs" von Andryane folgende Stelle: „Manchmal sagte ich auch zu mir: ‚Wenn in den drei Zeilen rechts oben des aufgeschlagenen Blattes die Zahl der Worte mit gleichen Buchstaben vorherrschend ist, so ist dies ein Zeichen, daß du Nachricht von den Deinen bekommst oder in vier Monaten noch am Leben bist' — und ich freute oder ärgerte mich, je nachdem das Orakel günstig oder ungünstig war. Ein angeborener Aberglaube", fährt Andryane fort, „der bei gewöhnlichen Lebensverhältnissen im Herzen des Menschen schläft, sich aber ermuntert, wenn ihn die Stürme des Unglücks treffen und er allein einen Kampf zu bestehen hat, wo sein Liebstes auf Erden auf dem Spiele steht". — Diese Stelle erinnert mich an ähnliche Orakelfragen, die ich selbst oft an das blinde Verhängnis stellte. Und im Grunde liegt, wie Hegel in der Phänomenologie im Artikel Religion entwickelt, Vernunft darin, nämlich das Bewußtsein, daß in jenen großen Kleinigkeiten unseres Lebens nicht mehr die Vernunft, sondern das Schicksal herrsche.

* * *

Die „Deutschen Jahrbücher" sollen von der sächsischen Regierung unterdrückt worden sein. Preußen hat die „Leipziger Allgemeine Zeitung" verboten. Wahrlich! die deutsche Freiheit macht große Fortschritte. Der große Preußenkönig, der König des Staates der Intelligenz, verweist den Dichter Herwegh aus seinen Staaten.

* * *

Gestern las ich einen Artikel von Heine in der „Allgemeinen Zeitung", der mit meinem Artikel, den ich am 1. Jänner in den „Sonntagsblättern" hatte, viele verwandte Beziehungen enthielt. Vor mehr als drei Jahren hatte ich im „Humoristen" einen Artikel unter dem Titel: „Melancholische Betrachtungen eines Journalisten". Darin habe ich Gedanken über unser Jahrhundert, über Eisenbahnwesen und Journalistik ausgesprochen, welche ich nach längerer Zeit in einem Briefe aus Paris in der „Allgemeinen Zeitung", wahrscheinlich auch von Heine, ähnlich ausgesprochen fand. Vor vier Jahren schrieb ich für den „Humoristen" einen Artikel: „Temperamentsreflexionen über den Karneval", worin ich die Poesie nach den vier Temperamenten einteilte. Als ich vor einem Jahre Menzels Literatur der Deutschen las, fand ich daselbst eine Einteilung der Poesie nach den Temperamenten. Ich habe kein Plagiat begangen, Menzel und Heine auch nicht, und es bleibt mir daher nur das Vergnügen, mit solchen Leuten ähnliche Gedanken zu haben.

10. Jänner 1843.

Es ist lächerlich, daß das österreichische Strafgesetz auch Verfügungen über das Verbrechen des Hochverrates enthält. Dieser ist bei einem politisch unmündigen Volke eine Unmöglichkeit.

* * *

Ich lese heute: „Der Jakobiner in Wien", Zürich und Winterthur, 1842. Neulich las ich drei Hefte von Buhls „Patrioten"; solche Hefte wären für Österreich zu wünschen. „Der Jakobiner in Wien" taugt nicht viel als Werk im ganzen; wohl aber spricht sich in vielen interessanten Einzelheiten und ihrer Beleuchtung eine ehrenhafte Gesinnung aus, welche allerdings nicht durch zu viel Geist unterstützt wird.

11. Jänner 1843.

Beinahe hätte ich vergessen, auch nur eine Zeile in mein Buch für den heutigen Tag zu zeichnen. Ein Beweis, daß mich keine bedeutenden Gedanken und Erlebnisse drängen. Ich lese eben das in Hamburg bei Hoffmann & Campe erschienene, von Horn (Uffo) herausgegebene Büchlein: „Österreich. Städte, Länder, Personen und Zustände 1842". Das Buch ist voll von Unwissenheit, Keckheit, affektiertem Humor, kokettierendem Liberalismus, erlogenen Erlebnissen und im ganzen weht eine ausgesprochene Gesinnungslosigkeit. Die Ausfälle auf Frankl sind niederträchtig. Die Sprache wäre im ganzen gut, doch begegnet man häufig verbrauchten oder unnatürlichen Bildern, denn was soll man dazu sagen, wenn die große Taborbrücke mit einem Manne, die Eisenbahnbrücke mit einem Weibe verglichen und wenn der Stephansturm für eine Standarte ausgegeben wird. Dagegen kann man, was über die Wiener gesagt wird, im allgemeinen unterschreiben. Die

Charakteristik Kudlers wimmelt von Unrichtigkeiten und knabenhaften Indiskretionen. Der Ton des Ganzen ist, wie sein Verfasser, bramarbasierend.

13. Jänner 1843.

Die „Augsburger Allgemeine Zeitung" vom 9. d. brachte einen Artikel aus Berlin über Herwegh. Es ist lächerlich, wenn man einem Dichter der Freiheit vorwirft, man habe sich sein politisches System aus seinen Liedern nicht formulieren können. Als ob Gesänge Systeme wären und als ob es etwa die Aufgabe der Dichtung sein könnte, das Finanz- oder Polizeisystem dem Volke vorzureimen! Ihr singt von Liebe! ihr singt von eurem Gotte! warum soll man nicht auch von Freiheit singen? Ihr könnt aus einem andern Dichter auch nicht ein System seiner Liebe entnehmen, was begehrt ihr sie von dem, der für die Freiheit singt? Andere Kräfte sind es, die gestalten, andere die zum Gestalten entflammen, begeistern. Die Freiheit ist eine Idee und kein System, sie ist eine Idee, wie das Schöne oder Göttliche. Sie kann Religion werden und wen sie begeistert, der betätigt durch gleiche Begeisterung ihre Macht, ohne daß jemals ein Vernünftiger die Konstruktion eines Systems vom Sänger verlangt hätte.

* * *

Man verlangt von der Hegelschen Philosophie häufig jene Schärfe, durch welche sich die formalistische Kantsche auszeichnet. Allein man vergißt, daß sich die Hegelsche Philosophie in die Tiefe von Problemen gestürzt hat, in welcher Schärfe zugleich derzeit noch nicht möglich ist; die Hegelsche Philosophie hat es gewagt, Fragen ins Gesicht zu blicken und vom Standpunkte des erkennenden Geistes zu lösen, welche die sogenannte kritische Philosophie der praktischen Vernunft, d. h. eigentlich dem Gefühle überlassen und womit sie dem Mystizismus, dem Aberglauben und allen Täuschungen der Religion Tür und Tor geöffnet hat. Wahr ist's, der bloße scharfe Verstand lächelt über die tief gegriffenen Wahrheiten der spekulativen Schule und der in ihr System versenkte Geist wünscht, dieses könnte auch durch scharfe Klarheit triumphieren, doch dieser Sieg hängt von der neuen Gestaltung der Logik ab und gewiß ist's, daß der Tag kommen wird, wo die Geistesphilosophie sich der Masse bemächtigen und so ihre Kraft betätigen wird. Doch wer wollte gegenwärtig mit Leuten hadern, die die Wahrheit begreifen wollen und nicht einsehen, daß die letzten Wahrheiten nur unmittelbar gedacht und nicht begriffen werden können? Denken und Begreifen sind zweierlei; das reine Denken ist das unmittelbare Leben des Geistes; das Begreifen ist die Bewältigung der Objektivität durch den Verstand; das denkende Begreifen aber und das begreifende Denken ist das Wissen des Geistes von sich in der Welt und ihren Organismen. Dem Geiste gehört die Idee, dem Verstande der Begriff, dem Wissen beide. Die Wissenschaft soll die Gestaltung des Geistes weisen und hinter der Hülse und dem Scheine des bloßen Begriffes, den Kern und das Wesen der Idee aufzeigen.

14. Jänner 1843.

Am 6. April werde ich meinen ersten Konkurs für eine Lehrkanzel machen. Jetzt gilt es, alle Kräfte auf dieses Ziel zu konzentrieren, vielleicht glückt es mir nach drei bis vier Konkursen meine Wünsche verwirklicht zu sehen.

16. Jänner 1843.

Ich saß vorgestern mit mehreren Bekannten beisammen. Einer von ihnen, ein guter Mensch, aber bornierter Kopf, behauptete etwas, was ich mit zwei Worten widerlegte. Heller bemerkte schmeichelnd, daß ich den Nagel immer auf den Kopf treffe. „Dies ist aber auch hier gar keine Kunst," erwiderte ich, „denn der Kopf des N. ist ganz vernagelt."

Wir wünschten uns verschiedenes, nachdem wir früher von Politik gesprochen hatten. Heller sagte: „Ich möchte Kaiser von Österreich sein." „Ich nicht," erwiderte ich, „denn in dem Augenblicke, als ich's wäre, würde ich aufhören, es zu sein."

* * *

Eine Hauptreform der Philosophie muß von den Naturwissenschaften ausgehen. Die Psychologie wird erst durch die Anatomie und Physiologie auf eine höhere Stufe gebracht werden. Indessen der reine Denkakt ist doch von jenen Fortschritten der materiellen Erkenntnisse unabhängig. Seine Analyse ist eine unmittelbare und gewiß wird die Logik durch Physiologie keine Reform erfahren. Denn die Organisation, insbesondere das Gehirn, ist in seiner Urform bei allen dieselbe, nur ihre Ausgestaltung ist verschieden und dadurch zeigen sich zwar Differenzen in Ansehung der Intensität der Geistesfunktionen, Differenzen, die zwischen 0 und ∞ liegen. Allein die geistige Wesenheit ist bei allen dieselbe.

* * *

Das Hauptargument, welches man, und zwar erst in neuester Zeit, gegen die Zensur vorgebracht hat, bleibt unstreitig das, daß sie die Sittlichkeit untergrabe. Ist dies der Fall, dann ist sie rechtswidrig, weil es zum Unsittlichen kein Recht gibt. Die „Leipziger Allgemeine Zeitung" vom 10. d. M. enthält den Eingang der Petition des sächsischen Literatenvereines an die sächsische Regierung, worin jenes Argument trefflich ausgeführt ist.

* * *

Dahlmann sagt in seiner „Politik", daß man in Österreich an den Universitäten nur Kenntnisse, aber keine Wissenschaften lehre.

17. Jänner 1843.

Vor mehreren Jahren, als man sich am hiesigen Kärntnertor-Theater um den Vorzug der Lutzer oder Hasselt zankte, balgte und schlug, machte ich folgendes Bonmot, auf welches ich mich gestern in einem Gespräche erinnerte: „Das Kärntnertor-Theater ist jetzt ein Schachbrett, auf welchem sich die Bauern um die Königinnen raufen."

18. Jänner 1843.

Mein Artikel: „Die Tiefen, die Gebildeten und die Flachen" in den Sonntagsblättern gefällt allen, die ihn lesen, allein es lesen ihn wenige.

* * *

Gewiß ist doch nur die Verwirklichung und Wiederherstellung des Rechtes das oberste Prinzip aller Rechtspflege. Es ist daher eine arge Inkonsequenz, wenn man sich gerade im Strafrechte um andere Prinzipien umsieht. Das, worüber man streitet, ist nur

das Mittel zur Erreichung jenes höchsten Zweckes. Es fragt sich also nur: Ist die Strafe ein und ist sie das wahre Mittel der Wiederherstellung des durch das Verbrechen negierten Rechtes? Ist sie dies aber, dann kann ihr letzter Zweck weder Abschreckung, weder Wiedervergeltung u. s. w., sondern er kann nur die Herstellung des gestörten Rechtsgleichgewichts, Verwirklichung des allgemeinen Rechtsbewußtseins sein.

* * *

Jede Ehrenkränkung ist ein idealer Mord. In der Injurie ist die fremde Persönlichkeit ideal geleugnet, im Morde real.

19. Jänner 1843.

Gestern habe ich mich mit Dr. Wiesner ausgesöhnt. Morgen geht der Arme freiwillig ins Exil. Wie weh mußte ihm sein, als er gestern von seinen Freunden Abschied nahm! Was erwartet ihn im Auslande für ein Schicksal? O, grausames Österreich! Deine besten Söhne treibst du zur Verzweiflung!

20. Jänner 1843.

Wie lange hat es wohl gedauert, ehe die Erde zum Menschen erwacht ist? Die Menschheit ist das Selbstbewußtsein der Erde. Durch die Menschheit lernt die Erde sich selbst kennen. Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte des Selbstbewußtseins der Erde. Ihre Kindheit, das unbestimmte verschwimmende Traumleben des allmählichen Erwachens fällt vor alle Geschichte. Damals gor die Erde in ihren wilden, phantastischen, kindischen Träumen jene wunderbaren gewaltigen Geschöpfe aus, welche der Geologe bewundert. Als der erste Mensch die Augen aufschlug, rieb sich die Erde in ihm die Augen und schaute verwundert auf und um sich.

* * *

Die Geschichte der Menschheit ist die Erinnerung, Vergegenwärtigung des dialektischen Entwicklungsganges ihres Bewußtseins. Allein niemand ist im stande, sich so in sein früheres Leben zu versetzen, daß sein gegenwärtiges Selbstbewußtsein, sein jetziges Ich ihn ganz verließe und er sein früheres Ich in voller Reinheit wäre. Wenn wir uns zurückdenken in die Jahre der Kindheit, mag unser Selbstvergessen noch so intensiv sein, wie ein Dämon begleitet uns das gegenwärtige Ich zurück und trübt die reine Erinnerung. Das Ich ist der schattenlose, unheimliche und unzertrennliche Begleiter im Reiche der Gedanken. So auch in der Geschichte. Niemand vermag das antike Selbstbewußtsein zu erringen, selbst ein Niebuhr kann kein Römer sein. Wir sehen die ganze antike Welt im Geiste unserer Zeit und in diesem Geiste werden uns selbst die antiken Formen nicht begreiflich. Die beseelte volle Erscheinung verbleicht zum leeren Scheine. Wenn Bulwer in seinen „Letzten Tagen von Pompeji" allen Reichtum der Antike und ihrer Studien verschwendet, er zaubert uns kein wahres antikes Leben vor. Es ist nur unser modernes, das sich in dem Scheine des antiken bewegt. So würden wir leben, wenn man uns plötzlich nach Pompeji versetzte und römisch leben hieße. Die Entwicklung des Selbstbewußtseins der Menschheit hat ihre Stadien. Dem antiken Bewußtsein folgte das christliche, diesem folgt das moderne. Kein Stadium vermag die Schranken seiner Gegenwart zu durchbrechen, der wirkliche Durchbruch wäre schon das neue Werden. Das Altertum

konnte nicht einmal eine Ahnung unserer Zeit haben. Die sogenannten Blicke in die Zukunft sind nur extensive Beleuchtungen desselben Moments des gegenwärtigen Selbstbewußtseins. Und wie der Blick in die Zukunft beschränkt, so ist der in die Vergangenheit getrübt. Die Völker, welche in der Geschichte auftreten, übernehmen nacheinander die Rolle, den Höhepunkt des menschlichen Selbstbewußtseins zu repräsentieren. Wenn sie diese Rolle ausgespielt haben, dann sind sie ausgelebt, das neue Werden zertrümmert sie und in unverständlichen, für die neuen Entwicklungen nur historisch bedeutsamen Fragmenten, ragen sie in die spätere Zeit hinein. Griechen, Römer, Germanen, Slaven — das sind die Stadien des Selbstbewußtseins der Menschheit. Die Zeiten vor den Griechen sind die Periode des bloßen Selbstbewußtseins.

Da das Selbstbewußtsein nur als ein wirkliches, nämlich in Taten da ist, unter welche auch die Gedanken gehören, so erhellt, daß die Erinnerung nur durch die Vergegenwärtigung der Tatsachen der Geschichte vermittelt werde. Die Geschichte hat aus der Gesamtmasse des in Taten gebundenen Geistes diesen selbst, sein Selbstbewußtsein, in seiner Reinheit herauszustellen und es der Menschheit zu erinnern. Der Geist der Geschichte ist das Aroma, welches wir einatmen wollen, das unsere Poren stärkend und kräftigend durchströmen soll.

21. Jänner 1843.

Gestern las ich eine kleine in Ulm erschienene Broschüre: „Österreich im Sommer 1842" von Scherer. 70 Seiten. Es enthält gewöhnliches, bekanntes, oberflächliches Raisonnement über österreichische Zustände. Warum es gerade den Titel „im Sommer 1842" führt, ist nicht einzusehen, da der Inhalt der Betrachtungen weder von einer bestimmten Jahreszeit, noch von einem bestimmten Jahre abhängt. Fortsetzung folgt.

Houston Stewart Chamberlain als Dramatiker.

Von Egon Fridell.

„Wir Philosophen sind für nichts dankbarer, als wenn man uns mit den Künstlern verwechselt" schrieb Nietzsche an Brandes. Houston Stewart Chamberlain ist ein solcher Gelehrter, der einem Künstler zum Verwechseln ähnlich sieht. Sein Buch über Richard Wagner ist die Arbeit eines scharfen Analytikers und eines soliden Historikers, aber nicht darum nimmt es den ersten Rang unter allen Wagnerwerken ein. Seinen erhöhten Platz verdankt es allein der Tatsache, daß Richard Wagner für Chamberlain kein bloßes Forschungsobjekt, sondern ein künstlerisches Erlebnis war. Und was den „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" eine lebendige und fortwirkende Bedeutung sichert, das ist wiederum der künstlerische Geist, aus dem sie geschaffen sind. Die „Grundlagen" gehören zu den umstrittensten Büchern der letzten Jahre, und die heftige Polemik, der sie von den verschiedensten Seiten ausgesetzt wurden, war sicher in vielen Einzelheiten gerechtfertigt. Aber eines hat sie jedenfalls verkannt: daß dieses Werk in erster Linie eine Tat des Charakters ist, und daß ein so starkes Temperament wie Chamberlain mehr ästhetisch als logisch gewürdigt werden will. Als Ganzes ist dieses Buch überhaupt nicht zu widerlegen, weil es kein mechanisches Aggregat von Behauptungen und Mei-

nungen ist, sondern ein lebendiger Organismus, der sich schon durch seine bloße Existenz rechtfertigt. Es liest sich auch nicht wie eine trockene wissenschaftliche Argumentation, sondern wie ein tiefbewegter, dramatisch belebter Monolog. Und dieses dramatische Naturell offenbart sich nicht nur in Chamberlains Stil, der weit mehr an das gesprochene als an das geschriebene Wort erinnert, sondern ebensosehr in der ganzen Anlage und Anordnung seiner Ideen: er denkt auch dramatisch.

Wenn ein so veranlagter Kopf sich der Bühnendichtung zuwendet, so folgt er nicht einer vagen Liebhaberei oder einer persönlichen Eitelkeit, sondern einer angeborenen Richtung seiner Begabung, und es muß naturgemäß etwas andres entstehen als das übliche Professorendrama. Chamberlain hat sich von frühester Jugend an mit allerlei Bühnenentwürfen beschäftigt, aber nur drei seiner Dramen sind gedruckt; sie heißen: „Der Weinbauer", „Antonie" (oder „Die Pflicht") und „Der Tod der Antigone".

Diese drei Dichtungen sind in doppelter Richtung bemerkenswert. Zunächst in praktischer Hinsicht: denn sie verdienen die Beachtung des Theatermannes durch ihre durchaus bühnenmäßige Konzeption und ihren Reichtum an wirksamen szenischen Einfällen, die dem Regisseur und dem Schauspieler gleich dankbare Aufgaben bieten. Sodann aber auch in theoretischer Hinsicht: denn sie dürfen alle drei, jede in ihrer Art, als dramatische Reformversuche gelten, und sie dienen vielleicht ebensosehr zur Bereicherung der Literaturerkenntnis als zur Bereicherung der Literatur. Jedenfalls können sie eine vorbildliche und richtunggebende Bedeutung gewinnen.

Chamberlain will offenbar zwischen der Technik des älteren Schauspiels, wie sie in den Siebziger- und Achtzigerjahren gehandhabt wurde, und der Form des radikalnaturalistischen Dramas eine ausgleichende Mitte finden. Beide gingen zu weit: die Alten, die die Charaktere und Vorgänge zu sehr zu leblosen Werkzeugen der dichterischen Absichten machten, und die Jungen, die wiederum den Dichter zum Sklaven der platten Wirklichkeit herabdrückten. Daß sich beide Standpunkte sehr wohl vereinigen lassen, und daß durch ihre Vereinigung der menschen- und bühnenkundige Dichter viel gewinnt, zeigen die beiden größeren dreiaktigen Dramen „Der Weinbauer" und „Antonie".

„Der Weinbauer" ist — wenn man eine Etikette haben will — eine Milieutragödie. Ihr Held ist der schweizerische Winzer Jan, einer der fleißigsten und tüchtigsten in seinem Gewerbe. „Wissen Sie," sagt sein Gutsherr, „das ist kein gewöhnlicher Mensch! Ihr Handwerk kennen die Weinbauern hier alle gut; Jan ist aber ein erfinderischer Kopf — so eine Art Genie in seinem Fache." Und er liebt seine Reben wie seine Kinder: „Seht, ich habe viele hundert Weinstöcke, aber ich kenne jeden einzelnen wie einen Menschen und könnte ihn im Finstern durch bloßes Betasten herausfinden!" . . . Die Rebe da ist schlank wie eines von euren Stadtfräulein — seht ihr? Die hier gleicht einer kräftigen Landdirne! Ha, ha! Die ist ausgeartet — scher dich weg, faules Luder! Die hier, die nenn' ich meine Milchkuh! Die solltet ihr im Frühjahr weinen sehen!" Aber so recht froh kann er doch nicht werden; denn der Weinberg ist nicht sein eigen, so wenig wie die Wolken am Himmel. „Soll der teure Weinberg niemals mein eigen sein, soll ich niemals seines Eigentums mich erfreu'n . . . Ach! was liegt daran? was frag' ich nach Besitz? Wär' ich nur selber des Weinbergs eigen! Hätte nur keiner die Macht, mich jemals von ihm loszureißen." Seine Reben, die treiben Wurzeln in den Boden, er nicht. Es hängt

von der Willkür und Gnade des Besitzers, von dem Ausfall der Ernte ab, ob er den Boden, den seine Familie nun seit zweihundert Jahren rastlos pflegt und bebaut, behalten darf oder nicht. Und das Unheil bricht früher herein, als er denkt. Auf die guten Jahre folgen schlechte, der Wucher und ein Darlehen, das er einem leichtfertigen Nachbar aus Solidaritätsgefühl und aus Trotz gegen die verhaßten städtischen Seeleute geleistet hat, bringen ihn in große Not, und als er gerade anfängt sich wieder ein wenig emporzuarbeiten, verkauft der Gutsherr den ganzen Grund an einen reichen Kavalier, der die Reben ausreißen und auf dem schöngelegenen Punkt eine Villa bauen will. Das kann Jan nun gar nicht fassen. Es scheint ihm unmöglich, daß man die Reben, die er fast als Menschen betrachtet, einfach vernichten, und noch unmöglicher, daß er nun seine Heimat verlassen und anderswo ein neues Glück finden könne. „Ja, Ihr Herren! Mag der nackte, tote Boden euer Besitz sein, alles, was hier um uns herum lebt, zeigt, daß es mein Werk ist! Euch kennt es gar nicht. Ich bin ein Teil davon! Hier, wo jede Scholle von meinem Fuße gerührt und jede Bodenkrume von meiner Hand zerdrückt wurde, hier bin ich der Herr!" Er verfällt in Wahnsinn, und während unten in der Ferne das frohe Winzerlied erklingt, bricht er auf seinem geliebten Weinberg tot zusammen, dem er nun angehört für alle Zeiten.

Was diese, mit der größten Einfachheit, Natürlichkeit und Kraft vorgetragene Dichtung von so vielen anderen Stücken derselben Gattung unterscheidet, ist zweierlei. Zunächst die völlige Tendenzlosigkeit. Dies ist kein Stück, das gegen die Unternehmer Front macht, es will überhaupt nicht generalisieren, sondern einen in seiner konkreten Lebendigkeit erschauten Einzelfall darstellen. Der Kern des Dramas ist kein soziales Problem, sondern ein Charakterproblem. Hiedurch wird der tragische Konflikt ungemein vertieft: nicht an irgend einer äußeren Macht, sondern an seiner eigenen Natur geht Jan zugrunde. „Herr! Ihr solltet es versuchen, diese Weinstöcke auszuheben und sie in Wallis neu einzupflanzen; alle gingen sie zu grunde! Ja, ihr — ihr reichen Leute — ihr könnt heute hier und morgen dort zu Hause sein; wir aber, wir sind mit dem Boden noch fester verwachsen als da die Reben! Der treiben die Wurzeln nur aus den Füßen — uns aber aus Augen und Ohren, Händen und Herz! Ja, Herren, dreht euch nicht weg! Ich spreche die Wahrheit: der Fels da oben ist nicht unerschütterlicher mit diesem Berge eins als ich! Zög' ich auf einen anderen, ich fände meinen G o t t nicht wieder!"

Ein zweiter Zug, der dieses Drama von dem landläufigen Milieustück trennt, ist der freie künstlerische Realismus der Darstellung, der sich weder an das billige und plumpe Mittel des Dialekts bindet, noch auch vor gewissen dichterischen Veränderungen der Wirklichkeit zurückschreckt. Die Vorgänge sind in einer Form vorgeführt, die mehr das innere Wesen als die Äußerlichkeiten des Bauernlebens erfaßt. Was die Leute hier reden, wird ein Bauer wahrscheinlich in dieser Weise niemals sagen; niemals in einer so gedrängten, klaren und bildkräftigen Sprache. Aber nichts wird in diesem Drama gesprochen, das nicht dem Gedanken-, Gefühls- und Vorstellungskreise des Landmannes unmittelbar entnommen wäre. Es ist die Schilderung der Konflikte, die einen Weinbauer tiefinnerlich bewegen, aber das Ganze ist nicht vom Gesichtswinkel des Bauern selbst, sondern vom Standpunkte eines Dichters gesehen, der über den Dingen steht, eine viel reichere Welt umspannt und die Erscheinungen in einem Bilde auffängt, das zwar völlig treu ist, aber doch in einer viel weiteren Perspektive geschaut wurde. So allein können an sich uninteressante Lebens-

vorgänge uninteressanter Menschen eine allgemeine und vertiefte Bedeutung gewinnen, und nur wenn man das stillose und öde Durcheinander der ländlichen Wirklichkeit mit einiger Freiheit und Souveränität für die Bedürfnisse und Gesetze der Bühne und des Kunstwerks umformt, können sie sich zu poetischen und theatermäßigen Vorgängen verdichten.

Bahnt der „Weinbauer" eine teilweise Reform des naturalistischen Milieudramas an, so verfolgt „Antonie" oder die „Pflicht" für das psychologische Gesellschaftsdrama ähnliche Zwecke. Aber während Chamberlain im „Weinbauer" eine Vergeistigung und Vertiefung des Genres anstrebt, verfolgt er bei „Antonie" eine Vereinfachung der Motive und der Darstellung. Das Schauspiel will, von allen symbolischen und tendenziösen Zutaten befreit, die reinen Tatsachen schildern und diese durch sich selbst wirken lassen. Antonie, die Tochter der verwitweten Oberstin Delaroche, ein ungewöhnlich geistvolles und anziehendes Mädchen, hat einen Jugendfreund, den Privatdozenten der Geschichte, Konrad Freiherrn von Aecht. Die beiden lieben sich, ohne je recht darüber nachgedacht zu haben, denn es kam ihnen von jeher ganz selbstverständlich vor, daß sie sich einmal heiraten würden. Da tritt der Rechtsanwalt Möller in die Familie und indem er einen alten Erbanspruch der verarmten Oberstenswitwe auf ein sehr bedeutendes Vermögen und das Recht des Sohnes auf den französischen Grafentitel aufdeckt, verpflichtet er sich die Tochter. Er hält um ihre Hand an, Antonie schwankt zwischen Neigung und „Pflicht", und als nun Konrad in seiner Angst, sie zu verlieren, seine Werbung in leidenschaftlichster Weise erneuert, da fühlt sich das unerfahrene und auch etwas kühl veranlagte junge Mädchen von ihm abgestoßen und vollends zu dem anderen, stilleren hingezogen. Vergebens warnt die temperamentvolle Freundin vor der Reue, vergebens sucht sie ihr klar zu machen, daß sie aus Edelmut ein Verbrechen begehe. Antonie entscheidet sich für den ungeliebten Mann, gegen den sie ihre Pflicht erfüllen zu müssen glaubt.

Diese Pflicht rächt sich nur zu bald. Antonie kann auch als Gattin des andern den Freund nicht entbehren, und als dieser nach einer andern Stadt versetzt werden soll, bricht ihre so lang verhaltene und so lange von ihr unverstandene Liebe hervor. Doch diesmal ist es Konrad, der stark bleibt, er mahnt sie an ihre Pflicht: die muß sie nun weitergehn. Sie aber weiß, daß sie das nicht kann, denn es gibt eine Grenze, wo auch der klarste und stärkste Verstand nichts vermag über die inneren Triebkräfte des Willens und der Sehnsucht. „Die Pflicht kann alles Äußere fordern, sie vermag es aber nicht, die geringste innere Umwandlung zu bewirken." Der letzte Aufzug zeigt uns den sterbenden Möller, dessen Ende von der Erkenntnis beschleunigt wird, daß er Antonie nie wahrhaft wird erringen können. Noch einmal führt das Schicksal Konrad und Antonie am Sterbebette Möllers zusammen, und noch einmal ringen beide mit ihrer Liebe. Neue Hoffnungen auf das ersehnte Lebensglück bewegen wider ihren Willen Antoniens Herz. Aber angesichts des Toten hat sie nicht mehr die Kraft, ihre Liebes- und Lebenslust rücksichtslos auszuleben. Sie weist Konrad, der sich ihr tröstend nähert, abermals und diesmal für immer von sich, denn auch er hat es nicht verstanden, das vollkommene Opfer zu bringen, aus dessen Asche neues Leben, neue Unschuld, neue Hoffnung aufsteigen kann. „Allmächtiger! Zwei Wege wiesest du mich, zwei Pflichten legtest du mir auf! Ich habe keinen zu gehen verstanden, keiner zu genügen gewußt. Uns alle drei habe ich zu grunde gerichtet!"

Die vorstehende Inhaltsangabe der „Antonie" erzählt nur das Alleräußerlichste der Handlung und ist weit davon entfernt, auch nur ein schwaches Bild von den wahren

Vorgängen des Dramas zu geben. Diese sind viel verwickelter, verworrener und differenzierter. Man kann dieses Werk eines tiefen und feinen Seelenschilderers nicht ohne ein Gefühl der Unsicherheit aus der Hand legen. Denn die Charaktere, die sich uns darstellen, sind keineswegs unmittelbare Menschen, sondern höchst komplizierte, stark vergeistigte Erscheinungen, denen man die Bildung und Überbildung, aus der sie denken und handeln, deutlich anmerkt. Dies gilt besonders von Antonie. Über allerlei subtilen ethischen Erwägungen hat sie ihren natürlichen Instinkt verkümmern lassen, den einzigen Führer, der in solchen ernsten Konflikten sicher zu leiten vermag. „Pflicht! Pflicht!“ sagt Ibsens Hilde Wangel, „das klingt so spitz und kalt.“ Sie empfindet hierin durchaus weiblich. Und es ist offenber das Problem des Schauspiels, den Fluch der intellektuellen Überkultur zu zeigen.

Indes hierdurch ist der Charakter Antoniens nur psychologisch gerechtfertigt, dramatisch bleibt er nach wie vor anfechtbar. Denn eine der ersten Anforderungen, die wir an das Drama stellen müssen: die leichte Überschaubarkeit und volle Klarheit der Handlung, ist nicht erfüllt. Es ist nicht möglich, der Heldin bis in ihre verborgensten und widerspruchsvollsten Seelenregungen zu folgen, und so erzeugt das Schauspiel mehr den Eindruck eines peinlichen Hin und Her zwischen Wollen und Sollen, zwischen Können und Müssen, als das Bild einer geradlinigen dramatischen Entwicklung. Was diesen Mangel jedoch zum Teil ausgleicht, das ist die Schönheit der Sprache, die Feinheit und Gründlichkeit der psychologischen Motivierung und die elegante und kraftvolle Führung des Dialogs. Zudem ist in einer Zeit, in der die Roheit und Banalität auf der Bühne Triumphe feiert, ein Schauspiel doppelt willkommen, in dem sich wertvolle Gedanken finden.

Die dritte Bühnendichtung „Der Tod der Antigone“, ein melodramatischer Akt ist als Operntext gedacht, und will somit auch als solcher beurteilt sein. Nur das Notwendigste an Handlung ist gegeben, bei der Sprache ist das Hauptaugenmerk auf die Schönheit der Form, auf Klangfarbe und Rhythmus gelegt. Neuartig ist die Idee, den Text in einer Art prose cadencée zu halten, wodurch dem Orchester die größte Freiheit in der malerischen Paraphrasierung des gesprochenen Wortes gegeben ist. Von großer theatralischer Phantasie zeugt der Aufbau und die Verwendung der Szenerie: eine düstere Grotte, die durch ein hochgelegenes natürliches Felsentor ihr Licht empfängt. Wie nun dieses Bühnenbild durch bloße Veränderungen der Beleuchtung und Gruppierung auf die mannigfaltigste Weise verwandelt und belebt wird, das ist besonders für den praktischen Theaterfachmann sehr bemerkenswert. Und wir dürfen auch hierin einen reformatorischen Gedanken erblicken, denn es handelt sich um den ohne Zweifel höchst fruchtbaren Versuch, die technischen Mittel der heutigen vorgeschrittenen Regiekunst lebendig in den Gang des Dramas eingreifen zu lassen. Prospekte, Maschinen, Lampen, Soffitten, der gesamte moderne Theaterapparat wird von einem bloß äußerlichen Ausstattungsbehelf zu einem sehr ausdrucksvollen, poetischen Darstellungsmittel erhoben; das Szenische ist kein stummer Rahmen mehr, es spielt gleichsam mit und wird ein organisches Glied des dramatischen Gesamtkunstwerks.

Chronik.

Geschichte.

In den Einleitungsworten zu der ersten hier erschienenen Chronik für Geschichte* wurde als deren Aufgabe bezeichnet, „dem weiteren Kreise der Gebildeten in orientierender Skizze einen Überblick über das Schaffen und über sonstige Geschehnisse innerhalb dieses Wissensfeldes in Österreich zu vermitteln" und demgemäß ein Bild des Geschichtsbetriebes in Österreich für das Jahr 1904 zu geben versucht. Es sei erlaubt, diese Aufgabe nach der praktischen Seite genauer zu umschreiben. Eine halbwegs genügende Darstellung der laufenden historisch wissenschaftlichen Tätigkeit in Österreich kann bei der Verschiedenheit der Nationen und bei all den landesgeschichtlichen Besonderheiten nur mit freundlicher Beihilfe anderer Fachgenossen unternommen werden und wird darum allein schon auf eine einmalige Jahresübersicht — je zu Anfang des Kalenderjahres — zu beschränken sein. Sie wird vor allem der Vielartigkeit des historischen Schaffens gerecht werden und über Einzelwerke sich in kurzer Fassung äußern müssen. Eine eingehendere Betrachtung derselben soll in gruppenweiser Zusammenfassung und in zwangloser Anordnung und Folge in besonderen, die Jahreschronik ergänzenden „Chroniken" versucht werden und sich auf Werke zur österreichischen Geschichte** beschränken. Die Würdigung von historischen Arbeiten anderer Art wird besonderen Besprechungen vorbehalten bleiben. Schließlich ist es kaum nötig, zu sagen, daß diese Chroniken keineswegs streng kritische Referate sein sollen. Das Gesamtgebiet der Geschichte bis zur Fähigkeit kritischer Beurteilung von Werken aus allen Zeiträumen zu beherrschen, ist eine Unmöglichkeit. Erreichen sie es, in anregender Form eine Information zu geben, so ist ihr Zweck vollständig erfüllt.

I.

Mittelalter.

Noch in das Jahr 1904 reicht die Vorlage des von ** Harold Steinacker bearbeiteten ersten Heftes der Regesta Habsburgica zurück.*** Über Bedeutung und Anlage dieses großen Hilfswerkes zur österreichischen Geschichte ist in diesen Blättern schon gesprochen worden.* Es erübrigt nur, zu sagen, daß dieses erste Heft die hauptsächlich schweizerische und elsässische Vorgeschichte des habsburgischen Kaiserhauses umfaßt und Österreich sohin nur mittelbar berührt. Eine alphabetische Übersicht der ältesten Mitglieder des Hauses Habsburg und eine sorgfältig ausgeführte Stammtafel derselben wird jedem willkommen sein. Der Bearbeiter hat mit der raschen Vollendung dieses ersten, von Problemfragen aller Art reich durchzogenen Teiles keine geringe Leistung vollbracht und man darf der Ausgabe des folgenden, die Zeit der habsburgischen Königspolitik (1281—1330) umfassenden Bandes mit Interesse entgegensehen. Im übrigen einige Worte über „Regesten" überhaupt. Sind doch die Vorstellungen von diesem unentbehrlichen Hilfsmittel für jede Art historischen Betriebes auch bei Vertretern verwandter Disziplinen unklar genug. Man darf ein Regest, die Heraushebung des Tatsächlichen, der »res gesta«, wohl kurz als wissenschaftlich-kritisch gearbeiteten Auszug aus urkundlichen oder zeitgeschichtlichen Quellen definieren. Ein Regestenwerk muß dem Geschichtschreiber das Material für den Aufbau seiner Darstellung wohlgeschichtet und geprüft zur Verfügung stellen; es muß, wenn man so sagen darf, das Erz des tatsächlichen Inhalts von den Schlacken der Formeln und unglaubwürdigen Zutaten gereinigt ans Licht fördern. Dabei wird für die Behandlung der spärlichen, nach Echtheit und Glaubwürdigkeit vielumstrittenen Nachrichten früherer Zeit eine andere Behandlung platzgreifen müssen als für das reiche und dann fast unübersehbare Material der späteren Jahrhunderte. Wird man dort mit Grund die Form des ausführlichen, gewissermaßen individuellen Einzelregestes festhalten, so wird hier die Fassung knapper sein müssen, wohl auch eine Behandlung nach Urkundentypen mit Beigabe von Typenschlüsseln oder auch geradezu die für die Veröffentlichung des umfangreichen Aktenmaterials der neueren Geschichte empfohlene und geübte Praxis der Gruppierung einer Reihe minder bedeutender Stücke um ein Hauptstück zu einer Regesteneinheit einzutreten haben; Probleme, die auch im Verlaufe der Herausgabe der „Habsburgerregesten" wohl zu erwägen sein werden.

Nahezu über dieselbe Zeit wie das erste Heft der Regesta Habsburgica handelt der eben vollendete erste Band einer landesgeschichtlichen Publikation von großer Bedeutung: der

* Ö. R., II. Band, 135—142.

** Die Werke österreichischer Autoren werden mit ** bezeichnet.

*** Regesta Habsburgica. Regesten der Grafen von Habsburg und der Herzoge von Österreich aus dem Hause Habsburg. Herausgegeben vom Institut für österreichische Geschichtsforschung unter Leitung von O. Redlich, 1. Abteilung, bearbeitet von H. Steinacker. Innsbruck, Wagner, 1905, 4°, X und 148 Seiten.

* II., 137.

„Geschichte Nieder- und Oberösterreichs" von ** Max Vancsa.* Ein nahezu jungfräuliches Unternehmen; von Oberösterreich ist allerdings im Jahre 1846 eine Landesgeschichte durch den verdienten Franz X. Pritz verfaßt, für Niederösterreich aber nichts dergleichen versucht worden. Es scheint merkwürdig, ist es aber nicht. Die Geschichte des Stammlandes der Monarchie verliert sich einesteils in deren Gesamtgeschichte, anderenteils in die Geschichte der übermächtig sich entwickelnden Stadt Wien. Aber auch abgesehen von einer tauglichen Landesgeschichte steht es für Niederösterreich um Überlieferung und Forschung nicht günstig. Man wird hierüber in der vortrefflichen quellenkritischen und literaturgeschichtlichen Einleitung Vancsas sich leicht belehren können. Wir besitzen keine zusammenfassenden Urkundenbücher, wie etwa für Oberösterreich (bis 1375), für Steiermark u. s. w., die Urkunden der niederösterreichischen Klöster sind in verschiedene Bände meist der »Fontes rerum Austriacarum« zerstreut, die vom Vereine für niederösterreichische Landeskunde begonnene Ausgabe eines Gesamturkundenbuches ist in der Uferlosigkeit ihrer Anlage undurchführbar geblieben. Das eigentliche leitende Quellenwerk für die ältere Zeit, Meillers „Regesten der Babenberger" stehen mitten in einer den modernen Ansprüchen und Fortschritten der Forschung entsprechenden Neubearbeitung. So war die Arbeit recht auf Stückwerk aufzubauen, der Verfasser hatte selten die Möglichkeit, sich von der neueren Literatur führen zu lassen, und es blieb ihm meist nichts übrig, als selbst auf die ursprüngliche, nach Wert und Inhalt vielfach umstrittene Überlieferung zurückzugehen. Daß dabei der kritische, vornehmlich in den Anmerkungen niedergelegte Teil der Arbeit mehr anwuchs, als der Absicht der Sammlung, vor allem eine abgerundete Darstellung zu geben, förderlich war, hat der Verfasser selbst wohl erkannt. Gleichwohl dürfte man wünschen, es wären manche rein kritische und statistische Partien, namentlich aus den sonst vorzüglichen wirtschaftsgeschichtlichen Kapiteln, in die Anmerkungen verwiesen worden.** Wäre endlich bei dem Charakter des vorliegenden Werkes nicht eine vollständige Trennung von Text und Anmerkung, darstellendem und kritischem Teile, der beste Weg gewesen, die vom Verfasser erkannten, aber nicht ganz überwundenen Schwierigkeiten zu umgehen? Man darf endlich noch einen wohl gegründeten Vorwurf erheben. Der Verfasser hat sich um die Gruppierung des gewissenhaft herangezogenen und inhaltlich durchaus beherrschten Stoffes nach großen und minder weiten Gesichtspunkten nicht bemüht. Es fehlt an Übersichtlichkeit, wenn man will, an künstlerischer Durchdringung des Stoffes. Auch ein genaues, gewissermaßen programmatisch gehaltenes Inhaltsverzeichnis vermißt man schwer. Daß sich bei einer so umfangreichen Arbeit mancherlei im einzelnen vorbringen läßt, ist natürlich. Hier nur ein Wort zur Frage des sogenannten Privilegium minus, des von Friedrich Barbarossa dem eben dadurch zum Herzog erhobenen Markgrafen Heinrich (Jasomirgott) und seiner Frau Theodora am 17. September 1156 gegebenen Privilegiums. Es ist — wie wohl auch über die Fachkreise hinaus bekannt ist — durch Herzog Rudolf IV., den Stifter von St. Stephan und der Wiener Universität — zu einem Privilegium maius fälschlich erweitert worden und auf diesem Grunde besteht eigentlich die bevorzugte Stellung des Hauses Österreich in Deutschland. Nun ist neuerlich auch die teilweise Unechtheit des ursprünglichen Privilegium minus zu erweisen versucht, der Versuch aber ziemlich einhellig abgelehnt worden. Auch Vancsa entscheidet mit gutem Blick in diesem Sinne, äußert sich aber im Wortlaute seiner Anmerkungen keineswegs mit genügender Präzision und interpretiert auch sonst die wichtige Urkunde, dieses erste österreichische Staatsgrundgesetz, nicht einwandfrei.* Indem wir diese Bedenken vermerken, geschieht es doch in aufrichtiger Schätzung der überaus verdienstvollen Arbeit, die hier unter schwierigen Verhältnissen, namentlich auf wirtschaftsgeschichtlichem Felde,** geleistet, des Scharfsinns, der auf die Lösung oder doch Deutung einer Reihe ungelöster oder bestrittener Fragen verwendet, der Vielgestaltigkeit des Geschichtsbildes, das vor uns entrollt wird. Wir verfolgen die Geschichte unserer engeren Heimat von Urzeiten her, da Illyrier und Kelten in ihr hausten, hernach das römische Weltreich sich zur Donau heraufschob, Carnuntum und Vindobona begründete und hier nicht minder denn am Rheine mit den vorwärtsdrängenden Germanen um Haupt und Leben stritt. Mit dem Ende der Römerherrschaft setzen sich Avaren und Slawen

* Max Vancsa: „Geschichte Nieder- und Oberösterreichs." I. Bd. bis 1283. „Allg. Staatengeschichte", hg. von K. Lamprecht. „Deutsche Landesgeschichten". Sechstes Werk. Gotha, F. A. Perthes, 1905. 8°, 616 S.

** Anderseits trifft auch die Zusicherung des Autors, man werde immer den Text der Darstellung ohne Zuhilfenahme der Anmerkungen verständlich überlesen können, nicht immer zu; etwa in der Frage des »tres comitatus« S. 310.

* Siehe S. 311, A. 2, 484. Vgl. hierüber F. Wilhelm in der „Wiener Zeitung" vom 28. Juli 1905, Nr. 171.

** Siehe namentlich die Kapitel 5, 8 und 12; besonders seien die anschauliche und präzise Schilderung des allgemeinen Zustandes der Ostmark im Jahre 1156, S. 338 bis 339 und der ausgezeichnete Exkurs über die Ortsnamen, S. 225 bis 233 hervorgehoben. Schade, daß die Ausführungen über das „österreichische Epos", das Nibelungenlied, so sehr zersplittert sind.

in Niederösterreich, der deutsche Stamm der Bajuvaren in Oberösterreich fest, bis beide Gebiete in das gewaltige Frankenreich Karls des Großen aufgehen. Eine erste Kolonisation und Kulturblüte geht in den Magyarenschrecken zu grunde. Erst unter den ersten Ottonen erscheint, territorial zunächst auf das südwestliche Niederösterreich beschränkt und hernach sich erweiternd, ein Markgrafentum, seit 976 unter dem fränkischen Geschlechte der Babenberger unaufgehellten Ursprungs, seit 996 Ostarrichi — Österreich genannt. Zugleich eröffnet sich eine neue Kolonisations- und Kulturperiode. Die immer mehr in die Grenzen des heutigen Kronlands hineinwachsende Ostmark, seit 1156 Herzogtum, seit 1192 mit Steiermark und Stücken Oberösterreichs vereint, erlebt unter dem babenbergischen Geschlechte, vor allem in den glanzvollen Zeiten Leopolds VI. „des Glorreichen" große Tage, Österreich wird zum liederfrohesten Lande deutscher Zunge. Mit dem jähen Tode des hochbegabten Herzogs Friedrich II. auf dem Schlachtfelde an der Leitha (1246) erlischt das herrliche Haus der Babenberger. Nach einem Menschenalter der Herrschaft des Böhmenkönigs Ottokar, zu deren Ende im Gegensatz zur früheren, deutsche Kultur und deutsches Wesen fördernden Führung ein tschechisch-nationales Moment sich geltend machte, beginnt mit dem vielgenannten Siege von Dürnkrut (26. August 1278) und der Belehnung der Söhne König Rudolfs I. mit Österreich (Dezember 1282), die Zeit der österreichischen Herrschaft des Hauses Habsburg. Man wird für keine dieser Zeitspannen unbelehrt von dem Buche Vancsas scheiden, möchte man auch manches – etwa die Zeit Leopolds VI. – anders, lebendiger, farbiger behandelt sehen. Und der Mühe des Verfassers winkt ein schöner Lohn: alle landesgeschichtliche Forschung in unserem Stammlande wird künftighin mit der ehrenvollen Nennung seines Namens verknüpft sein.

Unsere Betrachtung wendet sich über anderthalb Jahrhunderte hinweg der Geschichte der Mitte und Spätzeit des XV. Jahrhunderts, des scheidenden Mittelalters zu. „Ein wenig bebautes und noch weniger gesuchtes Arbeitsfeld der Historiker." Die Gründe dafür sind mit gutem Bedacht dahin umschrieben worden, daß hier bei der noch immer großen Bedeutung der Einzelurkunde und anderseits der Häufung bereits von Aktenmaterial im Sinne neuerer Geschichte die Arbeitsweisen mittelalterlicher und neuzeitlicher Geschichtsforschung sich durchdringen müssen, daß die Erschließung auch der vornehmsten handschriftlichen Quellen, der deutschen Reichstagsakten und deutschen Kaiserurkunden, noch recht im argen liegt und sohin eindringliche Studien nur mit dem schweren Zeitaufwande archivalischer Studien vorgenommen werden können. Das ist es aber nicht allein: der Zeit, namentlich des späteren XV. Jahrhunderts, fehlt, wenigstens für deutsche Geschichte, der große Zug.

In voller Klarheit tritt uns dies bei der Lektüre des nach langer Frist nun glücklich vollendeten ersten Bandes der „Deutschen Geschichte im Ausgange des Mittelalters" von ** Viktor v. Kraus* entgegen. Ein ernstes gewissenhaftes Buch. Einseitig politische Geschichte; der Verfasser wollte die kulturgeschichtlichen Momente in dem zweiten, Maximilian I. gewidmeten Bande zu gerundeter Darstellung bringen und die Person des Fortsetzers seines Werkes, des tüchtigen Wirtschafthistorikers ** Kurt Kaser bürgt dafür, daß dies in der rechten Weise geschehen wird. Aber wir fragen, ob denn nicht schon um eines lebhafteren Interesses des Lesers an den politischen Verwicklungen willen die Entwicklungsgeschichte der politischen Faktoren der Zeit, vor allem der Städte, hätte gezeichnet werden sollen. Selbst eine skizzierende Darstellung der Reichsverfassung sucht man vergebens und recht karg sind die gebotenen Aufschlüsse über die großen Reichsreform- und Kirchenreformpläne und -systeme der Zeit.

Mit einer von warmer Sympathie getragenen Schilderung der kraftvollen Persönlichkeit des Hussitenfeindes und „unerbittlichen Stockdeutschen" Albrecht II. eröffnet Kraus seine Darstellung. Dem frühzeitig Heimgegangenen folgt sein Vetter Herzog Friedrich von der Steiermark, König und Kaiser Friedrich III. Seine lange Regierung erfüllt das halbe Jahrhundert (1440 bis 1493). Aber den Namen trägt das Zeitalter nicht nach ihm. Sein Wesen bezeichnet allzu hart, aber doch nicht unzutreffend das boshafte Witzwort, er habe seine fünfzig Jahre auf dem Kaiserthrone verschlafen. Die Personen, die in der deutschen Geschichte dieser Jahre eine Rolle spielen, stehen außerhalb Deutschlands und deutscher Nation: der Böhmenkönig Georg Podiebrad, der Ungarkönig Matthias Korvinus, der französische Burgunderherzog Karl; unter den deutschen Fürsten doch nur der Markgraf Albrecht (Achilles) von Brandenburg, der über das Mittelmaß aufragt. Aber jede dieser Personen beherrscht ihre Zeit nur kurz und bedingt. Es heißt das deutsche Spätmittelalter, dieses Zeitalter der breiten Entwicklung, der aufstrebenden Bürgerkultur und des politischen Kräfteverfalles, nach außen und innen doch einseitig politisch auffassen,

* Viktor v. Kraus: „Deutsche Geschichte im Ausgange des Mittelalters" (1438 bis 1519). Erster Band: Deutsche Geschichte zur Zeit Albrechts II und Friedrichs III., 1438 bis 1486. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1906. „Bibliothek deutscher Geschichte." VIII und 655 S. — Der vielseitig verdiente Verfasser ist indessen gestorben.

wenn man — wie Kraus — in ihm „eine Geschichte einzelner glanzvoller Persönlichkeiten" sehen will. Dabei hat der Verfasser wenig Mühe darauf verwendet, diese Gestalten persönlich zu beleben, obwohl er in der Zeichnung Albrechts II. verrät, wie sehr ihm die Kunst persönlicher Charakteristik eigne. Am ehesten ist noch König Georg in seiner eigenartigen Größe und der Tragik seines Daseins individuell erfaßt; die Versuche der tschechisch-nationalen Geschichtsschreibung, den Kämpfer gegen Rom zum religiösen Märtyrer zu stempeln, werden allerdings mit Entschiedenheit und überzeugend abgelehnt.

Von der großen kirchlichen Bewegung der Zeit, aus der Frankreich in der Pragmatischen Sanktion von Bourges (1438) seine gallikanischen Freiheiten heimbrachte, hatte Deutschland keine Vorteile. Das Wiener Konkordat, von Kaiser und Papst im Februar 1448 für die Nation verbindlich geschlossen, gab der Hoffnung auf Reform im Sinne der vorangegangenen Konzilien wenig oder keinen Spielraum. Nur die Fürsten haben staatliche und kirchliche Rechte aus jenen Differenzen gewonnen. Kräftigung des Fürstentums, immer stärkere Ausbildung der Territorialherrschaft, das war der politische Grundcharakter der Zeit. In Spannungen ohne Zahl und Ende erschöpfte sich das innere politische Leben Deutschlands; Spannungen und Konflikte an allen Orten, in allen Ständen: am Rheine, wo die Wendung der Stadt Soest von kirchlicher — Kölnischer — Oberherrschaft zu weltlicher — Klevischer — Untertänigkeit hinüber für das gewaltige Aufstreben des weltlichen Fürstentums typisch wurde; in Süddeutschland, wo Städte gegen Fürsten standen und die Reichsstadt Nürnberg im Kampfe gegen den Markgrafen von Brandenburg große Ehre und Stellung errang; in Norddeutschland, wo etwa Lüneburg in romanhaft verklärtem Streite gegen seinen Landesherrn erfolgreich blieb, die Stadt Danzig in unheilvollem Ringen gegen die Macht des Deutschen Ordens den Gewinn einer hohen Stellung dem Reiche mit dem Verluste seiner östlichen Außenwerke bezahlen ließ und die Hansa langsam verkam; endlich über das ganze Reich ein immer wieder auflebender Gegensatz zwischen Wittelsbach und Hohenzollern. Überall „ein gleich rastloses Streben nach Befestigung und Erweiterung landesfürstlicher Befugnisse, diese allerwärts im Kampf mit städtischen und ständischen Libertäten". Der Verfasser hat diese Konflikte sorgfältig durch eine wahre Fülle von Nachrichten beleuchtet, aber wohl auch allzusehr ins Detail gezeichnet.

Man verliert in solchem Wirrsal vollkommen den Kaiser aus den Augen. Die Kurfürsten hatten leicht reden, von ihm zu verlangen, er möge „die Bürde des Reiches löblich tragen." Friedrich III. war vollständig von heimischen Mißlichkeiten in Anspruch genommen; Aufruhr der Stände, Teuerung, Bankrott, ein langwieriger Streit mit seinem Bruder um das Hauserbe. Und während beide miteinander kämpfen, geht ihnen Böhmen und Ungarn, das Erbe Albrechts II., verloren. „Sie haschten nach einer Feder, derweil ihnen das volle Flaumenbett entging." Dort in Böhmen und Ungarn kamen nationale Könige machtvoll empor. Der tschechische Nationalkönig Georg Podiebrad konnte, ohne auch nur die deutsche Sprache zu verstehen, daran denken, die römische Krone an sich zu bringen. Und als sein Stern sank, kamen andere noch heller empor. Karl von Burgund drängte gegen das Elsaß heran, dem Ungarkönig Matthias, Sieger über Georg, stand der Sinn nach den österreichischen Herzlanden. Diese selbst in vollkommener Auflösung. Herzog Sigismund von Tirol brachte es über sich, seinem kaiserlichen Vetter zu schreiben, das Haus Österreich sei nie in solcher Verachtung gestanden. Es kam dazu, daß Friedrich, durch ungarische Heere aus seinen Erblanden verdrängt, flüchtend sich von Reichsstadt zu Reichsstadt durchbetteln mußte.

Und wie der Kaiser, so das Reich. Im Elsaß und in der Schweiz wurden freibeuternde französische Söldner, die „Armagnaken", zu einer nicht minder furchtbaren Geißel wie vordem die Hussiten für das Gesamtreich. Noch lebt die Kunde vom „öden Volk der armen Gecken" in der Erinnerung. Und keine höhere Gewalt, die den immer wiederholten Missetaten gewehrt hätte. Zwar stritten die Schweizer todesmutig in der Thermopylenschlacht von St. Jakob an der Birs (26. August 1444), setzte sich die Stadt Straßburg mannhaft zur Wehre. Jede Reichshilfe aber blieb aus und es geschah das Unglaubliche, daß der verkommene Adel der Vorlande die französischen Blutsauger als Kompagnone gegen Freibauern und Städte begrüßte und benützte. Es schien wie guter Wille, daß König Karl VII. von Frankreich selbst endlich dem tollen Treiben der Armagnaken ein Ziel setzte. (1446.) Und was war erst für die deutsche Westgrenze zu erwarten, als mit einem Male das bisher wenig geachtete Burgund zu einer Großmacht aufzuwachsen begann. Schon 1447 gefiel sich Herzog Philipp in Gedanken einer Wiederherstellung des Zwischenreiches Kaiser Lothars I., des Enkels Karls des Großen. Mit herausfordernder Pracht trat in einer Zusammenkunft in Trier (Herbst 1473) Herzog Karl dem Kaiser gegenüber. Daß er im Kampfe erlag, war einzig das Verdienst der Schweizer Eidgenossen. Wollte man wirklich glauben, daß diese Eidgenossen, immer vom Reiche verlassen, immer auf sich selbst gestellt, noch irgend ein

Interesse haben sollten, ihm zuzugehören? Ihre volle Unabhängigkeit war die Frage weniger Jahrzehnte.

Wie im Westen so im Osten. In großer Feldschlacht war 1410 bei Tannenberg der Deutsche Orden vor Polen erlegen. Zwei Menschenalter später entschied der Friede von Thorn (1466) die Herrschaft Polens über das weithin verödete Ordensland. Die Weichsel wurde zum polnischen Fluß, Danzig, die zweite Handelsstadt der Ostsee, zur polnischen Stadt, der Hochmeister des Deutschen Ordens polnischer Vasall. Und Polen hatte den Erfolg besonders durch die Mithilfe deutscher Städte erstritten! „Es gehörte die schmachvolle Ohnmacht des Reiches und der fatalistische Gleichmut eines Friedrich III. dazu, daß dieser Wandel der Dinge sich ohne jeglichen Einspruch von deutscher Seite vollziehen konnte." Daß Danzig sich gleichwohl deutsche Sprache und Sitte wahrte, war noch ein großes, man möchte fast sagen unverdientes Glück für Deutschland. Vollständiger politischer Niedergang nach außen und innen, das ist die Signatur der Zeit.

Würde aus solcher Bedrängnis ein Retter sich erheben? Mit dieser Frage entläßt uns das Werk von Kraus. Müssen wir daran bemängeln, daß es die rechte Führung durch das aufgehäufte Material vermissen lasse, der übersichtlichen Anordnung des Stoffes entbehre, so soll doch in keiner Weise die verdienstvolle Verarbeitung eines überaus zersplitterten Nachrichtenmaterials bei ungünstiger Quellenlage verkannt und einer Darstellung hohe Anerkennung gezollt werden, die, wirklich vornehm im Tone, bei geringem Reiz des darzustellenden Gegenstandes die Mittel findet, nicht bloß zu unterrichten, sondern auch anzuregen.

Die Frage, die das Werk von Kraus offen läßt, findet eine Antwort in dem vornehmlich der Zeit Maximilians I. zugewandten Buche von Max Jansen.* Es läßt vorerst in kurzen, klaren Zügen die Zeit Friedrichs III. vor uns vorüberziehen; das Bild, das es hernach von Kaiser Maximilian I. entwirft, ist nicht das übliche. Jansen ist weit entfernt, mit der kurzen und volkstümlichen Fassung seines überaus glücklich angeordneten Werkes auf selbständige Auffassung zu verzichten. Wir sind gewöhnt, den „letzten Ritter" für eine liebenswürdige Sportnatur ohne jede innere Selbstdisziplin anzusehen. Jansen weist dem entgegen überzeugend nach, daß der Kaiser an den Hauptgrundzügen seiner Politik immer zähe festgehalten hat: an der spanischen Politik seines Hauses und vor allem an seiner antifranzösischen Politik. Hat er doch allen Ernstes erwogen, sich mit den Türken als Helfer gegen Frankreich zu verbinden. Verrät er mit seiner Erkenntnis der drohenden französischen Gefahr nicht viel mehr Einsicht und Verständnis für politische Möglichkeiten als die meisten seiner Zeitgenossen? An ihm lag es nicht, daß das Reich wider sein Raten sich gegen Frankreich im Westen so wenig wie gegen Polen im Osten zum Kampfe ermannte. Es war „sein Unglück und nicht seine Schuld", wenn seine Pläne unausgeführt blieben, und es gehörte seine ganze wunderbare Elastizität dazu, nicht völlig zu verzagen. Maximilian war noch einmal ein rechter Kaiser von alter deutscher Art. Man hat ihm Hauspolitik auf Kosten des Reiches, hartnäckige Gegnerschaft gegen die besonders von Erzbischof Berthold von Mainz betriebene Reichsreform vorgeworfen.* Sehr mit Unrecht. Jansen hebt scharf hervor, daß der Kaiser die vielen im Reichsinteresse geführten Kriege fast allein aus den Mitteln seiner Länder bestritten und dem Reiche mehr gegeben habe als das Reich ihm, daß seine im Gegensatze zum Mainzer Erzbischof gehegte Anschauung, es sei erst ein entscheidender Schlag nach außen gegen Franzosen und Türken zu führen und dann der Weg zur Reichsreform zu beschreiten, durch das berühmte Wort von „Blut und Eisen" eine halbe Legitimation erfahren habe. Reicher, größer, voller tritt uns im Lichte dieser Ausführungen die Gestalt des letzten Ritters entgegen. Etwas karg sind nur die Angaben über seine Verwaltungsreorganisation geraten.

Klar und lebendig ist das neue, im Zeichen des Kapitalismus sich vollziehende Kulturleben des häufig zu gunsten der Reformationszeit verunglimpften Zeitalters geschildert, für das der selbstbewußte Brief des Kaufmanns Jakob Fugger an den weltgebietenden Kaiser Karl V. vom Jahre 1523 als ein Motto gelten könnte.** Das Leben in den größeren Reichsstädten, den Zentren der neuen Bildung, wird in plastischen

* Max Jansen: „Kaiser Maximilian I." Auflösung des Reiches. Neues Kulturleben. Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgegeben von Kampers, Merkle und Spahn, 5. Abteilung: Übergangszeit. München-Kirchheim, 1905. 141 S., 80 Abbildungen.

* Daß übrigens Maximilian durch Jakob Fugger zu einer vollständigen Unterwerfung Venedigs angeregt worden sei, ist nicht wahrscheinlich. Wußten denn die Fugger nicht, daß der Stern der alten Weltstadt im Sinken sei? Hatten sie nicht bereits, der neuen Zeit Rechnung tragend, ihre Kontore am Atlantischen Meere?

** S. 85. Jakob Fugger schreibt: „Es liegt am Tage, daß Eure kaiserliche Majestät die römische Krone ohne meine Hilfe nicht hätte erlangen können, wie ich denn solches mit eigenhändigem Schreiben der Kommissare Eurer Majestät beweisen kann. Denn wenn ich hätte vom Hause Österreich abstehen und Frankreich fördern wollen, so hätte ich viel Geld und Gut erlangt, wie mir denn solches auch angeboten worden ist. Welcher Nachteil aber hieraus Eurer kaiserlichen Majestät und dem Hause Österreich erwachsen wäre, das haben Eure Majestät aus hohem Verstande wohl zu erwägen."

Zügen dargestellt. Ganz vorzüglich sind die Ausführungen über den Humanismus, diese nach ihren Wirkungen und der persönlichen Größe ihrer Führer gerne überschätzte Bewegung. Die einseitige Lehre von der Belebung der antiken Studien, der Erweckung des Natursinnes allein von Italien her wird mit Verweis auf die von der Scholastik und den Bettelorden ausgegangene Anregung zurückgewiesen. Jansen faßt die Gestalten der einzelnen Humanisten wohl ins Auge: Peutinger in Augsburg, Pirkheimer in Nürnberg, Wimpheling in Straßburg; Konrad Celtis und Heinrich Bebel; Johann Reuchlin und hinter ihm her die Sturmgeister der Bewegung, die Männer der Epistolae obscurorum virorum, besonders Ulrich von Hutten; endlich das größte dieser Talente, Erasmus von Rotterdam, eine aristokratische Gelehrtennatur, der eigentliche Vertreter voraussetzungsloser, von keinerlei kirchlicher Anschauung, also auch nicht von der lutherischen, beeinflußter Forschung. Treuer deutscher Patriotismus und strenges Festhalten an einem universalen Bildungsideal gelten diesen Männern als Programmpunkte. In diesem Programme lag aber auch ihre Schwäche. Die Männer, denen für ihr deutsches Volk kein Wort gut genug war, schrieben doch nur lateinisch. Wie wollten sie aber mit lateinischen Schriften der Nation ins Gewissen reden? Das hat Luther anders erkannt und darum auch anders gewirkt. Der Humanismus blieb eine Kost für eine bevorzugte Kaste, der Ruf des Mönches rief ein ganzes Volk zum Kampfe auf.

Jansens Buch erbringt — abgesehen von den positiven Ergebnissen — auch den Beweis, daß man auch bei strenger konfessioneller Richtung die Sache des Gegners leidenschaftslos mit Verständnis und Liebe darstellen könne, ein Lob, das sich gerade auf diesem Gebiete der Vorreformation bisher nur wenig historische Schriftsteller verdient haben. Die Ausstattung des Buches ist würdig. In dem beigegebenen Literaturverzeichnis vermißt man mehrere bemerkenswerte Werke.*

Einen bemerkenswerten Beitrag zur Rechtsgeschichte des XV. Jahrhunderts enthält der scharfsinnige Aufsatz von Johann Lechner über „Reichshofgericht und königliches Kammergericht".** Das alte, von Merowinger Zeiten her im Gegensatze zu den allgemeinen Gerichtsversammlungen — Dingen — hergebrachte, am Sitze des Königs zu haltende und aus urteilenden Richtern zusammengesetzte Reichshofgericht, im Jahre 1235 auf dem berühmten Reichstage Kaiser Friedrichs II. endgültig ausgestaltet, begann vom XIV. Jahrhundert ab zu versagen. Vor allem wegen der immer zahlreicheren Zusicherungen an die Reichsfürsten, daß ihre Untertanen nicht vor das Reichshofgericht gerufen werden, noch auch dorthin sollten appellieren dürfen (Privilegia de non evocando et non appellando); nicht zum geringsten auch wegen der schwierigen Besetzungsfragen, da die vor dem Reichshofgerichte Angeklagten im Sinne des hergebrachten Rechtsganges nur von Gleich- oder Übergeordenten sollten gerichtet werden dürfen; endlich auch wegen der streng eingehaltenen schwerfälligen Normen des Rechtsganges überhaupt. Es gab nur einen Ausweg. Niemals war in allem Zwiespalt der Meinungen der Satz, der König sei die Quelle aller Gerichtsbarkeit, in Zweifel gezogen worden und somit mußte ihm auch unbenommen bleiben, Rechtssachen, die an ihn persönlich gebracht wurden, auch persönlich, sei es allein, sei es mit Beiziehung vonVertrauenspersonen, zu erledigen. Dieses Auskunftsmittel wurde von den Parteien, denen die »Privilegia de non evocando et non appellando« den Weg zum Reichshofgerichte verschlossen, und vom König, der hier eine Erweiterung seines knapp zugemessenen Geltungsbereiches erhoffte, gleich eifrig ergriffen. Bei solcher Art Rechtsprechung war der König unabhängig von den alten Rechtsnormen und konnte die Gerichtsbeisitzer, die nicht urteilen, wie die Richter des Reichshofgerichtes, sondern nur raten, nach Belieben erwählen. Die Vorteile dieses außerordentlichen Gerichts „mit Rat" vor dem ordentlichen Gericht „mit Urteil" waren augenscheinlich. Und in der Tat hat jenes 1415 zuerst als Kammergericht bezeichnete Gericht bereits um die Mitte des Jahrhunderts das alte, 1451 zum letzten Male erwähnte Reichshofgericht völlig verdrängt und tritt als „Hof- und Kammergericht", zunächst noch unfertig in seiner Organisation, 1495 aber als „Kaiserliches und Reichskammergericht" völlig ausgestaltet, als oberstes Reichsgericht an dessen Stelle. Dem Aufsatze folgt als eine Art Urkundenbuch des ältesten Kammergerichts ein Verzeichnis der datierbaren Sitzungen desselben von 1441—1490 nach.

Dr. Heinrich Kretschmayr.

Kleine Mitteilungen.

Robert Schumann in Wien. Im Jahre 1838 war Robert Schumann nach Wien gekommen in der Absicht, dauernden Aufenthalt zu nehmen und hier seine „Neue Zeitschrift für Musik", deren erste Nummer am 3. April 1834 im Verlag des Buchhändlers Hartmann in Leipzig er-

* Adler: „Behördenorganisation Maximilians I."; auch Heyck: „Maximilian I." Monogr. zur Weltgesch. V; vor allem Rankes großartiges Buch über die Geschichte der germanischen und romanischen Völker. Sämtl. Werke 33—34.

** Johann Lechner: „Reichshofgericht und königliches Kammergericht im XV. Jahrhundert". Mitt. d. Instit. f. öst. Geschichtsforschung. VII. Ergänzungsband, S. 44—143.

schien, herauszugeben. Schon 1836 hatte er den Plan gefaßt, nach Wien zu übersiedeln, um daselbst einen größeren Wirkungskreis zu finden als in Leipzig, aber erst als ihm Friedrich Wieck die Hand seiner Tochter Klara versagte und ihn anwies, noch mehr zu verdienen, um anständig leben zu können, reifte Schumanns Entschluß zur Tat. Mit einem Empfehlungsbrief des Fürsten Alfred v. Schönburg-Hartenstein versehen, unternahm Schumann die erforderlichen Schritte, um die Bewilligung zur Herausgabe seiner Musikzeitung in Wien zu erhalten. Sie sollte vom Jänner 1839 an im Verlag des Buchhändlers Karl Gerold erscheinen. In seinem Gesuche, das vom 2. November 1838 datiert ist, führt Schumann an, daß ihn zu der von ihm gewünschten Übersiedlung zunächst Privatverhältnisse, dann auch andere Umstände bewogen haben. „Einmal" — schreibt er — „besteht in dem musikliebenden Österreich noch kein größeres musikalisches Blatt, das ihm von dem Leben und Treiben der gesamten Musikwelt regelmäßig Kunde brächte, sodann hat gerade in den k. k. Staaten die neue Zeitschrift für Musik vielen Anklang gefunden, auch die ihr zukommenden Grenzen als Kunstblatt nie überschreitend, den hohen Behörden niemals Grund zu einem Tadel gegeben. Durch gütige Einsicht in die bis jetzt erschienenen acht beiliegenden Bände möge sich eine hohe hiesige Behörde von dem aufrichtigen Streben des Redakteurs, das allein auf Veredlung ausgeht, womöglich selbst überzeugen. Diese Umstände zusammengenommen wie auch der, daß es sich nicht um Begründung eines neuen, vom ungewissen zukünftigen Erfolge abhängenden Journals, sondern nur um Fortsetzung einer durch ihre Mitarbeiter und Abonnentenzahl feststehenden, von ihrem Entstehen an in der k. k. österreichischen Monarchie verbreiteten Zeitschrift handelt, geben dem Unterzeichneten die Hoffnung, daß ihm sein untertänigstes Gesuch nicht verweigert werde. Über den bisherigen Aufenthalt des Bittstellers, sein sittliches Betragen rc. ist er so glücklich, günstige Zeugnisse des hochlöblichen Magistrats sowie der Polizei zu Leipzig, sowie einige andere beizubringen, wie er auch über seine Vermögensumstände, wie über Sonstiges, wenn es von einer hiesigen hohen Behörde gefordert wird, allen gewünschten Aufschluß zu geben bereit ist."

Trotzdem Schumanns Wirken und die Tendenz seiner Zeitschrift, „die ältere Zeit anzuerkennen, die nächstvergangene als eine unkünstlerische zu bekämpfen, die kommende als eine neue poetische vorbereiten und beschleunigen zu helfen", dem musikalischen Wien nicht unbekannt war und sich überdies einflußreiche Persönlichkeiten einsetzten, sollte doch die Bewilligung von dem Resultate der Erhebungen abhängig gemacht werden, welche die österreichische Behörde in Leipzig einleitete. Wider Erwarten kam von dort keine günstige Nachricht des mit den „Erhebungen" beauftragten Vertrauensmanns, der sich auf das Urteil „der gediegensten Sachkenner" berief. „Ihrer einstimmigen Meinung zufolge" — berichtet er — „darf sich die von ihm gegründete Zeitschrift keineswegs mit der Gründlichkeit, der tiefen Sachkenntnis und der musterhaften Unparteilichkeit der „Leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung" messen, so lange solche von ihrem Begründer, dem verdienstvollen Herrn Hofrate Friedrich Rochlitz fortgeführt wurde, und kann ihr selbst gegenwärtig, wo die Redaktion derselben auf den Musiklehrer G. W. Fink übergegangen ist, nicht an die Seite gestellt werden, weil sie den hauptsächlichsten Erfordernissen eines solchen Unternehmens so wenig Genüge leistet, daß die neue Zeitschrift kaum den Wert der einst von Kanne zu Wien herausgegebenen Zeitung erreicht, welche nach einer kurzen Dauer durch die in der Musikalienhandlung Tobias Haslinger erscheinenden Beurteilungen aller beachtenswerten Tondichtungen so hinreichend ersetzt worden ist, daß sich zu Wien wohl wenig ausübende Künstler, Kenner und Freunde der Musik nach einem neuen, denselben Gegenstand behandelnden Blatte sehnen werden, am wenigsten aber, wenn es, an innerem Gehalte, noch unter der, aus Mangel an Teilnahme erstorbenen, „Wiener musikalischen Zeitung" stehen sollte.

Mit welcher Umsicht, Unbefangenheit und tiefen Forschergabe Herr Robert Schumann als Kritiker das artistische Richteramt verwaltete, geht aus einem Beispiele, das für hundert gilt, sattsam hervor. Er steht nicht an, den Komponisten des „Robert der Teufel", des „Crociato", der „Hugenotten", Meyerbeer, einen musikalischen Ignoranten, einen Melodienpiraten und einen plumpen Effektpinsler zu nennen, und zwar lediglich, um dem Herrn Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy, auf Unkosten größter musikalischer Notabilitäten der Vergangenheit und der Gegenwart, eine abgöttische Huldigung darzubringen, welcher der Kompositeur des „Paulus" ebensowenig bedarf, als sie dem Beifalle, den die Opern des Meyerbeer bisher allenthalben geerntet haben, Eintrag tun werden.

Von den Vorzügen des Herrn Robert Schumann, als ausübenden Musiker, läßt sich nicht mehr sagen, als daß er ein guter Klavierspieler sei, dergleichen es, zumal in Wien, unter den Dilettanten, Hunderte gibt. Die unheilbare Verkrüppelung eines seiner Finger wird es ihm übrigens unmöglich machen, einen höheren Grad der Kunstfertigkeit zu erreichen. Als Kompositeur hat Herr Schumann nicht ein einziges beachtenswertes Stück hervorzubringen gewußt.

Nichtsdestoweniger gehen alle ihm gewordenen Anempfehlungen von dem Herrn Doktor Mendelssohn aus, welcher, bei der ihm eigentümlichen Gutmütigkeit, bis zu einem so hohen Grade die Geringschätzung, die er für den Herrn Robert Schumann hegen muß, zu überwinden weiß, gewiß nur aus bloßer Menschenfreundlichkeit, damit der zu seinen Füßen liegende Lobredner, durch die Erlangung irgend einer Existenz, zu dem Besitze der Hand der k. k. Kammervirtuosin, Klara Wieck, gelange, deren Vater die Verbindung mit seiner Tochter von der Erfüllung dieser Bedingung abhängig macht.

Dem ihm vergönnten Wohlwollen allein verdankt Herr Schumann die ihm von den Freunden des Herrn Mendelssohn gewordene Teilnahme, die Anrühmungen, die sie ihm verschwenderisch spenden und die Dringlichkeit, womit sie ihn anempfehlen und Anempfehlungen abnötigen. Seiner vollständigen Unbedeutenheit verdankt es Herr Schumann, daß er in Beziehung auf seine politischen Gesinnungen ganz unbeachtet geblieben ist. Auch hat er mit viel zu dringlichen Sorgen für seine Subsistenz zu kämpfen, als daß er sich um Politik, oder die Liberalen um ihn bekümmern und den Gedanken gehegt haben sollten, ihn zu gewinnen.

Aus derselben Ursache ist ihm weder von den Behörden, noch von der öffentlichen Meinung in sittlicher Beziehung etwas zur Last gelegt worden, und aus allen über ihn eingezogenen Erkundigungen geht hervor, daß er ein hilfebedürftiger guter Mensch sei, der sich bereitwillig in alles ihm Auferlegte fügen wird."

Wer die „gediegenen Sachkenner" waren, davon ist in dem Berichte nicht die Rede; es ist aber nicht schwer, zu erraten, daß sie dem Anhängerkreise der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" angehörten. Ihre Information hatte denn auch den gewünschten Erfolg: das Gesuch wurde abgelehnt und Schumann, um eine Hoffnung ärmer, sah sich genötigt, wieder nach Leipzig zurückzukehren. So ganz ohne Erfolg war aber sein Wiener Aufenthalt nicht, denn er hatte im Nachlasse Franz Schuberts dessen C-Dur-Sinfonie aufgefunden, die er an Mendelssohn sandte, der sie am 12. Dezember 1839 in Leipzig zur ersten Aufführung brachte.

Wien aber ist durch die „gediegenen Sachkenner" in Leipzig um die Ehre gekommen, Robert Schumann dauernd zu beherbergen, der am 27. Juli 1847 an Vesque von Püttlingen schrieb: „Lockt es doch den Musiker immer wieder in jenes Land, wo unser größter Meister gelebt, wo am Ende für alle Bestrebungen ein fruchtbarer Boden anzutreffen ist." —o—

Die Bahnverbindung mit Dalmatien. Die Nachricht, ein Ministerrat habe sich mit der Frage einer direkten Eisenbahnverbindung mit Dalmatien beschäftigt, sowie die Ausführungen des Ministerpräsidenten in der Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses am 15. Dezember lenken neuerlich die Aufmerksamkeit auf die dringende Notwendigkeit einer endlichen Lösung dieser Frage, über die schon so viel gesprochen und geschrieben wurde. Mit Recht erscheint den Dalmatinern eine Eisenbahnverbindung ihres Landes mit den übrigen österreichischen Kronländern als wirkliche Lebensfrage. Die Rückständigkeit Dalmatiens an Eisenbahnen ist gewiß die Hauptursache seiner geringen kulturellen Entwicklung, denn nur zu Schiff oder mit dem weiten Umweg über Bosnien erreichbar, kann das Land seine so reichen, natürlichen Schätze nicht genügend ausnützen. Während es heute zu den ärmsten Kronländern zählt, vielleicht das allerärmste ist, könnte es durch entsprechende Ameliorationen leicht zu staunenswerter Blüte gebracht werden. Vermöge seines ausgezeichneten Klimas, seiner landschaftlichen Reize würde man es zu einem wahren Dorado der Fremden, zu einem mit Italien an Verkehr und Ergiebigkeit in landwirtschaftlichen südlichen Produkten rivalisierenden Küstenstrich erheben können. Ein großer Teil unseres heutigen Importes an Agrumen, feinen Gemüsen, Obst, Blumen, Öl und Wein aus Italien könnte dann im Inland gefunden werden. Aber ohne Eisenbahnnetz und ohne Bahnverbindung mit dem Stammland ist ein größerer Absatz unmöglich. Es ist daher nicht zu wundern, wenn die Bevölkerung heute verzweifelnd die Hände in den Schoß legt und nur so viel arbeitet und produziert, um ihr eigenes armseliges Dasein zu fristen. Eine Bahnverbindung mit Ungarn gehört daher schon seit Dezennien zu den dringendsten Wünschen der Bevölkerung, scheiterte aber an dem Widerstand Ungarns. Für Österreich selbst wäre eine solche Verbindung nur von geringem Nutzen, vielleicht sogar von kommerziellem, sicher von politischem Nachteil.

Um so mehr Beachtung verdient daher die Idee, Zara direkt mit der österreichischen Südbahn in Verbindung zu bringen. Auf dem Landweg allein ist dies nicht möglich, der Erbauer der ersten Schmalspurbahn in Österreich, Ingenieur Josef R. v. Wenusch, hat aber einen Plan erdacht, auf dem man trotzdem im Eisenbahnwagen Zara von Wien aus in 18 Stunden erreichen könnte. Er hat dies eingehend in einer „Denkschrift über eine Bahnverbindung Zaras mit Österreich" nachgewiesen, die vor kurzem im Buchhandel (Wien, W. Braumüller) erschienen ist. Die Idee basiert auf der Verwendung von Trajektkähnen. Die von Ingenieur Wenusch vorgeschlagene schmalspurige Trasse hätte bei Lupoglava von der Staatsbahnlinie Divača—Pola abzuzweigen und nach Fianona, einem Orte

zirka 20 *km* südlich von Lovrana, zu führen, wo sich eine für die Anlage eines Trajekthafens vorzüglich geeignete Meeresbucht befindet. Nach Übersetzung der etwa 6 *km* breiten offenen Meeresenge, deren Überfahrt mit dem Trajektschiff nur etwas mehr als eine Viertelstunde dauern würde, führt die Trasse durch die rund 400 km^2 große, von 9000 Menschen bewohnte istrianische Insel Cherso, deren gleichnamigen Hauptort berührend nach Ossero (von wo leicht eine Zweiglinie nach Lussin piccolo geführt werden könnte) zu der für die zweite Trajektanlage bestimmten Bucht bei Punta Croce. Den etwa 20 *km* breiten Meeresarm zwischen den Inseln Cherso und Pago könnte ein Trajektkahn in kaum einer Stunde durchqueren und die Trasse würde dann auf die zu Dalmatien gehörige 290 km^2 große Insel Pago (mit 6300 Einwohnern) gelangen und auf der westlichen Seite derselben fast ihrer ganzen Länge nach bis zur Südspitze weiterführen. Das Südende Pagos ist dann von dem Festlande Dalmatiens nur mehr durch einen schmalen Kanal getrennt. Dieser müßte mit einem Damm und einer großen Brücke übersetzt werden, worauf Zara leicht zu erreichen wäre. Die Baukosten berechnet Ingenieur Wenusch bei einer Schmalspur auf etwa 26, bei einer Normalspur auf 48 Millionen Kronen einschließlich der Trajektanlagen.

Freilich wird die Verwendung von Trajektkähnen manchen sehr abenteuerlich erscheinen, doch muß man bedenken, daß man eben zu Kunststücken greifen muß, will man ohne Ingerenz Ungarns Dalmatien mit dem übrigen Österreich durch eine Bahn verbinden und daß es schon sehr viele mit großen Erfolgen betriebene Trajektanlagen gibt. Es sei nur an jene bei San Francisco, New York, auf den sturmreichen amerikanischen Seen, über den Firth of Forth, insbesondere aber an das „schwimmende Geleise" zwischen Warnemünde und Gjedser erinnert, auf dem allnächtlich der direkte Schlafwagen Berlin – Kopenhagen befördert wird. Diese letztere Strecke ist etwa 43 *km* lang und wird gegenwärtig von drei großen Trajektdampfern von 86 *m* Länge, 18 *m* Breite und von 2500 Pferdestärken mit 13·5 Knoten (25 *km*) Geschwindigkeit in der Stunde befahren. Sie können einen vollständigen D-Zug befördern. Die Reisenden merken gar nicht, daß sie sich auf dem Schiff befinden, der ganze Zug wird auf höchst einfache Weise auf den Trajektkahn überstellt; dieser fährt ab und jenseits des Meeresarmes nimmt eine andere Lokomotive den Zug wieder in Empfang. Im Betriebsjahr 1904 mußten auf dieser Linie nur vier Fahrten infolge eines ganz außergewöhnlichen Orkans entfallen, alle anderen wurden anstandslos ausgeführt. Im ganzen wurden 72.000 *t* Güter und 75 500 Personen, d. i. täglich zirka 60 – 70 Waggons befördert. Auch über den seiner Wellen halber gefürchteten Kanal La Manche wurde bereits eine Dampffähre geplant; die große Schwierigkeit aber besteht hier nur in der Überfahrt vom Land aufs Schiff und umgekehrt, wegen des bis zu 8 *m* betragenden Unterschiedes der Ebbe und Flut. Im Quarnero ist dieser Unterschied verschwindend und einen Eisgang gibt es hier überhaupt nicht.

Die Denkschrift des Ingenieurs Wenusch bespricht im Anschluß an die Linie nach Zara noch andere ähnliche Verbindungen, so mit der Insel Brazza, die sich vor Jahrhunderten einer hohen Kultur erfreute, und der Insel Lesina, die infolge ihres vorzüglichen Klimas zu einem zweiten Madeira werden könnte. Es wäre zu wünschen, daß diese Ideen nun von anderen Fachmännern noch genau erwogen und geprüft werden. Unsere modernen Techniker kennen längst nicht mehr den Begriff der Unmöglichkeit, und where is a will there is a way, selbst auf boradurchwühltem Meer.

— nk —

Feuilleton.

Die Einpauker.

Louis Hatschek gehörte zu jenen Geistern, welche die Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit langsam, aber tief erfassen und im Vorgefühle eines langen Lebens jede Überstürzung instinktiv vermeiden. Sein Vater, ein reicher Kaufmann, hatte früh erkannt, daß Louis zu allen Gebieten des menschlichen Wissens ein gleich nahes Verhältnis habe und wie Goethes Faust in den positiven Wissenschaften keine wahre Befriedigung finde. Wenn er trotzdem wünschte, daß Louis sich der Jurisprudenz widme, so geschah es nicht aus materiellen Gründen, sondern weil es die Ehre des Hauses verlangte. Louis widmete sich diesem Studium ohne erheblichen Widerspruch und begann damit, sich über die praktischen Lebensverhältnisse, welche ja die Grundlage alles Rechtes bilden, in der Großstadt aus eigener Anschauung zu unterrichten. Es gelang ihm, sich in einigen Wiener Kaffeehäusern Zutritt zu verschaffen, wo er Gelegenheit fand, die Arbeitszeit der Kellner vom sozialpolitischen Gesichtspunkt zu beobachten. Auch die Beziehungen zwischen den Geschlechtern, der Gegensatz zwischen Mann und Weib, der die ganze Natur mehr oder minder durchzog, wie Hatschek zu erkennen glaubte, lenkte seine volle Aufmerksamkeit auf sich und er beschloß, bei seinen künftigen theoretischen Studien mit

dem Familienrecht zu beginnen. Hatschek war ein hübscher Mensch, mit weichen braunen Augen, feinem Schnurrbart, sorgfältig gescheiteltem samtschwarzen Haar und überaus gelassenen Bewegungen, welche auf oberflächliche Beobachter den Eindruck einer überdurchschnittlichen Faulheit hervorbrachten. Niemand hätte geahnt, welche Leidenschaft unter dieser gemächlichen Außenseite glühte.

Schon im dritten Jahr seines Universitätsbesuches begann Hatschek sorgfältige Erkundigungen einzuziehen, in welcher Weise das zur ersten Staatsprüfung erforderliche Wissensminimum schmerzlos erworben werden könne. Hatschek war keine eigentlich theoretische Natur. Sein Lieblingsstudium war der Mensch. Das saftig pulsierende Leben mit seinen packenden Aspekten, wie sie sich in gedrängter Fülle in der Kärntnerstraße und auf dem Graben darboten, war der eigentliche Gegenstand seiner Aufmerksamkeit; hier, aus der lebendigen Quelle, hatte er seine Weltanschauung gebildet. Es war daher ein bitterer Moment, als er seiner Eigenart Gewalt antun und sich in die Bücherweisheit vertiefen sollte. Zum Glück erinnerte er sich, daß es junge Leute gibt, welche gegen Entlohnung bereit sind, die nötigen Kenntnisse im Wege des mündlichen Gedankenaustausches zu vermitteln, und er betraute den Studenten Hollmann damit, ihm in schonendster Weise die Hauptpunkte mitzuteilen. Hatschek war übrigens kein schlechter Zahler und Hollmann übernahm die Aufgabe mit um so größerem Vergnügen, als der Termin kein begrenzter war. Hatschek sagte: „Lieber Hollmann, ich habe, Gott sei Dank, Zeit und lasse mich nicht gerne hetzen. Ich möchte schrittweise, stufenweise eingeführt werden. Es wäre mir auch sehr angenehm, wenn Sie dabei gleichzeitig die Mühe übernehmen wollten, mich aus dem Schlaf zu wecken. Kommen sie täglich um 11 Uhr früh zu mir und beginnen Sie, noch während ich im Bette liege, mit dem Unterricht. Alles Systematische ist mir in der Seele zuwider. Ihre Aufgabe wird darin bestehen, mir das Jus so vorzutragen, daß ich mir die Kenntnisse unmerklich aneigne. Ich stelle mir das so vor: Sie beginnen mit einem Gespräch über das Wetter, erzählen mir, was in den Morgenblättern steht, und lassen dabei hie und da eine juristische Bemerkung einfließen, wiederholen diese Bemerkung beim nächsten Besuch, prüfen mich auch dann und wann, aber nicht roh, und bringen mir so ganz sanft und wie gesagt unmerklich, das ganze Wissen bei. Das Hauptgewicht lege ich darauf, daß Sie mich nicht verwirren; ob ich die Staatsprüfung in zwei oder drei Jahren mache, ist mir nicht so wichtig."

Hollmann sah keinen Grund, die Stelle abzulehnen und hatte ein Jahr lang ein schönes Einkommen, wobei er sich durch die streng durchgeführte Unmerklichkeit die vollste Zufriedenheit Hatscheks erwarb. Die Zufuhr der Kenntnisse erfolgte so allmählich, daß auch das schärfste Auge den täglichen Zuwachs nicht wahrzunehmen vermochte. Nach Ablauf eines Jahres äußerte aber Hatschek selbst den Wunsch, nunmehr ein frischeres Tempo einzuschlagen und gestattete die häufigere Erwähnung der ihm so antipathischen juristischen Ausdrücke; freilich, wenn es dazu kam, lenkte er das Gespräch gerne wieder auf den ihn so lebhaft interessierenden Gegensatz: Mann—Weib ab, ein Problem, welches ihm noch immer den Mittagsschlaf raubte. Es stellte sich aber bald heraus, daß Hollmann zur Durchführung des strengeren Programms nicht der geeignete Mann sei, und so schlug Hatschek seinem Einpauker vor, sich eine Hilfskraft zu engagieren, der er gerne ein gleich hohes Honorar zahlen wollte. Doch wurde diesmal ausdrücklich gewünscht, daß der neue Assistent eine härtere Natur sei. Hollmann hatte einen Freund, dem er gerne eine hübsche Einnahme gönnte. Es war dies Knatter, ein ausgezeichneter Jurist, der sich für seine Kenntnisse an der Menschheit dadurch rächte, daß er gerne unvermittelt juristische Fragen stellte. Dieser Jüngling war besonders in Kandidatenkreisen sehr gefürchtet, da es ihm einen teuflischen Spaß machte, Leute im Prüfungsstadium durch ungebetene und plötzliche Fragen in ihrer trügerischen Sicherheit zu erschüttern. Knatter war wie geschaffen, eine Träumernatur à la Hatschek zu beleben.

So führte ihn denn Hollmann bei Hatschek ein, und nun wurde die Einteilung so getroffen, daß Knatter die Aufweckung Hatscheks besorgte und ihn eine Stunde lang nach der strengen Methode behandelte. Dann, wenn die Ermüdung schon eingetreten war, kam Hollmann an die Reihe und verdiente sich durch zartere Mittel seine fünf Gulden, den so viel betrug das Honorar.

Knatter etablierte eine Schreckensherrschaft. Mit unglaublichem Getöse stürzte er morgens in das Zimmer Hatscheks nnd donnerte ihm die Frage ins Ohr, was man unter Erbpacht verstehe? Hatschek erwachte und bat flehentlich um Gnade. „Heute bin ich müde," ächzte er, „verschieben wir die Stunde auf morgen. Ich habe Kopfweh und habe schlecht geschlafen, — wollen wir nicht zuerst aufräumen lassen?" Durch solche und ähnliche Reden suchte er seinem Tyrannen zu entrinnen. Dieser wurde aber dadurch nur zu größerer Grausamkeit gereizt. Hatschek erkannte bald, daß Knatters Wille mächtiger sei als der seine.

Aber selbst ein Mann wie Knatter reichte schließlich nicht aus und auch er war genötigt, eine

weitere Hilfskraft zu empfehlen. Die gute Einnahmsquelle wurde bald unter den Studenten ruchbar, und es wurde üblich, daß in dem betreffenden Kreise jeder, der seine Finanzen aufbessern wollte, sich einfach zu Hatschek empfehlen ließ und ihm einige Zwangsstunden versetzte. Man löste sich gegenseitig ab und bald wurde Hatschek nicht mehr um seine Zustimmung gefragt. Man kam ins Haus, gab ihm eine Stunde, ließ sich bar bezahlen, und ging vergnügt weg. Unter dem Ansturm so vieler Juristen gelang es Hatschek nicht mehr, seine holde Unschuld zu bewahren, und eines Tages verbreitete sich in Wien das Gerücht, daß Hatschek bereits den Erbpachtvertrag definieren könne. Hatschek hatte schon ein gesetztes Alter erlangt, als der Kongreß der ihn unterrichtenden Studenten und Doktoren — denn die meisten hatten inzwischen schon ihre Studien vollendet — den Beschluß faßte, ihn zur ersten Prüfung zu führen.

Eine Wiederholungsprüfung wurde gleich von Anfang an in Aussicht genommen, die erste Prüfung hatte nur den Zweck, den die sogenannten Schreckschüsse beim Rekruten haben, sie sollte ihn nur an die Situation gewöhnen. Er fiel nur in zwei von drei Gegenständen durch. Hierauf schritt er an ein systematisches Studium.

Da er erkannt hatte, daß er ja doch den Büchern auf die Dauer nicht entgehen würde, nahm er die Pandekten her, und beschloß, nunmehr einen mörderischen Fleiß zu entfalten, koste es, was es wolle. Beim Aufblättern der Pandekten sah er, daß auf jeder Seite eine Menge von Anmerkungen standen, deren widerlicher Eindruck ihn in den besten Vorsätzen wankend machte. Da faßte er einen heroischen Entschluß. Um von den antipathischen Anmerkungen beim ferneren Studium nicht mehr gestört zu werden, begann er damit, diese zuerst zu lernen, um ein für allemal das Unangenehmste hinter sich zu haben. Und so lernte er denn die Anmerkungen bis zur Bewußtlosigkeit auswendig, und erst als er sie vollständig innehatte, ging er zum Text über.

Es ist ewig ein dunkles Geheimnis geblieben, wie Hatschek schließlich die Prüfungen bestand. Tatsache aber war es, daß nach einer stattlichen Reihe von Jahren das Wort verlautete: Hatschek steht vier Wochen vor seinem letzten Rigorosum. Diese Sage war im Jänner aufgetaucht. Leute, welche mit ihm die Universität bezogen hatten und bereits mehrköpfige Familienväter waren, begegneten ihm in der Kärntnerstraße, am Graben, in der Rothenthurmstraße — außerhalb dieses Rayons hielt er sich selten auf — und sie hörten mit Erstaunen das große Wort: „Ich stehe vier Wochen vor dem letzten Rigorosum.“ Er hatte das dreißigste Lebensjahr bereits überschritten, und noch immer lag er im Wochenbett; schon hatte man sich gewöhnt, dieses Ereignis als ein dauernd bevorstehendes anzusehen; denn noch im September hieß es: Hatschek steht vier Wochen vor dem letzten Rigorosum. Da verlautete plötzlich: Hatschek hat sein letztes Rigorosum bestanden und wird zum Doktor der Rechte promoviert.

Es war ein herrliches Fest, als Hatschek im Freundeskreise als Doktor gefeiert wurde. Er hatte seine sämtlichen Einpauker in pietätvoller Weise geladen und manche hochangesehene Persönlichkeit befand sich darunter, die sich gerne an ihre Jugendzeit erinnerte. Von Hollmann angefangen — auch Knatter fehlte nicht — bis zu den Jüngsten, welche ihn bei der letzten Qual begleitet hatten, war alles versammelt. Gleich einem Großvater unter seinen Kindern und Enkeln, so saß er unter den drei Generationen seiner Lehrer da. Jeder seiner Lehrer war überrascht, daß seine Mühen doch so große Früchte getragen hatten. Hollmann als der Begründer der Dynastie sprach den Toast, in welchem er die großen Verdienste feierte, welche sich Hatschek um seine Lehrer erworben hatte. Hatten doch viele seiner Meister die Möglichkeit ihres Studiums und ihrer späteren Karriere nur der eingehenden Gründlichkeit zu verdanken, mit welcher Hatschek der Juristerei oblag. Hollmann rief aus: „Glaube man ja nicht, daß Hatscheks Doktorat vom volkswirtschaftlichen Standpunkt bedeutungslos ist.“ „Bewahre“, ließ sich hier ein Zwischenrufer vernehmen. Hollmann fuhr fort: „Zwölf Jahre hindurch hat Hatschek monatlich weit über 100 Gulden ausgegeben. Alles für Unterrichtszwecke. Er war eine gewaltige Einkommensverschiebung; mehr als 15.000 Gulden sind von diesem Mann in fruchtbringender Weise angelegt worden. Hatschek-Naturen sind leider selten. Preisen wir den Mann, zu dessen Füßen so viele Gelehrte gesessen sind! Wenn irgend etwas im stande ist, unsere reine Freude zu trüben, so ist es der Gedanke, daß unser verehrter Jubilar, durch die Erreichung dieser Würde seinen Lebenszweck verloren hat.“ Robert Scheu.

Von der Woche.

17. Dezember. Da das vollkommene Einvernehmen der sechs Vertreter der Mächte mit der Pforte hergestellt erscheint, löst sich die internationale Demonstrationsflotte auf.

18. 369. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Im dringlichen Weg wird gegen die Erhöhung der Manipulationsgebühren bei den Staatsbahnen als eine den Verkehr belastende Maßregel Stellung genommen.

19. 55. Sitzung des Herrenhauses: Das Budgetprovisorium (323. Beil. d. St. P.), der provisorische Handelsvertrag mit Italien (322.), die Verlängerung der Geltungsdauer des

Lokalbahngesetzes (313.), des Gesetzes über die Handelsmarine (319.) werden ohne Debatte erledigt. — Wiedereröffnung des ungarischen Reichstages. Im Abgeordnetenhaus ist die Regierung nicht erschienen. Der Präsident verliest ein königliches Reskript, wodurch der Reichstag bis 1. März 1906 vertagt wird. Graf Apponyi beantragt eine Resolution, in welcher die Vertagung für gesetzwidrig erklärt und „das Vorgehen jener Ratgeber der Krone, die diese Maßregel vorgeschlagen haben", verurteilt wird. Nachdem sich Graf Tisza für diese Resolution ausgesprochen, wird sie einstimmig angenommen. Im Magnatenhaus ist die Regierung ebenfalls nicht vertreten. Das Haus spricht der Regierung einstimmig das Mißtrauen aus und nimmt „im Bewußtsein seiner verfassungsmäßigen Pflicht gegen die wiederholten und nunmehr zum System gewordenen Vertagungen, durch welche die Nation der in der Legislative enthaltenen verfassungsmäßigen Garantien beraubt wird", Stellung. — Die ungarische Regierung läßt den Entwurf eines Gesetzes über das allgemeine Wahlrecht durch die Zeitungen veröffentlichen. — Das Kriegsministerium ordnet die Beurlaubung der Drittjährigen in Ungarn an. In der Thronrede, mit welcher der Fürst von Montenegro die neugeschaffene Skupschtina eröffnet, gedenkt er des Wohlwollens des Kaisers Franz Josef und sieht in den „niemals getrübten Beziehungen eine sichere Bürgschaft der Freundschaft und guter Nachbarschaft". — Sektionschef Dr. Emanuel Kusy R. v. Dubrav (geb. 1843), in Wien †.

20. Der Monarch nimmt die ihm von Baron Fejervary überreichte Demission des ungarischen Ministeriums nicht an. Im Helenenschacht in Neusattl (Böhmen) verunglücken neunzehn Bergarbeiter.

21. Zwischen der Regierung und der Nordbahn erfolgt eine Einigung über die Verstaatlichung.

22. Der Schweizer Nationalrat nimmt das Handelsvertragsprovisorium mit Österreich-Ungarn an.

24. Weihbischof Johann Weinlich (geb. 1831) in Olmütz †.

25. Dr. Johann Georg Ritter v. Woerz (geb. 1829), Ministerialrat und Schriftsteller in Wien †.

27. Herrenhausmitglied Max Freiherr Scharschmid v. Adlertreu (geb. 1831), in Wien †. — Julius Löwy (geb. 1851), Schriftsteller, in Wien †.

29. Sektionschef i. P. Dr. Rudolf Neubauer (geb. 1847), in Wien †.

*

Amtliche Legitimationskarten. Die Abgeordneten Dr. Weiskirchner und Genossen haben in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 16. Dezember einen sehr beachtens- und dankenswerten Antrag gestellt. Sie verlangen die Schaffung eines mit Photographie versehenen amtlichen Legitimationsbuches für jeden österreichischen Staatsbürger. Der Antrag wird „in Hinblick auf die bevorstehende Einführung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts in Österreich gestellt und sollen diese Bücher in erster Linie die Wählerlisten und die Wahllegitimationen überflüssig machen. Bei Ausschreibung einer Wahl könnte man sich dann damit begnügen, die wahlfähigen österreichischen Staatsbürger eines bestimmten Territoriums zum Erscheinen vor der Wahlkommission mittels Kundmachung aufzufordern. Wer nach seinem Legitimationsbuche den Voraussetzungen des Wahlrechtes entspricht, hat das Recht zur Stimmenabgabe, und die Ausübung des Stimmrechtes ist in diesem Legitimationsbuche von der Wahlkommission einzutragen". Wenn dieses amtliche Legitimationsdokument außer den Personaldaten auch die Daten über den Schulbesuch rc. enthielte, könnte es gleichzeitig auch als militärisches Evidenzbuch, als Arbeitsbuch, mit der entsprechenden Klausel versehen, als Reiselegitimation u. s. w. dienen und würde mit einem Wort eine modernere Form des Passes abgeben. Ähnliche Anregungen sind schon wiederholt gegeben worden und vielfach wurde betont, wie wichtig im modernen Leben ein zuverlässiges Legitimationsdokument wäre, das jederzeit als vollkommener Identitätsnachweis benützt werden könnte. Die Regierung wird daher gewiß den Beifall der weitesten Kreise finden, wenn sie diese Idee verwirklichen würde.

—nk—

*

Deutsches Volkstheater. Franz von Schönthan, der immer den Geschmack des Publikums wittert, hat nun drei Erlebnisse Sherlock Holmes, des englischen Detektives, dramatisiert. Äußerst geschickt! Wenn Herr von Schönthan nur nicht einen so unfehlbaren Hang zur Banalität hätte! Ob er Dickens oder Conan Doyle fruktifiziert, ist einerlei, das Englische und alles, was Stil und Charakter daran ist, wird in deutsche Lustspiel-Brühe getaucht. „Sherlock Holmes" wird im Deutschen Volkstheater glänzend gespielt.

—lz—

*

Raimund-Theater. Wieder einmal muß sich der reiche Onkel aus Amerika über das große Wasser nach Wien bemühen, damit er in Verkleidung prüfe, wer von seinen lieben Verwandten würdig sei, sich nach seinem Tode in seine Million zu teilen. Den Mut, aus dieser verjährten Voraussetzung abermals moralische Nutzanwendungen zu ziehen, hatte Karl Costa, der noch immer Possen schreibt und sein harmloses Publikum findet, das lachend Ja und Amen dazu sagt. „Onkel Sonders" heißt die Spätgeburt seiner Muse. Cake walk und Meidinger, modernes Kabarett und „Letzter Zwanziger" schließen da einen seltsamen Bund. Wer diese Mischung spaßhaft zu finden vermag, wird bei „Onkel Sonders" auf seine Rechnung kommen und Papa Costa einen lustigen Mann sein lassen.

—tr—

□□ Österreichische Rundschau, Heft 62. □ Redaktionsschluß 30. Dezember 1905. □ Ausgegeben 4. Jänner 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Österreichisches Urheberrecht. Der vom Ausschuß der niederösterreichischen Advokatenkammer als Kuratorium der Dr. Leopold Anton und Marie Dierlschen Preisaufgabenstiftung für die beste „historisch-dogmatische Darstellung des geltenden österreichischen Urheberrechtes“ ausgeschriebene Preis von 100 Dukaten wurde dem Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Josef Schmidl in Wien zuerkannt.

Nach der New Yorker Tageszeitung „Narodni List“ sollen die Kroaten in Amerika jährlich über 50 Millionen Kronen in die Heimat senden.

Der Assistent der botanischen Abteilung des naturhistorischen Museums Dr. Rechinger hat mit seiner Frau, der Tochter des Ausseer Kurarztes Dr. Favarger, eine Studienreise um die Erde gemacht, während welcher das junge Paar sich insbesondere auf den Samoa-Inseln ernsten botanischen Forschungen widmete.

Hygienische Ausstellung Wien 1906. Diese Ausstellung, welche in den beteiligten Fachkreisen einen so großen Anklang gefunden hat, wurde nunmehr auch seitens des Herrn Erzherzogs Leopold Salvator durch Übernahme des Protektorates ausgezeichnet. Durch diese Anerkennung der gemeinnützigen Zwecke und Ziele dieser Ausstellung tritt dieses Sachunternehmen weit über den Rahmen eines lokalen Ereignisses hinaus und ist daher nicht nur bestimmt, den friedlichen Wettstreit der beteiligten Industrien und Gewerbe um die Siegespalme im modernen Kulturkampfe fördernd anzuregen, sondern vermöge seiner besonderen Bedeutung für das öffentliche Gemeinwohl auch ganz geeignet, das Interesse der ganzen gebildeten Welt wachzurufen.

Büchereinlauf.

Hermann Bardach. Als Ernst zu den Männern kam. Wien, 1905. Paul Knepler. M. 2.60

Die jüngsten Reformen der veranlagten Steuern in Österreich. Eine historisch-kritische Studie von Erwin Steinitzer. Leipzig, 1906. Duncker & Humblot. M. 4.60

Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erörterungen von Dr. Moritz Benedikt, Professor an der Wiener Universität. Wien, 1906. Carl Konegen. K 12.—

Jesse und Maria. Ein Roman aus dem Donaulande. Von E. von Handel-Mazzetti. In 2 Bänden. Kempten und München, 1906. Jos. Kösel. M. 8.—

Romantik und Gegenwart. Von Oskar Ewald. Bd. I. Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart. Berlin, 1904. Ernst Hofmann & Co.

Die sieben Naturen des D chters Klemens Breitzmann. Von Auguste Hauschner. Breslau, 1906. Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender. M. 2.—

Auf steiniger Erde. Skizzen von Anga Toch. Berlin, 1905. Gebrüder Paetel. M. 2.—

Fritz Ohle. Der kleine Krieg in Afrika. Aus der Erinnerungs- und Bildermappe eines Offiziers der französischen Fremdenlegion. Berlin, 1906. Wilhelm Baensch. M. 4·50

Späte Lieder. Von Rudolf von Gottschall. Breslau, 1906. Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender. M. 2.—

Mutterrecht. Von Mite Kremnitz. Breslau, 1906. Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender. M. 3.—

A. Halbert. „Hinauf.“ Künstlerroman aus der jüngsten Vergangenheit. Breslau, 1906. Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender.

Insel-Almanach auf das Jahr 1906. Leipzig. Insel-Verlag. M. 1.—

Konrad Pekelmann. Lessing und das Theater der Gegenwart. Zu seinem 125. Todestage am 15. Februar 1906. Czernowitz, 1906. Heinrich Pardini.

Onkel Ilja und andere Dorfgeschichten von S. T. Ssemenoff nebst einem Vorworte von Graf Leo Tolstoi und einer Einleitung von Paul Birjukoff. Autorisierte Übersetzung von Johann Hermann. In 2 Bänden. Leipzig. Felix Dietrich.

Deutsche Lyrik seit Liliencron. Herausgegeben von Hans Bethge. Leipzig. Max Hesse. M. 1.80

Lyrische Andachten. Natur- und Liebesstimmungen deutscher Dichter, gesammelt von Ferdinand Gregori. Buchschmuck von Fidus. Leipzig. Max Hesse. M. 1.80

Klassiker der Kunst. In Gesamtausgaben. Bd. VII. Michelangelo, des Meisters Werke in 166 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung v. Fritz Knapp. Stuttgart, Leipzig, 1906. Deutsche Verlagsanstalt. M. 6.—

Herbstzeitlosen. Gedichte von Helene Czechnowski-Peyersfeld. Graz, 1903. Verlag „Leykam“.

Die Kuenringer. Ein Drama aus Österreichs Geschichte in fünf Aufzügen von Eugen Raaben. Dresden, 1904. E. Pierson.

Eingesendet.



Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 63: 6. Jänner 1906.

durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus.
:: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, $^1/_{16}$ Seite K 12.—, $^1/_8$ Seite K 20.—, $^1/_4$ Seite K 35.—, $^1/_8$ Seite
$^1/_2$ Seite K 60.—, $^1/_1$ Seite K 100.—. Inserate auf dem Umschlag sowie Beilagen nach Übereinkommen.

Konzerte

des Konzertbureaus der
k. u. k. Hof-Musikalienhandlung
t Gutmann
l, k. k. Hofopernhaus.

Konzerte, wenn nicht anders angegeben, im

Saale Bösendorfer.

Januar:

4. Mischa Elman. Violinkonzert. (Großer Musikvereinssaal.)
Freitag 5. Lula Gmeiner, I. Liederabend.
Samstag 6. Akademie des Vereines „Zuflucht“. Mitwirkende: Selma Kurz, Hesch, Slezak, Treßler, Senders, Hochmann-Stransky. (Großer Musikvereinssaal.)
Samstag 6. Ossip Gabrilowitsch, Klavierkonzert.
Sonntag 7. Alfred Holy (Harfe). Mitwirkend: Leopold Demuth, k. u. k. Kammersänger.
g 8. Moritz Rosenthal, Konzert mit Orchester. (Großer Musikvereinssaal.)
ntag 8. { Selma Libowitz (Klavier). Edith Richter (Gesang).
] istag 9. Klara Erler aus Berlin, Liederabend.
nstag 9. Berthold Silbiger, Violinvirtuose. (Kleiner Musikvereinssaal.)
woch 10. Soldat-Roeger-Quartett, I. Kammermusikabend.
11. Riccardo Pick-Mangiagalli, Klaviervirtuose. Mitwirkend: Kammersänger Leo Slezak. Konzert mit Orchester. (Großer Musikvereinssaal.)
11. Johannes Meschaert. (Schubert-Abend.)
Freitag 12. Böhm. Streich-Quartett, II. Soiree.
Samstag 13. Bronislaw Huberman, Violinvirtuose, Konzert mit Orchester. (Großer Musikvereinssaal.)
Samstag 13. Karl Jörn, kgl. Hofopernsänger aus Berlin, Liederabend. (Kleiner Musikvereinssaal.)
g 14. Fünftes Philharmonisches Konzert. Mittags $^1/_2$1 Uhr. (Großer Musikvereinssaal.)
15. Johannes Meschaert, II. Abend. (Brahms-Abend.)
istag 16. Lula Gmeiner, II. Liederabend. (Schumann-Abend.)
woch 17. Wiener a capella-Chor. II. Abonnementkonzert.
h 17. Dr. Hermann Brause (Loewe-Abend.) (Kleiner Musikvereinssaal.)
18. Henri Marteau. Violinvirtuose, Konzert mit Orchester. Populäre Preise. (Großer Musikvereinssaal.)
18. Johannes Meschaert, III. (letzter) Abend (Schuhmann-Loewe-Mahler).
19. Wera Schapira, Klaviervirtuosin, Konzert mit Orchester. (Großer Musikvereinssaal.)
Fr 19. Tilly Koenen, Liederabend.
S ag 20. Ignaz Friedman, Klaviervirtuose.
ntag 22. Miecio Horszowski, Klaviervirtuose.
g 23. Agnes Bricht-Pyllemann, Liederabend.
istag 23. Josefine Wareka, Klaviervirtuosin. (Kleiner Musikvereinssaal.)
Mittwoch 24. Franz v. Vecsey, Violinvirtuose. Konzert mit Orchester. (Großer Musikvereinssaal.)

Vormerkungen und Kartenverkauf zu vorstehenden Konzerten ausschließlich in

Gutmanns
k. u. k. Hof-Musikalienhandlung
(Hofopernhaus)
und im Klavier-Etablissement
I. Himmelpfortgasse Nr. 27.
(Kassestunden an Wochentagen vormittags 10—1, nachmittags 3—7.)

Das allgemeine Wahlrecht in Ungarn und die Nichtmagyaren.

Von Lutz Korodi * (Berlin-Grunewald).

„Gründliche Revision der dualistischen Staatsordnung" — mit diesen wenigen Worten ist die Summe der Aufgaben treffend gekennzeichnet, die den führenden Männern der österreichisch-ungarischen Monarchie in den nächsten 50 Jahren gestellt werden dürften. Aber so weit sind wir offenbar noch lange nicht; nur das eine wird uns in den Kämpfen gerade der jüngsten Gegenwart immer klarer: die in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts neugeschaffenen Grundlagen, auf denen die Monarchie zu ihrer heutigen innern Gestaltung emporwuchs, waren nicht die besten. Und wenn beide Teile des habsburgischen Gesamtstaates heute eifrigst bemüht sind — teils mit, teils ohne Unterstützung seitens ihrer Bevölkerungen — ihre Häuslichkeit anders einzurichten, so sehen wir darin nur eigentlich Vorarbeiten zu dem großen, immer dringender werdenden Umbau des ganzen Hauses. Von dem bevorstehenden Umbau spricht man nur nicht gern, um die Bewohner nicht kopfscheu zu machen und weil man noch nicht in der Lage ist, ihnen einen fertigen Bauplan vorzulegen; vielleicht fehlt es auch an den fachkundigen Baumeistern, die das Risiko des Unternehmens wagen und die es zu tragen im stande sind.

Doch das sind Dinge, die sich, sobald die Zeit reif dazu ist und die entsprechenden Männer sich finden, mit Macht aus sich heraus entwickeln müssen. Es tut nur gut, von Zeit zu Zeit sich dessen bewußt zu werden, daß solche grundstürzende

* Da ich gegenwärtig nicht mehr in unmittelbarem Zusammenhang mit den politischen Verhältnissen meines Heimatlandes und mit dem ungarischen parlamentarischen Leben stehe und nicht den Eindruck unbefugten Dreinredens erwecken möchte, scheint es mir angemessen, hier festzustellen, daß ich, ohne mein Dazutun, von der Redaktion der „Österreichischen Rundschau" aufgefordert wurde, mich über den bezeichneten Gegenstand zu äußern. Ich müßte aber heucheln, wenn ich nicht gestünde, daß es mir eine Freude ist, gerade an dieser Stelle zu einem Leserkreis zu sprechen, bei dem man zufolge seiner politischen Bildung ein gewisses Verständnis für die vorliegende und die angrenzenden Fragen erwarten darf, ein tieferes Interesse aber wohl erst wecken muß, weil eben in spezifisch österreichischen Kreisen (nicht minder in normalen reichsdeutschen!) die politische Bedeutung der ungarischen Nationalitätenfrage und auch des Deutschtums in Ungarn gewöhnlich stark unterschätzt wird. Vielleicht spricht für die Unbefangenheit und Freiheit meines Urteils in den Dingen, denen wir hier nähertreten wollen, gerade der Umstand, daß ich zur Zeit weder den Schutz des ungarischen Preßgesetzes, noch den der parlamentarischen Immunität in Anspruch zu nehmen brauche. Der Verfasser.

Veränderungen kommen werden und müssen, und zu diesem Schluß kommt man am sichersten bei solcher retrospektiver Geschichtsbetrachtung, zu der ein vorzüglicher Kenner der politischen Geschichte Ungarns in der „Österreichischen Rundschau" vom 7. Dezember 1905 reiche Anregung gegeben hat: indem er in seinem Aufsatz „Die habsburgische Monarchie und der einheitliche magyarische Nationalstaat" die Dinge verfolgt, wie sie geworden, muß er bei allernüchternster und unbefangenster Auffassung der Sachlage mit logischer Notwendigkeit zu dem Schluß kommen, der sich in jenen vielsagenden Worten ausspricht: gründliche Revision der dualistischen Staatsordnung. Aber, wie gesagt, daran wollen wir noch nicht rühren; wir sind nur noch beim Präludium zu der späteren Haupt- und Staatsaktion.

Und dies Vorspiel bestünde worin? In nichts mehr und nichts weniger als in der Untersuchung der Leistungsfähigkeit und Brauchbarkeit der Kräfte, die in den verschiedenen Völkern Österreichs und Ungarns lebendig sind. Der kulturellen und der politischen Kräfte. Eine weitgehende Verallgemeinerung des Wahlrechts, die zugleich Rechenschaft gibt über die Leistungen an den Staat durch die Lieferung einer Summe von Arbeit oder Intelligenz, wird geeignet sein, solche Heerschau der Kräfte, der aktiven wie der latenten, zu ermöglichen. Wir beschränken uns hier auf Ungarn. In diesem Lande wird die Wahlreform, wenn sie ehrlich durchgeführt wird, ganz erstaunliche Resultate zu tage fördern und wird vor allem so viel latente Kräfte für das Leben des Staates frei machen, daß es psychologisch begreiflich erscheint, wenn die gegenwärtig monopolisierten Inhaber der Macht sich mit der Erbitterung des Verzweifelten gegen die Aufhebung des Monopoles wehren, das ihnen alle Vorteile der Führung im staatlichen Leben sichert.

Und doch ist es eigentlich beschämend für das Magyarentum, beziehungsweise für die Wortführer des gegenwärtigen Parlaments, daß sie sich vor der Wahlreform, wie sie ursprünglich geplant war, so fürchten. Denn auch nach der Berechnung eines ihrer größten Pessimisten in der Wahlrechtsfrage, des Grafen Tisza, würden durch das allgemeine und geheime Wahlrecht nur 100, im schlimmsten Fall 150 nichtmagyarische Vertreter in den ungarischen Reichstag eintreten. Und gesetzt den Fall, daß die 40 Kroaten des „Königreiches Kroatien-Slawonien" nicht mit den Magyaren ihr Geschäft gesondert machen, wie sie es bisher getan, und sich im Reichstag den anderen Nichtmagyaren anschließen, so gäbe das immer noch lange nicht die Hälfte der 453 Mandate des Abgeordnetenhauses. Die Stimmen der Kroaten kommen aber deshalb eigentlich wenig in Rechnung, weil sie bei Abstimmungen über interne Fragen des eigentlichen Ungarn nicht mitstimmen dürfen; und zu diesen gehören ja die Fragen vorzugsweise, auf deren günstigere Erledigung es den Nichtmagyaren vor allem ankommt — sie betreffen die kulturellen, die Justiz- und Verwaltungsangelegenheiten. An eine Majorisierung von etwa 250 Magyaren durch allerhöchstens 150 Nichtmagyaren kann also gar nicht gedacht werden. Aber auch die bloße Kontrolle der Gesetzgebung durch eine starke Minderheit paßt den Inhabern der Macht nicht. Darum haben sie denn auch den

Minister Kristóffy, der bis dahin seinen Standpunkt mit unerschütterlicher Ruhe und mit bewundernswerter Festigkeit behauptet hatte, irgendwie dranbekommen, daß er in seinem nun vorliegenden Gesetzentwurf das passive Wahlrecht an eine Bedingung knüpfte, die jeder Kenner der ungarischen Verhältnisse für ganz ungeheuerlich erklären muß: es soll* der als Abgeordneter nicht wählbar sein, der „nach dem Inslebentreten dieses Gesetzes wegen Aufreizung einer Nationalität zum Hasse gegen eine andere rechtskräftig verurteilt war". Das heißt — in Ungarn — mit anderen Worten: wer unter den voraussichtlichen nichtmagyarischen Abgeordnetenkandidaten der jeweiligen Regierung nicht paßt, wird seinem zuständigen Geschworenengericht zur Behandlung überwiesen und durch diese unfehlbar funktionierende politische Guillotine parlamentarisch für alle Zeiten unschädlich gemacht. Die einzige Möglichkeit, um dieses Fallbeil herum in den Reichstag zu gelangen, besteht darin, daß jeder Nichtmagyare, der den Drang und die Fähigkeit besitzt, sich politisch zu betätigen, nichts drucken läßt und nicht öffentlich spricht, bevor er im Reichstag sitzt und auch dann sich nur auf das Sprechen im Verhandlungssaal des Abgeordnetenhauses beschränkt. Das Sprechen im allerweitesten Sinn des Wortes; denn es kommt ja genugsam vor, daß scharfhörige Patrioten „aufreizende" Äußerungen im Privatgespräch dem Staatsanwalt zur Kenntnis bringen, der dann mit den gleichgestimmten Geschworenen alles übrige besorgt. Diese Bestimmung, die für die Nichtmagyaren das ganze „allgemeine" Wahlrecht zum krassesten Unrecht macht, müßte also aus dem Entwurf eliminiert werden, bevor über die praktischen Folgen des künftigen Gesetzes nur ein Wort gesagt werden könnte. Und das ist möglich, wie unten gezeigt werden soll.

Unsere weitere Erörterung ist darum zunächst eine rein akademische, wenn wir uns im folgenden jenen ominösen Paragraphen als nicht vorhanden vorstellen. Nehmen wir also an, es würden etwa 40 Deutsche, 40 Rumänen, 30—40 Slowaken und 15—20 Serben in den ungarischen Reichstag einziehen. Was wäre die Folge? Rein äußerlich: das Bild des ungarischen Reichstags, der heute den erträumten einsprachigen Nationalstaat in nuce darstellt, würde stark verschoben. Und wäre das für die Magyaren ein Unglück? Nein, denn eine wirkliche Ausgestaltung jenes Nationalstaates können sie ohnehin nicht erwarten, ja es gibt lichte Augenblicke, wo sogar Kossuthisten dies eingestehen, wie unlängst der Präsident des Abgeordnetenhauses Justh, der da sagte, die Magyaren würden „in den Tagen der großen Prüfung weggefegt, wenn sie nicht Berührungspunkte mit den Nichtmagyaren suchten und weiterhin einander gegenüber auf dem Standpunkt der Unzugänglichkeit blieben." Dies Wort soll unvergessen bleiben, und es sollte den Magyaren, die den Zugang zum ungarischen Reichstag jedem unabhängigen Nichtmagyaren verrammeln wollen, täglich zugerufen werden. Denn wo wollen sie denn die Berührungspunkte suchen, wenn sie die anderssprachigen Bürger systematisch dem Staat entfremden, indem sie ihnen die vornehmste Arbeit am Staate, zwar nicht grundsätzlich, aber um so

* § 3 des am 19. Dezember veröffentlichten Gesetzentwurfes.

hinterhältiger, indirekt, praktisch verwehren? Der läppische Einwurf, daß man nur die unruhigen Elemente, die „berufsmäßigen Agitatoren" ꝛc. ꝛc. fernhalten wollte, ist keiner Erwiderung wert. Man kennt diese Tartüfferie heute schon weit über die rot-weiß-grünen Grenzpfähle hinaus, seit es vorgekommen ist, daß Männer, die in einer nüchternen, theoretischen Darlegung der Begriffsunterschiede von „ungarisch" und „magyarisch", wie von „böhmisch" und „tschechisch", ihre Landsleute über den Unterschied von Staats- und Volkszugehörigkeit belehrt hatten, diesen verwegenen Versuch mit ungarischer Gefängnishaft büßen mußten. Liegt es aber Herrn von Justh an der „Berührung" mit den Drahtpuppen, die von der Regierung gnädig in den Saal der Gesetzgebung hereingelassen werden, um in den geeigneten Augenblicken als Repräsentanten der Nichtmagyaren zu paradieren? Die Komödie hätte nur den Erfolg, daß die Erbitterung über neue Hintergehung unter den Nichtmagyaren sich steigerte, und daß es dann, um mit Herrn Justh zu sprechen „in den Tagen der großen Prüfung" umsoweniger zweifelhaft wäre, wer „weggefegt" würde.

Als eine Art Ventil für allerhand unkontrollierbare, aber desto reichlicher vorhandene Volksstimmung und Mißstimmung habe ich von allem Anfang die Wahlreform des Herrn von Kristóffy aufgefaßt. Und wird sie ohne jene böse Beschränkung durchgeführt, so kann sie mehr als das werden. Die Magyaren beklagen sich darüber, daß ihre nichtmagyarischen Mitbürger — in der Lesart der Pester Presse heißt es natürlich immer bloß „die Führer" und „Verführer", denn „das Volk" ist gut und brav und dumm — nach außen gravitieren. So arg ist es tatsächlich nicht, als das geschäftige Schreiberlein in seinem Redaktionsabteil es darstellt, dem es immer saurer wird, sein Blatt dem verwöhnten Publikum noch „interessant" zu machen; die Konkurrenz der Drei-, Zwei- und Einkreuzer-Blätter ist erschrecklich groß und das Papier in so aufgeregten Zeiten geduldiger denn je. So arg ist es also mit dem nach außen Gravitieren gar nicht; aber es kann immer schlimmer werden, je mehr das Volk in breiteren Schichten über die Rechte, die es an den Staat hat, aufgeklärt wird, und je deutlicher es sieht, daß der konkrete ungarische Staat ihm immer ausschließlicher der Inbegriff einer Sammlung unendlich vieler und nicht immer der angenehmsten und natürlichsten Pflichten ist. Ich habe es mir angelegen sein lassen, in meinen unlängst erschienenen „Ungarischen Rhapsodien" auch dem Magyaren anschaulich zu zeigen, wie man Irredentismus künstlich züchtet; zuverlässiger geht das gar nicht, als wenn man die slowakischen Gymnasien sperrt und den slowakischen Jungen zwingt, höhere Lehranstalten in Prag zu besuchen, oder den kleinen Rumänen deklamieren läßt: „Magyar bin ich, Magyar bleib ich", oder wenn man die nichtmagyarischen (z. B. rumänischen) Wähler, wenn sie einen Mann ihres Blutes wählen wollen, mit Gendarmerie von der Wahlurne fernhält. Erst wenn die geheime Wahl eingeführt ist und der Wähler bei Abgabe seines Votums nicht von so und so viel Basiliskenblicken im Bann gehalten wird, erst dann wird der Nichtmagyare ein aufrichtiges Interesse an diesem Staat bekommen. Wie stark das politische Interesse durch Erweiterung

der Wahlfreiheit angeregt wird, sieht man an einer ganzen Reihe von sehr beachtenswerten Erscheinungen des ungarischen öffentlichen Lebens aus allerjüngster Zeit. Nur einiges sei hier kurz erwähnt. Die rumänischen Führer haben sich zusammengetan, um in Pest selbst ein politisches Tagblatt zu gründen. Damit wird ein alter Wunsch wenigstens teilweise erfüllt; schon vor einem Jahrzehnt wurde in nichtmagyarischen Kreisen die Frage eifrig besprochen, ob man nicht in der ungarischen Hauptstadt ein deutsch geschriebenes oder in mehreren Sprachen erscheinendes Blatt ins Leben rufen solle, um ein Gegengewicht fürs In- und Ausland gegen die in Nationalitätenangelegenheiten ganz und gar unzuverlässigen und systematisch irreführenden dortigen Blätter zu schaffen. Es kam nicht dazu, weil die ganz außerordentlich hohen Kosten* auf privatem Wege hätten beschafft werden müssen und es damals auch an der nötigen straffen Organisation zwischen den verschiedenen nichtmagyarischen Nationalitäten völlig fehlte. Nun werden die Rumänen bald ihr Zentralorgan haben und die Deutschen lassen die Dinge heute auch nicht mehr gehen, wie sie wollen; die Information des Auslandes wird durch jene Korrespondenzen genau überwacht und, wo es not tut, korrigiert, und außerdem ist nun schon eine ganze Reihe unabhängiger Deutscher aus Ungarn im Ausland (wozu nach korrekter staatsrechtlicher Auffassung auch Österreich zählt) im Dienste ihres Volkstums tätig und gibt in immer weiteren Kreisen die nötigen Aufklärungen über Lage und Aussichten des Deutschtums in Ungarn und über den Stand der ganzen ungarischen Nationalitätenfrage.

Und wenn die Bewegung, die durch das Aufwerfen der Wahlrechtsfrage hervorgerufen wurde, unter den Rumänen das Bedürfnis geweckt hat, sich einen publizistischen Mittelpunkt zu schaffen, so hat dieselbe Frage den Deutschen in Südungarn Anregung gegeben, ihre kleine nationale Presse extensiv und intensiv zu verstärken und, was besonders ins Gewicht fällt, sich mit ihren serbischen und rumänischen Mitbürgern zusammenzuschließen zur Gründung einer „Landes-Nationalitätenpartei". Trotz Boykotts und aller möglichen behördlichen Drangsalierungen, denen sie früher, während der Zeit der politischen Preßprozesse, ausgesetzt waren, hatten auch die deutschen führenden Persönlichkeiten unter den Aufruf zu der im Dezember zu Ungarisch-Weißkirchen abgehaltenen gründenden Volksversammlung ihre Namen gesetzt und dadurch einen tiefen moralischen Eindruck bei ihren Volksgenossen hervorgerufen. Auch in dieser, von mehreren Tausend Deutschen, Rumänen und Serben besuchten

* Wenn die Sache wirklich in größerem Stil betrieben worden wäre, damit von hier auch die europäische Presse informiert werde, so hätte sich die Gründung eines eigenen Telegraphenkorrespondenzbureaus in erster Linie als notwendig erwiesen. Es ist ja rührend, zu beobachten, wie die außerungarische, auch der größte Teil der österreichischen und reichsdeutschen Presse am Gängelband des amtlichen ungarischen Preßbureaus geleitseilt wird. Dieser unhaltbare Zustand nötigte förmlich vor einigen Jahren zur Gründung der „Deutschungarischen Korrespondenz", die sich dann zu der Berliner „Nationalen Korrespondenz" erweitert hat. In ungarischen Dingen ist auch die in diesem Jahre gegründete Leipziger „Ostdeutsche Korrespondenz" gewöhnlich ganz gut informiert.

Versammlung stand das Wahlrecht im Mittelpunkt der Diskussion. Seine parteibildende Kraft hat es schon bewährt, bevor noch die Einführung in sicherer Aussicht steht. Δός μοι ποῦ στῶ — hier haben sie den gemeinsamen Boden gefunden und sie werden nun auch leichter wissen, in welcher Richtung sie sich zu „bewegen" haben, um sich weiter zu helfen. Es soll darum keine antimagyarische Bewegung sein, dem magyarischen Chauvinismus aber muß sie tödlich werden, und darum ist sie in eminentem Sinne staatserhaltend.

Auch der Anschluß dieser neugegründeten Partei an die reichstägige „Nationalitätenpartei" ist von Bedeutung. Wenn man bedenkt, daß die „Äußerste Linke" zur Zeit des Deákschen Ausgleichs eine Opposition von sieben Mann aufbrachte — im Jänner 1905 wurden 165 „Unabhängige" gewählt, heute sind es schon über 180 und sie beherrschen das Parlament! — so wird man die Bedeutung der „Nationalitätenpartei" (besser wäre der Titel „Nationalpartei") auch nicht nach der Zahl ihrer Mitglieder einschätzen. Die 10 Mann werden bald verzehnfacht werden, wenn das neue Wahlrecht kommt.

Sehr zu bedauern ist es, daß unter meinen engeren Landsleuten, den Siebenbürger Sachsen, gegenwärtig eine so arge Zerfahrenheit, man darf sagen, völlige Ratlosigkeit in politicis herrscht. Nicht daß in den Sachsen die alte Entschlossenheit, ihr Volkstum allen Angriffen gegenüber zu behaupten, erstorben wäre. Davon ist gar keine Rede! So haben sie einmütig und zähe den Anschlag auf ihre deutsche Volksschule bekämpft und geben den Kampf dagegen noch lange nicht auf. Aber auf spezifisch politischem Gebiet fehlt augenblicklich jede Richtung, und es ist sehr zu befürchten, daß in den kommenden, nahe bevorstehenden, großen Kämpfen das Volk sich der ihm von Natur zufallenden Aufgabe nicht gewachsen zeigen wird, weil es gegenwärtig, wenn auch ganz erfüllt von dem Willen zu nationalem Leben, von einer ganz abnormen Unlust an ausgesprochen politischer Betätigung beherrscht wird und darum zu jeder politischen Aktion gelähmt erscheint. Es liegt das zum großen Teil auch an der eigentümlichen Stellung zu den Magyaren und Rumänen, die vom historischen, vom staats- und vom nationalpolitischen und wieder vom nationalökonomischen Standpunkt betrachtet, ihnen abwechselnd und immer relativ mit vollem Recht, bald als Freunde und Bundesgenossen, bald als Gegner erscheinen. Vielleicht treten wir dieser sächsischen Frage, die für die Lösung der ganzen ungarischen Nationalitätenfrage von weitaus größerer Bedeutung ist, als die geringe Kopfzahl der Siebenbürger Deutschen vermuten läßt, einmal an dieser Stelle in einer besonderen Auseinandersetzung näher. Einfach liegt die Sache keineswegs, und gerade darum möchte ich sie nicht hier mit einigen Schlagworten abtun; sie ist ein politisches Problem par excellence.

Ein solches Problem ist auch die Frage, wie das allgemeine und geheime Wahlrecht, das jetzt in Ungarn, einmal auf die Tagesordnung gesetzt, alle Welt unablässig in Atem erhält, wirklich eingeführt werden soll. Das muß man sich doch sagen: mit diesem Parlament geht es absolut nicht; und mit einem auf Grund

des alten Wahlgesetzes neugewählten Reichstag auch nicht, weil diejenigen, die eine vernünftige Änderung des Wahlrechts nicht zulassen wollen, das Heft in der Hand haben.

Also muß ihnen für diesen Fall ihre Macht durch eine stärkere Macht entwunden werden; mit andern Worten: die Einführung des neuen Wahlrechts ist in Ungarn anders gar nicht denkbar als durch Oktroi. Der auf Grund des oktroyierten Wahlrechts gewählte Reichstag wird dann zu sprechen haben, ob er damit zufrieden ist, daß er auf diese Weise sein Mandat erhielt oder ob er, der alten Klassen- und Rassenherrschaft zu Gefallen, lieber als illegetim sich erklären und aufgelöst werden wolle. Auf andere Weise kann der tote Punkt, den jede Verfassungsänderung aufweist, nicht überwunden werden, und es wird mit Recht immer darauf hingewiesen, daß solche Erweiterung der Volksrechte zu bestimmten politischen Zwecken stets von oben erzwungen wurde. Kann man sich aber zu diesem Schritt nicht aus freien Stücken entschließen, so wird man sich später gezwungen dazu verstehen müssen, nachdem erst fürchterliche Konvulsionen im Körper der ganzen „politischen Nation" überwunden sind. Die Korrektur des Ausgleichs von 1867, der in Ungarn nichts als Magyaren sah und, ihnen zum Nachteil, sie zu so ungemessenem Selbstgefühl hinauftrieb, kann nun einmal nicht so glatt erledigt werden, wie irgend ein belangloses diplomatisches Instrument.

Entweder man will das neue Wahlrecht durchsetzen, und dann gibt es keinen andern Weg; oder man will nicht, dann war es schade, die Frage aufzuwerfen und die Geister zu erregen. Aber man kann jetzt auch nicht mehr nicht wollen. Natürlich ist, wenn der „Aufreizungsparagraph" im Entwurf bleibt, wie oben gezeigt wurde, damit weniger getan als nichts. Der muß heraus, wenn das Gesetz nicht neue heillose Verwirrung anstiften soll, und er kann ohneweiters heraus, wenn dem unnötigen Gequäle der Kompromißverhandlungen mit dem alten unbrauchbaren Reichstag ein Ende gemacht wird und das Gesetz mittels Oktroi in Kraft tritt. Ebenso müßte Vorsorge getroffen werden, daß die Einteilung der Wahlbezirke derart sei, daß nicht jeder Gewinn des Gesetzes durch eine perfide Wahlgeometrie illusorisch gemacht werde.

„Eine dauernde Machtübung über Menschen ist nur auf der Granitbasis eines Prinzips möglich." Wenn dies Wort Johannes Scherrs wahr ist, dann liegt es in allererster Linie im dynastischen Interesse, durch Einführung des neuen Wahlrechts in Ungarn gründlich Wandel zu schaffen, den anarchischen Zuständen ein Ende zu setzen. Auch die Krone kennt bis zu diesem Augenblick nur eine „politische Person" in Ungarn, das Magyarentum; daß es andere Völker in Ungarn auch gibt, nimmt sie politisch gar nicht zur Kenntnis, denn nie wird eine führende Persönlichkeit unter den Nichtmagyaren über ihre Anschauungen und die Wünsche ihrer Sender befragt; und es ist doch wenigstens theoretisch nicht ausgeschlossen, daß diese Männer ebenso beachtenswerte und für die Dynastie wissenswerte Meinungen haben, wie etwa der Ingenieur Franz Kossuth. Und ist es denn

nicht die glatte Negierung des monarchischen Prinzips, wenn weit über die Hälfte der Landesbewohner als politische Wesen für die Krone nicht vorhanden gedacht werden? Dann stellt sich wohl auch der Monarch nur als Verkörperung eines Teiles der Kräfte dar, die sich doch ideell alle in ihm vereinigt denken müssen. Diese Anomalie kann durch das neue Wahlrecht beseitigt werden, wenn es unverfälscht als treibende Kraft in den Staatsorganismus geleitet wird. Und damit wird schließlich dem Magyarentum der allerbeste Dienst erwiesen, denn es wird bewahrt vor den immer dringenderen Gefahren maßloser Selbstüberschätzung; auch für die Magyaren bedeutet die Reform ein Ventil, dessen sie längst bedürfen. Wird es nicht bald angewendet, so wird keine Macht der Erde die drohende Explosion verhüten. In Pest versichert man ja, daß das Grollen der dämonischen Kräfte — in Siebenbürgen — deutlich zu hören sei; nun, wer es hört, wen vielleicht das böse Gewissen es leichter hören läßt, als andere Sterbliche, der verstehe es auch, — bevor der Kessel platzt.

Grillparzer und die Frauen.

Von Hans Sittenberger.

Es ist sonderbar: wenn wir uns Grillparzer vorstellen, so denken wir fast immer nur an den alten Herrn, der so verdrossen und mürrisch in die Welt schaute und es längst gelernt hatte, die scharfen Stacheln, die, einst nach innen gewendet, seine Seele verwundet hatten, nach außen zu kehren. Die Bilder, die uns von ihm erhalten sind, bestärken uns in dieser Vorstellung; sie stammen fast alle aus seinen reifen Mannesjahren oder aus seinem Alter und zeigen ein hartes, unschönes Gesicht, in das der Gram tiefe Furchen gegraben hat. Die Züge sind wie aus grobem Stein gehauen; die etwas derb geratene Nase tritt stark hervor, der breite Mund mit den streng aufeinandergeschlossenen Lippen ist zu einem herben Lächeln verzogen, und die müden Augen scheinen sich von den Dingen, die sie erblicken, ärgerlich wegzuwenden. Es fällt uns schwer, zu glauben, daß dieser grämliche und pedantische Alte jemals jung gewesen sei, daß er jemals weichere Gefühle gekannt und das stürmische Glück einer leidenschaftlichen Liebe genossen habe. So sehr hat der Greis den Jüngling aus unserer Erinnerung verdrängt.

Und doch ist Grillparzer eine Feuerseele gewesen, eine Natur von geradezu vulkanischer Leidenschaftlichkeit wie der ihm wesensverwandte Byron und allezeit leicht entflammt. Zwar urteilte er bisweilen recht hart über die Frauen, aber sein Psychisches und, wie er selbst gesteht, auch sein Physisches zog ihn immer wieder zum weiblichen Geschlechte hin. Das Feuer, das ihn durchloderte, ist denn auch so mancher Schönen verhängnisvoll geworden. Ruhiges Glück war ihm nicht beschieden, er war keiner von den sanften, idealischen Schwärmern, die den Frauen

„zart entgegenkommen"; seine Liebe war Raserei, ein verzehrendes Glutumfassen, das freilich nur zu oft im Ekel endete. Es gibt wenig Dichter, wenig Menschen überhaupt, die so viel und so heiß geliebt worden sind, wie Grillparzer. Seine Werke sind Denkmäler der Seligkeiten und tiefen Schmerzen, die ihm die Frauen bereitet. Schön war er wohl auch als Jüngling nicht, und wenn eine junge Dame seiner Bekanntschaft von ihm sagte, es fehle ihm so ziemlich alles, was geeignet sei, auf das weibliche Geschlecht Eindruck zu machen, so sind wir versucht, ihr zu glauben; nur stutzen wir freilich ein wenig, wenn wir hören, daß gerade sie von glühender Leidenschaft für ihn erfüllt war. Andere Urteile aus Frauenmund lauten übrigens weit günstiger. Das schönste an ihm scheinen seine großen, wundervoll blauen Augen gewesen zu sein; „unendlich seelenvoll" werden sie genannt. Um sein Gesicht, das wohl erst im Alter so hart geworden ist, spielte in jungen Jahren ein Zug schmerzlicher Verträumtheit. Die tiefe Melancholie seines Wesens mochte die weichherzigen Schönen zum Mitleid stimmen, das Exzentrische seiner Natur aber reizte und verführte sie.

Eines fällt auf: Grillparzer hat nach seinem eigenen Geständnisse — abgesehen von ein paar Kinderliebschaften, wie sie jeder durchmacht — nie eine Frau geliebt, die ihn nicht, bewußt oder unbewußt, durch Zeichen ihrer Gunst dazu ermuntert hätte. Wer daraus auf eine gewisse Passivität oder gar auf einen weiblichen Grundzug seiner Veranlagung schließt, der kennt die Männer so schlecht wie die Frauen; es offenbart sich darin vielmehr der stets bereite Egoismus einer stark sinnlichen Natur. Grillparzer hatte ohne Zweifel etwas von dem gefährlichen Reiz Don Juans an sich, der im Feuer der Liebe wohl glüht, doch ach! nicht schmilzt. Sehnsucht war der Atem seiner Seele, aber sie galt der Unerreichten, dem Allweiblichen; die einzelne mußte sich ihm erst bemerkbar machen und demütig um seine Blicke werben. Ein dunkles Gefühl davon, welche grenzenlosen Seligkeiten er in der Leidenschaftlichkeit seines Herzens zu verschenken habe, mochte ihn durchzittern; diese reichen Gaben verschmäht zu sehen, wäre ihm wohl wie eine Befleckung seiner selbst erschienen. Er bat nicht, er eroberte; das Schmachten überließ er den Frauen.

In einem ziemlich umfangreichen Buche, das sich mit dem Liebesleben Grillparzers beschäftigt, wird nachzuweisen versucht, der Dichter habe dem weiblichen Geschlechte gegenüber nie etwas anderes als kühl platonische Neigung empfunden. Wer mit Grillparzers Werken, vor allem mit seiner Lyrik einigermaßen vertraut ist, wird den Kopf dazu schütteln. Vollends unverständlich ist es aber, wie man eine derartige Behauptung den klar ausgesprochenen Angaben des Tagebuches gegenüber aufrechterhalten kann, wenn man sie nicht mißverstehen will. Liest man nun des weiteren in dem Buche, wie gewisse Brief- und Tagebuchstellen, die sich auf den Verkehr des Dichters mit Männern beziehen, Ergüsse, die, am Stile der Zeit gemessen, keineswegs als überschwenglich bezeichnet werden dürfen, zu Beweisen für eine krankhafte Veranlagung mißbraucht werden, so versteht

man allerdings den Hokuspokus, und man sieht: Die Torheit hat zum mindesten Methode. Gegenüber derartigen, mit geheuchelter Wissenschaftlichkeit vorgetragenen Sensationswerken muß nachdrücklich betont werden, daß in Grillparzers Liebesleben zwar manches Seltsame, Absonderliche, aber durchaus nichts eigentlich Abnormales zu finden ist.

Seine erste Herzensneigung — wenigstens die erste, von der wir wissen — nahm ein trübseliges Ende. Sie läßt uns schon die ganze Leidenschaftlichkeit seiner Natur ahnen. Kaum dem Knabenalter entwachsen verliebte er sich, wie er uns in seiner Biographie selbst berichtet, in die Schauspielerin eines Vorstadttheaters, die zumeist in Kinderrollen auftrat und mit ihm ungefähr im gleichen Alter stand. Bald drangen Gerüchte an sein Ohr, das Mädchen sei vom eigenen Vater an einen bejahrten Lebemann verkauft worden. Er glaubte dem Gerede anfänglich nicht; als er sich aber von dessen Wahrheit überzeugen mußte, da erschütterte ihn das so, daß er in ein „nicht unbedeutendes nervöses Fieber" verfiel. So stürmisch verlief schon dieses „Vorspiel künftiger Herzensangelegenheiten", wie es der Dichter nennt, und höchst interessant ist, was er hinzufügt, daß ihm nämlich der Gedanke nicht völlig ferne gestanden habe, er lege dem Mädchen in seinen Gefühlen eine höhere Geltung bei, als ihm in Wirklichkeit zukomme. Es ist nichts Seltenes, daß man sich in eine Leidenschaft hineinredet, zumal in der Jugend kommt es vor, daß die Phantasie an der Liebe mehr Anteil hat als eigentliche Empfindung, aber auffallend ist, daß Grillparzer den Widerspruch fühlte, und zwar nicht erst, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, nachdem das Feuer verglommen, sondern noch ganz verstrickt in den Zauber einer ersten Schwärmerei. Dieses Doppelleben — zwischen leidenschaftlicher Befangenheit und nüchternem Bewußtsein — ist für seine ganze Art bezeichnend.

Ungefähr zwei Jahre nach diesem Abenteuer mit der kleinen Schauspielerin fand er sich in neuen Banden, und diesmal gab es arge Herzenswirren. Am 14. Juni 1808 hatte Grillparzer, der damals Jura studierte, mit einigen Freunden eine „Gesellschaft zur gegenseitigen Bildung" gegründet. In dem gastfreien Hause des Hofsekretärs Franz Andreas von Wohlgemuth, dessen Sohn Mitglied der Gesellschaft war, pflegten sich die Akademiker zu versammeln. Sie führten stundenlang höchst gelehrte und förderliche Gespräche über Philosophie, Poesie, Geschichte und dergleichen Dinge, sie verfaßten im Schweiße ihres Angesichts wissenschaftliche Aufsätze, lasen und hörten sie — auch im Schweiße ihres Angesichts — und hielten darüber Disputationen ab, aber wenn die strengen Musen zufällig einmal einnickten, dann konnten die ernsten Akademiker doch auch recht ungebunden lustig sein. Muckerl, der jüngste Sproß der Wohlgemuthschen Familie, besaß ein Puppentheater, und auf dieser Bühne führten die eifrigen Jünger der Wissenschaft mit Pappfiguren, die sie selbst verfertigten, höchst tragische und darum nur um so drolligere Stücke auf. Die Töchter des Hauses und etliche ihrer Freundinnen beteiligten sich daran. Man war sehr lebhaft bei der Sache, und diese Lebhaftigkeit steigerte sich allgemach

so weit, daß die Küsse und Umarmungen, die den Marionetten auf der Bühne vorgeschrieben waren, auch von den hinter einem Vorhange verborgenen Akteuren und Aktricen ausgetauscht wurden.

Daß da zwischen den jungen Leuten manche Tändelei hin und her spielte, ist selbstverständlich. Grillparzer verliebte sich in die junge Dame, die gewöhnlich die Rolle der Liebhaberinnen zu geben hatte. Wir wissen von ihr nur, daß sie Antoinette hieß; ihr Zuname ist uns unbekannt. In einem französischen Gedichte, »A l'amour« — vom 31. Dezember 1806 — das an sie gerichtet ist, preist Grillparzer die Macht der Liebe, der niemand widerstehen könne, weder König noch Bettler, und er schließt mit der tändelnden Strophe:

Seulment la belle Antoinette
Ferme à tes charmes ses yeux
Et mes soupirs tendres rejette.
Vainque la belle, bon Dieu!

Diese bewegliche Bitte an den Liebesgott war aber, wie es scheint, nur eine galante Redensart, französischen Mustern nachgebildet; deutsch hätte sich Grillparzer kaum so sentimental gegeben, und jedesfalls hatte er keinen Grund zu seufzen. Denn Antoinette, obwohl Braut, war für seine Werbungen durchaus nicht unempfänglich; sie erwiderte feurig seine Neigung. Kaum aber ward er sich dessen bewußt, so begann er zu erkalten und zog sich endlich ganz zurück. „Die Liebe erstarb mir wie eine erlöschende Lampe", schreibt der Siebzehnjährige in sein Tagebuch, und mit einer Sachlichkeit ohne gleichen zerfasert er seine Empfindungen.

Aber bei alledem genügte irgend ein unscheinbarer Zufall, um die alte Leidenschaft wieder zu hellen Gluten anzufachen; freilich wieder nur auf Augenblicke. Antoinette hatte ihm öfter, er ihr manchmal Bücher geliehen, und jedes, das er von ihrer Hand erhielt, strömte einen sehr starken Bisamgeruch aus. Vier oder fünf Monate, nachdem er mit ihr gebrochen hatte und sie ihm völlig gleichgültig geworden war, schickte sie ihm den „Don Carlos" zurück. Er öffnete den Band, ein starker Bisamgeruch duftete ihm entgegen, und seltsam! „Kaum rieche ich diesen Duft, so kömmt mein Herz in Bewegung, ich denke nur sie; überall schwebt sie mir vor, und es hätte wahrlich in den ersten Momenten nur ihrer Anwesenheit bedurft, um meine Leidenschaft, zwar vermutlich nicht auf längere Zeit, aber gewiß flammender als je anzufachen. Jetzt, da ich dieses schreibe, ist zwar das Phantom schon halb und halb verschwunden, aber seltsam ist es doch, beim Himmel!"

Kurz bevor ihn Antoinette fesselte oder vielleicht zu gleicher Zeit scheint er auch für Therese, die Schwester seines Kollegen Wohlgemuth, eine innige Liebe empfunden zu haben. Eine solche Doppelliebe ist an und für sich nichts Verwunderliches und an Grillparzer auch später noch zu beobachten. Hier ist sie um so erklärlicher, als sie offenbar den beiden „abgesonderten Trieben" seines Herzens entsprach. Von Theresen sagt er, daß er sie reiner geliebt habe, als er vielleicht je noch lieben werde, während

er bekennt, seine Leidenschaft für Antoinetten sei nichts weniger als geistig gewesen. Ganz ohne Kampf und Vorwurf dürfte es immerhin nicht abgegangen sein. Übrigens scheint der junge Dichter gelegentlich auch noch für manch andere Schöne geglüht zu haben. So wird einmal eine N** erwähnt, die in ihm die Erinnerung an eine Schäferstunde wachrufe, und ein andermal heißt es: „Wir werden heute bei Wohlgemuths tanzen, beide Fräulein W . . .l werden dort sein; mir gefällt keine von beiden ausnehmend, und doch bin ich den ganzen Tag unruhiger als in den Tagen meiner innigsten Liebe zu Theresen, wenn ich sie besuchen wollte. Woher mag das kommen?"

Das mögen flüchtige, kindische Tändeleien gewesen sein und nicht schwerer als Blütenstaub, den die Frühlingslüfte dahintragen. In Antoinette und Therese aber war Grillparzer ohne Zweifel ernstlich verliebt. Das war echte Leidenschaft, und wie heftig sie ihn erfaßte, das zeigen erschreckend deutlich die geradezu wütenden Ausbrüche seiner Eifersucht. Mit Grauen berichtet er selbst darüber: „Eifersucht" — schreibt er in sein Tagebuch — „ist trotz allen übrigen Leidenschaften dennoch die heftigste in meinem Herzen, so daß weder Liebe noch Wollust, die doch von außerordentlicher Stärke sind, ihr die Wage halten können. Eifersucht schließt bei mir ganz den Gebrauch der Vernunft aus... Ich weiß, was ich litt, als ich Theresen liebte; jene Zeit war zwar die süßeste, aber auch die qualvollste meines bisherigen Lebens. Jeder Blick eines Fremden erfüllte mich mit Wut gegen den sie Anblickenden. Nie aber zeigte sich diese Leidenschaft bei mir fürchterlicher, verabscheuungswürdiger, als da einst K** Antoinetten küssen wollte. Ich vermag es nicht, meine Empfindungen damals zu beschreiben. Ich bebte und zitterte wie einer, den das Fieber schüttelt, meine Zähne waren zusammengebissen, meine Hände geballt! — Ich wünschte sehr, ich könnte das Andenken jenes Tages aus meinem Gedächtnis verwischen! — Ich bin überzeugt, daß ich eine Untreue der Geliebten blutig (obschon Mut nicht eben eine hervorstechende Eigenschaft meiner Seele ist) rächen würde."

Diese Tagebuchstelle läßt uns einen tiefen Blick in die unheilvoll zwiegespaltene Seele des Dichters werfen. Von seiner schwer nervösen Mutter hatte er die ganze krankhafte Reizbarkeit, die dämonische Fessellosigkeit ihres Wesens überkommen; aber daneben lebte in ihm auch die feste, aufrechte, sogar etwas pedantische Natur seines Vaters fort. Wüste Leidenschaft durchtobte ihn, aber er konnte sich ihrem Rausch nicht ohne Bedenken hingeben; sein Los war es, in jedem Augenblicke die Gefahren, die in seinem Innern lauerten, schaudernd zu erkennen, und wir fühlen ihm das Entsetzen nach, das ihm seine unselige Anlage einflößte. Angstvoll war er bemüht, die Dämonen in seiner Brust zu bändigen. Es gelang ihm auch, durch eiserne Selbstzucht seiner Herr zu werden, sich harten Kampfes zu einer erworbenen Ruhe durchzuringen, allein er wußte, daß ein verhängnisvoller Augenblick genügen könne, die verheerenden Mächte zu befreien; das war die Tragik seines Lebens, und früh schon zerstörte sie ihm die Seligkeit der Liebe.

Sappho-Stimmungen sind in der Tagebuchstelle vorangedeutet. Wie in Grillparzer schlummert auch in der lesbischen Dichterin unter einer mühsam erworbenen

Ruhe die zügelloseste Leidenschaft, und auch für sie kommt der Augenblick, „wo die angeschmiedeten Sklaven die Ketten brechen und dastehen und Wut schnauben“. Daß sie, die Hohe, Edle, in rasender Eifersucht gegen Melitta den Dolch ziehe, ist manchmal getadelt worden; sie sinke dadurch von ihrer Höhe bedenklich herab. Als ob nur das, was ein Mensch tut, und nicht vielmehr das, was er ist, für seinen Wert entscheidend wäre! Grillparzer fiel es auch gar nicht ein, in Sappho das Idealbild einer Priesterin der Kunst zu entwerfen, eine bis zum Schemen vergeistigte Gestalt; nein, er wollte einen armen, irrenden, in allem nach dem Höchsten langenden Menschen zeichnen, der in den tödlichen Widerstreit zwischen Göttlichem und Allzuirdischem hineingestellt ist, mit einem Worte, einen Menschen nach seinem Ebenbilde. An Sapphos Stelle hätte gewiß auch er den Dolch gezückt, und den Schauder über sich selbst, der sie nach geschehener Tat durchrüttelte, hat auch er oft genug qualvoll empfunden. Die Dichtung war ihm wie Goethen eine Beichte; nur hat sie ihm freilich nicht wie diesem Befreiung gebracht.

In Therese und Antoinette hat er früh schon die beiden grundverschiedenen Typen des Weibes kennen gelernt, die ihm auch später noch wiederholt verlockend nahe kamen und sein Herz verwirrten: das Weib, das man liebt, und jenes, das man begehrt. In jener Zeit, da er diesen Kampf der Gefühle zum erstenmal durchlebte, mag er sich wie ein Ungeheuer vorgekommen sein; das Tagebuch legt Zeugnis davon ab. Aber er war jung, und mit der Brutalität der Jugend half er sich darüber hinaus, indem er sich gelegentlich einredete, das ganze weibliche Geschlecht sei im grunde genommen nichts wert.

In der Tat hat die Verachtung, die er gegen das weibliche Geschlecht zu empfinden behauptete, nicht lange vorgehalten. Die nächste, für die sein Herz entbrannte war die schöne Sängerin Henriette Teimer. Grillparzer hatte sie als Pagen in der „Hochzeit des Figaro“ gesehen und war von ihrem Liebreiz entzückt. Allein eine gewisse Scheu und Bedenklichkeit, die er nach seinem eigenen Geständnisse Schauspielerinnen gegenüber allzeit empfand, hielt ihn zurück; auch bot sich ihm wohl keine Möglichkeit, mit der Schönen bekannt zu werden. So verzichtete er denn, halb freiwillig, halb gezwungen auf jeden Versuch einer Annäherung und begnügte sich damit, sein stürmisches Gefühl in klingenden Versen ausströmen zu lassen.

Durch einen seltsamen Zufall, den Grillparzer selbst nie zu erklären vermochte, fügte sich's, daß der Sängerin das Gedicht in die Hände gespielt wurde. Der Dichter erfuhr dies erst, als die Affäre längst abgetan und vergessen war, und er hörte zu seinem nicht geringen Erstaunen, die gutherzige Schöne sei von den Versen so gerührt gewesen, daß sie Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt habe, um dem unbekannten Verfasser auf die Spur zu kommen, bereit, seiner stürmischen Bitte nicht zu widerstreben.

In ihrer sinnlichen Glut gemahnen die Stanzen des „Cherubin“ an das Gedichtchen „Der Kuß“, das etliche Jahre früher entstanden ist, zur Zeit, als Grillparzer fast Tag um Tag bei Wohlgemuths in einer Schar junger, schöner Mädchen verkehrte.

„Auf die Hände küßt die Achtung,
Freundschaft auf die offne Stirn,
Auf die Wange Wohlgefallen,
Sel'ge Liebe auf den Mund;
Auf's geschloss'ne Aug' die Sehnsucht,
In die hohle Hand Verlangen,
Arm und Nacken die Begierde;
Üb'rall sonst die Raserei!"

Gehaltene Worte ohne Schmuck und Zier, fast nur eine trockene Aufzählung; und doch atmen sie eine merkwürdige Schwüle und lassen ahnen, welch heiße Begierden schon die Seele des Jünglings durchwogten. Es genügt, diese beiden Gedichte zu kennen, um zu wissen, was es mit dem angeblichen Platonismus Grillparzers auf sich hat.

Die seligsten Stunden und die bittersten Schmerzen waren dem Dichter aber noch aufgespart. Eine fast ununterbrochene Reihe aufregender Herzenserlebnisse füllt die Zeit von 1818 bis gegen das Ende der Zwanzigerjahre aus. Durch die „Ahnfrau" war Grillparzer mit einem Schlage bekannt geworden, der glänzende Erfolg seiner „Sappho" hatte ihn berühmt gemacht, ja, eine zeitlang war er sozusagen in Mode gekommen, was freilich nicht lange vorhielt. Damals aber warb man um ihn in der Gesellschaft, die Vornehmen und die Damen wetteiferten darin, ihm den Kopf zu verdrehen; so berichtet wenigstens Schreyvogel, der damit auch kaum übertrieb. Denn in der Tat scheint es, als seien die lieben Wienerinnen samt und sonders in den Dichter vernarrt gewesen. Sie blieben ihm immer treu, während die Vornehmen sich bald von ihm zurückzogen. Ein Beispiel mag zeigen, wie enthusiastisch sie für ihn schwärmten. Toni Adamberger traf ihn auf einer Reise in St. Florian, wo sie in angeregter Gesellschaft einen Tag mit ihm verbrachte. Schon nach Tische hatte sie ihn durch den Vortrag etlicher Lieder erfreut, des Abends aber sang sie in der dämmerigen, menschenleeren Kirche zur Orgelbegleitung Schuberts herrliches „Ave Maria".

„Als ich vom Chore zurückkam," erzählt sie, „sagte mir Grillparzer, der begeisterte Dichter, der liebe, brave, melancholische Mensch: ‚Das ist ein schöner Tag.' Wie beglückte mich dieses Wort, wie tief drang es mir ins Herz! Was haben doch so begabte Menschen für einen Reichtum in ihrer Macht! Kein Kaiser hätte mir eine solche Freude bereiten können. Er, der seltene Dichter, dem so viel Menschen so herrliche Stunden des Entzückens verdanken, er hatte einen schönen Tag gehabt, und ich selbst habe ihm diesen Tag verschönert, fürwahr ein Gedanke, der mich mit tiefster und reinster Freude durchdrang."

Es ist viel naiver Überschwang in diesen ehrlichen und freundlichen Worten. Man sieht übrigens: an der Verehrung, die dem ausgezeichneten, dem „seltenen" Dichter gezollt wird, hat auch der liebe, melancholische Mensch seinen redlichen Anteil. Das ist nun einmal nicht anders: ein berühmter Name mag gut sein, die Schönen neugierig zu machen, ihre Herzen gewinnt er noch lange nicht. Grillparzer

aber war ganz der Mann darnach, sie zu entflammen, keine schlichte, gerade Natur, die man auf den ersten Blick durchschauen konnte, sondern voll der merkwürdigsten Widersprüche und darum interessant. Ein Geheimnis schien seine Schleier um ihn zu weben; manch eine gelüstete darnach, es zu ergründen, und sie war gefangen.

Er aber ließ sich gerne huldigen, ohne je sich selber völlig hinzugeben. Von der flüchtigsten Tändelei bis zur rasendsten Leidenschaft durchlief er die ganze Stufenleiter der Liebe, aber eifersüchtig wahrte er seine Freiheit; er band sich nicht, innerlich so wenig wie äußerlich.

Kurz vor seiner italienischen Reise verkehrte er viel in dem Hause der Schriftstellerin Karoline Pichler. Charlotte, das Haustöchterlein, ein stilles, bescheidenes Mädchen, gewann ihn durch ihr einfaches Wesen. Ihr widmete er das hübsche Gedicht „Frühlingsgedanken", und in einem anderen Gedichte „Das Urbild und die Abbilder" tröstet er sie darüber, daß sie so gar keine künstlerischen Fähigkeiten zeige. Charlotte scheint eine innige Zuneigung zu ihm gefaßt und aus seinen häufigen Besuchen allerlei Hoffnungen geschöpft zu haben. Als er das merkte, stellte er seine Besuche brüsk genug ein. Nach seiner italienischen Reise allerdings nahm er den Verkehr wieder auf, da nun jede Gefahr eines Mißverständnisses ausgeschlossen war, und Charlotten hatte er nichts Geringeres als die Vollendung des „Goldenen Vlieses" zu verdanken. Die Arbeit daran war durch den schrecklichen Tod seiner Mutter unterbrochen worden, und die Erschütterung war so groß, daß ihm alle Einzelheiten, die in seinem Kopfe bereits fertig standen, ja selbst Plan und Zusammenhang des Ganzen aus dem Gedächtnisse schwanden. Als er nun mit Charlotten zufällig dieselben Haydnschen und Mozartschen Sinfonien, die er mit seiner Mutter während der Arbeit an den ersten Akten gespielt hatte, wieder spielte, kehrte die Erinnerung mit einem Male zurück und in kürzester Zeit war das „Goldene Vlies" vollendet.

Ein eigener Reiz köstlicher Unbefangenheit schwebt über seinen Beziehungen zu einer Dame, die er während seines zweiten Aufenthaltes in Gastein kennen gelernt hatte; es war dies Josefine v. Verhovitz, die Gemahlin eines Appellationsrates in Salzburg. Vergrämt, verärgert, verdüstert war Grillparzer nach Gastein gekommen; in Josefinen fand er eine teilnehmende und verständnisvolle Freundin. Sie scheint eine von jenen milden Frauennaturen gewesen zu sein, die es verstehen, dem Leidenden leise und unmerklich wohlzutun, die schon durch ihre Gegenwart allein zu trösten vermögen. Vor ihrer stillen Freundlichkeit wich denn auch aller Gram in Grillparzers Herzen. Ihr gilt das tiefempfundene Gedicht „Abschied".

Einen weit leichteren Ton schlägt das „Sendschreiben" an, das an Frau von Verhovitz und Frau von Moro, die Gattin eines Klagenfurter Fabriksherrn, gerichtet ist. Grillparzer war mit dem Patriarchen Ladislaus Pyrker und dem bayrischen Grenadiergardehauptmann zurückgeblieben. Mit guter Laune schildert er, welche Betrübnis die Abreise der Damen hervorgerufen habe. Alle Fröhlichkeit

sei entschwunden, ja selbst der Himmel habe sich mit schwarzem Flor behängt; der Wasserfall, der den irrigen Verdacht hege, „daß eine andere Frau noch außer euch mir teuer," donnere wütend und lasse ihn nicht schlafen, die ganze Natur sei aus den Angeln und selbst bei Tische nichts in Ordnung.

Es sind uns etliche Briefe von Frau von Verhovitz an Grillparzer erhalten. Sie gibt sich darin durchaus nicht als geistreiche Dame und bemüht sich auch gar nicht, es zu scheinen; aber ein schlichter, natürlich feiner Ton verleiht allem, was sie sagt, etwas freundlich Anmutiges. Oft — man muß sagen: auffallend oft — kommt sie auf das Wort zurück, das Grillparzer in seinem „Abschied" von ihr gebraucht hat; sie nennt sich seine Mutter und ihn ihr liebes Kind, ihren teuren Sohn, sie beruft sich in allem auf ihre mütterlichen Gefühle ihm gegenüber. Aber sie war eine recht junge Mutter, nur um drei Jahre älter als ihr „liebes Kind", und man sieht aus ihren Briefen deutlich genug, daß neben den mütterlichen Empfindungen sich doch auch noch andere, wärmere regen. Manchmal verrät sie sich wider Willen, so, wenn sie schreibt: „Sie gaben mir das Taschenbuch zur Erinnerung; kann denn die Mutter ihren guten Sohn je vergessen?" Dieser zärtliche Vorwurf stimmt nicht ganz zu der Mutterrolle. Allein die Neigung, die beide für einander empfanden, wagte sich doch nie über derlei versteckte Andeutungen hinaus; so blieb ihrem Verhältnis der Reiz des Unausgesprochenen gewahrt, nichts Trübes mengte sich ein, ein sanftes Leuchten schwebt drüber hin.

Wenn Grillparzer in seinem „Abschied" übrigens versicherte, er habe kein Band, das Liebe flicht, so sagte er damit nicht ganz die Wahrheit. Denn damals schon fesselte ihn eine schöne, leidenschaftliche Frau, Charlotte Paumgarten, die Gattin seines Freundes und Vetters. Vor Jahren in dem Hause Wohlgemuths hatte er sie als Mädchen kennen gelernt, ohne daß sie einen tieferen Eindruck auf ihn machte. Am 28. Juni 1810, um $^1/_2$12 Uhr nachts, verzeichnet er in seinem Tagebuche: „Heute brach Charlotte mit P(aumgarten). Ihr Betragen liefert ein abschreckendes Bild zu dem Gemälde des weiblichen Charakters. Nach allen Beweisen zärtlicher Zuneigung bricht sie, bricht um eines Nichts willen und erträgt den Verlust eines Menschen, der ihr wirklich, wahrhaft gut war (wenn ich ihr Verhältnis auch nicht Liebe nennen will) mit einer Gleichgültigkeit, die mich empört; und doch ist sie keine von den Schlimmsten ihres Geschlechtes, ihr Herz ist gewiß gut, und gewiß wird es keine ihrer Gespielinnen wagen, ihr Bildung abzusprechen." Daran knüpft er dann einen wütenden Exkurs gegen die „schnatternden, gezierten, faden, ekelhaften Kreaturen", an denen er doch sonst sein Gefallen fand.

Charlottens Bruch mit Paumgarten war aber kein endgültiger; die beiden wurden ein Paar. Am 15. Jänner 1818 schrieb Grillparzer der Neuvermählten reizende Verse ins Stammbuch.

Er ahnte damals nicht, daß ihn das Verhängnis auserſehen hatte, diesen Bund zu stören. Charlotte war heißblütig, ein wenig kokett, wenn auch nicht eigentlich leichtfertig. Die Schwärmerei für Grillparzer teilte sie mit allen

Wienerinnen; die neugeknüpften verwandtschaftlichen Beziehungen erlaubten eine gewisse Vertraulichkeit, und so kam sie ihm freundlicher, als ihr gut war, entgegen. Die harmlose Verehrung verwandelte sich bald in heftige Leidenschaft, und Grillparzer, leicht und schnell entflammt wie immer, konnte ihren heißbegehrenden Augen nicht widerstehen; auch ihn erfaßte rasende Leidenschaft. Wohl kämpfte er dagegen an, wohl hielt er sich vor, daß die Frau, die er liebe, die Gattin seines Freundes sei. Er rang verzweifelt mit sich, er wollte wenigstens der äußersten Versuchung nicht erliegen; vergebens. Eine Tagebuchstelle läßt uns keinen Zweifel darüber, daß das Verhältnis über die Grenzen platonischer Neigung hinausging.

Damit allerdings begann auch schon die Erkaltung. Grillparzer wollte die Beziehungen abbrechen, aber er hatte nicht die Kraft dazu. Die Reise nach Italien kam ihm erwünscht; sie sollte das unselige Band zerreißen. Doch nach Wien zurückgekehrt, erlag er aufs neue dem Reiz der schönen Frau; freilich, die alte Glut wars nimmer, die Fessel drückte, und in den Liebesgenuß mischte sich Grauen, ja Ekel. Sein Tagebuch läßt uns den schweren Kampf seiner Seele erkennen; er schilt sich treulos, falsch, empfindungslos, es gibt keinen Namen, der so hart wäre, daß er ihn nicht auf sich anwendete. Ein förmlicher Abscheu vor sich selbst erfaßt ihn. Verzweifelt sucht er aber auch nach Gründen der Entschuldigung, und fast ein Trost ist es ihm, zu erkennen, daß, was er in Stunden der Selbstanklage seine Schuld heiße, doch nur Verhängnis sei. Die Geliebte habe in ihm keinen freien Mann umschlungen, ruft er in dem ergreifenden Gedichte „Bann" aus; er könne kein irdisches Weib lieben, weil sein tiefstes Wesen der Kunst gehöre, und dem Genusse alles Wirklichen habe er um den holden Schein entsagt. Die Göttin der Liebe habe ihn darum verflucht, der wilde Dämon Phantasie peitsche ihn rastlos durchs Leben.

„Die dich liebt, flieh; die du begehret,
Sie schaudern zurück vor dir.
Und sagt sie: Ja, hat sie gewähret,
So töt ihr Ja dir die Begier."

So spricht die Göttin der Liebe zu ihm. Wort für Wort stimmt das mit den schmerzlichen Bekenntnissen, die schon der Jüngling seinem Tagebuch anvertraut hatte. Endlich aber fand er doch die Kraft zu entsagen, und im Frühling 1821 scheint es zum Bruche gekommen zu sein. Charlotte freilich vermochte ihre Leidenschaft nicht zu überwinden. Als sie im September 1827 tödlich erkrankte, ließ sie Grillparzer an ihr Sterbebett rufen, und in einem Augenblicke, da sie beide allein im Zimmer waren, erinnerte sie ihn an die Tage ihres Glücks und machte ihm bittere Vorwürfe darüber, daß er sich von ihr gewendet. Mit Entsetzen gestand der Dichter, ihre Worte hätten ihn gar nicht sonderlich ergriffen, ja er sei eigentlich teilnahmslos gewesen. Fast scheint es, daß er sich damit unrecht tat; er war nur unfähig, das, was vergangen und für ihn einmal abgetan war, wieder ins Leben zu rufen, so wenig wie er im stande gewesen wäre, ein einmal geschaffenes Werk

zum zweiten Male zu schaffen. Man erinnert sich unwillkürlich daran, daß er über seine dichterischen Pläne weder gerne redete noch ausführliche Aufzeichnungen machte; denn hatte er das, was in ihm arbeitete, sich einmal — gleichgültig, auf welche Weise — von der Seele gesprochen, so lockte es ihn nicht mehr, so wenig, daß es ihm völlig aus dem Gedächtnisse schwand. Ähnlich erging es ihm auch seinen Erlebnissen gegenüber. So war es denn wohl nicht Teilnahmslosigkeit, was ihn so kalt erscheinen ließ, sondern das Grauen vor dem Fertigen, Vollendeten. Als ihm aber Charlottens Tod gemeldet wurde, schrieb er in sein Tagebuch die bitteren Worte: „Ich habe sie verlassen, mißhandelt. Ich war vielleicht Mitursache ihres Todes . . . Der einzige poetische Punkt in ihrem Leben war diese Liebe — und sie starb daran." Und am selben Tage entstand das tief schmerzliche Gedicht „Verwandlungen".

Eine der rührendsten Erscheinungen unter allen Frauen und Mädchen, die Grillparzer je geliebt haben, ist Marie Piquot. Sie war die Tochter eines preußischen Legationsrates, der ein großes Haus führte und, wie es scheint, mit einer gewissen Beflissenheit darauf hielt, die Schriftsteller und Künstler Wiens häufig bei sich zu Gaste zu sehen. Marie wird uns als ein feines, ungewöhnlich gebildetes Mädchen geschildert, und war sie auch nicht eigentlich schön, so fiel sie doch allgemein durch das seltene Ebenmaß ihres Wuchses auf. Zu dem Dichter, den sie unter den Besuchern ihres Elternhauses kennen gelernt hatte, zog sie eine innige Neigung hin. Doch verheimlichte sie ihre Liebe, da sie wohl sah, wie wenig Hoffnung auf Erwiderung sie habe. Sie starb sehr früh — am 17. März 1822 — an den Folgen einer Erkältung. In ihrem Testamente gestand sie, was sie im Leben so scheu und sorgsam verborgen hatte; in rührenden Worten spricht sie da von „ihrem Tasso" und beschwört die Eltern, ihn wie einen Sohn zu hegen und zu pflegen und ihm alle die Liebe zu erweisen, die sie selbst mit sich ins Grab nehmen müsse. Frau Piquot entschloß sich, Grillparzer den letzten Willen ihrer Tochter mitzuteilen; Pietät für die Tote veranlaßte sie zu einem Schritte, der, wie vorauszusehen war, für den Dichter nicht minder als für sie selbst peinlich sein mußte. Mariens Bitte verlangte etwas Unmögliches, etwas, was allenfalls die Eltern mit schwerem Herzen gewähren, Grillparzer aber niemals annehmen konnte, ohne gegen sich und die Piquots unwahr zu sein. Das Mißbehagen über die etwas törichte, wiewohl völlig ehrliche Sentimentalität, die aus Mariens Testamente sprach, überwog denn auch bei ihm die Rührung und radikal, wie er nur im Unterlassen zu sein verstand, mied er die Familie, der er wider seinen Willen so schmerzliche Gefühle erregt. Der früh Verschiedenen aber widmete er die Grabschrift: „Jung ging sie aus der Welt; zwar ohne Genuß, dafür aber auch ohne Reue." So trocken diese Worte klingen, sie scheinen mir doch weit persönlicher, als man allgemein annimmt. Man muß sich nur erinnern, welch bittere Herzenskämpfe der Dichter gerade damals und kurz vorher erlebte, welch schwere Schuld er auf sich geladen. Marie mag ihm als das Gegenbild seiner selbst erschienen sein. Berauschendes

Glück, wie er es erfahren, hatte sie zwar nicht gekannt; aber war ihr Los nicht dennoch das beneidenswertere? Schuldlos war sie geblieben und ohne Vorwurf; sie hatte niemandem ein Weh zugefügt und es nicht erleben müssen, daß ihr reines Gefühl im Genuß erstarb. Schmerzlich mag sich Grillparzer gefragt haben, ob die Sehnsucht nicht glücklicher mache als die Erfüllung, und die kurzen Worte der Grabschrift klingen deutlich an die herbe Weisheit an, die ein weit später — auf der Reise nach Paris — entstandenes Gedicht verkündigt: „Und kein Genuß, als den du dir versagt!" So sind sie denn wohl kaum nur die matte, mehr erbetene, denn freiwillig gezollte Ehrung einer Toten, als die man sie gewöhnlich hinstellt, sondern das scheue, karge, aber aus dem Innersten kommende Bekenntnis eigener Schuld und Leiden. Schluß folgt.

Eine neue Ästhetik.

Von Ferdinand Gregori.

Auf keinem wissenschaftlichen Gebiete werden heute so heiße Kämpfe ausgefochten wie auf dem der Ästhetik. Und wenn ein Laie auf den Gedanken käme, das Wesen der Kunst aus den dickleibigen Büchern der Gelehrten erfahren zu wollen, statt Bilder, Statuen, Sinfonien und Dramen auf sich wirken zu lassen, so wär's um seine Freude und wohl um seinen Verstand geschehen. Wer hat recht? Oder haben alle recht? Nie mehr würde er wagen, einem wirklichen Werke der Kunst gegenüberzutreten, aus Furcht, von tausendundeiner Empfindung plötzlich zerrüttet zu werden. Denn tatsächlich ist allein der seelische Prozeß des Genießens — das Schaffen bleibe einmal ausgeschaltet — in so viele Momente, die sich zum Teil wieder zu Doppelmomenten komplizieren, zergliedert worden, daß ihm angst und bange werden müßte. Aber selbst die im Betrachten Geübten, die sich von der Fülle der Erklärungen nicht erdrücken lassen, überkommt ab und zu der Wunsch, nie eine Ästhetik gelesen zu haben. Es scheint, als mache die geheimnisreiche Göttin der Kunst alle die unglücklich, die gegen das Verbot ihr wißbegierig nahen, wie der kecke Jüngling dem verschleierten Bilde zu Saïs.

Unsere Ästhetiker sind innerlich unglücklich. Sie führen so scharfe und böse Worte gegen ihre Mitforscher im Munde, daß der ruhige Zuhörer zu sagen geneigt ist: Du schreist, also hast du unrecht! Wären sie ihrer Sache sicher, wie der Künstler seiner Offenbarung sicher ist, so kümmerten sie sich weniger um einander. Das ist's, was uns oft abstößt. Eine babylonische Verwirrung der Stimmen. Schon die Umschreibung ihres Gegenstandes, also die erste Verständigung mit dem Leser ist von Forscher zu Forscher verschieden. Sie pendelt auf der Peripherie eines ungeheuren Überhalbkreises zwischen den Sätzen hin und her: „Die Ästhetik ist die Wissenschaft vom Schönen" und: „Die Ästhetik ist die Wissenschaft von der Ergründung der Gestalt". Der einen entspricht nur eine kleine Auslese abgezirkelt-formglatter Werke, die andere rafft außer der gesamten künstlerischen Produktion noch die ganze Natur in ihren Riesenarm. Beide stufen sich ab in der Richtung nach dem tiefsten Punkte des Pendelkreises, und zwar in unzähligen Erweiterungen und Einschränkungen der Begriffe.

Beziehungen zwischen Kunst und Natur leugnet kein Ästhetiker. Einer verlangt die genaue Abschrift der Natur, der andere Phantasiegebilde, die der Natur fast ganz entfremdet sind. Doch damit nicht genug der Standpunkte. Als das Wesentliche der Kunst erscheinen bald die Unterscheidungsmerkmale, bald die Gemeinsamkeitsmerkmale von Kunst und Natur. So ist etwa in Konrad Langes Definition das Wort „Natur" vermieden:

„Kunst ist jede Tätigkeit des Menschen, durch die er sich und anderen ein von praktischen Interessen losgelöstes, auf einer bewußten Selbsttäuschung beruhendes Vergnügen bereitet, und durch Erzeugung einer Anschauungs-, Gefühls- oder Kraftvorstellung zur Erweiterung und Vertiefung seines geistigen und körperlichen Lebens und dadurch zur Erhaltung und Vervollkommnung der Gattung beiträgt."

Ernst August Georgy stellt dagegen die Natur in den Mittelpunkt seiner Definition:

„Die Ästhetik ist die Wissenschaft von der Ergründung der natürlichen Entwicklung der Dinge, insofern sie in ihrem Werden zu der Gestalt erscheinen."

Das Merkwürdige ist nun, daß bei näherem Eingehen nicht nur die Sätze dieser Gegner einzeln wahr erscheinen, sondern viele andere neben ihnen. Auch Lipps, Volkelt, Groos, um die populärsten zu nennen, haben ihre mühevolle Arbeit nicht an Phantome gesetzt; ihre Ergebnisse stellen mehr dar als gleichgültige Separatüberzeugungen, denn hinter jedem von ihnen stehen Hunderte von streitbaren Gläubigen. Sie versehen es nur in einem: sie unterschätzen den Reichtum der beim künstlerischen Schaffen und Genießen möglichen Prozesse, oder anders ausgedrückt: sie rühmen sich nicht nur ihre Wahrheit, sondern die Wahrheit eingefangen zu haben.

Über die Grundlagen des Schaffens liegt noch wenig gutes Material vor; Äußerungen von Künstlern sind mit feinster Vorsicht aufzunehmen. Viel lebhafter ist das ästhetische Genießen erkenntnistheoretisch bearbeitet worden. Aber auch dabei wandert der Schwerpunkt. Die meisten fragen nur: Was bewegt uns im Augenblicke des Genießens, worin unterscheidet sich dieser Augenblick von anderen? Georgy schaut weiter, wenn er fragt: Was bedeutet der Kunstgenuß für unser Leben? — Es ist an der Zeit einmal darauf Antwort zu geben.

Auch Konrad Lange spricht ja am Schlusse der angeführten Definition von einer Einwirkung auf die Erhaltung und Vervollkommnung der Gattung Mensch. Georgy jedoch rückt sie in die Mitte seiner Betrachtungen. Sie schließen einander also nicht aus, sondern ergänzen einander. Diesem neuen Ästhetiker ist das vorübergehende „Vergnügen", „Lustgefühl" des Genießenden ganz nebensächlich; er erkennt dort ein Kunstwerk, wo „der Natur- und Weltgrund sein Auge aufschlägt". Der Mensch als Glied des großen Natur- und Weltorganismus und selbst ein Organismus hat aus seinem Leben die Gestalt zu wirken. Natur und Kunst führen ihn an dies Ziel. Er muß streben, die reine (plastische) Anschauung zu gewinnen (indem er Werke der Natur und der Kunst betrachtet) und dadurch zur „Gestalt" zu gelangen, seine Lebensaufgabe zu erfüllen. So findet denn Georgy: im letzten Grunde stimmen Natur und Kunst überein, beide drängen zur Gestalt. Er sieht von den Unterschieden, den technischen Hilfsmitteln und ihren Forderungen ab, geht auf den Gehalt und die innere Form und erhebt sich zu der Ansicht: „Die Werke der Natur stellen eine Kunst dar, die vor dem Menschen war, die Kunst gründet im Naturgrund". Und weiter: „Alle Kunst ist dadurch gerade personenbildend, daß sie ihren Genießern aus dem Natur- und Weltbau neue Kräfte zuführt". Oder anders

gefaßt: „Die Kunst muß sich, soll und will sie ihre höchsten Wirkungen erreichen, auf eine solche Darstellung solcher Entwicklung der Dinge beschränken, welche auch den Menschen als Menschen werden lassen und zum Reifsein bringen".

Bei einer so tiefschürfenden Auffassung kann nun vorläufig nicht vom „Spiel" die Rede sein, wie es Groos so entzückend aus der überschüssigen Kraft bei den Tieren ableitet; nicht von dem reizvollen Hin- und Heroszillieren zweier psychischer Reihen wie bei Konrad Lange, nicht von „Einfühlung" und „Assoziation", nicht von der Frage Th. A. Meyers, ob des Dichters Worte, um Genuß zu wecken, Anschauung hervorrufen müssen? Georgy fährt das schwerste Geschütz auf, um alle älteren Bollwerke der Ästhetik zu erstürmen. Ich selbst will den Schiedsrichter nicht spielen, sondern nehme auch aus diesem Buche in meinen Bildungsschatz auf, was mir gemäß ist und mir dazu verhilft, meine „Gestalt" zu vollenden. *

Es ist in einem ungelenken Deutsch geschrieben, das an längst vergangene Zeiten und Philosophen erinnert, die des Lateinischen mächtiger waren als ihrer Muttersprache. Aber dieser Stil ist der Ausdruck seines Schriftstellers. Georgy hat sich die Worte wie die Gedanken schwer abringen müssen, und nicht aus Eitelkeit setzt er auf den Titel: „Hier steht kein Wort, das nicht erlebt, erlitten und erstritten." Ich kannte bisher nur seine ausgezeichnete Arbeit über die Tragödie Friedrich Hebbels, deren Ideengehalt er vor uns ausbreitete. Es zeugt von des Verfassers einheitlicher ernster Veranlagung, daß das zweite Buch aus dem ersten herausgewachsen ist. Was er dort einzeln klarlegte, verdichtet er hier. Sein Pantragismus ist so recht in Hebbels Sinne. Jeder Grashalm, der die harte Bodenkruste durchbricht, um zum Lichte und zur Gestaltung zu dringen, wird vom Tragischen angehaucht. Der typische Naturvorgang „durch Leiden zur Gestalt" wiederholt sich in allen Werken der Kunst. Freilich wird darum der Lebenslauf eines Grashalms noch lange nicht zum tragischen Vorwurf für den Künstler. Denn der will ja das „Naturganze" in einem kleinen Stück geben und kann nicht jedes Stück Leben als Aufgabe brauchen. Ein gewaltiges positives Ziel muß da sein. Die alten ästhetischen Forderungen „Sittlichkeit" und „Größe" sinken in sich zusammen vor der höheren, der Notwendigkeit. Das Notwendige muß gestaltet werden und das darf auch einmal (wie im Falle Richards III.) ein Verbrechen sein. Den künstlerischen Charakteren kommt keine wichtigere Bedeutung zu als der natürlichen Entwicklung der Dinge. Ja, der „Held" kann wegfallen und durch den tragischen Verlauf der Geschehnisse ersetzt werden. Die sich beweihräuchernde Selbstbespiegelung der um jeden Preis „erhabenen" Charaktere ist Georgy ein Greuel. Der große Mensch sorgt sich nur um das Gestalten und nimmt das Leid als etwas Selbstverständliches hin. Überwindet er es, so hat er doch noch keinen Anspruch auf Erreichung des endlichen Zieles. Der Tod bricht vielleicht herein; aber er ist kein Übel, keine Strafe und keine Buße. Andrerseits ist der Tod nicht der unumgängliche Punktsetzer; auch ohne ihn kann sich der tragische Vorgang erschöpfen. Der „Held" braucht nicht, um mit Lessing zu reden, am fünften Akt zu sterben. Es gibt Tragödien mit „versöhnlichem" Schlusse, die nicht weniger vollendet sind als die anderen, darin sich die Leichen häufen. Wir müssen nur das Gefühl haben, daß bei beiden Arten der Ausgang der einzig richtige ist, der ein Abbild gibt des Werdeprozesses im Weltorganismus.

* Ernst August Georgy: „Das Tragische als Gesetz des Weltorganismus." Verlag von Albert Kohler, Berlin, 1905.

Der große von Leid und Schuld durchkreuzte Weg des Gestaltwerdens geht aus vom unfrei Gebundenen und erstrebt das in Freiheit Notwendige.

Wenn Georgy ganze psychische Komplexe geflissentlich übersieht, die auch zum Wesen der Kunst gehören, so geschieht es wohl, um mit besonderem Nachdrucke auf seine neuen Gedanken hinzulenken. Ich glaube, von seiner Ästhetik aus kann man leichter zu der seiner Gegner gelangen als umgekehrt von ihnen zu ihm. Das weist Georgy einen festgegründeten Platz an. Durch allzu langes und inniges Versenken in unsere genießende Psyche war unser Blick aufs Nahe eingestellt worden, er haftete nicht mehr am Urgrund des künstlerischen Schaffens, der Natur. Georgy führt uns zu ihr zurück, und ich will ein schönes Bild, das davon spricht, hier wiedergeben, obwohl es entschieden zu anspruchsvoll ist: „Die plastische Kunst und Weltanschauung kommt nicht los von den Dingen dieses Weltorganismus, sie hat aber nicht bloß das Glied, das Einzelne, sondern in ihm und seinesgleichen das Ganze. Das ‚Stück' ist der Becher, mit welchem aus dem ganzen Flusse geschöpft wird; in dem Tranke wird das Ganze geschmeckt. Einmal recht extrem gesprochen: den Becher ohne den Trank hat die psychische Ästhetik, den Becher mit dem Tranke hat die plastische Weltanschauung."

Ein großer Zug geht durch das schwerfällige Buch. Wenn Georgy den Zufall leugnet, ihn eine verneinende, untergeordnete Anschauungsweise des Menschen nennt; wenn er — mit Beziehung auf die leidvollen tragischen Entwicklungen — über den schmachtlappigen Trost eines optimistischen Jenseitsglaubens hinwegschreitet wie über die sentimentale Frage des Pessimisten: warum muß der Unschuldige sterben? so fühlen wir, daß ein Philosoph zu uns spricht, der das Meer des Lebens in seiner Tiefe und Weite durchmessen hat. Die zünftigen Ästhetiker werden sich vielleicht gar nicht mit diesem Outsider einlassen; so sollen es doch alle anderen tun, denen die tragische Kunst jemals bildungsfähige Keime zugeführt hat. Shakespeare, Hebbel und Kleist zu verstehen und sich zu eigen zu machen, dürfte es wenige Helfer geben, wie dies Buch einer ist.

Erinnerungen an Gedanken, Taten und Erfahrungen aus meinem Leben.

Haec olim meminisse juvabit.

Aus Dr. J. N. Bergers literarischem Nachlaß.

Mitgeteilt und eingeleitet von Alfred Freiherrn von Berger.

(Fortsetzung.)

23. Jänner 1843.

Ich las gestern den zweiten Band der „Geheimnisse des Spielberges" von Andryane. Das Buch machte mich ganz verstimmt. Die Schilderungen sind so wahr, daß einen Wehmut, Schmerz und Wut abwechselnd ergreift.

* * *

Morgen sind es 11 Jahre, daß meine Mutter gestorben ist. Welche Zeit! Wie oft habe ich ihrer gedacht! Wahrlich! der Tod erst lehrt uns das Höchste des Lebens lieben.

Und es gibt nur eine Mutter. Arme! wie hast du gekämpft! was hast du gelitten? Doch ein Sohn wenigstens hat an deinem Sterbebette gewacht, ihn hast du gesegnet. O! es war schrecklich! als du mich mit hohler, matter Stimme fragtest, ob du denn schon so schlecht seiest? Ich schwieg. Drei Stunden später warst du eine Leiche.

25. Jänner 1843.

Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann schreibt Genie demjenigen zu, dessen Gedanken eine dauernde Produktivität bewahren. In diesem Sinne wird oft jemand erst nach längeren Zeiten als Genie erkannt. Hegel ist sicher ein Genie gewesen. Denn nicht leicht wohnt einem philosophischen System so viel Zeugungskraft inne, als dem Hegels. Wer einmal seinen Grundgedanken in seiner vollsten und reichsten Tiefe gefaßt hat, dem gestaltet sich eine neue und wunderbare Weltanschauung, ein praktischer Idealismus, während der Fichtes trostlos trocken, theoretisch abstrakt, unausführbar ist.

* * *

Soeben habe ich die Broschüre „Österreich und dessen Zukunft", Hamburg bei Hoffmann & Campe, 1843, gelesen. Das Buch hat eine negativ-kritische und eine positiv-konstruktive Seite. Was jene betrifft, so kann man fast jedes Wort unterschreiben. Es ist richtig, daß für Nationalität, Kultur, Wohlstand in Österreich während der ganzen langen Friedensperiode nichts oder doch nur unbedeutendes getan wurde. Es ist richtig, daß ein indolentes, egoistisches, kastenmäßig abgeschlossenes, dem Volke schroff und herrisch gegenüberstehendes Beamtenheer auf ihm lastet. Es ist richtig, daß dadurch der Schlendrian, die tote, träge Gewohnheit und geistlose Routine sich des Regiments bemächtigt haben und daß alles unter der Geißel dieses Übels schmachtet, daß sich, was ein lebensvoller Organismus sein sollte, in einen aller Entwicklung fremden, leeren Mechanismus umgestaltet hat. Es ist richtig, daß durch alles dies eine gewaltige, nie zu tilgende Schuldenlast angewachsen ist, die die Existenz der Regierung schon für die nächste Zukunft in Frage stellt. Es ist richtig, daß die einzelnen, zum Bewußtsein erwachenden Nationalitäten der Regierung feindlich gegenüberstehen. Es ist richtig, daß Österreich sich seinen Einfluß in den großen Völkerangelegenheiten entwischen ließ und daß man es nur noch aus hergebrachter Pietät als eine Großmacht betrachtet. Allein, allem dem kann gewiß nicht durch die Wiederbelebung des Adels abgeholfen werden. Was der unbekannte Verfasser von der Einführung einer Gemeindeverfassung, von Begründung eines selbständigen Gemeinde- und Provinziallebens spricht, wird ihm nicht leicht jemand bestreiten, da dies nur schon längst abgetane theoretische Sätze sind, die weitläufig darzutun ein Überfluß ist. Allein, daß alle von ihm vorgeschlagenen Institutionen nur erst durch eine, nach dem Muster Englands, zu bewerkstelligende Reorganisation des Adels ihre höchste Vollendung erreichen würden, das wird auf bloße Versicherungen niemand glauben. Der Adel ist ein abgelebtes Institut, wo er noch Lebensfähigkeit hat, wurzelt sein Organismus in anderen Verhältnissen und es wäre verkehrt, ihn auf ganz heterogenen Boden verpflanzen zu wollen. Auch ist seine Notwendigkeit trotz aller Versicherungen nicht begreiflich. Wenn ferner die Kraft des Staatslebens für die einzelnen im selbständigen Gemeindeleben ihre höchste Intensität erreicht, so ist nicht einzusehen, wie dies mit ständischen Verfassungen harmonieren soll. Das Gemeindeleben in seiner idealen Vollendung kann keinen Adel und Klerus dulden, der nicht in der Gemeinde mitin-

begriffen wäre. Wo eine wahre Gemeindeverfassung ist, da finden alle Stände in der Gemeinde ihre allgemeine Substanz. Die Gemeinde aber ist es, die im höheren Staatsleben vertreten werden muß und mit der Vertretung (Repräsentation) der Gemeinde ist daher die aller Stände eo ipso mitgesetzt. Die konsequente Entwicklung einer Gemeindeverfassung führt daher zur repräsentativen und nicht zu einer ständischen Verfassung. Auch beruht ja der Entwurf des Verfassers auf der veralteten Ansicht, daß Adel, Klerus, Bürger und Bauer die Stände erschöpfen. Allein die Neuzeit hat zum Teil manches Element aus den Ständen ausgeschieden, zum Teil sich manches neue assimiliert. Und der wahre Begriff der Stände in seiner Lebendigkeit und realen Gestaltung ist ein ganz anderer als der, in diesem Buche höchst einseitig zu einer veralteten Konstruktion benützte.

Der Stil des Buches ist ohne bedeutenden Schwung und wenig durchgebildet. Die Daten über den Finanzzustand scheinen aus besonderen Quellen entnommen. Im ganzen ist das Buch das eines Adeligen, der zum vollen Bewußtsein der Gegenwart erwacht ist und die nächste Zukunft in seinem Sinne, pro domo sua, organisieren möchte. Lassen wir einen ebenso durchgebildeten Kaufmann oder Fabrikanten ein ähnliches Buch schreiben und es wird nicht minder, wiewohl an unschädlicheren Einseitigkeiten leiden, weil diese Stände Kinder der Neuzeit sind und daher nicht an historischen Vorurteilen kranken können.

26. Jänner 1843.

Heute habe ich den dritten Band der Geheimnisse Andryanes gelesen. Ich bin der Eindrücke noch nicht Herr und werde meine ganze Stimmung erst, wenn ich den letzten Band werde gelesen haben, zu Papier bringen.

* * *

Frankl meinte gestern, ich arbeite für ein Residenzleben zu viel. Was kann ich besseres tun, um all die Unzufriedenheit und jenen gewaltigen Schmerz wegzubannen, dessen Opfer ich werde, wenn ich nicht in steter Tätigkeit bin.

27. Jänner 1843.

Gestern habe ich Raumers Buch über die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik geendet. Zu tadeln ist an dem Buche, daß es eigentlich keine organisch-pragmatische Entfaltung des Gegenstandes gibt und sich die einzelnen Materien nur in der Zeitfolge unvermittelt aneinanderreihen. Die den einzelnen Schriftstellern beigegebene Kritik ist ohne besondere Tiefe und Schärfe und monoton. Ferner behandelt er viele unbedeutende Erscheinungen zu unverhältnismäßig ausgedehnt. Dagegen spricht sich im ganzen eine gediegene, von historisch-spekulativen Anschauungen getränkte Gesinnung und insbesondere eine lobenswerte Anerkennung der neuen Philosophie, vorzüglich der so viel angefeindeten Hegelschen aus. Formalismus und Schematismus werden in ihr Nichts zurückgewiesen. Zum Studium der Geschichte der Rechtsphilosophie enthält das Buch brauchbares Materiale in Fülle.

* * *

Ein guter Arzt darf kein spekulativer Kopf sein. Er muß einen regen, wachen Sinn für das Einzelne, gleichsam einen inneren Tastsinn haben. Anschauungen, nicht Schlüsse lassen ihn die Krankheit mit Sicherheit erkennen. Viele Syllogismen können der Tod des Patienten sein.

28. Jänner 1843.

„**Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt**" von **Dahlmann**. Göttingen, 1835. I. Band (der II. ist noch nicht erschienen). Ein Werk von seltener Kraft und Gediegenheit. Großartigkeit der historischen Auffassung des Staates in seiner Ganzheit und in seinen Elementen, Freiheit, wie sie als Tugend und tatkräftige Gesinnung walten soll und echte allumfassende Humanität atmen aus dem Buche. Ein reiches, durch und durch verarbeitetes Wissen und eine kernige, präzise, hin und wieder begeisternde Sprache sind die Elemente der Form. Geschichte und Organismus sind die Quellen, in welchen das Staatsleben erblickt wird. Die gelungensten Partien sind die geschichtlichen Überblicke der antiken Verfassungen, die Stände und Repräsentation, die Systematik der Staatswissenschaft.

30. Jänner 1843.

Die Geschichte ist die Erinnerung der Staatsvergangenheit, die Statistik die Anschauung der Staatsgegenwart, die Politik die Vision der Staatszukunft. Über allen dreien waltet das Recht, als geoffenbarte Religion der Freiheit.

* * *

Schelling gab statt einer Offenbarung der Philosophie eine Philosophie der Offenbarung.

* * *

Die vielen Reflexionen, welche uns unsere Romane statt Begebenheiten und Taten auftischen, erklären sich aus der Tatlosigkeit unserer Zeit; denn durch sie ist die ganze Menschheit mehr reflektierend geworden.

* * *

Menschen, die viele Gedanken haben, sind zur vollkommenen Ausführung derselben ungeeignet. Denn diese ist nur das Nocheinmaldenken des schon vorher Gedachten und folglich für einen geistreichen Menschen um so langweiliger, je detaillierter sie sein soll.

31. Jänner 1843.

Soeben habe ich die erste Nummer des heurigen Jahrganges der „**Zeitinteressen**" in Händen gehabt, worin eine Stelle aus meinem Aufsatz „**Maschinen und Menschen**" lobend zitiert wird.

* * *

Seit ich bei meiner Tante zu Mittag speise (14 Monate), hat sich bei mir der Familiensinn etwas geweckt. Ich schenke auch den kleineren Interessen einige Teilnahme und diese Detailsympathie, ich erkenne es, ist es, was die Menschen so eng aneinanderknüpft. Für das Große und Allgemeine haben noch nicht viele Sinn genug.

1. Februar 1843.

Die Philosophie soll, wie **Herbart** sagt, die Erfahrung begreiflich, erklärbar machen. Es ist also nicht philosophisch, die Welt nach hohlen, von keiner Erfahrung erfüllten Abstraktionen und leeren Kategorien zu konstruieren. Vielmehr muß, was alle Wirklichkeit durchdringt, als ihr Prinzip aufgegriffen und von diesem Prinzip aus, die

organische Gestaltung der Wirklichkeit aufgezeigt werden. Damit aber scheidet sich auch von selbst das dem Prinzipe nicht entsprechende als bloßer Schein, als wesenlose und somit nichtige Wirklichkeit aus. Das Wirkliche in der Welt aber ist nach Hegel nur die Vernunft oder der Geist; denn nur was vernünftig ist, ist wirklich und was wirklich ist, das ist vernünftig. So zeigt sich, daß selbst die divergierenden Richtungen der Philosophie nur ebensoviele Momente ihrer Wahrheit sind. Das Ziel aber alles Philosophierens ist die Erfassung jenes Standpunktes, welcher alle jene divergierenden Richtungen konzentriert und die verschiedenen Momente der einen Wahrheit als diese eine Wahrheit selbst in ihrer Unmittelbarkeit zum Bewußtsein bringt.

* * *

Was die Wissenschaft nur als verschiedene einzelne Momente desselben Begriffes erkennt, fixiert die Wirklichkeit als ebensoviele Selbständigkeiten, die aber die ganze Wahrheit zu sein, die Tendenz haben und eben darum nach und nach aufgehoben werden, bis die volle Wahrheit, welche alle Momente zugleich, jedoch darum auch in wechselseitiger Bestimmung und Begrenzung setzt, zur Wirklichkeit geworden ist. Einen Beweis dieses Satzes geben die verschiedenen national-ökonomischen Systeme und die verschiedenen Strafrechtstheorien. In jenen herrschte nach und nach das Merkantilsystem, das Prohibitivsystem, das physiokratische System. Der Handel, die Industrie und die Urproduktion fixierten sich als dominierende Richtungen. Der Handel enthält zwar schon die Allgemeinheit aller nationalökonomischen Momente in sich, jedoch im Merkantilsystem ohne die gehörige Berechtigung. Das Industriesystem stellte das Gleichgewicht aller Momente her, allein nur das allgemeine — kosmopolitische. In ihm hätten die Nationalitäten untergehen müssen. Sie machten daher ihre Berechtigung geltend und so entstand das nationale System. (List.) Ebenso verhält es sich mit den verschiedenen Strafrechtstheorien. Gerechtigkeit, Wiedervergeltung, Besserung, Abschreckung wurden in vollster konsequenter Einseitigkeit als ebensoviele Prinzipien aufgestellt. Die fortschreitende Wissenschaft hat sie nur wieder als die verschiedenen Momente eines Prinzips aufgewiesen und das wechselseitige Verhältnis ihrer Berechtigung dargelegt. Überhaupt charakterisiert sich unsere Zeit als der Übergang zu einer wahrhaft organisch gestaltenden Periode.

3. Februar 1843.

So herrliche Tage, wie jetzt, kann selbst der Frühling nicht bringen. Ich habe mich gestern durch einen Gang ins Freie ganz erfrischt. Wie freundlich blickte mich die Natur an, wie umwehte mich der Atem des Weltgeistes. All unser enges Treiben wird vergessen und unsere echten und wahrsten Gedanken erweitern sich zur Unendlichkeit; wir atmen in einer neuen Seelenatmosphäre. Und heute! ich tauche meinen Blick tief in den blauen Äther, ich schwärme in dem schrankenlosen All.

4. Februar 1844.

Heute habe ich das erste Heft der „Schwarzen Blätter" von Friedrich Steinmann gelesen. Man findet darin viele interessante kriminalgerichtliche Notizen.

7. Februar 1843.

Liebe ist die wahre Keuschheit!

9. Februar 1843.

Wenn meine Seelenleiden noch länger fortdauern, so muß mein Herz brechen. Dulden und Schweigen! Leiden ohne Hoffnung! Wie gräßlich! Es gibt kein größeres Unglück, als den Seelenkampf mit einem widerstrebenden, ekelhaft gewordenen Berufe, an den uns eine unzerreißbare Notwendigkeit fesselt.

10. Februar 1843.

Indem nach Kant sowohl die Formen der Anschauung (Raum, Zeit) als auch die Kategorien ihre Anwendung lediglich auf die Objekte der Erfahrung finden, nicht aber für die Dinge an sich, d. h. für dasjenige gelten, was außerhalb der Erfahrung liegt, mußte die neuere Logik über diese Kategorien hinaus zu dem Ansich der Dinge fortschreiten und die Wesenheit der Erfahrung aufzeigen. Die ganze Kategorienlehre geht nicht über die Subjektivität hinaus, trotz des Beweises, daß die Erfahrung und unser Denken im Verhältnisse des Parallelismus stehen sollen. Daß es wirkliche Erkenntnisse gebe, die alle Erfahrung überschreiten, zeigt die analytische Geometrie. Man kommt da mittels der Differentialrechnung auf Gleichungen, denen gewisse Linien und Flächen entsprechen, die aus der Erfahrung niemand kennt und die erst aus der Theorie in die Wirklichkeit übertragen werden. Ja, selbst der Begriff des unendlich Kleinen und unendlich Großen, welcher auf so wichtige Resultate führt, ist kein aus der Erfahrung abstrahierter, sondern ein gedankenmäßiger.

* * *

Gutzkow in seinen Briefen aus Paris sagt bei Gelegenheit des Kölner Domes, er sei eine Ruine, und fragt: „Wenn es Burgruinen gibt, warum soll es nicht Domruinen geben?" Nur gemach! Die Zeit der kirchlichen Ruinen ist nicht so ferne. Gewiß! Die Menschheit wird doch einmal dahin kommen, den blauen Himmelsdom mit seinen Sternen für den schönsten, gewaltigsten Dom zu erkennen.

* * *

Zu Ferney bei Genf befindet sich eine Kapelle mit der Inschrift: »Deo erexit Voltaire«. Wenn es schon ungemein bizarr ist, daß Voltaire dem von ihm geleugneten Gott eine Kapelle errichtete, so finde ich es überhaupt sonderbar, wie der Mensch im Wahn leben kann, für Gott etwas zu tun. Sich baut der Mensch die Tempel; für sich betet er. Er kann Gott nicht durch Gebete und sogenannte fromme Werke verherrlichen. Die wahre Verherrlichung Gottes ist nur das Wirklichwerden des Geistes, als des wahrhaft Göttlichen in uns. Das ganze Leben der einzelnen und der Gesamtheit muß vergeistigt, mit Geist getränkt werden, dann ist es göttlich. Die Gedanken, welche wir aus der Tiefe unseres Geistes schöpfen, sind die wahrsten, erhebendsten Gebete; die Werke der Phantasie, der durchgeistigten Phantasie in Poesie und Kunst sind die wahrhaft frommen Werke. Wer das Göttliche in sich selbst, wer den Genius der Menschheit erfaßt hat, der lebt in Gott, den begeistert die wahre, unvergängliche Religion; für den brechen die Tempel als morsches Steinwerk zusammen und in der Unendlichkeit schaut er den ewigen Geist, nichts außer ihm, nichtig, was ohne ihn ist.

* * *

Der erste Schritt zur Unabhängigkeit ist die Beschränkung der Bedürfnisse. Iß trockenes Brot zum Frühstück, reduziere deine Mahlzeit auf das Einfachste und du bedarfst weniger Geld, folglich brauchst du weniger Kraft zur Erhaltung deines Lebens zu verwerten. Allein dieser Schritt ist schwer. Ich glaube in „Immermanns" Epigonen ist eine Stelle, wo es heißt, daß eine gewisse Stufe der Intelligenz nicht ohne Komfort bestehen könne. Und die Opfer, die man bringt, sind wertlos, wenn sie nicht allgemeinen Zwecken gebracht werden. Auch schließt eine solche zynische Beschränkung uns von jener Bildung aus, deren wir nur durch die Gesellschaft teilhaftig werden können.

11. Februar 1843.

Ich habe heute meine verschiedenen Gedanken über Literatur und Geschichte in einem Gesamtartikel zusammengefaßt, den ich in die „Sonntagsblätter" einrücken will.

13. Februar 1843.

Noch immer habe ich sie nicht vergessen! — Ich habe mich freiwillig verbannt, doch die Gedanken lassen sich nicht verbannen. Mir ist's wie Prutz so zart singt:

„Können meine Arme sich
Nicht mehr um dich ranken,
Halten doch umklammert dich
Sehnende Gedanken.
Und dem Aug' entschwunden zwar
Lebt doch alle Stunde
Mir dein Bildnis hell und klar
In des Herzens Grunde."

Die Jahre schwinden. Gleich schweren Tränen fällt eines nach dem andern hin. Wenn der letzte Tropfen scharf und salzig aus dem matten Auge quillt, dann ist das Leben ausgeweint. Bleiern schließen sich die Augenlider zum Todesschlafe, deine Tränen sind im Sande der Alltäglichkeit zerflossen und über dein Grab hin flutet der Ozean der Vergessenheit. Dulde! Dulde die Qualen des Lebens und der Gedanken. Weil die unendliche Schuld des Daseins auf dir lastet, mögen dich die Erinnyen deines eigenen Geistes verfolgen. Es weht der Odem der Liebe durch die Welt und doch gähnt sie dich an wie eine furchtbare Ironie. Sie gaukelt dir die Unendlichkeit der Liebe deiner Mutter vor und kettet diese Liebe an einen Atemzug. Das Herz deiner Mutter ist das Schwert des Damokles. Armes Kind! Es bricht das Herz, es fällt das Schwert, und eine Scholle deckt und zerdrückt deine erste Liebe. Reich und unerschöpflich dehnt sich die Welt vor deinen Augen. Strecke deine Hand und genieße! Warum entbehrst du arme Waise? Was blickt dein Auge mit unendlichem Sehnen hinan zu den goldenen Früchten, die da wogen dicht und schwer in weiter Himmelsferne? Breche die schwellende Frucht, die an dem Baume der Erde hängt! Netze deine glühenden Lippen mit ihrem kühlen, frischen Safte! Atme mit vollen Zügen den Duft der Blumen, die danach schmachten, dein Opfer zu werden! Sauge dich fest in ewiges Vergessen an rosigen Mädchenlippen! Du blöder Tantalus! Wenn die ewigen Rätsel, die an dem Baume der Erkenntnis hängen, sich tief herabneigen an dein gedankenmüdes Haupt und du schon nach ihnen greifst mit den Fingern deiner Hand, dann schnellen die gekrümmten Zweige hoch hinan — deine Finger deuten noch nach ihnen, doch die Frucht blieb nicht in deinen Händen.

14. Februar 1843.

Gutzkow in seinen Briefen aus Paris, Bd. I., S. 86, sagt über die Schauspielerin Dejazet: „Die Dejazet ist nicht schön und war es nie. Sie würde vielleicht weniger genial sein, wenn sie schöner wäre. Auch weil sie geistreich ist, kann sie nicht schön sein." Von wannen kommt dir diese Kenntnis? Warum soll man nicht schön sein können, wenn man geistreich ist? Die Natur ist nicht so grausam, alles Unglück auf ein Haupt zu wälzen, und geistreich zu sein ist beinahe kein Glück. Gewiß hat Herr Gutzkow diese Bemerkung von sich abstrahiert. Allein gerade dieses Paradoxon würde uns zweifeln lassen, daß Herr Gutzkow geistreich sei, wenn wir es nicht schon aus anderen Quellen wüßten. Eine ebenso sonderbare Behauptung ist es, wenn Gutzkow bemerkt, daß alle bedeutenden Menschen bitter aussehen, wenn sie lachen. Dieser Satz ist unter aller Kritik, ich kann mir daher letztere ersparen.

* * *

Die Gewohnheit ist dem Magnetismus des Eisens ähnlich. Wenn man eine Nadel gegen Norden legt, wird sie mit der Zeit von selbst magnetisch und dreht sich dann immer wieder gegen Norden. Wenn man eine Gewohnheit aufzugeben anfängt, empfindet man ein innerliches Drängen, ein Hingezogenwerden zu dem Gewohnten, es ist ein wahrhaft magnetischer Strom, der seine Kraft gegen unseren neuen Trieb geltend macht. Hieraus wird es begreiflich, wie die Psychologie der Hegelschen Schule die Gewohnheit als die Identität von Traumleben und Selbstbewußtsein erklärte. Das Traumleben ist ein magnetischer Zustand, dessen höchster Ausdruck im Somnambulismus erscheint.

* * *

Die ganze Psychologie ist noch in der Kindheit. Die Naturwissenschaften müssen noch die Vorarbeiten liefern.

Fortsetzung folgt.

Ameisen.

Von Robert Michel.

Die wehrhaften Tiere schätzen ihre Kraft meistens sehr richtig ab, ehe sie sich in einen Kampf mit dem Menschen einlassen; nur den Insekten scheint das Vermögen für solche Abschätzung zu mangeln. Selbst die klugen Bienen und Ameisen machen da keine Ausnahme. Allerdings könnte man es bei diesen beiden als Opfermut ansehen, wenn sie im Dienste für ihre kleine Gemeinschaft ihr Leben wie blindlings einsetzen.

Wenn es einmal geschehen ist, daß Ameisen einem Knaben, der ihnen oft Schaden zugefügt hatte, fürchterlich vergalten, so kann man es trotzdem wohl nichts anderem als der merkwürdigen Verknüpfung einiger unglücklichen Zufälle zuschreiben.

Richard war eigentlich kein böswilliger Knabe. Er hätte nie, wie mancher andere zu seinem Vergnügen ein Tier gequält. Es war mehr Mutwillen als Bösartigkeit, wenn er einen Ameisenhaufen zerstörte. Er traf ihn von weitem mit einem Tannenzapfen so sicher, daß die Nadeln wie Wasser nach allen Seiten spritzten; und manchmal zerwarf er einen Haufen mit dem Fuß.

Die Ameisen verzweifelten nicht; im nächsten Augenblick schon hatten sie ihre Arbeit begonnen. War der Bau sehr tief aufgewühlt, so waren wohl auch einige geflügelte Ameisen ans Licht gekommen und eine Menge von Puppen, die so aussehen, wie

kleine Getreidekörner. Auch einige Käfer, die mit den Ameisen Freundschaft geschlossen hatten, liefen dazwischen herum und flüchteten sich alsbald unter die nächsten Grashalme oder in das Waldmoos. Zuerst verkrochen sich die geflügelten Ameisen, indem sie rasch diejenigen Gänge aufsuchten, die zufällig nicht verschüttet waren. Ihnen nach wurden die Toten und Verwundeten und die Puppen getragen. Keine von den unverletzten Ameisen ging leer aus, jede trug eine teuere Last zwischen den starken Kiefern. Darauf wurde gleich mit dem Bauen begonnen; und die Tiere schienen so wenig entmutigt, als ob der Schaden durch das Aufschichten einiger Tannennadeln gutzumachen wäre. Mit derselben Energie, mit der sie die Nadeln packten, versuchten sie ihre Kraft auch an dem großen Tannenzapfen.

Wenn Richard nach einigen Tagen an so einem Haufen vorüberkam und der Bau wieder fertig dastand, als wäre er nie versehrt worden, so fiel ihm gar nicht mehr ein den Ameisen noch einmal wehe zu tun, im Gegenteil, er wollte sie wieder versöhnen — er suchte verschiedene Beeren oder Zweige mit Blattläusen, welche die Ameisen so sehr lieben.

Richard hatte einen jüngeren Freund, Theodor. Während des letzten Schuljahres waren sie zum ersten Male auf lange getrennt gewesen, denn Richard war nun am Gymnasium in Kolin und Theodor an der Bürgerschule in Kuttenberg. Dafür nützten sie die kurze Zeit der ersten Ferien zu Hause in Kacov gründlich aus. Jeden Tag wurde etwas Neues unternommen: Steinwerfen nach Zielen oder Steinwerfen über die Sazava, Schwimmen und Springen ins Wasser von hohen Felsen, das Durchwaten der Sazava an seichten Stellen; die verschiedensten Unternehmungen auf einem alten Überfuhrboot, wie das Überwinden reißender Stellen stromaufwärts; das Verfolgen der Bachläufe durch Schluchten und Dickichte bis an ihre Quellen, die Eichkatzeljagden, das Herunterholen schöner Äpfel und süßer Birnen von hohen Bäumen — es wäre eine endlose Aufzählung, denn es mangelte nie an neuen Einfällen.

Richard entwickelte bei allem eine solche Kraft und Kühnheit, daß sich Theodor mit ihm gar nicht messen konnte. Nichts eiferte indessen Richard mehr an als Theodors Beifall und Bewunderung.

Die Umgebung von Kacov war in ihrer Mannigfaltigkeit ein ergiebiges Revier für sie. Die Sazava hat seichte Stellen, wo das Wasser über grobes Steingerölle stürzt, und tiefe Stellen, die ruhig sind wie Teiche, und wieder breite seichte Stellen mit Sandbänken und Weidengebüsch. Von Kacov aus macht die Sazava einen großen Bogen, als wollte sie versuchen in sich selbst zu münden und schließt so einen weiten, flachen, fruchtbaren Hügel ein. Jenseits aber ist das Ufer steil und waldig, und wo es am höchsten wird, ragen schwarze Felsen aus dem Walde.

Am letzten Ferientag gingen Richard und Theodor in die Wälder hinter die schwarzen Felsen. Diesmal hatten sie keine rechte Lust mehr etwas zu unternehmen und sie gingen schweigend auf den Waldwegen zwischen niedrigen Beständen und durch die hochstämmigen Wälder. Manchmal zerhieb einer mit dem Stock einen großen Giftschwamm, der gerade im Wege stand, oder hob einen Tannenzapfen auf, um ihn ganz nachlässig gegen einen nahen Stamm zu werfen. War einmal ein Hindernis im Weg, ein Bach oder ein Wegschranken, so sprangen sie wohl darüber, aber Richard suchte nicht wie sonst die breiteste Stelle des Baches zum Sprunge und über den Wegschranken machte er keinen Überschlag, sondern begnügte sich mit einer einfachen Flanke.

So kam es, daß sie schon heimkehren wollten, ehe noch die Sonne die Waldwege vom Tau getrocknet hatte; während sonst immer erst das Mittagläuten das Zeichen zur Rückkehr war. Sie kamen eben zu einem Schlagwald und wollten quer hinübergehn zu dem Durchschlag, der in gerader Linie gegen die schwarzen Felsen zieht, als Richard etwas Ungewöhnliches zu bemerken schien, denn er faßte Theodor beim Arm, und während er ihm mit der freien Hand ein Zeichen gab, er möge still sein, zog er ihn auf den Fußspitzen gehend seitwärts in den Wald. Theodor hatte anfangs nicht verstanden, was sein Freund wollte, er hatte nichts bemerkt, außer einer Reisigsammlerin am jenseitigen Rande des Schlagwaldes. Erst als er noch einmal deutlicher hinsah, begriff er beiläufig — es war die Gichtisch-Marie. Sie saß dort auf einem Baumstumpf, dessen Schwesterbaum noch stehn geblieben war. Gegen diesen Stamm hatte sie das große Bund Reisig gelehnt, das auf ihrem Rücken lastete.

Die Gichtisch-Marie war eigentlich eine Halbnärrische. Ihre Verrücktheit äußerte sich darin, daß sie jedes kleine Kind, das ihr in den Weg kam, mit Schimpfreden verfolgte. Sie sammelte den ganzen Tag über in den Wäldern Beeren, Schwämme oder Reisig. Die Kinder hatten umsomehr Angst vor ihr, weil ihr Gesicht durch eine große Narbe erschreckend entstellt war. Und für die Eltern der ganzen Gegend gab es kein Schreckmittel, das bei den Kindern mehr gewirkt hätte, als wie das Drohen mit der Gichtisch-Marie. Wenn dann die Kinder, besonders die Knaben, der Furcht vor der Gichtisch-Marie entwachsen waren, so rächten sie sich an ihr, indem sie die arme Närrin mit Neckereien verfolgten.

Die Gichtisch-Marie hatte einen humpeligen Gang, obzwar sie noch nicht sehr alt war. Das kam davon, weil sie sich immer so große Lasten von Reisig auflud, daß die schwankende Last über ihrem Kopfe den Platz beim Vorsetzen des Fußes mehr bestimmte als ihr eigener Wille. Und dann war sie auch von der Gicht geplagt; daher hatte sie ja den Namen. Um die Gichtschmerzen zu vertreiben, pflegte sie die Füße in Ameisenhaufen zu stecken; die Säure, welche die Ameisen beim Bisse einimpfen, linderte ihr den Schmerz.

Richard und Theodor waren so weit in den Wald hineingegangen, daß sie vom Schlagwalde aus nicht leicht bemerkt werden konnten, und schlichen sich so auf weitem Umwege zu der Stelle, wo die Gichtisch-Marie saß. Richard sammelte unterwegs einige kleine Tannenzapfen. Erst als sie ganz nahe waren, bemerkten sie, daß die Gichtisch-Marie den rechten Fuß in einen Ameisenhaufen gesteckt hatte, während das Bein bis zum Knie entblößt war.

Sie stellten sich nur auf kurze Entfernung hinter starke Stämme, welche sie vollständig deckten, und Richard begann das Reisigbund mit den Tannenzapfen zu beschießen. Das Einfallen der Zapfen in die trockenen Zweige machte kein geringes Geräusch; indessen schien die Gichtisch-Marie nichts bemerken zu wollen. So schlich sich Richard an sie heran und stieß mit dem Stock in das Reisig, daß es beinahe nach vorne Übergewicht bekommen hätte; und mit einem Sprung war er wieder hinter einem Stamm. Aber auch darauf hatte sie keine Antwort. Da hatte Richard schon wieder einen neuen Einfall; er flüsterte Theodor rasch zu: „Die schläft fest. Warte, wie sie erschrecken wird — sie wird meinen, daß sie drei Beine hat .... bis ich dir zeige, kitzle sie unter der Nase.“ Dabei hatte er sich schon gebückt und ein langes Gras gepflückt und gab es Theodor. Rasch streifte er einen Strumpf bis zum Schuh herunter und die kurzen Hosen ganz hinauf und setzte das Bein mit gebogenem Knie ganz nahe der Gichtisch-Marie in den Ameisenhaufen und

wühlte den Fuß noch ein wenig hinein, daß alsbald einige Ameisen über seine Wade liefen. Dann gab er Theodor das Zeichen.

Theodor kam langsam herbei und hatte schon eine Hand mit dem Grashalm vorgestreckt. Kaum war er aber in die Nähe des Gesichtes gekommen, als er entsetzt zurückfuhr. Ein Schrei blieb dabei so in seiner Kehle stecken, daß Richard gar nichts hörte Erst als er ungeduldig die Wirkung von der empfohlenen Weckart beobachten wollte und den Kopf vorneigte, prallte auch er zurück. Die Gichtisch-Marie hatte den Kopf tief seitwärts gesenkt und auf einem Auge, das halb geöffnet war, saßen zwei große Waldameisen. Und eine Ameise lief gerade über die entfärbte Zunge, die zwischen den Lippen hervorschaute.

Um sich gegenseitig die Scham zu verbergen, berieten sie mit überlauten, fremdklingenden Stimmen, was nun zu tun wäre. Und eben waren sie übereingekommen, daß es das beste wäre, nach Kacov zu laufen und es dort anzumelden. Da meinte Theodor aber, daß sie vielleicht noch nicht ganz tot wäre und daß sie ihr irgendwie helfen könnten. Also versuchten sie, ihr das Reisigbund abzunehmen. Richard sollte das Reisig halten, während Theodor die Gurten durchzuschneiden trachtete. Sie stellten sich aber so ungeschickt an, daß sich das Reisigbund seitwärts neigte und ehe es Richard verhindern konnte, prasselnd zu Boden fiel. Natürlich zog die Last auch die Tote, die noch immer nicht losgemacht war, mit auf die Erde; und nun lag sie da und das nackte Bein blieb in derselben Haltung wie beim Sitzen und ganz steif war es. Es war kein Zweifel, da war nicht mehr zu helfen. Sie wollten nun doch gehn.

Da bemerkte erst Richard, daß sein Bein noch immer nackt war. Er beutelte die Ameisen ab und mußte die Wade reiben, weil sie ihn von ihren Bissen juckte. Dann streifte er die Hosen und den Strumpf zurecht; er mußte aber auch noch den Rock und das Hemd öffnen, weil ihm die Ameisen bis auf die Brust gekommen waren. Auch von den Kleidern und vom Hut mußte er welche abschütteln.

Während Theodor so untätig zusah, löste sich allmählich der Schreck in ihm und er wurde von einem tiefen Leid erfüllt. Nicht der Tod der Gichtisch-Marie machte ihm so viel Weh; er wußte selbst nicht, was es war — er mußte aber weinen, weinen.

Richard hielt sonst das Weinen für eine ehrlose Handlung; als Theodor das Jahr zuvor einmal nach dem Sturze von einem Baum vor Schmerzen geweint hatte, war er bei Richard für einige Zeit in Ungnade gefallen. Heute aber bat er Theodor, er möge nicht mehr weinen, und seine Stimme verbarg nur schwer eine tiefe Rührung.

Indessen wollte Richard auf keinen Fall nach Kacov zurückkehren, so lange man an Theodors Augen erkennen würde, daß er geweint hatte.

Sie suchten sich weiter abseits im Walde ein Plätzchen, von wo aus sie den Schlagwald gar nicht mehr sahen, und setzten sich aufs Moos. Richard spürte noch einige Male ein Kribbeln auf dem Leib und mußte immer wieder die Kleider öffnen, um sich von den Ameisen zu befreien.

So waren sie schweigend eine Weile gesessen, als Theodor bat, sie möchten doch nach Kacov gehen; unterwegs würden ihm die Augen schon trocknen. Richard aber fühlte eine so lähmende Mattigkeit in den Gliedern, daß es ihm Anstrengung kostete, weiterzugehen. Er bewog Theodor zu noch einer Rast.

Kaum hatten sie sich abermals auf das Waldmoos niedergelassen, ging Richards Mattigkeit alsbald in Schmerzen über: das Leichengift, das ihm die Ameisen eingeimpft

hatten, war schon in voller Wirkung. Obwohl der Schmerz immer zunahm, überwand ihn Richard dennoch, weil er sich fürchtete, Theodor wieder zu betrüben, und weil er hoffte, der Schmerz würde nach einer Weile vergehen. Er versuchte sogar mit Theodor über Verschiedenes zu sprechen. Als aber das Bein schon derart anschwoll, daß ihn die Hosen spannten und der Schmerz dadurch ganz unerträglich wurde, stieß er gegen seinen Willen einen so klagenden Seufzer aus, daß Theodor aus seiner Melancholie erschreckt emporfuhr.

Da hielt sich nun Richard nicht mehr zurück und klagte dem Freunde über seine Schmerzen; Theodor hörte ihm eine Weile bestürzt zu und plötzlich schlug er die Hände vors Gesicht und begann wieder heftig zu weinen. Und zwischen dem Schluchzen sagte er, als wäre ihm auf einmal alles klar geworden: daß es gewiß giftige Ameisen gewesen seien; auch die Gichtisch-Marie hätten sie vergiftet. Als er aber aufschaute und sah, daß aus Richards Gesicht alle Röte gewichen war, bereute er seinen raschen Ausspruch. Er beschwor nun Richard, sofort nach Kacov zu eilen. Richard erhob sich mühsam und, auf Theodor gestützt, machte er einige Schritte; aber es ging nicht weiter. Da tat Theodor, wie eine Ameise mit der anderen getan hätte — er nahm Richard zwischen seine Arme, hob ihn auf eine Schulter und trug ihn weiter, so rasch er nur konnte. Er bemerkte es gar nicht, daß die Ameisen von Richard auf ihn krochen und ihn auf Hals und Händen bissen.

Nach einem Stück Weges war Theodor so erschöpft, daß er nicht weiterkonnte. Er ließ den Freund vorsichtig auf den Boden gleiten und Richard bat ihn, er möge ihm die Hosen aufschneiden. Theodor trennte mit dem Taschenmesser rasch die Nähte; in seiner Verzweiflung fiel ihm dabei ein, in der Schule einmal gehört zu haben, daß man bei Vergiftungen vor allem die vergiftete Stelle gut aussaugen müsse. Er wollte nun seinem Freunde das Gift aus allen Ameisenbissen saugen; er fand aber die einzelnen Spuren gar nicht, so wurde sein Vorhaben zu einer seltsamen Liebkosung. Und Richard stöhnte unter den Küssen seines Freundes.

Schließlich fiel noch Theodor ein, daß er selbst nach Kacov um Hilfe laufen könne; aber Richard flehte ihn mit mühsam gesprochenen Worten an, er möge ihn nicht verlassen, weil er große Furcht habe. So versprach Theodor, nicht von ihm zu gehen.

Das Gift, das auf vielen Stellen eingeimpft war, wirkte in den beiden jungen Körpern rasch und seine Wirkung war noch beschleunigt durch die Erregung des Blutes und durch die Hitze des Mittags.

Am Nachmittag kam der Forstgehilfe von Zderadin über den Schlagwald, und weil ihm schon von weitem das große Reisigbund aufgefallen war, mußte er die Gichtisch-Marie finden. Er wollte die Nachricht von ihrem Tode gleich nach Kacov bringen. Da er den kürzesten Weg einschlug, stieß er auch auf die zwei Knaben. Richard lag schon im Starrkrampf. Theodor lag neben ihm, den Kopf an Richards entblößte Brust gelehnt. Er war noch bei Bewußtsein und zeigte dem Forstgehilfen nach der Richtung, wo die Gichtisch-Marie lag; wie er aber sprechen wollte, kam nur ein unverständliches Lallen über seine Lippen.

Als endlich der Arzt kam, erkannte ihn Theodor nicht mehr. Und er spürte wohl auch nicht, daß die Brust seines Freundes ganz kalt und ruhig geworden war.

Chronik.

Gesetzgebung und Rechtspflege.

Alle die Gesetzentwürfe über Gesellschaften mit beschränkter Haftung, über den Scheck, die Haftung aus dem Betriebe von Automobilen, die Auswanderung, den Vorkonkurs, die Entschädigung für ungerechtfertigte Untersuchungshaft sind wohl vorläufig wiederum beseitigt und selbst die ganzen Vorbereitungsarbeiten nach dem bekannten, allerdings sinnlosen parlamentarischen Grundsatz für das nächste Abgeordnetenhaus verloren. Denn es ist kaum zu hoffen, daß in dieser mit so wichtigen politischen Fragen überlasteten letzten Session das Haus noch die Zeit und den Mut finden wird, diese komplizierten Entwürfe zu erledigen. So wird denn wahrscheinlich der einzige Gewinn dieser umfassenden Vorlagen nur in der Anregung bestehen, die sie den Juristen aller Kreise geboten haben. Auch solche Anregungen sind nicht ohne bildende Gewalt auf den Gebieten, wo das Gesetz selbst biegsam sein will. Denn das ganze Gefüge der Gesetze unterscheidet sich wesentlich darin, ob die einzelnen Sätze durch Inhalt und Willen des Gesetzgebers jeder Umbildung in der Anwendung Widerstand entgegensetzen, oder ob sie sich von vornherein dem Einfluß der richterlichen Würdigung besonderer Verhältnisse, der Zeit und des Ortes unterziehen wollen. In dem weiten Kreis dieser biegsamen Rechtssätze ist die Judikatur, wenn sie auch zu unserer Zeit und besonders bei uns in Österreich niemals Gewohnheitsrecht zu erzeugen vermag, von großer Bedeutung. Starre Sätze aber lassen sich von dem an seinen Eid gebundenen Richter nicht umbiegen, nicht fortbilden und nicht abändern. Das Scheckrecht z. B. kann ohne Kodifizierung durch Verkehrsübung und richterliche Sprüche gestaltet werden. Gesellschaften mit beschränkter Haftung darf aber kein Richter zur Registrierung zulassen; die ihnen eigentümlichen Rechtssätze können niemals zum Durchbruch kommen ohne die Grundlage eines Gesetzes.

Seit unserer letzten Rundschau* hat die Regierung versucht, durch Verordnungen manches zu bessern. Mit Beginn dieses Jahres ist für das ganze Reich eine **Automobilordnung** in Kraft getreten, die wenigstens allgemeine polizeiliche Vorschriften in bezug auf die Erkennungszeichen, in bezug auf das Fahren in Städten, die Konstruktion der Fahrzeuge u. dgl. gibt, wobei der Einsicht und Sachkenntnis des Automobilisten ein größerer Spielraum eingeräumt wird, als es die Verordnung für Niederösterreich aus dem Jahre 1899 getan hat.

Wichtigere Verfügungen hat das Justizministerium für die **Strafrechtspflege** getroffen. Nachdem schon im Mai des Vorjahres ein Übelstand, auf den wir vor ungefähr 20 Jahren hingewiesen haben, beseitigt wurde, der in der Vorladung von Kindern zwischen 10 und 14 Jahren ohne Verständigung der Eltern oder Vormünder gelegen war, hat nunmehr am 30. September der Leiter des Ministeriums eine Verordnung über den Strafvollzug an Unmündigen und Jugendlichen erlassen, die von der ausgesprochenen Tendenz geleitet ist, die Lückenhaftigkeit des materiellen Strafrechtes durch die Behandlung der Jugendlichen in der Strafhaft einigermaßen zu kompensieren. Wir halten, da es sich in diesen Dingen in erster Linie um die Durchführung handelt, für die wichtigste Bestimmung jene Vorschrift, daß die Auswahl des Aufsichtspersonales, dem die Überwachung der Jugendlichen anvertraut wird, eine sehr sorgfältige sein soll und daß nur die besten und gewissenhaftesten Aufseher und Werkmeister zu bestellen sind. Aber auch die Ermächtigung, Jugendlichen eine Kostaufbesserung zu bewilligen, ist von weittragender Bedeutung für die Zwecke des Strafvollzuges; denn jede Reform der österreichischen Strafanstalten muß von der Verbesserung der Kost ausgehen, da alle noch so lobenswerten Anordnungen über Bewegung im Freien, wie es hier bei den Jugendlichen verlangt wird, über Turnen und körperliche Übungen, über Unterricht und sittliche Einwirkung in ihrem Erfolg davon abhängen, daß die Gefangenen halbwegs ausreichend genährt werden. Wenn die Gefängnisse nach wie vor ein Herd der Tuberkulose und aller Ernährungskrankheiten bleiben, so wird man immer vergeblich hoffen, die Entlassenen dem Arbeitsleben zurückgeben zu können. Die Vorschriften über die Gruppenbildungen, über die Art des Unterrichtes, der Arbeit und Beschäftigung, der Versuch einer besseren Heranziehung der freiwilligen Vereinigungen verdienen alles Lob. Um so wichtiger sind diese Bestrebungen, als nach dem anerkennenswert freimütigen Ausspruch eines der ausgezeichnetsten Kenner, des Oberstaatsanwaltes **Hoegel**, sich unter den in den Strafanstalten angehaltenen Personen viel weniger eigentlich verbrecherische Naturen befinden, als man gemeiniglich annimmt. Alle die bekannten Thesen von der Unverbesserlichkeit der Rückfälligen, von der Notwendigkeit, sie dauernd unschädlich

* Vergl. Bd. IV, Heft 48 der „Österr. Rundschau".

zu machen, gelten nur für überraschend wenige Individuen und ihre allgemeine Fassung und die emphatische Betonung ihrer grundlegenden Wichtigkeit erklärt sich aus dem Mangel der Erkenntnis, welche Opfer unsere und auch die Strafgesetze der anderen europäischen Länder an sittlich und geistig nicht unter dem Durchschnitt veranlagten Menschen alljährlich fordern.

Aus der Rechtsprechung wollen wir nur das Judikat des Obersten Gerichtshofes erwähnen, wonach das Adoptivkind an erster Stelle den Familiennamen und erst an zweiter Stelle den Namen des Adoptierenden zu führen hat. Die Argumentation des Obersten Gerichtshofes für diese Lösung wird wohl niemand davon überzeugen, daß nicht die entgegengesetzte Beantwortung der Frage ebenso berechtigt gewesen wäre. Sie steht aber im Einklang mit der bisherigen Rechtsprechung des Obersten Gerichtshofes und befriedigt jedesfalls das Bedürfnis, daß diese im Gesetze nicht gelöste Frage einheitlich geregelt werde. Die Bemerkung kann aber nicht unterdrückt werden, daß bei den Beteiligten selbst regelmäßig der Wunsch besteht und, wo es zulässig war, auch Ausdruck gefunden hat, den Namen des Adoptivparens an die erste Stelle zu setzen. Denjenigen, die das bisher durch eine Reihe von Jahren getan haben, wird wohl im administrativen Wege geholfen werden können, da die Statthaltereien das Recht zur Bewilligung von Namensänderungen haben, also wohl auch zur Bewilligung einer anderen Stellung bei Doppelnamen haben dürften.

Bei der Wichtigkeit der Advokatur für das Rechtsleben wollen wir auch nicht an einer Stimmung vorübergehen, die durch einige Strafverhandlungen gegen Advokaten angeregt wurde. An sich ist das Vorkommen von solchen Dingen in einem Stande, der in Wien fast 1200 Mitglieder zählt, nicht befremdend, da es keinen Beruf gibt, der davon vollkommen verschont bliebe. Eine Verschärfung der Disziplin im Stande könnte vielleicht in einem oder dem andern Fall bewirken, daß die Disziplinierung der Strafanzeige vorangegangen wäre, daß also der Angeschuldigte, sowie etwa der Kleriker sein geistliches Habit, den Talar schon vor seiner Stellung vor den Strafrichter verloren haben würde. Man darf aber nicht vergessen, daß die Disziplinarrichter in jedem einzelnen Falle nach ihrem innersten Gewissen zu urteilen haben und daß ein Versuch, sie in der Richtung größerer Strenge zu beeinflussen, wie er im Stande selbst von einer Gruppe von Advokaten angestrebt wird, denn doch ein einigermaßen demagogisches Prinzip zur Geltung bringen will. Vermehrung der Mitglieder der Disziplinarräte der an Zahl so außerordentlich stark gewachsenen Kammern, wozu allerdings eine gesetzliche Bestimmung notwendig ist, vielleicht auch Bildung kleinerer Senate, könnte dem stärksten Übelstand der außerordentlichen Belastung der Disziplinarräte und der Verzögerung der Entscheidungen abhelfen.

Von neuen Büchern wollen wir in erster Linie die deutsche Verfassungsgeschichte von Andreas Heusler erwähnen, die, für einen weiteren Kreis als den der Fachjuristen geschrieben, die Vorzüge des Verfassers in vollkommener Beherrschung des Stoffes und klassischer Darstellung vereinigt. Das Sachenrecht hat durch den zweiten Band des deutschen Privatrechtes von Otto Gierke eine wertvolle Bereicherung erfahren. Eine Studie von Sohm über den „Gegenstand“ bildet dazu eine Ergänzung. Allgemeines Interesse wendet sich den Schriften über Wahlrecht und Wahlrechtsreform zu. Die letzte größere, umfassende Arbeit bleibt aber doch das bekannte Buch von Georg Meyer aus dem Jahre 1901. Für die österreichische Wahlreform ist es nicht ohne Interesse, auf die Arbeiten Wittmayers zurückzugreifen.

Edmund Benedikt.

Besprechungen.

Bernard Shaw: »The common sense of muncipal trading.« London, Archibald Constable & Co., 120 S.

Der Lustspieldichter Shaw faßt in diesem Büchlein seine Erfahrungen als Gemeinderat — er war während sechs Jahren Mitglied des Londoner Grafschaftsrates — über Gemeindebetriebe zusammen. Jene Voraussetzungen, welche die Blüte von Aktiengesellschaften zulassen, scheinen ihm zu gunsten von kommunalen Betrieben im gleichen Maße vorhanden zu sein. Eine Rotte von Steuerzahlern, meint er, ist nicht kurzsichtiger und dümmer als eine Horde von Aktionären. Und wenn heute eine Vereinigung von Pastorswitwen als Aktiengesellschaft ein atlantisches Kabel legen und verwalten könnte, da sie den richtigen Geschäftsführer zu finden vermag, so sei nicht abzusehen, warum die Gemeinde nicht ebenfalls Unternehmungen betreiben sollte. Die Stellung, welche sie einem Betriebsleiter bieten kann, sei völlig sicher und günstig, und das nötige Kapital sei bei der Sicherheit und Beliebtheit kommunaler Anlehen wohlfeil zu haben. Allerdings liege den Bureaukraten die Bequemlichkeit im Blute, aber dafür üben die gewählten Körperschaften einen Antrieb; namentlich lobt er den Eifer der Arbeitervertreter. Jedenfalls werde das allgemeine Interesse beim kommunalen Betrieb besser gewahrt als bei privaten Unternehmungen, ohne daß sich daraus notwendig eine

finanzielle Einbuße ergäbe. Und wenn die Gemeinde an den Löhnen nicht knausern kann, so habe auch dies seine wohltätigen sozialen Folgen. Belaste doch die ungebührliche Ausbeutung von Arbeitern durch manche private Unternehmer den Gemeindesäckel ungemein durch die Kosten der Armen- und Spitalpflege, der Polizei und die sonstigen Nachwirkungen verderbter Sitten, wie sie sich infolge von Trunksucht und Elend ergeben. Hier vorbildlich zu wirken, entspreche dem Gemeindebetrieb, zumal wenn er, wie dies Shaw voraussieht, bei aller Berücksichtigung der Interessen der Bevölkerung sich geradezu erträgnisreich gestalten läßt.

e. sch.

Heyck Eduard: „Deutsche Geschichte. Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben." Erster Band. 8°. 528 S. Mit 11 Abbild. in Farbendruck, 277 Abbild. im Text und 5 Karten. Velhagen und Klasing. Bielefeld und Leipzig, 1905.

Ein Werk wie dieses verfolgt keine Zwecke der Geschichtsforschung; solche Erwartungen sind schon durch die Raschheit des Erscheinens — das Gesamtwerk soll in drei Bänden bis zu den Weihnachten 1906 fertig erliegen — ausgeschlossen. Es will und soll auf weitere, namentlich gebildete Volksschichten wirken und das Interesse an der großen nationalen Vergangenheit nicht nur durch anregende Darstellung, sondern auch durch reiche bildliche Beigaben beleben und vertiefen. Derartige Versuche sind öfter gemacht worden, aber doch selten in so glänzendem äußeren Gewande. Das Bildwerk ist wohlausgewählt, Karten und Beilagen sorgfältig gearbeitet. So eignet sich das schöne Buch umsomehr zum Geschenkwerke, als der Historiker auch mit Anerkennung für die Darstellung nicht zurückhalten wird. Der vorliegende erste Band umfaßt die Zeit bis zum Ausgange der Hohenstaufen und ist vor allem der Schilderung der Kaiserherrlichkeit des römischen Imperiums deutscher Nation gewidmet. Man gewinnt dabei — mag auch in Einzelheiten sich mancherlei bemerken lassen — die Überzeugung, daß die Ergebnisse der modernen Forschung nicht übersehen worden sind. Recht ansprechend sind besonders die kulturgeschichtlichen Ausführungen und nicht weniger auch die Darstellung der Kaisergeschichte geraten. Die Grundlage des ottonischen Kaisertums wären allerdings präziser herauszuarbeiten gewesen. Vortrefflich scheint, was über die großen Heinriche der salischen und staufischen Zeit gesagt wird. Die flüssige, immer lebhafte, vielfach enthusiastische Schreibweise des Verfassers nähert sich wohl da und dort allzusehr dem Feuilletonstil an und würde nichts verloren haben, wenn sie sich von der Erzählung mancher sonst recht amüsanter Histörchen und von mancherlei Bemerkungen etwas aufdringlich aktuellen Charakters enthalten hätte. Manchmal gewinnt der nationale Zug etwas chauvinistische Farben, zuweilen führt auch die Absicht, recht volkstümlich-deutlich zu sein, zu Sonderbarkeiten (etwa in dem Versuche, die Taten Wilhelms I. in merovingischem Hofstil wiederzugeben. S. 160.) Damit soll die oben ausgesprochene Anerkennung nicht geschmälert werden. Die Beigabe eines Registers ist sehr zu begrüßen. Hätte es sich aber nicht empfohlen, dem Buche auch eine — etwa einen Bogen haltende — allgemein orientierende Quellenskizze zur deutschen Geschichte jener Zeit beizugeben? Vielleicht wäre eine solche noch am Schlusse des Werkes anzufügen; es würde dadurch in den Augen und der Schätzung vieler Leser wohl nur gewinnen.

h. r.

„Musik und Musiker des XIX. Jahrhunderts bis zur Gegenwart." In 20 farbigen Tafeln dargestellt von Walter Niemann. Leipzig, 1905. Verlag von Bartholf Senff.

Eine eigenartige, aber gewiß praktische und verdienstliche Darstellung. Nach der Art von Stammbäumen und synchronistischen Tabellen, wie sie sonst nur bei Darstellungen aus der Genealogie der Fürstenhäuser und aus der politischen Geschichte üblich waren, wird hier die Musikgeschichte des XIX. Jahrhunderts unter genauer Berücksichtigung aller Gattungen, „Richtungen" und Nationalitäten mit Zuhilfenahme der mannigfachsten Zeichen und Färbungen und durch die sorgfältigste Abstufung im Druck der Namen und Jahreszahlen sozusagen auf geometrische Formeln gebracht, die den Zusammenhang oder den Gegensatz der einzelnen Meister und Schulen veranschaulichen sollen. Daß diese Formeln beinahe durchaus klar und einleuchtend wirken und daß der außerordentlich reiche, schwer zu begrenzende Stoff dabei durchaus nicht eng und dürftig erscheint, ebensowenig aber durch seine Fülle verwirrt, daß es dem Verfasser also überhaupt möglich war, dem frei und unaufhaltsam dahinströmenden Leben der Menschen und Völker, wie es sich in der seelenvollsten Kunst, der Musik, spiegelt, mathematisch gerecht zu werden, ohne den Fluß zu stauen und den Strom durch künstliche Bauten hindurchzuzwängen, das ist das eigentlich Bewundernswerte an dieser mühsamen und beinahe seltsamen Arbeit. Im einzelnen ist das Urteil Niemanns, wie es sich in den von ihm aufgestellten Rangordnungen u. dgl. ausdrückt, natürlich genau so subjektiv und anfechtbar wie das eines jeden Ästhetikers und Kunsthistorikers; und während der Verfasser eines Buches mit zusammenhängender Darstellung den Vorteil genießt, seinen individuellen Standpunkt erklären und begründen und stets genau sagen zu können, warum er seinen Gegen-

stand, der, wie alles Lebendige, unendlich viele Seiten hat, just nur von der einen Seite betrachtet, bringt das Kategorische der Niemannschen Gruppen und Formeln die Gefahr einer um so schrofferen und minder leicht verständlichen Einseitigkeit mit sich. Niemann ist dieser Gefahr im allgemeinen glücklich entgangen, indem er, wo immer es die mathematische Darstellungsweise zuließ, verschiedene Seiten des Gegenstandes gleichzeitig oder nacheinander in Betracht zog und die bedeutenderen musikalischen Erscheinungen zum Ausgangspunkte oder Mittelpunkte verschiedener Tabellen und Stammbäume machte. Eine in vier Sprachen verfaßte erläuternde Einführung und ein alphabetisches Register vermehren den Nutzen und die Brauchbarkeit des für alle Kundigen und selbst Urteilsfähigen interessanten und wertvollen Werkes. Max Morold.

„Mit krummer Feder auf grünem Hut." Ernste und heitere Erzählungen von A. Dessauer. A. Edlingers Verlag, Innsbruck, 1905.

Endlich wieder einmal ein Büchlein, über das man herzhaft lachen und das man darum auch herzhaft loben kann, das weit mehr hält, als der langatmige, nicht sehr geschickte Titel verheißt, aus dem Seite für Seite eine Persönlichkeit spricht — keine geniale, blendende, aber eine kerngesunde und liebenswerte Persönlichkeit. Der Verfasser ist leidenschaftlicher Hochtourist, Alpenfreund, Gipfelstürmer. Seine Vorliebe für gefährliche Grate, halsbrecherische Kamine wird wohl nicht jedermann teilen, nicht einmal voll begreifen. Aber was er von seinen Bergfahrten Drolliges und Grausiges erzählt, das wird kaum einen kalt lassen. Vielleicht auch beschleicht dabei manchen armseligen Tal- und Hügelbummler, wie's zum Beispiel der Schreiber dieser Zeilen ist, ein bißchen wehmütigen Neides. Aber das tut nichts ... Von den zehn kurzen, knapp und gut gegebenen Geschichten des Buches sind acht von heiterer Art; am heitersten, wenigstens in der Pointe, die kürzeste, „A kurze Schtund"; am reichsten an harmlos-lustigen Einzelheiten „Entlarvt" und „Neckereien". Eine bittere Satire auf Männerstolz vor Vorgesetzten liefert „Der teutsche Mann", und feine Seelenmalerei findet sich im „Schuftigen Moment". Minderwertig, weil übertrieben und unglaubwürdig, ist nur „Die Vorlesung auf dem Totenkirchl". In die „erste Reihe der modernen Erzähler rücken", wie die schöne Phrase lautet, wird Herr Dessauer mit seinem Werkchen sicherlich nicht. Doch mag er sich darum nicht grämen. Ungekünstelter, schlichter Humor muß sich nun einmal in der Literatur mit dem zweiten oder dritten Platz begnügen. Ist aber auch die Anhängerschaft, die man damit erwirbt, klein und still, so ist sie um so treuer und dankbarer. Dessauers frisch-fromm-fröhlich-freies Bergsteigerbüchlein dürfte sich eine sehr dankbare schaffen. F. St. Gunther.

Kleine Mitteilungen.

Zur Überproduktion an Juristen. Der Verfasser des unter dieser Spitzmarke in Heft 57 dieser Zeitschrift erschienenen Artikels, Herr Dr. Graetz, hat recht, wenn er diese ernste Frage zum Gegenstande der Diskussion macht; er hat auch recht, wenn er als eine vorwiegende Ursache dieser Erscheinung die Art der Organisierung unseres Studienwesens bezeichnet, aber auch nicht minder recht, wenn er sich keinen Illusionen darüber hingibt, daß eine gründliche Änderung in dieser Beziehung so bald nicht zu erwarten sei. Nichts ist ja so konservativ wie das durch das Gesetz festgelegte, eingewurzelte System des Unterrichtes, obwohl dieser seiner innersten Natur nach vielfach einer den Wandlungen des Lebens folgenden, freieren Gestaltung bedürfte. Wenn man aber das Mittel etwas genauer besieht, welches der Herr Autor zur Milderung und Bekämpfung der so nachteiligen Folgen der Überproduktion an juristisch gebildeten Kräften angewendet wissen will: die Überleitung eines Teiles derselben auf andere Berufe, insbesondere auf kommerzielle, technische und landwirtschaftliche Gebiete, so muß man bezweifeln, ob sein Vorschlag sich praktisch bewähren könnte. Unwillkürlich muß man sich nämlich bei der Lektüre fragen, ob der Autor bei der Abfassung seines Artikels sich auch die Lage und die Verhältnisse unseres Handels, unserer Industrie und unserer Landwirtschaft vor Augen gehalten habe, ja, ob er sie überhaupt genügend kenne. Wenn dies der Fall wäre, müßte er wissen, daß aus diesen Kreisen unisono der Ruf ertönt: „Kommt nicht zu uns; bei uns ist nichts mehr zu holen!" Die Techniken sind überfüllt, in allen technischen Branchen macht sich eine enorme Konkurrenz bemerklich; das gleiche gilt von der Bodenkultur, vom Kaufmannsstand, von der Kunst und dem Kunstgewerbe u. s. w. Allerorten ist das Anbot fachlich vorgebildeter, von den höchsten Lehranstalten oder Spezialschulen mit dem Zeugnis der Befähigung entlassener Anwärter auf Posten ein massenhaftes. Wie viele fruchtlose Mühe müssen selbst solche Kräfte in der Praxis anwenden, um überhaupt unterzukommen, und gegen eine solche Konkurrenz soll der junge Jurist, der selbstredend auf allen diesen Fachgebieten der reinste Ignorant ist, aufkommen! Noch schlimmer steht für den österreichischen Juristen die Chance für sein Unterkommen im Auslande. In England und Amerika ist dies für den Ausländer, welcher

sich als geistiger Arbeiter anbietet, überhaupt schon mit Rücksicht auf die so häufig mangelnde sprachliche Routine, aber auch durch das Verhalten der dortigen Unternehmer zu auswärtigen Elementen sehr erschwert; das gilt auch für Frankreich und für das industriereiche Belgien. Rußland kommt gegenwärtig nicht in Betracht. Im Deutschen Reiche kann man aber täglich dieselbe Klage über den beängstigenden Zuwachs an Juristen hören! Insofern scheint man dort einen vernünftigeren Weg einzuschlagen, daß man die jungen Leute aus den sogenannten „gebildeten" Kreisen gleich nach Absolvierung der Mittelschule in das praktische Leben übergehen läßt; die nötigen, auch die juristischen Sachkenntnisse werden durch Spezialkurse an Universitäten, Techniken, Handelshochschulen u. a. vermittelt. Freilich ist für diesen Vorgang in der Regel der bestimmende Grund der Eintritt in das Unternehmen des Vaters oder Verwandten, demnach mit Rücksicht auf ganz konkrete Lebensverhältnisse. Mit all diesen Verhältnissen muß der Österreicher rechnen. Wenn es aber auch ein oder dem andern österreichischen Juristen gelänge, einen Volontärposten oder dergl. in einem auswärtigen Unternehmen zu erlangen, was bedeutete dieser singuläre Fall für das Gros der Juristen? Wie stellt sich denn der Herr Autor die Sache auch vom praktischen Standpunkte angesehen vor? Wer wird denn diese „Aspiranten" kontrollieren, wenn man ihnen eine so große Begünstigung einräumen soll, wie die Anrechnung ihrer Praxis als „Staatsdienstzeit", wenn im Auslande zugebracht sogar im Verhältnis von 1 zu $1^1/_2$ Jahren! Und wie, wovon werden sie sich erhalten? Lauter Fragen, die wir noch vielfach vermehren könnten, auf die uns der Herr Autor in seinem an sich gewiß gut gemeinten Artikel die Antwort schuldig geblieben ist.

Dr. von Haymerle.

Arabische Volkspoesie. Angeregt durch den Artikel von Prof. Dr. Anton Schönbach: „Aus den Urtiefen der Poesie" (Bd. V, Heft 60, 61), möchte ich es nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß es der Kustos-Adjunkt am k. k. Naturhistorischen Hofmuseum und Dozent an der Universität in Wien, Dr. Wilhelm Hein, war, welcher anläßlich seiner Expedition nach Südarabien zwei Araber bestimmte, nach Wien zu kommen. Hier fanden sie in dem gastlichen Hause seiner Schwester, Frau Direktor Grill, in Hütteldorf monatelang Unterkunft und Pflege. Durch den ständigen Verkehr mit diesen Arabern wurde es Herrn Hofrat Prof. Dr. D. H. Müller und Herrn Dr. Rhodokanakis möglich, eingehende Studien und Aufnahmen zu machen und einen für die Kenntnis der orientalischen Sprachen und Sitten so bedeutungsvollen Beitrag zu liefern, wie er uns nun in dem epochalen Werke über „Die Mehri- und Sokorisprache" vorliegt. Ich selbst habe wiederholt Gelegenheit gehabt, diese Araber — wahre Prachttypen ihres Stammes — im Hause Grill zu sehen und zu beobachten. Namentlich der von Prof. Schönbach erwähnte „Ali" zeichnete sich durch ein phänomenales Gedächtnis aus; nicht weniger als 600 Lieder und Sprüche konnte er frei aus dem Gedächtnis rezitieren. Es war interessant, dem Vortrage der zwar eintönigen, aber eigenartigen Gesänge, von Liebesszenen, Krankheitsbeschwörungen u. dergl. und dem Gebärden- und Mienenspiel des Vortragenden zu folgen; unwillkürlich wurde man hiebei an das unbefangene Spiel der Kinder gemahnt. Es scheint mir ein Akt der Pietät zu sein, auch an dieser Stelle Heins, als des Mannes zu gedenken, dessen Vermittlung wir die Hebung eines so wertvollen Schatzes verdanken. Leider konnte er selbst nicht mehr bei dessen Bergung mitwirken; eine furchtbare Krankheit raffte diesen selbstlosen und opferfreudigen Forscher in der Blüte der Jahre hinweg, wahrscheinlich hatte er den Keim der Todeskrankheit schon bei der Rückkehr von seiner entbehrungs- und gefahrvollen Expedition nach Südarabien mit in die Heimat gebracht. —mer—

Feuilleton.

Ein Gedicht Anzengrubers.

Mitgeteilt von Rosa Mayreder.

Nach dem Tode Karl Sitters im Mai 1884 hatte Anzengruber die Redaktion des „Figaro" übernommen. Sitter war nicht leicht zu ersetzen; der Wiener „Figaro", wie er damals war, trug ganz den Stempel dieser eigenartigen Persönlichkeit, einer durch kaustischen Humor und satirische Schärfe ausgezeichneten Variante jenes Raunzer-Typus, zu dem unter der Ungunst äußerer Entwicklungsbedingungen in Wien auch Repräsentanten der höchsten Geistigkeit geworden sind. Wegen seiner Teilnahme an der Freiheitsbewegung des Jahres Achtundvierzig zu einem Jahr Festungshaft verurteilt, hatte er in Olmütz als Sträfling Steine geklopft. Dieser Freiheitsdrang und diese unabhängige Gesinnung wie die

literarischen Aspirationen, die Sitter in einige längst verschollene Romane mit Wiener Lokalkolorit gesetzt hatte, nahmen schließlich in dem Blatt, an das er die Arbeit seines Alters wendete, Gestalt an.

Mit ihm verlor der Begründer und Herausgeber des „Figaro", Rudolf v. Waldheim, einen langjährigen Freund. Er war durch sein Hinscheiden vor eine schwierige Frage gestellt, die durch das Anerbieten Anzengrubers, die Redaktion zu übernehmen, für ihn um so glücklicher gelöst wurde, als er darin zugleich ein Zeichen der Anerkennung und Wertschätzung für das Blatt erblickte, das er aus Liebhaberei und mit Opfern aufrechterhielt, wie manche andere der Publikationen, die in seinem Verlag erschienen.

Auch Waldheim — der Anzengruber nur um wenige Wochen überlebte — hatte die Eindrücke der Achtundvierzigerjahre bis in sein spätes Mannesalter bewahrt. Die Ideen der Aufklärung, der persönlichen Unabhängigkeit, jener edle, aufrichtige Liberalismus des Denkens, der später als politisches Schlagwort diskreditiert worden ist, fanden in seiner Person lebendigen Ausdruck. Eine durchaus tätige Natur, war er immer bereit, Tätigkeit zu schätzen und zu fördern, wo immer sie sich zeigte; im Vordergrunde aber stand für ihn die Verpflichtung des Reichtums, Kultur zu schaffen — die Übertragung des alten Grundsatzes noblesse oblige in eine vornehme moderne Weltanschauung.

So bildete auch die Wahl eines Sommersitzes, den er Ende der Siebzigerjahre in Millstatt gefunden hatte, für ihn einen Anlaß, hier mit weiterblickender Unternehmungslust einzutreten. Millstatt war zu jener Zeit ein unbekannter weltabgeschiedener Ort, von einigen wenigen Sommergästen besucht, die den Zauber dieser unberührten Natur durch Entbehrungen aller Art erkaufen mußten. Das Aufblühen Millstatts als Sommerfrische ist auf Rudolf v. Waldheim zurückzuführen. Mit lebhafter Empfänglichkeit erkannte er die Vorzüge dieses lieblichen Seeufers, dieses milden geschützten Klimas, von dem er sich namentlich eine Wirkung gegen die Katarrhe versprach, die eine Plage der Großstadtluft sind; und sogleich ging er daran, den Schatz, den er für sich gefunden hatte, auch anderen zugänglich zu machen. In der stimmungsvollen östlichen Bucht legte er eine Reihe von Bauten an, die dem schmalen Uferrand abgerungen werden mußten; dann begann er Propaganda zu machen, indem er die erste Annonce für Millstatt in Gestalt einer reizenden Zeichnung Kirchners erscheinen ließ und seine Freunde bewog, sich von den Vorzügen Millstatts durch Augenschein zu überzeugen.

Sein gastfreundliches Haus versammelte im Winter an jedem Mittwoch, dem Redaktionstage des „Figaro", einen Kreis von Freunden, von denen außer Karl Sitter der Architekt Josef Storck, der Maler Leopold Müller, der Erfinder der Korrespondenzkarte Emanuel Herrmann, der Bankier Völcker, der Nationalökonom Max Wirth den Stamm bildeten. Ein zwangloser Verkehr im Stile jenes alten Wienertums, dessen Ruhm kein unverdienter war, herrschte unter der Ägide des Hausherrn, der, eine schöne, männliche Erscheinung, im braunen Samtrock und schwarzen Seidenbarett seine Gäste zu empfangen pflegte.

Diese Gastfreundlichkeit öffnete nun auch im Sommer einer heiteren Geselligkeit ihre Pforten. Die Devise war: jeder tut, was er mag; man zerstreute sich in Gruppen, um sich mittags und abends an der gemeinsamen Tafel wiederzufinden, oder man versammelte sich zu ländlichen Vergnügungen, unter denen das Kegelspiel, das noch nicht durch das Lawn-Tennis um seine Anziehung gebracht war, einen ersten Platz behauptete.

Im September 1886 besuchte auch Anzengruber für einige Tage Millstatt als Waldheims Gast. Es war jenes Jahr, in welchem der Enthusiasmus für Millstatt seinen Höhepunkt erreichte; der poesievolle Reiz, der über dem Orte mit seinem malerischen, mittelalterlichen Stifte lag, war noch unberührt, während die Anlagen Waldheims die Perspektive einer harmonischen Weiterentwicklung zu bieten schienen. Im Auftrag Waldheims machte Hugo Darnaut eben eine Serie von Aufnahmen aus der landschaftlichen Szenerie Millstatts, die, als Heliogravüren in einigen hundert Exemplaren vervielfältigt, von Waldheim zum Weihnachtsgeschenk für Freunde und Bekannte bestimmt waren.

Von dieser künstlerischen Stimmung angemutet, begannen andere der Gäste, die kürzere oder längere Zeit dem Kreise angehörten, sich beim Scheiden in Versen zu versuchen; und auch Anzengruber verabschiedete sich mit einer poetischen Widmung an den Hausherrn. Er trug das Gedicht vor seiner Abreise mit gewinnendem Humor der Gesellschaft vor; später wurde es in einer hektographischen Vervielfältigung seiner eigenen Handschrift an die Anwesenden verteilt. Die Wirkung der Gelegenheitsgedichte ist in der Regel vergänglich wie der Anlaß, dem sie entspringen, und bleibt nur für jene lebendig, denen sie eine liebe Erinnerung wachzurufen vermag. Wiewohl auch das Gedicht Anzengrubers ohne Kommentar der äußeren Umstände, auf die es sich bezieht, nicht ganz verständlich ist, zeichnet es sich durch Anmut der Erfindung und virtuose Behandlung des Verses doch so sehr aus, daß es verdient, der Vergessenheit entrissen und einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht zu werden.

An der Millstadt* Seegestade.

Als ich neulich ohn zu üben
Mich gezeigt mit guten Schüben,
Niemand wußt', was mir begegnet,
Wer mir meine Hand gesegnet
An der Millstadt Seegestade.

Aus des Sees dunklen Wogen
Kam die Nixe hergezogen,
Nahe bis zum Uferrande
Zu dem schilfbewachsnen Strande
An der Millstadt Seegestade.

Und sie sagte freundlich blickend,
Gnädig mit dem Haupte nickend:
„Staubgeborner, will dich fragen,
Du sollst mir die Wahrheit sagen,
An der Millstadt Seegestade."

Nun bei Nixen, Feen, Dryaden,
Kann man das wohl ohne Schaden;
Sonst bei Damen ist als Richtschnur
Wahrheit nicht gar ratsam – nicht nur
An der Millstadt Seegestade.

Und ich hob die Hand zum Eide,
Daß ich wahrhaft sie bescheide –
Es geschah zu ihrem Leide,
Und dann schieden sacht wir Beide
An der Millstadt Seegestade.

Doch als ihrem treuen Knechte
Hieß sie tauchen mich die Rechte
In der Wogen Schaumgetriebe,
Daß ich besser Kegel schiebe
An der Millstadt Seegestade.

Nur in meines Busens Falten
Sollt' ich streng verschlossen halten
Das, was mich die Nixe fragte
Und was ich zur Antwort sagte
An der Millstadt Seegestade.

* Irrtümliche Schreibweise für Millstatt.

Doch es zählt zu Männerschwächen,
Abenteuer zu besprechen –
Fühl' ich anderwärts mich Mannes
Gnug dazu, je nun, ich kann es
An der Millstadt Seegestade.

Schämig sich zum Spiegel bückend,
In die Stirn den Schilfkranz drückend,
Sprach die Nixe: „Einen Hünen
Seh ich schreiten längs den Dünen
An der Millstadt Seegestade.

Boden hat er mir entrissen,
Um mich prangend einzuschließen;
Jahr für Jahr sorgt um die Wette
Er für meine Toilette
An der Millstadt Seegestade.

Und in meinem Bannkreis weilet
Mondenlange er und teilet
Mit dem kräftgen Arm die Wogen
Oder kommt zu Schiff gezogen
An der Millstadt Seegestade.

Stets kehrt er zurück auf's Neue —
Nur die Lieb' weckt solche Treue!
Und ich fühle mich getrieben,
Endlich wieder ihn zu lieben
An der Millstadt Seegestade.

Da ich dich, o Sohn der Musen,
Blicken ließ in meinen Busen,
Darf ich ihm – das sollst du sagen –
Liebe zu gestehen wagen
An der Millstadt Seegestade?"

„„Seegebieterin, erfahre –
Daß ich dir die Scham erspare! –
Er sucht hier nur, das ist's Wahre,
Loszuwerden die Katarrhe
An der Millstadt Seegestade!""

Millstadt, den 23./8. 886. L. Anzengruber

Von der Woche.

1. Januar 1906. Die italienischen Abgeordneten des istrianischen Landtages beschließen, daß sie so lange keine Verhandlungen im Landtag zulassen werden, bis die sprachlichen Zugeständnisse an die Slowenen nicht zurückgezogen sind. — Graf Paul Szapary wird auf seine Bitte des Postens als Gouverneur von Fiume und des ungarisch-kroatischen Litorales enthoben.

2. Der belgische Handelsminister, Gustave Francotte, trifft zum Zweck des Studiums von Mittelstandsfragen und der Besichtigung gewerblicher Bildungsanstalten in Wien ein. — Im südwestlichen Teil der Monarchie findet ein ziemlich heftiges Erdbeben statt. — Der neuernannte Obergespan für Debreczin wird bei seiner Ankunft von einer exzedierenden Menge schwer mißhandelt. – Die bulgarische Sobranje nimmt den Vertrag, betreffend eine serbisch-bulgarische Zollunion mit Akklamation ohne Debatte an.

5. Eröffnung einer internationalen Kochkunstausstellung in Wien.

*

Maritimes. Auf maritimem Gebiete harren bedeutsame Fragen seit langer Zeit ihrer Lösung. Vor allem handelt es sich um die Erneuerung des Lloyd-Vertrages. Die Angelegenheit ist eine schwierige, weil das Unternehmen einerseits einer Kräftigung bedarf, um den stetig steigenden Bedürfnissen des Seeverkehrs entsprechen zu können, und anderseits die Stimmung in den parlamentarischen Kreisen finanziellen Opfern auf diesem Gebiete nicht günstig erscheint. Das Parlament sieht sein Ende herannahen. Da wird die Lust, neue Lasten zu votieren, gering, namentlich wenn es sich um maritime Dinge handelt, die bei uns nun einmal kein allgemeines Interesse erwecken. Die Regierung

hegt daher den Wunsch, den Lloyd-Vertrag in einer Weise zu gestalten, welche dessen Genehmigung durch das Parlament erleichtert. Sie hat jüngst der Verwaltung der Gesellschaft ihre Gesichtspunkte bekanntgegeben. Wenn auch die Gesellschaft den neuen Vertrag auf breitere Basis zu stellen wünscht und die Ausgestaltung des Seeverkehrs sichern will, so konnte die Verwaltung doch nicht dem Programm der Regierung einfach entgegentreten, weil sie sich der Hoffnung hingibt, daß es im Wege der bevorstehenden mündlichen Verhandlungen möglich sein werde, zu einem Ausgleiche der beiderseitigen Interessen zu gelangen. Die Zeit drängt und von der Lloyd-Frage hängen Dinge und Verhältnisse ab, welche eine Störung nicht vertragen.

Auch das Marineunterstützungsgesetz hat jüngst wieder den Industrierat beschäftigt. Bekanntlich wird das bestehende Gesetz schon seit drei Jahren immer wieder auf ein weiteres Jahr verlängert, weil man über den Inhalt eines neuen Elaborates nicht schlüssig werden kann. Die freie Reederei stellt große Forderungen, aber schon macht sich auch eine Richtung geltend, welche regelnd einzugreifen sucht. Man will die für die Marineunterstützung zu verausgabenden Summen so viel als möglich der heimischen Industrie sichern. Man will daher den Bau im Inlande fördern und es verhindern, daß große Investitionen wie bisher den ausländischen Werften zufließen. Das Prinzip der Bauprämien tritt in den Vordergrund, während die Schiffahrtsprämien nur ergänzend hinzutreten sollen. Beide Richtungen kamen auch im Industrierate zur Sprache, doch verwies man die Angelegenheit an ein neuerliches Studium. Heute liegen die Erfahrungen anderer Staaten vor. Überall sorgt man für den Eigenbau und sucht durch Bauprämien den Unterschied auszugleichen, welcher die nationale Arbeit verteuert. Es ist durchweg eine gegen die Präponderanz der englischen Werften gerichtete Tendenz. Man muß auch bei der Marineunterstützung der Spekulation Grenzen ziehen, Überproduktion vermeiden und die Entwicklung der Handelsflotte auf lebensfähiger Basis sichern. Gerade auf diesem Gebiete kann man ein gewisses Maß von Vorsicht nicht entbehren, weil gerade der Ausstand gezeigt hat, daß Mißgriffe meist teuer bezahlt werden. —e—

*

Deutsches Volkstheater. Literarisch hochstehend ist „Der Herr Privatdozent" von Ferdinand Wittenbauer, zwar nicht, aber ein ehrliches, wirksames Theaterstück mit lobenswerter Gesinnung und Absicht. Die vier Aufzüge vereinigen sich zu so altem echten Theater, daß sie ein Praktiker nicht effektvoller hätte ausrechnen können. Wittenbauer hielt sich an ein dramatisches Agens von unbedingter, nie versagender Wirkung, er enthüllte Korruption: die Korruption der Universität, die bei uns geradezu populär ist, von der jedermann weiß und die doch ruhig weiterblüht, weil der Kreis der Geschädigten zu klein ist, um den gesellschaftlichen Egoismus zu moralischer Entrüstung zu erhitzen. Nun, da ein Mitglied der eigenen Kaste dagegen auftritt, gewinnt die Sache an Pikanterie.

Wittenbauer schildert mit Schärfe und Treue — Verhältnisse, Zustände. Er ist weit mehr Sittenschilderer, Satiriker, als Bildner und Neuschöpfer. Den Menschen kommt er von außen bei; seine Charakteristik ist von großer Einfachheit. Der Held ist männlich und edel, der Intrigant ein strebender, platter Hohlkopf, die Braut schmachtend und herb, u. s. w. Dem entsprechend locker ist die Entwicklung der Handlung. Nur ein Ahnungsloser wagt die Konfliktszene des ersten Aktes: Der Herr Privatdozent muß eine schiefsitzende Halsbinde tragen, um von der bösen Frau Hofrat Kellersheim verdächtigt zu werden, in ihrem Hause ein Nähmädel geküßt zu haben, das ihm die Krawatte richten wollte. Oder: der Herr Privatdozent brauchte nur dem ihn liebenden Hofratstöchterchen zu sagen, daß er nur sie liebe und — das Stück ist aus! Was geschähe aber dann mit den scharfen, fröhlichen Klingenhieben wider den verworrenen Knoten der akademischen Verwandtschaften und Bündnisse, die das Beste an dem Stücke sind? Die Beredsamkeit einer ehrlichen Entrüstung, ein gutes Gefühl des Autors ruhen im Stücke, geben ihm eine gewisse höhere Idee. Das Theater ward wieder einmal zur moralischen Richtstätte und unter brausendem Beifall ward ein Kopf der Korruptionshydra gefällt.

Es gab großen, lauten, stürmischen Erfolg. Die Darstellung hatte daran rühmlichen Anteil, voran Herr Tyrolt. Er spielt einen weiberfeindlichen, polternden Professor mit einer Kraft und mit einer geistigen Schärfe, die bewunderungswürdig sind. Was noch übrig blieb, herauszuholen aus der sehr eindringlichen Zeichnung Wittenbauers, tat Herrn Dr. Tyrolts Maske. Besonders erwähnt in dem bis auf die kleinste Rolle ausgezeichneten Ensemble sei Fräulein Müller; man lasse ihr nur Zeit, sich zu finden, zu verinnerlichen, ihre noch hin und wieder leere Theatermache wird sich verlieren und sie wird jene Liebhaberin sein, die das Volkstheater braucht. R. Holzer.

*

Raimund-Theater. Das Plattenunwesen, die jüngste Errungenschaft des Wiener Nachtlebens, hat nun auch seinen Dichter gefunden.

Karl Bachmann beglückte das Raimund-Theater mit einer Posse, die die Abenteuer einer Amateurplatte unter der Führung eines echten Plattenhäuptlings, des „g'stutzten Schani", nach bewährten Mustern schildert. „Einer von der Platte" nennt sich das hochaktuelle Werk, und die Direktion des Raimund-Theaters fügte auf dem Theaterzettel entschuldigend hinzu: „Faschingsposse". Aber auch im Bühnenbetriebe klagt sich an, wer sich entschuldigt, und eine gute, aus froher Laune geborene Posse bedarf nicht erst eines Freibriefes von Prinz Karnevals Gnaden. Nur zusammengeplünderter Blödsinn darf es nicht ausschließlich sein, und es muß auch noch im tollsten Unsinn irgend ein leitender Grundgedanke erkannt werden. Unter den sechs Bildern, aus denen sich die Faschingsposse des Raimund-Theaters zusammensetzt, gibt es ein einziges, darin der Keim zu einer lustigen Satire steckt. Das ist das auch dekorativ eigenartige und fesselnde Bild „Unterm Stadtbahnviadukt", wo die organisierten Platten ihr vornehm eingerichtetes, mit Telephon und Telegraph ausgestattetes Zentralbureau aufgeschlagen haben. Dort beheben die Plattenbrüder ihre Wochendividenden, dort werden den Wirten Enthebungskarten ausgefertigt, die sie gegen Entrichtung einer nach ihrem Einkommen progressiv bemessenen Lösegebühr vor nächtlichen Einbrüchen sicherstellen u. s. w. Dieses Bild aber steht nicht am Anfang der Posse und dient ihr nicht als satirischer Ausgangspunkt, sondern es steht am Ende eines durch Gesangs- und Tanzeinlagen retardierten Verlegenheitsspieles, wo die durch die abgebrauchtesten Verkleidungsscherze und durch die ältesten Erfolgmittelchen stumpf gehetzten und verärgerten Sinne des Zuschauers keine Empfänglichkeit mehr besitzen für die kleinen stacheligen Ausfälle, die post festum auf die mangelhafte Razzia nach dem Wiener Nachtpülchertum erfolgen. Fasching hin, Fasching her. Man kann es nach den letzten Neuheiten des Raimund-Theaters nicht anders als symptomatisch finden, daß es das neue Kalenderjahr mit einem so gearteten Werke eröffnete. „Die Woche fängt gut an", sagte Hanswurst, als er Montag zum Galgen geführt wurde. —tr—

*

Bürgertheater. Die jüngste Neuheit dieser Bühne, der Schwank „Die große Haube" von Alexander Engel und Rudolf Ritner, ist leider wieder nur Kapellmeistermusik. Beinahe schon Zirkusmusik. Der Grundgedanke, daß erwachsene Kinder, die gerne heiraten möchten, vorerst trachten, ihren „verwitwerten" Vater unter die Haube zu bringen, damit er sich nicht verlassen fühle, wenn sie in den Hafen der Ehe einlaufen, wäre an sich und in entsprechend lustig-harmloser Form durchgeführt so übel nicht. Er wird indes durch eine aufdringlich-wienerische Biergarteninstrumentation gründlich verdorben. Alle Augenblicke meldet sich die bürgerliche Moral von anno „Mir san mir" in einem weithinschmetternden Flügelhornsolo zum Wort. Zuerst die endlose Freudenarie eines Großschneidermeisters über den Durchfall seines Sohnes beim Doktorexamen. Die Freude entspringt aber nicht etwa der Genugtuung, daß Jungwiener Hochmut und Anmaßung ihre verdiente Strafe erfuhren, sondern dem verletzten Bürgerstolze, der es nicht mitansehen kann, daß der Sohn höher strebt als der Vater. Dann wird eine adelsstolze Hofratswitwe feierlich zur Tür hinausgeworfen. Bevor aber der wackere Schneidermeister diese bürgerliche Heldentat vollbringt, sagt er der wehrlosen Frau noch seine Meinung über den Beamtenstand: Wir sind es, wir Steuerträger, die euch erhalten. Ihr seid wegen uns da, nicht wir wegen euch u. s. f. Zur Abwechslung gibt es auch ein Pikkolosolo, ausgeführt von einem wirklichen Pikkolo, einem zehnjährigen Kellnerjungen. Von ihm läßt sich derselbe Schneidermeister, der der Hofrätin den Stuhl vor die Tür gesetzt hat, von oben herab behandeln und sich die saftigsten Arroganzen ins Gesicht sagen. Statt ihn dafür bei den Ohren zu nehmen, mißt er ihm untertänigst einen Frackanzug an und stellt den kleinen Frechdachs schließlich noch als bürgerlichen Musterjungen hin. So also sieht der Bürgerstolz aus, dem im Wiener Bürgertheater das Wort geredet wird. Es wäre töricht, gegen ihn zu polemisieren und müßig, die Geschmacklosigkeit nachzuweisen. Aber ausgesprochen muß es doch werden, daß jedes andere Theater ähnlichen antediluvianischen Tendenzen huldigen dürfte, nur just nicht das Schauspielhaus, das den Namen „Bürgertheater" im Schilde führt. —pp.

Österreichische Rundschau, Heft 63. Redaktionsschluß 6. Jänner 1906. Ausgegeben 11. Jänner 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld

Notizen.

„Das Leben." Der auch in Wien sattsam bekannte Schriftsteller Artur Kirchhoff gründete vor kurzem in Berlin eine illustrierte Wochenschrift „Das Leben". Sie wurde mit vielen Reklamekünsten in die Welt gesetzt und wußte sich durch Bestellung eines Strohmannes als „inländischen" verantwortlichen Redakteur auch in die Wiener Tabak-Trafiken einzuschmuggeln. Nun weist Professor A. Forel in der „Umschau" nach, daß dieses Blatt vom Deutschen Brauerbund subventioniert wird, um in versteckter Weise gegen „die moderne Abstinenzbewegung, welche für die deutsche Brauindustrie in moralischer und wirtschaftlicher Beziehung eine große Gefahr zu werden droht, zu wirken. Das Blatt „will alle packenden Fragen des Lebens in anregender und belehrender Form unter lebensfreudigen Perspektiven (!) behandeln" und ist mit möglichst viel nackten weiblichen Figuren zur Anlockung der Leser illustriert. Die Herausgeber sind, wie Professor Forel zeigt, in unerhörter Weise vorgegangen und haben eine Reihe hervorragender Gelehrter überrumpelt, um sie als Mitarbeiter nennen zu können und Artikel von ihnen zu erhalten.

Charlotte von Stein. Die Goethe-Gesellschaft hat im Jahre 1902 das Grabdenkmal der Korona Schrötter in Ilmenau zum hundertjährigen Todestage der Künstlerin in seiner ursprünglichen Schönheit wiederherstellen lassen. Auch das Grab der Friedericke Brion in Meißenheim wird gepflegt. Dagegen ist die Ruhestätte Charlotte von Steins, jener Frau, die viele Jahre im Mittelpunkte von Goethes Leben gestanden, ganz vernachlässigt. Um ihr Grab in Weimar vor völligen Verfall zu bewahren, hat sich ein Damenkomitee gebildet, das sich in einem Aufruf an „alle diejenigen Männer und Frauen, die Verständnis für das Leben und Wirken dieser großen Frau haben", mit der Bitte um einen Beitrag wendet. Geldspenden nimmt Herr L. G. Heymann, Hamburg, Paulstraße 25/II, entgegen.

Mörikes Werke. Im Verlag von Max Hesse in Leipzig ist eine neue vierbändige Ausgabe von Mörikes gesammelten Schriften um den spottbilligen Preis von M. 2.— erschienen.

Büchereinlauf.

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Neue Reihe. Herausgegeben vom Kunstwart. XXII. bis XXIV. Folge, Blatt 127—144. Die XXII. Folge enthält: Blatt 127 Rembrandt, Die Vorsteher der Tuchmacherzunft. — Blatt 128 Rembrandt, Brustbild aus den Vorstehern der Tuchmacherzunft. — Blatt 129 Rethel, Sieg des Todes aus „Auch ein Totentanz". — Blatt 130 Melozzo da Forli, Engel mit Geige. — Blatt 131 Melozzo da Forli, Engel mit Laute. — Blatt 132 Paulus Potter, Kopf des jungen Stieres. Die XXIII. Folge enthält: Blatt 133 Sodoma, Der heilige Sebastian. — Blatt 134 Franz Hals, Ein Offizier. — Blatt 135 Johann v. d. Meer v. Delft, Lesendes Mädchen. — Blatt 136 Dürer, Auferstehung Christi. — Blatt 137 Ruisdael, Bewegte See bei aufziehendem Gewitter. — Blatt 138 Rembrandt, Jan Six. Die XXIV. Folge enthält: Blatt 139 Filippo Lippi, Die Madonna im Walde. — Blatt 140 Palma Vecchio, Violante. — Blatt 141 Rembrandt, Jan Six am Fenster. — Blatt 142 Holbein d. J., Samuel und Saul. — Blatt 143 Dürer, Die Anbetung der Könige. — Blatt 144 Michelangelo, Der Prophet Daniel. München. Georg D. W. Callwey.

Über Melodientaubheit und musikalisches Falschhören. Von Dr. Ferdinand Alt. Leipzig und Wien, 1906. Franz Deuticke. M. 2.—

Max Halbe: Die Insel der Seligen. Eine Komödie in vier Akten. München, 1906. Albert Langen. M. 2.50

Friederike und Lili. Fünf Goethe-Aufsätze von Dr. Albert Bielschowsky. Mit einem Nachruf und dem Bildnis des Verfassers. München, 1906. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. M. 4.—

Ludwig Börnes Berliner Briefe 1828. Nach den Originalen mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin, 1905. F. Fontane & Co. M. 3.—

Verlagskatalog von S. Fischers Verlag, Berlin, 1886—1906.

Jugendspiegel. Neue Kinderbücher. Herausgegeben von Helene Riesz und Eugenie Hoffmann. I. Bändchen. Sieben Märchen. Wien, 1905. Hugo Heller. K —.20

Das Stundenbuch, enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben. Von der Pilgerschaft. Von der Armut und vom Tode. Von Rainer Maria Rilke. Leipzig. Insel-Verlag. M. 4.—

Luise von Franzos und Konrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, 1905. Georg Reimer. M. 5.—

Gen Ispahan. Von Pierre Loti. Berlin und Leipzig, 1906. Hüpeden & Merzyn. M. 3.—

C. Wagner. Schlichtes Leben. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Fr. Fliedner. Paris, 1905. W. Fischbacher, A.-G.

Über Nachbars Giebeldach. Novelletten von Antoinette Freiin von Sedlnitzky. Dresden, 1906. E. Pierson. M. 3.—

Zur Erdkunde. Proben erdkundlicher Darstellung für Schule und Haus, ausgewählt und erläutert von Dr. Felix Lampe. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. M. 1.20

Eingesendet.



Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 64: 13. Jänner 1906.

Hundert Jahre Zollpolitik.

Von Dr. Richard Schüller.

Ludwig Lang ist seit 30 Jahren ungarischer Abgeordneter, war unter Szell Handelsminister und ist Professor, derzeit Rektor, der Budapester Universität. Er hat ein soeben in deutscher Übersetzung erscheinendes Buch über die Zollpolitik des letzten Jahrhunderts* veröffentlicht, welches eine sachkundige, klar und lebhaft geschriebene Darstellung der Handelspolitik Englands, Amerikas, Frankreichs und Deutschlands enthält, zum weitaus größten Teile aber den österreichisch-ungarischen Zollverhältnissen gewidmet ist. An ihrer Gestaltung hat Lang einflußreich mitgewirkt; die eigene Erfahrung des Autors, seine Kenntnis der in Ungarn herrschenden Ansichten und Stimmungen und die Verfügung über die Materialien der Ministerien und ihre Archive verleihen diesem Teile des Werkes ein ganz besonderes Interesse. Es ist nicht nur für die Geschichte, sondern auch für die Beurteilung der Zukunft des gemeinsamen österreichisch-ungarischen Zollgebietes von ernster Bedeutung.

An die Spitze seiner Ausführungen stellt Lang die in Ungarn oft wiederholte Behauptung, daß seine Bevölkerung lange Zeit hindurch, insbesondere seit Kaiser Josef II. bis zum Jahre 1848, der „Selbstsucht der österreichischen Industrie" zur „Ausbeutung" überlassen worden sei. Er begründet dies mit dem Hinweise auf die zahlreichen, nur allmählich und teilweise erfolgreichen Eingaben, in welchen sich die ungarischen Stände jener Zeiten dagegen wendeten, daß die österreichischen Zölle auf ungarische Produkte höher waren, als die ungarischen Zölle auf österreichische Artikel. Aus dieser Zeit stamme auch „die unheilbare Krankheit" der österreichischen Industrie, welche im konkurrenzlosen Genusse des ungarischen Marktes verweichlicht und deshalb später vom Auslande überflügelt wurde. Lang wiederholt hier nur eine fable convenue; es geht dies schon daraus hervor, daß der ganze Export Österreichs nach Ungarn nicht beträchtlich war und noch in dem Jahrzehnte 1841 bis 1850 kaum 30 Millionen fl. jährlich erreichte; ebenso groß war übrigens die Ausfuhr Ungarns nach Österreich.

Die große Umwälzung des Jahres 1848 führte zu einem Umschwunge in der österreichisch-ungarischen Zollpolitik, durch welchen alle Wünsche Ungarns befriedigt wurden. Das Ministerium Schwarzenberg beseitigte die Zollschranken zwischen Österreich und Ungarn und setzte die Außenzölle auf Industrieartikel sehr stark

* „Hundert Jahre Zollpolitik", übersetzt von Alexander Rosen, Wien und Leipzig, Karl Fromme, 1906.

herab. Die Freihandelsidee war zur Herrschaft gelangt. Durch den im Jahre 1853 mit Preußen geschlossenen Vertrag wurden die Zölle noch weiter ermäßigt, so daß z. B. der Zoll für Roheisen, der früher 2 fl. 24 kr. betragen hatte, nunmehr mit $22^1/_2$ kr., der Zoll für mittelfeine Schafwollware, der 183 fl. betragen hatte, mit 45 fl. festgestellt wurde. Diese so weitgehenden Änderungen bewirkten, daß der Schutz für die österreichischen Industrien außerordentlich verringert, ja fast ganz beseitigt wurde, während sich anderseits für den Export der landwirtschaftlichen Produkte Ungarns große Erleichterungen ergaben. Lang gibt zu, daß dies vom ungarischen Standpunkte ein enormer Fortschritt war. Er schildert die lebhafte Bewegung, welche in den österreichischen Industrien gegen die so weitgehende Herabsetzung der Zölle entstand, erkennt ihr aber keinerlei Berechtigung zu, obgleich es eine unbestreitbare Tatsache ist, daß zahlreiche inländische Industrien infolge des mangelnden Schutzes schwer litten, ihre Produktion sich nicht entsprechend entwickelte und die Einfuhr rapid stieg. Dessen ungeachtet wurde dieser Kurs der österreichisch-ungarischen Handelspolitik fortgesetzt. Vergebens kämpften die österreichischen Reichsrate, insbesondere die Abgeordneten Skene, Herbst und Giskra dagegen an. Die im Jahre 1865 zwischen Österreich-Ungarn einerseits und Preußen und Frankreich anderseits abgeschlossenen Verträge sowie der Vertrag mit Italien vom Jahre 1866 und der mit England vom Jahre 1868 enthielten zahlreiche neuerliche Herabsetzungen der österreichisch-ungarischen Zölle.

Diese Richtung unserer Handelspolitik wurde in erster Linie durch das allgemeine Vorherrschen der Freihandelsidee und durch den Einfluß der Politik der andern europäischen Staaten bestimmt; sie kam aber den ungarischen Interessen zu gute und gereichte den österreichischen zum Nachteile. Lang unterläßt dies hervorzuheben und findet sogar, daß die österreichische Opferwilligkeit enge Grenzen hatte und daß österreichischerseits bei der Ermäßigung der Industriezölle „geizig" vorgegangen wurde. Tatsächlich hätte eine weitere Ermäßigung dieser Zölle, die z. B. für gemeine Schafwollwaren bis auf 20 fl. gesunken waren, nur stattfinden können, indem man sie ganz beseitigt hätte. Es herrschte so mehr als drei Jahrzehnte lang eine Politik, durch welche die ungarischen Interessen einseitig begünstigt wurden. Dies hatte eine ganz andere Bedeutung als die angebliche Begünstigung der österreichischen Interessen vor dem Jahre 1848; denn während in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts der Außenhandel noch in sehr geringem Umfange stattfand und daher wenig Bedeutung hatte, stieg er in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts auf ein Vielfaches seines früheren Umfanges und gewann, infolge der modernen Verkehrsmittel, der Entwicklung des Maschinenwesens und der Großbetriebe, die größte Wichtigkeit für die ganze Volkswirtschaft. Inzwischen hatte Ungarn überdies durch den Ausgleich vom Jahre 1867 auch formell die volle Parität mit Österreich bei der Bestimmung der Handelspolitik erhalten.

In den Siebzigerjahren vollzog sich in den Staaten des europäischen Kontinents der von Bismarck initiierte Umschwung zum Schutzzoll. Österreich-Ungarn, dessen

Industrielle seit so langem stürmisch, aber — trotz der Überschwemmung des Marktes mit ausländischen Artikeln — vergeblich um Schutz petitioniert hatten, folgte dem deutschen Beispiele und erhöhte im Tarife vom Jahre 1878 eine Reihe von Zollsätzen. Die Steigerungen waren jedoch nur gering, was, wie Lang hervorhebt, hauptsächlich auf die Opposition der ungarischen Regierung zurückzuführen war. Deutschland erhöhte seine Zölle wiederholt und in sehr beträchtlichem Maße. Die Verhandlungen, welche wegen vertragsmäßiger Herabsetzung der deutschen Zölle stattfanden, scheiterten bekanntlich an dem Widerstande Bismarcks. Nun erfolgten in den Jahren 1882—1887 wiederholte Erhöhungen der österreichisch-ungarischen Zölle; Lang legt dar, daß die ungarische Regierung ihre Zustimmung gab, weil sie einsah, daß es bei Fortsetzung der freihändlerischen Politik an Kompensationsobjekten für den Abschluß künftiger Verträge mit den ausländischen Staaten fehlen würde. Obgleich übrigens die österreichische Industrie eines stärkeren Schutzes bedurft hätte, als die Deutschlands und Frankreichs, waren die österreichisch-ungarischen Zölle auch im Jahre 1887 im ganzen nicht höher, für viele wichtige Waren sogar niedriger als die deutschen und französischen Zölle. Es war dies auch auf den Einfluß der ungarischen Regierung zurückzuführen, ebenso wie der Zollkrieg, in den wir zu jener Zeit mit Rumänien infolge der Aussperrung des rumänischen Viehes gerieten.

Über den Ausgleich, der im Jahre 1887 zwischen den beiden Staaten der Monarchie ohne ernstere Schwierigkeiten zu stande kam, sagt Lang: „Wir, die wir bei der Lösung der Fragen mitgewirkt haben, sahen der Zukunft freudig und mit der Überzeugung entgegen, daß — wenn auch Schicksalsschläge, welcher Art immer, die Monarchie erschüttern sollten — die beiden Staaten derselben in schweren Augenblicken den Weg zum gegenseitigen Verständnisse und nicht allein zum Schutze, sondern auch zur Anerkennung der gegenseitigen Interessen jederzeit finden werden. Wenn wir heute auf diese nicht allzufernen Tage zurückblicken und sehen, wie bedauerliche und unabsehbare Kämpfe nun schon seit fünf Jahren auf diesem Gebiete toben, müssen wir es schmerzlich empfinden, daß der ehemalige Friede nur die Ruhe war, welche das Nahen großer Stürme anzuzeigen pflegt." Wer Langs Buch liest, kann sich nicht verhehlen, daß der aus ihm sprechende Geist eine der wichtigsten Ursachen dieser Kämpfe ist. Auch von österreichischer Seite sind unberechtigte Schlagworte gegen Ungarn gefallen und einseitige Standpunkte geltend gemacht worden; so ist die bei uns vielfach hervortretende Feindseligkeit gegen die Entwicklung ungarischer Industrien kurzsichtig und haltlos. Wie einseitig und ungerecht aber ist der Standpunkt, den Lang, ein hervorragender Politiker und Gelehrter, in seinem Buche Österreich gegenüber einnimmt. Es zeigt sich dies bei der Besprechung wie der vorausgehenden so der folgenden Perioden der österreichisch-ungarischen Handelspolitik. Nach der Steigerung der Zölle in den Achtzigerjahren folgte die neuerliche Wendung zur Vertragspolitik in den Neunzigerjahren. Zwischen Österreich-Ungarn, Deutschland, Italien, der Schweiz und Belgien wurden im

Jahre 1891 Verträge geschlossen, denen dann solche mit Serbien und Rußland folgten. Es wurden also hauptsächlich mit Industriestaaten, und zwar umfangreiche Verträge geschlossen, deren Lasten die österreichische Industrie durch Herabsetzung ihres Zollschutzes zu tragen hatte. Hievon spricht Lang nicht. Mit den Agrarstaaten wurden nur wenige Verträge von viel geringerem Inhalte vereinbart; da aber betont Lang wiederholt und nachdrücklich: „Wir können als normalen Charakterzug der Verträge mit den östlichen Staaten bezeichnen, daß alle Vorteile derselben der österreichischen Industrie, alle Nachteile der ungarischen Landwirtschaft zufallen.“

Die nächste Phase unserer Handelspolitik bedeutet der neue Zolltarif, der am 1. März 1906 in Kraft treten soll. Er kam erst nach sehr langwierigen Verhandlungen zwischen der österreichischen und der ungarischen Regierung zu stande; sein charakteristischer Zug ist bekanntlich die unter dem Einfluß der agrarischen Bewegung erfolgte sehr bedeutende Erhöhung der Agrarzölle. Lang aber sagt: „Während in Deutschland besonders die weitgehenden Forderungen der Agrarier die Vertragspolitik bedrohten, verhinderten in unserer Monarchie namentlich die Ansprüche der österreichischen Industriellen das Zustandekommen eines Einverständnisses.“ Gleichzeitig lobt er die ungarischen Agrarier wegen ihrer Bescheidenheit. Man halte hiezu die Tatsache, daß diese einen Weizenzoll von 10 K 80 h und einen Weinzoll von 72 K per *q* verlangten und daß die agrarischen Wünsche zum großen Teil erfüllt wurden, während dies bei den industriellen in ungleich geringerem Maße der Fall war.

Lang untersucht auch die vielbesprochene Frage des gemeinsamen österreichisch-ungarischen Zollgebietes und kann sich der richtigen Überzeugung nicht verschließen, daß dieses für beide Teile von sehr großem Vorteile ist; allerdings behauptet er, daß der Nutzen für Österreich größer sei. In diese Streitfrage soll hier nicht eingegangen, aber doch auf die Tatsache hingewiesen werden, daß von der Gesamtausfuhr Österreichs ungefähr ein Drittel nach Ungarn, zwei Drittel ins Ausland gehen, während von dem Exporte Ungarns drei Viertel nach Österreich und nur ein Viertel nach andern Staaten verkauft werden. Die ungarische Landwirtschaft ist innerhalb des gemeinsamen Zollgebietes mehr gewachsen als die irgend eines andern europäischen Staates und die ungarische Industrie hat sich viel rascher entwickelt als die irgend eines Agrarstaates. Exportiert doch Ungarn neben seiner agrarischen Ausfuhr jährlich um 350 Millionen K Industrieprodukte nach Österreich. Die Frage des gemeinsamen Zollgebietes wäre überhaupt nicht strittig, wenn eine vernünftige Betrachtung und die Erkenntnis der eigenen Interessen maßgebend wäre.

Zum Schlusse noch einige Worte über Langs Buch vom theoretischen Standpunkte. Es ist auffallend, daß das umfangreiche Werk eines Gelehrten über Handelspolitik eines wissenschaftlichen Standpunktes entbehrt. Man würde einen solchen vergebens darin suchen, sowohl bezüglich der prinzipiellen Frage der Berechtigung des Zollschutzes als hinsichtlich der Wirkungen der Zölle auf die Preise und anderer handelspolitischer Probleme. Dies ist jedoch nicht ein Fehler Langs,

sondern eine Folge des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaft auf diesem Gebiete. Seit Jahrzehnten fehlt es an einer wissenschaftlichen Behandlung der Zollfrage. Lang surrogiert den Mangel eines wissenschaftlichen Standpunktes durch seine aus der praktischen Erfahrung abgeleitete wohlbegründete Überzeugung, daß das Niveau der Schutzzölle in den meisten Staaten gegenwärtig eine volkswirtschaftlich nachteilige Höhe erreicht habe. Sein Werk ist für das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn und für den Zustand der wissenschaftlichen Handelspolitik charakteristisch.

Die Evolutionslehre.

Von Richard v. Wettstein.

„Immer mehr wird klar, daß wir, auf dem sichern Boden der Deszendenztheorie stehend, nun erst daran gehen müssen, von Fall zu Fall die einzelnen Erscheinungen, in welchen das Problem der Entwicklung uns entgegentritt, in exakter Weise zu prüfen, bevor wir ein abschließendes Urteil über das Wesen der entwicklungsgeschichtlichen Vorgänge abgeben können. Von dieser Überzeugung ausgehend, erscheinen uns die bisher aufgestellten Lehren über die Entstehung neuer Formen im Tier- und Pflanzenreiche nicht so sehr als der Abschluß von Forschungsrichtungen als vielmehr als mehr oder minder umfassend begründete Thesen, deren Prüfung im einzelnen erst erfolgen muß. Diese Prüfung sehe ich als einen wesentlichen Bestandteil des naturwissenschaftlichen Programmes der nächsten Zeit an.“ Mit diesen Worten glaubte ich vor wenigen Jahren die Stellung der Mehrzahl der heutigen Biologen zu den Konsequenzen der Deszendenztheorie chararakterisieren zu dürfen.*

In der Tat sehen wir heute allerorts das Bestreben, in umfassendster Weise das entwicklungsgeschichtliche Problem auf experimentellem Wege und durch genaue Einzeluntersuchungen zu klären. Der Biologe will sich nicht vom alterprobten Wege der induktiven Forschung ablenken lassen. Darin ist es zum Teil begründet, wenn sich die Biologen heute weniger als früher an theoretischen Erörterungen über die Deszendenzlehre und ihre Berechtigung beteiligen; zum Teil liegt der Grund für diese Erscheinung aber auch darin, daß die zwingende Gewalt der Tatsachen längst zur allgemeinen Anerkennung dieser Grundlage der biologischen Forschung geführt hat. Es ist in dieser Hinsicht nichts lehrreicher als der Umstand, daß von Jahr zu Jahr die Zahl der auf religiösem Standpunkte stehenden Naturforscher, welche die Berechtigung der Deszendenzlehre anerkennen, größer wird.

Diese vollauf gerechtfertigte und leicht erklärliche Zurückhaltung der Biologen hat aber eine bedauerliche Erscheinung zur Folge. Die Zahl derjenigen nimmt

* „Der Neo-Lamarckismus“, Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte, 1902.

zu, welche glauben, ohne entsprechende Sachkenntnis biologische Fragen theoretisch behandeln zu können; gar mancher politische Gegner der modernen Naturwissenschaft glaubt, die Zeit sei gekommen, um gegen die Deszendenzlehre auftreten zu können. Darum mag es nicht unzweckmäßig sein, von Zeit zu Zeit weiteren Kreisen gegenüber mit Nachdruck zu betonen, daß die ernste biologische Forschung mit jener bewußt oder unbewußt auf den momentanen Effekt hinarbeitenden, nicht so sehr dem Wissensbedürfnis als vielmehr der Vorliebe für geistige Gymnastik rechnungtragenden Strömung nichts gemein hat, daß sie das Beginnen der Gegner der letzteren Kategorie als frevelhaftes Vergehen gegen den geistigen Fortschritt der Menschheit betrachtet.

Zu einer solchen Abwehr drängt mich auch der Artikel, welchen Herr Houston Stewart Chamberlain in Heft 54 des V. Bandes dieser Rundschau unter dem auch diesen Zeilen vorgesetzten Titel veröffentlichte.* Nicht, daß ich den Verfasser einer der beiden erwähnten Kategorien zuzählen möchte, daran hindert mich die Achtung, die mir seine frühere schriftstellerische Tätigkeit abnötigte; aber zweifellos werden Anhänger der beiden Kategorien in jenem Artikel Unterstützung und Ermunterung finden.

Chamberlain hat wohl den Aufsatz geschrieben, von dem Gedanken ausgehend, den er im Vorworte zu seinen bekannten „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" zum Ausdrucke bringt: „Gerade in seiner Ungelehrtheit schöpfte er den Mut zu einem Unternehmen, vor welchem mancher bessere Mann erschrocken hätte zurückweichen müssen." An ein Problem wie die naturwissenschaftliche Evolutionslehre ohne entsprechende Sachkenntnis heranzutreten, ist aber auch einem Geiste wie Chamberlain nicht gestattet; auch er darf über eine wissenschaftliche Lehre, an deren Ausgestaltung Hunderte der Besten im Laufe eines Jahrhunderts in ernster, hingebungsvoller Forschertätigkeit Anteil nahmen, nicht nur mit Spott und sophistischen Späßen hinwegkommen wollen, ohne sich dem Vorwurfe der Frivolität auszusetzen.

Bevor ich darangehe, den wesentlichsten Irrtum, der Chamberlains Artikel durchzieht, zu beleuchten, möchte ich die Berechtigung meiner Behauptung an einigen Beispielen beweisen; wenn ich mich dabei nur auf einige Stellen in jenem Artikel beziehe, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß nicht auch der sonstige Inhalt desselben zu ähnlichen Bemerkungen in Fülle Anlaß bieten würde.

Einleitend variiert Chamberlain den Gedanken, daß die Evolutionslehre nichts anderes besagt als die Annahme des Entstehens von „Etwas aus Nichts". Ich frage, welcher Deszendenztheoretiker hat jemals etwas Ähnliches behauptet? Lauten nicht vielmehr gerade entgegengesetzt einige Fundamentalsätze der Biologie »omne

* Dieser Artikel war ein Abschnitt eines inzwischen erschienenen Werkes über „Immanuel Kant, die Persönlichkeit als Einführung in das Werk." Die folgenden Zeilen wenden sich naturgemäß nicht gegen das Gesamtwerk, sondern gegen jenen Abschnitt, der, selbständig erschienen, auch selbständig literarisch behandelt werden kann.

vivum ex vivo«, »omnis cellula ex cellula«? Eine Änderung der Organisation auf jeder Stufe der Evolution, wenn sie auch für unser Auge als das Auftreten einer neuen Eigentümlichkeit erscheint, ist für uns doch nicht gleichbedeutend mit einem Hervorgehen von Etwas aus Nichts. Die Veränderlichkeit der Organismen im Sinne der Evolutionslehre ist Beobachtungstatsache; die Annahme dieser Veränderlichkeit damit ad absurdum führen zu wollen, daß man diese Annahme als gleichbedeutend erklärt mit der Annahme der Entstehung von Etwas aus Nichts, heißt auf Grund einer willkürlichen Supposition eine Beobachtungstatsache leugnen.

Im Zusammenhange mit dem Vorstehenden bespricht der Verfasser das Bestreben der Biologen, die Entstehung eines Organismus aus dem andern und zugleich sein Angepaßtsein verständlich zu machen. Er bezeichnet dabei das Bestreben, die Zweckmäßigkeit zu erklären, als „extremste Verirrung" und das Bestreben, jede einzelne Gestalt durch das Werden aus anderen zu erklären, als „mildere, aber den ganzen Unterricht und die gesamte Wissenschaft vergiftende Form". Und womit begründet er diese Verurteilung? Mit folgenden Sätzen: „Wie wahnwitzig der Gedanke, die Zweckmäßigkeit lebender Körper erklären, d. h. zeigen zu wollen, auf welchem Wege es ihnen gelungen ist, sich nach und nach zweckmäßig zu organisieren, das leuchtet ohneweiters ein, sobald man weiß, daß Zweckgedanke nichts anderes ist als Lebensgestalt ins Begriffliche übertragen." „Jenes Vorhaben ist buchstäblich genau dasselbe, wie wenn jemand sagen wollte: ich werde euch dartun, auf welche Weise der Stoff nach und nach träge wurde und wie es kam, daß die Kraft eines Tages in Bewegung geriet. Der Gedanke ist völlig sinnlos." Jawohl, der supponierte Gedanke ist sinnlos, aber doch nicht der, den die Biologie vertritt! Der Vorwurf des Verfassers wäre berechtigt, wenn die Deszendenzlehre annehmen würde, die einfach organisierten Formen seien „unzweckmäßig" gewesen und die Zweckmäßigkeit sei als etwas Neues hinzugetreten. In der Tat mutet er diese Annahme der Biologie zu. Er tut dies auf Seite 55 und fügt hinzu: „Was das heißt, ein unzweckmäßiges Lebewesen, eine ungestaltete Gestalt* — wie jene angebliche Urmutter aller heutigen Lebensformen auch nur eine Viertelstunde hat leben, geschweige denn sich ernähren, wachsen und sich vermehren können, wenn sie nicht vollkommen zweckmäßig organisiert war — das erklärt man uns nicht; das Gehirn wird eben in dieser Schule als das hundertundachte rudimentäre Organ des Menschen behandelt." Daß niedrige Organisation gleichbedeutend sei mit Unzweckmäßigkeit, das ist ein Irrtum, den man sehr häufig bei naturwissenschaftlichen Anfängern findet; es ist doch absolut unzulässig, diesen Irrtum der Biologie zuzuschreiben und sie dann auf Grund dieses unterschobenen Irrtums zu bekämpfen und — zu beschimpfen.

Gleich auf der nächsten Seite wird eine pädagogisch stilisierte Stelle aus Gegenbaurs „Handbuch der vergleichenden Anatomie" dazu benützt, um das metho-

* Man achte nebenbei auf die Verschiebung des Sinnes durch diesen Beisatz!

disch fehlerhafte Vorgehen der Biologie zu konstatieren. „Also erst der Gedanke, später die Beobachtung.“ Ebenso heißt es später „für uns ist das Beachtenswerte, daß alle diese Phantasien Gedanken sind, nicht Anschauungen“. Kann jemand, der den Werdegang des biologischen Wissens kennt, wirklich darüber klagen, daß er Mangel an Beobachtung aufweist? Sind nicht vielmehr alle unsere Verallgemeinerungen von zahllosen Einzelbeobachtungen abgeleitet? Hat man so ganz ohne Grund unsere Disziplin so oft, und so oft auch in einem spöttischen Sinne als die „beschreibende“ bezeichnet? Wie kann ein gerechter Beurteiler eine Stelle eines Lehrbuches, das in der Darstellung deduktiv vorgeht, zum Anlasse nehmen, um den induktiven Vorgang der jenem Lehrbuche zu Grunde liegenden Forschung zu bezweifeln? Zum mindesten nimmt sich dieser Vorwurf eigentümlich aus in dem Munde eines Verfassers, der an einer der vereinzelten Stellen, an welcher er nicht bloß kritisiert, sondern eine Gegenmeinung äußert, sagt: „Ebenso wird ganz gewiß exakte Anschauung — nach richtiger, objektiver Methode geleitet — beweisen, daß jede Änderung der Lebensgestalt in Wirklichkeit ein Beharren der Gestalt ist — ein Gedanke, den ich heute nur so als Paradoxon hinwerfe, da mir die Zeit fehlt, ihn näher auszuführen“. Gilt hier nicht in buchstäblichem Sinne des Verfassers Satz: „Also erst der Gedanke, später die Beobachtung“?

Geradezu geschmacklos ist die Art, wie der Verfasser Seite 52 f. Darwin bespricht. Er bezeichnet ihn* als einen Mann, der „die eigentümliche Gabe besitzt, sich um die allen seinen Theorien zu Grunde liegenden Gedanken herumzudrücken“, er sagt ferner „wäre Darwin — — — auch nur ein klein wenig Denker gewesen“. Und warum diese Verunglimpfung dieses Meisters der Beobachtung, auf den des Verfassers Vorwurf „Erst der Gedanke, später die Beobachtung“ gewiß nicht paßt? Weil Darwin in seinem Buche „Über den Ursprung der Art“, „keine einzige Auseinandersetzung über den Begriff der Art gab.“ Das ist direkt unrichtig. Das 2. Kapitel des Buches „Über die Entstehung der Arten“ (Seite 61—79 der 8. Auflage der deutschen Übersetzung von Carus) bespricht den Begriff der Art, und jeder naturwissenschaftlich Gebildete wird nach dem Lesen dieses Kapitels wissen, in welchem Sinne Darwin den Ausdruck gebrauchte. Aber, selbst wenn dieses Kapitel in Darwins Buch nicht enthalten wäre, könnte daraus doch niemals ein Vorwurf konstruiert werden, wenn man bedenkt, daß der Zweck des Buches war, erst darzustellen, was man nach den Ergebnissen der Deszendenztheorie eine „Art“ nennen könnte.

Auch sonstige sachliche Unrichtigkeiten finden sich in dem Chamberlainschen Artikel. Wenn der Verfasser beispielsweise Seite 56 sagt: „wirklich höchst einfach organisierte Wesen sind zur Stunde nur als Rückbildungen aus hochorganisierten infolge parasitärer Lebensweise (soweit man schließen darf) bekannt“, so ist dies vollständig unrichtig und beruht auf einer ganz falschen Verallgemeinerung der

* Von dem Hinweise Chamberlains auf den Gesichtsausdruck Darwins will ich absichtlich gar nicht sprechen.

bekannten Reduktionserscheinungen bei Parasiten. Kein Mensch hat es auch nur zu beweisen versucht, daß beispielsweise die einfach organisierten Flagellaten oder Schizophyceen durch Rückbildung entstanden sind. Ebenso beruht es auf ganz falscher Information, wenn der Verfasser es wenig später in verallgemeinerndem Sinne ausspricht: „In den untersten paläozoischen Schichten, in denen überhaupt Versteinerungen gefunden werden, ist — wie man heute weiß — eine ebenso reiche und ebenso hochorganisierte Fauna vertreten, wie heute auf dem Boden des Ozeans, und zwar eine in bezug auf die Zusammensetzung wesentlich gleiche." Der zum Belege angeführte Satz Brooks muß richtig verstanden werden, wenn aus ihm etwas geschlossen werden soll.

Die vorstehenden Proben dürften genügen, um zu zeigen, wie Chamberlain bei Bekämpfung der deszendenztheoretischen Anschauung vorgeht und inwieweit seine Argumentation stichhältig ist.

Ich möchte nicht weiter bei diesen Einzelheiten verweilen, doch kann ich nicht umhin, noch auf das beabsichtigte oder unbeabsichtigte Fundamental-Mißverständnis hinzuweisen, welches die ganzen Ausführungen Chamberlains durchzieht. Das große Phänomen der Entwicklung der Organismenwelt hat der Biologie drei Fragen vorgelegt; drei Fragen, die aufs innigste zusammenhängen, auf die der Theoretiker eine Antwort fordern kann, die aber gerade von dem induktiv arbeitenden Biologen eine methodisch ganz verschiedene Behandlung verlangen. Die eine Frage ist die nach dem Ursprung des Lebens überhaupt, die zweite verlangt Auskunft nach dem Verlaufe der Gesamtentwicklung bis zum Auftreten der heute sich findenden hochorganisierten Formen, die dritte forscht nach den Vorgängen, welche das Auftreten einer neuen Form begleiten. Die Frage nach dem Ursprung des Lebens überhaupt läßt sich nur hypothetisch behandeln, eine Beweisführung ist hier unmöglich; die Entwicklung der heutigen Organismenwelt aus anders, vielfach einfacher organisierten Formen läßt sich mit jener Sicherheit erweisen, mit der wir der Vergangenheit angehörende Vorgänge überhaupt erschließen können; die Erscheinungen bei der Neubildung von Formen lassen sich beobachten und experimentell untersuchen.

Man ist nicht berechtigt, Schwächen, welche der Erörterung oder Beantwortung einer dieser Fragen anhaften, gegen die Beantwortung der anderen zu verwerten, also z. B. die Evolutionslehre im allgemeinen mit der Deszendenzlehre zu identifizieren, Deszendenzlehre und Darwinismus (i. e. Selektionslehre) gleichzusetzen u. s. w., wie dies Chamberlain tut.

Jeder nüchtern denkende Naturforscher wird zugeben, daß wir über den Ursprung, beziehungsweise die Dauer des Lebens nichts wissen, daß darüber verschiedene wissenschaftliche Denkmöglichkeiten vorhanden sind, daß es aber noch nicht gelungen ist, eine derselben als die einzige zu beweisen. Ebenso beweisen aber -- und dies sei hier einschaltungsweise bemerkt — alle Versuche, die Unmöglichkeit der »Generatio aequivoca« zu beweisen, auch nichts.

Dagegen dürfen wir die Gültigkeit der Deszendenzlehre als so erwiesen ansehen, daß der arbeitende Naturforscher sie mit Recht als Fundament seines wissenschaftlichen Aufbaues betrachtet. Es gibt im ganzen Wissensgebiete des Menschen wenige Lehren, die eine so tausendfältige Erprobung mit solchem Erfolge bestanden haben. Ich kann im Rahmen dieser kurzen Darlegung naturgemäß nicht neuerdings zeigen, wie alle Tatsachen der vergleichenden Anatomie, der Paläontologie, der Tier- und Pflanzengeographie, das Vorkommen rudimentärer Organe ɛc. ɛc. nachdrücklichst für die Berechtigung der Deszendenztheorie sprechen; ich will nur auf zwei Tatsachen hinweisen: auf die enorme Bedeutung der vergleichenden Anatomie und Physiologie für die Medizin, die ohne phylogenetischen Zusammenhang der in Betracht kommenden Organismen vollständig unverständlich wäre, und auf die Tatsache, daß Tausende von Voraussetzungen, welche auf Grund der Deszendenzlehre gemacht werden mußten, durch die Beobachtung und das Experiment sich als zutreffend erwiesen haben. Sollen wir gegenüber der Wucht dieser Argumente auch nur einen Moment an der Berechtigung der Deszendenzlehre zweifeln, weil sie den philosophischen Anschauungen einzelner — und sei es auch eines Chamberlain — nicht entspricht oder weil ihre Konsequenzen dem subjektiven, vielfach in seinem Ursprunge unbewußten Empfinden vieler Menschen nicht ganz gerecht werden? Dies kann wohl kein Gerechter verlangen, besonders, so lange nicht dieser wohlbegründeten Lehre eine Lehre entgegengestellt wird, die auch nur im Entferntesten durch solche Stützen gehalten ist. Von einer solchen Lehre ist aber auch in dem Artikel Chamberlains keine Spur zu finden; er wird doch selbst nicht etwa die mystischen Andeutungen auf Seite 51 als eine solche Spur bezeichnen wollen.

Was schließlich den Versuch anlangt, den Vorgang der Neubildung einer Gestalt im Reiche der Organismen, des „Entstehens einer Art", induktiv klarzustellen, so scheint diese ganze so erfolgreiche Forschungsrichtung Chamberlain fremd zu sein; er hätte sonst bei Berührung dieser Frage nicht ausschließlich und vielfach in spöttischer Weise von der Darwinschen Selektionslehre sprechen können. Auch in weitere Kreise ist heute schon die Kenntnis davon gedrungen, daß in der Tat der Darwinschen Selektionslehre heute von den Naturforschern nicht jene allbeherrschende Bedeutung zugesprochen wird wie ehedem, daß aber damit die Deszendenzlehre nicht nur keine Abschwächung, sondern eine wesentliche Vertiefung erfahren hat. Wir wissen heute, daß die Selektionslehre eine der zutreffenden Erklärungen für den Vorgang der Form-Neubildung enthält, daß daneben noch andere Erklärungen — ich nenne nur den Lamarckismus und die Mutationslehre — zutreffen und gerade dort fördernd eintreten, wo die Selektionslehre im Stiche läßt.

Die Schwächen des Darwinismus (i. e. der Selektionslehre) so zu deuten, daß wir über den Vorgang der Neubildung von Formen so gut wie nichts wissen, verrät eine Lücke in der Kenntnis von den naturwissenschaftlichen Fortschritten; die Schwächen des Darwinismus aber gegen die Deszendenzlehre verwerten, heißt, die Stellung des ersteren zur letzteren verkennen oder absichtlich nicht erkennen.

Fester begründet als je steht heute die Deszendenzlehre da; in der Anerkennung dieses Fundamentes unserer naturwissenschaftlichen Forschung wird der Biologe nur bestärkt, wenn er sieht, wie die Gegner zu ihrer Bekämpfung zu nichts anderem Zuflucht nehmen können als zur Verunglimpfung und zur Sophistik.

Grillparzer und die Frauen.

Von Hans Sittenberger.

(Schluß.)

Grillparzer hatte mit Charlotte Paumgarten noch nicht gebrochen, als er — im Frühjahre 1821 — mit der in den Wiener Musikkreisen vielgenannten Familie Fröhlich bekannt wurde. Hier sollte ihm das Wesen entgegentreten, das die eigentliche Leidenschaft seines Lebens wurde: Kathi, die zweitjüngste von vier Schwestern. Ein seltsames Gemisch von Künstlerfreiheit und gut bürgerlicher Lebensführung charakterisiert die ganze Familie. Der Vater Fröhlich besaß eine Weineinschlagfabrik auf der Wieden, allein er verstand nicht zu wirtschaften, er war nichts weniger als Kaufmann, und so ging das Geschäft allmählich, wie man früher sagte, hinter sich und mußte endlich aufgegeben werden. Glücklicherweise waren die Töchter damals schon herangewachsen, und da sie etwas Tüchtiges gelernt hatten, vermochten sie die Sorge um das tägliche Brot zu übernehmen. Sie taten es freudig, und besonders Netti, die älteste, entfaltete darin eine geradezu männliche Energie. Von Hummel, der später als Kapellmeister in Weimar wirkte, hatte sie eine gründliche musikalische Ausbildung genossen, und als die Gesellschaft der Musikfreunde eine Gesangschule gründete, wurde sie als Lehrerin berufen. Betty, die zweitälteste, war eine Schülerin Daffingers und hatte als Blumenmalerin einen nicht unbedeutenden Ruf; sie wurde als Zeichenlehrerin an das Offizierstöchterinstitut in Hernals berufen. Übrigens mangelte es auch ihr nicht an musikalischem Talente, ihre klangvolle Altstimme war berühmt, und so gewandt war sie als Sängerin, daß sie, als die Darstellerin des Cherubin in der „Hochzeit des Figaro" plötzlich erkrankte, ohne weiteres für sie eintreten konnte. Das ist, nebenbei bemerkt, ein interessanter Beleg dafür, wie sehr der begabte und künstlerisch geschulte Dilettantismus damals in Wien geschätzt wurde. Betty galt als die originellste unter den vier Schwestern und von ihrem Hang zu echt wienerischer Derbheit erzählte man sich manch köstliches Stücklein. Sie vermählte sich mit dem Flötenvirtuosen Ferdinand Bogner, der aber nach kurzer Ehe starb. Pepi, die jüngste, feierte Triumphe als Konzertsängerin; nicht mit demselben Glücke versuchte sie sich auf der Bühne, obwohl sie eine Meisterin in der Kunst des bel canto war. Kathi teilte mit den Schwestern, die sie an Anmut noch überstrahlte, die musikalische Begabung, widmete sich aber keinem Berufe. Wohl dachte sie, von der berühmten Schauspielerin Sophie Schröder dazu ermuntert, eine Zeit daran, zur Bühne zu gehen, aber die Bekanntschaft mit Grillparzer kam dazwischen, und Kathi entsagte.

Mit der Schulbildung der Schwestern Fröhlich war es, wie dies aus der Zeit begreiflich ist, nicht am besten bestellt; so führten sie beispielsweise mit den Regeln der deutschen Sprache und Rechtschreibung zeitlebens einen erbitterten Kampf, aus dem sie nicht als Siegerinnen hervorgingen. Aber man täte schweres Unrecht, sie darum für ungebildet zu halten. Wir sind leicht geneigt, uns unserer Schulweisheit zu überheben, und wir vergessen, daß eine gewisse — geringe oder große — Summe von Kenntnissen noch lange nicht Bildung ist. Den Schwestern Fröhlich hat die Kunst erschlossen, was ihnen die Schule nicht geben konnte. Sie hat sie ins Leben geleitet, tausenderlei Beziehungen und Erfahrungen vermittelt, die sie innerlich bereicherten. Vor allem huldigten sie der Musik. Musik war ja die eigentliche Kunst des vormärzlichen Wien, die einzige, die man nicht knebeln konnte, weil sie ungreifbar über den Worten steht.

Ihr vertraute man, was man erreicht und was man verloren, was man geträumt und was man gefühlt. Unter dem schweren Druck der Zeit entfaltete sie ihre herrlichsten Blüten, und um die Meister schloß sich eine stattliche Schar begabter, feinverständiger Dilettanten. Unter die besten zählten die Schwestern Fröhlich. Sie waren begeisterte Verehrerinnen Beethovens, für sie hat Schubert viele seiner Lieder komponiert, und sie zuerst haben diese Lieder im Kreise der Bekannten und öffentlich gesungen.

Aber wie sehr die Musik auch im Hause Fröhlich herrschte, das Interesse der Familie erschöpfte sich doch nicht in ihr; auch zu allen anderen Künsten gab es Beziehungen. So wirkte Betty, wie schon erwähnt, als Malerin, ihre Schwestern teilten — freilich nur als Genießende — Neigung und Verständnis für die bildende Kunst. Mancher hervorragende Maler trat ihnen nahe; Schwind und Daffinger waren häufige Gäste in ihrem Hause. Besondere Anziehungskraft übte jedoch das Theater auf die Familie Fröhlich; ein Stück im Burgtheater war ein Erlebnis, das eifrig besprochen wurde. Auf Liebhabertheatern, deren es damals in Wien so viele gab, traten die Schwestern selbst als Darstellerinnen auf, und ihre Kunst wird von kundigen Zeitgenossen höchlich gerühmt. Bei alledem bewahrten sie sich aber ein einfaches, natürliches Wesen, und verschmähten durchaus nicht, die engen Obliegenheiten des Haushaltes genau und gewissenhaft zu erfüllen. Betty führte das Regiment, die anderen halfen mit. Ihre bescheidene Garderobe schneiderten sie sich selbst zurecht, keine Arbeit war ihnen zu gering, und es ist fast rührend, zu hören, wie Pepi, vom Konzerte heimgekehrt und noch umwogt von den Stürmen des Beifalls, sich wie ein braves Haustöchterchen hinsetzt und ihre Wäsche ausbessert.

Ein Abendkonzert in der Familie Geymüller vermittelte Grillparzers Bekanntschaft mit den „vier Grazien". Sonderbarerweise erschien Kathi dem Dichter bei dieser ersten Begegnung „eher merkwürdig als ansprechend". Ja die Art, wie sie sich, als die Schwestern zu singen begannen, „ein wenig im Tone und der Gebärde des Schulknabenjux" Schweigen auferlegte, verletzte ihn beinahe; denn er liebte, wie er sagt, bei Weibern immer ein geregeltes, umsichtiges Benehmen, und Kathis

Ungebundenheit gefiel ihm nicht, obwohl er sich einen gewissen Reiz in alledem nicht ableugnen konnte. Aber bei der zweiten Begegnung zündet der Funke. Schubert sitzt am Klaviere und Kathi, von der Grillparzer später einmal sagte, wie andere am Weine, so könne sie sich an Musik berauschen, hörte, ganz den Tönen hingegeben, zu.

Kaum hatte Schubert geendigt, so trat der Dichter auf Kathi zu, wenige Worte genügten und die beiden heißblütigen Menschen hatten einander gefunden. „Für Herzen und für Geister regiert der Augenblick", schrieb Grillparzer am 6. März 1821 in Kathis Tagebuch; er erlebte selbst, was er in seinen Dramen gar manchmal darstellte: unvermutet, jählings, wie ein Blitz aus hohem Himmel, zündete die Liebe. Entzückt spricht er in einem Briefe an seinen Freund Altmütter von der Schönheit der Erwählten. Er beschreibt, wie die Schwestern Fröhlich verspätet in den Salon eintreten und alles auf sie zueilt, um sie zu begrüßen.

Eine kurze Zeit berauschenden und doch reinen Glückes verlebt Grillparzer nun. Sein ganzes Wesen jauchzt förmlich auf, und überall schwebt ihm beseligend die Anmut des Mädchens vor. Den schönsten Ausdruck fand dieses Glück in dem Gedichte „Allgegenwart".

Aber nicht lange hielt dieses stille, reine Glück an. Es wiederholt sich, was Grillparzer früher schon zu seinem Schmerz an sich erleben mußte: das Bewußtsein, Gegenliebe gefunden zu haben, erkältet ihn. Zunächst zeigt sich das darin, daß er, scharfäugig, an der Geliebten allerhand bemerkt, was ihm tadelnswert erscheint. Es fehle ihr an Weichheit und Nachgiebigkeit, klagt er. Sie habe sich, so lange sie auf der Welt sei, nie einfallen lassen, daß eine Sache zwei Seiten haben könne, rügt er ein anderes Mal, und einmal heißt es gar: „Rousseaus Neigung zur Lüge (Verlegenheits- und Ausschmückungslüge) ist jener Person auch nicht fremd." Bald kam es denn auch zu ärgerlichen Auftritten zwischen den beiden Liebenden. Kathi war nicht darnach angetan, zu beschwichtigen und zu versöhnen; war Grillparzer ungerecht bis zur Pedanterie, so war sie voll Eigensinn, ein Trotzkopf und leidenschaftlich gleich ihm. Auch Eifersucht von beiden Seiten kam hinzu; nur mit dem Unterschiede, daß Kathi nie in ihrem Leben Veranlassung zum Mißtrauen bot, während Grillparzer allerdings recht bald, unbeständig wie er einmal war, Grund zu Klagen gab. Schon im Tagebuch von 1821 wird ein „eifersüchtiger Zwist" erwähnt und das Gedicht „Gedanken am Fenster", 1822 in Grinzing entstanden, geht auf einen solchen Streit zurück.

Grillparzer war sich früh bewußt, daß er selbst zum größten Teil die Schuld daran trug, daß das schöne Verhältnis so bald zerstört wurde. Er hatte längst die Dämonen seiner Seele erkannt. „Du verlangst von mir," heißt es in dem Briefe an Altmütter, „ich soll sie Dir beschreiben, die ich liebe? Vor allem: die ich liebe, sagst Du? Wollte Gott, ich könnte sagen: ja! Wollte Gott, mein Wesen wäre fähig, dieses rücksichtslosen Hingebens, dieses Selbstvergessens, dieses Anschließens, dieses Untergehens in einem geliebten Gegenstand! Aber — ich weiß nicht, soll ich

es — höchste Selbstheit nennen, wenn nicht noch schlimmer, oder ist es bloß die Folge eines unbegrenzten Strebens nach Kunst und was zur Kunst gehört, was mir alle andern Dinge aus dem Auge rückt, daß ich sie wohl auf Augenblicke ergreifen, nie aber lange festhalten kann. Mit einem Worte: ich bin der Liebe nicht fähig. So sehr mich ein wertes Wesen anziehen mag, so steht doch immer noch etwas höher, und die Bewegungen dieses Etwas verschlingen alle andern so ganz, daß nach einem Heute voll der glühendsten Zärtlichkeit leicht — ohne Zwischenraum, ohne besondere Ursache — ein Morgen denkbar ist der fremdesten Kälte, des Vergessens, der Feindseligkeit, möchte ich sagen ..... Kann man das Liebe nennen? Bedauere mich und sie, die es wahrlich verdiente, wahrhaft und um ihrer selbst willen geliebt zu werden."

Und das steht in demselben Briefe, in dem er die entscheidende Begegnung mit Kathi schildert, die Seligkeit jenes Augenblickes nachfühlend. Wie ein Fluch liegt es über ihm: er kann nicht wahrhaft und dauernd glücklich sein und darum nicht glücklich machen. Das weiß er und darum wird er der Geliebten gegenüber unfrei in sich selbst; er mißtraut seinem und ihrem Gefühl. Das Launische seiner Natur verschärft sich, weil er sich dessen bewußt ist. Je wärmer ihm Kathi in ihrer unbefangenen Herzlichkeit entgegenkommt, desto kälter begegnet er ihr. Wie plötzlich und unvermittelt „zärtlichste Glut" mit beinahe feindseliger Kälte wechselt, das zeigen nur zu deutlich die Briefe, die Grillparzer, als er 1823 den Grafen Stadion nach Jamnitz begleitete, an seine Braut schrieb. „Liebe Alte", redet er sie auf gut wienerisch an; ein andermal nennt er sie gar „Du abscheuliches Ding!" und er gesteht: „Ich glaube gar, ich bin in Dich verliebt. Seit gestern, da ich nämlich Deinen kritzlichen Brief erhielt, hab' ich ihn schon dreimal gelesen, und eben war ich im Begriff, es zum vierten Male zu tun, als ich mich besann, daß man seinen Charakter soutenieren muß, den Brief in die Schublade warf, diese zuschloß und mir vornahm, das Geschriebene gar nicht mehr anzusehen. Ernsthaft! Der Brief hat mir viel Freude gemacht. Erstens, weil er so herzensgut ist, wie alles, was von Dir kommt; dann aber auch, weil er so gut geschrieben ist, so ganz wie ich's liebe. Ich sehe schon, ich muß bald wieder eine neue Reise unternehmen, um mehr solche Briefe zu bekommen." ..... „Ich küsse Dich in Gedanken aufrichtig", versichert er wieder ein andermal; „in Wirklichkeit wär' es mir lieber. Ich bin rasend in Dich verliebt geworden. Ich habe in Jamnitz ganz vergessen, welch ein Ungeheuer Du bist. Eigentlich bleibst Du denn doch ein lieber Narr." Aber derartige Wendungen voll übermütiger Anmut weichen oft genug einem ärgerlichen, trockenen Ton, und neben dem vertraulichen „Du" steht unvermittelt das kalte „Sie". Kathi litt schwer darunter; mit rührendem Vorwurf fragt sie einmal, warum ihr denn Grillparzer gar kein herzliches, liebevolles Wort gönne. Wenn er ihr darauf antwortete, ein gewisses Schamgefühl verbiete ihm, seinen innern Menschen nackt zu zeigen, so war das wohl nur eine Ausflucht vor sich selbst.

Im Jahre 1823 schien es endlich nach manchem Zaudern und Schwanken zur Vermählung zu kommen. Schon waren die Möbel gekauft und alles verabredet; aber plötzlich wurde der Gedanke an die Heirat wieder fallen gelassen; ein Streit scheint die Ursache gewesen zu sein.

Jahrelang zog sich das Verhältnis unerfreulich hin; Grillparzer fand nicht die Kraft zu brechen und noch weniger den Entschluß, sich zu binden. Zank und Versöhnung wechselten unaufhörlich — eine Marter für beide Teile. „Am Ende war es doch mein grillenhaft beobachteter Vorsatz, das Mädchen *nicht* zu genießen, was mich in diesen kläglichen Zustand versetzt hat," gesteht sich der Dichter 1826. ... „So kämpfte ich mich ab gegen die fast immerwährende Aufregung und der schwüle Odem, der aus meinem Wesen auf die Unschuldsvolle überging, setzte auch sie, unbewußt, in Bewegung und brachte endlich bei ihr alle Wirkungen der unbefriedigten Geschlechtsliebe hervor. Sie ward argwöhnisch, heftig, zänkisch sogar, und so ward dieses Verhältnis nun auch in seinen geistigen Bestandteilen gestört, die es so fabelhaft schön gemacht hatten."

Verzweifelt ringt Grillparzer mit sich; aber er kann seiner unentschiedenen Natur keinen Entschluß abgewinnen. Tiefinnerst fühlt er sich schuldig, und immer wieder sucht er — wenn nicht nach einer Entschuldigung, so doch wenigstens nach einer beschwichtigenden Erklärung seines Verhaltens.

„Da fand ich sie, die nimmer mir entschwinden,
Sich mir ersetzen wird im Leben nie.
Ich glaubte, meine Seligkeit zu finden,
Und mein geheimstes Wesen rief: nur sie!

Gefühl, das sich in Herzenswärme sonnte,
Verstand, wenngleich von Güte überragt;
Ans Märchen grenzt, was sie für andre konnte,
An Heil'genschein, was sie sich selbst versagt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Glutumfassen stürzten wir zusammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht;
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten — aber ach, wir schmolzen nicht.

Denn *Hälften* kann man aneinanderpassen,
Ich war ein *Ganzes*, und auch sie war ganz,
Sie wollte gern ihr tiefstes Wesen lassen,
Doch allzufest geschlungen war der Kranz.

So standen beide, suchten sich zu einen,
Das andre aufzunehmen ganz in sich;
Doch all umsonst, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich war immer ich.

Ja, bis zum Grimme ward erhöht das Mühen,
Gesucht im Einzeln, was im Ganzen lag,
Kein Fehler ward, kein Wort ward mehr verziehen,
Und neues Quälen brachte jeder Tag.

Da wurd ich hart. Im ew'gen Spiel der Winde,
Im Wettersturm, von Sonne nie durchblickt,
Umzog das stärk're Bäumchen sich mit Rinde,
Das schwäch're neigte sich und war zerknickt."

So stellt Grillparzer das Verhältnis in den ergreifenden „Jugenderinnerungen im Grünen" dar, und in dem Gedichte „Incubus" nennt er noch einen andern Grund für das Scheitern seines Liebesglückes: mit schwerer Schuld beladen war er seiner Kathi genaht; er, der dem Freunde die Gattin geraubt und, doppelt treulos, auch diese wieder verlassen, sei unfähig, dem Glück in den Armen der Unschuldigen vertrauend sich hinzugeben. So martert er sich mit vergeblichen Versuchen, sich zu entlasten. Die Vorwürfe, die er gegen sich erhebt, steigern sich bis zur wütenden Selbstverachtung. Alles, was er liest und sieht, wird ihm zur Qual; denn in allem entdeckt er Beziehungen auf sein Verhältnis zu Kathi. In Benjamin Constants Roman „Adolphe" sieht er entsetzt ein Spiegelbild seines eigenen Lebens. Wie er selbst, täuscht auch der Held der französischen Erzählung aus Mitleid eine Liebe vor, die er in Wirklichkeit längst nicht mehr empfindet. Daß dies tadelnswert sei, will Grillparzer nicht zugeben. „Schwachherzigkeit ist ein Fehler, Hartherzigkeit keine Tugend" sagt er, und er fährt fort: „Es gibt Tage, wo der Mensch mit Recht die Entscheidung dem Gottesurteile, der Zeit und den Begebenheiten überläßt." Die völlige Unfähigkeit, sein Geschick selbst in die Hand zu nehmen, spricht aus diesen verzweifelten Worten.

Während seine Liebe zu Kathi nicht zu leben und nicht zu sterben vermochte, hatte er eine neue, heftige Leidenschaft durchzukämpfen. Im Jahre 1825 scheint er Marie von Smolenitz kennen gelernt zu haben, ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit, ein Wesen voll seltsam verlockender Widersprüche: halb Kind, halb Dämon, nennt sie der Dichter, und er sagt: das Böse und das Gute sei in ihr nicht wie in andern Menschen getrennt nebeneinander gelegen, sondern unlösbar verbunden gewesen, so daß sie in jedem Augenblicke zugleich anzog und abstieß. Er erlag denn auch ihrem diabolischen Reiz; in die peinlichste Lage aber kam er, als Marie den Maler Daffinger, mit dem er befreundet war, heiratete. Die Ehe war unglücklich, Daffinger roh und grob, Marie kokett und treulos. Es kam zu Zerwürfnissen, Daffinger merkte, daß seine Frau ihn mit einem Liebhaber hintergehe, und er bat Grillparzer, ihr den Kopf zurechtzusetzen! Für Unbeteiligte mag das eine Lustspielszene gewesen sein, für Grillparzer aber, den schwerblütigen, ernsten, und trotz allen Verirrungen von Grund aus rechtschaffenen Menschen, war es eine Höllenqual. Aber wie sehr er sich bemühte sich frei zu machen, Mariens sündhafter Reiz verlockte ihn immer wieder. Das Gedicht „Verwünschung" ist ein

ergreifender Ausdruck seines Ringens. Endlich aber überwog der Abscheu, und er riß sich los von der schönen Teufelin.

Seiner Kathi war er wiedergegeben, aber das marternde Schwanken zwischen Liebe und Abschied für immer begann nur von neuem. Im Jahre 1830 scheint es endlich zum Bruche zu kommen. Unedel genug — freilich unedel nur aus Schwäche — benützt Grillparzer einen Vorwand. Er schreibt an Josefine Fröhlich: „Mir war auf einem höchst zufälligen, aber mir darum um nichts weniger verläßlich scheinenden Wege die Nachricht zugekommen, daß der Verwalter in — wie heißt der Ort? — in Achau, daselbst dafür gelte, ernsthafte, rechtliche Absichten auf Ihre Schwester Kathi zu hegen. Ein, wie mir schien, veränderter Ton in Ihrem Hause, einige Anspielungen von Schwester Betty, unterstützt von der spaßhaften Lebensweise und dem beinahe herausfordernden Ausbleiben Kathis, bestätigt meine Vermutung. So sehr ich nun geneigt bin, an jedem Guten, das Kathi zu teil wird, den innigsten Anteil zu nehmen, verdroß mich doch ihr Mangel an Vertrauen, und die so plötzliche Abkühlung schien mir selbst ein nicht günstiges Licht auf ihren Charakter zu werfen, wozu noch kam, daß ich nicht gern abwarten und zuletzt etwa noch die Rolle des Düpe spielen wollte. Ist an der Sache nichts, so betrachten Sie meinen Brief als nicht geschrieben ...." Und am 29. September 1830 folgte, gleichfalls an Josefinen adressiert, der lakonische Abschiedsbrief: „Ich gedenke, meine Besuche vorderhand einzustellen", heißt es kurz und trocken. „Meinen kommenden Namenstag werde ich schon allein feiern müssen."

Kathi war vernichtet. Um nur nicht in Grillparzers Nähe zu sein und um Fassung zu gewinnen, begleitete sie ihre Schwester Pepi auf einer Konzertreise nach Mailand. Aber ihren Grillparzer kann sie nicht vergessen; mit hingebendster Demut denkt sie immer wieder des Mannes, der ihr so wehe getan. „Wie geht es Grillparzer? War er oft bei euch, spricht er viel von uns? Liebe Netti, schreibe mir ja alles von ihm", fleht sie. Ein andermal schreibt Pepi: „Gute Nacht, Da mi un baccio! nu Wilhelm? (Gemeint ist Wilhelm Bogner, der Sohn Bettys). Oh Du garstiger Bub! ewig mein, mein." Und Kathi fährt fort: „Wir sitzen wie die lebendige Gelehrsamkeit beisammen, ganz umgeben von Büchern und Schriften. Auch ich möchte Wilhelm und sonst noch einige um einen baccio bitten, aber auch ich höre, nein, nein!" — „Liebe Netti, warst Du so gut und hast Du Leinwand für Grillparzer gekauft?" erkundigt sie sich dann wieder, „und sie der Meizler gegeben, auch ist noch ein Leintuch von ihm in einer Schublade gewesen, nur in welcher weiß ich nicht, auch wegen dem Hosenträger vergiß ja nicht." Und sie versichert, sie werde ihn nie vergessen, wie immer er sie auch behandeln möge; „denn alles, was gut an mir ist, habe ich seinem Umgange zu verdanken". Weinerlich ist sie bei alledem nicht; ihre gesunde, kernige Wienernatur ringt sich kräftig durch und die Lust am Komischen läßt sich nicht unterdrücken. Halb zu Tode muß sie sich lachen, wenn sie sieht, wie die Glöckner in Mailand mit den Füßen läuten, wobei sie die drolligsten Sprünge machen; auch verschmäht sie keineswegs eine Partie

„Zwicken", plaudert unbefangen mit Bekannten, ist aber dabei doch ängstlich darauf bedacht, Grillparzer ja keinen Anlaß zum Mißtrauen zu geben. Dann träumt sie einmal, er sei krank geworden; „darüber wurde ich wach und bekam aber eine solche Sehnsucht, daß ich meinte, ich müßte gleich zu Fuß nach Wien laufen." So vieler Treu und Hingebung konnte Grillparzer nicht widerstehen, es kam wieder zur Versöhnung.

So zog Kathi ihren Grillparzer immer wieder an sich oder, wie Sauer fein bemerkt, nicht so sehr sie allein, als vielmehr die Schwestern Fröhlich allesamt. „Ich muß euch alle lieben", gestand er schon in einem Briefe aus Jamnitz, und in der Tat, in ein Leben ohne diese kreuzbraven Geschöpfe konnte er sich nicht mehr schicken. Sie gehörten zu ihm, wie er zu ihnen. Vom Leben hatte er sich geärgert, verekelt, mehr und mehr zurückgezogen, bei ihnen fand er Ansprache, Anregung. Sie vermittelten ihm den Verkehr mit der Außenwelt, von der er gerne hörte, wenn er auch nichts mit ihr zu schaffen haben mochte. Mit ihnen spielte er Klavier und betrieb eifrig musikalische Studien, sie unterwiesen ihn im Gesang, einer Kunst, der er sich zwar mit Liebe, aber wenig Glück widmete. Sie verstanden ihn ganz und gar, sie ließen ihn in seiner Art gewähren und räumten ihm einen stillen Winkel ein, wo er sich behaglich „ausraunzen" durfte.

Endlich mit den Jahren trat auch in seinem Verhältnis zu Kathi die sehnlichst erwünschte Ausgeglichenheit ein. So lange sie beide einander begehrten, gab es Sturm: jauchzendes Glück und tiefe Verzweiflung. Nun lernten sie allmählich entsagen.

Die leidenschaftliche Liebe war zu stiller Freundschaft abgeklärt. 1849 zog Grillparzer ganz zu den Schwestern. Er hatte nun alle Freuden des Familienlebens und doch völlige Freiheit. Das stürmische Feuer der Jugend war verglommen, aber ein freundlich wärmender Strahl war dem alternden Manne wie dem Greise vergönnt. Die Schwestern Fröhlich haben ihm die Augen zugedrückt.

Grillparzer ist oft und hart gescholten worden, weil er das Glück eines so liebenswerten Wesens wie Kathi zerstört hat. Man hat sein Benehmen ebenso unwürdig wie unerklärlich gefunden. Mit Unrecht. Leichtsinnig, ein bodenloser Genußmensch war er nicht und ebensowenig im eigentlichen Sinne rücksichtslos. Was andere an ihm tadeln können, das hat er schärfer, bitterer sich selbst vorgeworfen. Ein Mensch von einem so drängenden, leidenschaftlichen Wahrheitsbedürfnis wie Grillparzer kann nicht wirklich und wahrhaftig schuldig sein; aber er selbst fühlte als Schuld, was sein Verhängnis war.

Gewiß hat er recht, wenn er seine Unfähigkeit, dauernd zu lieben, mit seiner Künstlernatur erklärt. Den Künstler drängt es, sich immer neu mitzuteilen; das Bilden und Schaffen reizt ihn, das vollendete Werk mag ihm gefallen, aber es erfüllt nicht mehr seine Seele; denn schon regen sich die Keime neuen Gestaltens. So verhält sich der Künstler auch dem Leben gegenüber. Jeden Tag muß er sich seine Welt neu erschaffen. Was Wunder, wenn es ihm den Frauen gegenüber nicht anders ergeht? Ihn lockt die keimende, die sich aufschließende Leidenschaft;

Besitz aber und, wie Grillparzer mit Recht betont, auch bloß geistiger Besitz vermag ihn nicht zu fesseln, seine ganze Natur ist eben auf das Ringen mit dem Leben, nicht auf den friedlichen Genuß gestellt.

Bei Grillparzer kam noch ein anderes hinzu. Feindliche Mächte kämpfen in seiner Seele; die hartverständige, pedantische Natur seines Vaters und der leidenschaftlich nervöse Gefühlsüberschwang, die zügellose Phantasie seiner Mutter rangen in ihm. Es gab keinen Ausgleich zwischen ihnen, keine Einheit. Nur in den seltenen Augenblicken höchster Ekstase vereinigten sich die sonst feindlichen Kräfte zu einem herrlichen Ganzen; in solchen Augenblicken entstanden seine Meisterwerke — schnell und hastig hingeworfen — in solchen Augenblicken fühlte er den ganzen Glücksrausch der Liebe. Aber es war ihm versagt, sich zu meistern und zu beherrschen. Nur über Gipfel geht wohl das Leben keines Menschen hin, aber manchem gelingt es, sich wenigstens auf einer mittleren Höhe seiner selbst zu halten. Auch das war aber Grillparzer nicht gegeben. Auf einen ungeheuren Aufschwung folgte bei ihm immer der tiefste Rückfall, ja man darf von einem völligen Zerfall seiner Kräfte sprechen. War die Ekstase vorüber, so schalt der mürrische Verstand das müdegehetzte Gefühl treulos und verlogen, das Gefühl aber fand sich angewidert von dem pedantisch nörgelnden Geiste, und was sich für Augenblicke vereint hatte, das wütete nun wieder gegeneinander. Grillparzer verhält sich seinen Geliebten gegenüber genau so wie gegenüber seinen Werken. Voll glühender Begeisterung war er im Schaffen, voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit im Werben, aber das vollendete Werk flößte ihm Grauen ein wie die Geliebte, deren Ja an sein Ohr geklungen. Das war die Tragik seines Lebens. Er war bestimmt, Unglück denen zu bringen, die ihn liebten; treu geblieben ist er ihnen in seiner Weise: als Dichter.

Kein Dichter außer Goethe hat die Frauennatur so in ihren tiefsten Tiefen und so unmittelbar erfaßt, keiner sie mit so lebendigem Reize darzustellen gewußt wie Grillparzer. Die seinen Weg im Leben gekreuzt, in seinen Dramen finden wir sie alle wieder. Charlotte Paumgarten tritt uns als Medea entgegen, manchen Zug gibt sie an Hero ab, die freilich in ihrem tiefsten Wesen eins ist mit Kathi, Marie Daffinger lockt uns in der Gestalt Rahels, und daran schließt sich eine bunte Reihe anderer Gestalten. Grillparzer hat das Leben all dieser Frauen zerstört, in seiner Dichtung aber hat er sie zu neuem, herrlicherem Leben erweckt.

Josef Emanuel Hilscher.

Zum hundertsten Geburtstag am 22. Jänner 1906.

Von Dr. Rudolf Fürst.

Das Wesen und die Bedeutung Hilschers, des Sängers im weißen Korporalsrock des österreichischen Vormärz, hat sein berühmter Reichs- und Kunstgenosse Anastasius Grün in treffenden Worten gezeichnet: „Einer gewissen Größe entbehrt Hilscher keineswegs,

diese Größe ist aber mehr rein menschlicher als literärischer Natur; er ist groß nicht als das, was er ward, sondern dadurch, wie er's geworden. Hochragend in seinem engen Korporalskleid, verliert er an Höhe, sobald man ihn der Uniform — die ihm zugleich ein Nessushemd war — entkleidet."

Als Kind eines Regimentsprofoßen am 22. Jänner 1806 zu Leitmeritz in Böhmen geboren, kam Josef Emanuel (eigentlich Baptist) sozusagen im österreichischen Waffenrock zur Welt, doch war er nicht eigentlich von österreichischer Herkunft. Die väterlichen Ahnen hausten in der Lausitz, in Preußisch-Schlesien, die Mutter, in deren Adern französisches Blut floß, kam vom Rhein. Von seinem sechsten Lebensjahr, da er in das Erziehungshaus des Regimentes nach Kosmanos in Böhmen getan wurde, bis zu seinem Tod, der ihn 1837 zu Mailand, wenige Wochen nach Ablauf seiner vierzehnjährigen Dienstpflicht, abrief, blieb er in sein „Nessushemd" geschnürt. Mag der Kommißrock des zum Unteroffizier beförderten Gemeinen auch dessen feines, schmales Talent zu einer fast einzigartigen Kulturerscheinung erhöht, mag er den Nachruhm des Vollendeten märtyrerhaft vergrößert haben, so hat er doch zweifellos den Lebenden an der Leistung seines Werkes, sein Talent an Erweiterung und Vertiefung behindert. Hilschers Biographen, Ludwig August Frankl („Weiland Josef Em. Hilschers Dichtungen." Herausgegeben mit einem biographischen Vorwort von L. A. Frankl, Pest, Heckenast, 1840. Zweite, vermehrte Auflage, Prag, Mercy, 1863) und Robert Prutz („Kleine Schriften zur Politik und Literatur," Zweiter Band) wissen viel von den seelischen Leiden zu erzählen, denen der deklassierte Poet ausgesetzt war. Schon als Knabe im Erziehungshause zu Kosmanos, später zu Laibach ob seines unermüdlichen Fleißes von den Vorgesetzten bevorzugt, wegen seines angeregten Wesens bei den Mitschülern beliebt, hatte er ja auch später im Militärdienst nicht gerade über mangelndes Wohlwollen zu klagen. Mehrere seiner Offiziere, darunter der österreichische Poet Marsano, nachmals Feldmarschalleutnant, und Graf Neipperg würdigten den Unteroffizier ihres Verkehres, einer seiner Obristen lud ihn zu Tisch, ein anderer, Herr v. Doeher, suchte die künstlerischen Bestrebungen des Verbitterten zu fördern. Auch schwiegen unter den Waffen die Musen nicht so ganz. Es gab — nach Frankls Mitteilung — in der Kaserne des 17. Infanterieregimentes zu Laibach Dilettantenvorstellungen, an denen mehrere Unteroffiziere mitwirkten. Hilscher und seine Schwester Elise (die er später an der Seite seiner Mutter, einer zweiten Schwester und eines jüngeren Bruders zu Laibach in die kühle Erde betten mußte) waren die Protagonisten dieser ungeschulten Truppe; Hilscher, wie berichtet wird, anfangs travestierend, seine Umgebung verspottend, bald aber mit Feuereifer in seine Aufgabe als Schauspieler, Regisseur, Dekorationsmaler und — Theaterdichter hineinwachsend. Die Vorstellungen fanden den Beifall der Vorgesetzten, sie wurden in einen eigenen Theatersaal, später ins Laibacher Stadttheater verlegt. Hilscher spielte die tragenden Rollen, wie den Karl Moor, den Jaromir. Er schrieb mehrere Bühnenstücke (deren Manuskripte nach Frankls Angabe verloren sind), darunter ein historisches Schauspiel „Friedrich der Schöne" oder „Deutsche Treue" in vier Akten und mit einem Vorspiel. Nach dem Bericht der offiziellen Zeitung wurde es im Laibacher Stadttheater mit Erfolg gegeben, ja, dem Dichter wurde, nachdem er vier Jahre als Gemeiner und nur wenige Monate als Gefreiter im Glied gestanden hatte, der Rang des Korporals zur Belohnung; nach einigen weiteren Jahren ist er sogar Feldwebel geworden und hat den Kanzleidienst eines Fouriers bekleidet. Aber was

konnte solche dienstliche Aufmunterung viel fördern, welche Erleichterung seelischen Druckes bedeutete sie, wenn der heute geduldete Poet morgen schimpflicher Degradation und schimpflicherer Stockprügel gewärtig sein mußte, bloß weil — wie dies einem Standes- und Strebensgenossen Hilschers widerfuhr — ein loyales in der offiziellen Zeitung abgedrucktes Huldigungsgedicht dem „kunstfreundlichen" Obersten nicht genehm war. „Der Korporal — ein Dichter! Man spottete, man lächelte, dann flüsterte man: Nicht übel, recht hübsch! endlich klopfte man dem Soldaten auf die Schulter, hieß ihn Freund, aber natürlich unter vier Augen, während man ihn öffentlich nach seinem untergeordneten Range behandelte; man protegierte ihn, aber mit jener Vornehmheit, mit jener Anmaßung, die das Herz vergiftet und den Geist demütigt, und selbst dieser kleine, schmerzlich erkaufte Vorzug wurde ihm von Neidern verbittert, indem sie ihm bei jeder Gelegenheit seine Stellung als gemeiner Soldat fühlen ließen." Oder wie Prutz urteilt: er duldete „sowohl den Spott der Kameraden als die gnädige Herablassung seiner Oberen, die das wunderliche Murmeltier, das gar solche Dinger, wie Verse machen konnte, neugierig betrachteten."

All diesen Hemmnissen, zu denen noch der frühe Tod der Eltern und Geschwister, sowie eine im vorhinein aussichtslose Herzensneigung und die vergebliche Hoffnung auf das goldene Portepee hinzutrat, stand eigentlich nur eine wirkliche Förderung gegenüber. Sie kam von einem Lehrer am Erziehungshause, Dahl mit Namen, einem Manne von dunkler Herkunft, aber reichen Kenntnissen in vielen Fächern. Seine Lieblingspoeten Byron, Goethe, Tasso, Dante, Ariost, Calderon hat Hilscher durch Dahls Vermittlung kennen gelernt. Neben diesen Autoren las er auch Shakespeare, Klopstock, Lessing, Schiller, Heine, Collin, Grabbe, W. Müller, Jean Paul, Platen, Immermann. In der Kaserne eignete er sich mit Dahls Hilfe das Englische derart an, daß er bei schlechter Aussprache einer der vorzüglichsten Übersetzer Byrons wurde, trieb er das Französische, Italienische, Spanische. Als Dahl durch Selbstmord endete, schwand auch dieser freundliche Einfluß und ließ nur die neue Bitternis wehmütigen Gedenkens zurück. Die Versetzung seines Regimentes nach Italien, nach Bologna, Mailand, scheint dem Dichter keineswegs Anregung und Erholung gebracht, vielmehr nur die Qualen des Vereinsamten, Heimatfremden erhöht zu haben.

Das Wesen dieses unter so eigenartigen Verhältnissen verkümmerten Künstlers, der zu anderen Zeiten vielleicht ein Kipling der österreichischen Armee geworden wäre, spricht zunächst mit Klarheit aus den gesammelten, an Zahl nur geringen Gedichten, von denen einzelne in wenig gelesenen Zeitschriften im Druck erschienen waren. Die von Frankl behauptete Beeinflussung durch Heine ist aus den in Buchform vorliegenden Gedichten nicht ersichtlich. Weit eher könnte man an Shelley und an dessen Apostrophe des Schmerzes als seines besten Freundes denken. Mit Hilscher kommt der Zurückgesetzte, Einsame, Ausgestoßene, der „Verkannte und Verbannte" ohne jede Koketterie, ohne jede Absichtlichkeit zu Wort; er zerlegt nicht seine großen Schmerzen in kleine Lieder, er tändelt nicht mit dem Weltschmerz des philosophierenden Romantikers. Er hält sich ehrlich für das „dunkle Blatt im lichten Blütenkranz" und ruft den Glücklicheren ein wehes: „Wißt es nicht, wie weh die Freude und wie weh das Mitleid tut!" zu. Er bekennt sich als kalt und ungesellig und scheidet sich von der Menge mit den stolzen Worten: „Ich habe nichts mit eurer Art gemein, ich bin für euch, ihr seid für mich zu leer." Kräftige und rührende Töne findet er für des Künstlers einsames Sichselbstverzehren:

„Beneidet nicht den Mann, beklaget ihn,
Den in der Wiege schon geweiht die Musen,
Dem in der Brust die Himmelsflammen glüh'n,
Er muß, ein armer Fremdling hier, am Busen
Den nimmersatten Geier: Sehnsucht, nähren.
Und wie ein Fluch, muß Segen an ihm zehren!
Der helle Traum, der ihm allein beschieden,
Verdrängt die warme, lebende Gestalt,
Er findet nie, was ihm genügt, hienieden,
Und was er schafft, bleibt ewig tot und kalt ..."

Nur einmal glaubte er den Weg ins Land des Glückes gefunden zu haben, als die Liebe in sein Herz einzog, als er in flüchtigen Augenblicken die körperlichen und seelischen Reize der Geliebten, ihrer Schönheit Allgewalt, zu deren Preis ihm die Worte fehlen, in sich aufnahm. Allein „man kann nur glücklich sein, nicht werden" und so nimmt er denn ohne Groll, doch mit einem Gemüt, verloren in den ewigen Traum der Nacht, Abschied von dem „Wunder aller Liebenswürdigkeit"; erst als er erkennt, daß er sich in der Geliebten schönen Seele getäuscht hat, flucht er ihr, verheißt er ihr „von nachgepfuschten Blüten einen dürren, einen verhaßten Kranz".

Diese wenigen Gedichte bekunden eine erstaunliche Herrschaft über die Form, verraten eine Belesenheit und eine Kultur, wie sie bei dem Untermilitär aus den Zwanziger- und Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts, dem Zögling des Erziehungshauses wundernehmen mag. Aber sie bedeuten immerhin noch nicht eine geprägte literarische Persönlichkeit. Hilschers eigentliche Bedeutung liegt in seiner Tätigkeit als Übersetzer, besonders als Nachdichter Byrons. Außer Byron hat er noch Gedichte von Thomas Moore, Southey, Milton, Goldsmith und anderen englischen Poeten, dann von Lamartine, Maffei, endlich den „Gesang von den Gräbern" des italienischen Politikers, Kriegers, Poeten, Professors und Abenteurers Ugo Foscolo ins Deutsche übertragen. Mit den Übersetzungen aus Byron hat er sein Bestes, sein Lebenswerk gegeben, das auch unter dem Maßstab des Absoluten bestehen bleibt. Er übersetzte „Manfred", den „Giaur", den »Prisoner of Chillon«, „Parisina", den größeren Teil des »Lament of Tasso«, den ersten Gesang des »Corsair«, die »Hebrew melodies« (zu Hilschers Lebzeiten gedruckt) und einzelne andere Gedichte. Der Wert dieser Übersetzungen bleibt auch dann bestehen, wenn man der von Zeitgenossen wie dem General Marsano bezeugten Nachricht nicht Rechnung trägt, der manipulierende Feldwebel habe seine literarischen Arbeiten in einer Ecke der Kasernenstube, in der 80 Mann lärmten, zu Papier gebracht. Vergleicht man Hilschers Übersetzungen mit jenen eines Sprachmeisters wie Gildemeister, so findet man, namentlich in „Manfred", wie der einfachere, knappere, sinnlichere, direktere Ausdruck, den Gildemeister bisweilen durch ein Bild, einen Tropus, eine Umschreibung wiedergibt, wie das Äußerste an Treue zum Original auf Seite des Autodidakten liegt.

So weiß er, um einige Beispiele zu geben, die sich leicht vervielfachen ließen, beim Auftreten des dritten Geistes in „Manfred" die den Wellenschlag und das Echo widerspiegelnde Assonanz »my calm Hall of Coral« durch „in den Hallen von Korallen" wiederzugeben, während Gildemeister nur vom „Korallenschloß" spricht. Wenn Manfred bei Gildemeister undeutlich nichts von „langen Tagen" wissen will, so schaudert er bei Hilscher aufs klarste vor „Verlängerung der Tage". Kriegerisch ruft Manfred bei Hilscher

dem Gewaltigsten der Geister ein „Komm an" zu, farblos sagt er bei Gildemeister „er komme". Für »man of strange words« findet Hilscher die Übertragung „Mann dunkler Worte", während sich Gildemeister mit der Umschreibung „Seltsame Worte" begnügt. »It wants but one till sunset and promises a lovely twilight« heißt bei Hilscher leidlich klar: „Eine Stunde fehlt zum Abend und schöne Dämmerung verspricht sie"; bei Gildemeister gibt es eine kleine Wirrnis der Tageszeiten: „Bis Nacht noch eine Stunde und sie verspricht den schönsten Abend."* In der pathetischesten Situation im „Giaur" greift Gildemeister zu dem Wort „Galan" als metrischen Notbehelf, während Hilscher mit dem kräftigen „Verführer" gut auskommt. Bezeichnend ist auch, daß die bekannten Schlußzeilen in »Oh! weep for those« (Hebrew melodies):

„Die Taube hat ihr Nest, der Fuchs die Kluft,
Der Mensch die Heimat, Juda nur die Gruft."

bei beiden Übersetzern wörtlich übereinstimmen. Gildemeister hat also Hilschers Übertragung entweder benützt oder zum mindesten die Stelle nicht besser wiedergeben können. Befremdlich ist es hingegen, wenn Hilscher die so berühmten »waters of Babel« mit „am Euphrat" wiedergibt. Ganz vorzüglich ist es dem ungeschulten Übersetzer gelungen, all die metrischen Feinheiten und Nuancen seines Originals zum Ausdruck zu bringen. Die Mängel seiner Nachdichtung bestehen hie und da in einem leichten Hang zum Künsteln, zu noch unerprobten Wortformen; nirgend aber fehlt es ihm an der erforderlichen Bildung, an der Fähigkeit, sich in der Gedankenwelt, im geistigen Besitz des welterfahrenen, hochgebildeten Vorbildes zurechtzufinden. Selbst der Österreicher macht sich nur ganz beiläufig in einem und dem anderen unreinen Reim, in der Vorliebe für das „mehr" zur Komparativbildung bemerkbar. Der literarische Proletarier, der kleine deutschböhmische Liniensoldat, und der hochgeborene englische Aristokrat, der die raffinierteste Kultur seiner Zeit in sich aufgenommen hatte, scheinen durch gemeinsame Kunst, Gesinnung, Stimmung in ein Wesen verschmolzen. Mit der Leidenschaft des Genies war der Kleinere im Größeren aufgegangen.

Der immerhin karge Nachruhm, der diesem im Dunkel rasch verrinnenden Leben gegönnt war, ist zudem einem äußeren Anlaß, dem Erwachen nationaldeutscher Bestrebungen in Böhmen, zu danken. Die Tschechen hatten sich 1861 eines in Leitmeritz verstorbenen Dichters ihres Stammes, Karl Ignaz Mácha, erinnert. Da beschloß ein Komitee deutscher Bürger in Leitmeritz, nun auch das Andenken des hier geborenen deutschen Dichters Hilscher der Vergessenheit zu entreißen. Man eröffnete auf die zweite vermehrte Auflage des von Frankl 1840 herausgegebenen Nachlasses eine Subskription, die ein glänzendes Ergebnis hatte. Nicht weniger als 1349 Subskribenten stellten sich ein, darunter Dichter wie Grillparzer, Adalbert Stifter, K. G. v. Leitner, Karl v. Holtei, Leopold Kompert, Heinrich Laube, Friedrich Halm, Mosenthal, Politiker wie die späteren Minister Graf Eduard Taaffe, Julius Glaser (20 Exemplare), Eduard Herbst, wie die deutschböhmischen Abgeordneten Dr. Franz Schmeykal und (einer der wenigen noch Lebenden) Dr. Funke. Auch die Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar hatte zwei Exemplare abgenommen. So konnte denn am 29. Juni 1863 in einer Nische von Hilschers Geburts-

* Ein sinnstörender Druckfehler bei Hilscher (Ausg. von Frankl, 2. Aufl., S. 116) sei berichtigt. Der Abt sagt dort zu Manfred: „Die gute Wirkung aber in dein Gehirn — o könnt' ich sagen Herr!" Es muß natürlich Herz heißen.

haus in seiner Vaterstadt, dem nachmaligen Seminargebäude, eine von Karl Radnitzky ausgeführte Bronzebüste Hilschers, den Dichter im Soldatenkleid mit stilisiertem Mantel darstellend, eingeweiht werden. Die Gesangsvereine von Leitmeritz und Aussig trugen in der feierlichen Festversammlung eine von L. A. Frankl gedichtete, von W. H. Veit komponierte Festkantate vor . . .

Hilschers hundertster Geburtstag aber mag nicht vorübergehen, ohne daß man zum mindesten in Österreich des Sprachgewaltigen freundlich gedenkt. Man hat ihm manches zu danken, manches abzubitten. Er ist bedeutsam als Einzelerscheinung, bedeutsamer als Stiefkind einer erst in unseren Tagen allgemach ablaufenden Kulturepoche.

Erinnerungen an Gedanken, Taten und Erfahrungen aus meinem Leben.

Haec olim meminisse juvabit.

Aus Dr. J. N. Bergers literarischem Nachlaß.

Mitgeteilt und eingeleitet von Alfred Freiherrn von Berger.

(Fortsetzung.)

15. Februar 1843.

Ich habe heute einen Artikel „Nein — eine moderne Krankheit" geschrieben. Ich finde es sonderbar, daß Frankl immer an der „Mache", wie er es nennt, herummäkelt. Er verglich den Aufsatz mit einem schönen, aber nicht üppigen Weibe, dem man sich nicht sinnlich zu nähern begehrt. — Recht! Dann bleibt sie keusch und lauter. Er sagte ferner, der Aufsatz sei nicht ganz wissenschaftlich, aber auch nicht ganz populär. — Nun, das ist aber die rechte Mitte, jene Vermittlung zwischen Paragraphenton und gleißendem Stile. — Die Schriftsteller von Profession spielen mit dem Stile gerne Komödie und namentlich ist Frankl eine Kokette in seinen Schreibereien. Ich lasse mich durch derlei Bemerkungen nicht abschrecken. Meine Tendenz ist zu wirken und nicht zu glänzen.

16. Februar 1843.

Wenn man ein treues Miniaturabbild der österreichischen Monarchie sehen will, so muß man in die kaiserliche Burg gehen. Wie die Monarchie nach und nach aus verschiedenen Elementen der größten Ungleichartigkeit entstanden ist, so auch die Burg. Sie besteht aus vielen in verschiedenen Zeiten und verschiedenem Stile, meist ganz geschmacklos aufgeführten Gebäuden. So wie die Monarchie vier Hauptnationalitäten begreift, so zeigt der Burgplatz vier verschiedene Hauptgebäude, an die sich die kleineren Verschiedenheiten als selbständige Komplexe anschließen. Das Gebäude der Monarchie ist unvollendet und einheitslos, die Burg ist es auch. An vielen Stellen, besonders gegen den Kohlmarkt, sieht man die rohen Ziegel, an welche weiter hätte gebaut werden sollen; allein andere Gebäude der Stadt haben sich in den Weg gestellt und werden den Ausbau der Burg für immer hindern. So ist es auch mit der Monarchie. Sie wird in ihrer inneren Befestigung nicht mehr das Ziel erreichen, denn es haben sich ihr Hindernisse in den erwachenden Nationalitäten entgegengestellt, die nun, auf ihr Recht pochend, ihren eigenen

Bau ausführen wollen. Unter allen Teilen der Burg hat nur die sogenannte Reichskanzlei ein imposantes Aussehen, sie ist der Glanzpunkt der Burg. Aber es war auch das deutsche Kaisertum der Glanzpunkt des Hauses Habsburg. Auf dem majestätisch stillen Josefs-Platze steht die Statue Kaiser Josefs, inmitten der Gebäude, worin sich das Naturalienkabinett und die Hofbibliothek befinden. So sind noch im Tode die Schätze der Aufklärung, die er seinem Volke so freisinnig aufschloß, die schönsten Embleme seines Denkmals.

* * *

Ein Leben.

Geliebt! Gelebt!
Es ist vorüber,
Die Zeit entschwebt
Mir immer trüber.

Gelebt! Geliebt!
In schönen Stunden,
Die niemand gibt,
Die längst verschwunden.

Geliebt! Gelebt!
Das Herz gebrochen,
Das Ach! erbebt,
Ist ausgesprochen.

Gelebt! Geliebt!
Nun hab' ich Ruhe;
O sanft nur schiebt
Mich in die Truhe!

Geliebt! Gelebt!
Und ausgerungen!
Gelebt! Geliebt!
Verweht! verklungen!

* * *

Gerade während ich dies Gedicht schrieb, machte auch mein Kollege Lyro in unserem Schreibzimmer ein Gedicht und wir mußten lachen, als wir dies uns wechselseitig mitteilten. Es ist komisch, daß zwei Menschen mitten im trockenen Aktenstaub begraben, ganz unabhängig voneinander, gleichzeitig statt Satzschriften Gedichte machen.

20. Februar 1843.

Ich habe vorgestern Abend einen Aufsatz über Schicksal und Zufall geschrieben. Gestern habe ich endlich den „Zauberschleier", der schon zum 206. Male gegeben wurde, auch einmal angesehen. Im ganzen habe ich die beiden vergangenen Tage beinahe nichts studiert und mich recht ausgeheitert und zerstreut.

* * *

Plato verbannte aus seinem Staate die Poesie, weil sie, Geringes wie Hohes nachahmend, nicht geeignet sei, die Reinheit und Gesetzmäßigkeit der Seele zu befördern, welcher dieser Staat bedarf.

* * *

Wie sehr sich der Mensch vom Tiere unterscheidet, das lehrt wieder die Geschichte. Noch heute ist der König der Wüste derselbe, wie er es zu Zeiten der Römer war, und in unseren Menagerien sehen wir keine anderen Löwen, als welche man in Rom sah. Allein die, welche die Löwen ansehen, sind andere geworden.

21. Februar 1843.

Die bisherige Rechtsphilosophie, wenn sie von dem inhaltslosen Begriffe der Freiheit ausging, hat nur die Möglichkeit des Rechtes und nichts mehr dargetan. Die Wirklichkeit des Rechtes aber kann aus dem bloßen Begriffe der Freiheit nicht dargetan, sondern sie muß als daseiend aufgezeigt werden. Denn wirklich ist nur, was Dasein hat. Nur aus der daseienden Freiheit (Idee der Freiheit) ergibt sich das Dasein — die Idee des Rechtes. Dieses kann also nur aus der Wirklichkeit und da diese selbst nur in ihrem ganzen Werden zu fassen ist, nur aus der Geschichte erkannt werden. Erst die Geschichte bringt in die leere Form der Rechtsabstraktion den vollen Inhalt wirklichen Rechtes, durch sie wird das abstrahierte negative Recht erst zum positiven.

* * *

Geschäft! Samum der Poesie! Straßenstaub auf Blumen! Leerheit und Wüste des Lebens! Ohnmacht des Schaffens! Vampyr des Geistes! Es gibt kein prosaischeres Wort als das Wort Geschäft. Das Geschäft ist die absolute Poesielosigkeit. Die Jugend, die Frauen und die Dichter haben keine Geschäfte. Das Geschäft und die Geschäftigkeit haben keine schaffende Kraft. Das Geschäft ist nur das konservative Element des Lebens, sein Erhalten sieht nur so aus, als ob es ein Schaffen wäre. Die Geschäftigkeit ist aber gar nur der Schein des Geschäftes und folglich ein leeres Tun. Das Geschäft steht zwischen der Arbeit und dem Gedanken; von beiden hat es den Schein und von keinem das Wesen. Die wahre produktive Arbeit ist so wenig ein Geschäft als das Denken. Der Schuster, wenn er einen Stiefel macht, hat so wenig ein Geschäft als der Philosoph, wenn er denkt. Das Geschäft ist nur ein vermittelndes Tun, das fließende Element, die Straße für die Produkte in ihrem Austausch. Erst wo das Schaffen endet, fängt das Geschäft an. Der vollste Ausdruck des Geschäftes ist der Vertrag. Im Vertrage aber liegt auch schon wieder der Übergang zum Schaffen. Die wahre Leerheit des Geschäftes liegt zwischen dem Schaffen und dem Vertrag. Das Geschäft hat keinen selbständigen Gedanken, es ist nur die Ausführung des bereits Geschaffenen — Mechanismus. (Regierungsgeschäfte, Beamtenroutine.) Die Justizpflege, wie überhaupt alle Richtungen der Staatsregierung, sollen keine Geschäfte sein, wenn sie nach ihrem wahren Wesen verwirklicht werden sollen; denn in ihnen soll sich die schaffende Kraft der Idee bewähren. Das Geschäft ist es, welches den bloßen Beamten vom Staatsmann unterscheidet. Der Beamte ist die notwendige Ergänzung des Staatsmannes, sie verhalten sich wie Leib und Seele und ihr Einswerden ist ihr Ideal. Dieses Einswerden hebt aber auch eben den Unterschied zwischen beiden wieder auf, es wird der Staatsmann zum Geschäftsmanne und umgekehrt; es verschwindet das bloße Geschäft und die produktive Kraft der Idee dringt bis an das untere Tun durch. Der Staat und seine Idee werden zum allgemeinen Selbstbewußtsein. Es gibt also dann keine bloßen Regierungsgeschäfte und das Geschäft reduziert sich auf seine wahre, oben entwickelte Bedeutung. Regierungsgeschäfte gibt es nur dort, wo der Staat nicht allgemeines Selbstbewußtsein ist; dort tut der Beamte etwas ihm Fremdes, außer seinem Bewußtsein Liegendes. Der Befehl ist es, was ihn einzig in Bewegung setzt. Er ist eine Maschine.

22. Februar 1843.

Das einsame Gefängnis ist der adäquateste Ausdruck für die Idee der Strafe. Es ist die Einkerkerung der Seele, nicht bloß des Leibes; es ist die vollendetste Ausschließung des verbrecherischen Willens aus der Gesellschaft.

23. Februar 1843.

Wie der Same unter der Erde unsichtbar das neue Leben aus sich heraustreibt und der durchgebrochene Keim als junge Pflanze hervorschießt, so gären auch die Gedanken, die wir in uns aufnehmen, ohne Bewußtsein fort. Sie gestalten sich zu neuen Schöpfungen und plötzlich treten diese, wie Minerva aus dem Haupte Zeus', vollendet hervor.

* * *

Die bloße Logik hat keine schöpferische Kraft. Der langweilige Faden flacher Konsequenz wird endlich ausgesponnen und die scheinbare Produktion ist zu Ende. So geht es allen Wissenschaften, die sich aus abstrahierten Prinzipen formalistisch entwickeln. Es wird kein neuer Gedanke gewonnen, mit dem Prinzipe sind die äußersten Konsequenzen gesetzt und diese sind nur die trockene Analyse von jenem. So geht es auch der Jurisprudenz, die sich auf dem Gebiete des positiven Rechtes hermeneutisch bewegt, der es nur um Paragraphentechnik, nicht um die totale begrifflich-historische Beleuchtung des Gesetzes in seiner Ganzheit, um seine Genesis und seinen organischen Zusammenhang zu tun ist. Alle, auch die geistigen Organismen dieser Welt müssen in ihrer Konstruktion aufgezeigt werden, durch diese erst werden sie als Organismen begriffen. Der wahren Konstruktion kann man sich nur nach und nach annähern. Die Konstruktionen sind wie die Hypothesen in der Physik und allen Naturwissenschaften; sie sind um so besser, je durchsichtiger sie die Gegenstände machen. Innerhalb der Konstruktion waltet die Dialektik, aus ihr heraus spinnt sich die Logik. Allein weder durch Logik, noch durch Dialektik kann die Konstruktion gewonnen werden. Diese ist das Werk intellektualer Anschauung, der Prometheus'sche Funke, das wahrhaft schaffende Prinzip der Wissenschaft.

25. Februar 1843.

Wenn man in allen Wissenschaften die Praxis als die notwendige Ergänzung der Theorie, die Theorie als die Seele, die Praxis als ihren Leib ansieht, so bekennt man eben dadurch, daß die bloße Theorie nicht die ganze, folglich keine Wahrheit sei, denn die Wahrheit läßt sich nicht zerteilen. Es ist also auch die höchste Wissenschaft — die Philosophie an sich eine Unwahrheit und sie hat erst an der Natur und der Geschichte ihre Wahrheit; in jener die Offenbarung des Notwendigen, in dieser des Freien, in der Natur ist das Notwendige ein von der Freiheit gewollter Gedanke, in der Geschichte ist das Freie, die Freiheit selbst ihre eigene Notwendigkeit. Gedanke und Tat also sind die höchsten Prinzipien alles Wissens. Aber beide sind nur die selbst gewollten Affektionen eines Ich, eines Selbstbewußtseins. Diese also muß den Ausgangspunkt aller Philosophie bilden. Der Gedanke erscheint sodann als die innere Tat des Selbstbewußtseins, die Tat als der entlassene Gedanke.

Jedes Werk des Genius ist eine neue Offenbarung des unendlichen Selbstbewußtseins, die Entbindung eines Moments desselben. Nie hat ein Genius schon Gewesenes wiederholt. Es ist bemerkenswert, daß sich als Reaktion gegen den pantheistischen Nihilismus

eine christliche Philosophie erhebt. Dem Extreme setzt sich das Extrem entgegen. O Dialektik! — — — Allein das Christentum ist gewiß nur ein Element der Wahrheit, wie jede andere Religion, und kann nicht das Selbstbewußtsein unserer Zeit eine neue Offenbarung Gottes werden, eine positive Offenbarung, ohne deshalb Christentum werden zu müssen?

26. Februar 1843.

Wenn ich des Abends einsam umherwandle und es ertönen die Abendglocken, dann fühle ich mich wunderbar ergriffen. Ich habe es versucht, meine Empfindung zu schildern:

Erdenruhe.

Wenn abends hoch herab vom hehren Dome
Die Glocke schallt in vollem Klangesstrome,
Wenn ihre Töne durch die Lüfte fließen
Und fernehin melodisch sich ergießen,
Wenn alles schweigt und nur auf Glockenschwingen
Die Erdenwünsche auf zum Himmel dringen,
So schwellend rein und jetzt so mächtig brausend,
So sanft und mild und jetzt so stürmisch sausend,
Dann ist es mir, als käm' auf Sangeswogen
Mir süßer Friede in die Brust gezogen,
Und mich durchzittert wunderbare Ahnung,
Und mich berührt's wie eine Himmelsmahnung;
Mir ist, als sollt' von unsichtbaren Chören
Ich aller Erdenrätsel klare Lösung hören.
Es tönet aus dem lauten Glockenmunde
Wie Pred'gers Wort, die volle Gotteskunde.
Die letzten Töne zittern, säuseln, beben,
Und wie sie leise in die Abendruh' verschweben,
Verschließt mein Auge sich zu sanftem Schlummer,
Verweht, vergessen ist der Erdenkummer.

27. Februar 1843.

Man verkennt das Wesen des geschichtlichen Rechtes, wenn man seine Bedeutung in dem Festhalten des Bestandenen sucht. Geschichte ist Werden, folglich unvollendet. Der Geist der Menschheit zieht sich mit durch dieses Werden und stellt dessen Kontinuität her. Was also im Selbstbewußtsein einer jeden Zeit sich entwickelt und verwirklicht, das gehört mit zur Geschichte. Die wahre geschichtliche Schule, das geschichtliche Recht ist die konkrete Einheit der Vergangenheit und der Gegenwart, ihr also gehört die Zukunft. Jedes Institut ist ihr nicht nur ein Gewordenes, sondern auch noch weiter Werdendes; sie entwickelt also auch jedes Institut nach dem ihm inwohnenden Triebe und bewahrt sich somit sowohl vor der Starrheit des abstrahierenden Rationalismus als auch vor der Geistlosigkeit, welche der Fortbildung der Menschheit und ihrer Institute die Schranken der Vergangenheit entgegensetzen will.

28. Februar 1843.

Glaube, Hoffnung und Liebe stehen im Verhältnisse von Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart. Nur das Vergangene, das Geschehene wird geglaubt. Was ich unmittelbar

selbst erlebe, dessen bin ich gewiß, das glaube ich nicht. Was jetzt geschieht, aber nicht in meiner Gegenwart, ist, wenn ich es erfahre, schon ein Vergangenes geworden. Ich kann es wieder nur glauben, denn es ist nicht meine Erfahrung. Der Glaube an ein Zukünftiges ist die Hoffnung. Die Liebe aber ist der vollste Genuß der Gegenwart, sie hat Wahrheit nur als Gegenwart, eine vergangene und zukünftige Liebe ist eben keine Liebe. Der Mensch aber ist nur Herr des Moments, er soll also lieben, all sein Glaube und seine Hoffnung soll sich in Liebe auflösen.

2. März 1843.

Manche Menschen haben zu viel Gesicht und zu wenig Physiognomie. Die schönen Physiognomien sind gleich den schönen Naturszenen; die Natur selbst hat in ihnen den Geist ausgeprägt. Reinheit, Tiefe und Gedankenleben des Geistes sind für das Gesicht, was die Kultur für den Boden, sie geben ihm eine neue, vergeistigte Physiognomie; sie können die Schönheit der Seele ausprägen, allein sie können die ursprüngliche geniale Schönheit der Natur nicht hervorzaubern; sie sind nur bildend, nicht schaffend, wie die Natur. Der Menschengeist überhaupt ist nicht schöpferisch, seine größte Kraft bekundet sich nur darin, die Gedanken aufzufinden, die in der Welt enthalten sind, und seine Taten sind nur Abbilder jener reinen Gedanken. Allein diese Gedanken hat er nicht geschaffen, sondern nur gefunden. Der produktivste Geist ist der, welcher viele Gedanken und denselben Gedanken selbst in den entferntesten Einzelheiten findet und das Genie beurkundet sich immer dadurch, daß es sozusagen einen Weltgedanken, d. h. einen Gedanken findet, welcher die Welt in einem neuern und höhern Lichte anschauen läßt. Plato, Galiläi, Kepler, Goethe waren Genies. So ist das Genie die unmittelbare Anschauung des Weltengenius, und eine neue Weltanschauung kann immer nur von einem Genie ausgehen.

4. März 1843.

Soeben war Grodel bei mir, um Abschied zu nehmen. Er reist den 6. März nach Odessa. Ich schrieb ihm folgende Verse in sein Gedenkbuch:

Mit schwarzer Tinte schreiben wir die Zeilen
Dem Freunde in sein heiteres Lebensbuch,
So hüllen auch die Stunden, die enteilen,
Die Freuden in ein schwarzes Leichentuch;
Und kommt ein alter Freund, von uns zu scheiden,
So ist's ein neues Leid, zu alten Leiden.

* * *

Elegie.

Die Nacht ist still, die Schwere der Gedanken
Zerfließt wie Seelenduft im leichten Traum,
Ich lieg' auf Blumen, zarter Blütenschaum
Umweht mein Haupt, um das sich Kränze ranken.
Und auf mein Antlitz perlen leise Tränen,
So mild und klar, wie Frühlingsmorgentau.
Die Lüfte weh'n so würzig, sanft und lau,
Fast möcht' ich mich ein totes Kind jetzt wähnen.

Ein Kind, das seiner Mutter früh gestorben,
Das sie mit Blumen schmückt und heiß beweint,
Und doch, wie rosig noch sein Antlitz scheint,
Sich freut, daß es noch rein und unverdorben.

Warum konnt' ich als solches Kind nicht sterben,
Wie eine Blume, die ein Hauch verweht?
Nun ist die Mutter tot, es ist zu spät,
Die Rosen sind verwelkt, ich muß verderben.

7. März 1843.

Noch immer kein Gedankenfestland, nicht einmal eine Insel, langweiliger Ozean der Gedankenlosigkeit!

8. März 1843.

Einer Knospe.

Tief im grünen Heiligtume,
In der Knospe schläft die Blume,
Träumt nicht in der zarten Hülle
Von des Blühens Lust und Fülle.
Eines Frühlings Blumenpracht,
Schlummert in der Knospenmacht,
Ohne Glanz, noch ohne Duft,
Wiegt die Knospe in der Luft.

Knospe, halb und halb schon Blume,
Dämmert's dir im Heiligtume
Süßer ahnender Gedanken! –
Sehnen, Wogen, Schwellen, Wanken,
Morgentau und Sonnenstrahl,
Duft im blumigen Pokal –
Alles ist dir noch ein Traum –
Frühlingswehen, Blütenschaum.

10. März 1843.

Ich habe das Werk Hannes geendet.* Nicht leicht hat mich ein Buch so erquickt. Aber doch — der Dualismus von Gott und Natur bleibt zuletzt doch unversöhnt, denn der Mensch soll seine Versöhnung sein.

11. März 1843.

Mit diesen Zeilen beschließe ich das erste Bändchen meines Tagebuches. Es sieht aus, wie mein Leben, zersplittert in Gedanken und nicht geschwellt durch äußere Erlebnisse. Mancher Zeile wird man es nicht ansehen, unter welcher Aufregung ich sie geschrieben habe. Durch das Ganze aber zieht sich der Faden meiner inneren Kämpfe, denn der ich am 1. Dezember 1842 war, bin ich lange nicht mehr am 11. März 1843! Ruhe, Büchlein! Du hast deine Sendung erfüllt!

(Fortsetzung folgt.)

* „Der moderne Nihilismus und die Straußsche Glaubenslehre im Verhältnis zur christlichen Religion." Bielefeld 1842.

Chronik.

Verkehrswesen.*

Eine merkwürdige, reichbewegte Zeit liegt hinter uns. Das wichtigste und wohl auch folgenschwerste Ereignis bildete der Ausstand der Eisenbahnarbeiter. Das war kein gewöhnlicher Streik, sondern etwas noch ziemlich Neuartiges, zu dessen Bezeichnung man sogar einen neuen Namen erfinden mußte, das vielsagende Fremdwort: passive Resistenz! Das war ein Streik, bei dem die Arbeiter den Dienst gar nicht zu verlassen brauchten. Sie verrichteten ihn zum Scheine weiter; nur den Lohn bezogen sie in Wirklichkeit fort. Oben in irgend einer böhmischen Staatsbahnstation ging der Streik an. Dann verbreitete sich die Bewegung nicht einmal rasch, aber stetig über ganz Böhmen. Der sozialdemokratischen Parteileitung kam der Ausstand wohl recht ungelegen. Sie erkannte den Ernst und die Wichtigkeit der Frage. Sie wußte auch, welche Machtmittel dem Staate zur Verfügung standen. Sie mußte nach dem Beispiele in andern Staaten für die Arbeiterschaft eine schwere Niederlage besorgen, die am Ende noch den Erfolg der Wahlbewegung gefährden konnte. Augenscheinlich aus solchen Beweggründen war sie anfangs gegen den Streik. Als sich dieser aber wider ihren Rat weiter ausbreitete, paßte sie sich rasch den Tatsachen an und folgte mit verspäteten Fanfarenklängen dem bereits unternommenen Angriff.

Man behauptete hinterher, der Streik hätte durch festes Auftreten der Staatseisenbahnverwaltung im Keime erstickt werden können. Möglich! Aber gegen wen soll ein Vorwurf erhoben werden, wenn eine staatliche Einrichtung versagt, die für rein wirtschaftliche Zwecke geschaffen, immer mehr und mehr politischen Einflüssen ausgesetzt wird. Diese Erscheinung kann man an zahllosen Beispielen beobachten, man kann sie beklagen, aber in diesem Reiche gewiß nicht mehr ändern. Im vorliegenden Falle handelte es sich um tschechisch-nationale Arbeiter! Würden nicht am Ende die Abgeordneten des Landes in einer Maßregelung ihrer Sprachgenossen einen Kriegsfall erblickt haben? Und der so mühselig gestützte, unaufhörlich zitternde Reichsratfrieden konnte in Trümmer sinken! Dieser Frieden ist ja schon über die Frage der Errichtung eines Untergymnasiums und eines Bezirksgerichtes gestolpert, damals, da man das langsam, aber unfehlbar tötende Staatsgift der Obstruktion noch gar nicht kannte. Aus begreiflichen Gründen also zögerte die staatliche Bahnverwaltung und der Ausstand griff um sich.

Nicht nur die Beamtenschaft, auch das übrige fest angestellte Personal blieb anfangs der Bewegung fern. Von ihr waren bloß einzelne Gruppen der Eisenbahnarbeiter erfaßt, aber auch diese nur in Böhmen und sonst etwa noch in vereinzelten Orten. Doch mehr als jeder andere Betrieb ist die Eisenbahn dem Uhrwerk vergleichbar. Ein einziges Rädchen versagt den Dienst und das ganze Werk gerät ins Stocken. Dem großen Publikum blieb der Ausstand zunächst fast unsichtbar. In kluger Überlegung hatten die Streikenden den Personenverkehr von ihrer Kraftprobe ausgeschlossen. Sie hatten an ihrem italienischen Vorbild gelernt, daß das Publikum hierin überaus empfindlich ist. Dagegen wurde die Industrie sofort ins Mitleiden gezogen. Es war die Zeit des größten Verkehrs im ganzen Jahre, die auch unter gewöhnlichen Umständen Wagenmangel entstehen und schwer fühlen läßt. Nun wurde dieser Mangel zu einer von Tag zu Tag bedrohlicher wachsenden Plage. Aber es stand noch ganz anderes im Spiele. Wenn der Ausstand fortdauerte, mußte er in seinen Folgen auch den Personenverkehr lahmlegen. Er konnte Kohlennot, Lebensmittelteuerung, ja vielleicht weit ärgeres bringen! Also Frieden um jeden Preis?

Die Staatsverwaltung war anderer Meinung. Sie sagte sich wohl, daß dieser Frieden nur mit einem schweren Verlust an Staatsautorität erkauft werden könnte und die Disziplin in einem Körper erschüttern würde, der ohne streng militärische Organisation kaum bestehen kann. Sie bedachte vielleicht, daß dieser Frieden der förmlichen Anerkennung einer Nebenregierung gleichkäme, die auch in Hinkunft bei gegebenem Anlaß ohne eigene Verantwortlichkeit auf die Eisenbahnverwaltung maßgebenden Einfluß zu nehmen versuchen würde. Sie mußte sich die Folgen vor Augen halten, welche dieser Frieden für die anderen staatlichen Betriebe vermutlich nach sich ziehen würde. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß es sich hier um ein Prinzip handle, das bisher einen Grundpfeiler der staatlichen Ordnung zu bilden schien. Hatte man dieses Prinzip einmal durchbrechen lassen, wie sollte man einem erneuerten Angriff wehren, den man dann jederzeit gewärtigen mußte! Augenscheinlich durch solche naheliegende Erwägungen geleitet, beschloß die Staatsverwaltung, wie es in ähnlicher Lage die Regierungen von Italien und

* Vergl. Bd. III. Heft 34 der „Österr. Rundschau“.

Ungarn getan hatten, den Kampf aufzunehmen. Ein Erlaß des Eisenbahnministeriums rief die Ausständigen zur Wiederaufnahme des ordnungsgemäßen Dienstes zurück. Jede Verhandlung mit den Streikenden wurde abgelehnt. Weiterstreikende wurden mit der Entlassung bedroht!

Zwei Tage später — es war kurz vor dem Eintreffen des spanischen Königs in Wien — wurden Vertreter der Streikenden ins Eisenbahnamt zu Verhandlungen geladen, die durch sofortige Erfüllung mehrerer Forderungen der Ausständigen, sowie durch Verheißung anderweitiger Maßnahmen zur Verbesserung der Lage des Personals rasch zu einer Verständigung führten. Man ist nur auf Mutmaßungen über die Gründe angewiesen, unter deren gebieterischem Zwange die Staatsverwaltung noch vor Ausbruch des offenen Kampfes Frieden schloß. Der 13. November 1905, der Tag, an dem dies geschah, wird vielleicht noch einmal in der inneren Geschichte Österreichs eine bedeutsame Rolle spielen. Der Ausstand selbst aber kann in größerem oder kleinerem Umfange mit jedem Tage wieder aufleben. Das ist das Schlimme, das tief Beunruhigende dabei. Es hat in der letzten Zeit nur drei größere Eisenbahnerstreiks gegeben. Die ersten zwei in Italien und Ungarn wurden sozusagen mit Waffengewalt niedergerungen. Der dritte, wiederum in Italien, scheiterte an dem einmütigen Widerstande von Presse, Parlament und Publikum. Mittlerweile ist noch ein neuerlicher Eisenbahnerstreik in Rußland dazu gekommen als Begleiterscheinung des allgemeinen Zusammenbruches.

In Österreich hat man den Streik freilich nicht allzu tragisch genommen. Die spaltenlangen Streikberichte in der Presse begannen das Publikum nachgerade ein wenig zu ermüden, so daß es erleichtert aufatmete, als der Ausstand beendet war. Von den Abgeordneten zeigten fast nur die Führer der Arbeiterschaft dafür Interesse. Die Industriellen aber entsandten ihre Vertreter zum Ministerpräsidenten, um ihm für die weise und glückliche Beilegung des Streiks zu danken. Das war im großen ganzen die Auffassung, die die bürgerliche Gesellschaft einem solchen Ereignisse abzugewinnen vermochte.

In unmittelbarem Zusammenhang mit dem Streik steht die von den Staatsbahnen beschlossene Tariferhöhung. Die Industriellen, die von diesem Plane erfuhren, gerade als die Zeitungen ihre feierliche Danksagung an den Ministerpräsidenten veröffentlicht hatten, erhoben lebhaften Widerspruch. Ja, was hatten sie denn gedacht, wie der Staat die Kriegskosten decken würde! Haben *sie* etwa jemals gezögert ihre Preise zu erhöhen, wenn die Erzeugungskosten durch soziale Lasten stiegen? Haben sie sich nicht bisher fast jede neue soziale Einrichtung, jeden siegreichen, ja selbst so manchen niedergerungenen Streik vom Konsum bezahlen lassen? Und nur den Verkehrsanstalten sollte verwehrt sein, was jeder andere Unternehmer für selbstverständlich hält? Hätte man den Staatsbahnen dieselbe wirtschaftliche Grundlage gegeben, deren man bei keinem anderen Betrieb entraten kann, dann wäre der Staatsbetrieb in der Lage gewesen, rechtzeitig eine durch die Teuerungsverhältnisse vielleicht längst gebotene Lohnaufbesserung seines Personals durchzuführen. Ihm wäre die Demütigung erspart worden, sich etwas abtrotzen zu lassen, was er — sollte seine Autorität geschont bleiben — nur aus freien Stücken gewähren durfte.

Die unheimlich fortschreitende Teuerung, die sich in der Ära der neuen Handelsverträge noch steigern dürfte, wird weitere Maßnahmen zu gunsten des Eisenbahnpersonals erfordern. Auch die Sorge um die geordnete Führung des Staatshaushaltes wird die bisherigen Grundsätze für den Staatsbetrieb nicht mehr lange bestehen lassen. Nur die Rücksicht auf die ungeklärten handelspolitischen Verhältnisse, auf die Ungewißheit in der Frage des Dualismus und auf die Privatbahnen, deren Ertragfähigkeit zu fesseln man für ein Staatsinteresse zu halten scheint, mag die Regierung bisher gehindert haben, die Staatsbahnen durch einen tüchtigen Griff an der Tarifschraube auf gesunde Füße zu stellen. Dem Fiskalismus im Eisenbahnbetrieb wird niemand das Wort reden; der würde sich bald selbst bestrafen. Aber mit 60 bis 80 Millionen Kronen jährlichen Defizits ist die Ehre Bahnen zu betreiben für einen Staat denn doch zu teuer bezahlt.

Vorläufig vertritt die öffentliche Meinung freilich noch einen anderen Standpunkt. Ihre Freigebigkeit kennt keine Grenzen, wenn es sich um Diensterleichterungen und Lohnaufbesserungen für das Eisenbahnpersonal handelt. Erbarmungslos rügt sie alle Unzulänglichkeiten, denen sie im Eisenbahnverkehre noch begegnet. Aber wehe dem, der an dem Palladium der niedrigen Tarife rütteln wollte! Mag sich auch der Betrieb in den letzten Jahren durch die umfänglichen, freilich noch immer nicht ausreichenden sozialen Einrichtungen für das Eisenbahnpersonal, durch die gewaltigen Ausgaben für die Erhöhung der Sicherheit und Bequemlichkeit des Reisens und nicht zuletzt durch das ungeahnte Steigen der Materialpreise bedeutend verteuert haben: die Tarife dürfen nicht angerührt werden! Die von den Staatsbahnen geplante Erhöhung der Manipulationsgebühren, die die Mittel zu den Lohnaufbesserungen geben soll, würde die Waren-

preise nur mit winzigen Bruchteilen der niedrigsten Geldeinheit treffen. Und doch hat das Abgeordnetenhaus acht Tage nach seiner stürmischen Kundgebung für eine allgemeine Erhöhung der Staatsbeamtengehalte der Staatseisenbahnverwaltung selbst diese natürliche Hilfsquelle noch rasch zu verschütten versucht. Statt dessen hat die Regierung eine Reihe ganz vorzüglicher Ratschläge erhalten. Sie braucht „bloß" an den Militärauslagen sparen und ihre Staatsbahnen statt wie bisher bureaukratisch, in Hinkunft kommerziell verwalten — ein nach allgemeiner Übereinstimmung sämtlicher Nichtfachleute ebenso leichtes wie unfehlbares Mittel — und hätte reichlich, was sie bedarf. Ja, wenn man mit Ratschlägen Bahnwächter, Verschieber und neue Wagen bezahlen könnte, dann wäre freilich allen geholfen.

Ein anderes wichtiges Ereignis der letzten Zeit ist der Versuch der Nordbahnverstaatlichung und der bei diesem Anlaß in verschiedenen Kreisen der Öffentlichkeit beobachtete Meinungsumschwung in der Verstaatlichungsfrage überhaupt. Die Verhandlungen wegen Einlösung der Nordbahn haben sich überraschend schnell und glatt abgewickelt. Die Regierung scheint allen Ernstes entschlossen zu sein — welche Rolle mag auch bei dieser rein wirtschaftlichen Frage der Zwang politischer Rücksichten gespielt haben — die Nordbahn zu übernehmen. Die Nordbahn aber muß es satt sein, sich alle zwei Jahre ihre Tarife umstülpen zu lassen und sich durch die stete Verstaatlichungsgefahr jeder Möglichkeit einer weitergreifenden Verkehrspolitik beraubt zu sehen. Durch längeres Zuwarten des Staates kann die Einlösungsrente nicht größer, sondern vermutlich nur kleiner werden. Auch die Erfahrungen des Eisenbahnerstreiks mögen der Nordbahnverwaltung die Fortdauer als Privatunternehmen nichts weniger als verlockend erscheinen lassen.

Aber durch den Abschluß der Einlösungsverhandlungen ist die Einlösung selbst noch nicht verbürgt. Ernste Bedenken, vor allem staatsfinanzieller Natur, sprechen gegen diese Verstaatlichung. Die Einlösungsrente würde aus den Ergebnissen einer Periode ungeahnten Verkehrsaufschwunges ermittelt werden, auf deren Fortdauer nicht ohneweiters gerechnet werden darf. Niemand kennt den Einfluß, den die neuen Handelsverträge und im ferneren Verlaufe die neuen Wasserstraßen üben werden. Auch die notwendige Neugestaltung des wirtschaftlichen Verhältnisses der beiden Reichshälften zueinander ist eine offene, inhaltsschwere Frage. Dagegen muß man damit rechnen, daß der jüngste Eisenbahnerstreik auch die Nordbahn einige Millionen jährlich kosten werde. Die müßte dann der Staat aus eigenem bezahlen. Überdies würde er ziemlich tief in die Taschen greifen müssen, um Investitionen vorzunehmen, zu denen die Nordbahn infolge der ewigen Verstaatlichungsgefahr in den letzten Jahren nicht mehr gekommen ist. Auf der einen Seite also eine durch verschiedene, schwerwiegende Einflüsse gefährdete Zukunft der Verkehrsentwicklung, auf der andern die Sicherheit bedeutender Mehrauslagen! Fürwahr, innerhalb der restlichen Konzessionsdauer der Nordbahn wird sich vielleicht nie mehr wieder ein vom Standpunkt der Staatsinteressen aus gleich ungeeigneter Augenblick für die Verstaatlichung finden lassen. Erwägt man schließlich noch die Bedenken, die sich den deutschen Abgeordneten aus nationalen Rücksichten von selbst aufdrängen, dann muß man bei der Beratung der Einlösungsvorlage im Reichsrate neue Schwierigkeiten voraussehen, namentlich dann, wenn der Umschwung in der öffentlichen Meinung über die Zweckmäßigkeit der Verstaatlichung überhaupt weiter um sich greift.

Man begegnet hier einer überaus interessanten Erscheinung. Bis vor kurzem gehörte wirklich Mut dazu, gegen die Verstaatlichung öffentlich aufzutreten, so sehr schienen alle Kreise von dem Segen des Staatsbahnsystems überzeugt. Aber plötzlich ist die langjährige Begeisterung zum Teil wenigstens verflogen. Gerade die Industrie, die bisherige Hauptträgerin des Verstaatlichungsgedankens, ist mit einem Male fahnenflüchtig geworden. Der Reihe nach haben sich die großen industriellen Verbände erhoben, um gegen eine Fortsetzung der Verstaatlichung aufzutreten. Endlich scheint also auch in diesen Kreisen die Erkenntnis durchgedrungen zu sein, daß die schließlich doch unvermeidliche Folge der Verstaatlichung eine ausgiebige Tariferhöhung bilden würde, und daß angesichts der tieftraurigen innerpolitischen Verhältnisse eine zweckmäßige, nur durch die wirtschaftlichen Bedürfnisse geleitete Reorganisation des Staatsbetriebes ausgeschlossen ist.

Auch die Regierung, die noch im Juli eine allgemeine Verstaatlichung angekündigt hat, mag durch den Umschwung der öffentlichen Meinung in ihrem Einlösungseifer etwas abgekühlt worden sein. Sie hat zwar neuerlich Verstaatlichungserlässe an die Nordwestbahn und die Staatseisenbahngesellschaft gerichtet, dürfte aber selbst kaum von dem Erfolg dieser Schritte überzeugt sein. Anders wäre es kaum zu erklären, daß nun durch ein eigenes Gesetz die Privatbahnen die Möglichkeit zurückerhalten sollen, größere Investitionen vorzunehmen, ohne besorgen zu müssen, daß sie wohl die ganzen Lasten hiefür tragen, im Verstaatlichungsfalle aber die ganzen Vorteile dem Staate ohne Entgelt über-

lassen müßten. Diesem von der Regierung geplanten Entschädigungsgesetz liegt ein sehr gesunder Gedanke zu grunde. Man muß vom Standpunkte der Industrie und der öffentlichen Verkehrsinteressen beklagen, daß die Scheu vor parlamentarischer Verständnislosigkeit und Mißdeutung den Gedanken nicht schon längst reifen ließ.

Von besonderem Interesse ist es, dem mächtigen Verkehrsaufschwung zu folgen, der sich seit dem heurigen Spätherbst vollzogen hat. Der Aufschwung war vorauszusehen. Er hat seinen Hauptgrund wohl in dem nahen Ablauf der Handelsverträge. Alle Welt will die noch bestehenden billigeren Zollsätze zu möglichst großen Vorratkäufen nutzen. Nur den gewaltigen Umfang, in dem dies geschieht, hat man unterschätzt. Jedenfalls haben sich die Vorkehrungen als unzulänglich erwiesen. Dies zeigt sich an dem Wagenmangel, der namentlich in Böhmen drückend wirkte, sowie an dem Wirrsal, das über unsere Hafenstadt Triest hereingebrochen ist. Zu beiden Schäden hat der Eisenbahnerstreik viel beigetragen. In Triest freilich bilden die Hafen- und Lagerhausverhältnisse die Hauptschuld. Im Hinblick auf die neuen Alpenbahnen hat man auch im Hafen umfangreiche Arbeiten begonnen. Aber der Verkehrsaufschwung hat nicht gewartet, bis diese Neubauten vollendet waren. Er traf sie in einem unfertigen Zustande, der die Verwirrung noch vermehrte. Wochen hindurch mußten die Güterzüge nach Triest auf der Strecke zurückgehalten werden, weil in der Stadt alle Magazine und Lagerplätze mit Waren vollgestopft waren. Aus dem gleichen Grunde mußten die einlaufenden Schiffe oft acht bis zehn Tage vor der Reede warten, bis sie anlegen und ihre Ladung löschen konnten. Nun wird bei Tag und Nacht mit Fiebereifer gearbeitet, um Ordnung zu schaffen. Aber noch immer muß der Verkehr zeitweilig eingestellt werden, damit man die Magazine räumen könne, und es wird im besten Falle noch Wochen währen, bis eine glatte Verkehrsabwicklung wieder gesichert ist.

Für den Triester Handel mögen diese Zustände mit schwerem, zum Teil uneinbringlichem Schaden verknüpft sein. Anderseits dürften sie vielleicht auch Gutes schaffen. Man hat nun erfahren, welcher Verkehrsentwicklung unser Hafen auch ohne die neuen Alpenbahnen fähig ist. Daraus ergibt sich die gebieterische Pflicht, die Triester Verkehrsanstalten mit tunlichster Beschleunigung zu vollenden. Hier darf nicht gespart und nicht weiter gezögert werden. Insbesondere sollte sich auch das Abgeordnetenhaus davor hüten, der Regierung in entscheidenden Augenblicken immer wieder in den Arm zu fallen, wie dies jüngst neuerlich im Budgetausschusse geschehen ist. Von diesen leitenden Gesichtspunkten aus mag man es beklagen, daß der Lloydvertrag noch immer nicht fertig ist. Die ungeheuren Kosten der neuen Alpenbahnen können doch nur dann ihre wirtschaftliche Rechtfertigung finden, wenn auch alle übrigen Maßnahmen getroffen werden, den unserer Hafenstadt zuströmenden Verkehr zu bewältigen. Man muß sich aber schon heute mit dem Gedanken abfinden, daß die neuen Bahnen längst im Betrieb sein werden, bevor es noch dem Lloyd möglich geworden sein wird, die so lange schon notwendige Ausgestaltung seines Schiffsparkes zu vollenden. Das wird wiederum Verkehrswirren, Enttäuschungen und Schaden bringen, Folgen, die sich wohl hätten vermeiden lassen, hätte die Regierung in der Lloydfrage bei aller gebotenen Gründlichkeit schon vor Jahren frischer und tatkräftiger zugegriffen.

Dr. Richard Mündl.

Besprechungen.

„Die Aufgaben der Deutschen in Österreich.“ Von Dr. Alex. v. Peez. Wien, 1905. Selbstverlag des Verfassers (Weidling-Klosterneuburg), 66 Seiten.

In dieser ausgezeichneten kleinen Schrift faßt Dr. v. Peez die politischen Aufgaben der Deutsch-Österreicher zusammen, indem er ihre vierfachen Eigenschaften hervorhebt: als Vorposten westlicher Kultur, als Angehörige des großen Zentralvolkes der Deutschen, anderseits als glücklichere Brüder zahlreicher im Osten übriggebliebener Völkersplitter und ganz besonders als historische Gefolgschaft des Herrschergeschlechtes, mit dem sie zusammen Österreich gegründet haben. Seit der Erwerbung Böhmens und Ungarns (1526) begann für Österreich eine Zeit von Kriegen mit Türken und Franzosen, welche in vier Jahrhunderten 153 Kriegsjahre brachten. Erst im XIX. Jahrhundert erhebt sich der Frieden über den Krieg (85 Friedensjahre gegenüber 15 Kriegsjahren). Nachdem schon im XVIII. Jahrhundert die Türkenkriege endigen, wurde im XIX. (1813 bei Leipzig und 1870 bei Sedan) Frankreich gebändigt; die Abwehr Frankreichs ging 1870 ganz auf die Schultern des neuen Deutschen Reiches über, während Österreich den Osten hütet.

Zur Lösung des österreichischen innern Problems, das Schutz nach außen und gemeinsame Arbeit im Innern bei konstitutioneller, und zwar seit 1867 in zwei Mittelpunkte geteilter staatlicher Funktion erfordert, wurden seit 1848 drei bedeutende Versuche gemacht. Der erste Versuch der Neugestaltung, an welchem Schwarzenberg, Bach, Stadion und Bruck in glänzender Weise beteiligt waren, wurde 1859 von außen unterbrochen, durch den Angriff Napoleons III., der vorher die Nationalitätsidee mit dem ganzen

Geschick französischer Propaganda in das gärende Europa geschleudert hatte. Ebenso wurde dann Schmerlings Versuch einer konstitutionellen Neugestaltung von außen unterbrochen, durch den Angriff Preußens im Jahre 1866. Seither ist der Dualismus verwirklicht. Österreich machte auch in dieser Gestalt unter Führung der Deutschen große Fortschritte, bis 1878 das aus der Besitznahme Bosniens entsprungene Zerwürfnis zwischen der Krone und den Deutschen den dritten Anlauf zu einer Neugestaltung Österreichs zum Scheitern brachte. Seither begann auch der Siegeslauf der Magyaren. „Im Verhältnis zur Krone übten sie die bekannte Taktik: wilde Drohungen des nimmersatten linken Flügels; die Bewilligung in Gefahr; die Minister eilen sorgenvoll nach Wien, neue Zugeständnisse werden erlangt. Aber Zufriedenheit, Gleichgewicht, Ruhe treten doch nicht ein. Niemals. Die Magyaren brauchen ewigen Kampf gegen Österreich und Krone, um die Schwäche ihrer Reihen zu verhüllen und die Aufmerksamkeit innerhalb und außerhalb des Landes von ihrem barbarischen Druck auf den größeren Teil der eigenen Landesgenossen abzulenken."

Nach einer Erörterung der politischen Fehler der deutschen Parteien, deren Schwäche in ihrer Zerspaltung liegt, da ein Teil der Deutschen sowohl den Feudaladel wie den Klerus bekämpft, bespricht der Verfasser die vier Möglichkeiten der künftigen Entwicklung.

An eine Trennung wie in Schweden-Norwegen glaubt er nicht, trotzdem dieses friedliche Auseinandergehen von den Völkern als die erwünschte Lösung betrachtet wird. Dauerte doch die Vereinigung Ungarns mit der Habsburger-Monarchie fast 400 Jahre (jene von Schweden und Norwegen 90 Jahre), und über die Grenzen hinaus ragen Slawen, Deutsche und Rumänen nach Ungarn hinein, deren Schicksal uns zum Teil direkt berührt. Wirtschaftlich ergänzen beide Reichshälften einander, und getrennt würden sie auch politisch nur zwei Mittelstaaten bilden, welche, an einem der bestrittensten Punkte der Erde gelegen, bald, als Spielbälle der Nachbarn, sich in Kämpfen und Rüstungen aufreiben würden. Während ferner Schweden und Norwegen fast keine Durchfuhr haben, spielt dieser Verkehr für Österreich und für Ungarn eine große Rolle. Endlich erschwert der gemeinsame Besitz Bosniens und der Hercegovina die Teilung. Erfolgte sie, so würde „nach kurzer Zeit Ungarn als verlorener Sohn wieder an die Reichspforten klopfen".

Die zweite Möglichkeit, der Übertritt der Krone in das Lager der Magyaren und deren politische Vorherrschaft, erscheint Dr. v. Peez unmöglich, da die 7 Millionen Magyaren zu ihrer Verwegenheit, über 40 Millionen anderer Völkerschaften der Monarchie herrschen zu wollen, nur infolge der Uneinigkeit und Schwäche der Deutsch-Österreicher kamen, welche der Krone kein Vertrauen mehr einflößten. „Überschwenglichkeit, Mangel an Maßhalten, Fehlen richtiger Abschätzung der Wirklichkeit, Schwanken zwischen ‚himmelhoch jauchzend' und ‚zu Tode betrübt', gehören zu jenen Eigenschaften, welche eine etwaige Führung der Monarchie durch den magyarischen Stamm zu einem höchst bedenklichen Versuche gestalten müßten."

Die dritte Möglichkeit: Fortsetzung der Rebellion und Niederwerfung Ungarns, deutet Peez bloß an, ohne sie zu besprechen. Um so eingehender behandelt er die Möglichkeit eines Friedens der Krone mit den Deutschen, die Eindämmung der magyarischen Herrschaft in Ungarn und die Führung Österreichs unter wesentlicher Stützung auf die Deutschen. Deutsch ist vor allem die mächtige Reichshauptstadt, in der alle Fäden des Handels und der Kultur zusammenlaufen, deutsch ist vorwiegend die Industrie und aus deutscher Quelle fließen zumindest drei Viertel aller Steuern. Die Regelung der Sprachenfrage kann nur nach praktischen Gesichtspunkten erfolgen; der Staat braucht ein Verständigungsmittel für alle, und welches Gewicht dabei dem Deutschtum zufällt, zeigt der Kampf um die Armeefrage. Die Hauptaufgabe wäre daher, Kompromisse zu finden, zwischen Volksparteilern und Liberalen, zwischen klerikalen und freisinnigen Deutschen, zwischen Industrie und Handwerk, „und wie die Gegensätze alle heißen, die töricht unsere Schlachtreihe auflösen". Mit einem Wort: Prinzipienkampf, Blätterzwist, Professorenpolitik müßten weichen.

„Der ewige Sprachenstreit hat unsere Augen kurzsichtig gemacht und das mißgünstige Schwesterland jenseits der Leitha versucht, uns vom Südosten abzuschneiden. Aber das wird nicht gelingen, und sobald einmal die Deutsch-Österreicher wieder zu größerer Einigkeit, Einheit und Macht gelangt sein werden, wird eine kraftvolle, großzügige Handelspolitik nach dem Südosten eines der Mittel sein, um die österreichischen Völker wieder zu gemeinsamer Arbeit zu verbinden." Unser allertiefstes Interesse ist daher der Friede und man kann Lamartines Wort anführen: „Die Zeit streitet für Österreich" — vorausgesetzt, daß wir unsere Zeit zu nützen verstehen. e. s.

„Herzeloide", Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. Verlag von Egon Fleischel, Berlin, 1906.

Das ist ein Buch von guter, heimlicher Stille, aus dem manche schlichte, innige Schönheit emporblüht, die uns mit mildem, zartem Lächeln grüßt. Denn wir sind über breite, öde Fahrstraßen gewandert und sind müde geworden,

weil der Weg so leer und trostlos war und weil uns so viel Alltägliches entgegenkam. Aber die einsamen Schönheiten sind stark und reich und die Frauengestalten, die dieser Roman feiert, sind wunderschön und fein ersonnen. Nach großen, leuchtenden Gedanken darf man in diesem Buch nicht suchen, und wen blendende Pracht der Sprache erfreut, muß an Georg v. Ompteda vorübergehen. Denn das ist kein Buch für Denker und Künstler, das ist ein Buch für Mühselige und Beladene, die beim Lampenlichte gerne über fremde Menschengeschicke trauern und träumen; die nicht ins Gericht mit dem Dichter gehen und ihm manche Plattheit um einer süßen Liebesszene willen gerne verzeihen, die sich willig von ihm leiten lassen in die seltsamen, ganz unbegreiflichen Lande des Zufalls. Gemüt und Phantasie umstrickt uns hier mit lindem Zauber und selbst der schlimmste Klügler wird gestehen, daß Ompteda zu fabulieren weiß wie kaum einer in unseren Tagen. Die schlichte Liebesgeschichte umrankt er mit einer Reihe von Episoden und er wird nicht müde, Neues zu erfinden, Seltsames und Unerhörtes zu verknüpfen. Manche sonnigen Höhen echten, reichen Könnens glänzen in seiner Dichtung, aber zum Schlusse fällt sie steil ab in die Niederungen ehrbaren deutschen Philistertums. Doch immerhin entschädigen die stolzen Schönheiten trefflicher Erzählungskunst für das seichte Ende und auf manchen Kapiteln ruht still und leuchtend der Segen Guy de Maupassants. Felix Braun.

Kleine Mitteilungen.

„Zur Überproduktion an Juristen."

Wir erhalten folgende Zuschrift: Warum hat mein verehrter Opponent, Herr Hofrat v. Haymerle, nicht den ganzen Inhalt meiner Ausführungen kritisch analysiert, sondern ein Stück herausgerissen und dessen vermeintliche Schwächen aufgedeckt?* Aus meinem Aufsatze geht doch deutlich hervor, daß es sich ebensosehr um die Reform der juristischen Ausbildung als um die Überproduktion an Juristen handelt; die Alternativwirkung — auch wenn die Lage des juristischen Arbeitsmarktes nicht gebessert würde, stiege doch durch die automatisch eintretende Änderung des juristischen Lernplanes die Leistungsfähigkeit von Gericht, Verwaltung und Advokatur — ist ein Charakteristikon meiner Anregung. Der zusammenfassende Schlußabsatz meines Artikels beginnt deshalb auch folgendermaßen: „Die hier vorgeschlagene Maßregel hat also im wesentlichen die Tendenz, die Ausbildung der Juristen zu vervollkommnen ..." Angesichts dieser Sachlage frage ich nochmals: warum hat Herr Hofrat v. Haymerle nur von der Überproduktion an Juristen und dem Mittel zur Abhilfe gesprochen, dadurch aber den untrennbaren Zusammenhang gelöst? — — Auch die Einwände, welche mein Kritiker gegen jenen Teil des Vorschlages erhebt, der sich auf die Ableitung der Juristen in wirtschaftliche Berufe bezieht, sind nicht stichhaltig. Trotz der bei mir vermuteten Ignoranz auf dem Gebiete der Volkswirtschaft muß ich es gerade heraussagen: die vorgebrachten Argumentationen aus dem Wirtschaftsleben widersprechen der Wirklichkeit. Daß alle möglichen Berufe einig sind in der Warnung: Zuzug fernzuhalten! ist mir selbstverständlich bekannt, aber ich kann nicht zugeben, daß diese Tatsache ausreicht, um besonders Qualifizierten den Erfolg in solchen Berufen unmöglich zu machen. Die minder Geeigneten werden natürlich aus „Futterplatz und Futteranteil" verdrängt, aber darf sich dadurch der einzelne abhalten lassen, stärker, geeigneter zu werden, um einen Platz zu erlangen und zu behaupten? Zweifellos wächst die Zahl der Stellen im Wirtschaftsleben, wo juristische Ausbildung von Vorteil ist, man denke nur an den im Wirtschaftsstaate ununterbrochenen Kampf mit den Behörden. Sollen aber die Juristen auf diese Stellen verzichten und warten, bis sich der Kaufmann, der Techniker u. s. f. die nötigen juristischen Kenntnisse erworben hat, und all diese Zurückhaltung nur deshalb, weil die Kaufleute, Techniker u. s. f. über die Überfüllung ihrer Berufe klagen? Am besten wäre es freilich, dem Juristen juristische Tätigkeit zu eröffnen, kann man das nicht, muß man ihm Gebiete erschließen, wo juristische Ausbildung einen Vorsprung gewährt. Und dies trifft im Wirtschaftsleben zu. Oder sollen die Juristen zur Besserung ihrer Lage nichts weiter tun, als in den Klagechor anderer Berufe einstimmen? Meine Kenntnis der Verhältnisse in Nordamerika, England, Frankreich und Deutschland lehrt mich gerade das Gegenteil von dem, was Herr Hofrat v. Haymerle meint; Ausländer, wohin man blickt! Die Chancen in Rußland dürften sich in Zukunft sogar bessern, denn die Neuorganisation der Verwaltung wird westeuropäisch gebildete Juristen erfordern. (Tschechen!) Ich kann auch nicht glauben, daß ein Vorzug des Österreichers, rasche Aneignung fremder Sprachen, bei juristischer Vorbildung erlischt. — — — Die praktischen Schwierigkeiten der von mir vorgeschlagenen Maßregel — Einrechnung einer gewissen, im Wirtschaftsleben tätig zugebrachten Zeit in die Staatsdienstzeit — sind nicht groß. Die Evidenz der „Aspiranten" obläge den Handels- und Gewerbekammern, respektive den Konsulaten.

* Vergl. Bd. V, Heft 63 der „Österr. Rundschau".

Nur wenige würden von dieser Möglichkeit nach Absolvierung der Studien Gebrauch machen, aber viele würden ihre Studien so einrichten, als ob sie davon Gebrauch machen wollten. Und nur ein geringer Bruchteil der wenigen, die zuerst wirtschaftliche Berufe wählen, träte später in den Staatsdienst und gelangte so in den Genuß der Begünstigung. Die Belastung des Budgets wäre also minimal, der Erfolg für das Ausbildungsniveau unserer Juristen und damit für die ganze Staatsverwaltung unverhältnismäßig groß. Wovon werden sich solche „Aspiranten" erhalten? fragt Herr Hofrat v. Haymerle zum Schlusse. Das ist doch sehr einfach! Schlechtestenfalls wird ihr Einkommen aus denselben Quellen fließen, wie das der Praktikanten im Staatsdienste: von Eltern, Verwandten u. s. w.

Dr. Victor Graetz.

Österreichische Privatbibliotheken des Hochadels. Anzahl und Größe der Büchersammlungen eines Landes lassen auf die Höhe seiner Kultur schließen. Die öffentlichen, Studien- wie Volksbibliotheken vermehren sich inhaltlich und an Zahl entsprechend dem Lese- und Studienbedürfnis der Einwohner; ihre Gründung erfolgt erst, nachdem sich ihre Notwendigkeit erwiesen hat. Jede Bibliothek hat ihre besondere Geschichte, die oft von hohem Interesse ist.

Vor allem sind es aber die Privatbibliotheken, die einen Rückblick auf das Geistesleben eines ganzen Standes gestatten; wir wollen zunächst die Büchereien des Hochadels betrachten.

Unter den privaten Büchersammlungen nimmt an Zahl der Bücher die erste Stelle die fürstlich Liechtensteinsche Majoratsbibliothek in Wien ein, die unter ihren mehr als 100.000 Bänden hauptsächlich Werke der griechischen und römischen Autoren, dann aber auch der italienischen und französischen Literatur, der Geschichte und Memoirenliteratur neben andern Wissensgebieten enthält. Sie stammt aus dem XVI. Jahrhundert, wo Herr Hartmann II. von Liechtenstein die Sammlung begründete. Ihr reiht sich würdig die über 90.000 Bände zählende gräflich Thunsche Schloßbibliothek in Tetschen an, die seit dem XVIII. Jahrhundert mit großem Geldaufwand und Sorgfalt gesammelt wurde und hauptsächlich Werke der Geschichte, Staatswissenschaft und schönen Literatur, aus neuerer Zeit besonders Kunstwerke aufweist. — Eine stattliche Sammlung bildet die Fürst Moritz v. Lobkowitzsche Fideikommißbibliothek in Raudnitz mit 60.000 Bänden, 600 Manuskripten, 1200 Inkunabeln, die bis ins XV. Jahrhundert zurückreicht; in Zusammenhang damit steht ein Musikarchiv mit 5000 Werken und kostbaren Instrumenten und ein Familienarchiv mit zahlreichen Staatsschriften und Korrespondenzen des XVI. und XVII. Jahrhunderts.

In der fürstlich v. Metternich-Winneburgschen Familien-Fideikommißbibliothek in Königswart (40.000 Bände, zirka 100 Inkunabeln), werden alle Gebiete der Wissenschaft gepflegt. Im Beginn des XVII. Jahrhunderts begründet, wurde sie gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts als freies öffentliches Gut von den Franzosen konfisziert und größtenteils dem neuerrichteten Lyzeum zu Koblenz geschenkt. Als die Rheinprovinz mit dem preußischen Staate vereinigt wurde, kam der noch übrige Teil der kurfürstlich Lotharschen (Kurfürst Lothar von Trier hatte mit der Sammlung begonnen) Bibliothek an die Familie Metternich.

In der fürstlich Lobkowitzschen Sekundogenitur-Fideikommißbibliothek in Prag, in die auch die Graf Klebelsbergsche Sammlung aufgenommen wurde, sind 40.000 Werke und 900 Handschriften durch Ankäufe angesammelt worden. — Die Privatbibliothek des Herzogs von Cumberland, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg in Gmunden mit über 40.000 Bänden wurde von König Ernst August gegründet und enthält hauptsächlich Werke aus den Militärwissenschaften, der Geschichte — unter diesen wieder vorzüglich der Geschichte des welfischen Hauses und der welfischen Lande — und der Kunst. — Reich ist auch die Fürst Kinskysche Bibliothek in Prag mit fast 35.000 Bänden, zahlreichen Kupferstichen und Kunstwerken. Sie wurde zu Anfang des XIX. Jahrhunderts gegründet; einen wichtigen Teil derselben bilden zirka 18.000 Publikationen über die belgische und französische Revolution. — Aus dem Ende des XVII. Jahrhunderts stammt die fürstlich Salmsche Schloßbibliothek zu Raitz, deren 35.000 Bände vorzugsweise der historischen, naturwissenschaftlichen und mathematischen Literatur angehören. — Vorzüglich Geschichte pflegt die gräflich Falkenhaynsche Schloßbibliothek in Walpersdorf mit 35.000 Bänden. — Die Fürst Kamillo Heinrich Starhembergsche Bibliothek in Efferding besitzt über 30.000 Bände. — Jüngeren Datums ist die gräflich W. v. Bawarowskische Fundationsbibliothek in Lemberg, die erst in den Siebzigerjahren des XIX. Jahrhunderts gegründet wurde, aber doch bereits über 18.000 Bände, 1000 Handschriften, 500 Urkunden, 10.000 Kupferstiche u. s. w. enthält. Die Sammlung des Grafen Anton Stadnicki u. a. wurden hier aufgenommen; Geschichte und schöne Literatur, Jus und Theologie werden hier vorzugsweise kultiviert. — In Kačina besitzt Graf Emmerich Chotek eine über 25.000 Bände zählende Bibliothek, die in ihrem Ur-

sprunge in das Ende des XVII. Jahrhunderts zurückreicht und insbesondere an Werken der Architektur und Kunst, der Naturgeschichte und der Reiseliteratur reich ist.

Jung, aber inhaltlich reich und schön ist die gräflich Wilczeksche Bibliothek in Seebarn mit mehr als 24.000 Bänden und 10.000 Kunstblättern; wichtig sind die hier vorhandenen Austriaca und Viennensia, die Schriften über die Revolution des Jahres 1848 und die Druckschriften über bildende Kunst. — Das fürstlich Fürstenbergsche Schloß in Purglitz umschließt in seinen Räumen 22.000 Bände der Fideikommißbibliothek. — Zwei Säle des fürstlich Dietrichsteinschen Schlosses in Nikolsburg enthalten die Fideikommißbibliothek mit über 20.000 Bänden, über 1000 Handschriften und Inkunabeln. Klassische Literatur, Bibeln, Geschichte, Medizin, Musik und Theologie bilden ihren Hauptbestandteil. — Die gräflich Waldsteinsche Schloßbibliothek in Dux (19.000 Bände), von dem Grafen Franz Adam Waldstein gegründet, ist durch einen ihrer Bibliothekare, Giov. Giac. Casanova de Seingalt, der hier mehrere Jahre als Bücherwart angestellt war, berühmt geworden; zahlreiche Handschriften von ihm sind noch vorhanden. — Die fürstlich Schwarzenbergsche Schloßbibliothek in Krumau enthält mehr als 17.000 Bände und 2000 Hefte, daneben auch eine reiche Musikalien- (6000 Werke) und Münzsammlung (bei 3000 Stück). Sie reicht in Anfängen in das XVII. Jahrhundert zurück und wurde 1839 mit der Eggenbergschen Bibliothek vereinigt; Rechts- und Staatswissenschaften und klassische Philologie sind neben Belletristik hier besonders vertreten.

In Steyr besitzt Graf Lamberg eine Bücherei von mehr als 11.000 Bänden, deren Grund bereits in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts gelegt wurde und in der besonders rechtswissenschaftliche Werke des XVII. Jahrhunderts reich vertreten sind. — Zahlreiche rechts- und staatswissenschaftliche Werke enthält auch die Bibliothek des Markgrafen Alexander Pallavicini. In dem prächtig ausgestatteten Büchersaale im Schlosse zu Jamnitz sind ungefähr 20.000 Bände aufgestellt, darunter auch viele geschichtliche Werke und die hervorragendsten Publikationen der schönen Literatur verschiedener Weltsprachen. — Bei 11.000 Bände umfaßt die gräflich Schönborn-Buchheimsche Fideikommißbibliothek in Schönborn. — In der gräflich Harrachschen Fideikommißbibliothek in Wien sind über 10.000 Bände aufgestellt (in der Fideikommißbibliothek in Bruck a. d. L. 14.000 Bände; dazu kommen noch andere Sammlungen dieser Familie in Prag, Hrádek und Starkenbach und die Privatbibliothek des Majoratsherrn). Den Grund legte Graf Ferdinand Bonaventura Harrach, dessen Erben die Sammlung reichlich vermehrten; auch die gräflich Thannhausensche Bücherei wurde hier aufgenommen. — Die gräflich Zierotinsche Bibliothek in Blauda (über 10.000 Bände, 300 Handschriften, 50 Inkunabeln) besteht seit dem XVIII. Jahrhundert. — Fürst Adam Sapiehas Privatbibliothek in Krasiczyn hat neben 10.000 Werken bei 4000 Manuskripte und eine reiche Sammlung von Kunstblättern; Landwirtschaft, Theologie, Belletristik und Geschichte werden hauptsächlich gepflegt. — Die Lissitzer Schloßbibliothek des Grafen G. Dubsky umfaßt über 10.000 Bände.

Zum Schlusse kann ich es mir nicht versagen, zweier kleinerer Sammlungen rühmende Erwähnung zu tun, die in ihrer Art in Österreich einzig dastehen dürften: die Schloßbibliothek des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein auf Wartenstein, die durch die reiche Vereinigung von russischen Geschichtswerken und Büchern aus dem Gebiete der Kunst wie insbesondere durch die ebenso kostbaren als schönen und geschmackvollen Einbände eine Sehenswürdigkeit bildet; die zweite ist die in Schwarzau am Steinfelde untergebrachte Büchersammlung des Herzogs Robert von Parma, die aus drei Teilen besteht: einer über 1000 Bände Memoiren und Geschichtswerke umfassenden Privatbibliothek; einer Reihe von fast 6000 Bänden aus allen Wissenszweigen, deren wertvollster Bestandteil eine komplette Sammlung von Missalen und Brevieren der gallikanischen Kirche bildet; und endlich einer überaus kostbaren Abteilung mit fast 700 Bänden liturgischen Drucken aus dem XV. und XVI. Jahrhundert, von denen einzelne Exemplare den Wert von 6000 K und darüber repräsentieren. Dr. H. B.

Feuilleton.

Tierleben in freier Natur.*

„Wälder sind bald einsam und still, bald voller Unruhe und Leben und tönen vom Gesang der Vögel wieder, die in ihnen wohnen.“

* Photographische Aufnahmen frei lebender Tiere von Cherry und Richard Kearton. Text von Richard Kearton. Übersetzt von Hugo Müller. Halle a. S. 1906. Wilhelm Knapp.

Wälder sind feierliche, große Kirchen Gottes, in denen Tausende froher Beter in hellen Morgenfrühen und reifen Mittagen Gott preisen, in deren Dunkel auch nachts das Gebet nie völlig zum Schweigen kommt. Denn Leben und des Lebens Arbeit ist Beten. Und Wälder sind Heimstätten rastlosen, nimmermüden Lebens, eines

arbeitsamen, tätigen Lebens, das keimt, lacht und zeugt und wieder in Schlaf fällt, der wohl für das Einzelwesen Tod, für die Art aber nur eine stille Wandlung ist.

Die Wälder sind die Städte der Tiere, deren jedes einzelne darin sein kleines heimliches Haus mit seinem Kindersegen sorgend verborgen hat. Wer weiß die Verstecke?

Weidhunde folgen der Fährte; Fallensteller kunden die Wechsel aus und erzielen mit Eisen und Schlingen das, wofür die Jäger Schrot und Kugel bereit haben. Sie sind die Herren über die Tiere des Waldes, harte Herren, weil Sieger und Feinde. Ihrem Spüren, ihrer List und Gewalt erliegt manches Tier, das den Bedrängnissen anderer Verfolger, auch denen schneehoher Winter und harter Not entging. Denn, wer weiß, wie sie, Nist- und Brutplatz, Fährte und Wechsel des Waldes? Wer lernt, wie sie, der Tiere rastloses Leben beobachten und ist, gleich ihnen, Zeuge, wie dieses durch den Busch kriecht, im Dickicht keucht, im Grase zittert und froh und nimmermüde aus den Kronen der Bäume ruft?

Da war aber einer, der Büchse und Falle zu Hause ließ und in den Wald ging, um auf seine Weise zu jagen. Dem Fallensteller gleich überlistete er die Tiere, ähnlich wie ein Jäger lag er auf der Lauer, geduldig wie dieser, aufmerksam, gierig, lüstern nach Beute. Aber kein verängstigter Schrei antwortete seinem Sieg, keine Federn stoben, kein Blut floß . . Ein Freund nahte er dem Wilde, unbemerkt, daß es nicht erschrecke, still, daß es nicht fliehe, schonend, daß es nicht Schaden nähme. Und er ging doch beutebeladen heim, ohne daß auch nur ein Leben gelitten hätte.

Aber laßt uns von der Sache klar und offen reden.

Ein Mann ging in den Wald, lag ein paar Stunden in einem Verstecke und brachte auf einer Platte seines photographischen Apparates das Bild eines Vogels heim, der auf seinen Eiern brütet. Das war seine Beute. Derselbe Mann ging am nächsten Tag wieder, belauschte und überlistete einen anderen scheuen Vogel beim Spiel, einen dritten beim Nestbau, andere in der Ruhe oder beim Füttern der Jungen. Tausend Tage und tausend Stunden Geduld waren notwendig, um vielleicht zweihundert solche Bilder heimzubringen. Aber die Mühe verlohnte sich wohl. Denn nun schenkte uns dieser Jäger, von dem ich sagte, daß er kein Leben zerstörte, ein Buch, in dem viel Wunderliches froh und genußreich zu sehen ist.

Der Gedanke, die eigenen Beobachtungen der Tiere in freier Natur durch photographische Aufnahmen allgemein zugänglich zu machen, ist nicht mehr neu. C. G. Schillings führt uns in seinem Buche „Mit Blitzlicht und Büchse. Beobachtungen der Tierwelt in Ostafrika" in fremdes, neues Jagdgebiet, wilden, fremden Tieren gegenüber, die wir wohl aus Schule und Tiergarten, nie und nimmer aber in ihrer eigenen Heimat kennen gelernt. Denn kaum einer von uns hat eines dieser Wesen im heimatlichen Wald, auf freier Weite von Angesicht zu Angesicht geschaut. Keartons Buch wirkt da unendlich vertraulicher. Denn die Tiere, von denen er Bilder bringt, sind zum großen Teil alte gute Bekannte, denen wir oft begegneten, die wir als Kinder belauscht, lieben gelernt und deren Erinnerung uns allezeit erfreut. Wir hörten ihren Gesang, wurden dabei froh und dachten, daß im kommenden Jahr desselben Vogels Lied uns wieder klingen wird. So manchesmal scheuchte unser Schritt einen dieser Bekannten auf unseren Wegen auf.

Wollt ihr Beispiele, Namen aus der Schar dieser Lieblinge? Meisen piepsen, zirpen in den Tannen, Finken singen. Über Sommerwiesen in sonnengolddurchstrahlter Luft schlägt die Lerche. Aus den Birkenständen klingt des Kuckucks verträumter, sehnsuchtsvoller Ruf und der Balzgesang des Spielhahns kommt von der Höhe. Ein räuberischer Schrei, ein Schrei aus dem Waldtal. Das Sperberweibchen brütet, der Sperber kreist beutehungrig über den Föhren. Wer sah ihn heimfliegen, sah, wie er sich zart und traulich seiner Brut zuneigte?

Kearton zeigt uns dies in seinen Bildern. Dem Finken- und dem Sperberneste kommen wir nah, so vielen unserer bekannten Vögel sehen wir in ihre kleinen Häuser, in ihre Nester, die Kinderstuben der jungen Tiere. Wir sehen dies mit Freude und mit viel Dankbarkeit. Denn wir müssen jedem Dank sagen, der die großen Vorhänge, die vor des Lebens stillen Geheimnissen hängen, ein wenig lüftet, daß wir mit tiefen und erstaunten Blicken in wundersame Augen sehen.

Gebt Keartons Werk euren Knaben in die Hände. Jeder von ihnen wird es gerne und keiner ohne Nutzen ansehen und mancher wird beim nächsten Streifen durch den Wald Schleuder und Vogelflinte daheim lassen und mehr Freude daran haben zu beobachten und lieben zu lernen, als zu töten. Nehme aber auch jeder von euch, die ihr die Tiere des Waldes lieb habt, das Buch zu eigenem Gebrauch. Viele Anregung bietet es und viel Genuß. Lernet aus ihm.

Und gebt dies Buch euren Frauen. Es ist ein Gebetbuch für den großen, immerwährenden Gottesdienst, den Gott Pan seit Jahrtausenden feiert.

Draußen vor unseren Städten liegen die Städte der Tiere, die Wälder. Geht dahin, haltet eure Augen offen, beobachtet und betet. Ich wüßte keinen besseren Ort dafür. Denn, sagte ich nicht, daß die Wälder auch Kirchen Gottes sind?

Hans von Hoffensthal.

Von der Woche.

6. Januar. Gabriele Krauß (geb. in Wien 1842), Opernsängerin, in Paris †.

7. In Galizien finden zahlreiche jüdische Volksversammlungen statt, die die Schaffung jüdischer Wahlkurien verlangen. — Eine Versammlung deutscher Frauen in Prag beschließt, in einer Petition an das Abgeordnetenhaus das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht für die Frauen zu fordern. — In Nagybánya erklärt Graf Albert Apponyi, daß die Koalition mit einer Lösung der Krise, welche auch den persönlichen Standpunkt des Herrschers respektiere, zufrieden wäre, aber eine Entwirrung, welche den konstitutionellen Willen der Nation nicht berücksichtigt, stets bekämpfen werde.

8. Wiedereröffnung des mährischen Landtages.

9. Ernennung des Hofrates Nikolaus Nardelli zum Statthalter in Dalmatien. — Roman Johann Sembratowycz (geb. 1875), Schriftsteller, in Wien †.

10. Die Leobener Handels- und Gewerbekammer wählt mit allen abgegebenen 21 Stimmen den Sektionschef i. P. Dr. Franz Liharzik zum Reichsratsabgeordneten. — In Niederösterreich, Mähren und Westungarn findet ein Erdbeben statt. — Eine gemeinsame Ministerkonferenz beschließt, daß die Ratifikation des Handelsvertrages mit dem Deutschen Reiche rechtzeitig zu erfolgen habe.

11. In seiner Begrüßungsrede bemerkt der wiedergewählte Präsident der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer Julius R. v. Kink: „Es scheine, daß das Wirtschaftsleben wieder kräftiger seine Schwingen rege und Österreich am Beginne einer aufsteigenden Konjunktur stehe. Die Geschäftsverhältnisse haben sich in der letzten Zeit erfreulicherweise wirklich einigermaßen gebessert. Es sei möglich, daß, wenn es gelinge, eine politische Entwirrung herbeizuführen, auch im Geschäftsleben Ruhe eintreten und Österreich sich in einer aufsteigenden Kurve befinden werde."

*

Die Präsidentschaft in Frankreich. Am 17. d. M. findet in Versailles die Wahl eines neuen Präsidenten der französischen Republik statt. Wenn diese Zeilen im Druck vorliegen, wird die Wahl bereits vollzogen und der Name des neuen Staatsoberhaupts bereits bekannt sein.

Nach Pariser Berichten stehen in der ersten Linie der Kandidaten der Senatspräsident Fallières und der Präsident der Kammer, Doumer. Herr Fallières ist der Kandidat des „Bloc", Herr Doumer wird, ohne streng genommen jemals der Rechten angehört zu haben, von dieser auf den Schild gehoben. Neben diesen sehr ausgesprochenen Kandidaturen gibt es noch einige weniger hervortretende Bewerber, z. B. den unermüdlich ambitionierenden Paul Deschanel und den Progressistenführer Ribot. Rouvier und Sarrien, die sehr bedeutende Chancen gehabt hätten, lehnen die Wahl ab.

Über Fallières ist wenig zu sagen. Er ist ein ruhiger, sicherer und intelligenter Mann, Gascogner von Geburt, Jurist von Beruf; er war zu wiederholten Malen Minister und Ministerpräsident und weist in seinem Charakter, in seinen Privatverhältnissen und in seiner politischen Laufbahn eine überraschende Ähnlichkeit mit Herrn Loubet auf. Beide stammen aus dem Süden, beide hängen mit der gleichen Zähigkeit an ihrem Heimatsort, beide sind Senatspräsidenten gewesen, beide sind entschlossen republikanisch gesinnt, ohne jemals zu den Radikalen oder Fanatikern gehört zu haben. Die Wahl Fallières würde die Garantie dafür bieten, daß für die nächsten sieben Jahre jede Verschiebung der Machtverhältnisse im Staate ausgeschlossen wäre. Fallières ist die Stabilität. Wenn seine Wahl trotzdem gerade von den konservativen Elementen bekämpft wird, so liegt das daran, daß man in ihm einen Förderer der neuen kirchenpolitischen Trennungsgesetzgebung sieht und ihm überdies nachträgt, daß er sich kürzlich für die progressive Einkommensteuer ausgesprochen hat.

Während von Fallières in der öffentlichen Meinung ein ziemlich richtiges Bild verbreitet ist, macht man sich von seinem Gegner Doumer doch eine falsche oder wenigstens übertrieben ungünstige Vorstellung. Doumer ist ein Emporkömmling, dem das Glück bisher in einer seltenen Weise treu geblieben ist und der sein Glück mit Kaltblütigkeit und Rücksichtslosigkeit ausgenützt hat. Aus einem armen Lithographen wurde er durch zähen Fleiß Advokat, Publizist, Kabinettchef Floquets, radikaler Deputierter und radikaler Finanzminister im Kabinett Bourgeois. Als Bourgeois im März 1896 fiel, nahm Doumer aus den Händen seines konservativen Nachfolgers Méline den Posten eines Generalgouverneurs von Indo-China an. Das war zwar eigentlich ein Verrat an seiner Partei, aber Konsequenz ist eine Sache, mit der sich französische Politiker selten beschweren. Und außerdem gereichte die Sache Doumer zu dreifachem Glück. Er blieb in seinem tonkinesischen Exil unberührt von der Dreyfus-Affäre; er brachte zweitens das Kunststück zusammen, sechs Jahre in Indo-China zu bleiben, ohne dort zu sterben, und es gelang ihm drittens, dort zu Geld zu kommen und als steinreicher Mann nach Frankreich zurückzukehren. Ein fleißiger Mensch und parlamentarischer Arbeiter ersten Ranges war Doumer immer gewesen; jetzt kam er als Autorität in Fragen der äußeren Politik nach Paris zurück, versöhnte sich mit Brisson und den Radikalen, wurde mit ihrer Hilfe auf das radikale Programm gewählt und vergalt ihnen das damit, daß er sich gegen Brisson zum Kammerpräsidenten wählen ließ, worüber bekanntlich Combes fiel. Seitdem ist er zu einem Symbol aller der Separation feindlichen, gegen den republikanischen Bloc gerichteten Bestrebungen geworden, obwohl er die Separation sicherlich durchgeführt hätte, wenn man ihn ans Ruder gelassen und ihm derart dazu Gelegenheit gegeben hätte.

Die Radikalen, vor allem Brisson und Pelletan — beide Männer von exemplarischer Ehrlichkeit und seltener moralischer Konduite — hassen ihn natürlich furchtbar, nennen ihn einen Zivil-Boulanger und bezichtigen ihn, die Tyrannis anzustreben. Das scheint nun allerdings fromme Übertreibung zu sein. Doumers Ehrgeiz ist sehr groß, aber über die Präsidentschaft hinaus geht dieser Ehrgeiz doch wohl schwerlich. Dagegen könnte Doumer, wenn er (was nicht unwahrscheinlich ist), im Kongreß unterliegt, ein Element konstanter Unruhe und sehr gefährlich werden. Der schlaue alte Artur Meyer hat das richtig gewittert und ausgesprochen, als er dieser Tage im „Gaulois" schrieb: »M. Doumer, battu au congrès de Versailles, peut se laisser tenter par le rôle, que ses adversaires lui prêtent; à l'Elysée, il ne serait redoutable pour personne, car la constitution paralyserait son action et le Parlement le tiendrait sous sa tutelle. Je n'affirmerai pas, qu'il serait moins dangereux dans l'opposition.« — Der „Gaulois" ist sonst keine sehr verläßliche Quelle für Zeitgeschichte, aber in diesem Falle hat er recht und man muß die Wahrheit nehmen, wo man sie findet. Es ist Tatsache, daß viele für Doumer eintreten, um diesen gefährlichen und ruhelosen Konkurrenten im Kampfe ums »pouvoir« unschädlich zu machen. Zu bemerken wäre noch, daß zu Doumers Erfolgen in letzter Zeit sehr der Umstand beigetragen hat, daß er bei jeder Gelegenheit als Verteidiger der Armee und der patriotischen Idee auftrat. Das hat wohl auch die Auffassung von seinen boulangistischen Absichten genährt. Neuestens hat Doumer, der Vater von acht lebenden Kindern ist, ein Buch geschrieben, das »Le livre de mes fils« heißt und worin er sehr wenig eigene Ideen, aber dafür desto mehr allgemein gültige gute Lehren bietet. Wie es denn überhaupt die Manier Doumers ist, mit großen Worten und sehr pathetisch Dinge zu beweisen, die niemand angezweifelt hat.

Wenn der Kongreß einen neuen Präsidenten gewählt hat (und daß es ein neuer Mann sein wird, daran darf man ja nach Loubets wiederholten Erklärungen nicht mehr zweifeln), so wird Frankreich einen Monat lang gleichzeitig zwei Präsidenten haben. Loubets Mandat erlischt erst mit dem Ende seines 7. Regierungsjahres, also am 18. Februar. Bis dahin hat sein Nachfolger natürlich kein wie immer geartetes Verfügungsrecht. Es wäre denn, daß Herr Loubet, um diesen Dualismus zu vermeiden, vor dem 17. Jänner seine Demission gibt, was aber wenig wahrscheinlich ist. In diesem Falle übernimmt nach der Verfassung vom Jahre 1875 bis zur Wahl des neuen Präsidenten der Ministerrat die Regierung und der Neugewählte kann sein Amt sofort antreten. Die Situation ist neu. Denn der einzige Präsident, der bisher sein Septennat bis zum Ende führen konnte, war Grévy, und dieser wurde vom Kongreß wiedergewählt, so daß er nicht in die Lage kam, einen zweiten Präsidenten neben sich zu sehen. —rr.

*

Lustspieltheater. — Es gibt also auch ein harmloses, spießbürgerliches Berlin? Ein Berlin, das sozusagen aus Moral unmoralisch ist. Artur Pserhofers kleines, dreiaktiges Lustspiel „Nemesis" zehrt von dieser hübschen Idee. Eine vernachlässigte junge Frau wird in die Arme eines Liebhabers geführt, der wieder verlobt sich mit der Tochter des ihn anklagenden Staatsanwaltes. Die Situationen, wie der betrogene Gatte als überzeugter Verteidiger des Verführers, der zukünftige Schwiegervater und entrüstete Ankläger die Rollen tauschen, sind wirklich lustig. Dazu sind viele treffende, witzige Pointen im Dialog, die anderseits die geringe Eigenart der Figuren wieder ausgleichen. Die Einfachheit und Ehrlichkeit seines literarischen Wesens, das Fehlen jeglicher geistreicher Affektationen machen das Stück durchaus sympathisch.

Danach spielte Frau Niese in dem glänzenden Einakter „Schöne Seelen", von Felix Salten. Ich höre tiefere, eindringlichere Töne aus dem angeblich bloßen Wortkunststückchen. In den feschen, auf der Schneide pendelnden Sentenzen liegt nur seine äußere Wirkung. Das ist Feuerwerk wienerischer Dialektik, aber wie jeder echte Wiener Walzer vom Gemüte herkommt, so ist mir das Liebste an dem Saltenschen Akte seine versteckte Seele. Jene Seele, die im Gespräch zwischen der Mizzi und dem Heinrich über ihre gemeinsamen heimatlichen Gefilde von Ottakring und Dornbach Flügel bekommt und die die beiderseitige, scheinbare passive Moral in Regionen schönster Ehrenhaftigkeit erhebt. Wiener Lieder einer wienerischen Weltanschauung! Eben „Schöne Seelen". Wer sich dann freilich in die Vorstellungswelt rings um den Galizinberg vertieft, dem schwindet die ironische Auslegung des Titels. Frau Niese spielte die alternde, sich zur Ruhe setzende Halbweltdame mit allen Feinheiten einer meisterhaften Charakterisierungskunst. Der Ton ihres „Wann nur ein jeder schlafet!" als der Jüngling an ihrer Seite einschläft, ist ihr Schicksal und Wesen. Ausgezeichnet sekundierte ihr Herr Guttmann.

R. Holzer.

*

Bürgertheater. In Zeitläuften des Friedens ist die literarische Auffassung des Offiziersstandes stets eine negative gewesen und

haben sich in ihnen gar soziale Umwälzungen vorbereitet, dann ist der Offizier, sowohl im Buche wie auf der Bühne, fast nie anders denn als natürlicher Feind des arbeitenden Bauern, als Schrecken des emsig schaffenden Bürgers erschienen. Man denke nur an die Sturm- und Drangperiode und an die „Soldaten" von Lenz, wo die Bürgerfamilie als Szene der Zerrüttung gezeigt wird, hervorgerufen durch Offiziere, die die Töchter verführen, die pekuniäre Bürgschaft der Väter mißbrauchen und schlechtweg „zu allen Schandtaten fähig" sind und Lenz macht allen Ernstes den Vorschlag, der Fürst solle ein Rudel öffentlicher, allgemeiner Soldatenweiber unterhalten als Prohibitivmittel gegen „den Einbruch des reißenden, wölfischen Offiziers in die bürgerliche Herde". Der Offiziersstand sei so ein Moloch, dem schon hin und wieder einmal ein Opfer freiwillig dargebracht werden müsse, damit er nicht alle zu Opfern seiner Lust mache! Auch in den Flegeljahren der sozialdemokratischen Bewegung wurde ein ähnlicher Ton gegen den Offizier angeschlagen, und schier ohne Zahl sind die Tendenzstücke, die in den letzten zwei Jahrzehnten einer gleich negativen Auffassung des Wehrstandes entsprungen sind. Nun ist zur Negation das Bestreben hinzugetreten, auch dem Offizier menschliche und soziale Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihn nicht mehr als reinen Stalljunker hinzustellen, dessen einziges Thema Pferde und Weiber sind. Als ein bemerkenswertes Zeichen dafür, wie sehr die literarische Zeichnung des Offiziers in Umwandlung und Vertiefung begriffen ist, erscheint mir Rudolf Hawels neues Schauspiel „Heimkehr", das dem Bürgertheater den ersten echten Erfolg gebracht hat. Es ist ein altes Lied, das Hawel anstimmt: das Lied vom jungen, feschen Husarenleutnant, der mit seinen nobeln Passionen seine Familie zu grunde richtet. Man weiß, wie traurig das Lied endet, wenn die Geldquellen plötzlich versiegen und der junge Krieger Charakter genug besitzt, sich nicht Knall und Fall an die nächstbeste Tochter eines Geldprotzen zu verkaufen. Schlichter Abschied . . . Kugel . . . Diese alte, ewig neue Geschichte spielt sich in „Heimkehr" knapp und glatt und mit einer Selbstverständlichkeit ab, die beinahe an die trockene Tatsachensprache erinnert, worin ähnliche Vorfälle von den Tagesblättern registriert zu werden pflegen. So einfach und schmucklos jedoch die Handlung sich darstellt, so vielfältig und verwickelt sind die Probleme, die sie aufwirft und dem Zuschauer zum Bewußtsein bringt. Man braucht z. B. keineswegs die persönliche Anschauung Hawels zu teilen, daß die sogenannte Offizierstragödie — das Leben über die Mittel hinaus — vom Mangel einer positiven, das Leben ausfüllenden und befriedigenden Arbeit herrühre, und dennoch wird man zugeben müssen, daß diese Anschauung nicht schöner, menschlicher und ergreifender hätte dramatisch ausgedrückt werden können, als durch die schlichten Worte, womit sich der junge Offizier, bevor er in den Tod geht, von seinem Bruder verabschiedet: „Du bist glücklich, Du hast Deine Arbeit und auf Deiner Arbeit ruht der Segen." Ich für meinen Teil zähle die „Heimkehr" nicht zu den eigenartigsten und poetisch bedeutendsten Schöpfungen Hawels. Wohl aber ist sie das technisch solidest gearbeitete Stück, das wir aus seiner Feder besitzen. Das ist insoferne erfreulich und muß umsomehr hervorgehoben werden, als Hawel sein vorletztes ungleich höher stehendes Bühnenwerk („Fremde Leut'") durch eine schleuderhafte Technik um den verdienten Erfolg gebracht hat. Es ist wunderbar, wie hier die ganze Tragödie in den engen Rahmen eines kurzen Besuches im Vaterhaus zusammengedrängt und alles episodische Rankenwerk vermieden ist. Vom Anfang bis zum Ende ist der Ton poetischer Wahrhaftigkeit festgehalten und die dramatische Spannung erreicht im zweiten Akt einen im Bereiche des Volksstückes seltene tragische Höhe. Leider schleichen sich im dritten Akt einige Sentimentalitäten ein, die leicht auszumerzen gewesen wären. Man hat im Bürgertheater keine großen Hoffnungen auf das Stück Hawels gesetzt, weil Tyrolt eine für ihn bestimmte Rolle zu klein befunden und darum zurückgewiesen hat. Und gerade dieses Stück brachte dem jungen Theater den ersten künstlerischen Erfolg. Hoffentlich zieht man die richtige Lehre daraus.

Theodor Antropp.

Österreichische Rundschau, Heft 64. Redaktionsschluß 13. Jänner 1906. Ausgegeben 18. Jänner 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld

Notizen.

Seit 1. Jänner 1906 erscheint in Sarajevo ein kroatisches Blatt »Hrvatski Dnevnik« auf Kosten des dortigen Erzbischofes Stadler, welches als einzigen Ausweg aus dem chronischen Chaos in Österreich die förderative Gestaltung der Monarchie nach dem Muster der Vereinigten Staaten empfiehlt. Das Blatt beschäftigt sich auch ausführlich mit national-ökonomischen Fragen.

Hans Rambach-Peters entrollt in seinem „Wo die Nordseewellen rauschen" betitelten, bei E. Pierson erschienenen Werkchen eine Reihe von Bildern aus seiner Heimat, der Insel Föhr. Wir erfahren unter anderem, daß die echten Friesen leider durch Auswanderung sehr an Zahl abgenommen haben, während vom Festland aus neuer, oft recht gemischter Zuzug kommt.

Gerade recht zum Gedenktage des Tondichters kommt ein sehr vornehm und würdig ausgestattetes Buch von Carola Belmonte, das den Titel führt: „Mozart und die Frauen" (Augsburg, 1906, Verlag von Gebrüder Reichel). Alle Beziehungen Mozarts zu den Frauen: Mutter, Schwester, Gattin und allen Frauen, die je ihm nahegestanden, werden hier in klarer, populärer Weise auf Grund eindringender Quellenforschung anschaulich und hübsch geschildert. Das Buch enthält zahlreiche gute Bilder und Faksimiles.

Aus Gozzis Selbstbiographie sind soeben die interessantesten Kapitel „Die venezianischen Liebesabenteuer" in gediegener, deutscher Übersetzung bei Julius Zeitler in Leipzig erschienen. Den drei Abenteuern hat der Übersetzer W. Kastner die beiden Kapitel Mio esterno und Mio interno sowie das Proemio vorangestellt.

Büchereinlauf.

Akademische Gegenseitigkeit. Antrittsvorlesung am 30. Oktober 1905 in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers, in englischer Sprache gehalten von Francis Greenwood Peabody. Gießen, 1905. Alfred Töpelmann. M.—.60

Zur Geschichte der deutschen Literatur. Proben literarhistorischer Darstellung für Schule und Haus, ausgewählt und erläutert von Dr. Rudolf Wessely. Leipzig und Berlin, 1905. B. G. Teubner. M. 1.20

Seelenliebe. Von einer Freundin Guy de Maupassants. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Artur Schnaig. Berlin und Leipzig, 1906. Hüpeden & Merzyn. M. 3.—

Zur Kunst. Ausgewählte Stücke moderner Prosa zur Kunstbetrachtung und zum Kunstgenuß herausgegeben von Dr. M. Spanier. Leipzig und Berlin, 1905. B. G. Teubner. M. 1.20

Geschichte der Theresianischen Schulreform in Böhmen. Zusammengestellt aus den halbjährigen Berichten der Schulenoberdirektion. 17. September 1777 bis 14. März 1792. Von Anton Weiß. I. Band. Wien und Leipzig, 1906. Karl Fromme. K 12.—

Eine Liebesheirat. Geschichte einer Offiziersehe für die deutsche Frauenwelt von H. Dalmer. Wismar, 1905. Hinstorffsche Hofbuchhandlung. M. 4.—

Chr. M. Wieland. Kleine Verserzählungen. Neue Taschenausgabe, ausgewählt, revidiert und eingeleitet von Dr. Franz Deibel. Die Zeichnung des Titels und Einbandes ist von W. Tiemann. Leipzig, 1905. Inselverlag. M. 3.—

Chr. M. Wieland. Oberon. Ein romantisches Heldengedicht in 12 Gesängen. Neue Taschenausgabe, ausgewählt, revidiert und eingeleitet von Dr. Franz Deibel. Die Zeichnung des Titels und Einbandes ist von W. Tiemann. Leipzig, 1905. Inselverlag. M. 3.—

Anton Freiherr von Mollinary, k. u. k. Feldzeugmeister. Sechsundvierzig Jahre im österreichisch-ungarischen Heere. 1833—1879 in 2 Bänden. Zürich, 1905. Art. Institut Orell Füßli. M. 16.—

Sonderabdruck, überreicht vom Verfasser Siegmund Kublin. Vorwort und Kommentar zur zweiten Auflage seines Buches: Weltraum, Erdplanet und Lebewesen. Dresden, 1906. E. Pierson.

Wilhelm von Scholz. Kunst und Notwendigkeit. Vier Thesen. Berlin, 1906. Verlag der „Schaubühne", G. m. b. H.

Das heimliche Läuten. Neue Gedichte von Franz Karl Ginzkey. Leipzig, 1906. L. Staackmann. M. 2.—

Ferdinand von Saar. Tragik des Lebens. Vier neue Novellen. Wien und Leipzig, 1906. Wiener Verlag.

Liebesbriefe berühmter Männer und Frauen. Band I—V. Wien und Leipzig, 1906. Wiener Verlag.

Ein Brahms-Bilderbuch. Herausgegeben von Viktor von Miller zu Aichholz. Mit erläuterndem Text von Max Kalbeck. Wien. R. Lechner (Wilhelm Müller). K 16.—

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. ◻ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 65: 20. Jänner 1906.

Die politische Lage in Kroatien.

Von Sektionschef Dr. Kršnjavi.

Die aufs äußerste gespannten Zustände in Ungarn ziehen Kroatien, sehr gegen den Willen der Bevölkerung, in Mitleidenschaft. Das Bestreben der Ungarn, das staatsrechtliche Verhältnis zu Österreich zu lockern, wird in dem Königreiche Kroatien-Slawonien im allgemeinen mißfällig aufgenommen. Schon die beabsichtigte Zolltrennung von Österreich, die mit der Zeit auch zu einem Zollkrieg führen könnte, hat eine lebhafte Bewegung und Protestkundgebungen hervorgerufen. Die Art und Weise vollends, wie die Ungarn eine Trennung der gemeinsamen Armee durchzusetzen suchen, trifft Kroatien sehr schwer.

Die auf die autonomen Ausgaben entfallende Tangente des Landes wird nach den Steuerleistungen der letzten drei Jahre berechnet. Infolge des Ex lex-Zustandes können auch in Kroatien keine Steuern eingetrieben werden und es ist infolgedessen ein starker Rückgang an Steuerleistungen zu verzeichnen, aus dem, nach drei Jahren, eine Verminderung der Einnahmen des autonomen Budgets resultieren wird. Die Bevölkerung ist weit davon entfernt, für die kroatische oder gar für die ungarische Kommandosprache zu demonstrieren, dennoch werden keine Rekrutierungen vorgenommen und das Volk muß die schweren Folgen tragen, weil die Ersatzreservisten herangezogen werden. Die Komitatskongregationen Kroatiens und Slawoniens haben beschlossen, die Steuern einzutreiben und die Rekruten einzuberufen, aber — das Ministerium (!) hat durch seine Finanzdirektoren dagegen protestiert, weil es vom Parlament keine Ermächtigung hiezu hat und weil die kroatischen Komitatskongregationen mit der Steuer- und Rekrutenbewilligung eine Befugnis des gemeinsamen Reichstages ausgeübt hätten.

Sonach nimmt Kroatien gegen seinen Willen faktischen Anteil an den Konsequenzen der ungarischen Obstruktion, ohne deren Voraussetzungen zu akzeptieren. Die kroatische Opposition hat es sich entgehen lassen, aus dieser ungeheuerlichen Situation Nutzen zu ziehen, eine Erweiterung der kroatischen Autonomie zu verlangen und das Land vor den Fährlichkeiten der langwierigen perennierenden ungarischen Krisen zu schützen. Die Opposition hätte so manchen Stützpunkt für diese Forderungen im bestehenden Ausgleichsgesetz gefunden. Im kroatischen Landtag gibt es eben keine regierungsfähige Opposition. Die Franksche Starčevićpartei und die in Bildung begriffene klerikale Unabhängigkeitspartei steuern auf ein föderativ organisiertes Großösterreich los, in dessen Rahmen sie für Kroatien einen Platz an der Sonne wünschen.

Zwischen der großen regierungstreuen Nationalpartei, zu der auch die Majorität der stramm organisierten Serben hält, und zwischen den zwei Unabhängigkeitsparteien kreisen Parteifragmente, Überbleibsel und abgesprengte Teile früherer Parteien, die vergeblich bald einen Zusammenschluß untereinander, bald einen Anschluß an irgend eine Partei suchen. Solange des verstorbenen großen Bischofs Stroßmayer Schultern von dieser »Compagnia malvagia e scempia« beschwert wurden, fanden diese Gruppen an ihm eine moralische und materielle Stütze; jetzt, dem politischen Untergang geweiht, greifen sie nach jedem Strohhalm und ändern ihre Grundsätze in fast unübersehbar rascher Folge. Heute sind sie Serbenfeinde, morgen Serbenfreunde, heute klerikal, morgen ultraradikal, heute die Gegner der jungen Fortschrittler, morgen ihre Führer. Der überraschendste Gesinnungswechsel vollzog sich aber gegenwärtig. Die einzige Konsequenz in der Haltung dieser Politiker war ihre immer antiungarische Gesinnung, nun haben sie auch diese aufgegeben und sich der ungarischen Koalition in die Arme geworfen, um durch sie ans Ruder zu gelangen. Auf die bisherige Erfahrung gestützt, rechneten sie damit, daß die koalierten ungarischen Parteien schließlich siegen werden, und sie wollten sich ihrer Hilfe versichern.

Die bisherigen Ungarnfresser aller Schattierungen wollten mit den bisherigen Kroatenfressern eine Waffenbrüderschaft eingehen, um gemeinsam mit ihnen die ungarische Kommandosprache zu erkämpfen. Als Lohn dafür sollten sie die kroatische Kommandosprache, die den Kroaten nicht gebühre, „aus Gnade" erhalten. In erster Linie aber sollte die Macht in die Hände der neuen Bundesgenossen gelegt werden. Das geheime allgemeine Wahlrecht, welches die Koalition zu Hause perhorreszíert, sollte den Kroaten gewährt werden und noch eine Menge anderer Freiheiten. Um die ungarischen neuen Freunde nicht vor den Kopf zu stoßen, wurden alle Forderungen der Kroaten in einer zu Fiume gefaßten Resolution vorsichtig umschrieben und verhüllt, nur ein Postulat wurde sehr scharf betont: Dalmatien solle mit Kroatien und Slawonien sofort verbunden werden.

Die Ungarn stellten sich so, als ob sie die diplomatischen Feinheiten der Fiumaner Resolution nicht durchschauten, und sie wählten einige Politiker ersten Ranges, um auf dieser Grundlage in nähere Pourparlers mit den Kroaten einzugehen. Die in Fiume versammelten kroatischen Abgeordneten ihrerseits wählten einige Abgeordnete fünften Ranges zu ihren Vertretern.

Graf Apponyi ließ sich sogar herbei in ein kroatisches Oppositionsblatt einen Artikel zu schreiben, dessen Tenor in den einen Satz zusammengefaßt werden kann: „Ihr seht, daß wir in unseren Kämpfen mit Österreich schließlich doch immer Sieger blieben. Es ist darum besser, daß ihr zu uns haltet in diesem unseren Kampf, da ihr ja schließlich von Österreich mehr zu fürchten habt, wenn es siegt als von uns, wenn ihr uns Beistand geleistet habt."

Alles das zog aber nicht. Die Fiumaner Resolution entfesselte einen Sturm der Entrüstung in Kroatien und Slawonien und die treuesten persönlichen Anhänger

der politischen Meteoritengruppe leisteten nur unwillig Heerfolge und sehr angesehene Anhänger sagten sich ganz los. Nur die jungen, noch unerfahrenen Politiker der Fortschrittspartei und die Dalmatiner waren ganz bei der Sache und gingen feurig auf den Köder der „Vereinigung Kroatien-Slawoniens mit Dalmatien“ ein. Die Starčevićpartei veranstaltete Volksversammlungen, die meist in arge Schlägereien ausarteten. In Varasdin wurde bei einer solchen Volksversammlung ein Anhänger der Fiumaner Resolution erschlagen. Anderseits setzten aber auch die Anhänger derjenigen Abgeordneten, welche die Fiumaner Resolution unterfertigt hatten, die Massen in Bewegung und es kam in Agram zu blutigen Auftritten, die zwei Menschenleben kosteten, als der Bürgermeister der Landeshauptstadt Agram gegen einen der Resolutionisten in den Landtag kandidierte. In Dalmatien hingegen zeigte die Idee des Anschlusses an die ungarische Krone eine starke werbende Kraft. Angesehene Politiker schlossen sich nachträglich der Fiumaner Resolution an.

Die kroatische Nationalpartei in Agram blieb in ruhiger, zuwartender Stellung. Als der Präsident des ungarischen Reichstages, Justh, in der kroatischen Hauptstadt weilte, um sich zu orientieren, suchte er auch mit dieser jetzt herrschenden Partei Fühlung, fand sie aber nicht.

Die Nationalpartei, durch die Erfahrung gewitzigt, daß selbst das Staatsgrundgesetz des Ausgleiches Kroatien nicht vor ungarischen Übergriffen schütze, verlangte selbstverständlich Garantien, die ihr nicht geboten wurden.

Unter diesen Umständen trat der kroatische Landtag zu seiner diesjährigen Session zusammen.

Die Fiumaner Resolution stand natürlich im Mittelpunkt der politischen Diskussion.

Schon vor Eröffnung des Landtages haben es einige Unterzeichner dieses merkwürdigen Schriftstückes für notwendig befunden, es zu kommentieren.

Die einen erklärten, es sei darinnen die Anerkennung des ungarisch-kroatischen Ausgleiches enthalten, den die Starčevićpartei bisher theoretisch nicht anerkannt hatte; die anderen sagten, das dunkle Schriftstück enthalte außer der Anerkennung des Ausgleiches mit Ungarn, die Aufrechterhaltung aller älteren historischen Rechte; die dritten, namentlich die Dalmatiner, fanden in dieser Pandorabüchse das Motiv der Vereinigung aller Kroaten, Serben und Italiener in Dalmatien; nur darin waren auch alle Kommentatoren einig, daß durch die Fiumaner Resolution die Vereinigung Dalmatiens mit Kroatien-Slawonien gewährleistet werde.

Dieser Punkt der Resolution war aber in der Tat der schwächste, denn Ungarn hat heute über Dalmatien nicht zu verfügen, sondern Österreich. Diese Frage wurde in einer Zeitungspolemik so klargestellt, daß diese Hauptforderung im kroatischen Landtag gar nicht zur Sprache kam.

Überhaupt war der ganze Spuk im Lichte der öffentlichen Landtagsverhandlung sehr bald zu Ende.

Vor der Grablegung der Fiumaner Resolution kam es aber noch zu einem folgenschweren Knalleffekt.

Die Waffenbrüder der ungarischen Koalition mochten es endlich doch bemerkt haben, daß die Ungarn nicht recht heran wollen und die Verhandlungen nicht fortsetzen, sie fanden es demnach für notwendig, ihre neue Gesinnung besonders lärmend zu betätigen. Einige der Heftigsten ließen sich im Landtag zu Majestätsbeleidigungen und zu feindseligen Rufen gegen Österreich verleiten. Ein besonders kühner Heißsporn erklärte: daß die Herren darum zur Koalition stehen, weil diese dem österreichischen Staat den Garaus machen wolle.

Diese Äußerungen antiösterreichischer und antimonarchischer Gesinnung machten den Eindruck, daß da eine Flinte losgegangen sei, die in Dalmatien geladen wurde, denn Kroatien steht ja seit dem Jahre 1868 in keiner unmittelbaren Verbindung mit Österreich.

Durch die geschilderte Sturmszene veranlaßt, gab der Banus Graf Theodor Pejacsevich sofort folgende Erklärung ab:

„Hohes Haus! Die Äußerungen, welche in Zwischenrufen von jener Seite des Hauses heute gefallen sind und den Anschein haben, als ob sie gegen die durch die Pragmatische Sanktion in der Person unseres Allergnädigsten Königs geheiligte Gemeinschaft der Länder der ungarischen Krone und der übrigen im Reichstage vertretenen Königreiche und Länder gerichtet seien, verurteile ich als Banus der Königreiche Kroatien, Slawonien und Dalmatien im Namen der stets loyalen und getreuen kroatischen Nation aufs entschiedenste, und erkläre, daß ich jeden, auch nur den geringsten Versuch in dieser Richtung, mit allen gesetzlichen Mitteln, überall und wo immer er sich bemerkbar machen sollte, zu unterdrücken wissen werde."

Diese Erklärung wurde mit brausenden Rufen: »Živio kralj« aufgenommen.

Die gesetzlichen Mittel, auf die sich der Banus beruft, sind äußerst drakonisch. Nach der Lex Suvich vom Jahre 1867, welche erst im Jahre 1872 sanktioniert wurde, sollen die vom Banus erwähnten Versuche als Hochverrat mit der Todesstrafe oder lebenslänglichem Kerker, leichtere Fälle mit 10—20 Jahren schweren Kerkers bestraft werden.

Auf Grund dieses Gesetzes, welches seit seinem Bestande niemals zur Anwendung kam, verlangte nun die Staatsanwaltschaft die Ausfolgung der Abgeordneten, um wegen deren Ausrufen gegen den Verband der Länder der ungarischen Krone mit den im Reichsrat vertretenen Königreichen und Ländern, das Verfahren wegen Hochverrats einzuleiten.

Die solcherart bedrohten Abgeordneten leugneten, und der Immunitätsausschuß beschloß, dem Landtag vorzuschlagen, dem Ansuchen sei nicht stattzugeben, „weil der subjektive Tatbestand nicht festgestellt worden sei". Damit ist aber der Grundsatz ausgesprochen, daß die Immunität keinen kroatischen Abgeordneten vor der Anklage wegen Hochverrat schütze, wenn er sich etwa mit Ungarn für eine Trennung von Österreich oder mit Österreich für eine Trennung von Ungarn aussprechen würde.

Der Referent des Immunitätsausschusses hat sich gegen diese teilweise Aufhebung der Immunität ausgesprochen, aber es wurde der Antrag der Majorität des Ausschusses im Landtag angenommen.

Allem Anschein nach haben sich die Unterzeichner der Fiumaner Resolution unter dem Eindruck dieses Schreckschusses beeilt, die Resolution ebenso zu verleugnen, wie einst Petrus Christum.

Sie ist tot in Agram, begraben in einem Subkomitee zu Budapest, und lebt nur noch im Andenken der dalmatinischen Abgeordneten, die an das Hinscheiden des teuren Toten nicht glauben wollen.

In Kroatien bleibt trotz der Fiumaner Resolution alles beim alten. Die Landesregierung beherrscht die Situation vollkommen.

Ihre Verwaltungsmaschine gleicht weder in der Konstruktion noch in den Wirkungen der ungarischen. Die Komitate in Kroatien gleichen den ungarischen nur in wenigen Äußerlichkeiten; im Grunde genommen ist die Verwaltung in Kroatien vollkommen verstaatlicht. Die kroatische Verwaltung ist weitaus besser als die ungarische, und der kroatische Beamte kann sich im großen ganzen mit dem österreichischen messen. Die Gemeinden sind von der Regierung vollkommen abhängig, in den wichtigsten Städten funktionieren zumeist Regierungsbeamte als Bürgermeister, und zwar zum Vorteil der städtischen Verwaltung.

Im Landtag stützt sich die Regierung auf die unionistisch gesinnte und vollkommen verläßliche Nationalpartei, welche gegenüber Budapest seit dem Sturz der liberalen Partei in eine schwierige Lage geraten ist, da sie auf dem Standpunkt des Ausgleiches vom Jahre 1867 steht, welcher die Voraussetzung des ungarisch-kroatischen Ausgleiches vom Jahre 1868 ist. Die jetzige Regierung identifiziert sich mit diesen Anschauungen und unterstützt natürlich bei den Landtagswahlen die Kandidaten, die sich zu diesem Programm bekennen. Die langdauernde Herrschaft der ursprünglich aus der Nationalpartei hervorgegangenen Regierungen wird, abgesehen von der einzig möglichen legalen Grundlage ihres Programmes, hauptsächlich durch die Zerfahrenheit der Oppositionsparteien gewährleistet, welche sich gegenseitig bekämpfen.

In Kroatien kann es demnach zwar zu vorübergehenden lokalen Demonstrationen und Unruhen kommen, welche zumeist durch Fehlgriffe der ungarischen Regierung oder durch den Gegensatz zwischen Kroaten und Serben hervorgerufen werden, aber es können unter keinen Umständen tiefgehende, zersetzende Bewegungen Platz greifen, wie sie gegenwärtig Ungarn aufwühlen.

Veränderungen in der politischen Lage Kroatiens könnten nur von oben her gemacht werden. Das allgemeine, geheime Wahlrecht, beispielsweise, könnte die politische Lage gründlich umändern. Das voraussichtliche Resultat der neuen Wahlordnung wäre wahrscheinlich die Zusammensetzung des kroatischen Landtages aus klerikal-katholischen, radikal-serbischen und sozialistischen Elementen, mit denen aber das jetzige staatsrechtliche Verhältnis zu Ungarn kaum aufrechtzuerhalten wäre.

Kaiser Max von Mexiko.

Von Professor Dr. Ottokar Weber.

I.

Die romanischen Nationen zeigen wenig Geschick im Kolonisieren, so hat auch Mexiko seit dem Tage, da Ferdinand Cortez dort landete, unter spanischer Herrschaft nicht viel Gutes erlebt. Die Provinz Neu-Spanien, wie sie offiziell hieß, schien nur den Zweck zu haben, an Gold und Silber ausgesogen zu werden durch ehrgeizige und beutelustige Abenteurer, die das Mutterland hinsandte. An die Entwicklung der reichen natürlichen Hilfsquellen des Landes dachte niemand und so ging eine alte Kultur dort zu grunde, ohne eine neue zu erzeugen.

Da wuchs eines Tages eine Generation heran, die sich mehr als Mexikaner fühlte und die Ausbeutung von Seite Spaniens bitter empfand; nicht vergebens waren die nationalen Regungen der großen französischen Revolution verspürt worden. 1811 unternimmt zuerst ein mexikanischer Priester, namens Hidalgo, den Versuch, sein Vaterland zu befreien; er geht im Kampfe unter. Mit mehr Glück wird von 1820 ab der Versuch wiederholt, mit den anderen spanischen Kolonien Amerikas erringt auch Mexiko seine Unabhängigkeit. Es handelt sich in dem neuen Staate um die beste Staatsform; Iturbide, der Sohn eines biskayischen Edelmanns und einer Kreolin, wirft sich zum Kaiser auf. Seine republikanischen Widersacher stürzen ihn, entlassen ihn auf Ehrenwort nach Europa.

Iturbide bricht sein Ehrenwort, kehrt nach Mexiko zurück, wird hier von seinen Gegnern neuerlich gefangen und am 19. Juli 1824 erschossen. Wenige Monate vorher, am 2. Dezember 1823, hatte der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Artur Monroe, der Welt den festen Entschluß seines Landes verkündet, keine Einmischung Europas in die Angelegenheiten der anderen Hemisphäre zu dulden; Amerika für die Amerikaner, so lautet die berühmte, vielzitierte Monroe-Doktrin, die damals bei ihrer Verlautbarung einzig gegen die Möglichkeit gerichtet war, daß Spanien die verloren gegangenen Kolonien wieder zu erobern trachte.

In Mexiko blieb die Republik bestehen. Das Land ward darum nicht glücklicher, es hatte noch zu viel unter den Folgen der alten Mißwirtschaft zu leiden. Zwei scharf getrennte Gesellschaftsklassen bewohnen dasselbe: die Abkömmlinge der Spanier, die Kreolen, und die einheimischen Indianer, die in zahlreiche, durch Sprache und Sitte sich überraschend stark voneinander scheidende und sich gegenseitig befehdende Stämme zerfallen. Zahlreiche Mischlinge könnten einen Übergang zwischen beiden Klassen schaffen, wenn sie nicht selbst sich möglichst bald nur zu den bevorzugten Kreolen rechneten. Diese, wie alle Romanen, mit Leib und Seele Politiker, teilen sich in zwei große Parteien, die Konservativen und Liberalen, die in der Regierung des Landes miteinander abwechseln, diesen Wechsel aber nur in stetem Bürgerkriege erreichen. Besonders mächtig ist die Geistlichkeit; in der

früheren spanischen Zeit konnte sie sich zweier Drittel des ganzen Landbesitzes bemächtigen, den sie schlecht verwaltete und überdies, auf ihre Steuerfreiheit gestützt, dem Staatswohle entzog. Hauptsächlich gegen diese Übermacht war der Kampf der liberalen Partei gerichtet. Unter den Männern, die, meist nur persönlichem Eigennutze dienend, in Mexiko emporkommen, beginnt in der Mitte des Jahrhunderts einer besonders hervorzuragen: Benito Juarez, dem Indianerstamme der Zapoteken entsprossen, 1806 geboren; es gelingt ihm durch Glück und eigenes Verdienst, die ungeheure Kluft zu überspringen, die seine Stammesgenossen von der führenden Gesellschaftsklasse trennt, zuerst als Advokat, dann als Richter steigt er zu immer höherem Ansehen. Mit rücksichtsloser Energie, mit eiserner Zähigkeit verfolgt er seinen Weg, der ihn zum Präsidenten des Obersten Gerichtshofes, und 1858, nach Commonforts Tode, sogar zum Präsidenten der Republik macht. Nun werden mit äußerster Rücksichtslosigkeit die Grundsätze der Liberalen durchgeführt: mit einem Federstrich wird die katholische Kirche ihres Besitztums beraubt, aus dem nationales Eigentum wird, die Führung der Zivilregister wird den Staatsbeamten übertragen, die Zivilehe eingeführt, ja den Geistlichen außerhalb der Ausübung der kirchlichen Funktionen das Tragen des unterscheidenden Gewandes verboten. Begreiflich, daß die Kirche und ihre politischen Anhänger mit aller Kraft gegen Juarez kämpfen, es gelingt den Konservativen unter General Miramon eine Zeitlang eine Reaktion durchzuführen, aber 1860 wird dieser besiegt und Juarez bleibt Präsident. Da greift Europa in diese Verhältnisse ein. Es darf das ungeachtet der Monroe-Doktrin tun, denn 1861—1865 bleiben die Vereinigten Staaten durch den furchtbaren Bürgerkrieg zwischen Norden und Süden, der ersteren eine Zeitlang an den Rand des Verderbens bringt, vollständig gelähmt und machtlos.

Die europäische Einwirkung geht von Spanien aus; es hatte Miramons Herrschaft anerkannt, ihn mit Geld unterstützt, zum Dank dafür wird der spanische Gesandte jetzt von Juarez ausgewiesen, die Zinsen der Anlehen werden nicht bezahlt. Spanien erinnert sich seiner alten Ansprüche auf die abtrünnige Kolonie, vielleicht wäre es möglich, dort einen neuen spanischen Staat zu errichten, mit dem man den in Europa sehr unbequem gewordenen Don Carlos abfinden könnte? Aber auch andere Mächte, so England und Frankreich, haben Geld in Mexiko investiert und sehen sich nun der ehrlichen aber mißlichen Erklärung Juarez' gegenüber, absolut kein Geld zu haben, um die Gläubiger Mexikos zu befriedigen. Wohl waren diese europäischen Anleihen meist wucherischer Natur, aber es blieb den Regierungen doch nichts anderes übrig, als sich der Interessen ihrer Untertanen anzunehmen. Den Vogel hatte da jedenfalls Frankreich abgeschossen. Ein Schweizer, später in Frankreich naturalisierter Bankier, namens Jecker, hatte ein Anlehen auf 15 Millionen Pesos (1 Pesos = 5 Francs) abgeschlossen, es aber durch Kommissionskniffe aller Art dazu gebracht, nur 750.000 Pesos in barem nach Mexiko abzuführen. Nun bestand er auf der Rückzahlung des ganzen nominellen Betrages und gründete dazu ein Konsortium, an dem auch der sehr einfluß-

reiche Halbbruder Napoleons III., der Herzog von Morny, sich mit 30 Prozent beteiligte. Und dieser wußte die französische Regierung für diese schmutzige Geschichte zu interessieren. Napoleon, der sich durch den Krimkrieg und den Krieg von 1859 mit Österreich eine hervorragende europäische Stellung geschaffen hatte, dabei im Innern seines Landes auf immer größere Schwierigkeiten stieß, suchte zur Erhaltung der ersteren und zur Beschwichtigung der letzteren eine neue politische Aufgabe, die ihm Ehre und Ruhm, seinem Lande aber Vorteil brächte.

In Europa gab es vorläufig nichts zu tun, die deutsche Frage war noch nicht aufgerollt, so ergriff er mit Freuden die sich in Amerika darbietende Gelegenheit. Mit Geschick wußte er für seine Pläne eine tönende Phrase zu prägen; wie er einst der Welt die ungeheuere Lüge verkündet hatte, »l'Empire c'est la Paix«, so faselte er jetzt von der providentiellen Mission Frankreichs, in Amerika die Vorherrschaft der romanischen über die germanische Rasse herzustellen. Dabei lockte noch die Hoffnung, in Mexiko selbst durch Eroberung einer an Edelmetallen reichen Provinz vielleicht eine wertvolle Erwerbung zu tun.

1861 verbanden sich Spanien, England und Frankreich in London zu einer Allianz mit dem Zwecke, die finanziellen Ansprüche ihrer Untertanen zu befriedigen. England hatte wirklich nichts anderes im Auge; Spanien mußte sich bald davon überzeugen, daß die jahrhundertalte Feindschaft Mexikos allen ferneren Plänen ein unüberwindliches Hindernis entgegensetzen würde; beide Staaten fanden heraus, daß Frankreich sie zu eigennützigen Absichten mißbrauchen wolle; Juarez zeigte sich überdies ihnen gegenüber entgegenkommend, so trafen sie bereits im nächsten Jahre mit Mexiko ein billiges Abkommen und überließen die Weiterführung des Kampfes Frankreich allein. Denn dessen ungeheuerlichen Forderungen setzte der mexikanische Kongreß eine unbedingte Ablehnung entgegen: sollte ja sogar die jetzige liberale Regierung für die Räubereien aufkommen, die sich Miramon früher hatte zu Schulden kommen lassen. Frankreich machte nun ernst; ein starkes Korps unter General Forey rückte ein, bemächtigte sich der Hauptstadt und eines großen Teiles des Landes, erklärte Juarez für abgesetzt und wählte aus den konservativen Elementen eine Regentschaft. Napoleon wünschte aber die Neuordnung Mexikos unter französischem Einflusse auf eine sichere Basis zu stellen und dazu hier ein nationales Kaisertum mit einem verläßlichen Fürsten an der Spitze einzurichten. Wer sollte dieser Kaiser sein? Ein einheimischer war ausgeschlossen, nie hätten sich einem solchen Emporkömmling die Landsleute gebeugt; ein katholischer Fürst mußte es sein. Da wandte Napoleon seine Blicke auf Österreich, das Land, das er 1859 erst so schwer geschädigt. Wollte er es mit dieser Thronkandidatur dafür entschädigen, wollte er es im Gegenteile in ein gefährliches Wagnis hineintreiben, oder wollte er dem Reiche durch die Entfernung eines ehrgeizigen Prinzen nützen, wer wird die geheimen Pläne des verschlagenen Politikers auf dem französischen Thron durchschauen wollen? Dem Bruder des Kaisers Franz Joseph, Erzherzog Ferdinand Max, wurde die mexikanische, neu zu schmiedende Krone angeboten.

II.

Ferdinand Max, geboren 1832, war das zweite Kind Erzherzog Franz Karls und der bayrischen Prinzessin Sophie. Von der sehr klugen und wohl unterrichteten Mutter besonders geliebt, erfreute er sich einer überaus sorgfältigen Erziehung, die alle glücklichen Keime des Jünglings zu bester Entfaltung brachte. In einem überaus harmonischen Familienkreise verlebte er eine sorgenlose Jugend. Neigung und Bestimmung führten ihn zur Marine, der er sich mit Leib und Seele widmete und deren technische Notwendigkeiten er mit Sachkenntnis meisterte. Was ihn dabei wohl am meisten anzog, war die Unendlichkeit des Meeres, das Entrücktsein aus den engen kleinlichen Verhältnissen des Landes, die Möglichkeit, auf weiten Reisen Menschen und Länder kennen zu lernen. Er war ein Sonnenkind; niemals konnte er sich im Nebel des Nordens wohlfühlen, er drängte dem heißen, sonnigen Süden zu. Er hat Aphorismen, Reisebilder, Gedichte hinterlassen, aus denen wir seine Vorliebe für die Tropen, seine Sehnsucht nach einem großen Wirkungskreise kennen lernen. Es taugte ihm nicht, in der Heimat der Zweite zu sein; in der Rolle eines österreichischen Admirals oder eines Statthalters, wie er es von 1857—59 in Mailand gewesen war, fand er keine Befriedigung. Er war aus dem Schlage von Fürsten, die in sich die Kraft fühlen, Untertanen zu beglücken. In naiven, ungelenken Worten verrät er seine Gefühle:

Siehst du einen Vogel flügellahm,
Dem Gelenk man grausam brach und Sehne,
Daß im Park er weilend, sanft und zahm,
Nicht die Fitt'ge mehr zum Fluge dehne;
O dann, Teurer, denk' an mich und weine!

Sehnend blickt der Brüder Wanderschar,
Flattert fröhlich sie im Herbst von dannen,
Trüb' er nach und müht sich Jahr für Jahr
Auch zum Flug' die Schwingen auszuspannen.
Siehst du es, so denk an mich und weine!

Auch ich bin lahm,
Auch ich bin zahm;
Was frommt des Herzens Zug
Gebricht die Kraft zum Flug!
Teurer, denk' an mich und weine — weine!

Zu wiederholten Malen besuchte er fremde Länder, Italien, Spanien, Griechenland, endlich 1860 auch Brasilien. Schon zehn Jahre vorher hat er ausgerufen: „Ihr im Norden ahnt nicht die Seligkeit des Südens, mich hat der Süden mit seinen Reizen gefesselt", nun schreibt er, nur der Mensch könne wahrhaft glücklich sein, der im Naturzustande leben dürfe. Und von dem Besuche der alten Königsgräber seines Geschlechts in Granada bringt er die heißen Worte heim: „Stolz,

lüstern und doch wehmütig griff ich nach dem goldenen Reifen und dem einst so mächtigen Schwerte. Ein schöner, glänzender Traum wäre es für den Neffen der spanischen Habsburger, letzteres zu schwingen, um ersteren zu erreichen."

Seine ehrgeizigen Pläne werden noch genährt durch seine 1857 erfolgte Ehe mit Charlotte, Tochter König Leopold I. von Belgien, die schön, jung, mit dem heißen Koburgschen Blute erfüllt, gleich dem Gemahle nach wirklicher Tätigkeit dürstete. Da war es eine zu kleine Herrlichkeit, die sich das kinderlos gebliebene Paar in Miramare, an den Gestaden der blauen Adria, schaffen konnte. Aus den Fenstern des feenhaften Palastes mochten oft ihre Blicke sehnsüchtig über die Meereswogen streifen, mit einer herben Frage an das Schicksal.

Und das Schicksal kam und pochte an die Tore von Miramare: der Ruf Napoleons, die Kaiserkrone von Mexiko anzunehmen, ertönte.

Es war eine große Aufgabe, die winkte: ein Reich neu zu gründen, einen Staat, ein tüchtiges Volk aus jahrhundertetiefem Abgrunde zu retten, im herrlichen Süden ein großes Lebenswerk zu schaffen. Aber nicht töricht und vorschnell griff Maximilian zu. Nur wirklich vom neuen Vaterlande gerufen, wollte er kommen. Und da setzt die napoleonische Politik mit ihrer ganzen Heuchelei und Schamlosigkeit ein. General Forey versammelte die Notabeln Mexikos, um von ihnen Maximilian von Österreich zum Kaiser küren zu lassen; in Wirklichkeit waren es nur etwa zweihundert vornehme Männer, der konservativen Partei und dem von Frankreich unterworfenen Landesstriche entnommen, daher durchaus gefügig und keineswegs der Ausdruck der öffentlichen Meinung des ganzen Landes. Und als das noch nicht genügte, da wurde ein Rezept ausgeführt, das sich, von geschickter Hand zubereitet, schon im napoleonischen Frankreich bestens bewährt hatte, das der allgemeinen, anscheinend freien Volksabstimmung. Wo die französischen Krieger ihre Adler aufpflanzten, mußten die mexikanischen Indianer ihre Zustimmung zur Wahl eines Mannes geben, von dessen Existenz sie bis dahin keine Ahnung gehabt hatten, und so konnte man sich auf die Abstimmung von vielen Tausenden von Mexikanern berufen, von denen kaum Hundert gewußt haben dürften, um was es sich eigentlich handelte. Das Land wurde als ganz unterworfen hingestellt und ihm für die nächsten Jahre die wirksamste französische Unterstützung versprochen; erst allmählich, sobald eine kaiserliche nationale Armee gebildet sein würde, wollten die Franzosen sich zurückziehen; reichliche Bezahlung ihrer Dienste bedangen sie sich allerdings schon jetzt aus.

Gegenüber diesen verlockenden Täuschungen blieben die Warnungen weniger einsichtiger Männer vergeblich; wie die des früheren englischen Gesandten in Mexiko, Sir Charles Wyke; ebenso vergeblich der Widerstand der österreichischen Regierung, die Abmahnung des kaiserlichen Bruders. Wie um von vorneweg jede Verantwortung für das Abenteuer, jede Teilnahme daran abzulehnen, wurde in Wien die Verzichtleistung Maximilians auf seine Thronrechte in Österreich gefordert. Nur überaus schwer entschloß sich der Erzherzog, so ganz die Verbindung mit der alten

Heimat zu lösen, es bedurfte dazu direkten Eingreifens von Seite Napoleons.* Endlich waren die letzten Schwierigkeiten überwunden; aus den Händen einer glänzenden mexikanischen Deputation nahm Maximilian die Kaiserkrone entgegen und am 14. April 1864 segelten Massimiliano y Carlotta auf der Fregatte „Novara" aus dem Hafen von Triest, um mit einem Umweg über Rom, wo sie sich den Segen des Papstes holten, ihrer neuen Heimat zuzusteuern.

Kurz vorher hatte ein kluger Amerikaner, der offenen Auges die Geschehnisse in der Welt verfolgte, John Lothrop Motley, aus Wien an einen Freund geschrieben: „Ich war nie ein großer Bewunderer der vielbewunderten Weisheit Louis Napoleons, aber jetzt sehe ich mich doch genötigt, sie anzuerkennen. Denn die Art, wie er diesen armen jungen Mann hinters Licht geführt hat, ist doch ein höchst geschicktes Taschenspielerkunststück. Wenn es ihm nun gelingt, den Erzherzog in das Land hinein- und die französischen Truppen herauszubringen und die Kosten seiner Unternehmung bezahlt zu bekommen, so hat er wirklich ein Kunststück vollbracht!"

III.

Nach glücklicher Fahrt erreichte das Kaiserpaar Ende Mai Veracruz, aber sehr unerwartet kühl war dort der Empfang der ihm zu teil wurde. Besser ward es dann auf der Reise nach der Hauptstadt; dieser Landstrich war von Anhängern der konservativen Partei bewohnt, und diese hoffte ja einen Monarchen zu erhalten, der ganz der Ihre sein würde. Aber mit anderen Ansichten kam Maximilian in sein neues Reich, er hatte sein Verhalten wohl überlegt. „Fürsten stehen über den Parteien, denn alle Parteien sollen in einem wohlgeordneten Staate ihnen untertan sein; Fürsten, die Parteiführer sind, müssen sich nicht wundern, wenn sie mit ihrer Partei untergehen." Diese Worte, die wir unter seinen Aphorismen finden, hat er tatsächlich befolgen wollen. Ebenso wollte er ein streng verfassungsmäßiges Regiment führen: „Konstitution, der gefürchtete Popanz, ist Verteilung der Gewichte und dadurch Herstellung des Gleichgewichts, es ist zugleich aber auch Kontrolle, die der Ehrliche nicht zu fürchten braucht. Läßt es sich auch nicht leugnen, daß das konstitutionelle System etwas von einer Schaukel hat, so liegt darin doch keine große Gefahr, wenn nur das Brett auf dem festen sicheren Mittelpunkte des ehrlichen Rechtes liegt." So kirchlich er auch erzogen war, wollte er der Religion keinen Einfluß auf die Politik einräumen. „Religion aus Pflicht ist notwendig tröstend und hält allein den Menschen im Gleichgewicht; Religion aus Passion ist eine Leidenschaft wie eine andere, artet gewöhnlich in Fanatismus aus." So wollte er durchaus nicht als Kaiser der Konservativen auftreten, nicht der katholischen Kirche die ihr geraubten Güter wiedererstatten, was ohne eine gewaltige Umwälzung nicht

* Wie sehr übrigens Erzherzog Max unter dem Einflusse der interessanten Persönlichkeit Napoleons III. schon früher gestanden, erzählen uns die kürzlich erschienenen Memoiren des Prinzen Hohenlohe.

möglich gewesen wäre; er hat damit die Unterstützung der noch immer mächtigen Partei eingebüßt, die Zuneigung der Liberalen, aus deren gemäßigteren Reihen er zuerst seine Minister entnahm, aber nicht gewonnen, er wurde aus einem Kaiser über den Parteien zu einem Kaiser ohne Partei. Dadurch ward die übernommene Aufgabe, die ohnedies schon riesengroß gewesen war, schier zu einer unmöglichen. Er sollte Ordnung machen in einem Lande, in dem niemand Ordnung wollte, er sollte seinen Beamten und Offizieren Erfüllung von Pflichten zumuten, von ihnen Ehre und Treue fordern in einem Lande, in dem diese Begriffe unbekannt, nur Eigennutz und Eitelkeit, Ruhmbegier und Geldgier die sittlichen Triebkräfte waren.

Weiters bedurfte die Neuschaffung der ganzen Verwaltung vielen Geldes, aber woher es nehmen, um die Soldaten zu bezahlen, die gegen die Banden Juarez' den heimatlichen Boden verteidigten, woher das Geld nehmen, das der unersättliche Napoleon für seine Hilfe sich ausbedungen hatte?

Dabei mußte von Grund auf neu reformiert werden; schon auf der Fahrt in die Hauptstadt lernte das Kaiserpaar den entsetzlichen Zustand der Straßen kennen; der Palast, der dasselbe bei seinem Einzuge in Mexiko am 12. Juni 1864 aufnehmen sollte, befand sich in einer solchen Verfassung, daß es unmöglich war, die erste Nacht überhaupt darin zuzubringen.

Maximilian besaß die ganze gewaltige Arbeitskraft und das strenge Pflichtbewußtsein, die so viele Habsburger ausgezeichnet haben, aber auch eine andere ererbte Eigenschaft, die beispielsweise Kaiser Franz I. besessen: Alles selbst machen, sich auch mit Kleinigkeiten abgeben zu wollen. Mitten in der schwersten Zeit hat er es fertig gebracht, eigenhändig eine Hofordnung im Umfange von 600 Seiten zu entwerfen.

Dann fehlte ihm eine kostbare Gabe, die das Glück der Fürsten ausmacht: Menschenkenntnis. Wie richtig schrieb er einmal nieder und wie wenig wußte er darnach zu handeln: „Fürsten sollen nie vergessen, daß die Personen ihrer Umgebung eine doppelte Wichtigkeit haben, 1. als Fühlhörner, um die Begriffe und Meinungen der Außenwelt zu fühlen und aufzusaugen und 2. als Aushängeschild, nach dem man auf den Inhalt der Butike schließt. Wie wichtig ist daher die Wahl der Umgebung."

Anspruchlos und einfach ist er in seinem Auftreten gewesen; nicht in rauschenden Festen, in stiller Naturbetrachtung, zu der die herrliche Umgebung der Stadt Mexiko eine stets neue Quelle bot, suchte er sich von den Staatsgeschäften zu erholen; im Vereine mit Gelehrten hat er botanische Sammlungen angelegt, wie er überhaupt eifrig bemüht war, für die Volksbildung zu sorgen und auch da — so über die Art der Einrichtung der Hochschulen — eigenartige, moderne Ideen hatte. Gerade für diese Lebensweise und Denkungsart hatten aber seine Mexikaner kein Verständnis und fühlten sich dadurch noch weniger zu ihrem Kaiser hingezogen und als er gar auf seinen zahlreichen Reisen im Lande auch den niederen Indianos

liebreich und menschlich begegnete, da war das ein neuer Anlaß für die hochmütigen Kreolen, verletzt zu sein.

Die ersten Monate seiner Regierung verliefen verhältnismäßig gut; das Neue zog das mexikanische Volk an, dank den Franzosen war der republikanische Feind in den äußersten Norden des Landes gedrängt worden. Scharen von Freiwilligen drängten sich zu Maximilian, ein Korps Österreicher, ein belgisches und ein französisches konnten gebildet werden; für das mörderische Klima von Veracruz borgte Ägypten fiebergewohnte Afrikaner.

1865 erfolgt der Umschwung in dem Augenblicke, da die nordamerikanische Union über die einheimischen Feinde gesiegt hatte, und nun mit allen Mitteln Juarez unterstützend, auf keinen Fall die Errichtung eines europäischen, romanischen Kaisertums auf amerikanischem Boden gestatten wollte. Vergeblich waren alle Bemühungen Maximilians, mit Juarez, mit Nordamerika sich zu vertragen, sie blieben seine unversöhnlichen Gegner.

Die Vereinigten Staaten verlangten in Paris aufs energischeste die Zurückziehung der Franzosen aus Mexiko, sie verstiegen sich zu entschiedenen Drohungen; eine neue Anwerbung österreichischer Freiwilliger wurde in Wien hintertrieben, auch die Afrikaner durften nicht bleiben. Und in Frankreich selbst veränderten sich die Dinge gründlich. 1865 war der Herzog von Morny gestorben; sofort nach seinem Tode glich sich das Jeckersche Konsortium mit Mexiko um 40 Prozent aus. Das mexikanische Abenteurer kostete ungeheuer viel Gold und Menschen, die Opposition in der Kammer bemächtigte sich mit Geschick dieser Handhabe, um Schimpf und Spott auf die kaiserliche Regierung zu häufen. Dann kam 1866 der Krieg zwischen Preußen und Österreich; Frankreich ging leer aus; es empfand Königgrätz als eine eigene Niederlage, für die es sich Entschädigung holen wollte. So mußte das mexikanische Unternehmen um jeden Preis liquidiert werden; in einer Konvention mit den Vereinigten Staaten wurde die sukzessive Räumung des Landes von den Franzosen festgesetzt, diese aber dann noch viel rascher und ohne die mindeste Schonung der Herrschaft Maximilians vorgenommen. Der Nachfolgers Foreys, Marschall Bazaine, war nie auf gutem Fuße mit den Österreichern gestanden, er scheint selbst ehrgeizige Pläne geschmiedet zu haben, zeigte sich jedenfalls namenlos eitel und geldgierig, und hat nun die Räumung Mexikos in einer Weise veranstaltet, die den Truppen Juarez' geradezu Vorschub leistete. Da konnten vorübergehende Siege Maximilians, da konnte die aufopfernde Tapferkeit der österreichischen Freiwilligen, die sich in unwegsamen Gebirgen mit feindlichen Indianos herumschlugen, da konnte der persönliche Zauber der schönen Kaiserin nichts nützen, die die anstrengendsten Reisen in größter Hitze in ungesundem Klima unternahm, um dem geliebten Gatten neue Anhänger zu gewinnen. Mit der nationalen mexikanischen Armee war es noch schlecht bestellt, wo die Franzosen abmarschierten, rückten die Republikaner nach. Vergebens war am 3. Oktober 1865, sehr wenig gebilligt von Maximilian, der nur nicht die Kraft besaß, zu widerstehen, ein Dekret erschienen,

das die Anhänger Juarez' hors la loi stellte und das Recht setzte, jeden Mexikaner, der mit den Waffen in der Hand der gesetzmäßigen Regierung widerstand, niederschießen zu lassen.

Obwohl zuerst von den Franzosen mit Grausamkeit befolgt, konnte es den Mut der Gegner nicht brechen, die jetzt in der veränderten Sachlage, der Hilfe Amerikas sicher, siegesmutig vorwärts drangen.

Am 16. September 1866 feierte Maximilian in seiner Hauptstadt das Verfassungsfest und sprach dabei die Worte: „Ich harre standhaft auf dem Platze aus, wohin mich der Wille der Nation berufen hat, ungeachtet aller Schwierigkeiten und ohne in meinen Pflichten zu schwanken, denn ein wahrer Habsburger verläßt niemals im Augenblicke der Gefahr seinen Posten."

Als er diese Worte sprach, wußte er noch nicht, daß ihn das schwerste Unheil treffen werde, das ihn noch treffen konnte. Anfangs Juli hatte ihn seine Gemahlin verlassen, um in Europa zu versuchen, Napoleon umzustimmen, neue Hilfe von ihm zu erlangen und vom Papste Einwirkung auf die unmutig abseits stehende katholische Partei zu erreichen. Ihr sehr erregtes Nervensystem wurde durch die Überfahrt, die sie in gewollter Einsamkeit fast ausschließlich in der Kabine verbrachte, noch mehr erschüttert, so daß sich schon in Paris Symptome von Verfolgungswahn zeigten. Wie die unglückliche Kaiserin dann die völlige Erfolglosigkeit ihrer Mission einsehen mußte, brach die Krankheit mit voller Wucht aus; Charlotte verfiel in Geistesnacht, aus der sie bis zum heutigen Tage — ihr Körper ist zähe und ausdauernd — noch nicht erwacht ist.

Als die Kunde von diesem Schicksalsschlage Maximilian erreichte, da brach auch dieser kräftige Mann zusammen, verzweifelte an der übernommenen Aufgabe und erklärte seinen Entschluß, abzudanken. Von den Franzosen, die der Verantwortung für ihn ledig sein wollten, darin bestärkt, verließ er die Hauptstadt, um sich zur Küste zu begeben. Unterwegs machte er in Orizaba Halt, und hier vollzog sich der Umschwung in seiner Seele, der ihn zum Ausharren auf seinem Posten und damit in den Tod trieb.

IV.

Die konservative Partei in Mexiko hatte in der Zwischenzeit einsehen gelernt, daß es ein großer Fehler gewesen war, als sie Maximilians parteilose Haltung mit Feindseligkeit vergolten hatte; ihre einzige Rettung, die einzige Hoffnung auf bessere Zeiten blieb doch das Kaisertum; verließ Maximilian das Land, so war sie Juarez auf Gnade und Ungnade ausgeliefert und was das letztere bedeutete, das hatte sie zur Genüge erfahren. Sie machte darum auch ohne Wiedererstattung der Kirchengüter ihren Frieden mit Maximilian und gerade jetzt befand sich ein rein konservatives Ministerium unter Lares an der Spitze der Geschäfte. Der Kaiser hatte auf die konservative Partei zurückgreifen müssen, da die Liberalen gänzlich versagten und sich immer mehr von ihm zurückzogen. Man wird es darum

ganz begreiflich finden dürfen, wenn jetzt in Orizaba die Konservativen Himmel und Erde in Bewegung setzten, um ihn zum Verbleiben im Lande zu vermögen; einen wirksamen Helfershelfer besaßen sie an dem Sekretär des Kaisers, einem P. Fischer, der, schwäbischer Abkunft, in den Vereinigten Staaten ein etwas abenteuerliches Leben geführt hatte und jetzt im mexikanischen Kaisertume gelandet war. Als Priester der katholischen Kirche war es seine Pflicht, was in seinen Kräften stand, zur Sicherung ihres Schicksals vor der drohenden Republik Juarez' beizutragen. So vereinigten sich Einflüsse der verschiedensten Art, um auf Maximilian einzuwirken. Das meiste zur Rücknahme seines Entschlusses abzudanken hat wohl die Ruhe beigetragen, die er in den vier Novemberwochen in Orizaba gefunden hat; seine Nerven beruhigten sich, gewannen ihre Spannkraft wieder; tägliche Exkursionen mit seinen naturforschenden Freunden Dr. Basch und Professor Bilimek halfen ihm über die erschütternden Ereignisse der letzten Monate hinaus, er schöpfte aus seiner sanguinischen Natur neue Hoffnung, empfand das Beleidigende, das in dem Hinausdrängen seitens der Franzosen lag; als er dann im richtigen Augenblicke an die Worte seiner Ansprache vom 16. September, „ein wahrer Habsburger verläßt niemals im Augenblicke der Gefahr seinen Posten", erinnert wurde, da konnte es für ihn keinen Zweifel mehr geben. Er lud noch einmal die Staatsräte und Mitglieder des Ministeriums nach Orizaba zu einer Beratung ein und als sie sich mit 21 gegen 2 Stimmen für sein Verbleiben auf dem Throne aussprachen, da war gesagt, was er schon längst als naturnotwendig im Innern empfunden hatte, und am 1. Dezember gab er seinen Entschluß kund, Kaiser zu bleiben. Er hat damit als ganzer Mann gehandelt und seine Pflicht getan, wenn es auch eine verlorene Sache war, der er sein Leben weihte.

Nun wollte er aber auch ganz ins volle Leben hinaus; nicht mehr im Kaiserpalaste zu Mexiko, nicht mehr als erster Verwaltungsbeamter wollte er für sein Reich arbeiten, sondern hinausziehen ins Feld, an der Spitze seiner Truppen selbst seine Krone aufs neue sich erkämpfen. Der Verkehr mit den tüchtigen und verläßlichen Generalen Miramon und Mejia, den er in Orizaba gepflogen hatte, mag diese neue Periode in der Wirksamkeit Maximilians vorbereitet haben. Es gelang ersterem durch einen kühnen Handstreich sich Anfang 1867 des wichtigen Zacatecas zu bemächtigen, aber die Freude war kurz, bald darauf wurde er von dem republikanischen General Escobedo völlig geschlagen. Rastlos war mittlerweile Maximilian bemüht gewesen, sein Heer zu organisieren, das österreichisch-belgische Freikorps wurde aufgelöst und sollte als Stamm einer neuen mexikanischen Truppe verwendet werden; aber viele der Ausländer hatten das Vertrauen zur kaiserlichen Sache verloren und zogen es vor, diese Gelegenheit zu benützen, um in die Heimat zurückzukehren. Ja, den Franzosen wurde der Eintritt in die kaiserliche Armee durch Bazaine direkt verboten. Zu des Kaisers weiterem Unheil erlangten in diesen letzten Monaten seines Lebens zwei Männer großen Einfluß auf ihn, General Marquez und Oberst Lopez, die ihn schnöde verraten haben. Ersterer

drängte ihn von der Hauptstadt weg und letzterer lieferte ihn dann dem Feinde aus. Im Februar entschloß sich Maximilian, dem Gegner entgegenzurücken und langte am 19. in Queretaro an; bald wurde er von der republikanischen Armee unter Escobedo eingeschlossen. Es war ein unverzeihlicher Fehler gewesen, in diese Falle zu gehen. Mit Geschick und Tatkraft wehrte sich der Kaiser bis aufs äußerste. Es legt Zeugnis ab für seine Tüchtigkeit als Militär, daß er so lange in dem schlecht befestigten, ungünstig gelegenen Queretaro Widerstand leisten konnte und endlich nur durch den Verrat Lopez' dem Gegner in die Hände fiel — am 15. Mai. Damit beginnt der letzte Akt der Tragödie. Maximilian war besiegt, er war bereit, die Konsequenzen daraus zu ziehen und feierlich abzudanken. Aber die republikanische Partei hatte Ärgeres mit ihm vor. Zugleich mit Miramon und Mejia wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt. Juarez ging von der Erwägung aus, daß seine Regierung die gesetzliche in Mexiko gewesen sei und daß Maximilian nach dem Wortlaute des eigenen Dekrets vom 3. Oktober 1865 den Tod verdiene. Eine Gerichtskomödie wurde inszeniert, bezeichnenderweise im Theater von Queretaro abgehalten; in den Pausen spielte auf dem Platze eine Musikkapelle nationale Weisen! Durch Erkrankung war Maximilian vor der Demütigung bewahrt geblieben, dort erscheinen zu müssen; er konnte seine Verteidigung ruhig den Advokaten überlassen, die ihm zur Seite gestellt worden waren; tüchtige Männer, die, obwohl zum Teil republikanischer Gesinnung, ehrlich ihres Amtes walteten und mit Scharfsinn und Gewandtheit ihren Posten versahen. Man hatte zuerst nicht daran geglaubt, daß es Juarez Ernst sei mit der Verurteilung des Kaisers; als daran aber kein Zweifel mehr bleiben konnte, wurde die diplomatische Intervention Frankreichs, Österreichs, der Vereinigten Staaten in Anspruch genommen, um ihn zu retten.

Um zu zeigen, daß es mit Maximilians Abdankung ehrlich gemeint sei, wurde sein Verzicht auf die österreichischen Thronrechte in Wien wieder annulliert, er in alle Rechte als Erzherzog aufs neue eingesetzt. Wirksam hätte vielleicht der Einspruch der Vereinigten Staaten werden können, es war der einzige Staat, auf den Juarez Rücksicht zu nehmen hatte; aber gerade dessen Vertreter Campbell ließ es an jeder Energie fehlen; es ist schwer zu sagen, ob aus persönlicher Indolenz oder in bewußter Würdigung der intimen Ansichten seiner Regierung. Als man einst Maximilian in Miramare mit dem Hinblick auf das Schicksal Iturbides gewarnt hatte, meinte er stolz: „Es sei doch ein Unterschied zwischen einem spanischen Edelmann und einem Sprossen des Hauses Habsburg." Er hatte geirrt, für Juarez gab es da keinen Unterschied, dieser sah nur den gefährlichen politischen Gegner, den Thronprätendenten, dessen Existenz allein einer großen Partei im Lande die Berechtigung zur Existenz, die Hoffnung auf eine politische Zukunft gab. So lang der Kaiser lebte, war die kaiserliche Partei nicht tot. Noch eines kam hinzu, nach der Erfahrung mit Iturbide. Bei ihrer persönlichen Auffassung von Pflicht und Ehre, konnte nach Juarez und seiner Anhänger Meinung kein noch so feierlicher Eid den Erzherzog wirklich binden und vor der Rückkehr nach Mexiko bewahren.

Es war daher das brutale Recht des Präsidenten, den Tod des Kaisers zu fordern.

Mit Heldenmut hat Maximilian die Aufregungen dieser fünf Wochen mit ihren schwankenden Hoffnungen, mit den vereitelten Fluchtversuchen, mit der stets wachsenden Todessicherheit überstanden. Schon für den 16. Juni war die Vollstreckung des Urteils angesetzt worden, noch einmal wurde sie aufgeschoben, um endlich für den 19. Juni, morgens 7 Uhr, bestimmt zu werden. Ein Trost für den Kaiser war in diesen letzten Tagen die Nachricht, daß seine Gattin von ihren Leiden erlöst worden sei; er hat die Unrichtigkeit dieser Todesnachricht nicht mehr erfahren. Am Vorabend seiner Hinrichtung war er eben eingeschlummert, als Bewegung im Gefängnishofe entstand und General Escobedo sich melden ließ — ein neuer Hoffnungsstrahl, aber der General kam nur, um Abschied zu nehmen; eine letzte — wenn auch sicher nicht beabsichtigte — Grausamkeit der Feinde. Und am Morgen des 19. Juni, es war ein sonniger, schöner Sommermorgen, hauchte der edle Kaiser mit Miramon und Mejia sein Leben aus. Auf dem Hügel, der Queretaro überschaut, fand die Exekution statt; man denkt dabei unwillkürlich an die Worte, die Max einst niedergeschrieben hatte:

Ich möchte nicht im Tal verderben
Den letzten Blick beengt von Zwang,
Auf einem Berge möcht' ich sterben
Bei gold'nem Sonnenuntergang.

Man darf diese Verse vielleicht nicht wörtlich deuten, einen tieferen Sinn ihnen unterschieben; nicht in Niederungen des Lebens wollte er untergehen, sondern in hoher öffentlicher Stellung!

Mit seinem Tode brach auch das Kaisertum haltlos zusammen, und unter Juarez, später unter Porfirio Diaz blieb die Republik in Mexiko Herrscherin. Das Andenken Maximilians ist aber nicht geschwunden; besonders die Indianos, eingedenk seiner Leutseligkeit, bewahren es ihm. Und seltsam, wie im Anklang an die deutsche Barbarossa-Sage, erzählen sie, er sei nicht gestorben, sondern wohne in einem opalschimmernden Berge, aus dem er einst herauskommen werde zu neuem Glanz und Ruhme!

Max Ferdinand ist ein Opfer der eigenen Charakteranlage, mehr noch ein Opfer napoleonischer Tücke geworden; er hat eine Aufgabe übernommen, die durchzuführen menschenunmöglich war. Ist er darum und ob seines frühen Todes unglücklich zu heißen? Vielleicht nicht. Auch da können uns seine Gedanken leiten die ihn den Satz niederschreiben ließen:

„Besser wirklicher Tod als tote Wirklichkeit!" *

* Der Verfasser verbindet mit dieser Darstellung der mexikanischen Tragödie den bestimmten Zweck, alle, die jene Zeit mitgemacht haben, zu bitten, bevor es zu spät wird, ihre Erinnerungen an diese hochinteressanten Tage festzuhalten. Mit gutem Beispiel ist da ein Veteran aus dem österreichischen Freikorps vorangegangen, Oberstleutnant v. Stöhr, gestorben zu Prag, Ende 1903,

Erinnerungen an Gedanken, Taten und Erfahrungen aus meinem Leben.

Haec olim meminisse juvabit.

Aus Dr. J. N. Bergers literarischem Nachlaß.

Mitgeteilt und eingeleitet von Alfred Freiherrn von Berger.

(Fortsetzung.)

16. März 1843.

Mehrere Tage habe ich mein Tagebuch unterbrochen, ich hatte kein Geld, um mir ein neues zu kaufen. An solchen Kleinigkeiten scheitert unser Wille. Seitdem habe ich nicht viel erlebt, desto mehr gelesen, gedacht, geschrieben, gefühlt. Zwei philosophische Broschüren sind durchgemacht worden; das Sendschreiben von Rosenkranz an Pierre Lerons über Schelling und Hegel und „Die Autolatrie oder Selbstanbetung und Geheimnis der Jung-Hegelschen Philosophie." Humoristisch-kritischer Versuch in Form eines Sendschreibens an Herrn Dr. Lud. Feuerbach von Karl Alex. Freiherrn v. Reichlin-Meldegg, Doktor der Theologie und Philosophie und Professor der letzteren zu Heidelberg. Pforzheim, 1843.

* * *

„Das Empfinden ist der Anfang des Denkens", sagt Locke; wahrscheinlich schlägt man deshalb die Schuljungen, wenn sie nicht denken wollen.

* * *

Feuerbach hat nach meiner Ansicht alles verkehrt. Statt Vernunft, Wille, Herz in uns, als die uns durchwogende und immanente Gottheit aufzufassen und sie so wirklich als unendlich, weil über das einzelne Ich und die gesamte Menschheit hinausreichend, aufzuzeigen, hat er umgekehrt sich an Vernunft, Wille und Herz als bloß Menschliches angeklammert und es zum Göttlichen in der Phantasie erweitert, dargestellt. Allein Gott ist nicht das bloß durch die Phantasie verunendlichte Wesen des Menschen, sondern umgekehrt, der Mensch wirklich der endlich gewordene, in der Menschheit inkarnierte Gott. Gott ist dem Menschen immanent und transzendent; die Immanenz Gottes im Menschen macht das Selbstbewußtsein des letztern zum unendlichen; die Transzendenz Gottes ist die Ergänzung der Unendlichkeit der Menschheit zur Unendlichkeit Gottes. (So wie es in der Mathematik unendlich Großes verschiedener Ordnung gibt, so ist auch in der Welt des Selbstbewußtseins eine abgestufte Unendlichkeit denkbar; eine Unendlichkeit actu und eine potentia, eine ewig seiende und eine ewig werdende.) Die Wahrheit in Feuerbachs Ansicht ist nur die, daß der Gott, den der Mensch sich in der Religion vorstellt, ein anthropomorphisch gedachter ist. Allein daraus folgt noch keineswegs, daß der Gott, den sich der Mensch in der Religion für sich vorstellt, auch der Gott an sich und

dessen mexikanische Denkwürdigkeiten in nächster Zeit in den „Mitteilungen des k. k. Heeresmuseums" erscheinen werden; und eben als diese Zeilen in Druck kommen, erhält der Verfasser die handschriftlich herausgegebenen „Aufzeichnungen meiner persönlichen Eindrücke und Erlebnisse in Mexiko 1864—67" von dem k. Gartendirektor W. Knechtel in Bukarest. Die Geschichte jener Jahre ist wenig aus Akten zu erkunden, die mündliche Überlieferung muß da einsetzen; mögen daher alle, die es können, reden, bevor sie schweigen müssen!

der Gott der Idee des Philosophen ist. Zwischen dem Gott an sich und dem Gott des bloß fühlenden Menschen steht der Gott, zu welchem die Spekulation gelangt — der reine, der Welt immanente, selbstbewußte Geist. Feuerbach zeigt nirgend, was denn den Menschen nötige, sich sein Selbstbewußtsein als Gott zu objektivieren, und daß etwa diese innere, der ganzen Menschheit immanente und durch ihre ganze Geschichte sich als der rote Faden hinziehende Nötigung keine Wahrheit sei.

20. März 1843.

Zuweilen falle ich aus den Höhen der Spekulation in die Tiefen der menschlichen Sinnlichkeit; es macht die Erde ihre Rechte geltend und mahnt mich leider, daß ich ihrer Macht unterliege.

21. März 1843.

Heute habe ich meinen Aufsatz über die Rechtsphilosophie zur Zensur übergeben.

23. März 1843.

Gestern habe ich einen humoristisch-satirischen Artikel über den neuen, jetzt sichtbaren Kometen geschrieben.

27. März 1843.

Viele Stunden sind mir verflossen, trübe und schmerzlich. Vorgestern abend habe ich geweint wie ein Kind, und mit den Tränen löste sich der Schmerz von meiner Brust. Ich stand auf als ein neuer Mensch, resigniert, gesänftigt, beruhigt. Die Gedichte Betty Paolis trugen mit dazu bei, mir eine mildere Stimmung einzuflößen. Unter dem Gären und Toben meiner Seelenkämpfe entstanden die nachfolgenden Gedichte:

Verzweiflung.

Wie ist's so leer und öde,
Die Welt so glanzlos, fahl,
Mein Sinn verworren, blöde,
Und alles nackt und kahl.

Begrabene Gedanken,
Verblich'ne Phantasien,
Wie sie mich kalt umranken,
Gespensterhaft umziehn!

Dies Herz, noch zuckend, blutig,
Es schlägt zu mir so wild,
Gebrochen hab' ich's mutig,
Mir graut vor jenem Bild.

O, wie die Rose duftig,
Wie Leichenmoder weht,
Sieh dort das Mädchen luftig,
Wie kein's auf Erden geht.

Die Dornen, wie sie ritzen
Ins Fleisch so schmerzhaft tief,
Sind gift'ge Dolchesspitzen,
Die süße Rache schliff.

Hu! Schlangen, die sich ringeln
So kalt um meinen Leib,
Sie zischen, lecken, züngeln
Im gift'gen Zeitvertreib.

Du Schädel, grinsend, lachend!
Ob's wohl mein eig'ner ist,
Der über Welten wachend
Die Erde nun vergißt?

* * *

Die neuen Gedichte von Paoli führen den Titel: „Nach dem Gewitter."

An Betty Paoli.

1.

„Nach dem Gewitter" sangst du deine Lieder,
Nach bangen Stunden, trübe, heiß und schwül,
Nun glänzt der Himmel dir, die Luft ist kühl,
Am Lebensabend lacht der Morgen wieder.

Das zarte Reis, das zu der Erde nieder
Der Hand des Kindes einst entglitt im Spiel,
Woran du Blüten sahst im Vorgefühl,
Zum Tränenbaum erwuchsen seine Glieder.

Du träumst im Schatten deiner Tränenweide,
Melodisch säuselt es durch ihre Krone,
Wie eines Engels hingehauchte Klage.

Und deiner Brust entquillt von deinem Leide
Der volle Sang in wehmutklarem Tone, —
Vom Menschenherz die weltenschwere Sage.

2.

Ich sah dich nie, doch wunderbar ergriffen
In deinem Lied hat mich dein Seelenschmerz.
Wer hat verraten dir das fremde Herz?
Hast du geschaut in seine Leidenstiefen?

O nein! Du bist zu sanft, um in den Riffen
Der wilden Mannesbrust von hartem Erz
Zu schau'n der Hölle Brandung. Himmelwärts
Nur blickt dein Aug', kristallisch rein geschliffen.

Zum Giftbaum schießt empor des Mannes Leben,
Wenn durch sein wüstes Haupt Gedanken stürmen,
Die zweifelnd an die Himmelspforten schlagen.

Da kann ein Lied nicht Trost und Ruhe geben,
Wo Zweifel sich auf Zweifel endlos türmen
Und zweifelnd nach der letzten Lösung fragen.

3.

Dein Lied, wie Balsam mild in off'ne Wunden.
So floß es mir in meine wunde Brust;
Nicht süße Wehmut war's, nicht bittre Lust,
Und doch war's Trost, was ich bei dir gefunden.

Es war der Trost, daß oft in herben Stunden
Mit mir zugleich du littest unbewußt,
Daß du wie ich, dem Schicksal zollen mußt
Das Schmerzengeld von dem, was du empfunden.

Doch ward in dir der Schmerz zum frommen Psalme,
Die Bitterkeit zerfloß in heißen Tränen,
Und Harmonie trägt deines Liedes Schwingen.

So schufst den Giftbaum du mir um zur Palme,
Die rauhe Brust erfülltest du mit Sehnen
Und jeden Mißton machtest du verklingen.

28. März 1843.

Ich habe dieser Tage von Bruno Bauer die Broschüre gelesen: „Die gute Sache der Freiheit und meine Angelegenheit." Zürich und Winterthur. Verlag des Literarischen Komptoirs, 1842. Die Dialektik B. Bauers dürfte die schärfste der Jung-Hegelschen Schule sein. Ich habe mir nur eine einzige Stelle wirklich angemerkt. Es heißt nämlich über den Spott: „Der Spott ist die theoretische Befreiung von einer Macht, die noch praktisch herrscht — er ist die Weissagung des Weltzustandes, in welchem die theoretisch gestürzte Macht auch praktisch überwunden ist." — In dieser Broschüre bekennt sich Bruno Bauer zugleich als Verfasser der „Posaune des jüngsten Gerichtes" und des Buches „Hegels Lehre von der Kunst vom religiösen Standpunkte aus". In diesen beiden Schriften wird überall der Konflikt gezeigt, in welchem alles menschliche Denken und Streben mit dem Christentum gelangt, es wird gezeigt, wie das Christentum die Negation alles Menschlichen sei. Dies geschieht dadurch, daß der Ton der Bibel angenommen, die Ungläubigen mit den Waffen der Schrift zu Boden gestreckt, daß jeder ketzerischen Stelle Hegels ein Stück Schrift wie ein Autodafé entgegengehalten wird. Diese beiden Schriften erscheinen auf diese Art als der inkarnierte Hohn alles Christlichen. In Preußen, wo man diese Bedeutung derselben erkannte, wurden sie auch sofort verboten. Allein in Österreich wurden sie erlaubt; wahrlich, das schlagendste Beispiel der Unwissenheit unserer Zensoren. Oder hatte man vielleicht die Überzeugung, das Publikum sei noch wirklich so unschuldig, die Sache buchstäblich zu nehmen. Jedenfalls hat man sich getäuscht, und daß Bruno Bauers Schriften in den Auslagkasten der Wiener Buchhändler paradieren, ist die köstlichste Ironie, die man seit lange erlebte.

Ironie.

Durch das Universum tönet
Eine ew'ge Ironie,
Vom Gebet, das uns versöhnet,
Ist's die Schreckensmelodie.

Wer die Ironie gefunden,
Dem wird alles licht und klar,
Alle Zweifel sind verschwunden,
Offen liegt, was echt und wahr.

Wie die Vögel herrlich singen
Von geheimer Liebeslust,
Ironien sind's, die klingen
Aus der kleinen Sängerbrust.

Die am Morgen noch gesungen,
Liegen abends tot und kalt,
Ihre Liedchen sind verklungen,
Ach! für immerhin im Wald.

Blumen, die am Morgen sprangen
Aus der Knospe in die Luft,
Welk und bleich sind ihre Wangen
Abends und verhaucht ihr Duft.

Felsen, die als hohe Zinken
Durch Jahrtausende gewacht,
Noch ein Luftzug — und sie sinken
In den Staub der Talesnacht.

Weltgeschichte! Nationen
Ziehn in deinen finstern Schlund,
Als Gericht, sie zu belohnen,
Gehst mit ihnen du zu Grund.

Und du Erde! felsenstarke,
Mit den Knochen von Granit,
Mit dem Erz' in deinem Marke,
Ganz von Lebenskraft durchglüht.

Deine Berge werden modern,
Kühlen wird sich deine Glut,
Kein Vulkan wird einstens lodern,
Stocken wird des Meeres Blut.

Deine grünen Waldeslocken
Sind in ew'gen Schnee gehüllt,
Deiner Blumen Wunderglocken
Sind mit eis'gem Tau gefüllt.

Und dein Aug' aus Luft gewoben,
Nicht mehr glänzt es himmlisch blau,
Denn kein Lichtstrahl bricht von oben
Durch der Nebelflöre Grau.

Auf der schwarzen Schicksalsbahre
Liegt die Erde tot und kalt,
Millionen Erdenjahre —
Und die Erde auch wird alt.

Auf der schwarzen Schicksalsbahre
Liegt das Universum tot,
Und es denkt für neue Jahre
Neu sich es der alte Gott.

29. März 1843.

Mein Lachen.

Lachen muß ich immer,
Und man hält's für Scherz,
Dieses Lachen schlimmer
Ist's als jeder Schmerz.

Lachen ist mein Weinen,
Traurig bin ich sehr,
Lustig mag ich scheinen,
Doch mir ist so schwer.

Zu der andern Tränen
Mach' ich ein Bonmot.
Ach! die Leute wähnen
Nicht, ich weine so.

Und so wein' ich lange,
Lang' schon lachend fort,
Und mir macht so bange
Jeglich witzig Wort.

30. März 1843.

Gestern habe ich als Antwort auf meine Sonette ein sehr freundliches Schreiben von Betty Paoli erhalten. — Mein Artikel über den Kometen hat allgemein gefallen.

Eine Träne.

Als ich die Mutter begraben,
Da weinte ich zuletzt,
Seitdem hat keine Träne
Mein Auge wieder benetzt.

Ich habe nichts zu beweinen,
Mein Leben ist so leer,
Ich gäb' für eine Träne
Die Mutter noch einmal her.

* * *

Der wahre Stil ist die Einheit von Form und Inhalt, ihre Kongruenz. Die Form soll den Inhalt nicht unerfüllt überschlottern, der Inhalt die Form nicht überwuchern. Formenspiel und Formenkargheit sind entgegengesetzte Fehler des Stils. Der wahre Stil ist durch den Gegenstand gegeben; denn der Gegenstand ist die konkrete Einheit seines Inhalts und seiner Form und der Stil soll das getreue Abbild dieser Objektivität des Gegenstandes sein, dadurch wird er zur Plastik. Der Satz: »Le styl c'est l'homme« hat

nur seine Wahrheit in der individuellen Anschauungsweise der objektiven Einheit von Form und Inhalt des Gegenstandes. Diese Anschauung muß eine freie sein, sie ist aber eben dann eine freie, wenn die Subjektivität ohne alle Voraussetzung sich der Affektion des Gegenstandes hingibt und in dieser Hingebung die Einheit seiner Form und seines Inhalts sich zum Bewußtsein bringt. Von dieser Freiheit des Stils unterscheidet sich die Willkür, die, statt den Gegenstand plastisch und in objektiv geistiger Auffassung wieder zu gebären, seine Objektivität negiert und die eigene Subjektivität zerstörend in den Stoff eingreifen läßt, sie ist eine Stiltyrannei und führt in ihrer strengen Konsequenz zu dem Untergange alles Stils. Ihr entgegengesetzt ist die Unterjochung der Subjektivität, des geistigen Prinzips des Stils, durch die materielle Objektivität des Gegenstandes; der Stil wird zum geistlosen, die Freiheit des Stils wird zur Sklaverei, die gleichfalls zum Ruine des Stils führt. Die Stilwillkür spielt mit dem Stoffe, die Stilsklaverei beherrscht ihn nicht, nur die Freiheit des Stils nimmt den Gegenstand bewußtvoll als Einheit seines Inhalts und seiner Form in sich auf. „Der Stil ist der Mensch" — nicht das Individuum. Die Verwechslung dieser beiden Sätze hat zur Zügellosigkeit des Stils, zum stilistischen Terrorismus geführt, der keinen Kanon des Schönen anerkennt. Das Individuum muß sich von den Schwächen seiner Individualität zur Reinheit der Menschheit läutern — und hiedurch erst wird der Stil ein allgemein wahrer und verständlicher. Wie die Neuzeit überall die Subjektivität zu übergreifender Berechtigung steigerte, so tat sie es auch im Stile. Man beherrscht den Gegenstand nicht nur vollkommen, sondern man tyrannisiert ihn, schiebt seinen Geist überall an die Stelle des Gegenstandes und so entstand jene geistreiche, spielende Tändelei, jene gleißende Koketterie mit der sich selbst überall wohlgefällig spiegelnden Subjektivität, welche die Charakteristik der neueren Literatur ist. Während früher die Plastik des Stils, ist jetzt das Geistreiche das Ziel der stilistischen Bestrebungen. Der moderne Stil verhält sich zum schönen Stil, wie die Koketterie des Weibes zur Schönheit desselben. Die Koketterie ist die willkürliche Negation der Schönheit, sie gibt sich das Verhältnis bewußter Ironie zur Schönheit, sie selbst ruft den Gegensatz zum echt Weiblichen hervor. In der Tat durchweht auch unsern modernen Stil die Ironie, das Bewußtsein der Unangemessenheit der Gegenstände zur Subjektivität, welche die Wirklichkeit weit überragt. So ist denn aber die moderne Stilkoketterie nicht ein Produkt dieses oder jenes Schriftstellers, sondern nur der mit Bewußtsein vermittelte Ausdruck der Zeit selbst. „Der Stil ist der Mensch" und „der Mensch ist seine Zeit" sagt Rahel. Nur die großen Probleme selbst und ihre versöhnende Auflösung werden auch die Stil-Ironie versöhnen, an die Stelle der Stillosigkeit wieder einen Stil setzen.

1. April 1843.

Ich bin traurig wie Christus am Ölberge. Der Himmel glänzt so tief blau, die Sonne leuchtet, es ist eine göttliche Ironie. Wie wird alles enden? Was wird aus meinen Kämpfen sich entringen? Ich werde untergehen, doch als ein Mensch, der sich selbst und seine Zeit erfaßt hat. Meine Zeit ist's, die mich tötet.

Fortsetzung folgt.

Prolog zu einer Mozart-Feier.

Von Max Mell.

Eh' man beginnt zu singen und zu spielen,
Hört schwacher Worte kleine Ouverture.
Ich wäg sie nicht, damit sie euch gefielen:
Nur daß ich euch, wie einer stimmt, berühr.
Denn er ist's selbst, der aufstehn soll in Vielen
Und größte Worte reichten nicht dafür,
Und nichts reicht, wie man ihn auch feiern mag:
Er ist sein eigen Fest und Feiertag.

Heißt das ein Fest, daß Schwersein und Gewöhnen
Gelöst von einem Morgenglanz verrinnt;
Herzen wie Zelte luftig sind, dem Schönen
Und Zierlichen kindlich geöffnet sind;
Die Worte anders, wie beschwingter, tönen,
Wie Amoretten taumelnd in den Wind:
Heißt das ein Fest, ist er ein wunderbares;
Und ist ein schönster Feiertag des Jahres.

Ich hab mich oft gefragt: Die Jahre gehen
An mir vorbei; wo aber geh'n sie hin?
Soll ich sie einst versammelt wiedersehen
In höher'm Lichte, als in dem ich bin?
Träumt jeder Tag dies Sein, in dem wir wehen,
Und träumt der Feiertag vom Glanz darin?
Dann weiß ich dies: Er träumte so viel Licht,
Ihn blendete es beim Erwachen nicht.

Ich will nicht sinnen. Sondern lieber grüßen
Den Feiertag, der uns heut mehr erschien,
Als wir's sonst spüren, wenn wir ihn genießen:
Entgegen gehn wir ihm und halten ihn.
Wir danken ihm. Wir tauchen uns in süßen
Endlosen Reichtum seiner Harmonien
Und sinken in den Grund entrollter Stunden,
Zu denen er, der Freie, sich gebunden.

Mozarts Freuden.

Von Robert Hirschfeld.

Mozart hat uns das Licht gebracht. Die Vorstellung aber, die wir von seinem Erdenwandel haben, ist verdüstert. Wenn der Glanz seiner Schöpfungen uns umflutet, denken wir der trüben Tage, die das Genie bedrückten. Wir stöbern ein Jahrhundert nach

Mozarts Heimgange, wie es auch heute schon im Hinblick auf Richard Wagner geschieht, in den vereinzelten Dokumenten kritischer Schädlinge, die das Genie verkannten oder absichtlich verkleinern wollten; wir spinnen uns in Mozarts rührende Bittbriefe ein, die er an seinen Freund Puchberg richtete (der stets aus vollen Händen gab), und wir erörtern, wie bei der Betrachtung des Schiller-Begräbnisses, das sich aber nun auch nicht mehr so erbärmlich darstellt, die widrigen Umstände, die den Tod des teueren Meisters begleiteten.

Ich möchte dem Jubelfest, das die Welt in diesen Tagen begeht, mit helleren Empfindungen nahen. Es soll nicht etwa gezeigt werden, wie das rein Geistige über allen realen Lebensgefühlen schwebt, so daß der Geburtstag eines Genies auf Grund absolut ästhetischer Wertung sehr wohl durch Aufführungen der Totenmesse gefeiert werden kann. Nein, wir wollen in das Leben Mozarts schauen und die Sonnenblicke erhaschen, die es durchleuchteten. Vielleicht läßt sich der erschütterte Glaube an die Menschheit und Menschlichkeit wieder festigen. War Mozarts Leben wirklich nur an eine Kette von Widrigkeiten geschlossen? Stehen, wenn wir auf kritische Äußerungen Gewicht legen sollen, mancher hämischen Beurteilung, die uns die Biographen sorgsam überlieferten, nicht ungleich mehr begeisterte Kundgebungen aus Mozarts Zeit entgegen, in denen nicht nur die Ahnung, sondern die Erkenntnis ruhte, daß Mozart Unvergängliches, für die Unsterblichkeit geschaffen habe? Und auch von den Glücksgütern, die Mozart erworben hat, soll die Rede sein. Diese gestatteten ihm, trotz unvermeidlicher Zwischenfälle, ein behagliches Leben zu führen. Da möchte man aber nicht mißverstanden werden. Unermeßliche Reichtümer wären nur eine geringe Gegengabe gewesen, für die Schätze, die Mozart der Welt schenkte. Mozarts Natur war aber nicht geeignet, wie Gluck oder Haydn es verstanden, Reichtum aufzuhäufen und zu erhalten. Auch lassen solche Verhältnisse sich nicht nach der Stimme des Herzens, sondern den historischen Voraussetzungen gemäß beurteilen. Darum muß ich zunächst etwas weiter ausholen.

Das Weltenschicksal, das keine Sentimentalitäten kennt, fordert für die bewegten Übergangsepochen, die einer neuen Ordnung der Dinge zustreben, die sogenannten Heroen. Diese Heroen, Lichtbringer, die der Welt vorausleuchten, werden in dem Gange der Weltgeschichte auf den gefährlichsten Posten gestellt und sind deshalb regelmäßig einem frühen Untergange geweiht — ihr Leib wird zermürbt, ihr Geist, ihre Lehre, ihr Beispiel wirkt fort. Das Volk hat ein dunkles Bewußtsein dieser geschichtlichen Notwendigkeit und gestaltet danach seine Religionen, seine Sagen, seine Legenden. Der Erlöser, der den Kreuzestod erduldete, hat im Durchgang von einer alten Welt zu einer neuen Welt gelebt und gelitten — einer neuen Welt, die er selbst bereiten half. Siegfrieds blühender Leib wurde vernichtet; in einer wildbewegten Übergangszeit, die die Götter verdämmern und ein neues Heldengeschlecht heraufstürmen läßt. Auch die Heroensage von Herakles, der bekanntlich in böser Art zerstört wurde, war dem gleichen Sonnenmythos entsprungen. Alle die Frühlingshelden des Gedankens und der Tat will ich aus der Geschichte nicht hierherzitieren. Die Übergangszeiten der Völkerwanderung, der Kreuzzüge wurden mit Helden begabt, die der Vernichtung anheimfallen mußten. In den Kämpfen zwischen alten und neuen Weltanschauungen wurde Spinoza zerrieben, wurde Giordano Bruno verbrannt. Besser als die großen Verkünder haben es die großen Vollender, deren mächtige Siege von den Stürmern vorbereitet werden.

Ein Sonnenheros war auch Mozart. Seine Bestimmung war es, der Tonkunst neue Welten zu schaffen. Das Schicksal stellte auch Mozart zwischen zwei Zeitalter. Da stritt er mit dem Geiste und mit seinen leiblichen Kräften. Sein ganzes Leben war unmittelbar vor der großen französischen Umwälzung schon selbst Revolution und erbebte beständig in der Ahnung des Umsturzes. Als Jüngling hat schon Mozart — man denkt an den anderen großen Lichtspender, Kaiser Josef — im Kampfe mit dem Erzbischof von Salzburg die künstlerische Leibeigenschaft zertrümmert. Von den geheimnisvollen Mächten, welche die Lebensfäden spinnen, wurde Mozart in eine Zeit gewiesen, da die prunkvollen Hofhaltungen schwanden, die fürstlichen Hofkapellen, unter deren Schutz größere und mindere Talente emporkamen, aufgelöst wurden. Der Bürgerstand strebte empor und emanzipierte sich; die Kunst ging zum Volke und bildete sich ein „Publikum". Dieses Publikum mußte Mozart in dem Lande, wo einst die einzelnen Mitglieder des Hofes ihre besonderen Privatkapellen hatten, erst organisieren. Tantièmen, Schutz des geistigen Eigentums, Autorenrechte gab es nicht. Man konnte von einem Kopisten, der ein Werk abschrieb, die Partitur erstehen. Mozart schickte seine Manuskripte zur Kopiatur von Wien nach Salzburg, durfte aber auch den Salzburger Kopisten nicht trauen. In dieser Epoche des Überganges mußte der Erwerb des freien Komponisten — und Mozart machte sich gleich nach seiner Ankunft in Wien frei — erst geregelt werden. Mozart wurde in der aristokratischen Gesellschaft — sein guter Engel war die Gräfin Thun — mit Begeisterung aufgenommen, nicht minder ehrenvoll und einträglich war sein Verkehr in vornehmen Bürgerhäusern, die Massen aber zog er an, indem er seine Kunst auf die Gasse trug, in Subskriptionskonzerte, Abendunterhaltungen auf öffentlichen Plätzen in den Augarten. War, den Umständen entsprechend, der Glanz des Hofes für Mozart erblichen, so hatte er zum Glücke auch nicht, wie seine Vorgänger in der Prunkzeit der höfischen Oper, mit Hofdichtern zu tun. Aus dem neuen Boden, den er erst bearbeiten mußte, erblühte und wuchs die deutsche Oper. Mozart hat gerade das Puppentheater, das nur Unwissenheit oder Idiotismus ihm heute noch zusprechen könnte, zertrümmert und aus Elementen der italienischen Kunst und des volkstümlichen deutschen Singspiels die deutsche Oper erzeugt. Sie ist das Produkt nicht nur seines Genies, sondern auch der neuerworbenen Künstlerfreiheit.

Diese Freiheit zu erkämpfen war die Aufgabe des lichten Helden. Mozart, ein neuer Siegfried, zerschlug den Speer des alten Gottes — „Zieh' hin! Ich kann dich nicht halten" — und bahnte seiner Kunst den Weg zum Menschlichen, zur Liebe. Der neue Siegfried hatte freilich keine Tarnkappe mehr, die den Heros schützen sollte, keinen Ring mehr, der ihm Macht verhieß, und auch noch nicht den „Ring", den heute die Herren Hofkapellmeister zur wechselseitigen Versicherung und Verbreitung ihrer Werke bilden. Mozart war ganz auf sich allein gestellt. Wie aber richtete er sich ein, um, der Bestimmung des Schicksals folgend, der Weckrufer einer neuen Zeit zu sein?

Von einem glückseligen Optimismus erfüllt, wiederum nach Siegfriedsart, ist Mozart sonnig heiter, kindlich naiv bis zum letzten Atemzuge geblieben. Im März 1781, im Alter von 25 Jahren nach Wien gelangt, löste er zunächst, tapfer und froh in die Zukunft blickend, die Fesseln, die der Erzbischof um ihn gelegt hatte. „Übrigens bitte ich Sie munter zu sein", schreibt er dem vorsichtigen, sorgenden Vater, „denn jetzt fängt mein Glück an." .... „Ich habe hier die schönsten und nützlichsten Connaissancen von

der Welt, bin in den größten Häusern beliebt und angesehen, man erzeigt mir alle mögliche Ehre und ich bin noch dafür bezahlt." ... Mozart schreibt: „Hier ist doch gewiß das Klavierland." ... „Wegen den Scolaren kann ich so viel haben als ich will." ... Vier Schülerinnen — mehr wollte Mozart nicht annehmen — brachten ihm monatlich 24 Dukaten. Er schickte dem Vater fleißig Geld; am 2. Juni 1781 — „für diesmal müssen Sie schon mit Wenigem vorlieb nehmen" — dreißig Dukaten und weiter gleiche Summen. Mit einer einzigen Schülerin, versicherte Mozart, könne er sich durchbringen, und 24 Dukaten monatlich seien genügend für den Haushalt mit einer Frau, „still und ruhig, wie wir zu leben wünschen." Am 4. August 1782 war der Sechsundzwanzigjährige auch schon mit seiner Konstanze verbunden.

Durch jene Lektionen war der Unterhalt bestritten; auch kam gegen Ende des Jahres 1781 noch die Edition von sechs Sonaten für Klavier und Violine auf Subskription (3 Dukaten) hinzu. Die Sonaten wurden, wie Jahn mitteilt, bald nach ihrem Erscheinen in Cramers „Magazin der Musik" als einzig in ihrer Art gepriesen; reich an neuen Gedanken, verrieten sie überall die Spuren des großen Genies; eine vollständige Beschreibung des originellen Werkes sei nicht möglich ... In der Fastenzeit 1782 gab Mozart eine Akademie mit größtem Erfolge; er spielte ein neues Rondo zu dem D-Dur-Konzert, „welches hier so großen Lärm macht". Einladungen für zahlreiche Akademien und Gesellschaften folgten. Im Sommer desselben Jahres verband sich Mozart mit dem Unternehmer Martin zur Veranstaltung von zwölf Konzerten im Augarten und vier großen Nachtmusiken auf den schönsten Plätzen der Stadt. Vor Eintritt des neuen Jahres hatte Mozart bei Hofe gespielt und ein Honorar von 50 Dukaten erhalten. (Brief vom 22. Dezember 1781.)

Mozarts „Entführung" wurde am 12. Juli 1782 zum ersten Male vor gedrängt vollem Hause gegeben; mit endlosen Beifall- und Dakapo-Rufen. Nach der dritten Aufführung (26. Juli 1782) schrieb Mozart der Schwester Anna: „Meine Opera ist gestern allen Nannerln zu Ehren mit allem Applause das drittemal gegeben worden, und das Theater war wiederum, ungeachtet der erschröcklichen Hitze, gesteckt voll. Künftigen Freytag soll sie wieder seyn, ich habe aber dawider protestiert, denn ich will sie nicht so auspeitschen lassen. Die Leute, kann ich sagen, sind recht närrisch auf diese Oper. Es tut einem doch wohl, wenn man solchen Beyfall erhält." Mozart empfing vom Theater das damals höchste Honorar von 100 Dukaten. Mit anderen Bühnen, falls diese sich nicht unrechtmäßig in den Besitz der Partitur setzten, wurden eigene Abmachungen gepflogen.

Hier möchte ich gleich einschalten, daß einem Betrage, den Mozart empfing, heute mindestens die dreifache Summe entspricht. Mozart schreibt, daß er dem Fiaker, der ihn von der Währingerstraße in die Stadt führte, zehn Kreuzer geben müsse.

Das Leben war billig zu Mozarts Zeit. Thayer führt die Memoiren Castellis an, der im Jahre 1801 zum Frühstück für 5 Seidel Bier 8 Kreuzer, fürs Brod 1 Kreuzer, und für einen gebackenen Fisch 5 Kreuzer zahlte. In dem als teuer verrufenen Jahre 1802 forderte der Traiteur des Bürgerspitals für eine Nudelsuppe 1 Kreuzer, für eine Portion Rindfleisch 1 Kreuzer, für ein eingemachtes Kälbernes 1 Kreuzer, für gebackenes Lämmernes 1 Kreuzer! Castelli berichtet, daß er mit monatlich 9 Gulden seine gesamten Lebensbedürfnisse befriedigte. „Die Erzeugnisse des

durch seine Fruchtbarkeit berühmten Donautals, welche damals noch keinen entsprechenden Absatz fanden, übertrafen die Ansprüche der Bevölkerung in solchem Grade, daß die Menge und Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse in dem damaligen Wien uns heute wunderbar erscheint." Man kann also getrost feststellen, daß Mozart mit 100 Dukaten so lange reichte, wie wir heute etwa mit 300 bis 400 Dukaten reichen würden. Die Honorare, die Mozart empfing, waren also nicht so unansehnlich, wie es den Anschein hat. Aus einer einzigen Akademie im März 1783 — „das Theater konnte nicht voller sein"— zog Mozart die hübsche Summe von 1600 Gulden. Der Kaiser, der zugegen war, hatte 25 Dukaten geschickt.

In der Fastenzeit des Jahres 1784 gab Mozart drei Akademien — „der Saal war angesteckt voll" — berichtet Mozart von der ersten, „und wo man hinkommt, hört man diese Akademie loben". Es waren 174 Subskribenten, jeder mit 6 Gulden eingezeichnet, die Einnahme betrug also 1044 Gulden. Mozart hatte eine gute Zeit. Für eines seiner Klavierkonzerte in B, G und D hätte er 24 Dukaten haben können. „Ich finde aber," schreibt Mozar am 26. Mai 1784 dem Vater, „daß es mir mehr Nutzen schafft, wenn ich sie noch ein paar Jährchen bei mir behalte, und dann erst durch den Stich bekannt mache."

Auch im Jahre 1785 veranstaltete Mozart Subskriptionskonzerte. Der Abonnementspreis betrug 3 Dukaten, und 150 Subskribenten hatten sich gemeldet. Mehr als 2250 Gulden, die heute dem dreifachen Werte entsprechen, waren demnach eingegangen. Die Wiener hatten ihre Schuldigkeit getan. Neben diesen Subskriptionskonzerten nahm Mozart noch in einer Theaterakademie desselben Jahres 559 Gulden ein. In demselben Jahre zahlte ihm Artaria für die Josef Haydn gewidmeten Quartette 100 Dukaten. Otto Jahn nennt dieses ein für jene Zeit sehr ansehnliches Honorar. Andere bedeutende Werke wurden bei Torricella, Artaria, Hoffmeister durch Mozart selbst publiziert.

Schon im Jahre 1782 war Mozart für alle Konzerte, die beim Fürsten Galitzin stattfanden, engagiert; ebenso im nächsten Winter. Eine Reihe anderer Aristokraten gesellte sich hinzu und im Jahre 1785 berichtet der Vater Mozarts, daß vom 11. Februar bis 12. März der Flügel Wolfgangs „wohl zwölfmal ins Theater oder zum Fürsten Kaunitz, Grafen Zichy u. s. w. getragen worden sei". Im allgemeinen, fügt Otto Jahn bei, galt es für eine Ehrensache der Aristokratie, ausgezeichnete Künstler auch ausgezeichnet zu belohnen. An Sonntagen vormittags veranstaltete Mozart auch in seiner Wohnung Musikaufführungen, die von Musikliebhabern gegen Honorar besucht wurden, wie Otto Jahn nach Kelly berichtet, bis in die letzten Lebensjahre Mozarts.

Mozart war in der glücklichen Lage, vom Jahre 1784 bis 1787 für eine Wohnung im ersten Stocke des Camesinaschen Hauses in der Schulerstraße den hohen Mietzins von jährlich 460 Gulden zu bezahlen. Der Betrag wurde pünktlich entrichtet ... Wir sahen, daß Mozarts Einnahmen im Jahre 1785 besonders hoch waren. Nun aber wird, um Mozarts Not in Wien zu schildern, gern das Briefchen zitiert, das Mozart im November 1785 an den Verleger Hoffmeister richtete: „Ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen und bitte Sie, mir unterdessen mit etwas Geld beizustehen, da ich es in diesem Augenblick sehr notwendig brauche" ... Hoffmeister schickte 2 Dukaten! Wer die oben angeführten Ziffern vom Jahre 1785 zusammenstellt und bedenkt, daß jene genau fixierten Einnahmen wenn auch die Kosten abzurechnen sind, gewiß um die erheblichen Honorare, die für

Mitwirkung in aristokratischen Häusern und für Lektionen eingingen, zu vermehren sind, so bleibt es unerfindlich, daß Mozart in dem Tone jenes Briefes seine Bitte an Hoffmeister richten und sich mit 2 Dukaten befriedigen lassen mußte. Vermutlich konnte der Verleger, mit dem Mozart in geschäftlicher Verbindung stand, nur durch so flehentliche Bitte bewogen werden, etwas Geld aus der Hand zu lassen. Solche Briefe soll man nicht für sich allein, sondern im Zusammenhange mit positiven Daten betrachten. Es ist schwer denkbar, daß Mozart gerade in jener Zeit von Geldmitteln gänzlich entblößt gewesen war. Hat doch auch Leopold Mozart, der, wie Otto Jahn treffend bemerkt, am wenigsten geeignet war, auf die finanziellen Eigenschaften seines Sohnes großes Zutrauen zu setzen, gerade im Jahre 1785 von Wien an seine Tochter geschrieben: „Ich glaube, daß mein Sohn, wenn er keine Schulden zu bezahlen hat, jetzt 2000 Gulden in die Bank legen kann; das Geld ist sicher da, und die Hauswirtschaft ist, was Essen und Trinken betrifft, im höchsten Grad ökonomisch."

Aus dem „Figaro"-Jahre 1786 lassen sich drei Subskriptionsakademien mit 120 Abonnenten in den Fasten und vier Akademien im Advent feststellen. „Figaros Hochzeit" selbst brachte die üblichen 100 Dukaten und einen Benefizabend, der, nach Otto Jahns Meinung, nicht unbedeutenden Ertrag abgeworfen haben dürfte, da Dittersdorf aus einer solchen Benefizvorstellung 200 Dukaten bezog. Ein Schlußartikel folgt.

Die Präsidentschaft in Frankreich.

Von Max Garr.

Der Kongreß hat am 17. Jänner Herrn A. Fallières, Präsidenten des Senats, zum Präsidenten der französischen Republik gewählt. In dieser Tatsache drückt sich zweierlei aus. Einmal das Vorherrschen einer entschieden republikanischen Richtung in den gesetzgebenden Körperschaften, ein Umstand, der die Fortsetzung der in Angriff genommenen radikalen sozialen Gesetzgebung sowie die sehr bestimmte Durchführung der kirchenpolitischen Trennungsgesetze verbürgt. Und zweitens ein tiefes Bedürfnis nach Ruhe und Stabilität. Die Kammerwahlen stehen nahe bevor, und jeder Deputierte hat sich längst über die Stimmung seiner Wähler informiert. Wenn sich rebus sic stantibus die Majorität des Kongresses für Fallières aussprach, so ist das ein Symptom dafür, daß man im Lande allgemein den gegenwärtigen Zustand der öffentlichen Dinge billigt und von Veränderungen nichts wissen will. Wenige Tage vor der Wahl in Versailles hat H. Harduin im „Matin" das Bild eines Präsidenten nach dem Herzen der Republikaner gezeichnet. Harduin hat ein ungemein feines Gefühl für die jeweilige Stimmung der französischen Bourgeoisie. Er vereinigt in sich zwei wesentliche Züge des französischen Charakters von heute: die völlige Abwesenheit jeglichen Autoritäten- und Personenkults und die Betrachtung der Dinge unter dem Gesichtspunkt der Ziffer, der Rentabilität. Wie er denn auch in seinem bürgerlichen Leben zugleich radikaler Chroniqueur und — Börsenmensch ist. Harduin schrieb: „Wir brauchen einen ganz ruhigen Präsidenten, einen guten Mann von ruhiger Gemütsart, der sein Amt als die Krönung einer Karrière ansieht und nicht als Sprungbrett zu noch höheren Dingen. Wir haben kein Bedürfnis nach einem Präsidenten, der die Verfassung malträtiert, um darin die Mittel zur Ausübung eines persönlichen

Regiments zu finden, von dem vielleicht einige unruhige Köpfe träumen. Das persönliche Regiment liegt uns, wenn ich so sagen darf, im Magen. Wir wollen davon umsoweniger etwas wissen, als wir seit 35 Jahren sehr gut ohne dasselbe auskommen und uns sehr wohl dabei befinden. Also, keine Experimente! Experimente sind ein teurer Spaß und außerdem gefährlich; man weiß nie, was dabei herauskommt. Und dann, es würde sich mit fataler Sicherheit das ereignen, was sich schon ereignet hat: zwischen dem Präsidenten der Republik und dem Parlament würde ein Konflikt ausbrechen. Wir haben gar kein Bedürfnis, dem Lande eine solche Quelle neuer Agitation und Unruhe zuzudenken. Das Land verlangt in erster Linie, daß man es in Ruhe arbeiten läßt, und daß keine zu gewagte Eroberungspolitik getrieben wird. Es lebt nicht von der Politik — wie die Berufspolitiker."

So Harduin, der — wie gesagt — die communis opinio erfahrungsgemäß genau kennt und empfindet. Und man muß sagen, daß die Wahl des Herrn Fallières ihm rückhaltlos recht gibt. Fallières ist in der Tat der »Président de tout repos«, den Harduin und mit ihm das Land herbeiwünschte. Er wird gewiß keinen Versuch machen, durch kühne Interpretation oder gar im Wege einer Durchbrechung der Verfassung sein persönliches Machtgebiet auf Kosten der Parlamentssouveränität zu erweitern. Fallières ist kein Experiment, er ist wirklich die Stabilität in politischer und staatsrechtlicher Beziehung.

Nichts kann deutlicher die Auffassung zeigen, welche das neue Oberhaupt der französischen Republik von der Rolle des Präsidenten im Staate hat, als eine Episode, die sich im Winter des abgelaufenen Jahres im Senat abgespielt hat, die im Ausland fast unbemerkt blieb, in Frankreich selbst aber desto mehr beachtet wurde und vielleicht nicht in letzter Linie dazu führte, daß sich die Stimmen aller entschieden republikanischen Deputierten und Senatoren auf Fallières konzentrierten. Diese Episode trug sich in der Sitzung des Senats vom 17. Februar v. J. zu. Der Senator der Rechten, General Billot * sagte im Verlaufe einer Rede folgendes:

Billot: »Et, s'il le fallait, je me rapellerais, que de par la Constitution même que j'ai eu l'honneur de voter, toute espérance ne serait pas encore perdue, alors même que la Chambre des députés aurait voté votre loi; car le chef de l'Etat a le pouvoir de provoquer une nouvelle délibération.« (Heftige Proteste auf der Linken.)

Darauf der Präsident: »Monsieur le général Billot, il ne m'est pas possible de vous laisser prononcer ces paroles. Il ne faut pas faire intervenir le chef de l'Etat dans cette discussion, ni surtout faire appel à lui contre la volonté des Chambres.« (Lebhafter Beifall links; Widerspruch auf der Rechten.)

Der Präsident, welcher in jener Sitzung den Vorsitz führte, war Fallières. General Billot hatte die Verfassung ganz richtig zitiert. Nach dem Artikel 7 des Konstitutionsgesetzes vom 16. Juli 1875 hat der Präsident der Republik das Recht, von den beiden Kammern, wenn ein von ihnen votiertes Gesetz seine Zustimmung nicht findet, mittelst einer motivierten Botschaft eine neue Beratung des Gesetzes zu verlangen, und diese Neuberatung kann von Kammer und Senat nicht verweigert werden. Wenn Herr A. Fallières, heute selbst Präsident der Republik, es trotzdem als unzulässig bezeichnet, von dieser Möglichkeit auch nur zu sprechen, so bedeutet das wohl die eklatanteste Gutheißung

* Ehemals Kriegsminister der Kabinette Freycinet (1882) und Méline (1896—1898), einer der sieben noch übrigen unabsetzbaren Senatoren.

und Anerkennung des gegenwärtig in Frankreich geltenden Prinzips der absoluten Parlamentsherrschaft. Man kann daraus ersehen, wie Herr Fallières die höchste Funktion im Staate, zu der er seitdem durch den Kongreß berufen worden ist, auffaßt. Über diese symptomatische Bedeutung hinaus kommt der Interpretation des Herrn Fallières eine praktische allerdings nicht zu. Jenes verfassungsmäßige Recht des Präsidenten, dessen bloß zu gedenken Herr Fallières schon als unzulässig erklärt hat, ist nie anders als illusorisch gewesen. Es ist eine jener zahlreichen Machtvollkommenheiten, welche die Verfassung dem Präsidenten der Republik einräumt, deren Anwendung gegen den Willen der gesetzgebenden Körperschaften und der aus ihnen hervorgegangenen jeweiligen Majoritätsregierung die Konstitution dem Präsidenten aber gleichzeitig durch die bis ins geringste rigoros durchgeführte Forderung der ministeriellen Gegenzeichnung unmöglich gemacht hat.

Nach der französischen Verfassung * ist der Präsident der Republik das Haupt der Exekutive; er vertritt den Staat gegenüber den auswärtigen Mächten; alle Akte der Verwaltung, die Durchführung der Gesetze, die Vollstreckung gerichtlicher Urteile erfolgt in seinem Auftrag. Der Präsident ernennt alle Zivil- und Militärbeamten und setzt sie ab, er verleiht Auszeichnungen und kann der bewaffneten Macht Befehle erteilen. Er beglaubigt die diplomatischen Vertreter. Er besitzt also, wie man sieht, eine Fülle von Gewalten; selbst das aus dem Gedankenkreise der monarchischen Staatsform stammende Begnadigungsrecht steht ihm zu. Aber alle seine Machtvollkommenheiten sind an die ministerielle Gegenzeichnung gebunden, alle seine Entschließungen, Ernennungen, Verordnungen und Befehle sind unwirksam, so lange sie nicht die Unterschrift des kompetenten Ministers tragen. „Die Gegenzeichnung der Akte des Staatsoberhauptes durch den Minister, zu dessen Zuständigkeit dieser oder jener Akt gehört, hat seit der Revolution nie aufgehört zu bestehen; die Gegenzeichnung gibt der Unterschrift des Staatsoberhauptes nicht bloß den Charakter der Echtheit, sondern sie bewirkt auch die Verantwortlichkeit des Ministers und ist eine Garantie, daß der fragliche Akt mit den Regeln und Gebräuchen des dabei beteiligten öffentlichen Dienstzweiges in Übereinstimmung steht. Kein Akt des Präsidenten ist, ohne von einem Minister gegengezeichnet zu sein, gültig." (Lebon.) Die Verantwortlichkeit der Minister für die Akte des Staatsoberhauptes ist in der konstitutionellen Monarchie eine Deckung des Staatsoberhauptes gegen parlamentarische Kritik und eine Erhöhung seiner Machtstellung; in der französischen Republik ist sie eine Fessel, welche jede selbständige Regung des Staatschefs hindert und es ihm unmöglich macht, eine Politik zu treiben, die von der des Ministeriums und der von diesem repräsentierten Majorität der Kammern irgendwie abweicht. Allerdings werden die Minister vom Präsidenten ernannt. „Aber der ganze konstitutionelle Organismus, von dem den Kammern zustehenden Interpellationsrecht angefangen, bis zu der Befugnis, das Budget zu verweigern und die Minister in den Anklagezustand zu versetzen, ist so angelegt, daß einem Ministerium das längere Verbleiben im Amte ohne den Besitz des Vertrauens der Kammern unmöglich

* Vergl.: „Das Staatsrecht der französischen Republik", bearbeitet von Professor André Lebon (Freiburg i. B., 1886, J. C. B. Mohr-Siebeck) und »Organisation des pouvoirs publics en France«, von Eug. Pierre (Paris, Motteroz). Die Ausführungen beider Autoren, deren ersterer als Kabinettschef des Senatspräsidenten fungierte, während Pierre Generalsekretär der Kammer ist, dürfen wohl als maßgebend angesehen werden.

ist. Die Ereignisse des Jahres 1877* haben sattsam bewiesen, daß der Präsident der Republik, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Zuflucht zu einem Staatsstreich nehmen zu müssen, seine Minister stets aus der parlamentarischen Mehrheit zu wählen hat." (Lebon.) Gegen diese parlamentarische Mehrheit steht nun dem Präsidenten der Republik allerdings das bereits erwähnte Recht zu, im Wege einer motivierten Botschaft die neuerliche Beratung eines schon votierten Gesetzes zu verlangen. Das muß innerhalb einer Frist von einem Monat oder drei Tagen geschehen. Aber diese motivierte Botschaft muß — wie alle Botschaften des Staatsoberhauptes an die Kammern — ministeriell gegengezeichnet sein und von einem Minister auf der Tribüne verlesen werden. Es liegt auf der Hand, daß jede Regierung diese Gegenzeichnung verweigern wird, will sie sich nicht in einen Gegensatz zur Majorität der Kammern setzen, aus der sie hervorgegangen ist. Woraus folgt, daß der Präsident — falls er es nicht geradewegs darauf anlegt, eine Krise zu provozieren, bei der er mit großer Wahrscheinlichkeit unterliegen muß — sich wohl hüten wird, die ministerielle Gegenzeichnung eines solchen Aktes zu verlangen. Ganz abgesehen also davon, daß dieses Rückverweisungsrecht derart höchst illusorisch ist, muß der Präsident unter allen Umständen die Promulgation des Gesetzes (ein Veto oder Bestätigungsrecht besitzt er überhaupt nicht) vornehmen, falls die Kammern auf ihren ersten Beschlüssen verharren. Ähnlich steht es mit dem durch die Verfassung dem Präsidenten der Republik zugesprochenen Recht, die Kammer aufzulösen. Zu diesem Akt ist nicht bloß die unumgängliche ministerielle Gegenzeichnung, sondern auch die Zustimmung des Senats nötig, der nur versammelt sein darf, wenn gleichzeitig auch die Kammer tagt. Die Zustimmung des Senats, dessen republikanische Mehrheit heute viel geschlossener, entschiedener und gesicherter ist als die der Kammer, dürfte aber für eine solche Maßregel gegenwärtig schwerlich zu haben sein. Bleibt also nur noch die auswärtige Politik. Der Präsident schließt und ratifiziert die völkerrechtlichen Verträge und teilt sie den Kammern erst mit, bis Interesse und Sicherheit des Staates es zulassen. Die ministerielle Gegenzeichnung ist aber auch in diesen Hinsichten obligat. Abgesehen davon, sind Kriegserklärungen, Handels- und Friedensverträge, sowie Abkommen, welche die Staatsfinanzen verpflichten, Abtretung, Tausch oder Vergrößerung des Staatsgebietes betreffen oder sich auf die persönliche Stellung und das Eigentumsrecht der Franzosen beziehen, an die Zustimmung beider Kammern gebunden. — Für ein selbständiges Vorgehen des Staatsoberhauptes ist also hier, wie nirgends im ganzen Bereiche der öffentlichen Gewalten, eine Möglichkeit geboten. Man kann vom Präsidenten der Republik sagen, was man nach der Charte vom Jahre 1830 vom König sagte: »Il règne et ne gouverne pas.« Oder, wie Lebon diesen Zustand charakteristisch zusammenfaßt: „Die Regierungsgewalt wird in Wirklichkeit von den Ministern, die gewissermaßen die Beauftragten und Vertreter des Parlaments beim Staatsoberhaupt sind, ausgeübt. Dieses (das Staatsoberhaupt) behält zwar einen Einfluß, der, obschon nur latent und offiziös, doch im gegebenen Augenblick nicht weniger wirkungsvoll sein kann; allein das Parlament besitzt Waffen genug, um die vollziehende Gewalt stets

* Am 16. Mai 1877 vertauschte Mac Mahon aus eigener Machtvollkommenheit das Kabinett Jules Simon mit einem Kabinett de Broglie, vertagte die Kammer und löste sie bald darauf auf. Da aber die Neuwahlen (14. Oktober) dieselbe Majorität brachten, welche Broglie bereits das Vertrauen verweigert hatte, und Broglie das Budget nicht erhielt, mußte der Präsident nachgeben und ein neues Ministerium aus der Kammermehrheit berufen.

zwingen zu können, den Willen der Mehrheit des Landes auszuführen; und wenn sich die vollziehende Gewalt einmal beikommen läßt, die Bahn des Gesetzes zu verlassen, um ihren persönlichen Willen dem des Landes vorgehen zu lassen, so kann das Parlament dagegen die strafrechtliche Verantwortlichkeit der Minister geltend machen."

Ist die Machtstellung des Präsidenten der Republik schon durch das Verfassungsgesetz eingeschränkt genug, so wird sie in der faktischen politischen Praxis womöglich noch enger umgrenzt und noch mehr paralysiert. Nichts kann das deutlicher beweisen als das offene Schreiben, welches der ehemalige Präsident der Republik, Casimir Perier, wenige Tage nach dem geschilderten Zwischenfall Billot—Fallières aus diesem Anlaß an den Senator Hébrard gerichtet hat.* Casimir Perier schreibt mit einer Bitterkeit, die der Nachhall eigener trüber Erfahrungen ist, u. a. folgendes: „Der Präsident vermag an und für sich gar nichts. Er kann höchstens seine Unterschrift an die Seite einer anderen setzen, wenn man es von ihm verlangt; aber bis auf seine Demission ist alles, was er allein unterzeichnet, lediglich gut für Autographensammler. Es war also sehr überflüssig, ihn in diese Angelegenheit hineinzuziehen; das hieß bloß seine Ohnmacht noch stärker betonen. Der Artikel 64 der Konstitution vom Jahre 1848 gab dem Präsidenten ausdrücklich das Recht, die Minister zu ernennen und zu entlassen, indem er die Dekrete, durch welche der Präsident diese Ernennungen oder Enthebungen vollzieht, von der Gegenzeichnung befreite. Seit 1875 muß selbst ein Dekret, durch welches ein Minister entlassen wird, gegengezeichnet sein. Von wem? Das muß erst entdeckt werden. Da die Minister die Interpreten der Kammermehrheit sind, kann man sich leicht ausrechnen, wer im Falle eines Konfliktes zwischen Präsidentschaft und Kabinett schließlich Sieger bleiben würde. Unter allen Machtvollkommenheiten, die dem Präsidenten verliehen zu sein scheinen, ist nur eine, die er frei und persönlich ausüben kann: der Vorsitz bei den nationalen Festlichkeiten." So Casimir Perier, der gewiß ein klassischer Zeuge ist. Und ich möchte hier zur Charakteristik schließlich noch ein Detail anfügen, welches zeigt, daß der Präsident der Republik nicht einmal bei nationalen Festen nach seinem Kopf und ohne beengende Reserve reden kann. Am 25. April v. J. sprach Herr Loubet bei irgend einem nationalen Feste, wie sie in Frankreich so überhäufig sind, in Libourne und lobte dabei die historische Rolle des Opportunismus, der Gambettaschen Politik, aus der er selbst hervorgegangen ist. Alsbald große und peinliche Unruhe im Lager der radikal-sozialistischen Linken und die „Lanterne", das Blatt der antiklerikalen sozialistischen Bourgeoisie (diese contradictio wird in Frankreich immer mehr Ereignis) schrieb Tags darauf: „Der Herr Präsident der Republik hat eine merkwürdige Manier, die Pflichten seines Amtes aufzufassen und zu erfüllen. Die Rolle, welche die Konstitution selbst dem Staatschef zuweist, ist rein repräsentativ. Er ist nicht Schiedsrichter, wie Herr Loubet sich das zu sein einbildet; er steht außerhalb der Parteien und seine leicht genug zu erfüllende Pflicht ist es lediglich, die bei uns akkreditierten Botschafter der Mächte zu empfangen, ebenso die Souveräne, die zu uns auf Besuch kommen, auf den Banketten in farblosen Reden die Wohltaten der Republik zu preisen, nach den Weisungen der Parlamentsmajorität die Minister zu wählen und schließlich bei allen nationalen Festlichkeiten, zivilen und militärischen, zu figurieren. Sobald Herr Loubet aus dieser Rolle fällt, und das passiert ihm öfter als nötig, kompromittiert er sein Amt. Er hat nicht das Recht, eine der im Streite befindlichen Parteien

* »Sur la Constitution. – Au Directeur du Temps.« (»Le Temps«, 22. Februar 1905.)

mit seiner Empfehlung auszuzeichnen, zumal wenn es sich um eine Partei handelt, die abgewirtschaftet hat."

Ich glaube, daß in den vorstehenden Zeilen die Stellung des Präsidenten in Frankreich, wie sie sich aus der Verfassung sowie aus den politischen Traditionen und Gewohnheiten der Republik ergibt, deutlich genug umschrieben ist. Herr Fallières, der neue Präsident, wird gewiß nichts an dieser Verteilung der Gewalten zu ändern suchen, an deren Durchführung und Erhaltung er selbst so lebhaften Anteil genommen hat. Aber ich glaube, daß selbst sein besiegter Gegenkandidat, Herr Paul Doumer, wenn er ins Elysée gelangt wäre, kaum im stande gewesen sein würde, an diesem Zustand zu gunsten der Exekutive und auf Kosten der gegenwärtig absoluten Parlamentsherrschaft etwas zu ändern. Mit oder durch die Verfassung ist jede Verschiebung der Einflußsphären so ziemlich ganz ausgeschlossen. Gegen die Verfassung läßt sich aber im heutigen Frankreich wohl kaum gewaltsam vorgehen. Nicht nur, daß die Arbeitermassen, deren Einfluß im Parlament und in den Kommunen ein immer mehr anwachsender ist, jedem derartigen Versuche unsanft entgegentreten würden, auch die Bourgeoisie, zumal die besitzende, hat sich längst mit der Republik abgefunden. Der französische Konservativismus umfaßt nicht bestimmte politische Prinzipien, er umfaßt im wesentlichen nichts als die Erhaltung des Bestehenden, der öffentlichen Ruhe, der Sicherheit des Eigentums und der Konstanz des Rentenkurses. Jede Bewegung, welche diese vier Hauptsachen stört, wird, mag sie auch, rein theoretisch-begrifflich genommen, noch so konservative Ziele haben, der französischen Bourgeoisie als umstürzlerisch gelten und von ihr bekämpft werden. Ein so unruhiger, rücksichtsloser und verwegener Kopf Doumer auch sein mag — und ich für meine Person glaube, daß Doumers sozialistische und radikale Gegner seine Gemeingefährlichkeit stark übertreiben — auch er würde als Präsident der Republik kaum in der Lage gewesen sein, große Veränderungen herbeizuführen. Gewiß, er würde vom Elysée aus vielleicht mancherlei Unruhe gestiftet haben. Aber ein unruhiges Element wie er, bleibt, so lange es überhaupt irgend ein Mandat hat und in jeder der öffentlichen Hauptstellungen gefährlich. Doumer wird jetzt sicherlich alles daransetzen, ans pouvoir zu kommen und als Regierungschef der parlamentarische Tyrann des Siegers im Kongreß zu werden. In dieser Stellung könnte sein Einfluß sich um vieles bedenklicher offenbaren, als wenn Doumer wirklich Präsident der Republik geworden wäre, für den ja alle Wege entweder versperrt oder vorgeschrieben und dann mit hohen gesetzlichen Mauern eingehegt sind. Ob Doumer Chancen hat, in nächster Zeit ans Ruder zu gelangen, das hängt natürlich von den kommenden Kammerwahlen, sehr aber auch vom Gange der äußeren Politik ab. Eine kritische Wendung in der äußeren Politik würde in der Republik eine gewaltige, von unten ausgehende Friedensbewegung, aber daneben auch abweichende und entgegengesetzte Stimmungen und Strömungen auslösen, die schließlich doch überwiegen könnten und von denen dann Doumer in erster Linie den Vorteil haben würde. Wenn die öffentliche Meinung einmal zum überwiegenden Teil auf den Ton »Sonnez clairons!« gestimmt ist, dann wird Doumers Stimme lauter sein als die seiner gewissenhafteren und ernsteren Rivalen. Dann wird Doumers Stunde gekommen sein. Früher kaum, denn er hat jetzt keine Partei, und sein Anhang beruht keineswegs auf gemeinsamen politischen Prinzipien, sondern höchstens auf gemeinsamem Hassen gemeinsamer Feinde. Animositäten und Ambitionen jedoch können ein Programm inspirieren, aber nicht ein Programm ersetzen.

Chronik.

Erziehung und Unterricht.*

Außerordentlich war die Spannung, mit der die angekündigte Schul- und Unterrichtsordnung für allgemeine Volksschulen und Bürgerschulen** erwartet wurde. Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus, eine Reklamenotiz flatterte aus dem Unterrichtsministerium in die Redaktionen der Tagespresse. Kein heilkündendes Zeichen, das Werk selbst muß den Meister loben.

Der unmittelbare Zweck der neuen Ordnung konnte nur der sein, aus den zahllosen Verordnungen und Erlässen, welche seit der Herausgabe der provisorischen Schul- und Unterrichtsordnung im Jahre 1870 zu ihrer Erklärung und Ergänzung notwendig geworden waren, die gegenwärtig noch wertvollen zu einem klar und übersichtlich geordneten, organisch gefügten Ganzen zusammenzufassen. Diese Arbeit mußte, zum mindesten im Entwurf, einem allerersten Fachmanne zufallen. Da das Natürliche aber bekanntlich nicht für jedermann das Naheliegende ist und der Glaube noch festsitzt, der Jurist sei, gleich einem Zauberkünstler, zu allem berufen, so trat der Bureaukrat an die Retorte und destillierte im Schweiße seines Angesichtes, in der Hand das führende Rezept, die neue Ordnung heraus.

Die Gesamthaltung der Schulgesetze und Schulordnungen fließt aus dem Schulzwecke. Nach dem Reichsvolksschulgesetze*** „hat die Volksschule zur Aufgabe, die Kinder sittlich-religiös zu erziehen, deren Geistestätigkeit zu entwickeln, sie mit den zur weiteren Ausbildung für das Leben erforderlichen Vorkenntnissen und Fertigkeiten auszustatten und die Grundlage für die Heranbildung tüchtiger Menschen und Mitglieder des Gemeinwesens zu schaffen.“ Seither haben die Anschauungen über Erziehung und Unterricht eine außerordentliche Wandlung erfahren, dem angeführten Schulzwecke fehlt nach den Forderungen der Gegenwart die grundlegende Hälfte, nämlich die Betonung der körperlichen Erziehung und der Fürsorge für Schulkinder, deren Entwicklung durch soziale Verhältnisse ungünstig beeinflußt wird. Schloß sich auch die Unterrichtsverwaltung diesen modernen Ideen an, ihre Durchführung konnte nur zum geringsten Teile verordnet werden, da sie außerhalb des Rahmens des bestehenden Gesetzes fallen und deshalb die Schulerhalter zur Aufbringung der erforderlichen Kosten nicht gezwungen werden können. Wollte aber die neue Ordnung nicht allein Verordnungen bringen, sondern zugleich durch Erteilung von Ermächtigungen zur Einführung wertvoller Neuerungen ein Bild des Schulbetriebes geben, wie er sich nach den gegenwärtigen Ansichten gestalten sollte, und damit der Zukunft die Wege ebnen, so ergab sich eine natürliche Gruppierung des Stoffes in 1. Verordnungen und 2. Ermächtigungen und Empfehlungen.

Die neue Ordnung verließ diese einfache Linie, sie zog eine mechanische Vermengung vor. An die Erklärung des Schulzweckes wird beispielsweise die Empfehlung angeschlossen, Schulsparkassen zu errichten, nur deshalb, weil unter den Eigenschaften, die im Kinde entwickelt werden sollen, die Sparsamkeit genannt wird (§ 72). Der Verordnung, die Kinder über den Schutz nützlicher Tiere und Pflanzen zu belehren, folgt die Aufforderung, den Unterrichtszweck fördernde Ausflüge zu veranstalten (§ 76). Die Aufzählung jener Gegenstände, die einen gruppenweisen Unterricht zulassen, leitet über zur Ermächtigung, Hilfs- und Förderklassen zu errichten (§ 6). An Stelle organischer Verbindung trat somit zwangsweise Einverleibung.

Den Schulzweck konnte die neue Ordnung allerdings nicht erweitern, in ihrer Macht lag es aber, für die strenge Einhaltung jener Bestimmungen des Gesetzes ausreichende Sicherheit zu schaffen, die bisher nicht in vollem Umfange oder gar nicht eingehalten wurden.

Nach dem Gesetze ist Turnen obligat für Knaben, nicht obligat für die Mädchen; die Schulerhalter sind zur Beschaffung eines Turnplatzes verpflichtet (§§ 3, 63). Und doch wurde nach den offiziellen Berichten der statistischen Zentralkommission* im Jahre 1900 an 22·5 Prozent der Volksschulen kein Turnunterricht erteilt. Im Begriffe Turnplatz ist nach Ansicht der Schulerhalter der Begriff Turnsaal nicht eingeschlossen. Deshalb waren im gleichen Jahre 86 Prozent der Volksschulen ohne Turnsaal. Ging man schon so weit, an bestehenden Schulen nichts ändern zu wollen, für neu zu errichtende hätte die richtigere Interpretation des Gesetzes als verpflichtend hingestellt werden müssen. Im Winter und bei ungünstiger Witterung kann nur ein Turnsaal der geeignete Turnplatz sein. — Das Gesetz nennt weiters 80 als die noch zulässige Zahl der Klassenschüler. Trotz

* Vergl. Bd. IV, Heft 40 der „Österr. Rundschau“.

** Verordnung des Min. f. K. u. U. vom 29. September 1905, RGBl. Nr. 159. — MVBl. Nr. 49. Sie zerfällt in vier Hauptstücke: 1. Von der allgemeinen Volksschule. 2. Von der Bürgerschule. 3. Vom Privatunterrichte. 4. Von der Kinderfürsorge.

*** Gesetz vom 14. Mai 1869. RGBl. Nr. 62. — MVBl. 1869, Nr. 40 und Gesetz vom 2. Mai 1883, RGBl. Nr. 53 — MVBl. 1883, Nr. 15; das letztere ändert einzelne Bestimmungen des ersteren ab.

* Bericht über den I. internationalen Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg. 1904. Bd. III. S. 204 und 207.

ihrer Größe wird sie aber in zahlreichen Fällen überschritten. Was nützen hygienische Bänke, wenn dort, wo drei Kinder sitzen sollen, vier und selbst fünf sich drängen müssen. Selbst der Eifer des berufsfreudigsten Lehrers muß einer unlösbaren Aufgabe gegenüber in Gleichgültigkeit umschlagen, seine Sorge bleibt bei solcher Überfüllung auf die Aufrechterhaltung der Disziplin beschränkt. Unter den vielen Empfehlungen hätte die eindringliche Mahnung zur Verringerung der aller Pädagogik spottenden Zahl der Klassenschüler einen ersten Platz verdient. Nur in der Durchführungsverordnung wird erwähnt, es sei von mehreren Seiten eine „eingehende Bestimmung über die Klassenschülerzahl an der Bürgerschule, die 50 nicht übersteigen *sollte*, gefordert worden". — Das Gesetz erklärt (§ 59): „Ebenso kommt es der Landesgesetzgebung zu, in betreff der für das Land notwendigen Schulen und Erziehungsanstalten für nicht vollsinnige, ferner von solchen für sittlich verwahrloste Kinder ... die geeigneten Anordnungen zu treffen." Hierin liegt die Verpflichtung der Länder zur Errichtung von Hilfsschulen, das heißt Schulen für nicht vollsinnige Kinder, unzweideutig ausgesprochen. Diese Bestimmung wurde bisher nicht in Wirksamkeit gesetzt, auch die neue Ordnung kennt sie nicht sie erteilt eine Ermächtigung, während bereits eine Verpflichtung besteht.

Die wichtigsten *Verordnungen* betreffen: Strengere Überwachung der Schulpflichterfüllung und des Schulbesuches, Verlängerung der Ferien auf zwei Monate, Pausen zwischen je zwei Unterrichtsstunden, Pflege der körperlichen Übungen, wie Jugendspiele, Schwimmen, Eislaufen rc., Unterweisungen über die Schädlichkeit des Alkoholgenusses und Tabakrauchens und über Pflanzen- und Tierschutz, Methodenfreiheit des Lehrers, Verbot der körperlichen Züchtigung und der Verwendung von Schülern zu Aufpassern,* Verkehr der Lehrerschaft mit dem Elternhause.

Das Verhältnis zwischen Schule und Kirche erscheint in der sorgfältigsten Weise geordnet. Die Schulkinder werden „verpflichtet", an den religiösen Übungen teilzunehmen und diese als „verbindlich" erklärt (§§ 10, 63). Gleiches gilt für Privatschulen, mit Ausnahme jener, die von einer Kirche oder religiösen Genossenschaft erhalten werden (§§ 191, 192). Gegen die Gesetzlichkeit der religiösen Verordnungen erhob sich heftiger Widerspruch.** Es wird dagegen das

* Daß Schüler ihre ungünstig lautenden Schulnachrichten selbst den Eltern überbringen müssen, ist ein Verstoß gegen die vorbeugende Erziehung. Daran wurde leider nichts geändert.

** A. Täubler, „Die neue Schul- und Unterrichtsordnung", „Freie Lehrerstimme", 1905, Nr. 20. — Versammlung des Wiener Zentrallehrervereines am 20. Oktober 1905.

Staatsgrundgesetz (Art. 14) angerufen, das die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährleistet. Danach kann niemand zur Teilnahme an einer religiösen Übung gezwungen werden, insofern er nicht der nach dem Gesetze hiezu berufenen Gewalt eines anderen untersteht. Die Schulordnung scheint von der Auffassung ausgegangen zu sein, dieser „andere" sei bei Kindern unter 14 Jahren nicht der Vater oder Vormund, sondern der Staat.

Durch die Gleichstellung der öffentlichen und privaten Schulen in Rücksicht auf die Verpflichtung zur Teilnahme an den religiösen Übungen sieht sich die „Freie Schule" bedroht. Seit ihrer Begründung im März 1905 zu Wien haben sich Zweigvereine in Steiermark, Kärnten, Salzburg, Oberösterreich, Schlesien, Mähren und in mehreren Orten Niederösterreichs gebildet. Die dadurch hervorgerufene Bewegung erregte die Besorgnis der Kirche. Der Bischof von Linz erhob in einem Zirkular an seinen Klerus gegen die „Freie Schule" den Vorwurf der „Religionsfeindlichkeit" und des „Antichristentums". Als Antwort darauf veröffentlichte die Zentralleitung in der „Neuen Freien Presse" vom 10. November 1905 ein offenes Schreiben, in dem sie diese Vorwürfe zurückweist und erklärt, „auf Grund des bestehenden Gesetzes (vom 25. Mai 1868, § 2) nur dafür zu kämpfen, daß das gewährleistete Recht des Staates in der öffentlichen Volksschule — mit Ausnahme des Religionsunterrichtes — wieder zur Geltung komme." Da die vom Verein „Freie Schule" begründeten Anstalten die einzigen sind, welche den Anforderungen moderner Pädagogik am nächsten kommen und die öffentlichen Schulen in absehbarer Zeit nicht dort stehen werden, wo jene bereits eingesetzt haben, wäre es nur zu bedauern, wenn die neue Schulordnung störend in ihre Entwicklung eingriffe.

Ermächtigungen werden erteilt zur Einführung des ungeteilten Unterrichtes, der Hilfsschulen und Förderklassen und zur Erweiterung des Lehrplanes für Volksschulen (Violinspiel, Handfertigkeitsunterricht für Knaben) und Bürgerschulen (Haushaltungskunde für Mädchen, Stenographie, Maschinenschreiben).

Empfohlen wird die Einführung von Schulsparkassen, Anlegung von landwirtschaftlichen Versuchsfeldern.

Das letzte Hauptstück ist der *Kinderfürsorge* gewidmet. Die Schule soll im weitesten Umfange in ihren Dienst gestellt und die Lehrerschaft zu ihrer Durchführung herangezogen werden.* Eine Verpflichtung zur Miterfüllung

* § 213 der Schul- und Unterrichts-Ordnung lautet: „Die Schulbehörden und die Lehrer .... *werden* dann, wenn die Schulkinder eines entsprechenden Schutzes durch das Elternhaus entbehren oder wenn sie außerhalb der Schule besonderen Gefahren ausgesetzt sind, dem Betragen

dieser gewaltigen Aufgabe kann innerhalb des Gesetzes nicht verordnet werden, der überwiegende Teil dessen, was im Interesse der Kinderfürsorge zu geschehen hat, ist nur als freiwillige Leistung anzusehen. Die Lehrerschaft hat sich mit größtem Eifer um ein Erziehungs- und Kinderschutzgesetz bemüht und für diesen Zweck wertvolle Vorarbeiten gemacht. Es fehlt das eine wie das andere und damit die wichtigsten Grundlagen der Kinderfürsorge. Was hierin die Lehrerschaft freiwillig geleistet, geht weit über das hinaus, was die Regierung im wohlverstandenen Interesse des Staates längst hätte leisten sollen. Erst als grauenhafte Kindermißhandlungen das öffentliche Gewissen aufpeitschten, wurden einige Verordnungen zum Schutze der Kinder erlassen, die sich fast ausschließlich auf die Verhinderung der Mißhandlung beziehen. Zur Aufmunterung der Lehrer, ihre Opfer an mühevoller Arbeit zu vervielfachen, war daher eine vornehme Fassung der in Betracht kommenden Abschnitte eine Forderung der Gerechtigkeit. Die deutsche Sprache verfügt ja auch über andere Redewendungen als „es wird erwartet", „die Lehrer werden", „die Lehrer sollen" – es handelt sich doch um freiwilliges Tun. Macht der Ton die Musik, dann bestünde die Gefahr einer Disharmonie. Allein es ist kein Zweifel, die Lehrer „werden", um mit der Schulordnung zu sprechen, den edlen Zweck vor die kleine Form stellen.

Die verpflichtenden Bestimmungen der neuen Schulordnung sind für die Entwicklung unseres Schulwesens ohne nennenswerte Bedeutung. Es hieße jedoch Tatsachen verkennen, wollte man den Wert der unverbindlichen Empfehlungen und Ermächtigungen leugnen. Sie enthalten einige der größten Forderungen, welche die Gegenwart an eine gute Schule stellt, und es fällt sicher schwer ins Gewicht, daß die oberste Unterrichtsbehörde sich als ihre Künderin und Anhängerin einbekennt und jenen, die Neues schaffen wollen, ihre moralische Unterstützung leiht. Moderne Ideen, die einmal von oberster Stelle aufgenommen und propagiert werden, setzen sich leichter in Taten um, früher oder später wird sie die Gesetzgebung in ihre Obhut nehmen und zur Grundlage eines neuen Baues machen müssen. Was an Ermächtigungen vergessen worden, kann jederzeit nachgeholt werden. An die Lesnerschule* kann nicht eindringlich genug erinnert werden.

Gleichzeitig mit der neuen Schul- und Unterrichtsordnung** erschien eine Durchführungsverordnung. Leider ist auch ihre Fassung nicht einwandfrei. Dem Hinweise, daß die „Hilfsklassen" eine im Auslande „ziemlich verbreitete" Schuleinrichtung seien, fehlt die Genauigkeit. In der „Chronik für Erziehung und Unterricht" vom 3. August 1905 wurde die gewaltige Ausdehnung des deutschen Hilfsschulwesens ziffermäßig vorgeführt. Es sei daran erinnert, daß rund 200 deutsche Städte Hilfsschulen besitzen. Die preußische Unterrichtsverwaltung hat diese Schulgattung mit besonderer Liebe und unter größter Anerkennung des bereits Gewordenen gesetzgeberisch erfaßt und sich zur Beitragsleistung verpflichtet in der Überzeugung ihrer dringenden Notwendigkeit. In England ist das Hilfsschulwesen in vollem Aufblühen, auch hier hat die Regierung besondere Normen festgesetzt und für jene Schulen, die ihnen folgen, einen Staatszuschuß ausgeworfen. Gleichen Aufschwung zeigen die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Schweiz, Belgien, Schweden, Norwegen, Dänemark, sogar Australien besitzen Hilfsschulen.*** Es wäre zweckentsprechender gewesen, diese fremdstaatliche Einrichtung in ihrem wahren Umfange zu würdigen und als Vorbild hinzustellen. Auch die Bezeichnung „Hilfsklassen" ist nicht entsprechend. In Deutschland, dem klassischen Lande des Hilfsschulwesens, haben sich die Hilfsklassen nicht bewährt und Berlin, welches sie eingeführt hatte, sah sich gezwungen, nach dem Muster der anderen Städte auf die organisierten Hilfsschulen zurückzugreifen.† Bedeutung haben nur diese.

der Kinder außerhalb der Schule erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden. Sie werden mit Eifer auf die Gründung von Anstalten zum Schutz und zur Beschäftigung der Kinder außerhalb der Schule, insbesondere von Kinderhorten, Beschäftigungsanstalten, Kinderwärmestuben und Jugendspielplätzen hinwirken und auch die Gründung von Suppenanstalten, in denen arme und entfernt wohnende Schulkinder mittags warme Suppe erhalten, ferner die Veranstaltung von Weihnachtsbescherungen, bei denen arme Schulkinder mit warmen Kleidern beteilt werden, und die Gründung von Unterstützungsvereinen und Ferienkolonien für arme Schulkinder anregen und fördern." „Von den Lehrkräften wird erwartet, daß sie für die segensreiche Tätigkeit dieser Vereine und für derartige Veranstaltungen auf jede Weise, auch durch Übernahme der Beaufsichtigung der Kinder eintreten."

§ 219. „Schließlich wird erwartet, daß die Schulleiter und die Lehrer den Pflegschaftsgerichten und den öffentlichen und privaten Einrichtungen zum Schutze der Kinder, wie den Waisenräten, Waisenratsvereinen, Waisenkomitees und Kinderschutzvereinen, auch in allen anderen, das Pflegschaftswesen und die Kinderfürsorge betreffenden Angelegenheiten, wenn es sich um ihre Schüler und Schülerinnen handelt, hilfreich an die Hand gehen und ihnen alle notwendigen Auskünfte bereitwilligst erteilen."

* Schreib- und Leseunterricht wird erst vom zweiten Jahre ab erteilt. Seine Verschiebung erscheint als unabweisbare Forderung der Hygiene. Vgl. Österr. Rundschau vom 2. Februar 1905. Chronik.

** Erlaß des k. k. Min. f. K. u. U. vom 29. Sept. 1905. (MVBl. 50.)

*** B. Maennel, „Vom Hilfsschulwesen." Teubner, Leipzig, 1905. („Aus Natur und Geisteswelt", 73. Bd.) – Vgl. E. v. Bremen, „Die preußische Volksschule." Cotta, Stuttgart, 1905.

† Die Gründe für die Ablehnung von selbständigen Hilfsschulen gibt der Verwaltungsbericht des Berliner Magistrates von 1898/99 an: „Eine beträchtliche Anzahl

Die Durchführungsverordnung wendet sich auch der Schularztfrage zu, deren Erledigung die Schulordnung voraussetzt. Ein Eingehen auf das Verhalten des Auslandes wäre förderlich gewesen. Mit Ausnahme von Hamburg, München, Bremen und Stuttgart wirken in allen größeren Städten Deutschlands Schulärzte. Österreich zählt nicht mehr als Nürnberg allein. Die angekündigten Bestimmungen für Schulärzte werden jedoch nur dann genügen, wenn sie eine besondere Ausbildung für sie festsetzen.

Soll das Werk der Ermächtigungen und Empfehlungen zu rascherem Gedeihen gelangen, dann bedarf es zunächst des guten Beispiels. „Es wird erwartet", daß die Unterrichtsverwaltung all das Schöne, das den anderen Schulerhaltern ans Herz gelegt wird, an den eigenen Schulen durchführt, soweit es für sie anwendbar ist (z. B. Schulärzte), sie soll das Hilfsschulwesen des Auslandes an Ort und Stelle studieren lassen, sie soll auch kein Bedenken tragen, die bisherigen freiwilligen Leistungen der Lehrerschaft anzuerkennen und keine Scheu zeigen, auf vorbildliche ausländische Einrichtungen zu verweisen. Andere Staaten machen es umgekehrt. *

Ein Menschenalter liegt zwischen der alten und der neuen Schul- und Unterrichtsordnung, im Leben der Völker im allgemeinen keine nennenswerte Zeitlänge, die große Fortschritte bedingt. Unter besonderen Verhältnissen aber fällt ihr sichtbare Bedeutung zu. Hält ein Staat im Ausbau seiner wichtigsten Einrichtung in einer Zeit inne, da ringsum der Völkergeist zu mächtigem Ringen einsetzt, dann wird ein leicht zu gewinnendes Gut preisgegeben, dessen spätere Erwerbung um ihre schönsten Früchte betrogen erscheint. Im „Wann" liegt die Entscheidung. Die Staaten sind aus dem Eigenleben längst herausgetreten, im Gesamtleben muß sich jeder zum eiligsten Wettbewerbe anstellen, für dessen Ausfall die Schule bestimmend ist.

von Städten hat den menschenfreundlichen Zweck durch besondere Schulen (Hilfsschulen) zu erreichen gesucht. Diesen Weg haben wir aus zwei Gründen nicht betreten: erstens würden in Berlin die Schulwege zu weit werden, zweitens aber würde man mit der endgültigen Überweisung in eine solche Schule dem Kinde den Stempel der Minderwertigkeit für alle Zeiten und oft voreilig aufdrücken. Wir verfolgen den Plan, das Kind als Gemeindeschüler zu behalten, es in wenig besetzten Klassen zur Entwicklung zu bringen und so bald als möglich in die Gemeinschaft der übrigen zurückzuführen." So gewichtig die angeführten Gründe für die Errichtung von Hilfsklassen statt Hilfsschulen auch scheinen mögen, das gesetzte Ziel, die schließliche Zurückführung der Kinder aus dem Spezialunterricht in die normalen Gemeindeschulen, ist im Verlauf der Jahre nur selten erreicht worden. Deshalb sah sich Berlin gezwungen, seine gesamten Nebenklassen zu Schulen zusammenzuziehen. Auf die Verfehlung in der Einrichtung des Hilfsschulwesens in Berlin ist deshalb besonders hingewiesen, weil die Verhältnisse in Wien ebenso liegen wie dort und die gleichen Gründe zu gleichen Irrungen führen könnten. Vgl. Maennel ebenda.

* In England erhob sich die Klage, Deutschlands Schuleinrichtungen seien besser als die englischen und sofort wurden Studienkommissionen entsendet. Deutschland wieder sah mit Neid auf englische Schuleinrichtungen und schickte seine tüchtigsten Schulmänner nach England, um sich alles Wertvolle zu Eigen zu machen.

Die Breslauer Naturforscherversammlung vom Jahre 1904 beschloß die Einsetzung einer zwölfgliedrigen Kommission, welche einer späteren Versammlung „bestimmte, abgeglichene" Vorschläge über die Reform des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtes vorlegen sollte. Die Kommission erstattet einen ausführlichen Bericht* über ihre Tätigkeit. Im Hinblick auf die wichtige Rolle der mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildungselemente im Kulturleben der Gegenwart hält sie es für unrichtig, den Abiturienten aller höheren Lehranstalten (Mittelschulen) eine vorwiegend sprachliche Bildung auf den Weg zu geben und einigte sich daher auf folgende Leitsätze: „1. Die Kommission wünscht, daß auf den höheren Lehranstalten weder eine einseitig sprachlich-geschichtliche noch eine einseitig mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung gegeben werde. 2. Die Kommission erkennt die Mathematik und die Naturwissenschaften als den Sprachen durchaus gleichwertige Bildungsmittel an und hält zugleich fest an dem Prinzip der spezifischen Allgemeinbildung der höheren Schulen. 3. Die Kommission erklärt die tatsächliche Gleichberechtigung der höheren Schulen (Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen)** für durchaus notwendig und wünscht deren vollständige Durchführung."

Für den mathematischen Unterricht ist eine Vermehrung der Stunden nicht in Aussicht genommen. Er soll nur von manchem Ballast befreit werden, einseitige und praktisch wertlose Spezialkenntnisse sollen ausgeschieden, dagegen die Fähigkeit zur mathematischen Betrachtung und Auffassung der Vorgänge in der Natur und in den menschlichen Lebensverhältnissen geweckt und gekräftigt werden. Stärkung des räumlichen Anschauungsvermögens und die Erziehung zur Gewohnheit des funktionalen Denkens erscheinen somit als wichtigste Aufgaben des mathematischen Unterrichtes. Da eine Einigung über die Einführung der Infinitesimalrechnung nicht erzielt werden konnte, so befürwortet die Kommission in dem von ihr entworfenen Lehrplane, daß der Unterricht in der obersten Klasse bis an die Schwelle derselben vordringe. Hinsichtlich der Form des Abschlusses läßt sie Raum für weitere Erprobungen wie für die individuelle Betätigung der einzelnen Lehrer.

* Bericht der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte über ihre bisherige Tätigkeit. Sonderausgabe. Leipzig. F. C. W. Vogel. 1906.

** Alle drei Anstalten sind neunklassig.

In den Oberklassen soll der den Naturwissenschaften innewohnende Bildungswert voll zur Geltung kommen. Daher wird ein Mindestmaß von sieben Wochenstunden vorgeschlagen. Auch für die Abiturienten der humanistischen Gymnasien wird eine gründliche naturwissenschaftliche Bildung grundsätzlich gefordert, jedenfalls so lange, als die weit überwiegende Mehrzahl der Männer, die später in leitender Stellung auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens Einfluß zu nehmen berufen sind, ihre Schulbildung auf dem humanistischen Gymnasium erwirbt.

Für die Physik verlangt der Bericht besondere obligatorische Schülerübungen an den Oberrealschulen und Realgymnasien, an den Gymnasien nur die Einrichtung wahlfreier Übungen auf der Oberstufe. Der Unterricht in Chemie nebst Mineralogie, Zoologie nebst Anthropologie, Botanik und Geologie soll eine zur Durchdringung dieser Wissenschaften vermehrte Stundenzahl erhalten und durch praktische Übungen vertieft werden. Die Biologie habe im letzten Halbjahr mit der Anthropologie und einem elementaren Kursus aus der physiologischen Psychologie abzuschließen.

Bei den nahen Beziehungen der Erdkunde zu den Naturwissenschaften sah sich die Kommission veranlaßt, auch diese Frage des Unterrichtes zu erörtern. Vorläufig beschränkt sie sich auf die Forderung, der erdkundliche Unterricht solle in allen höheren Schularten bis in die oberen Klassen fortgeführt werden.

Die preußische Unterrichtsverwaltung hat nach dem Berichte an einer größeren Anzahl von Anstalten Versuche einleiten lassen, wie sich die wirkliche Durchführung dieser Vorschläge gestalte.

Von überragender Bedeutung ist ein anderer Vorschlag, der an Preußens höheren Schulen (Mittelschulen) zur Erprobung gelangt. Es soll durch den Versuch festgestellt werden, ob nicht bereits in der obersten Klasse eine Sonderung der Schüler nach ihren Anlagen und Neigungen durchführbar sei. Daher soll es ihnen freistehen, gewisse Fächer nach eigener Auswahl in größerem Umfange zu treiben, andere dagegen zurückzustellen. Also Beschränkung der obligatorischen und Erweiterung der fakultativen Gegenstände. Wiederholt trat dafür Friedrich Paulsen* ein. Er sagt, es gebe Naturen, denen die Pensenzuteilung entspreche, treue, pflichteifrige junge Leute, welchen die Erledigung täglich gestellter und täglich abgenommener und gebilligter Aufgaben gemäß sei. Das sind, wie L. Gurlitt bemerkt, die künftigen Kanzleiräte, expedierenden Sekretäre und Rechnungsräte, höchst nützliche und achtbare Leute, aber nicht die, von denen man Höhenkultur erwarten darf. „Die selbständigen Naturen dagegen werden eines derartigen Schulzwanges leicht überdrüssig. Er tritt vor allem auf den Oberstufen hervor. Der Knabe ist dankbar, wenn ihn jemand bei der Hand nimmt und von Stunde zu Stunde beschäftigt. Mit 16, 18 Jahren pflegt eine Reaktion dagegen einzutreten: der Jüngling, der jene tief einschneidende Epoche der Pubertätsentwicklung hinter sich hat, widerstrebt instinktiv der Schulgängelung; von Natur für ein selbständiges Wesen erklärt, verlangt er auch, von den Menschen dafür angesehen zu werden. Früher ließ man ihn, wenn diese Zeit gekommen war, auf die Universität gehen. Jetzt hält der erweiterte und verlängerte Kursus noch den Achtzehn- und Zwanzigjährigen auf der Schule fest, und man gibt ihm wie dem Zehnjährigen täglich seine Pensen auf. Die Folge ist: der Schüler wird auf dem langen Wege „altfaul", mit dem Ausdruck von Klaus Harms. Ein stumpfes, träges ins Joch gehen, daher die Neigung, gelegentlich über die Stränge zu schlagen, das ist das Verhalten vieler Schüler in den letzten Schuljahren. Zwölf Jahre hindurch an alles gewöhnt, nur nicht daran, sich selber Aufgaben zu stellen und aus eigenem Antriebe zu arbeiten, weiß der Student dann mit der so plötzlich und im Übermaß hereinbrechenden Freiheit nichts zu beginnen."

Der lebhafte Widerspruch, dem Paulsen vor zehn Jahren begegnete, ist nunmehr zurückgetreten, seine weitreichenden Ideen werden dem theoretischen Gezänke entrissen und nach dem Ergebnis des Versuches gewertet werden. Daß Paulsens Geist die Räume des preußischen Unterrichtsministeriums zu durchwehen beginnt, beweist die Aufnahme dieses Versuches, der für das Mittelschulwesen die Bedingungen völliger Umgestaltung in sich trägt. Es steht zu hoffen, daß auch andere Staaten, ohne erst Preußens Versuchsergebnisse abzuwarten, gleichzeitig sich aufs „Probieren" verlegen. Ein Nachteil kann daraus niemandem erwachsen.

Dr. Franz Moßhammer.

* Geschichte des gelehrten Unterrichts. Leipzig, 1896 bis 1897. Vergleiche L. Gurlitt: „Der Deutsche und sein Vaterland." Berlin, 1905. — „Österreichische Rundschau" vom 3. August 1906. Chronik.

Besprechungen.

Thomas Carlyle: Zerstreute historische Aufsätze. Übersetzt von Th. A. Fischer. Leipzig, Wigand 1905. 8°.

Th. A. Fischer, bereits mehrfach durch Übersetzung Carlylescher Schriften in die deutsche Sprache verdient, legt in dem vorliegenden Bande einige der meistgenannten und wenigstens

in England meistberühmten »Miscellaneous Essays« des großen Schriftstellers vor: „Graf Cagliostro"; „Das Diamantenhalsband"; Nebenstudien zu seiner „Geschichte der französischen Revolution". Übersetzung und Ausgabe lassen wenig zu wünschen übrig. Die beigegebenen Anmerkungen werden auch Sachleuten nicht unwillkommen sein. Und was wir aus dem Inhalte vernehmen, läßt, wir empfinden es, die Mühe der Arbeit wohlangewendet scheinen. Jedermann wird sich gerne an der überaus anregenden und dramatischen Darstellung Carlyles erfreuen, die durch das Gewand der fremden Sprache nur wenig verhüllt wird. Wir verfolgen das wirbelnde Durcheinander des genialen Gaunerlebens Cagliostros und die seltsam verschlungenen Wege der tollen Halsbandgeschichte, durch die der Ruf der Königin Marie Antoinette so unverzeihlich verwegen besudelt worden ist. Carlyles Schilderung der Persönlichkeit des Grafen Mirabeau mag da und dort nicht unwidersprochen bleiben, aber sie ist in hohem Grade anziehend. Aus den „drei großen Männern der Revolution, Bonaparte, Danton, Mirabeau" (!) gilt ihm der letzte als der „interessanteste und begabteste; ein Mann von viel feinerer Struktur als die beiden andern, ein Genie von gleicher Stärke wie Napoleon, aber ein viel humaneres, beinahe poetisches Genie." Die neuere Forschung wird dieses Urteil schwerlich anerkennen, und doch zugeben, daß die Grundlagen des Wesens Mirabeaus richtig gezeichnet sind. Nicht ohne eigenartiges Interesse sind endlich in unseren Jahren des methodologischen Geschichtsstreites die in den Aufsätzen: „Was ist Geschichte?" „Biographie" und „Noch einmal über Geschichte" (S. 1—44) niedergelegten Anschauungen allgemein geschichtlich-wissenschaftlichen Charakters. Die philosophierende Geschichtschreibung wird nicht ohne Schärfe abgelehnt. „Es wäre besser, daß die Historiker, die doch auch nur Menschen sind, ihre hochfliegenden Ansprüche, die sich besser für die Allwissenheit als für menschliche Wissenschaft eignen, herabsetzten und sich darauf beschränkten, ein annähernd ähnliches Bild der Ereignisse zu geben." Die in einem allseits bekannten Werke zur Tat umgesetzte Forderung nach einer universalistischen, alle Formen staatlichen, sozialen und menschlich-individuellen Wirkens umfassenden Geschichtschreibung wird deutlich genug auch von dem phantasiegewaltigen Engländer erhoben, so meilenferne er sich anderseits vom Glauben an eine Gesetzmäßigkeit im Ablauf der historischen Ereignisse weiß. Mögen über der Verfassung der hier mitgeteilten Aufsätze Jahrzehnte vergangen sein, man wird sich heute wie vordem nicht bloß Anregung sondern auch Belehrung aus ihnen holen und kann der verdienstlichen Arbeit des Übersetzers nur den gedeihlichsten Fortgang wünschen. h. r.

Emil Ertl: „Die Leute vom Blauen Guguckshaus". Leipzig, L. Staackmann.

Auf dem Schottenfelder „Brillantengrund" blühte vor hundert Jahren, als die Basteien noch um die innere Wiener Stadt lagen, die Seidenweberei. Die stampfende Musik der Webstühle klang aus Häusern und Höfen. Die Seidenfabrikanten hielten noch was von ihrem feinen Metier, und Wohlstand lohnte ihre Tüchtigkeit. Die Lombardei ging damals Österreich verloren; die Herren vom Schottenfeld freuten sich nicht übel darüber: die Wackern waren ihres gefährlichsten Konkurrenten los geworden, der italischen Seidenweber. Aber an ihren patriotischen Gefühlen muß dennoch niemand zweifeln. Der Lombardei weinten sie keine Träne nach und wünschten, daß kein Sieg sie zurückgewinnen möge, aber den Empereur Napoleon, der über Europa hinwegfegte und die deutschen Staaten am schwersten drangsalierte, haßten sie mit dem ehrlichen Hasse aller Deutschen. Der Empereur war, aus Spanien zurückkehrend, mit seinen Parlezvous wieder da. In die friedliche Behaglichkeit, den biederen Alltag des Schottenfelds drang wieder der aufregende Tumult des Kriegsjahres. Die Seidenfabrikanten hatten eine arge Scheu vor dem Militarismus; sie zahlten ihre Steuern, rüsteten wohl auch eine Wehr aus; das war ihre vaterländische Pflicht; allein dafür wollten sie vor dem Feinde geschützt sein, ihre Kreise ungestört wissen. Sie vertrauten soweit der Obrigkeit. Einen Militari aber stellten sie sich als wilden Gesellen vor, an zügelloses, unstätes, heilloses Leben gewöhnt. Darum das Entsetzen, als der Sohn eines Fabrikanten Soldat wird, um gegen den Erbfeind zu ziehen; das verträgt sich mit der Ehre des Geschäftes nicht, das höchste Gut dieser engen Leben, und wird mit Enterbung gerade recht bestraft. Soldat zu werden, mochte für den Webergesellen und etwa noch den Appreteurs- oder Färberssohn rühmlich sein, für den Fabrikantensohn — eine Schande. Diese Überzeugung änderte sich selbst nach der Schlacht von Aspern nicht, wenn sie auch nur in milderen Variationen auf dem „Brillantengrund" geteilt wurde.

Dieses Stück Alt-Wien hat Emil Ertl in seinem jüngsten Buche aufleben lassen. Wie eine schön umschnörkelte barocke Fassade heimelt der Titel „Die Leute vom Blauen Guguckshaus" an. Die Fassade straft die inneren Gemächer und die Menschen, die darin wohnen, nicht Lügen. In den altfränkischen Kostümen unserer Urgroßväter gehen sie einher und sind von dem

kleinlichen, dumpfen Geiste jener großen, entscheidenden Zeit erfüllt, in der die Politik von der Hand privilegierter Machthaber geknebelt lag und die vom Brandherd der französischen Revolution herübergewehten Funken zu ersticken drohten. Die Biedermeierei der Leute vom Guguckshaus und der Nachbarhäuser hat in ihrem vollkommenen Quietismus etwas Beunruhigendes an sich. Der einzige Freigeist unter ihnen ist ein Narr. Ganz merkwürdig, wie sich Emil Ertl in diese beschränkte, in ihrer Unfreiheit fast skurille Welt eingewoben hat; nicht einmal die Blutzugehörigkeit erklärt heute diese frappante Teilnahme zur Genüge. Er lebt mit den Spießern und Kannegießern von anno dazumal — leider läßt er keinen einzigen bedeutenden, über den braven Durchschnitt hervorragenden Mann unter ihnen wirken — in so inniger Beziehung, daß nicht bloß Straßen und Plätze, auf die ihr Blick fällt, Interieurs, Hausrat und Geräte, die sie benützen, Kniehose und geblumte Weste, die sie tragen, zu neuer Wirklichkeit werden, sondern auch ihre mäßige Intelligenz, die nur ein gewisser Mutterwitz beweglicher macht, ihre ausschließlich realen Interessen, ihre ganze, nicht gerade elastische und tiefe, in dem berühmten goldenen Gemüt schlummernde Psyche neu aufleben. Diese große Lebendigkeit des ganzen Bildes, jeder Gestalt und jedes Zugs erreicht Emil Ertl weniger durch das künstlerische Vermögen, scharfe Konturen zu ziehen, Charaktere aus den wesentlichsten Merkmalen aufzubauen, ihre essentiellen Kennzeichen abzudestillieren, durchdringende Diagnosen zu stellen, als vielmehr durch eine verliebte Kleinarbeit, ein gewissenhaftes Ausspinnen der Details, eine beängstigende Punktier- und Strichelmethode. Vielleicht paßt diese Manier, die sich zur strengen, preziösen Linienführung der Artisten in bewußten Gegensatz stellt, zum stofflichen Vorwurf des Romans. Immerhin ist es schwer, dem sehr umständlichen, breitspurigen Raisonnieren der mit einer nur höchst milden, gütigen Ironie konterfeiten Schottenfelder über die Hälfte des Buches zu folgen. Just wenn man die Geduld verlieren will, grollen die Ereignisse von Aspern dazwischen, erhebt sich der Wirbelwind und bringt den leidenschaftlichern Zug in das Buch. Am Schluß bedauert man, dem Empereur Napoleon nicht begegnet zu sein, nicht einmal die Spitze seines Hütchens gesehen zu haben; man hat die Härte seiner Nähe gespürt, ihn selbst aber nicht zu Gesicht bekommen. Das hat Ertl sich entgehen lassen. Durch die Gegenüberstellung einiger Aristokraten, der markanteren Repräsentanten jener Epoche, hätte sein Bürgertum einen beziehungsreichen Kommentar erfahren.

Camill Hoffmann.

Kleine Mitteilungen.

Mozarts Wohnungen in Wien. Im September des Jahres 1762 kam der sechsjährige Wunderknabe Mozart mit seinem Vater und seiner Schwester zum erstenmal nach Wien, trat bei Hofe und in vornehmer Gesellschaft als Pianist auf und erregte größtes Aufsehen. Knapp nach Neujahr 1763 kehrte die Familie nach Salzburg heim, wo der Vater alsbald Vorbereitungen zu der ersten großen Reise des „Wunderkindes" traf. (1763—1766.) 1768 erscheint der nun zwölfjährige Künstler abermals in der Kaiserstadt. Diesmal waren beide Eltern und die Schwester „das Nannerl" mitgekommen. Die Familie nahm Wohnung in dem dem Baron Lorenz Strecker v. Rautenstrauch gehörigen Hause „Hohe Brücke", Nr. 387 (später führte das Haus die Nr. 382, 1820—1823 die Nr. 352, seit 1862 die Bezeichnung Wipplingerstraße Nr. 25; im Keller des Hauses bestand durch lange Jahre die Gastwirtschaft „Zum rothen Sabel", im Volksmund „Sabelkeller" genannt). Das Haus, welches seit Mai 1898 nicht mehr besteht, wurde durch einen Neubau ersetzt mit einer im Jänner 1899 enthüllten Gedenktafel, worauf die Inschrift: „Mozart wohnte in dem an dieser Stelle bestandenen Hause 1768 und 1782." Die Jahreszahl 1782 erinnert an die glückliche Zeit, da der 27jährige Meister mit seiner jungen, ihm eben angetrauten Gattin daselbst seine erste Wohnung als Ehemann bezog.

1768 hatten die Mozarts bekanntlich unter den Intrigen der Italianissimi schwer zu leiden; der kluge Vater wußte aber immer wieder Boden zu gewinnen und konnte schließlich mit seinem genialen Sohn Wien als Sieger auf allen Linien verlassen.

Im März 1781 finden wir Wolfgang Mozart wieder hier. Er war im Gefolge des Erzbischofs Colloredo eingezogen und wohnte, als hiezugehörig, mit den andern Hofbediensteten im Hause Nr. 7 (neu) der Singerstraße. Hier kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen dem des höheren Lakaientums längst überdrüssigen Künstler und seinem — schlagfertigen Vorgesetzten. Am 8. Juni 1781 verließ er das Haus und damit den erzbischöflichen „Dienst". Er war ein freier Mann geworden, was damals für den Künstler, der mehr oder minder lediglich auf die Gunst der Fürsten und Adeligen angewiesen war — ein Publikum in unserem Sinne existierte zu dieser Zeit kaum — seine traurige Kehrseite hatte. Mozart sollte sie zur Genüge kennen lernen.

Als Mozart den salzburgischen Dienst quittiert hatte, nahm er bei seiner späteren Schwiegermutter, Frau v. Weber (Tante Karl Maria v. Webers), die er von Mannheim aus

bereits kannte, sein Quartier. Das war Am Peter, Nr. 577 (jetzt Nr. 11) im „Auge Gottes", im 2. Stock. Das hübsche alte Haus, wo der junge Meister nun unter einem Dache mit seiner späteren Frau Konstanze bis ungefähr Februar 1782 hauste, wurde 1897 demoliert und durch einen mit einer Gedenktafel geschmückten Neubau ersetzt.

Der Vater Mozarts, Leopold, der die „Weberschen" niemals leiden konnte — hatten sie doch seinerzeit den jungen Meister in Mannheim so lange zurückgehalten, bis der gescheite Vater den Sohn mit den Worten: „Marsch fort nach Paris" auf die Wanderschaft zu gehen kommandierte — wollte den unerfahrenen jungen Mann nicht bei dieser Familie wissen und so zog Mozart in ein nicht mehr bestehendes Haus am Graben Nr. 1175 (jetzt Nr. 8). Hier blieb er bis Ende Juli 1782; wo er wieder in das Haus (neu) Nr. 25 in der Wipplingerstraße zog; am 4. August führte er hier seine Konstanze heim.

Nur kurze Zeit blieb das junge Paar in diesem Hause. Schon im Dezember desselben Jahres wohnte es in einem nicht mehr bestehenden Hause in der Wipplingerstraße (jetzt Nr. 4), um bereits im Frühjahr 1783 auch diese Wohnung zu verlassen und in das Burgsche Haus am Judenplatz (neu Nr. 3, seit 1895 ein Neubau) zu ziehen, wo es auch nur bis Michaeli 1784 verblieb. Zu diesem letzteren „Termin" übersiedelte Mozart in den I. Stock des Hauses Nr. 8 (neu) in der Schulerstraße. Dies Haus, das noch ganz in dem Zustande besteht, in dem es der große Meister bewohnte, zeichnet sich, wenn man so sagen darf, dadurch aus, daß es — trotz schon oftmals gegebenen öffentlichen Anregungen — bis heute keine Gedenktafel besitzt. Dafür befand sich in dem jetzt als Geschäftslokal dienenden Hausflur Jahre hindurch eine Tafel: „Das Musizieren hier im Hause ist strenge verboten." Und gerade dies Haus ist das interessanteste der Wiener Mozarthäuser. Hier schrieb der Meister seine Oper „Die Hochzeit des Figaro", hier besuchte ihn sein Vater, 10. Februar bis 25. April 1785 sein edler, neidloser Freund Haydn und andere berühmte Zeitgenossen waren hier bei ihm zu Gaste, hier hat sich ihm — sehr wahrscheinlich — der junge Beethoven vorgestellt, Hummel, Mozarts Schüler, hat als Kind (von 1784 an) hier bei dem Meister gewohnt.

1787 verließ Mozart, der sich von seiner steigenden Berühmtheit auch eine Besserung seiner stets fatalen finanziellen Lage erwartet hatte, in diesem Punkte aber eine arge Enttäuschung erlebte, die für seine Verhältnisse sehr teure Wohnung — der Jahreszins betrug 460 fl. — und zog für einige Zeit auf die Landstraße (alt Nr. 224, das Haus existiert nicht mehr; an dessen Stelle steht jetzt das Haus Nr. 53 der Landstraßer Hauptstraße), im Sommer 1787 in ein vor etlichen Jahren noch bestehendes, nun demoliertes, Gartenhaus des Hauses Nr. 26 (neu) der Währingerstraße. Eine Gedenktafel am Neubau erinnert an den Aufenthalt des Unsterblichen. Am 29. September 1790 übersiedelte Mozart, der inzwischen vielfacher Familienvater geworden war (von seinen zwischen 1783 und 1791 geborenen sieben Kindern blieben nur zwei Söhne, Karl und Wolfgang am Leben), in das Klein-Kaisersteinsche Haus Nr. 970 in der Rauhensteingasse (neu Nr. 8, im Stiegenhause des Neubaues eine vortreffliche Kolossalbronzebüste des Meisters). Hier beschloß der große Künstler am 5. Dezember 1791 sein Leben, seine Familie in Not und Bedrängnis zurücklassend. Von hier aus trug man die Leiche eines der genialsten Menschen aller Zeiten in sein — schon wenige Wochen nach seinem Tode vergessenes Grab.

Richard Heuberger.

Zeitschriftenschau. T. v. Wyzewa bringt in der »Revue des deux mondes« vom 1. Dezember ein neues Kapitel seiner Schilderung von Mozarts Jugend. Es behandelt die Zeit vom 18. November 1763 bis 8. Jänner 1764, während welcher Mozart in Paris und Versailles weilte. Auf Grund sorgsamster Studien und Forschungen ist es dem Verfasser gelungen, die Ereignisse fast eines jeden Tages während dieses ersten Besuches Mozarts in Frankreich genau festzustellen. — Lutz Korodi setzt im Dezemberheft der „Preußischen Jahrbücher" seine Studie über Österreich-Ungarn und das allgemeine Wahlrecht fort. Er bespricht diesmal die Verhältnisse in Österreich und begrüßt das allgemeine Wahlrecht als ein bedeutungsvolles Moment der Einigkeit unter den Österreichern. „Österreichs Völker müssen einig sein, wenn Österreich dem nach der Vorherrschaft in der Monarchie leidenschaftlich strebenden Magyarentum gewachsen sein soll." Er erinnert an Ausführungen des Professors Delbrück* und sucht nachzuweisen, daß eine Demokratisierung des öffentlichen Lebens den Deutschen nur nützlich sein kann und es kann nicht fehlen, „daß ihnen, wenn sie nur das nötige Vertrauen in ihre Kraft und in die geschichtliche Mission ihres Volkstums innerhalb Österreichs haben, die Superiorität gewahrt bleibe". Im übrigen befürwortet er die Autonomie der Nationalitäten, wie sie Rudolf Springer vorschlägt, und sieht in den jüngsten Ereignissen in Mähren bereits den Anfang für die Verwirklichung dieser Idee. Er rät schließlich

* Erinnerungen, Aufsätze und Reden (Berlin, 1905), S. 484.

den Deutschen, mit kühner Entschlossenheit für das allgemeine Wahlrecht einzutreten und dadurch die Massen der gegenwärtig politisch Rechtlosen für sich zu gewinnen. Sie mögen dadurch den gesunden nationalen Optimismus finden, der ihnen heute fehlt, der aber Preußen mächtig gemacht habe: der feste Glaube an eine große Zukunft. — Im Jännerheft bespricht er in einer politischen Korrespondenz, im selben Sinne wie in der „Österreichischen Rundschau" den Wahlgesetzentwurf Kristoffys und die politische Lage überhaupt. — Auch in der „Nation" wird dieses Thema behandelt. Rudolf Springer schreibt über das „allgemeine Stimmrecht in Österreich und in Ungarn". Er zeigt, wie richtig es vom Monarchen war, das allgemeine Stimmrecht in Ungarn zuzugestehen und wie dieses Zugeständnis die Bewegung in Österreich auslöste. Dazu käme seines Erachtens noch ein anderes entscheidendes Moment. Wenn Rußlands Völker nur eine mäßige Freiheit genießen, dann können die österreichischen Nationen nicht mehr im Zustande halben Rechtes gehalten werden, ohne auseinanderzustreben. Rußland lizitiert Habsburg unbewußt seine Länder, seine Völker ab und Österreich muß vorbieten und rechtzeitig dazu! An dem Tage des Zarenmanifestes schrieb ein ruthenisches Blatt in Galizien: „Was geht uns Lemberg, was Wien mehr an — unser Kulturzentrum wird Kiew." Das sagt alles. — Die „Zukunft" enthält einen äußerst interessanten Essai des Professors Ludwig Gumplowicz über Adolf Bastian; Professor Kassowitz schreibt über „Skepsis und Realität" und zeigt die Hinfälligkeit der solipsistischen und psychomonistischen Lehren.

Feuilleton.

Burgtheater.

(Mittwoch den 17. Jänner: „Torquato Tasso", ein Schauspiel von Goethe.)

Fast zehn Jahre hat Goethe gebraucht, um den „Tasso" im Krebsgang von dem letzten Akte auf die ersten zu vollenden. So viel Zeit und solcher Mühe bedurfte es, bis die „Operation" mil dem widerspenstigen Stoffe geglückt und der „potenzierte Werther" dem Stil der „Iphigenie" unterworfen war. Um was es sich dabei handelte, darüber ist kein Zweifel möglich. Der Stil der „Iphigenie" beruht auf der antiken Anschauung von Maß und Gesetz, und Tasso konnte doch nicht unbändig und leidenschaftlich genug dargestellt werden; der Dichter half sich, indem er die ärgsten Ausbrüche seines Helden hinter die Szene verlegte und bloß erzählen ließ — auf der Szene selber führt sich Tasso immer noch maßvoller auf, verliert er die Haltung nur bei der Katastrophe für einen Augenblick ganz. Der Dichter ruhte nicht, bis er die völlige Objektivität erreicht und weder für noch gegen Tasso Partei genommen hatte; nicht mehr, wie im „Werther", sieht er hier bloß mit den Augen des Helden die Welt, er sieht sie auch mit den Augen des Gegenspielers Antonio. Geht man dem Dichter bis auf seine pseudohistorischen Quellen nach, so findet man, daß er im Grunde recht wenig mit ihnen gemeinsam hat, und anstatt des Tasso und des Hofes von Ferrara tritt uns Goethe und der Hof von Weimar vor Augen. Und forschen wir dann wieder in des Dichters eigenem Leben, so treten auch diese Übereinstimmungen zurück, je derber man nach den Personen und Erlebnissen zugreifen will. Denn der Stil der „Iphigenie" verlangt, daß der Dichter die alte „Spreu seiner Existenz" hinausschwinge, daß er die Gestalten und die Vorgänge in die Sphäre des rein Menschlichen und des Typischen erhebe. So ist das, was diese scheinbar so einzig gearteten Seelen in einem auserlesenen Kreise sich anvertrauen, mehr zum Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden, als was sonst irgend eine andere Dichtung Goethes zu den Geflügelten Worten beigesteuert hat. Der Stil der „Iphigenie" aber legte dem Dichter auch das versöhnende Ende nahe, an dem wir festhalten, so viel auch neuerdings dagegen eingewendet worden ist. Seinen unausbleiblichen Untergang läßt er den Helden in Form einer dichterischen Vision in der Zukunft erblicken; vor unseren Augen jedoch gewinnt Tasso nach der Katastrophe merkwürdig schnell eine ihm früher ganz versagt gebliebene männliche Fassung, indem er sich innerlich an seinem Dichterberuf, äußerlich aber an dem ungleichen Freunde festhält, der so ruhig und sicher neben ihm, dem Sturmbewegten, steht. Nicht bloß über dieses fragwürdige Ende, sondern auch über alles, was uns sonst noch heute als „Widerspruch" erscheint, ja, um das ganze Kunstwerk hat der Iphigenie-Dichter den Schleier einer Sprache geworfen, welche die Dinge mehr verbirgt als enthüllt und jeder nackten Deutlichkeit aus dem Wege geht. Das ist der Stil des „Tasso". Das Gefühl für diesen Stil ist nicht bloß dem Burgtheater, auch nicht bloß der modernen Schauspielkunst, er ist unserer Zeit überhaupt verloren gegangen. Das beweist jede Zeile, die heute über den „Tasso" geschrieben und gedruckt wird. Wir stehen heute auf demselben Punkte, auf dem Goethe stand,

als er, kaum noch dem Sturm und Drang entronnen, seinen „Tasso" begann: die beiden ersten Akte, die er damals geschrieben hat, mußte er in der italienischen Periode verwerfen, weil „weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton mit seiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft" hatten. Auch wir haben die Überwindung des Naturalismus noch nicht so weit hinter uns, daß wir nicht noch einen Beigeschmack von ihm behalten haben sollten; und dieser Beigeschmack macht dann aus dem „Tasso", wenn wir ihn lesen oder sehen, etwas ganz anderes, als der Dichter gewollt hat. Wir machen die jahrelange, mühsame „Operation" wieder rückgängig; wir fragen nicht nach dem Stil, sondern lesen und spielen den „Tasso", wie ihn Goethe in seiner Sturm- und Drangzeit geschrieben hätte. Wir verlangen nicht typische Wahrheit, sondern die individuelle Wirklichkeit; je einzelner und aparter, um so besser. Wir suchen durch den Schleier der Sprache zu dringen und nehmen jedes Wort in seiner prägnanten Bedeutung; wir wollen wissen, woran wir sind. Den Tasso, der hinter der Szene gegen den Arzt tobt, wollen wir auf der Szene selbst sehen. Wir wollen das Stück nicht bloß vortragen hören, wir wollen es gespielt sehen. Die Personen, die bei Goethe im leeren Raume zu schweben und sich körperlich kaum zu bewegen scheinen, wollen wir stehen, gehen und sitzen sehen. So leise Wirkungen, wie sie der Stil des „Tasso" verlangt, würden an unsern ungeheuern Theaterräumen scheitern, auch wenn die moderne Kunst nicht schon selber auf das scharfe Herausarbeiten alles dessen losginge, was der „Tasso"-Dichter in den weiten Falten seiner Sprache versteckt oder durch die Glätte des Ausdrucks gemildert hat. Aus jedem Lächeln wird ein Lachen; aus jeder Regung des Mißtrauens wird Verfolgungswahn; aus leiser, für die andern kaum erkennbarer Verstellung wird heuchlerische Grimasse. Und aus dem Ganzen ein Tasso, der vom vierten Akt ab reif für das Hospital ist. Man begreift nur nicht, wie eine geistig so hochstehende Gesellschaft diesem unheilbaren Kranken die Wohltat des Irrenhauses so lange vorenthalten kann, noch weniger freilich, wie dieser Tasso zuletzt doch noch einen augenblicklichen Halt findet.

Mit dieser Zeitströmung hat man zu rechnen, wenn man der Vorstellung gerecht werden will, die das Burgtheater nach ernster künstlerischer Arbeit geboten hat. Niemand hat von Herrn Kainz einen stilisierten Tasso erwarten dürfen; aber der moderne Tasso, den er gegeben hat, war sicher eine der großartigsten Leistungen, die man von ihm gesehen hat. Sonnenthal ist dem Künstler an Wärme, Mitterwurzer war ihm an Phantasie überlegen. Ich habe aber nie einen Schauspieler gesehen, der ihm in bezug auf die geistige Durchdringung des Textes ebenbürtig wäre. Wer je den Tasso laut zu lesen versucht hat, der wird auf die rhetorischen Schwierigkeiten sehr bald praktisch aufmerksam gemacht worden sein. Nicht bloß die psychologische, sondern auch die rein logische Gedankenentwicklung versteckt sich infolge der durchgehenden Einschränkungen, Selbstberichtigungen, bildlichen Wendungen u. s. w. so sehr hinter den Falten der Diktion, daß der Faden oft durch ein Dutzend von Versen ganz verloren scheint und erst dann wieder sichtbar wird. Hier ist nun Kainz Meister; hier feiert seine Kunst des raschen Tempowechsels und sein leichtes, fast müheloses Auf- und Abklettern auf einer weiten Tonskala ihre Triumphe. Wie er oft über drei, vier Sätze hinweggaloppiert, um im fünften durch feine Nuancierung eines scheinbar ganz unbedeutenden Wortes den Faden bloßzulegen, den er gleich darauf wieder verliert, bis er endlich in dem Abschluß der Periode siegreich wieder mit ihm auftaucht und den Gedanken nun voll austönen läßt, das ist ein unvergleichliches Kunststück. So wenig ich auch mit dem Stil einverstanden bin, in dem Kainz den Tasso spielt, so kann ich doch der eisernen Energie und der zähen Konsequenz, womit er seine Auffassung durchgeführt hat, meine Anerkennung und bei der Schwierigkeit der Aufgabe meine Bewunderung nicht versagen.

Auf dem eigentlich Goetheschen Boden stand Frau Hohenfels; sie trat dadurch zu Kainz in einen gewissen Gegensatz, den ich an einem besonderen Beispiel aufzeigen möchte. In einer seiner Quellen fand Goethe die Eifersucht der beiden Leonoren aufeinander angedeutet; in dem Stile seines „Tasso" verbirgt sich die Eifersucht der Prinzessin hinter ein paar leisen Dialogwendungen, die von Frau Hohenfels nicht stärker hervorgehoben werden, als es der Dichter verlangt. Hätte Kainz die Prinzessin gespielt, so hätte er sicher die ganze erste Szene auf diesen Meridian visiert und der Eifersucht alles andere untergeordnet. Frau Hohenfels ist die geborene Prinzessin: die unsinnliche, rein seelische Wärme, die keusche Zurückhaltung und dann doch wieder das minaudierende Spiel der Augen und der Bewegungen, das für einen Mann wie Tasso etwas Herausforderndes haben muß, sind recht eigentlich ihr Fall; nicht zu vergessen die herrliche äußere Erscheinung, die sich nicht sobald in dieser Art wieder finden wird. Auch Herr Hartmann ist für den Herzog, wie für jeden Grandseigneur, geboren; er sollte sich nur nicht so viel Mühe geben, ihn noch zu spielen. Frau Devrient-Reinhold hat sich zwar besser aus der Affäre gezogen, als zu erwarten stand; aber

eine geborene Sanvitale ist sie nicht. Als „beglückte Schäferin“ mehr in der „Laune des Verliebten“ als im „Tasso“ lebend, fand sie sich erst allmählich in das ihr ganz fernliegende Milieu; aber auch die kleine „Schlange“ war keine Goethesche Gestalt. Den schwierigsten Stand hatte Herr Gregori in der anspruchsvollen und stets undankbaren Rolle des Antonio. Je weiter der Tasso nach links in das Gebiet des Exzentrischen und des Verfolgungswahnes rückt, um so weiter muß sein Gegenspieler nach rechts auf die Seite des ruhigen Phlegmas rücken. So ist Herr Gregori weit mehr das gewesen, was man im Anfang des XVIII. Jahrhunderts den honnête homme à la cour nannte, als einer der großen Staatsmänner der Renaissancezeit; und die „Superiorität“, die Goethe nach Stolbergs Meinung dem kleinlichen Antonio über den Zögling der Musen und Grazien gegeben hatte, kam nicht zur Geltung.

Mehr als irgendwo hat auf dem Theater der Lebende Recht. Es ist keine Frage, daß der Tasso, im Stile Goethes gespielt, heute keinen so starken Erfolg haben würde, als die Aufführung im modernen Stil bei dem Publikum zweifellos gehabt hat. Es hat Zeiten gegeben, wo man Shakespeare nicht anders, als in stilisierten Bearbeitungen aufzuführen wagte; Goethe selber hat sich an „Romeo und Julie“ versündigt. Sollte es dem Burgtheater gelingen, den Tasso in dieser Aufführung auf dem Repertoire zu erhalten, so würde das allerdings beweisen, daß es den richtigen Weg gewählt hat. Denn außer am königlichen Hoftheater in Berlin hat sich der Tasso, im Stile Goethes gespielt, meines Wissens nirgends behauptet; er war aller theatralischen Wirkung bar. J. Minor.

Von der Woche.

13. Jänner. Die bulgarische Regierung beruft ihre Delegierten zu den Handelsvertragsverhandlungen von Wien ab. — Die serbische Regierung erklärt, daß sie die Forderung Österreich-Ungarns, den serbisch-bulgarischen Zollunionsvertrag nicht der Skupschtina zu unterbreiten und fallen zu lassen nicht erfüllen könne. Sie sei aber bereit, die Bestimmungen aus dem Vertrage, welche den Abschluß eines Handelsvertrages mit der Monarchie hindern sollten, entsprechend abzuändern. — Erste Aufführung von Rudolf Hawels Schauspiel „Heimkehr“ im Wiener Bürgertheater. — Fechtmeister Johann Hartl (geb. 1847), in Wien †.

14. Deutsch-fortschrittlicher Parteitag in Prag. — Parteitag der polnischen Volkspartei in Krakau.

15. Professor Dr. Gustav Bickell (geb. 1838), in Wien †. — Nach erfolgtem Vergleich spricht das Gothaer Landgericht die Scheidung der Ehe des Prinzen Philipp von Koburg mit Prinzessin Luise, geborenen Prinzessin der Belgier, dem Bande nach aus. — Die niederösterreichischen Landärzte beschließen, vom 1. Februar ab die Impfung, die Schüblingsuntersuchung und die Findlingsbehandlung zu den bisherigen Honorarsätzen zu verweigern und wollen auch die passive Resistenz hinsichtlich der Anzeigen von Infektionskrankheiten eintreten lassen.

16. Eröffnung der internationalen Marokkokonferenz in Algeciras. — Im Handelsverkehr der Monarchie mit Bulgarien wird bestimmt, daß die österreichisch-ungarischen Provenienzen auf dem Fuße der Meistbegünstigung, die bulgarischen auf dem bisherigen behandelt werden sollen.

17. Beim Ministerpräsidenten finden Besprechungen mit den Vertrauensmännern der drei Parteien des Herrenhauses über die Wahlreform und die Reform des Herrenhauses statt. — Die beteiligten Verbände beschließen die Verlängerung des österreichisch-ungarischen Eisenkartells bis 1917.

18. Beim Ministerpräsidenten finden Besprechungen wegen Ernennung neuer Minister statt. — Der österreichisch-ungarische Gesandte in Belgrad verständigte die serbische Regierung, daß die Monarchie die Erklärung Serbiens vom 13. für ungenügend erachte. Österreich-Ungarn werde die Vertragsverhandlungen nicht früher fortsetzen, bis die serbische Regierung eine bindende Erklärung abgebe, daß sie den mit Bulgarien abgeschlossenen Vertrag während der Dauer der Handelsvertragsverhandlungen mit Österreich-Ungarn der Skupschtina nicht vorlegen werde. Serbien müsse sich verpflichten, für den Fall, daß ein Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn zu stande komme, an dem serbisch-bulgarischen Vertrag alle jene Modifikationen vorzunehmen, die von seiten Österreich-Ungarns als notwendig bezeichnet werden.

19. Hofrat Dr. Franz R. v. Koristka (geb. 1826) Professor der Geodäsie, in Prag †. — Die Antwort Serbiens auf die von Österreich-Ungarn gestellten Bedingungen zur Wiederaufnahme der Vertragsverhandlungen werden vom österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad als ungenügend erklärt.

20. Der mährische Landtag wird geschlossen. — Serbien lehnt die Abänderung seiner Antwort an die österreichisch-ungarische Regierung ab, da es die gestellten Bedingungen nicht vereinbarlich mit seiner Würde hält. — Hofrat Friedrich Uhl (geb. 1825), in Mondsee †.

*

Josef Unger. Ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit der Altmeister des österreichischen Zivilrechtes, Josef Unger, zum Präsidenten des Reichsgerichtes ernannt wurde. Seinem Scharfsinn, seinen großen Kenntnissen, seiner geistreichen Erfassung der schwierigsten Fragen, ist zum großen Teil die Anerkennung zu danken, die überall den Urteilen unseres höchsten Gerichtshofes in verfassungsrechtlichen Streitigkeiten gezollt wird. Den hohen Verdiensten, die sich Unger, als Universitätslehrer und als Minister erworben, fügte er während seiner Wirksamkeit am Reichsgerichte noch jene des praktischen Juristen hinzu. Mit seltenem Erfolg wußte er seine reichen Erfahrungen bei der theoretischen Behandlung des bürgerlichen Rechtes auf den praktischen Schutz der staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Rechte anzuwenden. —r.

*

